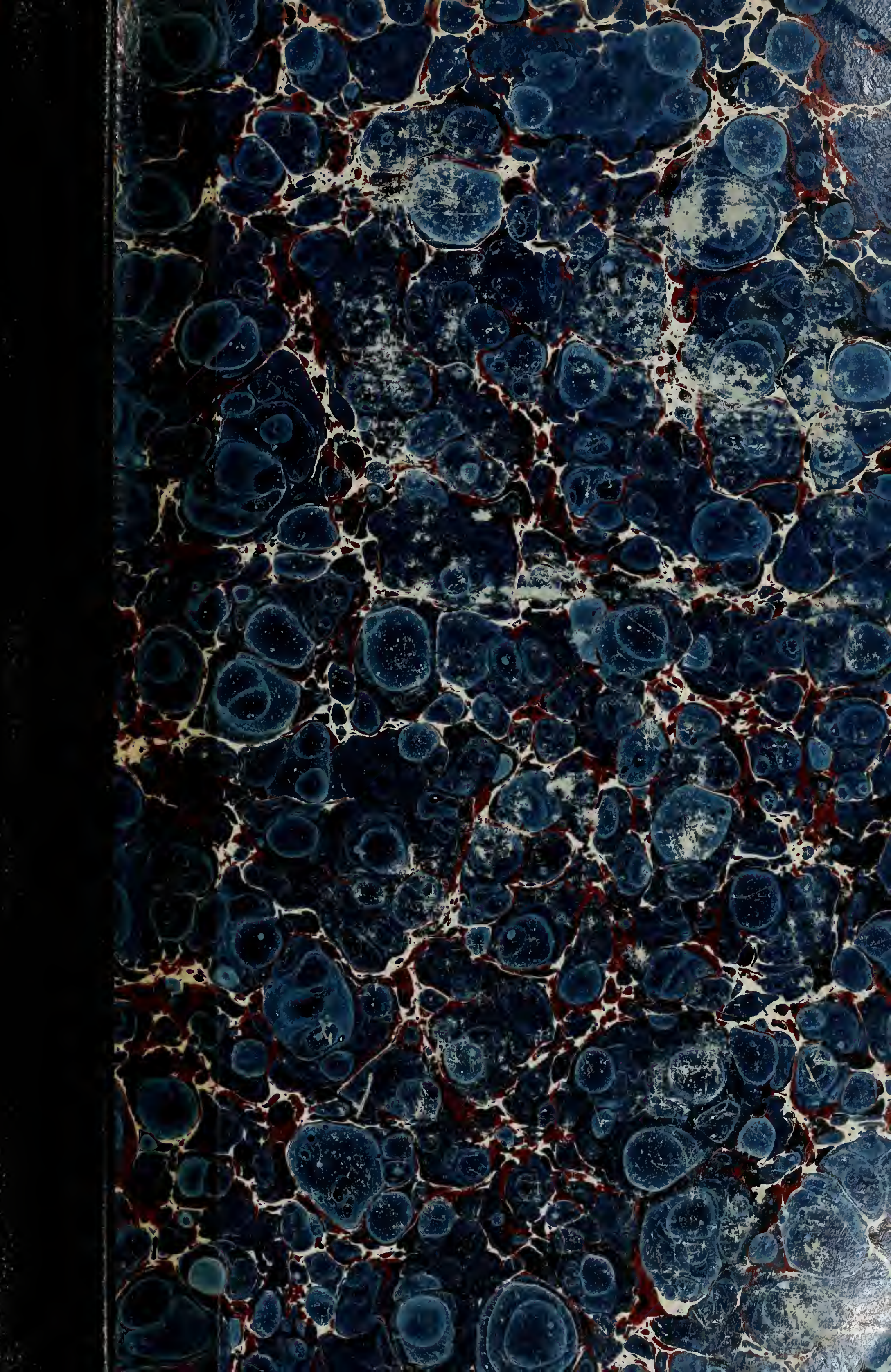
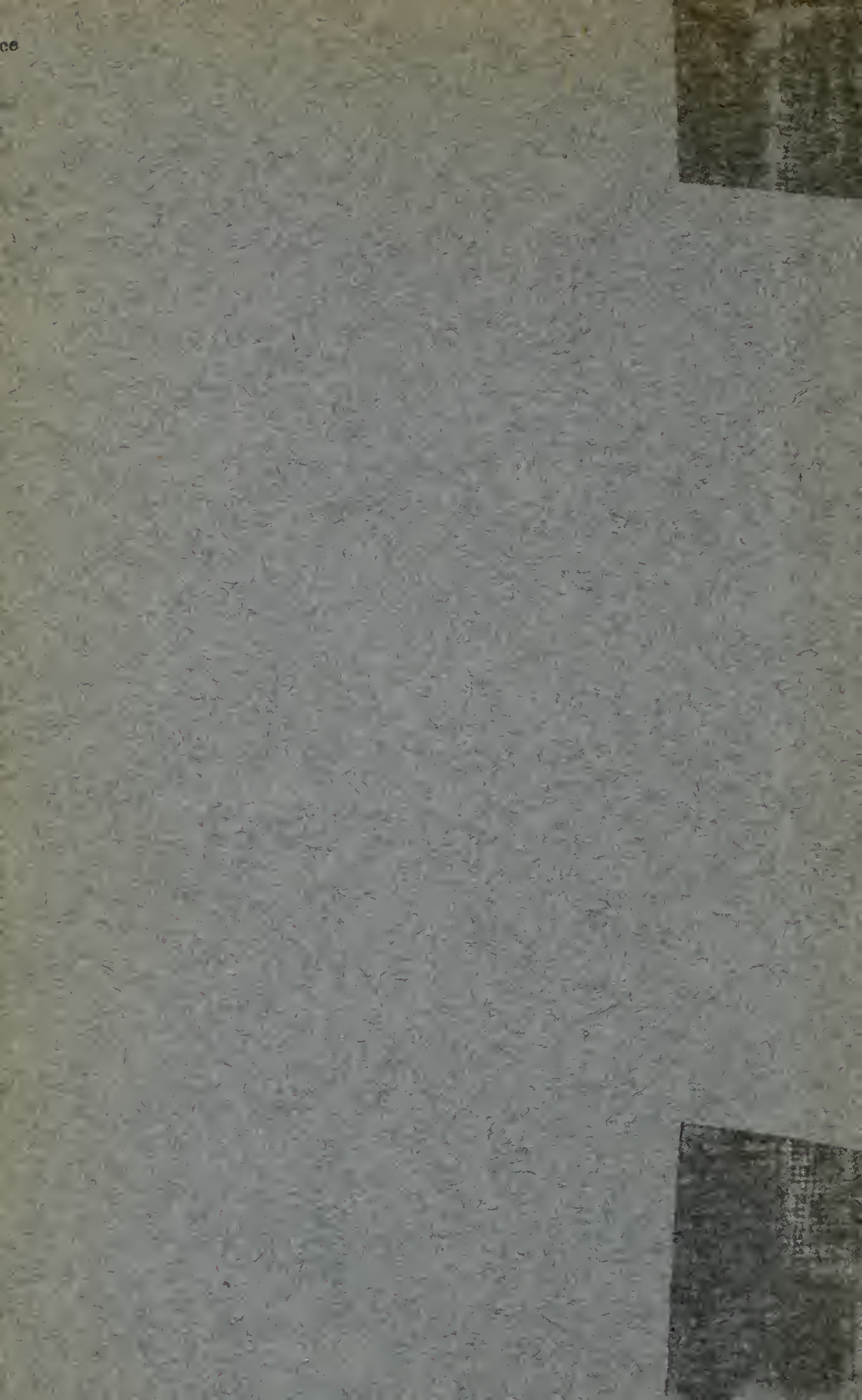
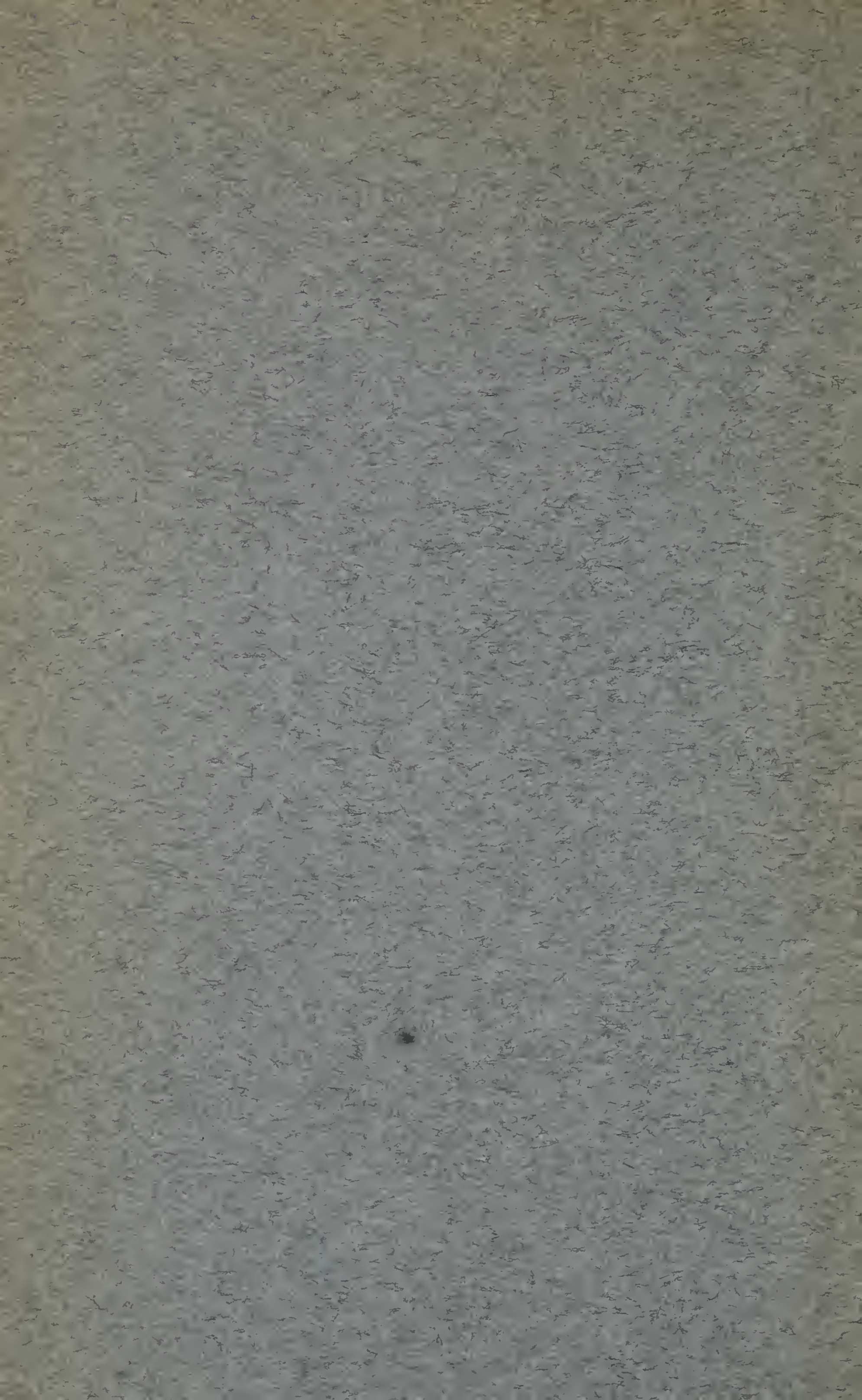




SOUTHERN BRANCH,
UNIVERSITY OF CALIFORNIA,
LIBRARY,
LOS ANGELES, CALIF.



Allgemeine

Deutsche Biographie.

Fünfzigster Band.



Allgemeine
Deutsche Biographie.

Fünfzigster Band.

Nachträge bis 1899:

Harkort — v. Kalchberg.

Auf Veranlassung
Seiner Majestät des Königs von Bayern
herausgegeben
durch die historische Commission
bei der
Königl. Akademie der Wissenschaften.

Leipzig,
Verlag von Duncker & Humblot.
1905.

62381

Alle Rechte, für das Ganze wie für die Theile, vorbehalten.

Die Verlagshandlung.

Reference
DD
85
A43
v.50
cop. 1

Harkort: Friedrich Wilhelm H., gewöhnlich kurzweg Fritz oder „der alte Harkort" genannt, erblickte am 22. Februar 1793 das Licht der Welt zu Harkorten an der industriereichen Ennepe zwischen Hagen und Gevelsberg. Harkorten war das alte Stammgut seiner Familie, welches letzterer muthmaßlich den Namen gab, seit uralter Zeit ein Freigut des Landes. Fritz Harkort's Vater war Johann Kasper Harkort, einer dem höheren westfälischen Bürgerstande angehörenden Familie von bedeutendem Ansehen entstammend. Durch Einsicht, Rechtschaffenheit, Charakterfestigkeit, Erfahrung und gemeinnützige Wirksamkeit hatte er sich die allgemeinste Achtung weiter Kreise erworben. Seine Milde erwarb ihm die Liebe und Zuneigung der Seinigen. Die Erziehung unseres Fritz H. und seiner 5 Brüder ruhte hauptsächlich in der Hand der energischen Mutter, Henriette Elbers aus Hagen, wie der Vater aus einer alten märkischen Familie hervorgegangen. Das Hauswesen war von echt christlichem Geiste durchweht, der sich auch praktisch bethätigte, einfach, ernst, streng, gleichförmig und genau geregelt. Vergnügungen im Geschmack unserer Zeit waren äußerst selten. Doch bot das schöne Stammgut mit der näheren Umgebung der fröhlichen Kinderschaar einen geeigneten Tummelplatz berechtigter Kinderlust. Seinen ersten Unterricht empfing Fritz H. in der dicht beim väterlichen Stammgute gelegenen Volksschule am Quambusch. Nachdem er mit seinen Brüdern aus dieser Schule entlassen worden war, wurden sie der im J. 1799 in Hagen von Director Wiedemann aus Gummersbach im Oberbergischen errichteten „Handelsschule" überwiesen Der fast 1½ stündige Schulweg wurde jeden Morgen und jeden Abend im Sommer und Winter zu Fuß zurückgelegt, wodurch der Körper abgehärtet und bis ins höchste Greisenalter widerstandsfähig wurde. Neben den auf der Schule in Hagen eifrig gepflegten Realien kam das Studium alter und neuer Classiker doch zu seinem Rechte und die „Harkorter Jungens" bewahrten ihren dortigen Lehrern bis ins hohe Alter hinein ein dankbares Andenken. Im Jahre 1808 verließ H. die Hagener Handelsschule, um die kaufmännische Lehre bei Mohl in Barmen-Wichlinghausen anzutreten. Mohl's Geschäft betrieb die Fabrikation von Teppichen und den Handel mit den Erzeugnissen der Weberei des Wupperthales. Hauptabsatzgebiet war die Schweiz. Die Comptoirarbeiten waren nicht nach Harkort's Geschmack. Dadurch erregte er das Mißfallen des Principals ebenso sehr wie durch „das harte, unbeugsame Holz, aus dem der Charakter des jungen Markaners geschnitten war". Seine mehr aufs Praktische ge-

richteten Neigungen fanden in dem gewerbfleißigen Wupperthal einen dankbaren Nährboden. Als Napoleon zur Zeit der Continentalsperre für Verbesserungen bei der Zuckergewinnung aus Runkelrüben einen hohen Preis aussetzte, versuchte sich der kaum 18jährige H. mit Erfolg an der Lösung dieser Aufgabe. Nach beendeter Lehrzeit blieb er im Hause seines Principals und unternahm für denselben eine Reise nach der Schweiz. Der zu einem schönen, hünenhaften Jüngling herangewachsene H. verlobte sich bald darauf mit der einzigen Tochter seines Principals. Dann kam aber das Jahr 1813, welches die Markaner in hellen Haufen zu den Fahnen der Vaterlandsvertheidiger führte. H. fehlte nicht, zum Leidwesen seiner Braut. Für seine musterhafte Haltung und erfolgreiche Ausbildung der Rekruten wurde er noch während des Krieges zum Premierlieutenant befördert. Nach dem ersten Pariser Friedensschluß kehrte H. in seine Heimath zurück. Er führte dann vertretungsweise eine in Altena einquartirte Compagnie. Sein Abschiedsgesuch wurde im December 1814 abgelehnt. Nach Napoleon's Rückkehr von Elba zog er abermals ins Feld. Am 15. Juni erlitt er zwei nicht unerhebliche Verwundungen und wurde nach Mastricht verbracht, später nach Aachen. Erst im September 1815 konnte er wieder zu seinem Truppentheil stoßen. Das eiserne Kreuz wurde ihm zuerkannt. Am Ende des Jahres erfolgte die Rückkehr in die Heimath. Drei Jahre später, am 10. Mai 1818, starb Harkort's Vater. Da Harkorten Majorat war, so wurde er durch diesen Todesfall fast vermögenslos. Doch er verzagte nicht. Er richtete eine Gerberei für feinere Ledersorten auf Harkorten ein und übernahm unweit Langenberg ein Kupferhammerwerk. Nachdem er beide Anlagen in Flor gebracht hatte, überließ er sie jüngeren Verwandten und wandte sich einem neuen Industriezweige zu, der seiner Thatkraft einen gewaltigen Aufschwung verdanken sollte: der Maschinenfabrikation. Zu diesem Zweck trat er in Verbindung mit Heinrich Kamp aus Elberfeld. Kamp lieferte die erforderlichen Geldmittel, während H. die Leitung übernahm. Die Fabrik wurde in der alten Burg zu Wetter, welche 1818 von der Firma Harkort & Co. erworben wurde, eingerichtet. Dieses Jahr wurde auch in anderer Hinsicht für H. bedeutsam, da er sich am 21. September desselben mit Auguste Mohl vermählte. Das junge industrielle Unternehmen hatte außer mit den in der Sache selbst liegenden Schwierigkeiten aber auch mit solchen allgemeiner Art zu kämpfen. Gegner aller Art fanden sich ferner. Trotzdem setzte H. seine Pläne durch und sah bald seine Mühe mit Erfolg gekrönt. Vor allen Dingen bezogen die großen Fabrikstädte im Wupperthal ihre Dampfmaschinen von seinem Werk. Aber auch mechanische Webstühle nach englischem Muster lieferte das Werk in Wetter schon bald, dazu Heizapparate, hydraulische Pressen u. s. w. Bereits im J. 1822 wurde Harkort's Werkstelle in der amtlichen Staatszeitung „unter die merkwürdigsten und bewundernswerthesten Anstalten in Deutschland" gezählt. Um so überraschender waren diese Erfolge, als H. keineswegs der erste Unternehmer in Westfalen war, der Dampfmaschinen baute. Doch H. wurde nicht unthätig; mit neuem Eifer warf er sich nun auf eine bessere Methode der Eisenfabrikation, das sogen. Puddelverfahren. Er selbst legte 1826 neben der Burg Wetter ein Puddel- und Walzwerk an, welches bald in der Grafschaft Mark Nachahmung fand. Das war es, worauf H. hinzielte, nicht in engherziger Beschränktheit nur die eigene Tasche füllend. Als ihm seine nächsten Anverwandten über solche Selbstlosigkeit Vorwürfe machten, erwiderte er: „Mich hat die Natur zum anregen geschaffen, nicht zum ausbeuten; — das muß ich andern überlassen!" Die Anlegung einer Dampfkesselschmiede folgte bald, und diese wurde schnell maßgebend für Rheinland und Westfalen. Dadurch wurde die deutsche Dampfmaschinenfabrikation eigentlich

erst ganz unabhängig von England. Im Jahre 1826 legte H. in Wetter auch einen Hochofen an und infolgedessen wurde der Bergbau auf Eisenstein in der Umgegend von Hagen neu aufgenommen. Auch durch Artikel, namentlich im „Westfälischen Anzeiger“, wies H. auf den Nutzen seiner Bestrebungen hin und mahnte die maßgebenden Kreise, seinem Beispiele zu folgen. Leider fand er für seine Pläne nicht immer das erforderliche Verständniß, wozu in erster Linie das Fehlschlagen zweier großartigen Unternehmungen mitwirkte, welche Elberfeld und vor allen Dingen Jakob Aders ins Leben gerufen hatte: die Errichtung der Rheinisch-Westindischen Compagnie und des Mexikanischen Bergwerkvereins.

Trotz seiner ausgedehnten Thätigkeit fand H. noch Muße, sich auch den öffentlichen Angelegenheiten zu widmen. Außer dem „Westfälischen Anzeiger“ ließ er seine Arbeitskraft dem „Hermann“ zukommen, welchem 1823 das Wiedererscheinen gestattet wurde. Gleich in der ersten Nummer trat H. gegen den am Bergischen Dom zu Altenberg verübten Frevel auf und lenkte die weiteste Aufmerksamkeit auf dieses erhabene Denkmal mittelalterlicher Architektur. Durch dieses mannhafte Eintreten war H. mit einem Schlage zum Ansehen eines unabhängigen Volksmannes gelangt. Seine Thätigkeit in der Presse über die wichtigsten Fragen, welche die öffentliche Meinung der Zeit bewegten, setzte er in den nächsten Jahren fort, theils in humoristischer Form unter dem Pseudonym „Famulus“. Auch für die Durchführung der Union der beiden evangelischen Kirchen innerhalb seines Wirkungskreises trat er lebhaft ein. In allen religiösen Fragen bewies er, trotzdem er mit Ueberzeugung dem protestantischen Bekenntniß zugethan war, die größte Toleranz.

Im Jahre 1819 trat er als Premierlieutenant wieder in das Officiercorps des zweiten Bataillons des 16. Westfälischen Landwehrregiments und wurde später Hauptmann und Compagnieführer; 1833 wurde ihm der erbetene Abschied zu theil.

Die Verfassungsfrage, deren Regelung durch die berühmte Verordnung vom 22. Mai 1815 zugesagt worden war, wurde bekanntlich nicht gelöst. Als aber H. auf dem 3. westfälischen Landtage im J. 1830 erschien, trat er sofort für die Einlösung des königlichen Wortes betreffs der Zusammenberufung von Reichsständen ein, ein Vorgehen, welches ihn fast in Conflict mit Stein gebracht hätte. Auch dem 1833 zusammentretenden 4. westfälischen Landtage gehörte H. an und zwar als eins der arbeitsfreudigsten und genialsten Mitglieder. Unter nichtigem Vorwande wurde dieser den Regierenden unbequeme Mann dann ausgeschlossen.

Schon lange vor diesem Zeitpunkt hatte H. eingehend die englischen Bestrebungen auf dem Gebiete der Eisenbahnen und Dampfschifffahrt verfolgt. Im Jahre 1825 schrieb er einen Artikel, welcher die Vorzüge seiner überzeugenden Schreibweise — lakonische Kürze — treffend widerspiegelte und die erste in einem öffentlichen Blatte Deutschlands erschienene Anregung gab. Er griff die Sache auch sofort praktisch an und ließ in Wetter eine kleine Probebahn erbauen und diese im Sommer 1826 im Garten der Museumsgesellschaft in Elberfeld aufstellen. Doch der Widerspruch und die Kurzsichtigkeit der Behörden ließ seine Pläne nicht so schnell, wie es zu wünschen gewesen wäre, zur Ausführung gelangen. Nur drei kleinere Eisenbahnen wurden im Märkischen bis zum Jahre 1830 angelegt, namentlich die Steele-Vohwinkeler Linie, welche erst zwei Jahrzehnte später zu einer Hauptbahn mit Locomotivenbetrieb umgewandelt wurde. Zu ihrer Herstellung bildete sich auf Harkort's directes Betreiben die erste Eisenbahnactiengesellschaft in Deutschland. Gleich bei seinem Eintritt in den westfälischen Landtag reichte H. einen ausführlichen Antrag

auf „Verbindung der Weser mit der Lippe vermittelst einer Eisenbahn" ein. Dieser Antrag fand eine günstige Aufnahme. Doch die Regierung war zu keinem energischen Handeln zu bewegen. Da ließ H. 1833 seine bekannte Schrift erscheinen: „Die Eisenbahn von Minden nach Köln", in welcher er nicht nur die commerciellen u. s. w., sondern auch die strategischen Vorzüge dieser Bahn geschickt klarlegte. Seine Privatverhältnisse nöthigten H., nach dem Schlusse des 4. westfälischen Landtages von der Stelle des ersten Vorkämpfers für den Bau von Eisenbahnen in Westfalen allmählich zurückzutreten. Trotzdem ist er für den Bau der Bergisch-Märkischen Eisenbahn noch hervorragend thätig gewesen.

Seine geschäftliche Verbindung mit Kamp löste H. im J. 1832; „an Ansehen und Ehre hatten sie überall gewonnen, an Geld aber waren sie nicht reicher geworden". H. war gezwungen, sich und den Seinen eine neue Heimstätte zu schaffen und er führte das in dem schon 1827 erworbenen, einst fiskalischen Walde im Hombruch bei Dortmund aus. Er wollte im Hombruch die rohen Gußtheile anfertigen und diese in Wetter vollenden und zu fertigen Maschinen zusammenstellen. Vor allen Dingen richtete er nun seine Thätigkeit auf die Herstellung von Schiffsdampfmaschinen. Das erste Dampfboot, für welches er die Maschine baute, war für die Weser bestimmt. In diese Zeit aufreibendster Thätigkeit fällt der Tod seiner Frau, Sylvester 1835. Sechs Kinder trauerten mit dem tiefbewegten Gatten an ihrem Sarge. Am 24. Januar 1836 lief das Boot, „Friedrich Wilhelm III." genannt, vom Stapel. Der Bau eines Rhein-Seeschiffes wurde unmittelbar darauf von H. ins Auge gefaßt, welches von Köln aus die transatlantischen Häfen anlaufen sollte. Schon 1837 war das Schiff fertiggestellt und trat seine erste Fahrt nach London an. Doch blieb der gehoffte Erfolg aus. Gegen Ende des vierten Jahrzehnts trat H. in Verbindung mit Matthias Stinnes in Mülheim, um eine Dampf-Schleppschifffahrt auf dem Rheine zu errichten. Neben dieser rastlosen Thätigkeit ruhte seine Feder nicht. So erschien 1841 von ihm: „Die Zeiten des ersten Westfälischen (16.) Landwehrregimentes. Ein Beitrag zur Geschichte der Befreiungskriege 1813, 1814, 1815." An den großen Zeitfragen, welche die Gemüther in Deutschland nach der Thronbesteigung Friedrich Wilhelm's IV. immer lebhafter bewegten, betheiligte sich H. nur wenig; immer klarer wurde es ihm, daß erst auf Grund eines besseren Volksunterrichtes und einer besseren wirthschaftlichen Lage der arbeitenden Classen eine Selbstregierung des Volkes anzustreben sei. Der socialen Frage und der Volksschulsache wandte er darum nun sein ganzes Interesse zu, wie es seine 1848 erschienene Schrift „Bemerkungen über die Preußische Volksschule und ihre Lehrer" beweist, eine Schrift, welche noch heute Beachtung verdient und welche damals ungeheuern Erfolg hatte. Eine Frucht derselben war die Bildung des Vereins für die deutsche Volksschule und für Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse, welche H. 1843 ins Leben rief. Zur Hebung des Nährstandes bildete H. den Gewerbeverein in Hagen und schrieb im Winter von 1843 auf 1844 das beachtenswertheste seiner Bücher: „Bemerkungen über die Hindernisse der Civilisation und Emancipation der unteren Classen".

Ueber die Sorge für die Allgemeinheit hatte H. wie vordem die Sorge für sich und die Seinen vernachlässigt, und 1847 kam Hombruch unter den Hammer. Das folgende Jahr brachte den Ausbruch der Revolution. Da war es H., der die beiden bekannten Adressen der Markaner an den König verfaßte, in denen diese den Monarchen ihrer unwandelbaren Liebe und Anhänglichkeit versicherten. Seine berühmten „Arbeiterbriefe" folgten unmittelbar darauf. H. war, wie es nicht anders zu erwarten, auch 1848 unter den

Mitgliedern der preußischen Nationalversammlung. „Kampf für die Ordnung, Kampf gegen die drohende Anarchie“ war seine Losung. Von Berlin aus erließ er seine „Briefe in die Provinzen“. Nach den unwürdigen Vorgängen vom 9. Juni reichte er im Einverständniß mit vielen westfälischen Collegen die Erklärung ein, daß sich die Nationalversammlung im Zustande der Unfreiheit befinde und daß deren Sitz nach einer andern Stadt zu verlegen sei. Der Antrag kam nicht zur Verhandlung. Im Verein mit gleichgesinnten Abgeordneten und unter Zuziehung von Diesterweg und Kapp aus Hamm stellte H. dann die Fundamente fest, auf denen das öffentliche Schulwesen in Preußen aufgebaut werden sollte. H. und seine Freunde gingen nun zur Gründung des sogenannten Centrums über, dessen Vorsitzender H. wurde; nach ihm wurde die Partei aber gewöhnlich genannt. In den Jahren 1849 und 1850 beschränkte H. seine Thätigkeit im wesentlichen auf die eifrige Mitarbeit an der „Deutschen Reform“, der „Parlamentscorrespondenz“ und auf die Veröffentlichung von Flugblättern. Am 5. Februar 1849 wurde er sowol in Hagen als Neustettin-Belgard-Schievelbein-Dramburg gewählt. Er nahm wieder für Hagen an. Am 21. April stimmte er dafür, daß die Kammer die beschlossene Reichsverfassung für rechtsgültig anerkenne. Die revolutionären Bewegungen in Berg und Mark riefen H. nach der Heimath. An den Arbeiten der neugewählten Kammer betheiligte sich H., abermals für Hagen gewählt, mit gewohntem Eifer. Auch im Erfurter Volkshaus stimmte er mit. Die Mußezeit füllte er mit Berichten an Zeitungen und der Abfassung der trefflichen Volkserzählung „Flachs-Martha“ aus. Im Jahre 1850 finden wir den Unermüdlichen in Schleswig-Holstein, für dessen „Rettung“ er eifrig eintrat. In demselben Jahre warf er sein Gewicht für ein gemäßigtes Freihandelsprincip in die Wagschale, wodurch er mit den Großkaufleuten Kölns u. s. w. in Conflict gerieth. Der schmachvolle Tag von Olmütz trennte im gleichen Jahre die verfassungstreue Partei vollständig von Herrn v. Manteuffel. Harkort's parlamentarische Thätigkeit war inzwischen unausgesetzt den wirthschaftlichen Fragen zugewandt: Bergwesen, Banken, Geldinstitute u. s. w. Ein glänzender Redner war er nicht, trotzdem ein gefürchteter Feind, der oft des Eindrucks seiner Reden sicher sein konnte. Nach dem Sessionsschluß von 1851 schrieb er seinen „Bürger- und Bauernbrief“, welcher ihn vor das Criminalgericht brachte, das ihn aber frei sprach. Nun ging er nach Wetter zurück. Am 20. März 1852 kam es zwischen H. und v. Bismarck-Schönhausen anläßlich der Verhandlungen über das Armeebudget zu einem scharfen Zusammenstoß, einer Thatsache, die geeignet war, die Aufmerksamkeit der Behörden auf H. noch mehr zu lenken. Trotzdem blieb er seiner volksthümlichen Publicistik treu und ließ unter anderm 1852 in Elberfeld einen zweiten „Bürger- und Bauernbrief“ erscheinen. Präsident Grabow, Harkort's alter Freund und politischer Kampfgenosse, stellte ihm für diesen Brief in Aussicht: entweder für einen Umsturzmann gehalten oder „höchstens bemitleidet“ zu werden. Seine Kampfeslust blieb jedoch ungeschwächt. Aus der Zahl seiner Broschüren und Artikel dieser Zeit ragt der „Wahlkatechismus pro 1852 für das Volk“ hervor. H. ward in den folgenden Jahren für Hagen immer wieder in das Abgeordnetenhaus gewählt und war dort unermüdlich in gewohnter Weise thätig, nicht zuletzt für die Schule. In der freien Zeit der Jahre 1855 und 1856 richtete er in Wetter Unterstützungscassen für Fabrikarbeiter, Handwerksgesellen und Handwerksmeister u. s. w. ein. Im Jahre 1857 trat H. an die Spitze des Comités für die Errichtung eines Steindenkmals auf dem Kaisberge bei Herdecke an der Ruhr. Das neu erwachende politische Leben in Deutschland sah H. mit dem Flugblatt (Frühjahr 1859) „Eine Stimme aus dem Volk“

auf dem Plan, welche sein Programm für die zu befolgende innere und äußere Politik Preußens darlegte. Nach der Königsberger Krönung (1861) wurde ihm der rothe Adlerorden 3. Classe verliehen, nachdem er nach Friedrich Wilhelm's IV. Thronbesteigung die 4. Classe erhalten hatte. In der Frage der Armeereorganisation nahm H. eine Mittelstellung ein. Für die Entwicklung der deutschen Seemacht war er jederzeit eingetreten, in der Zeit nach 1861 mit besonderer Lebhaftigkeit. Doch zog er sich gerade dadurch eine Verurtheilung in Düsseldorf zu. Es war die einzige, die ihm je widerfuhr und wurde reichlich wett gemacht durch die Ueberreichung eines prachtvollen Tafelaufsatzes seitens seiner Wähler im J. 1865. In demselben Jahr sah H. seine durch ein Menschenalter hindurch verfochtenen Bemühungen um das Zustandekommen eines Berggesetzes (24. Juni) gekrönt. Sein letzter Antrag im Abgeordnetenhause galt der arbeitenden Bevölkerung, indem er für alle Eisenbahnzüge die Einrichtung besonderer Frauencoupés in der III. und IV. Classe, sowie die Heizung derselben im Winter forderte. Der Antrag wurde angenommen. Auf seine Anregung kam der Centralverein für Hebung der deutschen Fluß- und Canalschifffahrt zu Stande. Im norddeutschen Reichstage war H. besonders für die Fragen des See- und Eisenbahnwesens, des Schutzes der Auswanderer, des Kriegsschiffbaues im eigenen Lande thätig. Auch das Mandat für den ersten deutschen Reichstag 1871 übernahm H. noch auf das unablässige Andrängen seiner Freunde. In diesem war er einer der Ersten, der die Wichtigkeit betonte, deutsche Colonien zu besitzen. Mit dem Schluß der ersten Legislaturperiode des ersten Reichstags (24. Juni 1873) endigte Harkort's parlamentarische Thätigkeit nach 25jährigen rastlosen Bemühungen. Er zog sich nach Hombruch zurück, doch nicht unthätig, besonders noch der Schule sein Interesse zuwendend. Er starb am 6. März 1880, nur in den letzten Lebensjahren das Ungemach des Alters spürend, in seinem äußerst bescheidenen Heim im Hombruch. Im Walde von Schede fand er seine letzte Ruhestätte. Eine von Afinger gefertigte Büste Harkort's hat ihren Platz in der Halle des Steinthurmes gefunden. Am 19. October 1884 wurde ein Denkmal für ihn in der Form eines Thurmes auf dem Alten Stamm bei Wetter feierlich eingeweiht.

Der liebevolle Biograph Harkort's, L. Berger, faßt die Uebersicht über sein thatenreiches Leben in folgende Sätze zusammen: „Er war ein Knabe, als der neue Beherrscher Frankreichs die Monarchie Friedrichs des Großen zu Boden schmetterte; ein Jüngling, als er die Waffen ergriff, um in einem Völkerkriege sondergleichen sein zertretenes Vaterland von der Fremdherrschaft befreien zu helfen. Als Mann stand er in der vordersten Reihe derer, welche durch Wort, Schrift und Beispiel die wirthschaftliche Entwicklung des Landes zu fördern trachteten, für die rechtzeitige Gewährung gesetzmäßiger Freiheit eintraten, und die Verbesserung der Schule und der Lage der arbeitenden Classen anstrebten. Der heranstürmenden Revolution leistete er ebenso mannhaften Widerstand wie der ihr folgenden Reaction. Er vertheidigte die Landwehr und verlangte die Schaffung einer Seewehr. Als Greis erlebte er die Gründung des neuen Deutschen Reiches durch Kaiser Wilhelm den Ersten und erblickte, nachdem er ein Vierteljahrhundert als erwählter Volksvertreter gewirkt, am Abend seines Lebens das geeinigte Deutschland auf einer früher nie geahnten Staffel der Macht und Größe“.

Nach L. Berger, Der alte Harkort, Leipzig 1890. O. Schell.

Harnack: Axel H., Mathematiker, geboren am 7. Mai 1851 in Dorpat, wo sein Vater Theodosius H. (s. u.) Professor der Theologie war, † am 3. April 1888 in Dresden. Unter A. v. Oettingen und F. Minding begann H. in

Dorpat seine physikalischen und mathematischen Lehrjahre mit so schönem Erfolge, daß er schon 1872 durch eine ungedruckt gebliebene Abhandlung geometrischen Inhalts eine Preisfrage löste. Kurz darauf setzte er seine Studien in Deutschland und zwar in Erlangen fort. Dort war der Vater 1853—1866 Professor gewesen, dorthin verwiesen die Erinnerungen des heranwachsenden Knaben. Der dortige Mathematiker Felix Klein wußte den vielversprechenden jungen Geist zu erkennen und in richtige Bahnen zu verweisen. Die von Clebsch ersonnene Parameterdarstellung der Curven dritter Ordnung mit von Klein herrührenden Gedanken in Verbindung zu setzen, war die erste Aufgabe Harnack's. Ihre Lösung bildete seine Doctordissertation „Ueber die Verwerthung der elliptischen Functionen für die Geometrie der Curven dritter Ordnung“. Bald folgte die „Behandlungsweise der algebraischen Differentiale in homogenen Coordinaten“ (1875) als Habilitationsschrift bei der Niederlassung als Privatdocent an der Universität Leipzig, und in ihr der erste Beweis des Satzes, daß eine ebene Curve vom Geschlechte p höchstens aus $p + 1$ getrennten Zügen bestehen könne. Schon im Herbste 1876 folgte H. einem Rufe als Professor der Mathematik an das Polytechnikum in Darmstadt, im Herbste 1877 einem abermaligen Rufe an das Polytechnikum in Dresden. Dort beschloß er seine Laufbahn. Eine aus einer Erkältung im Seebade hervorgegangene ernsthaftere Erkrankung des ohnedies zarten Mannes nöthigte 1883 zur Unterbrechung der Lehrthätigkeit. H. suchte in Davos Heilung und fand sie wenigstens so weit, daß er Ostern 1885 seine Vorlesungen wieder aufnehmen konnte, aber als genesen durfte er sich nicht betrachten. Im Sommer 1887 zeigte sich das tückische Uebel aufs neue, und wenn auch mit herannahendem Winter eine Besserung eintrat, welche ihm kleinere Reisen, z. B. im December eine solche nach Leipzig zu einer Sitzung der dortigen Akademie, zu deren Mitglied er 1886 gewählt worden war, gestattete, so sah er sich im Februar 1888 gezwungen, seine Ausgänge zu beschränken. Am 16. März brach er mitten in einer Vorlesung zusammen, drei Wochen später ruhte er im Grabe. Wir haben nun, zum Jahre 1875 zurückkehrend, seiner wissenschaftlichen Leistungen seit jener Zeit zu gedenken. Als Geometer, allerdings im neueren Sinne des Wortes, nach welchem alle Hülfsmittel der Analysis der Geometrie dienstbar gemacht werden, hatte H. begonnen. Geometrie lehrte er auch in den Vorlesungen an der Universität Leipzig, und in dem gleichen Gedankengange hielt ihn die Herausgabe des nachgelassenen Werkes von Hermann Hankel, Die Elemente der projectivischen Geometrie in synthetischer Behandlung (1875), mit welcher er betraut wurde, fest. Die kurze Darmstädter Zeit, während welcher H. sich überdies verheirathete, bildet gewissermaßen den Uebergang zu seiner zweiten schriftstellerischen Thätigkeit als Analytiker. Die ordentliche Professur, welche H. in Darmstadt, dann in Dresden inne hatte, legte ihm die Pflicht auf, Schüler in die Differential- und Integralrechnung einzuführen, und er war der Meinung, man müsse dabei in erster Linie auf klare und vollständige Auseinandersetzung der grundlegenden Begriffe sehen. Diejenige Strenge, welche die Mathematiker etwa seit der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts von allen ihren Veröffentlichungen zu verlangen pflegen, müsse, meinte H., bereits den Eintritt in die höhere Mathematik bewachen, und wenn auch Zweckmäßigkeitsgründe ein genaues Eingehen auf alle Feinheiten und Schwierigkeiten innerhalb der Vorlesung verwehren können, so müsse um so mehr für das Vorhandensein eines Buches gesorgt werden, welches dem verständnißfähigen Schüler die Lücke ausfülle. Diesem Bedürfniß half, vielleicht in einer mehr dem Lehrer als dem Schüler zugänglichen Gestalt, sein Buch „Die Elemente der Differential- und Integralrechnung zur Einführung in das

Studium dargestellt“ (1881), ab, welches mit allseitigem Beifalle begrüßt wurde, und ziemlich gleichzeitig oder nicht viel später sind Veröffentlichungen in Zeitschriften, besonders in den Mathematischen Annalen, über die Fourier’schen Reihen und über die Entwicklungsfähigkeit einer Function einer complexen Veränderlichen in eine Potenzreihe. In Davos hat H. den „Serret-Harnack“, d. h. die durch Zusätze bereicherte deutsche Bearbeitung des französischen Handbuchs der Differential- und Integralrechnung von J. A. Serret hergestellt, welches mehr noch als das französische Original als classisch bekannt ist. Nach Dresden zurückgekehrt wandte sich H. der strengeren Begründung des sogenannten Dirichlet’schen Princips zu, und diesen Bestrebungen entstammen die „Grundlagen der Theorie des logarithmischen Potentials und der Potentialfunctionen in der Ebene“ (1887). H. besaß überdies Neigung und Begabung sowol zu philosophischen als zu geschichtlichen Arbeiten. Dafür zeugt sein Vortrag „Naturforschung und Naturphilosophie“ (1885), dafür seine Festrede „Leibniz’ Bedeutung in der Geschichte der Mathematik“ (1887). Wäre ihm ein längeres Leben beschieden gewesen, so hätte er wohl auch auf diesen Gebieten eine fruchtbare Thätigkeit entfaltet.

Vgl. A. Voß, Zur Erinnerung an Axel Harnack. Mathematische Annalen 32. Bd., S. 161—174 (1888). — Die Referate über Harnack’s Schriften in der Historisch-litterarischen Abtheilung der Zeitschrift für Mathematik und Physik, und zwar von H. Weber über die Elemente der Differential- und Integralrechnung, 27. Bd. (1882), von M. Cantor über Leibniz’ Bedeutung in der Geschichte der Mathematik, 32. Bd. (1887), von M. Nöther über das logarithmische Potential, 33. Bd. (1888). Cantor.

Harnack: Theodosius H., geboren am 3. Januar 1817 [22. December 1816 a. St.] in St. Petersburg, † am 11./23. September 1889 als Professor emer. der praktischen Theologie in Dorpat — hat nicht bloß in der lutherischen Kirche seines Heimathlandes, insonderheit der Ostseeprovinzen, eine hervorragende Stellung eingenommen, sondern ist auch in Deutschland durch seine akademische Wirksamkeit in Erlangen (1853—66) und durch seine vielseitige schriftstellerische Thätigkeit namentlich in den kirchlich gesinnten Kreisen bekannt und anerkannt worden.

Er gehörte zwar nicht zu den bahnbrechenden Geistern. Die Aneignungsfähigkeit und Reproductionskraft war in ihm stärker entwickelt als die urwüchsige Eigenart und geniale Productivität. Seine gleichwohl glänzenden Leistungen auf dem Gebiete der Wissenschaft und des kirchlichen Lebens waren theils in seiner reichen Begabung, theils in seinem eisernen Fleiß und jener warmchristlichen Glaubensüberzeugung begründet, die ihn von Jugend auf beseelte und sich mehr und mehr zu gesunder und charaktervoller Entschiedenheit entwickelte.

Dabei war er eine für alle höheren und idealen Interessen, namentlich auch für die Kunst aufgeschlossene und begeisterungsfähige Natur. Kunstgeschichte, archäologische Studien und kirchliche Alterthümer haben ihn — neben der Pflege guter Kirchenmusik — stets angezogen. Die schöne archäologische Sammlung in Dorpat war eine Frucht seiner eifrigen Arbeit. Auf dem Gebiete der Hymnologie und Liturgik that ihm seine musikalische Begabung gute Dienste.

Sein Hauptinteresse und seine Hauptleistung blieb aber — neben der Untersuchung der Cultusgeschichte — die strenge Systematisirung der gesammten praktischen Theologie vom Standpunkte evangelisch-lutherischer Glaubensüberzeugung. Freilich kam die feste kirchliche Richtung erst nach mannich-

fachem Suchen und Sehnen in seinen Mannesjahren zur Reife und zu harmonischer Entfaltung.

Die christliche Atmosphäre, die ihn während seiner Jugendjahre in St. Petersburg umgab, war eine pietistisch angehauchte. Sein frommer Vater, ein angesehener Bürger der nordischen Großstadt, dessen Geschlecht — wie der Name Harnack (tschechisch = „Bergmann") vermuthen läßt — auf die Herkunft aus Böhmen hinweist, war gleichwohl durch und durch deutsch gesinnt. Obwohl Leiter eines großen Herrenkleidergeschäfts hatte er seine vielseitigen ästhetischen Gaben zu entwickeln gewußt. In steter Fühlung mit den gebildeten christlichen Kreisen Petersburgs stehend sorgte er für eine gründliche Ausbildung des einzigen Sohnes in der damals schon blühenden St. Petri-Schule. Die zartfühlende und reich veranlagte Mutter hatte der Knabe schon in seinem 7. Jahre verloren. In seiner geistigen Entwicklung rasch und gedeihlich fortschreitend erwies er sich im hohen Grade empfänglich für geistliche Anregung. Namentlich hat die unter Pastor Nielsen's Wirksamkeit aufblühende Brüdergemeinde, sowie die durch Goßner hervorgerufene religiöse Bewegung auf Herz und Gemüth des Jünglings einen durchschlagenden Einfluß geübt. Mit jener Glaubenswärme und Gefühlsinnigkeit ging aber eine gewisse unklare Verschwommenheit Hand in Hand, gegen die — wie er selbst zugestand — er später ernstlich zu ringen hatte.

Im J. 1834 bezog der strebsame Jüngling die Universität Dorpat. Auch hier waltete noch die subjectivistische Gefühlsrichtung vor. Durch den Einfluß des damaligen Curators — des frommen Fürsten Lieven — und des ihm eng befreundeten Rectors Gustav Ewers waren gläubige Professoren an die theologische Facultät berufen worden. Der Exeget Kleinert und der Dogmatiker Sartorius hatten im positiv-christlichen Sinne gewirkt. Der leidenschaftlich gegen allen Rationalismus zu Felde ziehende Professor Busch regte durch seine litterarische Gelehrsamkeit den jungen Theologen zu historischen, der geistvoll grübelnde Dr. August Carlblom (seit 1835 Nachfolger von Sartorius) zu religionsphilosophischen Studien an. Vor allem hat aber der die praktische Theologie vertretende ehrwürdige Professor (später Bischof) Ullmann die Wahl des Berufes beeinflußt, dem H. sich zu widmen beschloß.

Zu bedauern ist es wohl, daß sich der angehende Studiosus, als entschiedener Gegner des damals noch herrschenden Duellzwangs, von dem Verkehr mit den Commilitonen fast ganz fern hielt. Hier wäre das noch weiche Metall seines Naturells vielleicht zu größerer Festigkeit gestählt worden. Auch gegen die Eitelkeit, die gerade solch begabten Jünglingen nahe liegt, und die wohl zu dem „Gemeinen" gehört, das — nach Goethe's Wort — „uns alle zu bändigen" droht, wäre jene goldene Rücksichtslosigkeit der corporativen Genossenschaft ein vortreffliches Gegengewicht gewesen. Statt dessen blieb Harnack's Verkehr auf den engeren Kreis hervorragender junger Theologen beschränkt. Auch suchte er in Dorpat wieder Fühlung mit der Brüdergemeinde, deren Betstunden er fleißig besuchte. Dabei verzehrte er sich schier in der einseitigen Pflege seines inwendigen Glaubenslebens. Wie wenig dieses noch geklärt und gefestigt war, zeigte sich in dem wogenden Hin und Her der nächsten 5 Jahre (1837—42). Nach absolvirtem Studium wurde der junge Candidat auf ein paar Jahre Hauslehrer in der gräflich Stackelberg'schen Familie (auf dem Landgute Ellistfer bei Dorpat). Die hocharistokratische Atmosphäre dieses vornehmen Hauses erschien wohl kaum geeignet, den mit viel geselligen Talenten begabten, gesangeskundigen, in wallendem schwarzem Lockenhaar prangenden, stets salonmäßig fein gekleideten jungen Mann zur Schlichtheit und Festigkeit zu erziehen. Da mußte das ernste Leben und die göttliche Führung härter eingreifen, um den Hoch-

fliegenden auf festen Boden zu setzen und dem weich Angelegten Rückgrat zu verleihen.

Im J. 1840 zog er in die deutsche Welt hinaus, wo damals die Wogen im Kampf um Union und Lutherthum hochgingen. Um seine wissenschaftlichen Studien fortzusetzen, suchte er verschiedene Universitäten auf. In Bonn wurde er besonders durch J. Nitzsch angezogen. In Berlin lernte er Hengstenberg persönlich kennen, schloß sich aber besonders nahe dem Hofprediger Strauß an. Auch hat die damals in Berlin noch herrschende Hegel'sche Richtung (Marheineke) ihn zu philosophischen und dogmatischen Studien angeregt. In Elberfeld befreundete er sich intim mit dem berühmten reformirten Prediger Fr. W. Krummacher.

Durch all diese Einflüsse gerieth H. ganz in den Bannkreis der preußisch-unirten Kirche. Selbst die theologische Facultät in Erlangen, die er zuletzt aufsuchte, und wo namentlich Harleß akademisch wirksam war, vermochte nicht, ihn für entschiedenes Lutherthum zu gewinnen. So kehrte er im J. 1842, nachdem seine erste Druckschrift: „Jesus der Christ, oder der Erfüller des Gesetzes und der Propheten" als „ein biblischer Versuch" erschienen war, in das durch Philippi's Einfluß (seit 1841) streng lutherisch gewordene Dorpat zurück, um sich der akademischen Laufbahn zu widmen. Seine lateinisch geschriebene Habilitationsschrift (über den Prolog des Joh. Ev. 1843) verschaffte ihm die venia legendi. Ja, man übertrug dem jungen Ankömmling den seit Ullmann's Fortgang (1842) erledigten Lehrstuhl der praktischen Theologie.

Es war unleugbar ein gewaltiger Fehlgriff, einem in der kirchlichen Amtsführung gänzlich unerfahrenen und confessionell noch ungefestigten Jüngling von 27 Jahren dieses Katheder anzuvertrauen, das jedenfalls einen in der Praxis erfahrenen, reiferen Mann fordert. Aber für den jungen Docenten, wie für die lutherische Kirche Livlands, erwuchs doch aus dieser scheinbar unvernünftigen Wahl ein unberechenbarer Segen. Gott der Herr hat ihn hier in eine Schule genommen, die ihn von Jahr zu Jahr sichtlich erstarken ließ, nicht bloß in seiner Glaubensrichtung, sondern auch in Betreff seiner Leistung, wie für die Wissenschaft der praktischen Theologie, so für die kirchlich-amtliche Lehr- und Lebenswirksamkeit. Für seinen inwendigen, ja ich möchte sagen auch für seinen äußeren Menschen wurde Philippi's mannhaft-charakterfeste und doch liebevolle, kaustisch-humoristische und doch warm empfindende Persönlichkeit von durchschlagendem Einfluß. Die impressionable Natur Harnack's ward durch ihn tief innerlich bewegt und ergriffen. Zunächst gab es harte Kämpfe. Schließlich überwand ihn Philippi's Ueberzeugungskraft. Der jugendliche College fügte sich ihm nicht etwa wie einer äußerlichen übermächtigen Gewalt. Vielmehr wurde er von ihm berührt, wie von einem starken Magnet, der die schlummernden Eisentheile im wogenden Innern des strebsamen Theologen gewaltig anzog, während das Feuer der sarkastischen Philippi'schen Kritik jenes glänzende, aber noch unklar gemischte Metall zu gesunder Läuterung schmolz, um es sodann durch Abkühlung gleichsam zu brauchbarer Festigung zu härten. So wurde H. ein „kirchlicher" Theologe im tieferen Sinne des Wortes, d. h. nicht durch äußerliche Aneignung traditioneller Ueberlieferung, sondern durch tiefgreifendes Selbstgericht, durch schmerzliche Sündenerfahrung, durch heißerrungene Glaubensüberzeugung auf dem Grunde des göttlichen Worts.

Dies zeigte sich schon in seiner 1845 erschienenen Schrift: „Die Grundbekenntnisse der evangelisch-lutherischen Kirche", wo der confessionelle Standpunkt als ein selbständig erkämpfter zu Tage trat, während seine kurz vorher erschienene Magister-Dissertation („Die Idee der Predigt" 1844) und die darauf folgende Doctorschrift („De theologica practica recte definienda et

adornanda“ 1847) mehr den fachmännischen Gelehrten auf dem von ihm erwählten Specialgebiete erkennen lassen. Wie rasch und wie erfolgreich sich H. in seine akademische Thätigkeit einarbeitete, bewiesen sowohl seine Katheder-, als seine Kanzelvorträge. Ich nenne absichtlich beide zusammen. In seinem Colleg verstand er es, klipp und klar, vielleicht allzusehr systematisirend und schematisirend, den Stoff mit praktisch-pastoraler Anwendung vorzuführen. Hingegen trugen die Predigten, die er (seit 1847) als Universitätspastor zu halten hatte, etwas doctrinären Charakter und ließen das homiletische Schema wohl zu sehr zu Tage treten. Als Liturg am Altare war er sozusagen in seinem Element. Die ganze Würde der Persönlichkeit, die hohe Gestalt, die ästhetische Bewegung, die klangvoll schöne Stimme, der weihevolle Gesang, — alles wirkte zusammen, um diesem Theil des Gottesdienstes erhöhte Feierlichkeit zu verleihen. Auf der Kanzel war es doch anders. Man fühlte es seiner Predigt zwar ab, daß sie aus eigenster Glaubenserfahrung herausgeboren wurde. Aber es fehlte ihr das Packende, das praktisch Durchschlagende, kurz jene frische Unmittelbarkeit, wie sie aus der lebendigen Fühlung mit der Gemeinde erwächst. Diese war eben als selbständige Universitätsgemeinde damals noch nicht begründet. Anregend und gedankenreich waren seine Kanzelreden immer; aber sie trugen doch meist Abhandlungscharakter. Daher fanden auch die im J. 1848 von ihm in Druck gegebenen „Zwölf Predigten“ keine weitere Verbreitung.

Tiefer griff H. ein in das praktische Leben der baltischen Kirche durch seine rege Antheilnahme an den Synodalverhandlungen und durch seine hervorragende Mitarbeit in den von der livländischen Provinzialsynode gewählten Ausschüssen zur Ausgestaltung der Liturgie. Ihm vor allem verdankt die evangelisch-lutherische Kirche Rußlands die 1872 erschienenen „Liturgischen Formulare“ und die aus ihnen hervorgegangene vortreffliche neue Agende, die seit dem J. 1898 in Gebrauch ist.

Insonderheit bewegten aber damals heiße innere Kämpfe die lutherische Kirche Livlands. Es handelte sich nicht bloß um Abwehr der mit allen Mitteln der Verführung auftretenden griechischen Propaganda (seit 1845), sondern auch um Klärung der innerkirchlichen Zustände. Namentlich gegenüber der wachsenden herrnhutischen „Separation“ und der sie begünstigenden unionistisch-verschwommenen Richtung mancher Pastoren that ein unumwundenes Zeugniß noth. In seiner Schrift: „Die lutherische Kirche Livlands und die herrnhutische Brüdergemeinde“ (1860) faßte H. nur zusammen, was er auf mehreren Synoden als die sectirerische Gefahr jenes „Specialbundes“ bezeichnet und gerügt hatte. Es ist und bleibt ein höchst bedeutsames Zeugniß für das gefestigte und geklärte Urtheil des Mannes, der früher selbst jener Richtung huldigte, daß er nunmehr so energisch zum Kampf gegen ihre Auswüchse mahnte und zwar mit den rein geistlichen Mitteln des Gotteswortes. „Früher“ — so bekennt er selbst — habe er Herrnhut als den „heimischen Heerd im Hause Gottes“ angesehen. Aber in Livland sei er durch Erfahrung belehrt worden, daß jenes schwarmgeistige Wesen unter der Herrschaft des „Looses“ einen heuchlerischen Pharisäismus großgezogen habe, der die Volksseele zu vergiften und zu entnerven, ja sie widerstandsunfähig zu machen drohe in dem nothwendigen Kampfe gegen die Conversionsversuche der griechischen Kirche. Denn — wie das Bengel'sche Wort als Motto jenes Buches besagt —: „Das geistliche Haus Christi wird nicht aus Schwämmen, sondern aus lebendigen Steinen gebaut“.

In jener Zeit suchte H. durch wiederholte Vorträge über „die Kirche, ihr Wesen und ihre Merkmale“ den Brüdern im Amt seinen confessionellen Standpunkt darzuthun. Die lutherische Kirche galt ihm nicht bloß als die „wahrste“,

sondern als die wahre Kirche; zwar nicht sofern sie sich als äußerlich umgrenzbare Confessionsgenossenschaft darstelle oder in einem „Kirchenthum" organisire, wohl aber sofern sie als die Inhaberin des wahren, weil schriftgemäßen Bekenntnisses im Glauben und Leben sich erweise. Denn „das lauter und rein gepredigte Evangelium" und die demgemäß „verwalteten Sacramente" seien — nach Art. VII der Augustana — die Kennzeichen der wahren Kirche.

Diese Grundanschauung — mit Abschleifung einiger allzuscharfer Ecken und Kanten — hat H. auch in einer Reihe von Schriften zu vertheidigen gesucht, die er im Laufe der nächsten Jahre veröffentlichte. So zuerst in seinem Sendschreiben (vom J. 1855) an Jul. Müller: „Die Union und ihr neuster Vertreter"; ferner (zum Theil gegen W. Löhe gerichtet): „Die Kirche, ihr Amt und Regiment" (1862); sodann (gemeinsam mit Harleß herausgegeben): „Die kirchliche Bedeutung der reinen Lehre von den Gnadenmitteln"; und schließlich: „Die freie lutherische Volkskirche. Der lutherischen Kirche Deutschlands zur Prüfung und Verständigung vorgelegt" (1870). Durch all diese Arbeiten wollte H. nicht nur der Kirche seines Heimathlandes einen Dienst leisten, sondern auch nach Möglichkeit eine lebendige Fühlung zwischen der evangelischen Mutterkirche und ihrer baltischen Tochter herbeiführen. Auf größere Theilnahme von Seiten der deutschen Glaubensbrüder glaubte er berechtigten Anspruch erheben zu dürfen. Denn die lutherische Kirche der russischen Ostseeprovinzen bildet den „einzigen lebensvollen Berührungspunkt unserer evangelischen Glaubensgenossen mit dem großen osteuropäischen Reiche". Deutsche Gesinnung und Gesittung habe sich dort auf dem Grunde lutherisch-kirchlichen Glaubens und Lebens gebildet und durch Jahrhunderte trotz aller Anfeindung erhalten.

Nun, H. selbst wurde in die Lage versetzt, diese wärmere Berührung zwischen der baltischen und deutschen evangelischen Kirche durch seine persönliche Wirksamkeit zu fördern. Daß er der im J. 1853 von Erlangen aus an ihn gelangenden Aufforderung, die durch Höfling's Abgang erledigte Professur der praktischen Theologie zu übernehmen, nach kurzem Bedenken Folge leistete, läßt sich mit aus der Rücksicht auf seine Familienverhältnisse erklären. Schon im J. 1848 hatte er sich mit Marie, der jüngsten Tochter des in Dorpat allbeliebten Ewers'schen Hauses verlobt. Sie hatte schon als unmündiges Kind ihren prächtigen Vater verloren. An ihrer Begabung und Originalität war es zu spüren, wie heilsam die gesunde Mischung des urwüchsig-deutschen väterlichen Bauernblutes mit der schlicht vornehmen Eigenart einer Tochter aus dem baltischen Adel sich erwies. Gustav Ewers, der (1781—91) auf einem westfälischen Dorfe aufwuchs und als Knabe barfuß die Gänse seines Vaters gehütet hatte, war unter der Fürsorge des Pastors seines Geburtsortes durch Fleiß, Begabung und Ausdauer zu höherer Bildung gelangt. Nachdem er das Gymnasium absolvirt und in Göttingen die höchste akademische Würde sich errungen, folgte er einem Rufe als Hauslehrer nach Livland, wo er in der Familie des Landraths v. Richter (auf Waimel) dessen Pflegetochter Dorothea Baronesse Maydell, die er selbst Jahrelang unterrichtet hatte, so lieb gewann, daß er sie (1811) heirathete, nachdem er schon im J. 1809 als Professor der Geschichte, Statistik und Geographie Rußlands an die Dorpater Universität berufen worden war. Bei den Studenten und Collegen allbeliebt, wurde er 12mal zum Rector erwählt und errang sich durch seine litterarischen Arbeiten als erster Begründer der russischen Rechtsgeschichte einen berühmten Namen. Erst 49 Jahre alt starb er, allgemein betrauert, im J. 1830 und hinterließ seiner Wittwe einen Sohn und vier Töchter, von denen die jüngste, Marie, damals 3 Jahre alt war. Unter der liebevollen und zugleich straffen Zucht ihrer charakterfesten

Mutter reifte sie zu ausgeprägter Selbständigkeit heran. In ihr vereinigten sich heißer Freiheitsdurst mit pietätvollem Ernst, hohe geistige Verstandsbildung mit demüthiger Glaubensüberzeugung, die namentlich unter Philippi's Einfluß sich zu lutherischer Festigkeit entwickelte. Trotz ihrer etwas herben und scharfen Eigenart wußte sie durch sprudelnd originellen und zugleich echt weiblichen Geist den geliebten Mann ihrer Wahl in seinem theologischen Beruf, sowie vor allem in der Erziehung der Kinder zu unterstützen.

Vier Jahre reich gesegneter Ehe verlebte H. noch mit ihr in Dorpat, zur Freude seiner Schüler und Berufsgenossen, die mit wärmster Theilnahme das stetige Reifen und die inneren Fortschritte des akademischen Lehrers verfolgten und dankbar empfanden. Nach Philippi's Berufung an die theologische Facultät zu Rostock (1852) wurde H. das Katheder der systematischen Theologie zeitweilig übertragen. Da erwies sich seine hohe Begabung für dogmatische Geistesarbeit durch die frische und feine Art, wie er sich in dieses ihm bisher fremde Gebiet hineinzuarbeiten verstand. Gleichwohl hatte jener im J. 1853 an ihn gelangende Ruf nach Erlangen etwas Verlockendes. Dort hoffte er wieder in das ihm genehme Fahrwasser zu gelangen. Dazu kam, daß seine Gattin, trotz ihrem warm baltischen Grundgefühl, doch im Hinblick auf die Erziehung der Kinder und in Rücksicht auf die regere Geistesbewegung im deutschen Mutterlande entschieden zur Uebersiedelung rieth, so schwer ihr auch die Trennung von der innig geliebten Heimath fiel. In Erlangen begann nun für H. die zweite Periode seines beruflichen Lebens und Wirkens. Während der ersten in Dorpat hatte er in jugendlich rüstigem Eifer den Acker bestellt und den guten Samen gestreut. Dort erlebte er auch noch die beginnende Blüthezeit. Während der nun folgenden 13 Jahre akademischer Lehrthätigkeit in Deutschland (1853–66) war jene Saat mehr und mehr zur Reife gelangt. In der Schlußperiode seines Lebens (1866—89), wo er wiederum in der alten Heimath wirkte, konnte er — trotz seiner durch ernste Erkrankung seit 1872 gelähmten Kraft, die ihm neuen Acker zu brechen nicht gestattete — doch in stiller, freudiger Zuversicht und mit eisernem Fleiß die reiche Erntefrucht seiner bisherigen Arbeit einheimsen. — Tiefgreifende schmerzliche Erfahrungen wurden ihm nicht erspart. Gott hat ihn gerade in Erlangen die bitterste Anfechtung und die schwerste Kreuzesschule durchkosten lassen. Zuerst litt er sowohl, als namentlich seine Frau — die mit allen Fasern ihres Wesens in der baltischen Heimath und Kirche wurzelte — schwer unter dem Heimweh. Es wurde ihnen nicht leicht, in die Erlanger Verkehrsweise sich zu finden. Obwohl intimere Beziehungen zu manchen Häusern — so namentlich dem Thomasius'schen — sich anknüpften; obwohl die Studenten Harnack's glänzenden Vortrag gern hörten und manch treuer Schüler ihm persönlich nahetrat; obwohl er das volle Vertrauen der Collegen genoß, die ihn zum Prorector erwählten, wollte es ihm nicht gelingen, in dem neuen Wirkungskreis sich ganz heimisch zu fühlen. Dazu kam der schwere Schlag, der ihn zu zermalmen drohte: sein innig geliebtes Weib, das ihm vier Söhne und eine Tochter geboren hatte, starb über der Geburt des jüngsten Sohnes (im J. 1857).

In dieser Zeit seines Wittwerstandes widmete er sich der Erziehung seiner verwaisten unmündigen Kinder, und versenkte sich tief in litterärische Arbeit. Besonders gereichte ihm zum Trost und zur Glaubensstärkung die Versenkung in Luther's Werke, zu der ihn seine selige Frau mit eindringender Wärme wiederholt gedrängt hatte. Noch während ihrer Lebzeiten hatte er seine zur Jubelfeier der Dorpater Universität (1852) verfaßte Schrift: „Darstellung des Cultus im apostolischen Zeitalter“ neu bearbeitet und als selbständiges Buch herausgegeben unter dem Titel: „Der christliche Gemeindegottesdienst im

apostolischen und altkatholischen Zeitalter" (mit besonderer Berücksichtigung der sogenannten Arkan-Disciplin 1854). Zwei Jahre darauf erschien eine textkritische Untersuchung: „Der kleine Katechismus Luthers in seiner Urgestalt" (1856). Außerdem veröffentlichte er vom J. 1860 ab jene oben schon genannten Schriften über die „Kirche". Im J. 1862 vollendete er den ersten Band seines groß angelegten Werkes: „Luther's Theologie, mit besonderer Beziehung auf seine Erlösungs- und Versöhnungslehre", ein Buch, das er „mit seinem Herzblut geschrieben". Daß es in jener Zeit, wo die großen Köstlin'schen Werke über Luther erschienen, nicht allgemeinere Beachtung fand, lag wohl mit daran, daß die vorwaltend systematisirende Behandlungsweise des großen Stoffes der historisirenden Zeitrichtung nicht entsprach.

Nach siebenjährigem Wittwerstande schloß H. (im J. 1864) eine zweite Ehe, abermals mit einer Tochter der baltischen Lande: Helene Baronesse Maydell. Auch sie war, obwohl aus Estland stammend, in Dorpat unter Philippi's Einfluß zu gesund lutherischer Gesinnung herangereift. Sie wurde ihm eine treue und traute Genossin seiner Leiden und Freuden, eine ebenso ernste als begeisterte Beratherin in seiner Berufsthätigkeit, wie namentlich in der Erziehung seiner noch unmündigen fünf Kinder.

Im J. 1866 war die Dorpater Professur der praktischen Theologie durch Erhebung A. Christiani's zum livländischen Generalsuperintendenten vacant geworden. So schwer ihm das Scheiden aus Deutschland wurde, glaubte er doch dem an ihn gelangenden Ruf in einer Zeit schwerer Anfechtung der livländischen Landeskirche folgen zu müssen. Hier entfaltete er bis zum J. 1872 insonderheit auf liturgischem Gebiete seine oben erwähnte litterarische Thätigkeit. In seinem Hause hatte er während jener 9 Jahre der Dorpater Berufswirksamkeit große Freude an der Entwicklung seiner Kinder. Streng und liebevoll wußten die Eltern jedes einzeln nach dessen Eigenart zu fassen und durch das Beispiel steter Selbstzucht zur Selbständigkeit und Pflichttreue anzuregen. Insonderheit den Söhnen gegenüber folgte der Vater dem ausgesprochenen Grundsatz: „sie müssen eine Macht über sich fühlen, um zu Männern heranzureifen". Zwar blieb auch jetzt in dem so reich sich entfaltenden häuslichen Leben der heiße Schmerz den Eltern nicht erspart. Die einzige Tochter (Anna) wurde ihnen in ihrer vollsten Jugendblüthe nach kurzer schwerer Krankheitsnoth genommen. Die hochbegabten Söhne aber entwickelten sich in baltischer Luft als Jünger der damals noch blühenden alma mater Dorpatensis und als hervorragende Glieder der Corporation Livonia zu tüchtigen Männern, die bald — ein jeder in seiner Art — anerkannte Stellungen sich errangen. Es dürfte wohl selten vorkommen, daß aus einem Hause die vier einzigen Söhne nicht bloß in den vier Facultäten es zu der höchsten akademischen Würde brachten, sondern auch durch litterarische Fruchtbarkeit und erfolgreiche Lehrthätigkeit sich auf deutschen Hochschulen bewährten.

Zu des Vaters siebzigstem Geburtstag (22. December a. St. 1886) überreichten ihm diese vier Söhne eine Denkschrift, in der ein jeder von ihnen aus dem Gebiete seiner wissenschaftlichen Specialforschung einen Beitrag geliefert hatte. Dies war für den hinsiechenden, aber doch noch geistig regsamen Greis eine wehmüthig-herzliche Freude. Denn damals war seine Vollkraft bereits gebrochen. Im J. 1872 hatte ihn ein Schlaganfall getroffen. Das herbe Geschick, das seinen Leib traf, war zugleich eine verklärende Gottesthat an seiner Seele. Er wurde je länger je schlichter, wenn auch die alte Vollkraft gebrochen erschien. Noch drei Jahre machte er den Versuch, den altgewohnten Stoff für seine Vorlesungen neu zu gestalten. Da er aber selbst fühlte, daß es ihm an

Frische und Freudigkeit gebrach, trat er als Professor emer. vom J. 1875 ab in den Ruhestand.

Aber ausruhen im Sinne eines otium cum dignitate vermochte sein immer noch arbeitender und fleißig sammelnder Geist nicht. Nach jener ersten schweren Erkrankung sprach er es selbst der sorgsam ihn pflegenden Gattin gegenüber aus: „Ja, äußerlich wird es enger, aber innerlich immer weiter, immer lichter!“ Unter der heißen Trübsal seines körperlichen Siechthums reifte nicht bloß sein inwendiger Mensch für die himmlische Ernte; sondern es ward ihm noch vergönnt, in emsigem Fleiße einzuheimsen, was er im Laufe 25jähriger akademischer Thätigkeit sich erarbeitet hatte. So erschien in den Jahren 1877/78 sein groß angelegtes System der „Praktischen Theologie“ (4 Theile in 2 Bänden), allgemein anerkannt als eine überaus gründliche Arbeit, deren nothwendig gewordene 2. Auflage leider von dem Verfasser nicht mehr zum Abschluß gebracht werden konnte. Auch seine im J. 1882 in 2 Bänden erschienene „Katechetik“ nebst „Erklärung des lutherischen Katechismus“ fand — namentlich bei den Pastoren der Ostseeprovinzen — eine freundliche Aufnahme. Außerdem fand er noch Zeit und Kraft, um für das Zöckler'sche Handbuch der theologischen Wissenschaften (3. Aufl.) die „Liturgik, Pastorallehre und Kybernetik“ zu bearbeiten. Ja, selbst an den Tageskämpfen in unseren baltischen Kreisen nahm er so lebhaften Antheil, daß er bei dem seit 1884 entfachten Streit über die „Irrthumsfreiheit der Bibel“ ein „Wort zum Frieden“ zu sagen und Oel auf die hochgehenden Wogen zu gießen wußte durch seine 1885 erschienene Schrift „Ueber den Kanon und die Inspiration“. Und wie ein abschließendes Testamentswort klang es, als er das Jahr darauf (1886) in dem ausführlichen Vorwort zum 2. Bande seiner „Theologie Luthers“ den jungen Nachwuchs vor der abschüssigen Bahn der Ritschl'schen Theologie warnte. Zunächst erkennt er das große, bleibende Verdienst dieses charaktervollen Forschers an, theils in dessen erfolgreicher Bekämpfung der Baur'schen Schule, theils in seiner Abwehr aller todten Orthodoxie und jener gefahrdrohenden Verquickung philosophischer Metaphysik mit der Theologie. Da hatte Ritschl geradezu reinigend und klärend gewirkt. Aber gleichzeitig warnte H. vor der drohenden Vermischung eines kantisch angehauchten „Moralismus“ und „Kriticismus“ mit den Elementen eines „modernen“ Christenthums, das sich — bei einseitiger Betonung der Bergpredigt und der Reich-Gottes-Idee — durch Hintansetzung der theologischen und christologischen Centraldogmen kennzeichne. So laufe man Gefahr, den „wesentlichen Ertrag der Reformation zu verlieren“ und „den Felsengrund des evangelischen Glaubens anzutasten“.

Lediglich auf diesem unerschütterlichen Fels der Erlösung und Versöhnung durch den menschgewordenen Gottessohn wolle er — so schließt H. jene Einleitung — sein Haus gebaut haben, nicht auf den Triebsand der Tagesmeinung, die mit ihrer sogenannten „inneren“ Kritik das wahre Christenthum aus der Welt hinauskritisire und an dessen Stelle ein selbstgemachtes setze. Dagegen sei vor allem die ernsthafte „Selbstkritik“ am Platze, jene „Kritik des Gewissens“, die zu vertiefter „Erkenntniß des Grundwesens der Sünde“ führe. Da müsse Luther mit seinem ernsten „Trutzruf“ wieder auf den Leuchter gestellt und seine Warnung vor jenen „wilden Wegen“ beachtet werden, auf denen wir „Christum, den tröstlichen Heiland, verlieren“.

So herb und scharf diese Worte klingen mögen, — sie sind doch versöhnlich gemeint und aus tiefster Ueberzeugung eines gereiften Gottesmannes heraus geboren. Gerade in der letzten Leidenszeit war der treue Arbeiter zu friedliebender Schlichtheit und demuthsvoller Selbstbescheidung gelangt, dies beweisen nicht bloß die letzten Jahre des collegialen und freundschaftlichen

Verkehrs, sondern auch die häuslich concentrirte Art seines Wirkens, sowie seine geradezu rührend kindliche Ergebung in die Leidenswege, die Gott ihn führte. Ein Jahr vor seinem Tode kam noch die erschütternde Nachricht von dem Heimgange seines heißgeliebten Sohnes Axel, der im rüstigsten Mannesalter — fast im Beginn seiner reichgesegneten Thätigkeit an der polytechnischen Hochschule in Dresden — einem tuberculosen Leiden erlag. Dieser Schlag traf den greisen Vater mitten ins Herz, vermochte aber nicht, ihn in seinem festen Glauben an Gottes erbarmende Liebe irre zu machen. Die fast gleichzeitig eintreffende Kunde von der ehrenvollen Berufung des älteren Zwillingsbruders Adolf an die Berliner Hochburg der Wissenschaft war nicht im Stande, jenen Schmerz zu stillen, erfüllte vielmehr den besonnen urtheilenden Vater mit ernster Sorge. Hatte doch der streng kirchlich gesinnte Mann die zur modernen Theologie hinneigende Richtung des berühmt gewordenen Sohnes mit innerster Theilnahme begleitet, ohne je Pression auf ihn zu üben. Denn er lebte und starb der Ueberzeugung, daß Gott einen jeden Christenmenschen und so auch jeden wahren Theologen seine besonderen Wege führe, um ihn zu vertiefter Sündenerkenntniß und persönlichem Heilsglauben, ja zu wahrer Sterbensfreudigkeit gelangen zu lassen. Es dauerte auch nicht mehr lange, bis dem geprüften und gereiften Jünger des Herrn ein seliges Sterbestündlein vergönnt ward. Am 13./25. September 1889, in noch nicht vollendetem 73. Lebensjahre verschied er still und friedlich in den Armen seiner Gattin, die ihm mit selbstloser Aufopferung während der langen Zeit seines Siechthums zur Seite gestanden.

„Der Tod dieses greisen Pilgers“ — so heißt es in dem Nachruf eines seiner nächsten Freunde — „war so sanft, als ob ihm die Seele weggeküßt würde“, ein schöner Tod nach langer und banger Lebensmühsal! Auch er hat es erfahren müssen, was im 90. Psalm zu lesen ist, daß selbst das „Köstliche“, d. h. das Scheinende und Prangende unserer irdischen Wallfahrt: der Glanz und die Ehre, das Ansehen und der Ruhm unter den Menschen eitel „Mühsal und Nichtigkeit“ sind. Aber Gott der Herr wandelte ihm das Mühselige in Seliges, das glanzvoll Eitle in eitel Gold der Wahrheit und Gnade. Im Feuer der Anfechtung wurden die Schlacken seiner menschlich-natürlichen Eigenart weggeläutert und der Silberblick seiner christlich-geheiligten Persönlichkeit trat immer heller zu Tage. Unter den Hammerschlägen göttlicher Schickungen „zum Manne geschmiedet“, hat er sich als ein echter und rechter Gotteskämpfer bewährt. Und wenn ihm auch über dem Ringen „das Gelenk seiner Hüfte gerührt“ ward und er schließlich „hinkend“ aus dem Kampfe hervorging, — ihm brach doch die Morgenröthe an mitten im Dunkel der Nacht. Er wußte sich von Gott gesegnet und wurde eben dadurch vielen zum Segen.“

Alex. v. Oettingen.

Harnier: Caspar Simon Ludwig Eduard von H., Dr. iur., Senator, Schöffe und Syndikus der Freien Stadt Frankfurt am Main (Neffe des Nachfolgenden). Zu Frankfurt a. M. im J. 1800 geboren, erlangte er 1820 den akademischen Grad eines Doctors beider Rechte, wurde 1825 Rathsschreiber, trat 1831 als Senator in den Rath der Freien Stadt Frankfurt und bekleidete in den Jahren 1837, 1839 und 1841 das Amt des regierenden jüngeren, sowie in den Jahren 1855, 1857 und 1859 jenes des regierenden älteren Bürgermeisters dieser Freien Stadt. Nachdem er im Laufe der Jahre mehrere hohe Stellen in der Justiz und in der Verwaltung der Freien Stadt Frankfurt versehen hatte, auch 1845 zum Syndikus erwählt worden war, wurde ihm 1848 und sodann vom 10. Mai 1851 bis zum Jahre 1861 die Stelle eines Gesandten der Freien Stadt Frankfurt, bezw. der 4 Freien Städte,

am deutschen Bundestage übertragen. Zu den von ihm als Bevollmächtigtem des Senates abgeschlossenen Staatsverträgen und gepflogenen wichtigeren Verhandlungen zählen insbesondere der Staatsvertrag vom 8. Juni 1841 zwischen Kaiser Ferdinand I. und dem souveränen Johanniterorden einer-, sowie dem Senate der Freien Stadt Frankfurt a. M. andererseits, betr. die ehemalige Johanniter-Ordens-Commende zu Frankfurt; jener vom 18. März 1842 zwischen Kaiser Ferdinand I. und dem Erzherzoge Maximilian von Oesterreich-Este, Hoch- und Deutschmeister einer- und dem Senate der Freien Stadt andererseits, betr. die Hoheit über das Dorf Niederrad und die im Gebiete der Freien Stadt gelegenen Güter des deutschen Ritterordens; endlich jener vom 28. September 1845 zwischen denselben Contrahenten inbetreff der Verhältnisse des deutschen Hauses dortselbst.

1847 hat er die Freie Stadt Frankfurt a. M. als Bevollmächtigter bei den zu Leipzig abgehaltenen Conferenzen zur Ausarbeitung der allgemeinen deutschen Wechselordnung vertreten und in den Jahren 1850—1851 als Gesandter und Vertreter gen. Stadt an den Dresdener Ministerialconferenzen Theil genommen. Ebrard.

Harnier: Heinrich Wilhelm Karl von H., preußischer Legationsrath, später großh. hess. Geheimer Rath, außerordentlicher Gesandter und bevollm. Minister, wie auch Bundestagsgesandter, geboren zu Kassel 1767, † zu München 1823. H. stammte aus wallonischer, um 1650 nach Deutschland eingewanderter Hugenottenfamilie, trat in den preußischen diplomatischen Dienst und zeichnete sich besonders bei den Verhandlungen Preußens mit Frankreich, welche zu dem Basler Frieden 1795 führten, aus. Nachdem ihm später als preußischem Legationsrath in München im J. 1804 die gleichzeitige Vertretung der hessen-darmstädtischen Interessen am Münchener Hofe übertragen worden war, ging er nach der Katastrophe des Jahres 1806 ganz in großherzoglich hessische Dienste über. Im J. 1815 zum hessischen Bundestagsgesandten ernannt, trat er infolge politischer Meinungsverschiedenheiten mit dem Fürsten Metternich im Verein mit noch Anderen von dieser Stellung zurück und ging wieder als außerordentlicher Gesandter und bevollmächtigter Minister nach München, wo er im J. 1823 an den Folgen eines Schlaganfalles, der ihn während eines Rittes im Englischen Garten traf, starb. Ein beredtes Zeugniß von der Werthschätzung der hervorragenden Eigenschaften seines Charakters und Geistes und seiner echt deutschen Gesinnung seitens seiner Zeitgenossen liefern u. a. die in den Tagebüchern des Grafen August v. Platen enthaltenen zahlreichen Bemerkungen über ihn. Er war der Vater des 1800 in München geborenen und 1838 in Meran gestorbenen hessen-darmstädtischen Legationsrathes Wilhelm v. H. und Großvater des 1861 am weißen Nil durch einen Büffel getödteten Afrikareisenden Wilhelm v. H.

Ebrard.

Harnier: Wilhelm von H., Afrikareisender, wurde 1836 zu Eckezell im Großherzogthum Hessen geboren. Er widmete sich dem Officiersberufe, war jedoch schon nach kurzer Zeit aus Gesundheitsrücksichten gezwungen, seinen Abschied zu nehmen. Um Erholung zu suchen, begab er sich im Herbst 1856 nach Aegypten. Den Winter verbrachte er theils in Kairo, theils auf einer Nilfahrt. Im folgenden Jahre hielt er sich in verschiedenen Gegenden Syriens, namentlich in den Thälern des Libanon auf. Dann kehrte er nach Kairo zurück und durchstreifte unermüdlich als Kameelreiter die weitere Umgebung. Im Frühjahr 1859 trat er eine längere Reise nach Nubien an. Er fuhr den Nil aufwärts bis Korosko, benutzte dann die vielbegangene Karawanenstraße

durch die nubische Wüste nach Abu Hammed, zog darauf am östlichen Nilufer entlang bis Berber und weiterhin zu Schiffe bis Chartum. Nachdem er hier längere Zeit als Jäger und Naturaliensammler verweilt hatte, unternahm er im Ruderboot einen Abstecher bis Roseires am Blauen Nil. Hierauf begab er sich wieder nach Kairo zurück, wo er nach einer Abwesenheit von 9 Monaten im Januar 1860 eintraf. Er brachte eine reiche Ausbeute an Thieren und ethnographischen Gegenständen, sowie eine Menge eigenhändig aufgenommener sorgfältiger Zeichnungen mit und veröffentlichte einen Bericht über seine Erlebnisse in Petermann's Mittheilungen (1861, S. 129—133). Der glückliche Erfolg dieser ersten Reise ermuthigte ihn zu einer zweiten größeren, die er in das Gebiet des oberen Weißen Nil unternehmen wollte. Um sich hinreichend auszurüsten und um mit bewährten Afrikanern persönliche Fühlung zu gewinnen, begab er sich nach Deutschland. Bereits im Juni traf er wieder in Kairo ein, und nach wenigen Wochen trat er die Fahrt nilaufwärts an. Als Gefährten begleiteten ihn der Jäger Repp aus Hessen und der Präparator Wilke aus Preußen. Nachdem er sich in Chartum mit schwarzen Dienern versehen hatte, ruderte er den Weißen Nil hinauf und durchquerte das Gebiet der Schilluk, Nuer, Kitsch, Elliab, Bor, Tschir, Bari und anderer Negerstämme. Wo die Verhältnisse es gestatteten, landete er und widmete sich der Jagd. Die Eingeborenen wußte er überall durch freigebige Austheilung von Fleisch günstig zu stimmen. Am 10. Februar 1861 traf er in Gondokoro ein, besuchte die weiter südlich gelegenen Stromschnellen des Nils und drang bis zum 4. Breitengrad vor. In dieser Gegend verlor er seine beiden europäischen Gefährten, die dem Fieber erlagen. Da die Regenzeit nahte, beschloß er, sich für mehrere Monate an einem geeigneten Orte fest niederzulassen. In Gondokoro mißfiel ihm das räuberische Treiben der Kaufleute und Sclavenhändler. Er zog deshalb etwas weiter nördlich und erbaute unter dem 6. Breitengrad im Grenzgebiete der Elliab- und Tschirneger auf dem Hochufer des Nils für sich und seine Leute eine Hüttencolonie, neben der er einen botanischen Garten und eine Pflanzung anlegte. Da die Jagd ergiebig war, siedelten sich um ihn bald zahlreiche Negerfamilien an, die er reichlich mit Fleisch versorgte und deren Leben und Sitten er auf diese Weise eingehend beobachten konnte. Bald aber stellte sich infolge seiner Streifereien durch die ungesunden Sumpfwälder ein heftiges Fieber ein, das ihn nicht wieder verließ. Da öfters Todesahnungen über ihn kamen, wünschte er zu seiner Beruhigung und Aufheiterung in Verkehr mit gebildeten Europäern zu treten. Er verließ deshalb seine Station und begab sich Ende August nach dem weiter nördlich unter dem 7. Breitengrade gleichfalls am Nil gelegenen kleinen Handelsplatze Heiligenkreuz, wo der ihm von früher her bekannte Missionar Morlang lebte, der sich seiner annahm. Bald war er wieder soweit gekräftigt, daß er auf die Jagd gehen konnte. Am 23. November 1861 hatte er das Unglück, einen mächtigen Büffelstier anzuschießen, der sich auf ihn stürzte und ihn mit Hörnern und Hufen bis zur Unkenntlichkeit zerriß und zermalmte. Morlang sandte die Tagebücher und Sammlungen des so plötzlich Verschiedenen an die Verwandten in Deutschland. Die Aufzeichnungen erschienen zuerst auszugsweise in Petermann's Mittheilungen (1862, Ergänzungsheft 11, S. 125 bis 141), dann ausführlicher als selbständiges Werk („Wilhelm v. Harnier's Reise am oberen Nil. Nach dessen hinterlassenen Tagebüchern herausgegeben von Adolf v. Harnier." Darmstadt u. Leipzig 1866). Dieses enthält außer dem Text eine Specialkarte der Reise und auf 27 farbigen Tafeln allerhand Landschaften, Thierbilder und Völkertypen in trefflicher lithographischer Reproduction nach den Originalzeichnungen des Verstorbenen. Diese Abbildungen

gehören zu den besten, die man aus jenen Gegenden hat. — H. ist kein wissenschaftlicher Reisender im höheren Sinne, da es ihm an der nöthigen Vorbildung fehlte. Doch besaß er ein schönes Zeichentalent, das ihm zu einer Zeit, in der die photographische Technik noch wenig entwickelt war, trefflich zu statten kam. Seine Hauptleidenschaft war die Jagd, die er bis zur Tollkühnheit betrieb. Er starb in der Blüthe der Jugend. Bei längerem Leben hätte die Afrikaforschung Großes von ihm erhoffen dürfen.

Petermann's Mittheilungen 1862, S. 274 f.

Viktor Hantzsch.

Harrer: Hans H., Finanzmann und Industrieller, ist eine der markantesten Persönlichkeiten der sächsischen Verwaltungs- und Wirthschaftsgeschichte des 16. Jahrhunderts. Ueber Heimath, Geburtsjahr, Herkunft und Bildungsgang ist nichts bekannt. Von Jugend an beschäftigte er sich mit den Verhältnissen des Geldwesens, des Handels und Gewerbes und erlangte auf diesen Gebieten gründliche Kenntnisse und vielseitige Erfahrung. Um 1550 trat er zunächst in untergeordneter Stellung in den Dienst des Kurfürsten Moritz von Sachsen. Auch dessen Bruder und Nachfolger August schenkte ihm sein Vertrauen und übertrug ihm, da er sein Finanztalent zu schätzen wußte, um 1562 das bedeutungsvolle und verantwortungsreiche Amt des Kammermeisters. Als solcher übernahm er die schwierige Aufgabe, die drückenden Schulden seines Herrn abtragen und die darniederliegende Finanzkraft des Landes heben und kräftigen zu helfen. Er entledigte sich dieser Aufgabe mit so glücklichem Erfolge, daß zwar nicht durch sein Verdienst allein, wol aber unter seiner kräftigen Mitwirkung die Schulden in der That allmählich verschwanden und der Kurfürst trotz mancher verfehlten und verlustreichen Speculation und trotz beträchtlicher Aufwendungen für den Glanz des Hofes, für Verstärkung des Heeres, für Unterstützung der Kirchen und Schulen, sowie der Künste und Wissenschaften allmählich einen baren Schatz von nahezu 2 Millionen Gulden ansammeln konnte. H. trug zur Erreichung dieses glänzenden Ergebnisses hauptsächlich dadurch bei, daß er das kurfürstliche Rechnungswesen durch eine Reihe tief einschneidender Reformen und durch eine scharfe Ueberwachung der Beamten wesentlich verbesserte, daß er ferner seinen Herrn auf eine intensivere Ausnützung der natürlichen Hülfsquellen seines Landes hinwies und daß er ihn endlich zur Betheiligung an verschiedenen, oft sehr einträglichen kaufmännischen Geschäften und gewerblichen Betrieben anregte. Eine seiner wichtigsten Aufgaben bestand darin, daß er die Einnahmen und Ausgaben seines Herrn verzeichnete und am Schlusse jedes Vierteljahres übersichtlich zusammenstellte. Leider haben sich von seinen Rechnungen nur diejenigen, welche das Jahr von Crucis 1566 bis ebendahin 1567 umfassen, im Dresdener Hauptstaatsarchiv erhalten, während die übrigen verloren zu sein scheinen. Dasselbe Archiv besitzt auch 4 Foliobände mit Briefentwürfen Harrer's aus den Jahren 1572—1580. Die zugehörigen Antworten, sowie die von ihm geführten Handelsbücher, deren Kenntniß von höchstem Interesse für die Wirthschaftsgeschichte sein würde, sind nicht mehr vorhanden. Die dienstliche Thätigkeit Harrer's war eine sehr anstrengende. Er hatte keinen festen Amtssitz, sondern folgte in der Regel dem Hoflager seines reiselustigen Herrn, um stets zu dessen Verfügung zu stehen. Der Kurfürst hörte fast täglich seinen Vortrag, fragte ihn bei allen geschäftlichen Angelegenheiten um Rath und übertrug ihm häufig schwierige und vertrauliche Commissionen, die allerdings nicht immer zu seiner Zufriedenheit erledigt wurden. Auch die Kurfürstin Anna beauftragte ihn öfters mit Besorgungen der verschiedensten Art, nahm ihn bei ihren Einkäufen und sonstigen Wirthschaftsangelegenheiten nicht selten stark in Anspruch und

benutzte auf seinen Rath günstige Conjuncturen des Geld- und Waarenmarktes zu vortheilhaften Geschäften. Beide Fürstlichkeiten übertrugen ihm auch, da er zahlreiche Verbindungen mit in- und ausländischen Boten und Kaufleuten unterhielt, gelegentlich die Beförderung wichtiger Briefe, die Einziehung von Erkundigungen über bemerkenswerthe Ereignisse an fremden Höfen und auswärtigen Orten und die Erwerbung seltener Stücke für ihre Kunstsammlungen. Ebenso wurde er zu zahlreichen Reisen verwendet. Besonders besichtigte er öfters die Schloßbauten, die der Kurfürst an verschiedenen Orten seines Landes ausführen ließ, überzeugte sich von ihren Fortschritten und prüfte die Baurechnungen. Ferner verhandelte er im Namen seines Herrn theils persönlich, theils schriftlich mit den Künstlern, Handwerkern und sonstigen Lieferanten, die dieser beschäftigte, ertheilte ihnen die Aufträge, begutachtete ihre Leistungen und führte die Zahlungen an sie ab. Auch nahm er Bittschriften entgegen, um sie bei günstiger Gelegenheit dem Kurfürsten zu überreichen, erledigte Ankäufe und sonstige Commissionen für auswärtige Fürsten, ordnete die Vermögensverhältnisse verschiedener in Geldschwierigkeiten gerathener Adelsfamilien und unterhielt mit fast allen Kreisen der Bevölkerung die vielseitigsten amtlichen und privaten Beziehungen. Neben seinen mannichfachen dienstlichen Obliegenheiten fand er noch Muße, für eigene Rechnung zahlreiche, wenn auch nicht immer gewinnbringende Geschäfte zu betreiben, für die er ein mit Fachkenntnissen ausgerüstetes Personal und verschiedene Vertrauenspersonen an den wichtigsten Handelsplätzen des Binnenlandes und der Seeküste unterhielt. Am lohnendsten erschien ihm das Geldgeschäft. Er lieh Capitalien in theilweise sehr ansehnlichen Beträgen an Standesherren und Kaufleute auf hohe Zinsen aus und wechselte fremde Geldsorten gegen einheimische ein. Weniger einträglich erwies sich die Bewirthschaftung ländlicher Besitzungen, wie der Rittergüter Hermsdorf bei Dresden und Teuchern bei Weißenfels, die er von verarmten Schuldnern an Zahlungsstatt übernehmen mußte. Diese Güterbewirthschaftung bewog ihn, einen schwunghaften Großhandel mit landwirthschaftlichen Erzeugnissen zu beginnen. So betheiligte er sich an Getreidegeschäften in Böhmen und Anhalt, führte Sämereien, Gemüse und Früchte ein, bezog Pferde aus Italien, Rinder aus Polen, Schafe aus Schlesien und Geflügel aus Böhmen. Noch bedeutender war sein Handel in Rohproducten und Colonialwaaren, die er meist über Hamburg, Lübeck und Danzig erhielt. Theils auf eigene Rechnung, theils im Auftrage des Kurfürsten kaufte und verkaufte er Blei, Kupfer, Zinn, Alaun, Salz, Talg, Flachs, Färberröthe, Südfrüchte, spanischen Wein, englisches Tuch, Mühlsteine, Bretter, seltene Thiere, ausgestopfte Vögel und andere Naturmerkwürdigkeiten, Luxusartikel und Modeneuheiten aller Art. Mit besonderem Erfolge wendete er sich dem Bergbau zu. Von vielen ertragreichen Gruben und Hütten erwarb er Kuxe. In Altenberg gewann er Zinn, im böhmischen Erzgebirge und im Mansfeldischen Kupfer, in der Freiberger Gegend Silber. Von den Mansfelder Werken hatte er den 5. Theil um 100 000 Gulden erkauft. Im sächsischen Kurkreis besaß er zwei Alaunwerke. In Schneeberg und Annaberg ließ er Mineralfarben namentlich für den Export nach Südeuropa herstellen. Auf seinem Pachtgute Hermsdorf betrieb er eine Papierfabrik, die allerdings unter dem Drucke übermächtiger Concurrenz nicht zur Blüthe gelangte und ihm gleich einer Sammt- und Seidenfabrik in Meißen, an der er mit Capital betheiligt war, viele Verdrießlichkeiten bereitete. Ebensowenig glückte es ihm mit einer Tuchfärberei in Torgau, welche rohe englische Tuche verarbeitete, mit einer Zuckerraffinerie und mit einem Gasthof in Annaburg. Am verhängnißvollsten aber wurde für ihn die Betheiligung an der großartig geplanten thüringischen Handelsgesell-

schaft, welche 1579 in Leipzig in der Absicht gegründet wurde, in Gemeinschaft mit einer südeuropäischen Gruppe von Kaufleuten den Welthandel in Pfeffer durch Aufkauf der gesammten Jahresernten dieses Artikels zu monopolisiren. Die Gründer dieser Gesellschaft waren neben H. der Kurfürst August und der Augsburger Handelsherr Konrad Rott, der durch einen Vertrag mit dem König Heinrich von Portugal den Gewürzeinkauf in Indien und den Vertrieb des Pfeffers in ganz Europa gepachtet hatte und dadurch fast unbeschränkter Herr des gesammten Pfefferhandels der Welt geworden war. Da dieser kühne Plan die finanziellen Kräfte der Betheiligten weit überschritt, und da sich außerdem unvorhergesehene politische Schwierigkeiten erhoben, brach das Unternehmen schon im folgenden Jahre plötzlich zusammen. Rott ergriff die Flucht und verschwand aus Deutschland. Ueber sein Vermögen wurde der Concurs eröffnet. H. gerieth über die ihm drohenden schweren Verluste in solche Verzweiflung, daß er sich im Juni 1580 in der kurfürstlichen Silberkammer zu Dresden selbst entleibte. Der Kurfürst suchte sich möglichst vor Schaden zu schützen, indem er die Hinterlassenschaft seines Kammermeisters mit Beschlag belegen ließ. Eine vorgenommene Abrechnung ergab, daß H. der kurfürstlichen Kammer 130 000 Gulden schuldete. Seine Wittwe zahlte diese Summe allmählich ratenweise ab und rettete so den guten Namen ihres Mannes.

G. Müller, Hans Harrer (Neues Archiv für sächs. Geschichte 1894, XV, 63–118). — J. Falke, Des Kurfürsten August portugiesischer Pfefferhandel (Weber's Archiv für die sächs. Geschichte 1867, V, 390—410). — K. Häbler, Konrad Rott und die Thüringische Gesellschaft (Neues Archiv für sächs. Geschichte 1895, XVI, 177—218). — K. v. Weber, Anna Churfürstin zu Sachsen, Leipzig 1865. — J. Falke, Die Geschichte des Kurfürsten August von Sachsen in volkswirthschaftlicher Beziehung, Leipzig 1868.

Viktor Hantzsch.

Hartenstein: Gustav H., Philosoph, geboren am 18. März 1808 zu Plauen im sächsischen Voigtland, zuerst im Hause seines Vaters, eines Kaufmanns, unterrichtet, wurde 1822 auf der Fürstenschule in Grimma aufgenommen, wo er u. a. den bekannten Gräcisten Wunder als Lehrer hatte. Im J. 1826 bezog er die Universität Leipzig und widmete sich hier theologischen, philologischen und philosophischen Studien unter Theile, Tzschirner, Niedner, unter dem Philologen Gottfried Hermann, unter dem Kant nahestehenden Philosophen Krug und dem Historiker Wachsmuth. Am 19. März 1831 wurde er zum Doctor philosophiae in Leipzig promovirt und habilitirte sich daselbst 1833 mit der Abhandlung: „De Archytae Tarentini fragmentis philosophicis“, die treffliche philologische Methode aufzeigt. Schon 1834 wurde er zum außerordentlichen und 1836 zum ordentlichen Professor der Philosophie ernannt. Der Kreis seiner Vorlesungen, die er 1833 mit der encyklopädischen Einleitung in das Studium der Philosophie begann, war ein außerordentlich großer, so weit, wie ihn selten ein Philosoph auf dem akademischen Lehrstuhl ausgedehnt hat. Die Fülle des Wissens, das er beherrschte, geht daraus hervor. Er behandelte fast alle Theile der systematischen Philosophie in seinen Vorträgen: Encyklopädie und Methodologie der Philosophie, Einleitung in die Philosophie und Logik, auch Logik allein über 20 Mal, Allgemeine Metaphysik oder auch nur Metaphysik, einmal nebst Anfängen der Psychologie, Empirische Psychologie oder nur Psychologie, Philosophische Moral oder philosophische Sittenlehre, z. Th. mit Berücksichtigung ihrer Geschichte oder ihrer geschichtlichen Ausbildung besonders im Christenthum, Allgemeine praktische Philosophie mit besonderer Beziehung auf die wissenschaftliche Gestaltung der Sitten- und Rechtslehre, oder Grundzüge der

philosophischen Sitten- und Rechtslehre, Philosophie des Staats und Rechts, Naturrecht, Rechtsphilosophie, Aesthetik, Religionsphilosophie, Grundbegriffe der Pädagogik. Neben diesen systematischen Vorlesungen vernachlässigte er als akademischer Lehrer keineswegs die Geschichte der Philosophie, wie sich aus seinen Ankündigungen von Vorlesungen über die wichtigsten philosophischen Systeme alter und neuer Zeit, über Geschichte der griechischen Philosophie bis Aristoteles, über die Philosophie des Platon und Aristoteles, die Geschichte der alten Philosophie bei den Griechen und Römern, Geschichte der neueren Philosophie seit Bacon und Cartesius nach Tennemann, u. a. ergibt. Auch allgemeineren Gegenständen wendete er auf dem Katheder seine Thätigkeit zu, so hat er einmal über die Freiheit des menschlichen Willens mit Beziehung auf Sitten-, Rechts- und Religionslehre gelesen, einmal über den Zweck des akademischen Studiums. Uebungen der psychologischen Abtheilung der Lausitzer homiletischen Gesellschaft (später Lausitzer Prediger-Gesellschaft) hat er eine Reihe von Semestern geleitet.

In seiner etwas nüchternen, verständigen Weise fühlte sich H. von der zu phantasievollen und zu speculativen Art des Philosophirens Schelling's und Hegel's, die zur Zeit seiner Habilitation viele Geister beherrschte, abgestoßen und vielmehr angezogen von dem strengeren exacten Denken Herbart's, das ja die Mathematik und die Psychologie umfaßte. H. war so in seinem philosophischen Denken ganz gleich gerichtet mit seinem etwas älteren Collegen Drobisch, dem er auf das freundschaftlichste verbunden war. Sie beide trugen zum Verständniß und zur Verbreitung des Herbart'schen Realismus auf dem Katheder und durch ihre Schriften wesentlich bei, machten die Universität Leipzig Jahrzehnte lang zu einer Burg eben dieser Lehre und hatten die Genugthuung, eine große Anzahl von Schülern für sie zu gewinnen. Die Vorlesungen Hartenstein's waren streng sachlich gehalten und mußten durch große Klarheit und die sichere Kunst, die Probleme deutlich hervortreten zu lassen und an ihre Lösung mit Schärfe zu gehen, die Zuhörer gewinnen und anregen. Zu diesen gehörte u. A. der auf pädagogischem, philosophischem und philologischem Gebiete weit bekannte Hermann Bonitz. — Ebensowenig wie H. auf dem Lehrstuhl ein eigentlich selbständig schaffender Geist war, zeigte er Ursprünglichkeit in seinen Schriften, die aber dadurch besondern Werth haben, daß sie aufklären und unterrichten, vor allem über die Philosophie seines verehrten Meisters Herbart, aber auch über neuere philosophische Denker. Man kann sagen, daß sie namentlich historischen Werth haben. Er veröffentlichte nach seiner Habilitationsschrift: „De methodo philosophiae logicis legibus adstringenda finibus non terminanda“, Lpz. 1835: „Die Probleme und Grundlehren der allgemeinen Metaphysik“, Lpz. 1836, trefflich zur Einführung in die Herbart'schen Principien; „De ethices a Schleiermachero propositae fundamento“, Lpz. 1837; „Ueber die neuesten Darstellungen und Beurtheilungen der Herbart'schen Philosophie“, Lpz. 1838; „De psychologiae vulgaris origine ab Aristotele repetenda“, Lpz. 1840; „Die Grundbegriffe der ethischen Wissenschaft“, Lpz. 1844; „De materiae apud Leibnitium notione et ad monadas relatione“, Lpz. 1846; „Ueber die Bedeutung der empirischen Schule für die Geschichte der metaphysischen Probleme“, Lpz. 1847; „Darstellung der Rechtsphilosophie des Grotius“ (aus Bd. I der Abhandlungen d. philol.-hist. Cl. d. Kgl. Sächs. Gesellsch. d. Wissensch.), Lpz. 1850; „De notionum iuris et civitatis, quas B. Spinoza et Th. Hobbes proponunt, similitudine et dissimilitudine“, Lpz. 1856; „Ueber den wissenschaftlichen Werth der aristotelischen Ethik“, Lpz. 1859; „Ueber Locke's und Leibnizens Lehre von der menschlichen Erkenntniß“, Lpz. 1861; acht dieser Abhandlungen sind, vermehrt um eine neunte: „Ueber Leibnizens Lehre von dem Verhältniß der

Monaden zur Körperwelt“ u. d. T.: „Historisch-philosophische Abhandlungen“, Lpz. 1870, zusammen herausgegeben worden. — Große Verdienste hat sich auf wissenschaftlichem Gebiete H. noch erworben um die Werke Kant's und Herbart's. Von Kant's Schriften veranstaltete er als der erste eine verhältnißmäßig correcte Gesammtausgabe: „Imm. Kant's sämmtliche Werke“, 10 Bde., Lpz. 1838 u. 39, worin eine systematische Ordnung im ganzen innegehalten ist. Vorzuziehen ist die chronologische Ordnung, die H. in einer weiteren Ausgabe innehielt: J. Kant's sämmtliche Werke in chronologischer Reihenfolge, 8 Bde., Lpz. 1867—69. Die sämmtlichen Werke Herbart's hat er in 12 Bdn., Lpz. 1850—52 herausgegeben, 2. Abdruck, Hamb. 1883—93, 13. Bd.: Nachträge und Ergänzungen. Vorher hatte er schon Herbart's kleinere Schriften nebst dessen wissenschaftlichem Nachlaß in 3 Bdn., Lpz. 1882 erscheinen lassen. Die drei Ausgaben zeugen von großer Genauigkeit und gewaltigem Fleiß.

An der Universität Leipzig nahm H. eine äußerst geachtete Stellung ein, wie sich auch darin zeigte, daß er 1848 Rector war, ein Amt, das gerade in dieser Zeit mit Geschick, aber auch mit Entschiedenheit geführt werden mußte. Mit diesem seinem Rectorat wird es auch zusammenhängen, daß er 1848 das Amt eines Ephorus der Leipziger Universitätsbibliothek übernahm. Es war in den Universitätskreisen damals vielfach Unzufriedenheit über die Verhältnisse der Bibliothek, namentlich über die Verwaltung seitens des damaligen Oberbibliothekars laut geworden; als sich dieser nun einmal dahin äußerte, die Klagenden möchten doch die Sache selbst besser machen, wenn sie könnten, meinte H., er getraue sich das wol zu. Das Anerbieten wurde vom Ministerium ernst genommen und so trat er in den Dienst der Bibliothek mit dem erwähnten Titel, und zwar wird er bei dem Personal vor dem Oberbibliothekar Gersdorf aufgeführt. Ueber zehn Jahre war er auf das sorgsamste und fleißigste an der Katalogisirung thätig und hat sich dadurch höchst verdient um die Bibliothek gemacht. Diese Arbeiten mögen ihn auch in einigen Semestern verhindert haben, Vorlesungen zu halten. Jedenfalls steht sein Name hoch auch in der Geschichte der Leipziger Universitätsbibliothek.

Im J. 1859, in voller körperlicher und geistiger Kraft, verließ er Leipzig, ließ sich pensioniren und zog sich nach Jena in das Privatleben zurück, wie es scheint aus Verstimmung über persönliche Verhältnisse. Jena zu wählen, dazu mochte ihn die Freundschaft mit dem dortigen Professor und Pädagogen K. V. Stoy bewegen, der auch der Herbart'schen Schule angehörte. In der Thüringer Universitätsstadt, wo er ein Haus mit einem Garten erworben hatte, wollte er voller wissenschaftlicher Muße leben, seinen Garten besorgen und die Zucht von Rosen, die er besonders liebte, treiben, auch ohne schriftstellerisch thätig zu sein. Auf die Dauer konnte er sich diese Ruhe aber doch nicht wahren. Er wurde veranlaßt sich praktisch zu bethätigen als Stadtverordneter, und als man in Jena nach Weggang des Bibliothekars in Verlegenheit kam, vermochte man ihn, den Erfahrenen, aber doch schon Siebzigjährigen, die Leitung der Bibliothek zu übernehmen, die er bis gegen Ende seines Lebens auch behielt und sich so großen Dank der Universität verdiente. Die Arbeit mochte ihn etwas über die Einsamkeit hinwegtrösten, die er nach dem vorzeitigen Tode seiner vortrefflichen Frau, geb. Schwencker aus Gera, zumal er kinderlos war, bitter empfinden mußte. Er verschied am 2. Februar 1890, von den Schwächen des Alters nicht zu lange bedrückt, und wurde an der Seite seiner Gattin in Jena beigesetzt. — Gewissenhaftigkeit, strenge Pflichterfüllung, Wohlwollen gegen Andere, Treue in der Freundschaft, namentlich in der zu Drobisch, die Gabe, anregende Gespräche zu führen und aus der Fülle seines Wissens mitzutheilen, sind Eigenschaften, die ihn besonders auszeichneten.

Nekrolog in der Jenaischen Zeitung, Nr. 30, 5. Februar 1890. — Schriftl. Mittheilungen des Hrn. Bibliothekars Dr. O. Günther in Leipzig. — Ueberweg-Heinze, Grundr. d. Gesch. d. Philos. IV. — Persönl. Bekanntschaft.

M. Heinze.

Hartfelder: Karl H. wurde am 25. April 1848 in Karlsruhe geboren. Er besuchte das Gymnasium in seiner Vaterstadt und die Universitäten Heidelberg und Berlin. Zunächst studirte er Theologie, bestand 1872 die theologische Prüfung und war kurze Zeit als Vicar in Eberbach thätig. Doch befriedigte ihn diese Wirksamkeit nicht. Da er während seiner Universitätszeit auch philologische Studien mit Ernst und Eifer betrieben hatte, war er genügend vorbereitet, um sich während abermaligen Besuchs der Universität Heidelberg nunmehr ausschließlich der classischen Philologie und Archäologie zuzuwenden. Schon Ostern 1875 konnte er die philologische Staatsprüfung ablegen und mit einer Dissertation: „De Cicerone Epicureae doctrinae interprete“ Carolsruh 1875, in der philosophischen Facultät der Universität Heidelberg promoviren. Im Herbst des gleichen Jahres begann er seine amtliche Wirksamkeit im Lehrfach als Praktikant am Gymnasium in Freiburg und wurde 1876 an demselben zum Professor ernannt. Seine durch mehrere litterarische Arbeiten bewährte Neigung zu historischen Studien veranlaßte 1879 seine Ernennung zum Archivrath am Generallandesarchiv zu Karlsruhe, wo er bis 1882 wirkte. Dann kehrte er wieder zu der ihm lieb gewordenen Lehrthätigkeit zurück und war von da bis zu seinem Lebensende als Professor am Gymnasium in Heidelberg thätig. Schon in Karlsruhe hatte H. sich mit der Geschichte des Bauernkrieges beschäftigt, welcher sein erstes größeres Werk „Zur Geschichte des Bauernkrieges in Südwestdeutschland“, Stuttgart 1884 angehört. Aus diesen Studien erwuchs im Laufe des nächsten Jahres eine Vertiefung in die Entwicklung des Humanismus, insbesondere am Oberrhein, am Hofe, an der Universität und in den Klöstern der Kurpfalz. Bei den zahlreichen Arbeiten, die er über den Humanismus nach und nach veröffentlichte, concentrirte sich allmählich sein Interesse auf Philipp Melanchthon. Im VII. Bande der von A. Kehrbach herausgegebenen Monumenta Germaniae Paedagogica, Berlin 1889, widmete er diesem eine seine Persönlichkeit vielfach in ein neues Licht stellende umfangreiche und erschöpfende Studie: „Philipp Melanchthon als Praeceptor Germaniae“, welche insbesondere dessen pädagogische Bedeutung als Humanist und bahnbrechender Erneuerer des ganzen Unterrichtswesens hervorhob. In Anerkennung dieses bedeutenden Werkes verlieh ihm die theologische Facultät der Universität Heidelberg die Würde eines Ehrendoctors. In den nächsten Jahren veröffentlichte H. noch zwei größere Werke: „Briefwechsel des Beatus Rhenanus“, Leipzig 1886, und „Melanchthoniana Paedogogica“, Berlin 1892. Er war auch ein eifriger Mitarbeiter einer Reihe von gelehrten Zeitschriften und fand noch Zeit, als außerordentliches Mitglied der badischen historischen Commission (seit 1885) an der Ordnung und Verzeichnung der Archive badischer Gemeinden und Pfarreien sich zu betheiligen. Ein neues großes Arbeitsthema, eine Biographie des Erasmus von Rotterdam beschäftigte ihn ernstlich. Daneben widmete er sich mit Eifer und Pflichttreue seiner amtlichen Lehrthätigkeit, für die er, seit er sie begonnen, eine liebevolle Hingabe bewährte. Dem durch allzuviel Arbeit Ueberbürdeten sollte eine in Begleitung eines Freundes im Frühjahr 1893 unternommene, längst projectirte Reise durch Italien Erholung und neue Anregung bringen. Er mußte sie vorzeitig abbrechen. Ein schweres Leiden warf den Zurückgekehrten auf das Krankenlager, von dem er nicht mehr erstehen sollte. Ein sanfter Tod erlöste am 7. Juni 1893 den erst 45jährigen, der zuletzt vollständig gelähmt war, von drohendem dauernden Siechthum.

Nicht ohne viele Schwierigkeiten war es in Hartfelder's Jugend seiner Energie gelungen, sich die Mittel zu gelehrtem Studium zu erwerben; lange Zeit bedurfte er, bis seine litterarische Thätigkeit verdiente Beachtung fand; doch war es ihm noch beschieden, sich der Anerkennung in den gelehrten Kreisen zu erfreuen, die seinem rastlosen Fleiß und seiner gründlichen Ausdauer in Erforschung seines weiten Arbeitsgebietes gebührte.

Vgl. Badische Biographien, Bd. V, 250 ff., wo auch eine Reihe Hartfelder gewidmeter Nachrufe und eine Aufzählung seiner vielen kleineren Schriften zu finden ist. v. Weech.

Hartmann: Alfred H., schweizerischer Schriftsteller, geboren am 1. Januar 1814 auf Schloß Thunstetten (Kanton Bern), † am 10. December 1897 zu Solothurn. Der Angehörige eines seit 1632 in das Bürgerrecht der Stadt Bern aufgenommenen und hier in den Kreis der vollberechtigten Familien erhobenen Geschlechtes, war H. der Sohn des als Oberamtmann in Aarwangen waltenden Sigismund Emanuel H., der schon zwanzig Jahre früher das unfern liegende Schloß Thunstetten, mit ansehnlichem Gütercomplex, erworben hatte. Hier wuchs der Sohn in voller Freiheit auf, und erst als 1827 der Vater Thunstetten verkauft hatte und nach Solothurn, als der nächsten größeren Stadt, übergesiedelt war, erhielt der Sohn als der erste Reformirte, bei den Geistlichen des dortigen Collegiums den ersten geordneten Unterricht. In München, Heidelberg, Berlin empfing der Student vielfache Anregungen, ohne für die Rechtswissenschaft, für die er inscribirt war, lebhafteres Interesse zu gewinnen, und in Paris erwachte 1835 vollends in ihm der Entschluß, Schriftsteller zu werden. Nach Solothurn zurückgekehrt, trat er da in einen Kreis von Freunden ein — darunter der Dichter Krutter, der Maler Disteli (A. D. B. XVII, 275 u. 276; V, 256) —, der geeignet war, seine Schaffensfreude zu wecken. Ein erster Versuch, an dem diese Genossen sich betheiligten, war gleich 1836 „Der Morgenstern, eine Zeitschrift für Litteratur und Kritik", die sich freilich nicht lange hielt. Doch nicht entmuthigt, begann H. auf das Jahr 1841 hin, mit Krutter und dem späteren Rector Schlatter, ein „Schweizerisches Jahrbuch für schöne Litteratur" „Alpina", an dem Bitzius, Ettmüller, Follen (s. A. D. B. II, 685 u. 686; VI, 398—400; VII, 148 u. 149), Rochholz (s. d. Artikel) sich betheiligten, das aber auch nur einen einzigen Jahrgang erlebte. Seit 1837 glücklich — mit einer Solothurnerin aus angesehener Familie — verheirathet, hielt sich H. in den nächsten Jahren mehr zurück, auch in politischen Fragen, obschon gerade diese Zeit äußerst bewegt war. Erst 1845 fing im „Wochenblatt für Freunde der Litteratur und vaterländischen Geschichte", das die Fortsetzung des früher von Lüthy (s. A. D. B. XIX, 694—696) herausgegebenen „Solothurner Wochenblattes" sein sollte, wieder ein neues Unternehmen an, bei dem der belletristische Theil H. oblag, der dafür auch einige der ersten Gedichte Gottfried Keller's gewann; aber auch dieses Blatt wollte nicht recht gedeihen, während eine anfangs nur als Gratisbeigabe beigefügte Beilage eine ungeahnte Zukunft hatte. Das war der „Postheiri", das von 1847 an selbständig erscheinende Witzblatt, auf das sich bald die Aufmerksamkeit der ganzen Schweiz richtete und das auch innerhalb ihrer Grenzen später nie wieder im entferntesten von ähnlichen Erscheinungen erreicht worden ist. Schon der Titel des anfangs nur alle vierzehn Tage erscheinenden und sehr bescheiden äußerlich sich darstellenden Blättchens war ein geschickter Griff; denn der langjährige Solothurner Briefträger, der unverwüstlich witzige „Postheiri", dessen Bild alsbald den Nummern vorangestellt wurde, war eine in Solothurn allbekannte Persönlichkeit. Der Inhalt des Blattes, an dem H. durch sorgfältige Ausarbeitung, feines Maßhalten

und überlegene Ironie den Hauptantheil des Gelingens hatte, griff allmählich über die engen Schranken des Entstehungsortes hinaus, auf das politische Gebiet hinüber. Daneben aber schrieb H. auch Correspondenzen für größere deutsche Blätter, so Briefe „aus der Westschweiz“ für die Augsburger „Allgemeine Zeitung“. Ebenso besorgte er 1857 und 1858 das Feuilleton des Berner „Bund“. Aber außerdem kamen fortwährend von ihm belletristische, wissenschaftliche, litterarkritische Beiträge in eine größere Zahl schweizerischer und auswärtiger Zeitschriften und Zeitungen. In Solothurn war H. inzwischen 1855 Bürger geworden und immer mehr, auch als Mitglied von Behörden, festgewachsen. Als ein hochgeschätzter Förderer der Geselligkeit, festlicher Veranstaltungen, ganz besonders als der erste „Altgeselle“ der alle geistige Anregung in sich sammelnden „Töpfergesellschaft“ war H. gerade durch seine Unabhängigkeit auch in politisch bewegten Zeiten der rechte Mittelpunkt seines Kreises von Freunden. Doch zeigte er daneben als Besitzer eines größeren Landgutes auch lebhaftes Verständniß für die Landwirthschaft, und eifrig wirkte er an dem 1847 zum ersten Male veröffentlichten „Neuen Bauernkalender“ mit. So dauerte sein Arbeiten noch über das Jahr 1875, wo der „Postheiri“ einging, ununterbrochen fort. Aber in den letzten Jahren wurde es einsam um ihn. Nach dem Sohne starb 1886 auch der Schwiegersohn, Stadtbibliothekar Ludwig Glutz-Blotzheim; 1893 verlor er nach Jahrzehnte dauernder glücklicher Ehe die Gattin, und vom achtzigsten Jahre an wird sein Leben ein traumhaftes Hindämmern genannt. Allein nicht lange zuvor war H. noch eine Ehrfurcht gebietende Persönlichkeit gewesen: „Dichtes graues Haar umschattete das wohlgeformte schmale Antlitz; aus den scharfen Augen sprach der gereifte Ernst, blitzten indessen ebenso ein ursprünglicher Humor und gemüthvolle Schalkhaftigkeit“.

H. war ein äußerst fruchtbarer Erfinder und Erzähler, aber auch ein wahrhaft beachtenswerther Kenner historischer Thatsachen. Am meisten wurzelte er da wol auf dem eigenen Boden, des Landes am Jura und des Solothurner Volkes, in den 1852 und 1854 erschienenen „Kiltabend-Geschichten“, zu denen auch die von den Künstlern Walthard und Rittmeyer angefertigten Illustrationen sich trefflich fügten; ganz besonders die Solothurner Leser fanden in diesen zehn Erzählungen ihr eigentliches Leben vorzüglich wahr dargestellt. Als eine weitere „Folge“ kamen 1863 noch vier durch den Zeichner des „Postheiri“, Jenny, illustrirte Bändchen „Erzählungen aus der Schweiz“ nach. Auch gemeinnützig und sittlich bessernd wollte H. 1881 durch den Volksroman „Der gerechte Branntweinbrenner“ wirken. Eine nicht mehr so hochstehende Kraft schuf 1877 und 1879 die „Schweizer Novellen“ und „Neue Schweizer Novellen“, und das Gleiche gilt von dem 1878 veröffentlichten dreibändigen Roman „Fortunat“. Dagegen wurden in den 1883 und 1885 ausgegebenen drei Bändchen „Auf Schweizererde“ die selbstredend eingeführten „Aufzeichnungen des Bruders Arsenius“, eben weil sie ihren Schauplatz wieder bei Solothurn hatten, voll anerkannt. H. bewegte sich dabei auf dem Boden geschichtlicher Ereignisse, und so liegt denn auch sein größter Erfolg, mochte auch das Werk bei seinem Erscheinen viel angefochten werden, oder besser gesagt, eben aus diesem Grunde, in seinem 1858 publicirten „helvetischen Roman“, betitelt „Meister Putsch und seine Gesellen“, in dem er in einer Lebenswahrheit ohne Gleichen die ganze bunte Reihe der inneren Kämpfe und Wirren, die von 1840 an durch die Freischaarenzüge und den Sonderbundskrieg hin die Eidgenossenschaft zerrütteten, ehe sie sich 1848 die neue Verfassung gab, in einer Reihe von Bildern vorgeführt hat. Verfehlt war dabei einzig das abgegriffene Romanmotiv vom Tausche zweier Kinder, aus dem Patricierschlosse

und dem Bauernhofe; aber im übrigen sind die einzelnen Gestalten, ganz voran der alte Herr und der alte Bauer, oder die Localitäten mit ihrem Sonderleben, so das zum Untergang verurtheilte reiche Kloster oder das Treiben in der Festhütte eines eidgenössischen Schießens, mit Meisterschaft gezeichnet. Ein anderer historischer Roman war 1864 „Junker und Bürger", aus den letzten Tagen der alten Eidgenossenschaft. Zwei weitere Bücher, 1861 „Junker Hans Jakob vom Staal" und 1876 „Die Denkwürdigkeiten des Kanzlers Hory", eines Neuenburgers des 17. Jahrhunderts, behandeln geradezu historische Persönlichkeiten; besonders ist die freie Umbildung der Tagebuchaufzeichnungen des Solothurner Staatsmannes, des wackeren Junkers vom Staal, schon dem Stoffe nach, eine wirklich erfreuende Erscheinung. Endlich ist die 1861 als Neujahrsblatt des solothurnischen Kunstvereins edirte Biographie: „Martin Disteli, ein Künstlerleben" eine erste Probe der ausgezeichneten Befähigung gewesen, die dann H. 1863 bis 1871 in dem lieferungsweise erscheinenden Werke „Gallerie berühmter Schweizer der Neuzeit" bewährte. Zu sehr gut ausgeführten lithographirten Porträts von Fr. und H. Hasler gab H. je auf vier Druckseiten hundert biographische Abrisse, die in geradezu unübertrefflicher Weise den Stoff zusammenfaßten, deren Inhalt auch in dem vorliegenden großen biographischen Sammelwerk viel und gern benutzt worden ist.

Vgl. von Redactor W. Rust (in Cur) im „Vaterland", Nr. 283—285 10.—16. December 1897), das sehr gut gezeichnete „Zeit- und Lebensbild" „Alfred Hartmann", besonders aber neuestens Walth. v. Arx: „Alfred Hartmann, sein Leben und seine Schriften" (Beilage zum Jahresbericht der Kantonsschule Solothurn 1901/1902), wo die von H. selbst für seine Familienangehörigen geschriebenen biographischen Rückblicke, in zehn Septennien von 1814 bis 1884 eingetheilt, benutzt sind.

Meyer von Knonau.

Hartmann: Georg H., Mechaniker zu Nürnberg, geboren am 9. Februar 1489 zu Echoltsheim bei Bamberg (nicht, wie oft angegeben, in Nürnberg), † zu Nürnberg am 9. April 1564 als Vicar von St. Sebaldus. H. studirte 1510 zu Köln Theologie und Mathematik, bereiste Italien und ließ sich dann (1518) in Nürnberg als Mechaniker nieder. Hier erfand er 1540 den Caliberstab (Visirstab oder Artillerie-Maßstab), ein Werkzeug, auf dem die Durchmesser der eisernen, steinernen und bleiernen Kugeln von verschiedenen Gewichten verzeichnet sind, um damit aus dem Maaße der Geschützmündung feststellen zu können, wieviel Pfund Eisen, Stein oder Blei das Geschütz schieße (Hulsius, Ander tractat der mechanischen Instrumente, Francf. 1603, S. 5). Ein solches Original befindet sich noch heute in Dresden (vgl. Leopoldina, Jahrg. 1882, S. 67). 1542 gab H. die „Perspectiva communis" des Johann Pekham (Joh. Pisanus), eines im 13. Jahrhunderte lebenden englischen Erzbischofs, mit Beweisen und Erläuterungen heraus. Zwar stand dieses Werk hinter dem zeitgenössischen größeren optischen Werke des Vitellio (um 1270) zurück, doch erlebte es als Lehrbuch eine große Verbreitung.

Zwei Jahre später (1544) berichtet er in einem Schreiben vom 4. März aus Nürnberg an Herzog Albrecht von Preußen zuerst von der „magnetischen Inklination": „Zu dem anderen | ßo finde ich auch djß an dem magneten | das er sich nit alleyn wendet von der mitternacht vnd | lencket sich gegen dem auffgang | umb .9. grad mer oder minder | wie ich eß gemeldt hab | sonder er zeucht auch under sich". (Den ganzen Brief siehe, ins Hochdeutsche übertragen, bei Dove, Repertorium d. Physik, Bd. 2, S. 130). Handelt es sich hier zwar nur um eine qualitative Beobachtung, so darf H. doch nicht der

Ruhm streitig gemacht werden, die Inclination entdeckt zu haben. — In dem Briefwechsel zwischen H. und Herzog Albrecht findet sich auch noch die den Italienern um 1590 zugeschriebene Beobachtung des Magnetismus alter Eisenstangen, und die Beobachtung, daß beim Streichen mit einem Magnetpol der entgegengesetzte Pol erzeugt wird.

Briefe Hartmann's im Kgl. Archiv zu Königsberg i. P. — Beckmann, Beyträge z. Gesch. d. Erfindungen II, S. 462: Caliberstab. — Geogr. Abhandlungen. Bd. III, 1888, Heft 2, S. 256, 267. Neudrucke v. Schr. u. K. über Meteorologie, Nr. 10, Berlin 1898. Feldhaus.

Hartmann: Gustav H., Rechtsgelehrter, war geboren am 31. März 1835 in dem braunschweigischen Vechelde. Im J. 1853 bezog er die Universität Göttingen, wo Francke und Thöl den größten Einfluß auf seine Studien ausübten. 1857 promovirt, habilitirte er sich 1860 auf Grund seiner Schrift „Zur Lehre von den Erbverträgen und den gemeinschaftlichen Testamenten“. Im J. 1864 ordentlicher Professor zu Basel, 1872 zu Freiburg, 1878 zu Göttingen, wurde er 1885 nach Tübingen berufen, wo er bis zu seinem Tode wirkte. Er starb am 16. November 1894. Seit 1886 war H. Mitherausgeber des Archivs für die civilistische Praxis.

Mit Recht wurde schon öfters hervorgehoben (neuestens von Strohal: Das deutsche Erbrecht), daß wichtige Fragen des modernen Erbrechts von der civilistischen Wissenschaft lange nicht genug durchgearbeitet worden sind. Einer der relativ wenigen Gelehrten, die sich im Anfange ihrer litterarischen Thätigkeit erbrechtlichen Fragen zugewendet hatten, war H. Seine bereits erwähnte Habilitationsschrift mit ihrer geistvollen Construction des Erbvertrages, der Arndts (Haimerl's Vjschrift VII, 10), Unger (Erbrecht § 26) und Kirchstetter (Commentar § 1254) beigetreten sind, legte Zeugniß ab von dem großen Scharfsinn ihres Autors. Und wenn diese Construction, wonach der Erbvertrag als ein Testament anzusehen sei, mit dem ein vertragsmäßiger Verzicht auf den Widerruf verbunden ist, später so ziemlich allgemein abgelehnt wurde, so hat Hartmann's Erstlingsschrift doch in mannichfacher Beziehung anregend, klärend und befruchtend gewirkt. Auch seine nächsten Arbeiten bewegen sich auf erbrechtlichem Gebiete. So das akademische Programm über die querela inofficiosi testamenti nach classischem Rechte (1864) und der Aufsatz über die Voraussetzungen und Grenzen der Incapacität nach der lex Julia et Papia (1866, Bd. V d. Zeitschr. f. Rechtsgeschichte). In ersterem Werke trat H. der herrschenden Lehre, die in der genannten querela eine Unterart der hereditatis petitio ab intestato erblicken will, mit guten Gründen entgegen. 1867 veröffentlichte er im Archiv f. d. civilist. Praxis Bd. 50 einen kleinen Aufsatz „Zur Lehre von der Klagenkonkurrenz und der Rechtskraft“, der sich mit schwierigen, äußerst umstrittenen Fragen befaßt. Nachdem H. im J. 1868 seine gehaltvolle Arbeit über den rechtlichen Begriff des Geldes und den Inhalt der Geldschulden edirt hatte, in welchem er eine Sonderung des Geldbegriffes im juristischen vom wirthschaftlichen Sinne vertrat, folgte 1872 beim Antritte des Lehramts in Freiburg seine Schrift über Begriff und Natur der Vermächtnisse im römischen Rechte. Hier stellte sich H. auf den Standpunkt, daß dem Vermächtniß nicht nothwendig eine Liberalität innewohnen müsse. Obwol die Schrift ihr Beweisthema mit beachtenswerthen Gründen verficht und viele feine Gedankengänge enthält, vermochte sie doch nicht die herrschenden Ansichten zu modificiren. Ebensowenig fand seine Definition des Vermächtnisses als „Form letztwilliger Zuwendung vom Vermögensstoff auf rechtlicher Grundlage der Beerbung“ Anklang. In einer weiteren Reihe von Arbeiten verwendete H. das Zweck-

moment für die Erkenntniß des Wesens mannichfacher juristischer Erscheinungen. Gegenüber vielen Schriftstellern, die bemüht sind, möglichst aus dem subjectiven Willen, aus der Innerlichkeit der Parteiabsicht die Rechtssätze abzuleiten, operirt H. mit der objectiven Natur und anerkannten Zweckbestimmung der einzelnen Rechtsinstitute. So in seiner tiefgründigen Schrift über die Obligation, Untersuchungen über ihren Zweck und Bau, 1875. Hier betont H., daß die Obligation ein juristisches Mittel zu einem bestimmten Zwecke gewähre und bekämpft insbesondere mit Bezug auf den Untergang der Obligationen die Auffassung, daß die Obligation als „Recht auf Handlung“ anzusehen sei; in den meisten Fällen der Obligationen sei das wesentliche nicht eine Handlung des Schuldners oder seines Vertreters, sondern vielmehr das, daß der Gläubiger eine Sache oder Summe zum Gebrauchen oder Behalten bekomme. In kurzer Formulirung faßt H. seine Grundgedanken über den Obligationsbegriff folgendermaßen zusammen: „Das Wesen der Obligation besteht in dem aus besonderem privatrechtlichen Rechtsgrunde erwachsenen, den Gläubiger berechtigenden Soll oder oportet, welches als das, durch bestimmte äußere Sanktion aufrecht erhaltene bloße Mittel zur Sicherung und Befriedigung des gesetzten Obligationszweckes erscheint. Dieses Soll kehrt sich zunächst als ethisches, als Pflicht gegen den Willen des Schuldners. Es vermag sodann zum absoluten Müssen sich steigernd, mit selbständiger Kraft nach außen hin zu wirken, indem es namentlich eventuell im alten Recht direct die Person des Schuldners, im neueren Recht sein gesammtes Activvermögen oder auch nur einzelne Stücke desselben unmittelbar ergreift, indem es selbst kraft Realexecution Satisfaction und Verwirklichung sucht unter völliger Umgehung des schuldnerischen Willens und der schuldnerischen Handlung“. Im Laufe dieser Untersuchungen, die vom Untergang der Obligation bei concursus causarum ausgehen und dabei fast alle für den Begriff der Obligation wesentlichen Fragen umfassen, bespricht H. auch die Lehre vom Einfluß der Unmöglichkeit der Leistung und nimmt hiebei entschieden Stellung gegen die Lehre von der subjectiven und objectiven Unmöglichkeit, die schon von Donellus und neuestens von Brinz verworfen worden war. Dagegen verficht H. die praktisch wichtige Unterscheidung von factischen und rechtlichen Hindernissen.

Die von H. in der Vorrede zur „Obligation“ ausgesprochenen programmatischen Worte charakterisiren ihn als Schriftsteller treffend: „Gerade vom Standpunkt einer einzelnen praktischen Frage aus läßt sich oft ein allgemeineres Problem sicherer ein Stück weiter fördern, als wenn man in abstracter Betrachtung eine absolute Lösung desselben in Angriff nehme“. Diese Art der Forschung hat nicht nur in der ebenerwähnten Schrift, sondern auch in anderen Arbeiten Hartmann's treffliche Früchte getragen. So in „Internationale Geldschulden“, „Wort und Wille“, „Werk und Wille“, „Juristischer Casus“, „Grundprinzipien des englisch-amerikanischen Vertrages“; denn auch H. besaß, gleich dem von ihm hochverehrten Leibniz „die Kunst aus einem bloßen Gelegenheitsanlaß ein ganzes System auszuspinnen“ (Worte H.'s in Leibniz als Jurist, S. 51).

Das Jahr 1877 brachte zwei Aufsätze: die Freiburger Prorectoratsrede „Der Gedanke des Zweckes“ und das Prorectoratsprogramm „Rechte an eigener Sache“ (auch abgedruckt in Jhering's Jahrbüchern Bd. 17, S. 69—144). In letzterer Studie wird das Problem erörtert „ob nicht die beschränkteren Rechte, welche man als iura in re aliena begrifflich zu charakterisiren gewöhnt ist, in Wahrheit so aufgefaßt und construirt werden müssen, daß sie auch in re propria möglich erscheinen. In überzeugender Weise wird im einzelnen ausgeführt, daß neben dem Eigenthumsrecht für den Eigenthümer an der

nämlichen Sache noch mannichfache jura in re denkbar sind, wofern sie nach der Lage der Dinge Zweck und Sinn haben und daß sie mithin nicht begriffswesentlich iura in re aliena sein müssen. 1882 erschienen zwei weitere Arbeiten aus der Feder Hartmann's. Einmal „Wort und Wille im Rechtsverkehr" (Jhering's Jahrb. 20. Bd., S. 1—79), und zum anderen: „Internationale Geldschulden" (Archiv f. d. civilist. Praxis Bd. 65, S. 147 bis 229). In ersterer bespricht H. die interessante und oft ventilirte Frage „wie sich da, wo aus Worten und Handlungen der Parteien in erlaubtem civilrechtlichem Rechtsverkehr Rechtsfolgen insbesondere Obligationen entstehen sollen, das Verhältniß und Schwergewicht der innern subjectiven Parteiabsicht und der äußeren objectiven Momente des Falles zu einander gestalten". H. operirt dabei mit dem von ihm auch anderweitig verwendeten Gesichtspunkt der guten Treue, die ihm vom objectiven Zweckgedanken geleitete und disciplinirte Billigkeit ist, also weit über die römische bona fides hinausgeht. „Dem Aeußeren der Erklärung ist ein bestimmtes durch die Richtschnur der guten Treue begrenztes Maß von Selbständigkeit und rechtsverbindlicher Kraft, dem Innern gegenüber beigelegt", ein Gedanke, der als äußerst fruchtbar bezeichnet werden muß.

Es folgte sodann 1884 der Aufsatz „Juristischer Casus und seine Prästation bei Obligationen auf Sachleistung, insbesondere beim Kauf" (Jhering's Jahrb. f. Dogmatik Bd. 22, S. 417—496), eine nähere Ausführung der in der „obligatio" ausgesprochenen Hauptgedanken; 1886 in der Zeitschrift f. schweizerisches Recht Neue Folge VI eine Arbeit über Correal- und Solidarobligationen nach schweizerischem Obligationenrecht, und noch im selben Jahre eine Erörterung über das Schuldverhältniß nach römischem und modernem Recht (Archiv f. d. civilist. Praxis Bd. 70, S. 169—211). Hatte H. diese Frage sowol in seinem „Begriff und Natur der Vermächtnisse", wie auch in seiner „obligatio" vom theoretischen Standpunkte aus besprochen, so erfolgte hier eine eingehende Prüfung mit Rücksicht auf die Praktikabilität dieser von Jhering als „Zwickmühle" charakterisirten Erscheinung. H. vertheidigt hier seinen Standpunkt gegenüber neueren Publicationen und nimmt bezüglich des legatum debiti an, daß es, wenn darin keine Verbesserung der alten Schuld enthalten ist, von Haus aus deshalb als nichtig angesehen werden mußte, weil es dem Zweckgedanken des Legates zu diametral widersprechend war; aber auch dann, wenn es sich selbst um eine Beurkundung einer schon bestehenden Schuld handelt, ja selbst wenn sich das legatum in die Gewandung einer Anerkennung kleide, sei es ganz und voll ein Vermächtniß.

In seiner im J. 1888 im 72. Bd. des Archivs f. d. civilist. Praxis S. 161—256 erschienenen Abhandlung „Werk und Wille bei dem sogenannten stillschweigenden Consens" hat H. zu seiner früher genannten Studie „Wort und Wille" ein werthvolles Seitenstück geliefert; auch hier bietet er wie immer eine lehrreiche Casuistik, entwickelt seine Ideen vom Zweckgedanken, dem Princip der guten Treue, der rechtlichen Ethik und verwirft den ganzen Schematismus von stillschweigenden, präsumirten, fingirten Willenserklärungen als etwas, das jedes fruchttragenden Gedankens bar sei.

Im gleichen Jahre besprach H. in einem schönen Aufsatze („Der Civilgesetzentwurf, das Aequitätsprinzip und die Richterstellung") den Entwurf eines Bürgerlichen Gesetzbuches für das Deutsche Reich (Archiv f. die civilist. Praxis Bd. 73, S. 309—407). Die Frage, welche er aufwirft, geht vorzüglich dahin, ob derselbe nicht „hie und da dem wahren, inneren Recht zu Gunsten der abstracten Formel ohne Noth Abbruch thut, ob nicht die Stellung des Richters sowie mit ihr auch die Stellung der den Richter leitenden und

führenden Rechtswissenschaft hie und da eine zu weitgehende Beschränkung erfahren hat". Eine Fülle von feinen Bemerkungen über Billigkeit und Richterstellung ist die Frucht dieser den damaligen Entwurf charakterisirenden und gerecht kritisirenden Studie.

Nachdem H. 1890 dem 21. deutschen Juristentag über die Frage „Ist die vom Entwurf des B.G.B. angenommene Stellung des Testamentsvollstreckers zu billigen und wie ist sie nöthigenfalls anders zu regeln" ein Gutachten (Verhdl. des 21. deutschen Juristentages I, 1—42) erstattet hatte, in welchem er aus guten Gründen und in scharfer Polemik die Fassung des Entwurfes ablehnt und den Testamentsvollstrecker als Träger eines erbrechtlichen Eigenrechtes anerkannt wissen will, veröffentlichte er 1891 „Die Grundprinzipien des englisch-amerikanischen Vertragsrechtes gegenüber der gemeinrechtlichen Vertragsdoktrin" (Archiv für die civilist. Praxis Bd. 77, S. 161 bis S. 242). Hier stellt H. die lehrreiche Untersuchung an „wie die nämlichen germanischen und romanischen Elemente, welche den wesentlichen Grundstamm des englisch-amerikanischen Rechtes bilden, jenseits des Oceans zu einem erheblich anderen ..... System ausgebildet worden sind, als bei uns". Für die Praxis, wie auch für das Verständniß unseres Rechtssystems ist eine derartige Betrachtung äußerst nützlich und kann auch in legislativer Richtung überaus fruchtbar werden, indem, wie H. nachweist, gar manche Sätze und Auffassungsweisen des englisch-amerikanischen Rechtes zur Fortbildung unseres eigenen Rechtes vortrefflich verwerthbar wären, so die bei Auslegung der Verträge dort befolgte, gesunde Vertrauenstheorie, die geschickte Verwerthung des reasonable man, die glückliche Behandlung der gegenseitigen Verträge, im Falle als eine auffallende Ungleichmäßigkeit zwischen Leistung und Gegenleistung vorliegt u. a. m. 1892 widmete H. seine Studie über „Leibniz als Jurist und Rechtsphilosoph" Ihering (Festgabe der Juristenfacultät zu Tübingen), eine sinnige Widmung, da ja Leibniz — wenn auch in anderem Sinne als Ihering — das Zweckprincip im Gegensatz zu Spinoza kräftig betonte. H. entwirft in dieser Arbeit ein anschauliches Bild der Bedeutung Leibnizens nicht nur für die Rechtswissenschaft der Gegenwart, sondern auch für die der Zukunft. Dabei finden sich viele tiefe Gedanken über die Rechtswissenschaft und ihre Lehre, insbesondere über die Methode der positiven Jurisprudenz und der Rechtsphilosophie. Nebst diesen Schriften wären noch größere Recensionen in der Kritischen Vierteljahrsschrift Bd. XIII, XVIII, XXII, XXVI, in der Jenaer Litteraturzeitung von 1874, 1875 u. a. m. anzuführen.

Nach seinem Tode brachte das Archiv f. d. civilist. Praxis (Bd. 85, S. 1 bis 57) einen leider unvollendet gebliebenen Aufsatz aus seinem Nachlaß: „Die liberatorischen Verträge und ihr Rechtsgrund insbesondere". Ueberblickt man die reiche litterarische Thätigkeit dieses viel zu früh dahingeschiedenen Gelehrten, so ist es wol gerechtfertigt die Hoffnung auszusprechen, daß die Worte, die H. selbst gebraucht hat (Vorrede zu seiner „Obligation"): „Unvergänglich ist die Kraft des innerlich begründeten Gedankens; früher oder später wird er stets, allen Hindernissen zu Trotz, seine siegreiche Macht bewähren", auch für sein gesammtes litterarisches Wirken fürderhin Geltung besitzen und sich bewahrheiten werden.

Degenkolb, Archiv f. d. civilist. Praxis Bd. 84, S. 1–17, wo sich auch eine schöne Charakteristik Hartmann's als Universitätslehrer und College vorfindet. J. Pfaff.

Hartmann: Helene H., geb. Schneeberger, Schauspielerin, geboren zu Mannheim am 14. September 1844 (oder 1843), † in Wien am 12. März

1898. Für die Bühne durch den Schauspieler Adolf Bauer vorgebildet, wirkte die H. zuerst als jugendliche Liebhaberin am Mannheimer Hoftheater, dessen Bühne sie am 28. November 1860 zum ersten Male betrat. Im J. 1864 wurde sie von dem Director Maurice als Naive an das Hamburger Thaliatheater engagirt, wo sie sich in der Rolle einer Friederike Goßmann und Adolfine Monhaupt so zu behaupten wußte, daß ganz Hamburg für die reizende „kleine Schnee" schwärmte. Ihr Ruf drang bis nach Wien. Laube forderte sie schon im J. 1865 zu einem Gastspiel an dem Burgtheater auf und engagirte sie vom Jahre 1867 ab. In ihrer Antrittsrolle im Juni 1867 als Lorle in „Dorf und Stadt", als Jeanne in „Lady Tartüffe" und als Aline in „Fesseln" erwies sie sich sogleich als eine Naive, wie sie sich Wien nicht besser wünschen konnte. Laube selbst rühmte ihr „eine gewinnende Natürlichkeit und ein unbefangenes fröhliches Wesen nach, welches echt empfindet, und welches die Empfindung einfach ausdrückt". Im J. 1868 vermählte sie sich mit ihrem Collegen, dem Schauspieler Ernst Hartmann, und im J. 1870 wurde sie zur k. k. Hofschauspielerin ernannt. Seit dem Jahre 1886 ging sie allmählich in das ältere Fach über, in dem sie gleichfalls Hervorragendes leistete. Am 9. März 1898 trat sie zum letzten Mal als Henriette Brämisch in „Frau Susanne" auf. Einige Tage darauf verschied sie, ohne vorher lange gelitten zu haben. Eine eingehende Würdigung ihrer künstlerischen Verdienste hat Minor versucht und dabei einen Vergleich zwischen ihrer Art und der ihrer hervorragenden Wiener Genossinnen angestellt.

Vgl. Heinrich Laube, Das Burgtheater. Leipzig 1868, S. 465. — Ed. Wlassack, Chronik des k. k. Hof-Burgtheaters. Wien 1876, S. 270, 271. — An der schönen blauen Donau. Jahrg. 1, Wien 1886, S. 351 und Jahrg. 7, Wien 1892, S. 145. — Universum, Illustr. Zeitschrift. Dresden und Wien 1890, S. 2187. — Alfred Schönwald, Das Thalia-Theater in Hamburg. Hamburg 1893. — Neuer Theater-Almanach. Hrsg. von d. Genossenschaft Deutscher Bühnen-Angehöriger, 10. Jahrg. Berlin 1899, S. 163–165. — Rudolf Lothar, Das Wiener Burgtheater. Leipzig, Berlin u. Wien 1899 (Register); — Derselbe u. Julius Stern, 50 Jahre Hoftheater, Geschichte d. beiden Wiener Hoftheater. Neue Ausgabe, Wien (1900) (Register). — Ludwig Eisenberg's Großes Biographisches Lexikon der Deutschen Bühne im XIX. Jahrhundert. Leipzig 1903, S. 397.

H. A. Lier.

Hartmann: Julius H., Theolog, 1806—1879. Einer altwürttembergischen Familie entstammt, der die A. D. B. X, 682, 687 aufgeführten August und Ferdinand H. angehörten, ist J. H. als Sohn des Oberamtsarztes Wilhelm H., eines von seinen Karlsschulgenossen Cuvier, Kielmeyer u. a. geschätzten Naturforschers, in Baknang am 1. Juni 1806 geboren, brachte die Gymnasialjahre in dem belebten Hause seines Oheims Geheimenraths August H. in Stuttgart zu und studirte dann 1823—28 in Tübingen, wo eben F. Chr. Baur eine neue Aera der schwäbischen Theologie begründete und zugleich das Leben und Leiden der deutschen Burschenschaft die besten Jünglinge in Anspruch nahm. Nach kurzer Vicariatszeit und der hergebrachten Candidatenreise durch Deutschland, insbesondere nach Berlin, hierauf dreijährigem Repetentendienst an den Seminaren Urach und Tübingen, war H. fortan im praktischen Dienst der Landeskirche bis an sein Ende thätig: 1833—40 als Diakonus in Neuenstadt an der Linde, bis 1843 als solcher in Böblingen, weiterhin als Decan und Bezirksschulinspector, zuerst in Aalen bis 1851, dann in Tuttlingen bis zu seinem am 9. December 1879 erfolgten Heimgang. Das stille Amt in Neuenstadt hatte ihm Muße zu kirchengeschichtlichen Studien

in Gemeinschaft mit einem Nachbarpfarrer, dem tüchtigen Historiker K. Fr. Jäger (A. D. B. XIII, 653) gewährt, und so entstand, nach einer übersichtlichen Geschichte der Reformation Württembergs (Stuttgart 1835), die Hartmann-Jägersche „Biographie des schwäbischen Reformators Johs. Brenz" (2 Bände, Hamburg 1840 und 42), die, überall gut aufgenommen, eine etwas verkürzte Neubearbeitung in der Sammlung: Leben und ausgewählte Schriften der Väter und Begründer der lutherischen Kirche (Elberfeld 1862) gefunden hat. Auch eine „Geschichte von Württemberg mit besonderer Beziehung auf die deutsche Geschichte kurz dargestellt" (Tuttlingen 1856) ist freundlich aufgenommen worden. Der Landessynode von 1875—78, welche eine neue Verfassung für die württembergische Kirche zu beraten hatte, und in ihr der wichtigen kirchenrechtlichen Commission, gehörte H. als einer der Vertreter der vermittelnden Richtung an, der doch auch mit seinen Jugendfreunden Kapff und Blumhardt herzlich verkehrte. In dieser Zeit durfte der eben 70 gewordene 1876 sein 25jähriges Jubiläum als Stadtpfarrer und Diöcesanvorstand in Tuttlingen unter Theilnahme weitester Kreise, auch der Katholiken, in voller Rüstigkeit feiern und sah sich 1877 beim 400jährigen Jubiläum der Universität Tübingen, das der alte Burschenschafter lebhaft mitfeierte, durch Ertheilung der theologischen Doctorwürde geehrt. Umfassend gebildet, auch künstlerisch veranlagt, eine gesellige mittheilsame Natur, mit seiner Gattin Luise geborenen Helfferich, die ihm 7 beide Eltern überlebende Kinder schenkte, edle Gastfreundschaft pflegend, lange Zeit der belebende Mittelpunkt einer auf dem Hohentwiel sich zusammenfindenden Gesellschaft württembergischer, badischer und schweizerischer Theologen, ist der harmonisch angelegte, im besten Sinne „Mensch, nichts menschlich es sich fremd erachtend" als einer der Glücklichen, die nicht altern, nach kurzer Krankheit im 74. Lebensjahre hinübergegangen.

J. Hartmann.

Hartmann: Julius H., königlich preußischer Generallieutenant, wurde am 19. Mai 1821 zu Hannover in der Vorstadt Glocksee geboren. Sein Vater war Schatzrath, der General Sir Julius H. (A. D. B. X, 688) sein Verwandter. Am 1. October 1835 trat er als Cadett bei der Artillerie, der Waffe, welcher der letztere angehörte, in die königlich hannoversche Armee, wurde am 16. Mai 1839 Officier, vervollständigte seine militärische und allgemeine Bildung (1842/43) während eines einjährigen Aufenthaltes zu Berlin durch den Besuch der allgemeinen Kriegsschule (jetzt Kriegsakademie) und der Universität, nahm, am 29. Juli 1843 zum Premierlieutenant aufgerückt, an den Feldzügen der Jahre 1848 und 1849 gegen Dänemark in Schleswig-Holstein theil, wurde am 31. Mai 1851 Hauptmann 2. Classe, am 1. October 1856 Batteriechef und am 22. Mai 1865 Major. Neben seinen übrigen Dienstverrichtungen war er seit 1849 als Lehrer an den Militär-Bildungsanstalten seines Standortes, der Stadt Hannover, und in den Jahren 1846—1851 auch bei den Arbeiten der Landesaufnahme thätig. Als zum Feldzuge des Jahres 1866 die hannoverschen Truppen sich um Göttingen versammelten, erhielt Major H. zunächst den schwierigen, aber mit Geschick erfüllten Auftrag, die für die Theilnahme am Kriege bestimmten Batterien und Munitionscolonnen möglichst feldmäßig auszustatten; dann übernahm er das Commando der Reserveartillerie, welches er bei Langensalza führte. Eine Flugschrift, welche er bald darauf, als es sich um den Eintritt der hannoverschen Officiere in den preußischen Dienst handelte, diesen mit Nachdruck befürwortend unter dem Titel „Der Hannoverschen Artillerie zur Erinnerung" veröffentlichte fand bei seinen Kameraden mannichfachen Widerspruch. Nachdem König Georg V. sie

ihres Eides entbunden hatte, meldete H. sich zur Aufnahme in die preußische Armee und wurde am 9. März 1867 zum Abtheilungscommandeur im 11. Feldartillerieregimente in Kassel ernannt, aber schon am 18. August 1868 in die Artillerie-Prüfungscommission nach Berlin berufen, am 11. Februar 1869 zum Vorstande der Versuchsabtheilung dieser Behörde und am 18. Juni d. J. zum Oberstlieutenant ernannt. Beim Ausbruche des Krieges gegen Frankreich ward er, dem Obercommando der III. Armee unter dem Kronprinzen Friedrich Wilhelm von Preußen zugetheilt, dem Stabe des zunächst mit Leitung der Belagerung von Straßburg betrauten Generals v. Werder überwiesen. In dieser Verwendung ist er bis zur Beendigung des Krieges geblieben. Er hat sie in seinem Buche „Erlebtes aus dem Kriege 1870/71" (Wiesbaden 1885) geschildert. Die von ihm geleisteten Dienste fanden die höchste Anerkennung durch Verleihung der 1. Classe des Eisernen Kreuzes. Nach Friedensschluß trat er für kurze Zeit in sein früheres Verhältniß bei der Artillerie-Prüfungscommission, dann aber, inzwischen zum Oberst befördert, am 23. November 1871 als Commandeur des Festungsartillerie-Regiments Nr. 4 zu Magdeburg in den Frontdienst zurück, wurde am 9. Juni 1874 Commandeur der 2. Fußartillerie-Brigade zu Berlin, am 22. März 1876 Generalmajor und am 11. Juni 1881 auf sein Ansuchen mit dem Charakter als Generallieutenant pensionirt, behielt seinen bleibenden Wohnsitz in Berlin, starb aber auf einer Reise am 13. Juni 1892 zu Hannover.

Nachdem er während seiner Dienstzeit noch als Verfasser von „Vorträgen über Artillerie" (Hannover 1858) und von „Artillerieorganisation" (Hannover 1864) im Bereiche der Waffe, welcher er angehörte, litterarisch thätig gewesen war, betrat er nach seinem Ausscheiden ein ganz anderes Gebiet, das der schönen Wissenschaften, und veröffentlichte zuerst „Erinnerungen eines deutschen Officiers 1848—1871" (1882), auf dem Hintergrunde von Selbsterlebtem aus Hannover und Schleswig-Holstein; dann „Wandel der Zeiten" (1888), vier Erzählungen wie es in Hannover vor 1803 war und nach 1803 wurde, und einen Roman „Zu spät erkannt" (1888).

B. v. Poten.

Hartung: Ernst H., k. k. Feldzeugmeister, einer hannoveranischen Familie entstammend, wurde im J. 1808 in Wien geboren und trat nach Absolvirung der k. k. Ingenieurakademie im J. 1827 als Fähnrich in das 1. Infanterieregiment, in welchem er am 15. März 1831 zum Lieutenant, am 16. August 1834 zum Oberlieutenant und am 1. März 1844 zum Hauptmann befördert wurde. In den Kämpfen der Jahre 1848 und 1849 in Italien that sich H. wiederholt so sehr hervor, daß er noch während des Feldzugs zum Major und Oberstlieutenant befördert, mit dem Militär-Verdienstkreuz und mit dem Orden der Eisernen Krone 3. Classe ausgezeichnet ward. Nach kurzer Dienstleistung als Ablatus des Generaladjutanten Radetzky's wurde H. am 5. März 1850 zum Obersten im Infanterieregimente Nr. 23 befördert und bald darauf zum Commandanten dieses Regiments ernannt. Am 25. Septbr. 1854 Generalmajor geworden, nahm H. 1859 an dem Kriege gegen Frankreich und Piemont mit seiner Brigade im 3. Armeecorps theil an der Kanonade bei Valenza, behauptete sich in der Schlacht von Magenta, trotz der feindlichen Uebermacht die ganze Nacht vom 4. auf den 5. Juni auf dem Schlachtfelde und kämpfte bei Solferino von 8 Uhr früh bis 5 Uhr Nachmittags, vorwärts Giudizzolo, gegen die von Medole über Casanuova vordringenden Infanteriemassen trotz verheerenden Artilleriefeuers und eines gewaltigen Cavallerieangriffes des Feindes unerschütterlich bis zum allgemeinen Rückzug. Für seine Leistungen in den beiden Schlachten wurde H. mit dem Orden der Eisernen Krone 2. Classe

und dem Ritterkreuze des Leopoldordens ausgezeichnet. Am 15. August 1862 wurde H. zum Truppencommandanten im Küstenlande und in Istrien ernannt, am 13. August 1863 zum Feldmarschallieutenant befördert und am 12. Mai 1864 Inhaber des Infanterieregiments Nr. 47. In dem Feldzug des Jahres 1866 befehligte H. das 9. Corps in der Südarmee des Erzherzogs Albrecht und trug durch seine Führung wesentlich dazu bei, daß die Schlacht von Custoza am 24. Juni sich zu einem der glänzendsten Siege der kaiserlichen Waffen gestaltete. In richtiger Würdigung der Gefechts- und Geländeverhältnisse und entgegen den Dispositionen des Generalcommandos, welches die Ausdehnung des 9. Armeecorps bis zum Thaleinschnitte von Stafallo angeordnet hatte, ließ H. den rechten Flügel seines Corps sogleich nach der Besetzung von Sommacampagna und Berettara gegen den Feind vorgehen und seine wiederholten Angriffe gegen die auf dem Monte Croce aufgestellten feindlichen Truppen paralysirten die ernstliche Gefährdung des Pivots der ganzen Armee Dem Feinde gelang es nicht, gegen die Höhen von Casa del Sole vorzudringen. Nach den blutigen Angriffen seiner Brigaden Weckbecker und Böck und nach dem hartnäckigen Widerstand von Seite des Regiments Thun auf dem Belvedere und dem Monte arabico, wodurch der Angriff des 7. Armeecorps wesentlich erleichtert wurde, konnte H. seiner Aufgabe stundenlang nur durch das muthige Ausharren und das vorzüglich geleitete Feuer seiner fast isolirt vorgeschobenen Artillerie gerecht werden, zog aber dann im entscheidenden Augenblick seine letzte Reserve vor und verwendete sie so glücklich gegen den Monte Croce, daß die Stellung nebst den feindlichen Geschützen genommen wurde. Für seine Thätigkeit in der Schlacht von Custoza erhielt H. am 29. August 1866 das Ritterkreuz des Maria-Theresienordens, nachdem ihm schon vorher die Würde eines Geheimen Rathes verliehen worden war. Im October 1866 zum commandirenden General von Nieder- und Oberösterreich, Salzburg, Mähren und Schlesien ernannt, am 22. April 1868 zum Feldzeugmeister befördert und am 19. Februar 1869 mit dem Orden der Eisernen Krone 1. Classe ausgezeichnet, trat H. am 1. März 1869 auf eigenes Ansuchen in den Ruhestand. H., der ein hervorragend gebildeter Officier und glänzender Stilist war, hat auch die Neubearbeitung des Dienstreglements geleitet und sich an der nach dem Kriege des Jahres 1859 in Angriff genommenen Umarbeitung des Exercierreglements betheiligt. Nach seinem Uebertritt in den Ruhestand zum lebenslänglichen Mitglied des Herrenhauses ernannt, nahm H. regelmäßig an allen Sitzungen theil, wurde wiederholt auch in die Delegationen des österreichischen Reichsrathes entsendet und widmete auch da allen Heeresangelegenheiten die regste Aufmerksamkeit. H. starb am 1. October 1879 in Wien.

Acten des k. u. k. Kriegs-Archivs. — Lukeš, Militärischer Maria-Theresienorden. Wien 1890. — Vedette, Jahrgang 1879, Nr. 80.

Criste.

Hase: H. (Has), Geheimschreiber des Bischofs Johann III. von Würzburg, † 1466. — Das selbstherrliche Regiment des Würzburger Bischofs Johann von Grumbach (1455—66), seine unaufhörlichen blutigen Kriege und die schonungslose Aussaugung des Hochstiftes durch drückende Kriegssteuern hatte seine Unterthanen in hohem Grade gegen den Kirchenfürsten erbittert. Für seine herrischen und gewaltthätigen Maßregeln machte die Würzburger Bürgerschaft zum guten Theil des Bischofs Hofdiener Hase (Has) verantwortlich. Wie der Chronist Fries berichtet, konnte H. „wohl singen"; sein eigentliches Amt war aber wohl das des Geheimschreibers. Hasens Habsucht, Uebermuth und Ohrenbläserei hatten ihn schon zu Lebzeiten Bischof Johann's III. so un-

beliebt gemacht, daß der Würzburger Rath ihm im September 1465 sein Bürgerrecht aufkündigte. Kaum hatte der Bischof die Augen geschlossen (11. April 1466), als der Sturm gegen seinen unwürdigen Günstling losbrach. Zwar hatte H. sich und seinen werthvollsten Besitz sogleich auf die bischöfliche Burg, den Marienberg, geflüchtet. Angesichts der drohenden Haltung der Bürgerschaft konnte jedoch das Domcapitel nicht daran denken, H. in Schutz zu nehmen. Zuerst auf dem Marienberg gefangen gesetzt, wurde H. am 20. April dem Würzburger Rathe ausgeliefert, der ihn, wohl durch einen Volksauflauf dazu gezwungen, Tags darauf in den Main werfen ließ. Der tragische Ausgang des „bösen Hase" ist in einem zeitgenössischen Volkslied ausführlich geschildert worden.

Lor. Fries, Geschichte der Bischofe zu Wirtzburg bei Ludewig, Geschichtsschreiber v. d. Bischofftthum Wirtzburg, S. 845 f. — R. v. Liliencron, Die histor. Volkslieder der Deutschen vom 13. bis 16. Jahrh. Bd. I (Leipzig 1865) S. 545—549. — H. Haupt, Das Ende des bösen Hase, im Archiv des histor. Vereins f. Unterfranken, Bd. 27 (Würzb. 1884) S. 234—240.

Herman Haupt.

Hase: Karl August von H., geboren am 25. August 1800 in dem epheuumrankten Pfarrhause zu Steinbach bei Penig am Abhange des sächsischen Erzgebirges, hat, des Vaters frühzeitig beraubt, doch unter guter Menschen Obhut eine unverkümmerte Kindheit verlebt. Seine Gymnasialzeit in Altenburg (seit Ostern 1813) verschönte, über die Kleinheiten des täglichen Lebens hinaushebend, ein idealer Freundschaftsbund, welcher die freie ästhetische Weltansicht der Griechen mit christlicher Andacht und treuem deutschen Sinn zu vereinigen strebte zu einer naturgemäßen vollen menschlichen Bildung. „Wir blickten mit dem warmen, frommen Herzen in eine kühne Thatenwelt hinaus, über das Grab, über die Sterne". Begeistert für Poesie, Freundschaft und Vaterland, schloß er sich als Leipziger Student (seit 1818) mit seinen Schulfreunden der Burschenschaft an, die, 1815 gegründet, ihre Organisation als allgemeine deutsche Burschenschaft in dem Saale des Kaffeehauses in Jena erhielt, das nachmals Hase's beglücktes und beglückendes Familienhaus geworden ist. Das Bücher-Auto da Fé beim Wartburgsfest und die auf den übertriebenen Teutonismus der Burschenschaft zurückgeführte blutige That Karl Sand's hatte die bekannten Folgen. Wegen Theilnahme an unerlaubten Verbindungen erhielt H. gleich seinem Freunde Ferdinand Herbst, dem nachmaligen katholischen Pfarrer in einer Vorstadt Münchens (s. A. D. B. XII, 48), das Consilium abeundi. Er wandte sich nach Erlangen (1821). Hier trat er durch Empfehlung eines Verwandten in befreundete Beziehung zu G. Heinrich Schubert (XXXII, 631), „dem freundlichen Führer aus den Reichen der Natur in das Himmelreich". Schon damals ist ihm die Einsicht gekommen, daß die bloß freisinnige Theologie, welche das Christenthum zur Vernunftreligion aufklären wollte und allenfalls auch ohne Christus auskommen könnte, die welthistorische Bedeutung des Christenthums verkenne, das, als eine historische individuelle Religion auf Thatsachen gegründet, Gemeinden verbinde und Völker mit seinen sittlichen Bewegungen beherrsche. Ein heiter bewegtes Studentenleben, darin er die Kaiserrolle spielte, endigte mit Entlassung von der Universität „wegen Theilnahme am Dresdener Burschentage und wegen starken Verdachts, an der Spitze der seit 1820 aufgehobenen Burschenschaft gestanden zu haben".

Nach bestandener Candidatenprüfung vor dem Oberconsistorium in Dresden kam ihm der Gedanke, bis zur Anstellung im geistlichen Amte sich als Privatdocent zu habilitiren, und zwar, seiner Neigung entsprechend, an

einer süddeutschen Universität. Seine Wahl fiel auf Tübingen. Hoffnungsvoll und viel verheißend, unter freundlichen geselligen Verhältnissen hat er daselbst seine akademische und litterarische Laufbahn 1823 begonnen. Da wendete die von Metternich eingesetzte Mainzer Centraluntersuchungscommission auch ihm ihre Aufmerksamkeit zu. Er hatte in der Burschenschaft beitragen wollen zur Erneuerung der politischen Größe Deutschlands durch Ausbildung eines großen Nationalgeistes, war aber der radicalen Richtung seiner ganzen maßvollen Persönlichkeit gemäß fern geblieben, das gerade Gegentheil von Arnold Ruge, dem „Minister des Aeußersten", wie dieser selbst es aussprach: „Hase ist ein alter Jugendbündler und Coätane von mir; sonst passen wir wie Faust aufs Auge zusammen". In einer seiner burschenschaftlichen (von alten Herren noch lange in freundlicher Erinnerung bewahrten) Reden (abgedruckt im 12. Bande von Hase's „Gesammelten Werken", Leipzig 1890—93) hatte er seine Verbindungsbrüder, weil noch viel zu wenig mit der Wirklichkeit bekannt, gewarnt, durch die That eingreifen zu wollen in das Getriebe des Staats, und über Sand geurtheilt: seine Gesinnung ist der Unsterblichkeit werth, seine Handlung des Todes würdig. Gleichwol ward er als schuldig der früheren Theilnahme an einer hochverrätherischen Verbindung zur Entsetzung von seinem Amte und zu zweijähriger Festungsstrafe verurtheilt. Der unfreiwillige Aufenthalt auf der kleinen Bergfeste Hohenasperg, wo ihm „Spinoza's Ethik in ihrer erhabenen Resignation vor allem den Sturm des Herzens stillte", reducirte sich auf acht Monate. Die Versagung des weiteren Aufenthalts in Württemberg führte ihn in die Heimath zurück, zunächst nach Dresden, 1826 nach Leipzig, um, wozu Ammon, der Oberhofprediger (siehe A. D. B. I, 405), ihm Muth gemacht, sich aufs neue zu habilitiren. Er fand hier Freunde an Archidiakonus Goldhorn (IX, 334) und an Tzschirner (XXXIX, 62), an dessen Sarg er schwur, seine Bahn zu gehen, wie er für Recht und Freiheit, für Christenthum und Protestantismus ein treuer Hort zu werden. Mit großer Freude hat er wieder das Katheder betreten, im Verein mit Theile, Niedner, Fleck die sogen. junge Facultät gebildet und seine zukunftsreiche schriftstellerische Thätigkeit fortgesetzt.

Durch den Grafen Einsiedel, den dem Kreise der Erweckten zugethanen Cabinetsminister in Dresden, war August Hahn (s. A. D. B. X, 356) 1826 als Professor neuer Stiftung von Königsberg nach Leipzig berufen worden, zu gleichem Zweck wie Tholuck nach Halle. Um das für einen Leipziger Professor der Theologie nothwendige philosophische Magisterium zu erlangen, schrieb Hahn seine Streitschrift „De rationalismi, qui dicitur, vera indole" (1827), darin er den Rationalismus, ihm gleichbedeutend mit Naturalismus, als einen von England her eingedrungenen Todfeind des Christenthums (rei christianae infestus) hinstellte. Dieses Gallicinium Lipsiense entfesselte den Streit über das Existenzrecht des Rationalismus in der Kirche. H., der Sache Ernst erkennend, nahm in der anonymen Schrift „Die Leipziger Disputation" (1827; Ges. W. VIII, 1, 1) als der Erste den hingeworfenen Fehdehandschuh auf. Er wies darauf hin, wie unbillig und unwahr es sei, den das Christenthum als die höchste Vernunft feiernden Rationalismus mit dem in der Christenheit verrufenen Namen Naturalismus zu behängen. Aber abgesehen vom Streite um Namen, da der Rationalist sein Höchstes, Frieden und Seligkeit im Christenthum findet, wie vermag der Supernaturalist ihm die Christlichkeit abzusprechen? „So erkennt endlich die höhere Einheit der gemeinsamen Liebe zu dem Herrn unter euch an, merkt endlich, daß beide Systeme der Wissenschaft, der theologischen Schule angehören, daß auf diesem Gebiete ein scharfer, freudiger Streit über sie geführt werden muß, daß sie aber beide im

S2351

Dienste des Christenthums stehen." Ein Recensent schließt sein Referat über die Schrift „voll Bewunderung für den unbekannten Verfasser". Dagegen wurde Hahn, weil er von jedem getrennt sein wolle, der aus eigener Vernunft und Kraft an Jesum Christum seinen Herrn glaubt, als ein solcher angesehn, der damit selbst aus der Kirche Gottes herausfällt (die Litteratur dieses Streites ist verzeichnet in Fuhrmann's Handbuch d. neuesten theol. Literatur [1830] S. 459, Krug's Handwörterbuch d. philos. Wissenschaften [2. Aufl. 1833] III, 423 und bei Bretschneider, Entwicklung aller in der Dogmatik vorkommenden Begriffe [4. Aufl. 1841] S. 192).

An Freundes Hand unternahm H. 1829 seine erste Reise nach Italien, classisch beschrieben in den „Briefen an die künftige Geliebte", Pauline Härtel, seit 1831 das Kleinod seines Hauses. Am 15. Juli 1830 zog er, als außerordentlicher Professor nach Jena berufen, ein in die kleine ruhmvolle Stadt seiner Zukunft. War er in Leipzig für das Recht des Rationalismus eingetreten, so erwartete ihn hier ein Kampf gerade von rationalistischer Seite. Ueber Hase's Jugend hatte die Romantik noch ihren Schimmer gebreitet. Er war ihrem Philosophen, Schelling, dem die Philosophie in ihrer Strahlenkraft sich immermehr zur Poesie verklärte, dem Genius huldigend, in Erlangen nahe getreten, und verehrte in ihrem Theologen, Schleiermacher, dem englischen Herold, den einen seiner theologischen Heiligen. Und wenn auch die Muse selbst, nachdem sie dem sentimentalen Jüngling noch einen ihrer lächelnden Blicke zugeworfen, allmählich vor der Denkarbeit des Mannes zurückwich, den Schwung der Phantasie, die Wärme des Herzens hat sie scheidend als freundliche Gabe ihm zurückgelassen. Und so erkannte er als seine Aufgabe, die kühnsten Forderungen der Vernunft mit den Bedürfnissen des Gefühls, das freieste Denken mit christlicher Begeisterung als einig darzuthun. Die Rationalisten standen dieser neuen Erscheinung zweifelnd gegenüber. Sein Eintreten für den freien Gedanken und für das kirchliche Recht des Rationalismus neben dem Supernaturalismus hatte ihren Beifall gefunden. Zu seinem Worte: „Biedere, gelehrte und fromme Männer, Säulen der Kirche stehen auf beiden Seiten" bemerkte Schüler: „das hat ihn Gott durch Christus geheißen reden, den wackern Mann!" Andrerseits konnte ihr nüchterner Verstand in seine „hyperpoetische Theologie" sich nicht finden. Sie redeten von allegorisirender Dogmatik, von mystischen Modephrasen, Glasperlen, kaum mehr für Theater- und Romanenschmuck brauchbar. Und als die Quelle dieser Auswüchse dünkte ihnen eine phantastische Afterphilosophie, von welcher der sonst besonnene Mann sich habe influenziren lassen. Nun hatte H. in seiner Erstlingsschrift „Des alten Pfarrers Testament" (Tübingen 1824, Ges. W. VI, 1) offen bekannt, wie Schelling, der Ossian der Philosophie, indem er das göttliche Leben der Natur erkannte, Erden an Sonnen band, die Hieroglyphe der Urwelt aus der Tiefe des Geistes enträthselte, sein junges Herz entflammt habe, aber sofort hinzugefügt, daß dieses System nur in seinen Mittelgliedern befriedige, aber Gottlosigkeit stehe am Anfang, Vernichtung am Ende. Indeß der Rationalismus ließ hierdurch sich nicht abwendig machen von seiner vorgefaßten Meinung. Röhr, sein sichtbares Oberhaupt (A. D. B. XXX, 92), veröffentlichte 1832 „Grund- und Glaubenssätze der evangelisch-protestantischen Kirche". Dieser Versuch einer neuen, die reine, von allen dogmatischen Floskeln gesäuberte Lehre des Evangeliums darlegenden Symbolschrift hätte, zum Gesetz erhoben, den Rationalismus zur Kirchenlehre gemacht, die Supernaturalisten ausgeschlossen. H., vom Verfasser zur Begutachtung aufgefordert, bezeichnete jedes Symbol, durch welches eine Spaltung der Kirche veranlaßt würde, als eine unheilvolle Gewaltthat und vermißte in dem vor-

liegenden das eigenthümlich Christliche, den kirchlichen Charakter. Seine am Schlusse ausgesprochene Meinung, daß aus dem apostolischen Symbole heraus das Neue und Zeitgemäße organisch zu gestalten wäre, hat er zu verwirklichen versucht in seiner streng objectiv gehaltenen, den streitenden Parteien einen möglichst freien Spielraum gewährenden „Confessio fidei ecclesiae evangelicae nostri temporis rationibus accommodata“ (1836). Seinen Zorn über diese Recension (wieder abgedruckt in den Ges. W. VIII, 2, 467) ließ Röhr an dem damals (1833) gerade in zweiter Auflage erschienenen „Hutterus redivivus“ aus. Konnte eine Reproduction der orthodoxen Dogmatik schon an sich nicht auf seinen Beifall rechnen, so vermochte er sich eine solche, wie sie hier historisch-apologetisch auftrat, nur als dolus malus zu erklären. „Was will dieser Hutterus redivivus unter uns? Was hat das Schattenbild dieses aus der Gruft des 16. Jahrhunderts wieder heraufbeschwornen evangelischen Scholastikers den protestantischen Söhnen des 19. Jahrhunderts kund zu thun?" Der gute Hutterus spielt, zum redivivus geworden, eine unfreiwillige Rolle, wie der von der Zauberin zu Endor citirte Geist Samuel's, er ist ein maskirter Identitätsphilosoph, das ganze Buch ein schellingisch-orthodoxer Amalgamationsproceß. Um diesem Gerede von schellingisirender gläubelnder Neugläubigkeit im Hutterus redivivus und der damit beabsichtigten Täuschung der akademischen Jugend ein für allemal ein Ende zu machen, trat H., obwol schweren Herzens, in den Kampf ein, indem er den objectiv-historischen Charakter des Hutterus, wie das schon in der Vorrede ausgesprochen war, aufs klarste nachwies. Da aber ein solches Mißverstehen nicht aus der Beschränktheit eines Einzelnen erklärlich war, so mußte der von Röhr und Wegscheider vertretene Rationalismus selbst dafür in Anspruch genommen werden. H. fand vor allem an diesem Rationalismus auszusetzen den Mangel an geschichtlichem Sinn, wodurch eben die Mißdeutung des Hutterus redivivus verursacht worden war, sodann die Verkennung der Bedeutung des religiösen Gefühles, endlich sein negatives Verhalten zur Wissenschaft. Nicht die methodisch fortschreitende wissenschaftliche Untersuchung, sondern der gesunde Menschenverstand, das iudicium naturae, der Augenschein sollte als oberste Instanz entscheiden. Wahr ist in der Dogmatik die sententia, welche omnes homines, probi nimirum haben oder facillime sich aneignen. Im gesunden Menschenverstand lag die expansive Kraft des Rationalismus, die Bedingung seiner Ausbreitung in der Masse, aber zugleich seine Schwäche, wiefern nicht geniale, nur hausbackene Menschen ihm dienstbar werden konnten. Eine anonyme Recension der inzwischen erschienenen Hase'schen Kirchengeschichte, die als ein Dekokt aus Gieseler's Werk, glänzend nach außen, innerlich arm und leer, hingestellt wurde, sollte diesen wissenschaftlich annulliren. Der Recensent, als welcher Gieseler selbst nicht zu seiner Freude offenbar wurde, hatte sich die Sache zu leicht gemacht und seinen Gegner weitaus unterschätzt. Endlich zum Beweis, daß der Rationalismus Neues nicht vorzubringen hatte, ließ Röhr eine Anzahl Recensionen aus der Kritischen Predigerbibliothek und Allgemeinen Litteraturzeitung unter dem Titel „Anti-Hasiana“ (1836) zusammendrucken, denen H. seinen „Anti-Röhr" (1837, Ges. W. VIII, 1, 261) entgegenstellte. Der Rationalismus, aus der Entwicklung geboren, war dem Principe der Stabilität verfallen. Sich selbst in seiner damaligen Schulform für die realisirte Idee des Rationalismus achtend, darum identisch mit dem Protestantismus, hat er jeder Fortbildung und Ausgestaltung sich verschlossen, sie mit den Schlagworten Schellingianismus, Mysticismus, Allegorismus in fast hierarchischer Zähigkeit von sich abgewehrt. An dieser verständnißlosen Selbstgenügsamkeit ist er gestorben, und H. hat ihm das Endurtheil gesprochen.

Schon ein Zeitgenosse fand, daß auf Hase's Seite die größere Bildung, die edlere Wissenschaftlichkeit, der feinere Witz und reichere Geist, dagegen auf Seiten des Rationalismus die nackte Endlichkeit seines Princips sich zeige.

Als einen Nachklang des Streites gegen den Rationalismus bezeichnet H. selbst seine Controverse mit Baur, dem Haupte der Tübinger Schule (A. D. B. II, 172). Das war allerdings ein ebenbürtiger Gegner, der mit eminentem Scharfsinn und tiefer Gelehrsamkeit in die Geschichte des Urchristenthums und seine Litteratur eingedrungen war. Der Feststellung des ursprünglichen Thatbestandes nachgehend, vermochte er das Johannis-Evangelium nur aus den Zeitverhältnissen des zweiten Jahrhunderts, nämlich zur Ausgleichung ebionitisch-montanistischer und heidenchristlich-gnostischer Tendenzen, zu begreifen, wodurch es selbstverständlich seinen geschichtlichen Charakter verlor. Daß der Lieblingsjünger den Meister, an dessen Brust er lag, nachmals für den Weltschöpfer gehalten, erschien ihm ohne Darangabe der Identität seines Selbstbewußtseins undenkbar. Dagegen trat H. in seinem Sendschreiben an Baur („Die Tübinger Schule" 1855, Ges. W. VIII, 1, 415) für die Echtheit des vierten Evangeliums und zugleich der Apokalypse ein. Durch innere Entwicklung, durch seine eigne schöpferische That ist Johannes, der gottbesprachte Apokalyptiker, zum Evangelisten geworden, sein Evangelium die verklärte Apokalypse. Gegen Ende des ersten Jahrhunderts, als er in Kleinasien vor der fortschreitenden geistigen Macht des Weltheilandes schon die Tempel der alten Götter veröden sah, da habe Johannes in der Logosidee den vollen Ausdruck seiner Huldigung, das Wort des ihn erfüllenden Geheimnisses erkannt. Aber durch den goldenen Panzer des Logos fühle man den Pulsschlag des menschlichen Herzens, an dem der Apostel gelegen habe: der ideale Gehalt schließe die geschichtliche Treue nicht aus. Baur hat erwidert, von beiden Seiten gedrängt, werde H. einer Retractation nicht entgehen können. Es ist so geschehen. Aus dem Evangelium des Johannes ist ihm ein Evangelium nach Johannes geworden, nämlich nach dem Tode des verklärten Meisters durch einen begabten Jünger niedergeschrieben. Die andern zwei Streitpunkte betreffen den Anfang und das Ende der Kirchengeschichte. Baur hatte die Entwicklung des Urchristenthums unter den Gesichtspunkt eines bis tief ins zweite Jahrhundert unentschieden fortwogenden Kampfes zwischen Ebionitismus und Paulinismus gestellt und daraus die urchristliche Litteratur als tendenziöse Streit- und Vermittlungsschriften erklärt. H. sah hier einen an sich berechtigten Gedanken über das rechte Maß hinausgeführt: schon seit Ende des ersten Jahrhunderts war der Paulinismus die allgemein herrschende Form des Christenthums. In seiner Kirchengeschichte hatte H. gesagt, daß seit dem westfälischen Frieden die Kirche nicht mehr die erste bewegende, sondern die zweite, in den Streit der Völker hineingezogene Macht sei. Dieses hatte Baur eine Degradation genannt, die Kirche stehe hier am Ausgang ihrer Geschichte wie eine abgebrannte da. H. fragte entgegen: „habe ich den Tempel von Ephesus angezündet?" In der That, wo werden jetzt noch bei drohenden politischen Verwicklungen, wenn die Würfel über Krieg und Frieden fallen, die tonangebenden Lehrer der Kirche um ihre, vordem maßgebende, Meinung befragt? Der Kirche ist nur das Amt des barmherzigen Samariters geblieben, ihren Balsam auf die Wunden des Krieges zu legen. Dieser Streit ist geführt worden mit voller gegenseitiger Achtung, von H. in dem Bewußtsein, seine Bestimmung zu erfüllen: mitten im Kampfe für die Befreiung der Geister ihr Uebermaß zu bekämpfen.

Mit dem Streite gegen den Rationalismus lief parallel der Streit mit der Renaissance-Orthodoxie, H. gerade gelegen zum Nachweis, daß sein Kampf

gegen den Röhr'schen Rationalismus keinen Abfall von der freien Theologie bedeute. Bereits 1830 ließ Rudelbach sich vernehmen: „Ist nicht die Theorie des Unglaubens unter andern in den eleganten Schriften des Herrn Hase zur Toilettenlectüre aufgestutzt?“ Zur selben Zeit trat die Evangelische Kirchenzeitung mit der Anklage auf Profanirung des Lebens Jesu hervor, wiefern H. in unseligem Vernunfthochmuth die heilige Geschichte anders nicht als die profane zu behandeln beflissen sei. H. hat offen gestanden, daß er in der Behandlung einer heiligen und einer profanen Geschichte keinen wesentlichen Unterschied kenne, ja daß diese ganze Scheidung engherzig, ohne Realität sei. „In der heiligen Geschichte ist vieles Profane, in der Weltgeschichte vieles Heilige geschehen.“ In der That kann hiebei nur dieses mit Recht gedacht werden, daß, wie die Schriftauslegung nicht gelingen kann, wenn nicht ein Band pneumatischer Sympathie um den Exegeten und heiligen Autor sich schlingt, so auch die heilige Geschichte die ihr angemessene Darstellung nur finden kann bei einem für alles Ideale und Heilige aufgeschlossenen Sinn. Aus seiner Prorectoratsrede „Das junge Deutschland“ (1836, Ges. W. XII, 301) deutete die Evangelische Kirchenzeitung die Stelle, daß das christliche Leben in der Nachfolge Jesu die höhere Einheit des hellenischen und asketischen sei, dahin aus, als wenn neben das Christenthum als gleichberechtigt der Hellenismus gesetzt werden wolle: das Classische das Element der Freude für den Glücklichen, das Christliche das Element des Trostes für die Unglücklichen. Diese Entstellung veranlaßte H., die Evangelische Kirchenzeitung zu vermahnen, sie solle doch im litterarischen Verkehr neben der Orthodoxie und Sündenerkenntniß auf die ganz gewöhnliche Rechtschaffenheit halten, die sich auch Männer von bloßer Ehre unter einander zu erweisen pflegen. Und so ist H. noch öfter veranlaßt worden, mit der Evangelischen Kirchenzeitung und ihrem Herausgeber Hengstenberg sich zu befassen. Die Orthodoxie selbst hat er in ihrer relativen Berechtigung d. h. in ihrer Christlichkeit, soweit sie in ihr ist, anerkannt, obschon er wußte, daß auf Gegenseitigkeit schwerlich zu rechnen sei. Daher als Heinrich Krause, der temperamentvolle Redacteur der Protestantischen Kirchenzeitung (s. A. D. B. XVII, 74), zum Kampf gegen das orthodoxe Princip bis zur Vernichtung, zu einem Krieg auf Leben und Tod aufrief, trat H. ermäßigend mit dem Zugeständniß ein, daß die Orthodoxie, wie sie einst eine Fülle christlichen Lebens in sich getragen hat, so auch jetzt noch die Form einer wahrhaft christlichen Frömmigkeit sein könne, wenn auch bloße Orthodoxie nicht die Bürgschaft wahrer Sittlichkeit gewähre, vielmehr vereinbar sei mit einem unbekehrten, unwiedergeborenen Herzen. Die Wiedererstehung der Orthodoxie hat er aus dem religiösen Ernste, der durch große Volksgeschicke erweckt wurde, erklärt, ihr Emporkommen aus der vaterländischen Hoffnungslosigkeit und Blasirtheit, der auch die Empfänglichkeit für die Philosophie des Pessimismus entsprang, ferner aus der Begünstigung durch kluge Staatsmänner, aus dem Treiben der Lichtfreunde, der Ueberstürzung der freien Gemeinden, der Selbstvergötterung der pantheistischen Philosophie und der lebenslustigen Verzweiflung des Materialismus. „Ludwig Feuerbach und Bruno Bauer haben weit mehr für die Orthodoxie gewirkt als Hengstenberg und Harleß.“ Die Orthodoxie — das ist sein schließliches Urtheil — kommt ihm vor wie ein Palmbaum, der einst lebensfrisch im Garten Gottes stand und nun ein alter verwitterter Stamm ist, der durch künstliche Bewässerung verspätete Sprößlinge treibt, von Schling- und Schmarotzerpflanzen umwuchert.

H. hat eine bestimmte Form des Rationalismus, den Rationalismus vulgaris, siegreich überwunden, das rationale Princip, zu welchem der Protestan-

tismus nothwendig führt, allezeit hochgehalten. Aber die Autonomie der Vernunft ist von ihm nicht gemeint wie ein Titanenkrieg, der keinen Gott im Himmel und keinen Heiland auf der Erde will, auch nicht als ein Losreißen von allem, was in der Kirche geschichtlich geworden und fortzubestehen innerlich berechtigt ist. Immer maßhaltend in der Weise des Weisen von Lindos hat H. nur die Umgestaltung der evangelischen Kirche für ihre Entwicklung gehalten, welche aus den Grundgedanken des Protestantismus hervorgegangen ist und sie festhält, dagegen alle extremen und radicalen Bestrebungen abgewiesen. Denn „die Freiheit bedarf vor Allem der Maßhaltung, und alle ihre Feinde haben ihr nicht soviel Eintrag gethan, als ihre Uebertreibungen". Aber nicht bloß, daß H. so die wilden Schößlinge des rationalen Principes, soviel an ihm war, abgeschnitten hat, er ist auch für das gute Recht des Supernaturalismus, nicht des dogmatischen, aber des religiösen, eingetreten, der, ohne die natürlichen Ursachen zu leugnen, hineilt zum göttlichen Urgrunde und dessen erhabenes Wort in allen großen Momenten sich unwillkürlich von den Lippen ringt. Das Christenthum selbst ist in dieser supernaturalen Form in die Welt getreten. Hiernach wurde er für einen Supernaturalisten oder doch für einen Vermittler des Rationalismus mit dem Supernaturalismus geachtet. Er ist's gewesen im Sinne seines Ausspruches: „Supernaturalismus und Rationalismus sind gleich den Dioskuren Söhne derselben Mutter, der eine himmlischer, der andere irdischer Abkunft; wir erkennen sie als gleichberechtigte Brüder".

Hase's friedliche Arbeiten sind concentrirt in der Trilogie akademischer Lehrbücher. Zunächst „Das Leben Jesu" (1829, 5. Aufl. 1865. Die Ausführung des Lehrbuchs ist die „Geschichte Jesu." 1876. 2. Aufl. in den Ges. W. IV), die erste rein wissenschaftliche Darstellung des hohen Gegenstandes: wie Jesus von Nazareth nach göttlicher Bestimmung durch die freie That seines Geistes und die Macht der Verhältnisse Weltheiland geworden ist, also Darstellung rein menschlicher Entwicklung Jesu, ohne das Göttliche im wahrhaft Menschlichen zu verkennen. Die eingehaltene streng historische Forschung, welche zuweilen mit einer Möglichkeit sich begnügen mußte, ist weder denen recht gewesen, die nur das Alltägliche für historisch halten, noch auch denen, welche den Einwendungen der Wissenschaft listige Einfälle entgegensetzen. Die frühere Halborthodoxie räumte ein, daß H. seinen Gegenstand auf ausgezeichnete Weise behandelt habe, sobald man einen Erlöser zugibt der göttlich ist um seiner menschlichen Vollkommenheit willen, womit aber zugleich die ganze Reihe der christologischen Theorien in der Hauptsache als ein Continuum von Irrthümern zugestanden sei. Nur bezüglich seiner Ansicht, daß Jesus seinen anfänglichen theokratisch-politischen Plan, nachdem er aus dem Erfolge seiner ersten Wirksamkeit die Unvermeidlichkeit seines zeitlichen Untergangs erkannt hatte, aufgegeben und die Gründung eines geistigen Reiches als die höhere Bedeutung seines Lebens erkannt habe, war er, den Einwendungen von Linke, Ullmann, Heubner nachzugeben, zeitweilig geneigt. Die spätere gesteigerte Orthodoxie hat es eine echte, hohle Phrase genannt, von einem Erlösungstod, wie Hase es thut, zu reden, wenn der Kreuzestod ein Scheintod war, ohne zu bedenken, daß unsere alten Dogmatiker, damit nicht die Auferstehung des Herrn zu seiner zweiten Menschwerdung werde, lehrten: humana Christi natura, materialiter considerata, in morte remansit. H. hat den orthodoxen An- und Wehklagen gegenüber nicht ungern auf Neander hingewiesen, der, so von Herzen geneigt, an das Wunder, als Durchbruch einer höheren Weltordnung, darum für Christus natürlich, zu glauben, doch, als er sein „Leben Jesu" als durch einzelne Einstrahlungen des göttlichen Wesens unterbrochene Geschichte

einer menschlichen Entwicklung schrieb, so manches Mal durch seine Gewissenhaftigkeit zur Annahme von unwillkürlichen Umbildungen und Trübungen der evangelischen Ueberlieferung sich gezwungen sah. Hase's Lehrbuch hat wacker Stand gehalten in dem Sturm, welchen Strauß als der Herostratus der evangelischen Geschichte erregte, und als nach ihm Bruno Bauer das feurige Schwert der in ihren Absolutismus erhobenen Kritik schwang, endlich als Erneste Renan's thränenwerthe Tragödie des größten Menschensohnes die Gemüther bewegte, auch seines Theiles zur Beruhigung und Besonnenheit beigetragen. Wenn schon H. das Leben des Herrn von heiliger Sage umrändert sah, so war er doch weit davon entfernt, den Mythus zum erklärenden Princip des Ganzen zu erheben. Strauß hat nachmals über H. wegen seiner Fassung des Wunderbegriffs und wegen seiner Festhaltung am vierten Evangelium als dem Bericht eines Augenzeugen, wodurch eben die Mythenumrankung um den kahlgemachten Stamm zur Unmöglichkeit wurde, gleichwie über Schleiermacher's Leben Jesu so unwirsch geurtheilt, daß er (meint H.) über die Schlderung seiner Vorgänger und Mitarbeiter das Herrenwort, so er's für recht hielte, als Motto setzen könnte: Alle die vor mir gekommen sind, sind Diebe und Mörder gewesen.

Wenn vormals von einem kirchenhistorischen Triumvirate gesprochen wurde, so waren damit Neander, Gieseler und H. gemeint, letzterer, weil den beiden Erstgenannten die Fortsetzung ihrer Werke bis zur Gegenwart nicht vergönnt war, vorzugsweise der moderne Geschichtschreiber der Kirche. Mit durchgebildeter Vielseitigkeit, plastischem Talente, vielsagender Kürze und mit aller Freude an markanten Individualitäten als Repräsentanten ihres Zeitalters ist von ihm die Kirchengeschichte kunstreich dargestellt und ihr mit hochgebildetem ästhetischen Sinne die kirchliche Kunst eingeordnet worden. „Der Verfasser", schreibt ein Beurtheiler 1835, „ist bei Goethe in die Schule gegangen und hat diesem das Geheimniß abgelernt, jenes klare, erquickende Licht über die Darstellung auszugießen, in welchem auch das scharf Ausgeschnittene nie zu grell ins Auge fällt." Auch Weltkinder fesselte die geistvolle Darstellung und der Anflug duftiger Romantik. Hase's Kirchengeschichtschreibung hat sich nach verschiedenen Seiten hin abgegrenzt. Im Gegensatz zu den Neologen, unter deren Händen, indem sie ihr aufgeklärtes Ich zum Maßstab der geschichtlichen Erscheinungen der Vergangenheit machten, die Kirchengeschichte sich in eine Geschichte menschlicher Thorheiten und Schlechtigkeiten, Bedlamsgalerie und Botany-Bay in Einem, verwandelte, hat H. jedem Zeitalter durch Eingehen in seine Eigenart ein liebevolles Verständnis entgegengebracht. Diejenigen, welche in Neander's Werk, in welchem die Kirchengeschichte zum sprechenden Beweis von der göttlichen Kraft des Christenthums, zu einer Schule christlicher Erfahrung und einer durch alle Jahrhunderte tönenden Stimme der Erbauung wird, ihr Ideal erblickten, vermißten bei H. den christlichen Lebenshauch, dem kunstvollen Dom mit dem himmelanstrebenden Thurme fehle das heilige Zeichen des Kreuzes. H. hat unter Berufung auf seine eigenthümliche Entwicklung erwidert: „Vom Dornenbusch muß man nicht Trauben lesen wollen; Rosen trägt er vielleicht." Die speculative Theologie wollte in seiner Kirchengeschichte eine Flucht vor der Allgemeinheit des philosophischen Gedankens bemerkt haben. „Das Ganze ist nicht von einer das Einzelne verknüpfenden Idee geistig durchdrungen. Es fehlt der substantielle Kern, der Begriff des bewegenden Princips der Kirchengeschichte. Eine kirchengeschichtliche Darstellung muß, um sich nicht in der Unbestimmtheit des Stoffes zu verlieren, eine concentrirende Tendenz haben und sich in ihrem eignen Selbstbewußtsein zusammmenfassen." Allein die Kirchengeschichte vollzieht sich eben nicht wie ein dialektischer Proceß, als continuirliche Fort-

bewegung des Begriffs. Daher überall, wo der Stoff reagiren würde gegen das bewegende Princip, nichts übrig bliebe, als auszuscheiden, was sich dem Principe nicht fügen will. Und so hat in der That Marheineke in seiner „Universalkirchenhistorie“ der Herrschaft des Stoffes ein Ende zu machen gesucht durch den Grundsatz: „Nur was sich verknüpfen läßt als Ursache und Wirkung wird genommen aus der chaotischen Masse, das Uebrige bleibt an seinen Ort gestellt und, so lange dasselbe nichts Verständliches und Verstandenes wird, in dem Archiv der Zeit niedergelegt.“ Da nun aber dem Kirchenhistoriker ein derartiges Verfügungsrecht über den Stoff nicht zusteht, so wird anstatt der Ausscheidung vielmehr mit H. die geistige Durchdringung des Stoffes, ruhend auf dem zur lebendigen Anschauung gewordenen Quellenstudium, zu postuliren sein. H. hat als Kirchenhistoriker zuerst nur in seinem „Lehrbuche“ (1834, 11. Aufl. 1886, 12. Aufl., ohne die Anmerkungen, 1900) fortleben wollen, nachgehends sich aber doch bewegen lassen zur Herausgabe seiner über das Lehrbuch gehaltenen Vorlesungen als große Kirchengeschichte, der erste Band noch von seiner Hand redigirt (1885, die zwei übrigen Bände von G. Crüger, Ges. W. Bd. 1—3, 2. Aufl. 1895), ein Werk geistreicher Belehrung für alle, die an geistigen Interessen theilnehmen, ausgegangen und getragen inmitten einer Zeit schneidender Gegensätze von wohlthuendem Vertrauen auf die unzerstörbare Macht des christlichen Geistes. Als weitere Ausführungen einzelner Partieen der Kirchengeschichte sind erschienen die Heiligenbilder: Caterina von Siena und Franz von Assisi, letzteres von E. Renan ein chef d'oeuvre de critique religieuse genannt; die neuen Propheten: Jungfrau von Orleans, Savonarola, Wiedertäufer; ferner das Jenaische Fichtebüchlein, das junge Deutschland, das geistliche Schauspiel und die Rosenvorlesungen kirchengeschichtlichen Inhalts (Ges. W. VI).

Hase's dogmatisches System, wie die Kirchengeschichte zuerst als Lehrbuch für akademische Vorlesungen erschienen (1826, 6. Aufl. 1870), dann unter dem Titel „Gnosis“ in zwei Bänden ausgeführt für die Gebildeten in der Gemeinde (1827, 2. Aufl. 1869, 3. Aufl. 1893 im 7. Bd. der Ges. W.), geht aus von der Freiheit, und zwar, im Gegensatz einerseits zur schlechthinigen Abhängigkeit Schleiermacher's, andrerseits zur absoluten Freiheit, wie Fichte in der Wissenschaftslehre, Origenes in der Glaubenslehre sie verkündet hatte, von der relativen Freiheit. Es kann bezeichnet werden als eine Analyse des Begriffs der relativen Freiheit. Auf die Einrede, daß die Freiheit, mit welcher operirt wird, nicht bewiesen werde, hat H. erwidert: der oberste Grundsatz eines philosophischen Systems ist, wenn man aufrichtig sein will, immer unbeweisbar. Eben deshalb soll ein philosophisches System nicht mit einem Satz, der immer wieder einen anderen Satz als Beweis seiner Wahrheit zur Voraussetzung haben würde, beginnen, sondern mit einem Postulat, das allenfalls einer ablehnen, wofür er aber keinen Beweis fordern kann. Das Postulat der Hase'schen Religionsphilosophie lautet: Vollziehe deine Freiheit! Der Mensch ist frei, indem er beschließt, es zu sein. Die Freiheit als solche strebt nach dem Unendlichen. Aber die menschliche Freiheit ist eine beschränkte, beschränkt nach Anfang und Ende. Wir tauchen auf aus einem Nichts, ungefragt, ob wir in dieses irdische Dasein treten wollen. Ebensowenig hat einer das Ende seines Seins in der Hand, auch nicht „das Recht einer freien Verneinung des Daseins“ ist ihm gesichert, weil er nicht wissen kann, ob das Grab ihm Vernichtung bedeutet. Die Folge des Gegensatzes zwischen dieser Abhängigkeit und der Freiheit ist das Streben vom Endlichen aus zum Unendlichen, als ein immer weiteres Aufheben der Schranken. Da es jedoch der relativen Freiheit nicht möglich ist das Unendliche zu verwirklichen und zu gewinnen, so bleibt keine

andere Lösung, als daß der Mensch das Unendliche durch seine Liebe sich zu eigen macht. Dem Vortrefflichen gegenüber gibt es nach Schiller keinen Ausweg als die Liebe. „Da mich der Muth verließ, ihm gleich zu sein, entschloß ich mich ihn grenzenlos zu lieben.“ Die Liebe, ein von der Erde zum Himmel gespannter Bogen, übersteigt auch den Abgrund zwischen dem endlichen und unendlichen Sein und ist das eigentliche Wesen der Religion. Die Vollendung des religiösen Lebens ist erschienen in Christo, und in einer von seinem Geist beseelten Gemeinschaft nahet auch unser Leben dieser Vollendung. In der Ueberzeugung, daß das Christenthum, allen Entwicklungsstufen der Menschheit gewachsen, immer als die göttliche Feuersäule der Wallfahrt der Menschheit nach ihrem fernen gelobten Lande vorangehen wird, hat H. den historischen Entwicklungsproceß des religiösen Geistes im Christenthum bis zur Gegenwart dargestellt und freie Kritik geübt über den historischen Stoff, nur die Dogmen für religiöse Wahrheiten achtend, die aus der Liebe Gottes hervorgehen oder sie bedingen. Freie Wissenschaft und eine religiöse Bildung, die sich ihres Ursprungs vom See Genezareth her bewußt war, sind in diesem System vereinigt, ahnungsvoll angedeutet bereits in Raymund's de Sabunde Theologia naturalis und in den Schriften Herder's, den H. den andern seiner theologischen Heiligen nennt. In der Sacramentslehre ist er de Wette's ideal-ästhetischer Auffassung beigetreten, wie er denn zu Herder und de Wette sich gern als Dritter denken mochte. Der Vermittelungstheologie erschien Hase's Dogmatik bedeutsam als Ueberleitung vom abstracten Rationalismus zur kirchlichen Theologie. Einen ihrer Vertreter (L. Pelt, H. als Dogmatiker, Reuter's Repertorium für die theologische Litteratur, Bd. 73, S. 133—55) gemahnte sie an die Ruinen der Burg zu Rüdesheim, die innerlich wohnlich für die Gegenwart eingerichtet, äußerlich das ehrwürdige und interessante Aussehen des grauen Alterthums trägt, umrankt von Weinlaub, umgeben von zierlichem Gitterwerk und Treppen von Gußeisen. Das Erscheinen des dogmatischen Lehrbuches wurde mit dem freudigsten Dank begrüßt ob der Ehre, welche der Universität Erlangen durch einen Schüler wie Dr. H. erwachsen muß, als welcher in siegreichster Weise bewiesen habe, daß von Erlangen aus nicht bloß düsterer, mystischer Nebel, sondern auch das reinste und strahlendste Licht echter Wissenschaft erwartet werden dürfe (Theolog. Litteraturblatt 1827, S. 201). H. selbst hat seine historisch-dogmatische Thätigkeit also charakterisirt: „Für eine wissenschaftliche Betrachtung des Lebens Jesu habe ich die Bahn gebrochen und bin der weiteren Entwicklung selbständig gefolgt. Für die Kirchengeschichte habe ich einen reicheren Inhalt, eine edle Form und freie Anschauung angegeben und darin am ersten auch Nachfolger gehabt. In der Glaubenslehre habe ich eine Schule nicht gegründet und keiner der herrschenden Parteien angehört. Daher war ich nie von einer Partei getragen, aber mit Einzelnen aus allen drei theologischen Hauptparteien im freundlichen Verkehr, und nicht Wenige sind aus meiner Schule hervorgegangen oder doch durch mich angeregt worden, welche christliche Begeisterung, freies Denken und moderne Bildung vereinten. Große Ereignisse, denen ich vielleicht gewachsen gewesen wäre, sind nicht an mich gekommen zur Entwicklung verborgner Kräfte.“

Zu seinen Lehrbüchern ist 1862 das „Handbuch der protestantischen Polemik gegen die römisch-katholische Kirche“ (5. Aufl. 1890 in Bd. IX der Ges. W., 7. Aufl. 1900) getreten, vorbereitet in seiner anonymen Jugendschrift „Die Proselyten“ (1827 Ges. W. VI, 115), ausgeführt in der Erwägung, daß Möhler's Symbolik wohl mehrere gründliche Gegenschriften, aber kein ihr ebenbürtiges und nicht in der bloßen Antithese sich bewegendes Werk auf protestantischer Seite gefunden habe. Die Virtuosität der Streitkunst, die, fern von aller Maß-

losigkeit und Leidenschaftlichkeit, den achtungswürdigen Gegner achtet und ihm Achtung abzwingt, das geschickte Heranziehen geschichtlicher Parallelen und Beispiele, die durchsichtige Klarheit, in welche auch verworrene Dinge gestellt werden, die feine sokratische Ironie, siegender oft als die gelehrteste Deduction, die vertraute Bekanntschaft mit der Capitale des Katholicismus, ihren Kunst- und Cultusstätten, dieses alles hat zusammengewirkt, um Hase's „Polemik" — friedlicher als ihr Name — zu dem classischen Werk zu machen, als welches sie anerkannt ist. In der Bereitwilligkeit der Anerkennung dessen, was auch im Reiche des Papstes Anerkennung verdient oder Entschuldigung, ist das siegesbewußte Vertrauen auf die eigne Sache ausgesprochen und liegt keine geringe Macht über den Gegner. Um aber so siegreich die Sache des Protestantismus zu führen, dazu gehörte auch die Geschlossenheit der dogmatischen Grundanschauung als eines freien Geistes freieigene Errungenschaft, wie nicht minder die große, reiche Kenntniß der Kirchengeschichte, die bis in das verborgenste Versteck katholischem Irrthum nachgehen und seine geschichtlichen Beweise entkräften konnte. Anfangs schien man katholischerseits Hase's Polemik ganz ignoriren zu wollen. Allgemach wagten sich einige Pamphlete hervor unter nicht gerade einladenden Titeln, wie die „Fußangeln für protestantische Polemiker" (1865) von Rector F. X. Schulte, und die „Litterarische Hasenjagd" (1866) von L. Clarus (Geh. Regierungsrath Volck in Erfurt). Auf Widerlegung solcher Schriften hat sich H. selbstverständlich nicht eingelassen. Dagegen auf das „im Dienste des Evangeliums des Friedens, mit Liebe zur Wahrheit und Schonung der Personen" geschriebene Buch von F. Speil (damals Subregens des Clerical-Seminars in Breslau) „Die Lehren der katholischen Kirche gegenüber der protestantischen Polemik" (1865) ist er in Anmerkungen der späteren Auflagen der „Polemik" eingegangen.

Die Hallischen Jahrbücher in ihrer mehrfach übel vermerkten Charakteristik der Universität Jena (1839) sagten von H., seine Berufung sei ganz im Geiste des jugendlich voranschreitenden Jena geschehen. Er ist der Repräsentant der Jenaischen Theologie im 19. Jahrhundert geworden, wie Johann Gerhard (s. A. D. B. VIII, 767) es war im 17. Jahrhundert. H. hat 1858 von Jena gesagt: „Johann Friedrich gründete glaubensmuthig durch eine große, sittliche That dem Protestantismus eine hohe Schule, welche im Laufe der Zeiten unerschrocken die Consequenz des Protestantismus gezogen und seine Entwicklung in der Theologie mit vollzogen hat, nämlich Versöhnung der Geschichte mit der Vernunft, der heiligen Ueberlieferung mit der wahrhaften Geistesbildung der Gegenwart, der freien Persönlichkeit mit der christlichen Gemeinschaft." Mannhaft ist er allezeit für seine Facultät als eine Burg der freien protestantischen Wissenschaft gegen alle Verdunkelung eingetreten, so noch 1881, als die Positiv-Unirten und landeskirchlichen Lutheraner, in der Thüringer kirchlichen Conferenz vereint, die Forderung stellten, durch Berufung namhafter evangelisch-lutherischer Theologen zu Professoren der Theologie der einseitigen liberalen und negirenden Richtung in Jena ein Gegengewicht zu geben („Das Eisenacher Attentat auf die theologische Facultät Jena im Jahre des Heils 1881". Jena 1881, S. 51 ff.). Aber er war nicht bloß Professor Jenensis, auch nicht bloß ein Praeceptor Germaniae, viele seiner Schriften sind in fremde Sprachen übersetzt (ein Verzeichniß der Uebersetzungen im Anhang zu Bd. X der Ges. W.), er selbst im fernen Hellas παρὰ τοῖς περιπύστοις ϑεολόγοις gerechnet worden, quem — wie es in einem ihm gewidmeten Ehrendiplome heißt — vis ingenii et animi virtus, quem doctrinae praestantia et elegantia sermonis, quem mentis nobilitas, humanitas, fides carum et conspicuum reddiderunt omnibus popularibus et exteris. Er hat

ein hochbeglücktes Leben geführt, reich an Ehren und Beweisen der Liebe, und die träumerischen Hoffnungen seiner Jugend, wiedererweckt durch die mächtige Volksbewegung des Jahres 1848, sah er durch den idealen Krieg des Jahres 1870, an welchem seine drei Söhne rühmlichen Antheil nahmen, der Erfüllung nahe gebracht. Und diesem beglückten Leben hat auch der schöne Schlußstein, „ein Tod in liebenden Armen und eine ehrenvolle Bestattung" nicht gefehlt. Unter den Gebeten seiner Kinder — die geliebte Lebensgefährtin, mit welcher die goldne Hochzeit zu feiern ihm vergönnt gewesen, war ihm (1885) in die ewige Heimath vorangegangen — ist er in der Morgenstunde des 3. Januar 1890 sanft entschlafen und mit allen kirchlichen und akademischen Ehren im Erbbegräbniß auf dem Friedhof zu Jena, der Ruhestätte so vieler großer Todten, bestattet worden („Zur Erinnerung an den Heimgang des Professors der Theologie D. C. A. v. Hase." Leipzig 1890). Seinen hundertsten Geburtstag haben Freunde und Verehrer gefeiert durch eine Gedenktafel an seinem Geburtshaus (F. Blanckmeister, Festrede zur Enthüllung einer Gedenktafel an Hase's Geburtshaus bei der Feier seines 100. Geburtstages in Niedersteinbach [Beiträge zur sächs. Kirchengeschichte 1901, Heft 15, S. 265—277]) und durch ein Denkmal in der Stadt seiner fast sechzigjährigen akademischen Wirksamkeit.

Ein vollständiges Verzeichniß der Schriften Hase's und auch der von ihm herausgegebenen Werke — nämlich Libri symbolici ecclesiae evangelicae sive Concordia, 1827, Ed. III, 1846. — Tzschirners Christliche Glaubenslehre, 1829. — Baumgarten-Crusius, Christliche Dogmengeschichte, 2. Theil, 1846. — C. von Wolzogen's Litterarischer Nachlaß, 1848, 2. Aufl. 1867 — in Ges. W. XII, 575. — Seine Jugenderinnerungen unter dem Titel Ideale und Irrthümer (1873, 3. Aufl. 1890), seine Erinnerungen an Italien und Annalen meines Lebens in Ges. W. XI. — Dazu: Der Burschenschafter auf dem theologischen Lehrstuhl. Eine Jubiläumshuldigung (Gartenlaube 1880 Nr. 29 ff). — G. Frank, Die Jenaische Theologie, 1858, S. 123 u. Decanatsrede (Zeitschr. für wissenschaftl. Theologie 1895, S. 161—186). — K. Alfred v. Hase, Geschichte der Familie Hase in 4 Jahrhunderten, 1898, S. 184—242. — G. Krüger, K. A. v. Hase (Realencyklopädie f. protest. Theol. u. Kirche. 3. Aufl. VII, 453 bis 461. — F. Blanckmeister, K. v. Hase. Ein Lebens- u. Charakterbild („Pfarrhaus" 1900 Nr. 2, S. 26—31). — G. Fuchs, K. v. Hase, ein Bekenner des Christenthums und der Freiheit, 1900. — R. Bürkner, K. v. Hase, ein deutscher Professor, 1900. — Außerdem zu vergleichen die Geschichten der protestantischen Theologie von K. Schwarz, F. Nippold, O. Pfleiderer. Eine ausführliche Besprechung der Ges. W. von P. Baumgärtner in der „Christlichen Welt" 1894, Nr. 33 ff. — In A. Petzold's Amtskalender für die evangel. Geistlichen des Großherzogthums Weimar (1900) ist, um Hase's religiöse Anschauung zu kennzeichnen und sein Andenken zu ehren, jedem sonntäglichen Hauptpredigttexte ein Wort aus seinen Schriften beigegeben. G. Frank.

Hasenauer: Karl Freiherr von H., Architekt. Geboren am 20. Juli 1833 in Wien als Sohn des k. k. Hofzimmermeisters J. C. Hasenauer, besuchte H. die Realschule in Dresden, dann das Collegium Carolinum in Braunschweig und war an der Wiener Akademie der bildenden Künste Schüler der Professoren van der Nüll und Siccardsburg. Mit einundzwanzig Jahren erhielt er hier 1854 den Kaiserpreis. Eine besonders gute Schule war für ihn das väterliche Gewerbe, das ihn späterhin auch öfter zu decorativen Holzbauten anregte und ihm große praktische Erfahrung und Gewandtheit verlieh.

Bekannter machte er sich erst 1861 anläßlich des internationalen Wettbewerbes um das Wiener k. k. Opernhaus, bei dem er den dritten Preis errang. Ein Jahr darauf gewann er bei dem internationalen Wettbewerb um die Façade und Wiederherstellung von Santa Maria del Fiore in Florenz den zweiten Preis für seinen Entwurf, der dem zur Ausführung gelangten von vielen Seiten vorgezogen wurde. Sein wiederholter längerer Aufenthalt in Italien, dem sich weitere Reisen nach Deutschland, Frankreich, Belgien, England und Schottland anschlossen, weitete seinen Blick. 1866 ward er zum Mitglied der Wiener Akademie der bildenden Künste ernannt.

In demselben Jahre kam er nun durch die Ausschreibung des Baues der k. k. Hofmuseen an den entscheidenden Wendepunkt seines Lebens. Zu einer 1866 hierfür veranlaßten engeren Bewerbung waren nur Hansen, Ferstel und Ministerialrath v. Löhr eingeladen. H. erbat sich die Erlaubniß sich ebenfalls betheiligen zu dürfen und erhielt sie. Das von allen Seiten angefochtene Gutachten des Preisgerichtes entschied am 31. Juli 1867, es sei keiner der Entwürfe zu empfehlen; jener Löhr's käme zwar an Zweckmäßigkeit den gestellten Bedingungen am nächsten, stände aber in künstlerischer Hinsicht hinter den anderen zurück. Das Ergebniß war eine neuerliche Ausschreibung unter denselben vier Architekten, an der sich Ferstel jedoch unter Protest gegen den ganzen Vorgang nicht mehr betheiligte. Hansen's Entwurf ward jetzt vom Preisgericht wegen Nichteinhaltung der Bestimmungen ausgeschlossen, jener von Löhr unter dem Widerspruch der Künstlerschaft zur Ausführung empfohlen. Im Namen eines Theiles derselben wendete sich nun der dem Preisgerichte angehörige Architekt Tietz an Gottfried Semper, den auch H. darum bat, er möge ein Gutachten abgeben. Doch erst als er am 12. Januar 1869 von Kaiser Franz Josef unmittelbar dazu aufgefordert worden war, über die ihm in Zürich vorgelegten Entwürfe von H. und Löhr seine Meinung auszusprechen, erstattete Semper am 6. März d. J. ein Gutachten, das sich für keinen der beiden entscheidet, da die Aufgabe des Museumsbaues nur im Zusammenhange mit der Errichtung der neuen Hofburg gelöst werden könne und dazu ein ganz neuer Entwurf nöthig sei. Am 28. März d. J. vom Kaiser nach Wien geladen, wird Semper vom Monarchen persönlich aufgefordert, selbst einen neuen Entwurf vorzulegen und die Leitung der beabsichtigten Hofbauten (Museen, Burg und Burgtheater) unter Zuziehung eines ortskundigen Mitarbeiters zu übernehmen. Semper nimmt an und entscheidet sich für H., dessen decoratives Talent er schätzte. Beide erhalten am 17. Juli 1870 den endgültigen Auftrag zur Erbauung der Museen auf Grund der im wesentlichen von Semper in Zürich entworfenen und im Einvernehmen mit H. vorgelegten Skizzen. Im Herbste 1871 übersiedelte Semper nach Wien und am 16. December d. J. unterzeichneten beide Architekten gemeinsam auch schon die vier zur Entscheidung vorgelegten Entwürfe für das k. k. Hofburgtheater. Der Kaiser entschied sich für den Entwurf, der im wesentlichen an Semper's unausgeführt gebliebenen Plan für das Münchner Richard Wagner-(Festspiel-) haus sich anlehnt mit der von H. vorgeschlagenen Façadenänderung, die an Stelle eines halbkreisförmigen Abschlusses vorne einen geradlinigen Haupteingang mit beiderseitigen kleineren Segmentansätzen vorsieht.

Die Baugeschichte der den beiden Architekten gemeinsam übertragenen Arbeiten war lange Zeit in ein Dunkel gehüllt, welches früher den Antheil jedes Einzelnen nur aus den Architekturformen herauszulesen, nicht aber urkundlich festzustellen gestattete. Erst Hasenauer's Tod und die im März 1895 bei Einsle in Wien erfolgte Versteigerung seines Nachlasses, wobei der größte Theil der Baupläne in den Besitz der Bibliothek an der Akademie der

bildenden Künste gelangte, haben die entscheidenden Thaten jedes Einzelnen deutlich erkennen lassen. Vor allem lag gerade zu Beginn der siebziger Jahre die Hauptlast der gewaltigen Arbeiten zweifellos auf Semper's Schultern, weil H. durch den Auftrag für die Bauten der Wiener Weltausstellung vollkommen in Anspruch genommen war. Er hat sich desselben in glänzender, allgemein anerkannter Weise entledigt. Die erste Londoner Weltausstellung von 1851 hatte im Palast von Sydenham zum ersten Male die Verbindung von Eisen und Glas für diesen Zweck als vorbildlich erscheinen lassen. Dann hatte Siccardsburg für gleiche Zwecke einen Entwurf nach dem sogenannten Fischgrätensystem ersonnen, welches dem Grundzuge der Pariser Weltausstellung von 1867 gerade entgegengesetzt war und von H. nunmehr mit dem Scott-Russell'schen Gedanken des Rotundenbaues verbunden wurde. Unter Hasenauer's Leitung arbeiteten Feldscharek, Graff, Gugitz, Korompay, Storek und Weber an dem großen, rasch vollendeten und mit vielem Beifall begrüßten Werke, dessen Hauptbau, die Rotunde, noch heute als Meisterleistung volle Anerkennung findet. H. wurde hierfür in den Freiherrnstand erhoben. Mit dem Bau des k. k. Naturhistorischen Hofmuseums war inzwischen schon 1872 begonnen und zugleich von Februar bis April d. J. an den Situationsplänen für das k. k. Hofburgtheater gearbeitet worden, das nach Hasenauer's Vorschlag auf seinen heutigen Platz außerhalb des Volksgartens zu stehen kam. Am 16. Juli d. J. bestätigte der Kaiser den Abschluß des Vertrages mit den beiden Architekten für die Ausführung der beiden Hofmuseen, für deren reichste plastische Ausstattung Semper 1874—75 ein tiefdurchdachtes umfassendes Programm mit Zuweisung jedes einzelnen Auftrages an die ihm hiefür geeignet erscheinenden Bildhauer Wiens feststellte. Von ihnen sind u. v. A. Benk, v. Hofmann, Kundmann, Lax, Tilgner, Weyr und Zumbusch am naturhistor. Museum beschäftigt worden, von Malern Bernatzik, J. v. Blaas, Canon, Darnaut, J. Hoffmann, L. H. Fischer, v. Lichtenfels, L. Munsch, Obermüllner, J. v. Payer, R. Ruß, Schäffer, Schindler, Schönn und Zimmermann.

Die decorative Ausstattung war ja immer Hasenauer's starke Seite gewesen und von Semper voll und ganz anerkannt worden. Als Letzterer aus seinem schließlich unleidlich gewordenen Verhältnisse zu H. schied und zunehmende Kränklichkeit Semper auch die Ausübung des ihm mit Sitz und Stimme im Baucomité eingeräumten Amtes erschwerte († 1879 in Rom), oblag H. die gesammte Bauleitung nunmehr allein. Und es gab trotz der bereits vorliegenden Pläne noch genug zu thun. Das naturhistorische Hofmuseum ist erst am 10. August 1889, das kunsthistorische gar erst am 17. October 1891 vollendet worden. Letzteres umfaßt bei einer Längenausdehnung von 168 und einer Tiefe von 74 Metern nicht weniger als 198 Säle und Nebenräume. Die gesammte Baufläche jedes einzelnen Museums beträgt 10 778 Quadratmeter, die durchschnittliche Höhe 26 m, bis zur Kuppel jedoch einschließlich der Figur 64 m. Im Kunsthistorischen Hofmuseum konnte sich dann Hasenauer's hervorragender Schmucksinn besonders bethätigen. Es sollte nicht bloß einen nüchternen Rahmen für die Werke der alten Kunst abgeben, sondern selbst ein Kunstwerk sein. Eisenmenger, L. H. Fischer, Karger, die Brüder Klimt, Makart, Matsch, Munkácsy, R. Ruß und Simm besorgten die decorative Malerei, Benk, Gastell, Kundmann, Tilgner, Weyr die Bildhauerarbeiten. Carrara-, französischer, italienischer, Engelsberger Marmor, schweizerischer, österreichischer, italienischer und belgischer Kalkstein und schwedischer Granit wetteifern mit Detoma's farbigem Stuck und prächtigen Bronzebeschlägen. Es ist der üppigste Kunstpalast, der je gebaut worden. Nicht mit Unrecht

nannte man H. den „bauenden Makart“. Zweifellos war er der malerisch begabteste unter den großen Architekten, die Wien in jenen Jahrzehnten besaß. Dieses decorative Genie hat er am stärksten in der Ausschmückung des k. k. Hofburgtheaters bethätigt, dessen grundlegender Entwurf freilich, wie erwähnt, ebenso wie die Gestaltung der Façade und der inneren Saaldecke ebenfalls auf Semper zurückgehen. Der letzteren hatte Semper seinen nicht zur Ausführung gelangten Entwurf für die Decke des Theaters von Rio de Janeiro aus dem Jahre 1859 zu Grunde gelegt. Am 16. December 1871 waren, wie erwähnt, die Grundrißskizzen für das Burgtheater von beiden Architekten unterzeichnet worden.

Als Semper am 24. Mai 1876, gerade ein Jahr schon nach der Unterzeichnung des Vertrages für die Ausführung des Hofburgtheaters, auf sein Ansuchen von seiner Stellung als Compagnon Hasenauer's enthoben wird, ist H. in der decorativen Ausstattung insbesondere des Inneren vollkommen frei und unbehindert. So kann die nach der Eröffnung mit Recht viel getadelte Leierform des Logengrundrisses nicht Semper allein in die Schuhe geschoben werden. Denn von seinem Ausscheiden bis zur Eröffnung des Hauses vergingen noch zwölf Jahre. Es ist erst 1888 seiner Bestimmung übergeben worden. Seine Baufläche beträgt über 5573 Quadratmeter, die innere Saalbreite zur Länge 15,20 zu 21,35 Meter und die Höhe 17,53 Meter. Der Gesammtfassungsraum war auf 1474 Personen berechnet. Die Bühne ist 30,80 Meter breit, 20,95 Meter tief und durchschnittlich 27,90 Meter hoch. Die Hinterbühne mißt 12,30 Meter Breite zu 10,85 Meter Tiefe und 9,50 Meter Höhe. Es handelt sich also um gewaltige Abmessungen, die zum Theil Ursache der wenig günstigen akustischen und optischen Wirkung gewesen sind. Ueber die künstlerische Ausstattung herrschte freilich nur eine Stimme der Bewunderung. Ein ganzes Heer von Künstlern war betheiligt gewesen. Gleich den anderen monumentalen Hauptbauten des modernen Wien, ja in noch höherem Maße wie sie erscheint das Burgtheater als die „Sammelstelle des malerischen und plastischen Kunstvermögens jener Epoche“. Es ist römische Renaissance in der Wiener Mundart, in gesteigerter Ueppigkeit und vorwaltend decorativer Richtung. Von Bildhauern trifft man hier Benk, J. Beyer, Costenoble, Düll, Fritsch, J. Gasser, E. v. Hofmann, Kalmsteiner, Kauffungen, O. König, Kundmann, Lax, Natter, Scharff, Silbernagel, Tilgner, J. P. Wagner. Von Malern E. und H. Charlemont, Eisenmenger, C. Geiger, Hynais, Karger, die Brüder Klimt, Matsch und R. Ruß. Das Foyer beherbergt eine ganze Ahnengalerie berühmter Burgschauspieler. Das hervorragend vertretene Wiener Kunstgewerbe, dem hier Gelegenheit zu vollster Entfaltung geboten war, nähert sich hiebei aber auch anderen späteren Stilrichtungen wie der Barocke und dem Louis XVI.-Stil. Das alles konnte freilich die Mängel im Sehen und Hören nicht verdecken. Und so entschloß man sich nach Hasenauer's Tod zu einem Umbau des Zuschauerraumes, welcher vom Ministerialrath E. v. Förster 1897 binnen fünf Monaten in zufriedenstellender Weise durchgeführt worden ist.

Außer diesen großen Werken hat H. jedoch auch zahlreiche kleinere durchzuführen gehabt. Namentlich Landhäuser wie die Villa Gerold in Neuwaldegg, die Villa Zang am Grünberg nächst Wien, die Villa Weiß am Traunsee. Von Wiener Stadthäusern den Aziendahof auf dem Graben, den Palast des Grafen Lützow in der Giselastraße sammt Inneneinrichtung, das große Hoftheaterdepot in der Dreihufeisengasse mit Malersälen und Werkstätten, dann das kaiserliche Lustschloß nächst Lainz im k. k. Thiergarten sammt der inneren Ausstattung. Schließlich die Architekturen für das Tegetthoff-Denkmal, für

das Denkmal der Kaiserin Maria Theresia und Grillparzer's. Ueber dem langwierigen Bau der kaiserlichen Hofburg, von der er nur die Dachgleiche des einen Flügels erlebte, ist er am 4. Januar 1894 gestorben, nachdem er 1879 den Titel eines k. k. Professors und nach Hansen's Rücktritt 1884 dessen Lehrkanzel an der Akademie der bildenden Künste erhalten hatte.

Josef Bayer, Das k. k. Hofburgtheater als Bauwerk mit seinem Skulpturen- und Bilderschmuck. Wien, Gesellsch. f. vervielfältigende Kunst 1896; — Vom neuen Hofburgtheater. In „Die graphischen Künste". Wien 1896; — Das k. k. Hofburgtheater vor und nach der Rekonstruktion. Mit Ergänzungen zur Baugeschichte. Supplementheft zum III. Bande des Gesammtwerkes „Die Theater Wiens". Wien 1900. — Doderer, Nekrolog: Architekt Karl Freiherr v. Hasenauer. Allgem. Bauzeitung. Wien 1894. — C. v. Lützow, C. Freiherr v. Hasenauer. Nach persönlichen Erinnerungen. Zeitschrift des österr. Ingenieur- u. Architektenvereines, 1894; — Wiener Weltausstellung: Die Architektur. Zeitschr. f. bildende Kunst. VIII. Jahrg. 1873; — Wiener Neubauten u. ihr Schmuck. Zeitschr. f. bildende Kunst. Neue Folge I, 1890; — Das kunsthistor. Hofmuseum. Zeitschr. f. bildende Kunst III, 1892. — Manfred Semper, Hasenauer und Semper. Eine Erwiderung und Richtigstellung. Allgem. Bauzeitung. Wien 1894. — Die k. k. Hofmuseen in Wien und Gottfried Semper. Drei Denkschriften Gottfried Semper's. Hrsg. von seinen Söhnen. Innsbruck 1892. — Bruno Bucher, Semper und Hasenauer. Beil. z. Allgem Ztg., München 1895.

Julius Leisching.

Hasenhut: Anton H., Schauspieler. Geboren 1766 in Peterwardein als Sohn eines ursprünglichen Chirurgen, der aus Wien geflohen und Schauspieler geworden war und der sich durch Verwerthung eines natürlichen theatralischen Talents verhältnißmäßig bald zur Stellung eines Principals emporgeschwungen hatte, machte H. schon in seiner Jugend, ja in seiner Kindheit alle die jammervolle Misère des Komödiantendaseins mit; als ältester von fünfzehn Geschwistern soll er materielles Elend und familiären Kummer schon in jüngeren Jahren gründlich ausgekostet haben. Ein vielleicht nicht ganz unglaubwürdiges Histörchen weiß zu erzählen, er hätte schon als Knabe in Nachahmung seiner schreienden Geschwister sich eine affectirt helle, trompetende oder quäkende Stimme angeeignet, die er bei gelegentlicher Verwendung als Schauspieler zu komischen Zwecken ausgezeichnet zu verwerthen verstand. Für den unter solchen Verhältnissen Aufgewachsenen konnten natürlich die Eltern nicht sorgen: er stürzte sich wie einst sein Vater aufs gerathewohl in das Schmierenleben und kam nach allerhand Irrfahrten nach Wien, wo er bei dem Director des Leopoldstädter Theaters, Karl v. Marinelli, ein Engagement als lustige Person fand. Marinelli's Theater, im J. 1781 als erste Wiener Volksbühne gegründet, fußte hauptsächlich auf einem Repertoire von komischen Stücken; der Schauspieler Laroche hatte den verbannten Hanswurst in der ständigen Figur des „Käsperle" zu neuem, dauerndem Leben erstehen lassen und seine urwüchsige Komik, deren Hauptwirkung in derben Späßen, wie Gefräßigkeit und plumpe Frechheit, bestand, hielt das Publicum wie unter einem Bann. Hier trat H. als eine feine Ergänzung hinzu. Er schuf die Figur des sogenannten „Thaddädl" und stellte gewöhnlich einen ungeschickten Gesellen oder Lehrjungen dar: läppisch, furchtsam, dumm, dabei vorwitzig und jung, der den Zopf hinten ganz oben am Kopfe festgebunden und wagerecht wegstehen hatte. Sein Spaß war nicht so derb, platt und tölpisch wie jener Käsperle's, sondern feiner, anständiger, sittsamer; charakteristisch war die schmetternde, dem Klang einer Kindertrompete ähnliche Stimme. In der

feinsten Herausarbeitung aller kleiner einzelner Züge seiner Rollen wurde er kaum von Einem übertroffen. Nach der herrschenden Meinung ist H. erst 1793 in den Verband des Leopoldstädter Theaters eingetreten, jedoch gehörte er ihm nach Weittenhiller's und Sonnleithner's Aufzeichnungen bereits seit 1789 an: diese Frage ist immerhin nicht leicht zu entscheiden, weil die Theaterzettel des Leopoldstädter Theaters bis zum 19. December 1794 ohne die Namen der auftretenden Schauspieler gedruckt wurden. Er wurde bald eine der Stützen des Ensembles, der Theaterdichter Hensler legte für ihn eigene Thaddädl-Episoden in seine Stücke ein und schrieb z. B. 1799 sogar eine eigene Posse in drei Acten „Thaddädl der dreißigjährige ABC-Schütz", die mit Musik von Wenzel Müller am 22. Mai 1799 zu Hasenhut's Benefiz zur Aufführung gelangte; ähnlich verhielt es sich mit G. Meister's Singspiel „Die Wanderschaft oder Thaddädl in der Fremde", das am 17. November 1802 gegeben wurde. Am 12. April 1803 trat H. zum letzten Mal im Leopoldstädter Theater auf, nachdem er am 4. März d. J. schon an das Theater an der Wien engagirt worden war. Am 24. April hatte er dortselbst sein Debut als Martinl in der „Schneiderhochzeit". Von nun an tritt er ungemein häufig in komischen Rollen auf; zu seinen Hauptrollen gehören 1803 bis 1819 die Titelrolle in Schikaneder's „Anton der dumme Gärtner", Henzl in Schikaneder's „Pfändung und Personalarrest", der Bäckergeselle Jodel im „Tiroler Wastel", Rochus Pumpernickel in Stegmayer's gleichnamiger Posse und in der Fortsetzung u. d. T. „Die Familie Pumpernickel". Trotzdem H. in dieser Zeit die Elasticität seiner Jugend bereits verloren hatte, war seine Komik eben damals vertieft und blühend. Als Peter in „Menschenhaß und Reue" brachte er den gastirenden Iffland durch sein Mienenspiel fast aus der Fassung; Clemens Brentano schrieb für ihn 1813 sein Festspiel „Viktoria und ihre Geschwister". Am 10. Mai 1819 trat H. zum letzten Mal auf als Lorenz in der einactigen Posse „Der vazirende Lorenz". Inzwischen hatte er zahlreiche Gastspiele absolvirt und dabei 1814 (im März und im Juli) im Leopoldstädter Theater eben solchen Beifall erzielt wie in den Provinzstädten Prag und Graz sowie in München, Frankfurt und Regensburg; nur in Berlin errang er im J. 1817 keinen Beifall. Nach 1819 aber war's mit Hasenhut's Blüthezeit endgültig vorüber: er schlägt sich mühsam als Gast durch die Provinztheater, kommt noch zwei Mal nach Wien in dauernde Stellung, ohne Glück zu haben, geht zuletzt auch als Director in Mödling zu Grunde; endlich geräth er gar ganz ins Elend, so daß man Sammlungen für ihn veranstaltet und zu seinem Vortheil auf Subscription der Schriftsteller F. J. Hadatsch eine Biographie unter dem Titel „Launen des Schicksals oder Scenen aus dem Leben und der theatralischen Laufbahn des Schauspielers Anton Hasenhut" (Wien 1834) veröffentlicht.

H. starb am 6. Februar 1841 in Wien. Die letzte Zeit seines Lebens war trüb und kummervoll. Doch bedeutet seine Wirksamkeit an den beiden bedeutendsten Wiener Volkstheatern einen Höhepunkt in der populären Wiener Dramatik, deren Glanzzeit ja mit den Zwanziger Jahren des 19. Jahrhunderts verweht war. So werden wir auch am besten Grillparzer's wehmüthige Worte begreifen, er habe nie wieder so herzlich über einen Komiker lachen können wie über H., der ihm eine Erinnerung seiner Jugendjahre blieb, und „jener Jugendzeit zum Theil ein Bild, wo noch der Ernst das Gute war, das Wahre, der Scherz ein Bach, der unter Blumen quillt".

Wurzbach VIII, 24 ff. — Oesterreichische National-Encyklopädie II, 521. — Castle, Raimund's sämmtl. Werke S. XXIII.

Egon von Komorzynski.

Hasenhut: Karl Philipp H., Wiener Tänzer und Mimiker, der von 1793 bis 1818 am Leopoldstädter Theater engagirt war. Marinelli hatte als Director des Leopoldstädter Theaters 1780 ein Privileg zur Aufführung „aller Arten Schauspiele und Opern mit Ausnahme des Balletts“ erhalten und umging die unangenehme Klausel, indem er mit schlauer Berücksichtigung der Schaulust des volksthümlichen Wiener Publicums der sogenannten „Pantomime“ eine sorgfältige Pflege zu Theil werden ließ. Einer der Ausgestalter dieser Idee und eine Art Factotum für das Gebiet der Pantomime war eben unser H., der am 14. März 1793 nach seinem Debut in der Maschinenkomödie „Kaspar bleibt Kaspar“ von Marinelli engagirt wurde. Die Personalstandstabellen führen ihn später dauernd als „Harlekin und Pantomimenkompositeur“ und seit 1813 auch eine Madame Hasenhut als „Fee“, seit eben diesem Jahre H. selbst als „komischen Mimiker“ an. Das Pantomimenpersonal wurde ständig vermehrt und betrug z. B. nach dem Stande von 1810 fünf Damen und elf Herren. Seit 1803 verfaßte H. auch durchschnittlich jährlich eine Pantomime und trat somit den Schauspielern des Theaters, die fast alle zugleich auch theatralische Dichter waren, an die Seite. Hierher gehören die mit besonderem Beifall aufgenommenen Pantomimen: „Arlequin der Scherenschleifer“ (24. April 1803), „Der Dorfbarbier oder die Schlittage auf der Schubkarre“ (19. März 1805), „Die Unterhaltung auf dem Lande oder Peterl der dumme Pächterssohn“ (15. Januar 1806, Musik von Ferdinand Kauer), „Die Windmühle von Trippstrill oder die Art, alte Weiber jung zu machen“ (20. Januar 1807, Musik von Wenzel Müller), „Der bezauberte Stiefel“ (14. November 1812, Musik von Kauer), „Harlekins Abenteuer oder der Schutzgeist der Liebe“, große grotesk-komische Pantomime in zwei Acten (Musik von Kauer, 2. September 1813), „Der Liebhaber als Maroccaner“ (18. November 1818). — Hasenhut's Pantomimen sind insofern besonders wichtig, als in ihnen die Tradition der alten namentlich durch die Commedia dell' arte beeinflußten Pantomime zurücktritt und einer Beeinflussung durch das nationale Element des Wiener Volksstücks Platz macht.

Egon von Komorzynski.

Haeser: Heinrich H., Arzt und Professor der Medicin, wurde am 15. October 1811 in Rom geboren, wo zu jener Zeit sein Vater, herzoglich weimarischer Musikdirector, sich aufhielt. In Weimar erzogen und vorgebildet studirte H. seit 1830 Medicin in Jena, erlangte 1834 mit der Inauguralabhandlung „De influentia epidemica“ die Doctorwürde, einer Arbeit, die noch ganz von dem Geist der Naturphilosophie zeugt, unter deren Bann damals ein großer Theil der Mediciner stand, von dem sich H. jedoch später allmählich zu emancipiren lernte. Nachdem er auf einer längeren wissenschaftlichen Reise verschiedene deutsche und österreichische Universitäten besucht hatte, prakticirte er kurze Zeit in dem weimarischen Städtchen Auma als Arzt, habilitirte sich aber bereits 1836 in Jena als Docent, wo er gleichzeitig mehrere Jahre lang die Stelle eines Secundararztes der Poliklinik bekleidete. 1839 zum außerordentlichen Professor befördert, begann er 1840 die Herausgabe eines „Archivs für die gesammte Medicin“, einer Zeitschrift, die jedoch schon 1849 zu erscheinen aufhören mußte; ebenso hatte das von H. begonnene „Repertorium der gesammten Medicin“ nur eine zweijährige Lebensdauer, von 1840—42. 1846 wurde H. zum ordentlichen Professor ernannt. Infolge ungünstiger äußerer Verhältnisse verließ H. 1849 Jena, um sich nach Leipzig zu begeben und hier eine medicinische Zeitschrift ins Leben zu rufen, folgte jedoch noch in demselben Jahre einem Ruf nach Greifswald und siedelte schließlich 1862 in gleicher Eigenschaft, zugleich mit dem Charakter als Geheimer Medi-

cinalrath, nach Breslau über, wo er bis zu seinem an den Folgen eines chronischen Unterleibsleidens am 13. September 1885 eingetretenen Lebensende wirkte.

Haeser's Hauptruhmestitel, zugleich das Werk seines Lebens, bleibt das dreibändige große „Lehrbuch der Geschichte der Medicin" (3. Aufl. Jena 1875 bis 1882). In seiner ersten Auflage (Jena 1845) nur einen mäßigen Octavband umfassend, erfuhr es bereits in 2. Auflage (1853—65) eine Erweiterung zu zwei umfangreichen Bänden, und hätte H. das Glück gehabt, noch ein Jahrzehnt länger zu wirken, so würde er sicher seinem Werk noch neben der Verbesserung mancher Irrthümer und der Ausfüllung der Lücken auch einen voluminöseren Umfang und größere Gleichmäßigkeit der Bearbeitung in den einzelnen Capiteln haben geben können. Was das Werk so außerordentlich werthvoll gemacht und ihm den Ehrentitel einer „medicinisch-historischen Bibel" verschafft hat, ist die Thatsache, daß zugleich mit der pragmatischen Geschichtsdarstellung reichhaltige biographisch-bibliographische Mittheilungen, litterarische Angaben und Nachweise aller Art, Auszüge aus den Hauptautoren der Medicin ꝛc. verknüpft worden sind und damit ein Idealwerk geschaffen wurde, wie es vorher in der medicinischen Geschichte, speciell in der deutschen Litteratur, nicht vorhanden war; denn in dem classischen Sprengel'schen Versuch — abgesehen davon, daß dieser mittlerweile veraltet war — sind litterarische Notizen ziemlich dürftig vertreten. Gegenüber der genannten Leistung Haeser's treten alle übrigen Publicationen von ihm — und ihre Zahl ist nicht klein —, selbst seine „Historisch-pathologischen Untersuchungen" (2 Bde., Dresden und Leipzig 1839—41), die ihn als Historiker und Epidemiographen legitimirten, seine kleinere „Geschichte der christlichen Krankenpflege" (Berlin 1857), seine Veröffentlichungen zur praktischen Medicin völlig in den Hintergrund. Aus dem großen Geschichtswerk veranstaltete H. noch kurz vor seinem Tode einen wohlgelungenen Auszug u. d. T.: „Grundriß der Geschichte der Medicin" (Jena 1884), das mit Recht von Puschmann gelegentlich einer Kritik als das beste Schulbuch der medicinischen Geschichte bezeichnet wurde. Ein Verdienst erwarb sich H. noch durch die Herausgabe vom „Buch der Bündth-Erzney von Heinrich v. Pfolsprundt, Bruder des deutschen Ordens aus dem Jahre 1460" (zusammen mit seinem Collegen Middeldorpf, Berlin 1868).

Pagel.

Hasner: Josef H., Ritter v. Artha, Arzt und Professor der Augenheilkunde in Prag, daselbst am 13. August 1819 geboren und als Emeritus am 22. Februar 1892 verstorben, studirte und promovirte 1842 in seiner Vaterstadt, war seit 1843 Assistent von Prof. J. N. Fischer, habilitirte sich 1848 als Privatdocent, wurde 1852 außerordentlicher, 1856 ordentlicher Professor der Augenheilkunde und 1884 emeritirt. H. entfaltete bis zu seiner Quiescirung eine umfassende publicistische Thätigkeit, deren Resultate fast sämmtlich seiner Specialdisciplin zu gute gekommen sind. Ein Theil von Hasner's Arbeiten ist in der unten genannten Quelle registrirt.

Biogr. Lex. hervorr. Aerzte III, 77. Pagel.

Hasner: Leopold H., Ritter v. Artha, geboren am 15. März 1818 zu Prag, † am 5. Juni 1891 zu Wien. Sohn des im Sommer 1863 gestorbenen, seit 1856 im Ruhestande befindlichen Hofraths und Kammerprocurators in Prag, der 1836 geadelt und später in den Ritterstand erhoben wurde, verlebte er eine angenehme Jugend in geselligem Elternhause, legte seit 1827 am Altstädter Gymnasium zu Prag die Vorstudien zurück, trat 1833 in die „Philosophie" an der dortigen Universität, absolvirte daselbst von 1836

bis 1840 die juristischen Studien. Promovirt wurde er in Wien, wohin er zu jedem der vier Rigorosen fuhr, im J. 1842 zum Doctor der Rechte und trat daselbst als Praktikant bei der Kammerprocuratur ein. In dieser Stellung hatte er den späteren Collegen in Prag und im Ministerium, Eduard Herbst, die späteren Minister Bach und Lasser zu Amtsgenossen, erwarb unter den bedeutenden jungen Männern Wiens zahlreiche Freunde, genoß in künstlerischer Hinsicht — H. war ein musikalisch hochbegabter Mann, hatte ein hervorragendes Talent zum Maler — ein genußreiches Leben. Eine Reihe von Versuchen eine Professur zu erlangen, schlug trotz aller Empfehlungen fehl, er entschloß sich, da er sich schon als Student verlobt hatte, zur Advocatur überzutreten, machte die Advocatenprüfung und heirathete im October 1847 als Adjunct der Finanzprocuratur seine Braut Toni Gail, die Tochter eines Arztes, wie er selbst schreibt „ein Mädchen von seltener Schönheit und Anmuth, von aller Welt bewundert". Das Jahr 1848 brachte für seine Laufbahn eine entscheidende Wendung. H. war, wie er in klarer und anziehender Weise schreibt, ein begeisterter Anhänger freiheitlicher Entwicklung, aber nicht Demokrat, nicht für das Aufgehen Oesterreichs in Deutschland und ein strammer Anhänger des geschichtlich gewordenen österreichischen Staates. Die Zustände in Wien veranlaßten ihn, nach dem 26. Mai die Stadt zu verlassen und nach Prag zu gehen. Kaum waren die unruhigen Junitage vorbei, als ihn der Statthalter Graf Leo Thun zum Besuche aufforderte und ihm infolge der Anregung seines Freundes Wenzel Stulc, der als Propst von Wissehrad starb und einer der begeistertsten Tschechen war, die Redaction der „Prager Zeitung" antrug. H. ging darauf ein, entwarf sofort eine Proclamation an das Volk und überließ sich mit aller Kraft der ihm gestellten Aufgabe. Mit solchem Erfolge, daß 1849 Graf Stadion ihn zur Uebernahme der Redaction eines Wiener Regierungsorganes aufforderte; er lehnte unbedingt ab. Graf Thun bot ihm sofort nach seiner Ernennung zum Minister für Cultus und Unterricht eine außerordentliche Professur der Rechtsphilosophie an der Prager Universität an, die H. freudig annahm. Das Jahr 1851 brachte ihm die ordentliche Professur der politischen Wissenschaften (Nationalökonomie usw.). Am Tage meiner Ankunft in Prag (September 1854) lernte ich H. kennen, wir sind bis zu seinem Tode in ungetrübter Freundschaft geblieben, er hat mir in seinen „Denkwürdigkeiten" (S. 54 ff.) liebevolle Worte gewidmet, aus denen ich folgende anführe: „Was aber mein persönliches Verhältniß zu ihm anbelangt, so war es eigenthümlich, daß, so fundamental verschieden unsere Grundanschauungen waren (er meint die religiös-kirchlichen), vielleicht gerade infolge der Offenheit, mit welcher ich von den meinen nie ein Hehl machte, während andere in jener Zeit beginnender Reaction sich vorsichtig zurückhielten, er sich mir auf das freundlichste anschloß und meinen Verkehr suchte, da ich dann selbst zu seiner Familie in nähere Beziehungen trat, wie zu denjenigen der meisten meiner anderen Collegen. Und auch mich interessirte der oftmalige, wenn auch immer friedliche Streit mit dem jedenfalls geistvollen Manne. Denn seine Gegenstände waren bedeutend genug." Ich darf hinzufügen, daß ich redlich beigetragen habe, daß das Verhältniß zu seiner Frau, das er mit großer Schonung (S. 51 ff.) bespricht, solange er in Prag lebte, nie zu äußerem Risse führte. Seine Frau — sie starb in Geistesumnachtung — war eine unglückliche, nervöse und von krankhafter Eifersucht besessene Frau, welche ihm ohne jeden Grund das Leben verbitterte; ich war der Einzige, bei dem er, von den Geschwistern abgesehen, Trost suchte. Doch auch ich will, wie er schreibt, nicht weiter „den dunkeln Schleier lüften, der von da an über seinem ganzen Leben ausgebreitet lag", halte mich aber für berechtigt und verpflichtet, mit

diesen Worten zur Klärung beizutragen. Im J. 1861 wurde er von deutscher und tschechischer Seite als Landtagscandidat aufgestellt, obwohl er rückhaltlos erklärte, daß „sein Standpunkt ein ausschließlich politischer und in keiner Weise ein nationaler, als politischer aber ein streng österreichischer sei"; er wurde mit großer Mehrheit in der Altstadt Prag gewählt. Er wurde vom Landtage zum Abgeordneten in den Reichsrath entsandt. Die Regierung, welche zuerst das Präsidium bestellte, ernannte ihn zum ersten Vicepräsidenten des Abgeordnetenhauses. In dieser ersten, vom 1. Mai 1861 bis in den Sommer 1862 dauernden Session entwickelte sich H. zum hervorragenden Redner und Parlamentarier, hatte auch neben dem Vicepräsidium eine bedeutende Stellung als Obmann des Finanz- und Bankausschusses von 40 Mitgliedern. Im J. 1863 wurde H. Präsident des neu errichteten Unterrichtsraths. Nach Ernennung des bisherigen Präsidenten Hein zum Justizminister wurde H. zum Präsidenten des Abgeordnetenhauses ernannt und trat als solcher zuerst auf am 17. Juni 1863. Im J. 1865 reichte er, weil das Haus die für den Unterrichtsrath im Budget geforderte Summe nicht bewilligte, die Resignation auf dessen Präsidentschaft ein, lehnte die vom Sistirungsminister Grafen Belcredi ihm angebotene Stellung als Sectionschef in der Unterrichtsabtheilung des Ministeriums des Innern ab und erhielt auf seinen Antrag die Rückversetzung als Professor an die Universität Wien; er wurde für das Jahr 1867/68 zum Rector der Universität gewählt. Am 5. Mai 1867 wurde H. zum Mitgliede des Herrenhauses ernannt, offenbar, wie er sehr richtig schreibt, ein Schachzug Beust's, der keinen Präsidenten des Abgeordnetenhauses brauchen konnte, welcher Centralist und Gegner des mit Ungarn geplanten Ausgleichs war. Von H. war das seinerzeit Aufsehen erregende „Programm vom Kolowratring" verfaßt, das von zahlreichen beim Abgeordneten Skene versammelten Parteigenossen gegen den Ausgleich erlassen worden war. Einige Monate nachher entbot ihn Beust zu sich und trug ihm mit Zustimmung des Kaisers das Ministerium für Cultus und Unterricht an. Er nahm an, schrieb aber nach reiflicher Erwägung sofort ab. Fürst Carlos Auersperg, der Beust ablöste, bot H. dasselbe Ministerium an und erklärte, falls er ablehne, werde er (Auersperg) die Bildung des Ministeriums selbst aufgeben. Dies konnte H. nicht auf sich nehmen, er wurde am 30. December 1867 Minister. H. bewirkte die Pensionirung des Sectionschefs v. Kriegsau und die Ersetzung desselben durch den Professor des Strafrechts Julius Glaser. Das vorzüglichste Werk seines Ministeriums war die Neubildung des Volksschulwesens, deren Grundzüge waren: achtjährige Schulpflicht, Interconfessionalität der Schule bei confessionellem Religionsunterricht, staatliche Beaufsichtigung des Volksschulwesens. Das Abgeordnetenhaus nahm den Entwurf en bloc an, das Herrenhaus trat bei, am 14. Mai 1869 wurde er vom Kaiser sanctionirt. Oesterreich war damit den meisten deutschen Staaten vorausgeeilt. Man hat H. in Ischl, wo er im letzten Jahrzehnt den Sommer und Herbst verlebte, ein Denkmal gesetzt, auf welchem sein Verdienst um das Volksschulwesen eine würdige Anerkennung findet. Eine andere Leistung seines Ministeriums war die Eröffnung der medicinischen Facultät an der Universität Innsbruck. Das sog. Bürgerministerium hatte eine schwierige Stellung. Dem Kaiser waren außer Auersperg nur H. und der Finanzminister Brestel sympathisch. Beust intriguirte fortwährend, brachte Auersperg im Sommer 1868 zum Rücktritt, weil er, ohne denselben zuzuziehen, mit tschechischen Führern in Prag verhandelt hatte, Auersperg trat ab ohne seine Collegen vorher in Kenntniß zu setzen. Berger, der Preßminister, „der Mann der deutschen Souveränität von 1848", sprang ab. Das Ministerium legte in einer Denkschrift dem Kaiser die Sach-

lage unumwunden dar, die Gegner machten ein von Berger verfaßtes Gegenmemorandum, jene siegten, Graf Taaffe, Berger und Graf Potocki traten ab, H. wurde am 1. Februar 1870 Ministerpräsident, Dr. Banhans trat an Potocki's Stelle, v. Stremayr wurde Cultusminister. Der Polonismus siegte. Das Ministerium gab durch die auf allerhöchster Entschließung vom 4. Juni 1869 ruhende Ministerialverordnung vom 5. Juni, welche die polnische Dienstsprache in Galizien einführte, gegen Hasner's Stimme nach, weitere Concessionen lehnte es ab. Zu dieser Schwierigkeit gesellte sich die dalmatinische, sodann die slavische Orientpolitik. H. begab sich an das Hoflager zu Ofen, als er in das Wartezimmer eintrat, war der mit demselben Zuge angekommene Graf Beust beim Kaiser eingetreten. Der Kaiser hörte Hasner's Vorstellungen freundlich an, erklärte sogar, das, was H. gesagt, habe viel für sich, er sei aber bereits gebunden. H. erbat seine Entlassung und erhielt sie am 4. April 1870. Graf Potocki wurde Präsident, ihn löste ab Graf Hohenwart, der durch den unersättlichen Tschechismus selbst zum Sturze kam.

Im Herbst 1870 wurde H. nochmals im Bezirke Trautenau-Braunau zum Abgeordneten des Böhmischen Landtags gewählt, in welchem er insbesondere gegen die Errichtung einer tschechischen Universität scharf sprach. Im Herrenhause des Reichsraths entfaltete er eine reiche Thätigkeit als Referent über die kirchenpolitischen Vorlagen, die im April 1874 Gesetze wurden, als Referent über die Quotenfrage des neuen Ausgleichs mit Ungarn (1877), als Gegner der Orientpolitik bezüglich Bosniens — er hebt als sein Hauptmotiv hervor, daß die Occupation „nur der erste Schritt zu einer mit Rußland concurrirenden Orientpolitik sein konnte, daß man für die Folge mit seiner Ehre engagirt wurde ohne die Macht sie aufrecht zu erhalten“ —, als Verfasser der Antwort auf das Programm des Ministeriums Taaffe in der Adresse des Reichsraths (1879), die eine scharfe Verurtheilung der Taaffe'schen Politik war, als Kriegserklärung galt und eine Anzahl von Ernennungen von Herrenhausmitgliedern hervorrief, wodurch die Verfassungspartei des Herrenhauses in die Minderheit versetzt wurde. Diese kämpfte vergeblich für das Festhalten der einheitlichen Verfassung, den Schutz der Minderheiten in den Kronländern und die einheitliche Staatssprache. Wie in diesen Fragen, so mußte H. erleben, daß er vergeblich kämpfte für die Integrität des Volksschulgesetzes und gegen die Aenderung des Wahlgesetzes. Außer dieser politischen Thätigkeit trat H. noch zwei Mal in der Oeffentlichkeit auf, im November 1880 als Redner bei der Kaiser Josefs-Feier des deutschösterreichischen Lesevereins der Wiener Studenten, wo er begeistert sich als Josefiner bekannte, dann am 9. December 1880 bei dem zur Feier des 60. Geburtstags von Herbst seitens der Concordia veranstalteten Bankette. Eine neue amtliche unabhängige Stellung fand er nicht, suchte sie auch nicht, seine finanzielle wurde dadurch gebessert, daß er unter dem Ministerium des Fürsten Adolf Auersperg die Stelle eines Delegirten der Karl-Ludwigsbahn annahm. Schwere Schicksalsschläge trafen den Mann, am 8. September 1880 starb seine einzige Tochter, welche ihm das Leben versüßte, er war gebrochen, eine italienische Reise im Herbste 1882 bot Erleichterung; der einzige Sohn verlor beide Kinder, der Sohn starb, die Frau starb, er war allein; ich sah ihn zum letzten Male am 25. August 1885 in Ischl, er war ein gebrochener Mann.

H. war ein genialer, durch und durch edler, hervorragender Mann, ein echter österreichischer Patriot, dessen Leben und Wirken ein Bild des Niedergangs bildet, der in Oesterreich seit 1870 unaufhaltsam eingetreten ist. Als Schriftsteller hat er wenig hinterlassen, aber auch dies Wenige bekundet seine Bedeutung, es ist, außer Aufsätzen: „Philosophie des Rechts und seiner Ge-

schichte. In Grundlinien", Prag 1851; „System der politischen Oekonomie", 1. Theil, 1860. In den von seinem Bruder veröffentlichten „Denkwürdigkeiten von Leopold von Hasner", Stuttg. 1892 hat er reizend seinen Lebensgang beschrieben, die S. 139—191 abgedruckten „Aphorismen" bekunden den genialen Denker. v. Schulte.

Hasse: Jean Paul H., geboren am 24. December 1830 zu Rothenburg a. d. Wümme in Hannover, Sohn eines Arztes, später in Celle; studirte in Göttingen, besuchte 1856 Pariser Kliniken, wurde dann Assistent in Préfargier (Schweiz). Dort schrieb er eine später preisgekrönte Abhandlung „Ueber den Selbstmord". 1860 ging er nach Illenau. 1865 wurde er als Director an die neugegründete braunschweigische Heil- und Pflegeanstalt in Königslutter berufen; sofort ließ er aus dem Gebäude fast alle Gitter entfernen und setzte rasch ein für Braunschweig gültiges Aufnahmeverfahren durch, welches ein mustergültig einfaches war. Nach einer Studienreise in England konnte er in vier neuen Villen das open-door-System einführen. Durch große Beharrlichkeit gelang ihm der weitere Ausbau der Irrenanstalt, die er auch in ihrem inneren Betriebe vortrefflich organisirte. Viel Mühe widmete er der Erziehung des Wartepersonals und der Verbesserung seiner Lage; seine große Selbstlosigkeit verschaffte ihm dabei dauernd große Verehrung. Den Kranken stand er besonders nahe; in ausgedehnter Weise sorgte er persönlich für ihre Beschäftigung und Unterhaltung. Es blieb ihm daher nur wenig Zeit für wissenschaftliche Arbeiten; er schrieb über „Irrenanstalten und ihre Organisation", „Ueber die Ueberbürdung der Schuljugend". Krankheit zwang ihn 1896 seinen Abschied zu nehmen; er starb am 6. Februar 1898 in Königslutter.

Nekrolog von Gerlach in Allg. Zeitschr. f. Psych. u. gerichtl. Medicin Bd. 55, S. 127 ff. — Allg. Zeitschr. f. Psych. Bd. 38 Register, Bd. 21 Litteraturverzeichniß. Th. Kirchhoff.

Haßkarl: Justus Karl H., Botaniker, geboren in Kassel am 6. December 1811, † in Cleve am 5. Januar 1894. Vorgebildet auf dem Gymnasium in Bonn, wohin Haßkarl's Vater als Bergamtsrevisor 1817 von Siegen versetzt worden war, trat er 1827 als Lehrling in den botanischen Garten zu Poppelsdorf ein, in der Hoffnung, auf Grund der hier zu erlernenden Kenntnisse seine Neigung, ferne Länder zu bereisen, später einmal befriedigen zu können. Nach beendigter Lehrzeit beschäftigte er sich zunächst kurze Zeit mit wissenschaftlichen botanischen Studien und kehrte nach Absolvirung seiner Militärdienstzeit, die ihn, indem sie in ihm die Lust am militärischen Dienst weckte, beinahe seinem ursprünglich gewählten Berufe abwendig gemacht hätte, 1832 zum Gärtnerfach zurück und zwar vorläufig in eine untergeordnete Stellung in Düsseldorf unter Gartendirector Weyhe. Aus dieser Stellung berief ihn eine Kriegsordre, welche ihm aufgab als Reservist in die unter General Müffling stehende Observationsarmee einzutreten, die während der Belagerung von Antwerpen durch die Franzosen am Niederrhein zusammengezogen war. Um diese Zeit erkrankte H. an einer heftigen Lungenentzündung und mußte 1833, noch in leidendem Zustand, nach Hause zurückkehren. Kurz darauf übertrug ihm Gartendirector Weyhe die Leitung des botanischen Gartens in Düsseldorf und machte ihn zu seinem Assistenten, was ihm Gelegenheit bot, seine botanischen Kenntnisse zu erweitern. Die damals in den Gärten noch selten blühende Conifere Cunninghamia sinensis gab ihm den Stoff zu seiner ersten Publication in Otto's Berliner Gartenzeitung 1834. H. kehrte nach Bonn zurück, um sich nunmehr ganz für wissenschaftliche Reisen vorzubereiten.

Daneben setzte er seine litterarische Thätigkeit fort und schrieb für die Zeitschrift Flora 1834 und 1835 einige Mittheilungen über Riccia natans sowie über die im Rheinlande vorkommenden Farne und Moose. Die Regensburger botanische Gesellschaft ernannte ihn dafür zu ihrem correspondirenden Mitgliede. Bei Gelegenheit der 1835 in Bonn tagenden Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte wurde H. in die Stelle eines Assistenten am naturhistorischen Cabinet durch dessen Director Goldfuß berufen und hauptsächlich mit der Ordnung der geologischen Sammlungen betraut. Jener Versammlung wohnte ein Rotterdamer Schiffsrheder bei, welcher in dem Wunsche, seinerseits zur Förderung der Naturwissenschaften etwas beizutragen, sich bereit erklärte, auf einem seiner Schiffe einen jungen Naturforscher nach Ostindien behufs wissenschaftlicher Forschungen mitzunehmen und für dessen Unterhalt während eines zweijährigen Aufenthaltes auf Java Sorge zu tragen. Nach dem Vorschlage von Goldfuß wurde H. dazu ausersehen. Im Herbste 1836 verließ dieser Europa, um auf einem Umwege über Amerika, wozu bestimmte Reisedispositionen des Schiffes Veranlassung waren, nach 135tägiger zum Theil recht unruhig verlaufener Reise im September 1837 sein Ziel Batavia zu erreichen. Die ihm in Aussicht gestellte Unterkunft bei einem reichen Verwandten seines Gönners fand H. jedoch nicht, so daß er, von Mitteln entblößt, auf seine eigne Kraft angewiesen war. Schließlich gelang es ihm aber unter Beihülfe deutscher Landsleute die Stelle eines wissenschaftlichen Vorstandes des botanischen Gartens in Buitenzorg zu erhalten. H. wirkte in dieser Stellung bis 1843 mit außerordentlichem Erfolge, da es ihm in der kurzen Zeit gelang trotz ungünstiger äußerer Umstände und mancher Quertreibereien seiner Vorgesetzten, den Garten aus einem verwahrlosten Zustande durch Neubeschaffung von Gewächsen und deren planmäßige, systematisch geordnete Anlage zu einem der schönsten Institute seiner Art zu erheben. Daneben war er noch schriftstellerisch thätig. Die Resultate seiner Beobachtungen legte er theils in der „Flora", theils in holländischen Zeitschriften nieder. So erschienen eine Untersuchung über die Wärmeentwicklung der blühenden Colocasia in den Verhandlungen der Batav. Genossenschaft für Künste und Wissenschaft und einige Aufsätze beschreibenden Inhalts unter dem Titel: „Decades plantarum rariorum horti bogoriensis" in der Tijdschrift voor natuurlijke geschiedenis 1838—42. Ferner veröffentlichte er in der „Flora" 1842 neue Diagnosen javanischer Pflanzen und arbeitete an der Herausgabe eines Katalogs der im Garten wachsenden Pflanzen. Die zu wissenschaftlichen Zwecken unternommenen wiederholten Reisen in tropische Gegenden hatten jedoch Haßkarl's Gesundheit dermaßen erschüttert, daß er um Urlaub zu einer Reise nach Europa einkommen mußte. So konnte er denn die letzte Hand an den Pflanzenkatalog nicht selbst legen, der 1844 vollendet in den Druck kam.

Seinen Aufenthalt in Europa benutzte H., um bei dem niederländischen Ministerium für sich eine gesichertere Stellung und für den Garten größere Mittel zu erwirken. Nach erhaltener Zusage seiner Wünsche reiste er noch vor Ablauf seines Urlaubs nach Java zurück und traf 1845 in Buitenzorg wieder ein. Inzwischen hatten sich hier durch den Tod des Generalgouverneurs die Verhältnisse sehr zu Ungunsten Haßkarl's verändert, und da ihm die gegebenen Versprechungen nicht erfüllt wurden, so erbat und erhielt er seine Entlassung aus holländischen Diensten. Er suchte seine Heimath wieder auf und zog sich nach Düsseldorf zurück. Von jetzt ab begann für H. eine Zeit sorgenvoller Unruhe, da er, um seine Existenz zu fristen und seine Familie ernähren zu können, die verschiedenartigsten Beschäftigungen suchen mußte.

Trotzdem lieferte er noch in dieser Zeit mehrere wissenschaftliche Arbeiten. Für die „Plantae Junghuhnianae 1851/52“ bearbeitete er die Commelinaceae, Amarantaceae und Polygalaceae, übersetzte Cole's „Das Kap und die Kaffern“ (1852) und besorgte die deutsche Ausgabe von Junghuhn's „Java“ und dessen „Rückreise von Java nach Europa“ (1852). Mit dem Jahre 1852 endlich beginnt ein Wendepunkt in Haßkarl's Lebensschicksalen. Die niederländische Regierung hatte den Plan gefaßt, den Chinarindenbaum von Peru nach Java überzusiedeln und H. mit der Ausführung dieses Unternehmens betraut. Der Auftrag war nicht ganz ohne Gefahr, da ein strenges Ausfuhrverbot der Chinarinde bestand und die Reise daher nur mit größter Vorsicht unter Verheimlichung ihres Zweckes auszuführen war. Außerdem erhöhten politische Unruhen im Lande, abgesehen von klimatischen und Transportschwierigkeiten die Gefahr des Unternehmens. Trotzdem überwand H. durch Kühnheit und Energie die zahlreichen Schwierigkeiten und es gelang ihm, nachdem er schon vorher ein Kistchen mit Samen nach Holland geschickt hatte, Mitte December 1854 mit einigen vierzig jungen Calisaya-Chinabäumchen, die von ursprünglich vierhundert leben geblieben waren, Java zu erreichen. Sofort wurden die kostbaren Pflanzen auf ein dazu bereit gehaltenes Terrain verpflanzt und ihre Cultur eingeleitet, die im Laufe der Jahre solche Dimensionen annahm, daß 1869 bereits eine Million der besten Chinarindenbäume auf Java gezählt wurde. Hierin liegt für Haßkarl's Wirken der größte Ruhmestitel, den er sich erworben hat. Leider sollte es ihm nicht beschieden sein, in die weitere Entwicklung der Culturen selbstthätig einzugreifen. Nach der gefahrvollen Reise von Süd-Amerika nach Ostindien wurde er krank, wozu, abgesehen von den Strapazen, eine heftige Gemüthserschütterung beitrug, welche ihm die Nachricht verursachte, daß seine ganze Familie, Frau und 4 Töchter, mit welchen er sich in Java treffen wollte, auf der Reise dorthin infolge eines Schiffsunglückes ertrunken sei. Er mußte in die Heimath zurück. Krank kam er Ende October 1856 in Europa an. Da sich seine Genesung sehr verzögerte, so wurde inzwischen an seiner Stelle Dr. Junghuhn mit der Leitung der Chinaculturen beauftragt, er selbst aber mit Pension in den Ruhestand versetzt. Langsam genas H. wieder und füllte seine Mußezeit mit schriftstellerischen Arbeiten aus. In Anerkennung seiner Leistungen ernannte ihn die philosophische Facultät der Universität Greifswald zum Ehrendoctor. Die Leopoldinische Akademie hatte ihn bereits 1847 unter die Zahl ihrer Mitglieder aufgenommen. Die äußeren Verhältnisse Haßkarl's nahmen nunmehr einen stetigeren Verlauf. Er hatte sich zum zweiten Male verheirathet und nach wiederholtem Wechsel des Wohnortes schließlich in Cleve niedergelassen, wo er im 83. Lebensjahre verschied.

Von seinen späteren Publicationen während seines dauernden Aufenthaltes in Europa seien noch aufgeführt: „Observationes botanicae sive Hortus bogoriensis descriptus“ (Bonplandia 1858) und die Bearbeitung der indischen Polygalaceae für die Annales Lugduni Batavorum sowie der Commelinaceae in den Verhandlungen der österr. zool.-botan. Gesellschaft vom Jahre 1869. Endlich beschäftigte er sich noch mit der Herausgabe von Schlüsseln zu älteren botanischen Bilderwerken über indische Pflanzen und zwar zu Rheede's Hortus malabaricus (Leopold. 1867) und zu Rumph's Herbarium amboinense (Verhandlgn. d. Halle'schen naturhistor. Gesellsch. 1866). Ein Vorläufer dieser Schlüssel erschien in der „Flora“ in den Jahren 1861 und 62. Unter dem Titel: „Die Chinakultur auf Java“ 1869 veröffentlichte er die Uebersetzung eines vom derzeitigen Leiter der Culturen van Gorkum verfaßten Werkes über diesen Gegenstand.

Leopoldina XXX. Heft 1894. E. Wunschmann.

Hauck: Ferdinand H., österreichischer Telegraphenbeamter und botanischer Schriftsteller, geboren zu Brünn am 29. April 1845, † in Triest am 21. December 1889, war der Sohn eines österreichischen Finanzbeamten. Er genoß im elterlichen Hause eine sorgfältige Erziehung, besuchte vom zehnten Jahre an das Gymnasium, dann die oberen Classen einer Oberrealschule und bezog nach deren Absolvirung die technische Hochschule seiner Vaterstadt, um sich dem Studium der Naturwissenschaften zu widmen, für welche besonders durch seine geistig hochstehende Mutter schon früh die Neigung in ihm geweckt worden war. Er trieb zuerst mit Eifer Entomologie und hörte auch philosophische Vorlesungen. Seiner Absicht, sich dem höheren Lehramt zuzuwenden, mußte er aus praktischen Rücksichten entsagen und wurde Forstmann. Zunächst trat er beim Forstamt in Schebetau ein, dann in Tichnowitz und erhielt später eine Adjunctenstelle in Ratschitz-Drnowitz. Obwol sich H. mit ganzer Liebe und vielem Fleiß der Forstwissenschaft widmete und auch die Staatsprüfung in diesem Fache glänzend bestand, kam er doch bald zu der Einsicht, daß er bei diesem Berufe nicht in seinem Elemente sei. Schließlich führte das verletzende Verhalten eines Vorgesetzten zu dem Entschlusse, den Beruf zu wechseln. Er trat in den Staatstelegraphendienst über und erhielt nach Absolvirung eines Telegraphencursus in Wien eine staatliche Anstellung in Triest im J. 1866. Mit der Uebersiedlung nach Triest begann für H. ein neuer Lebensabschnitt. Die reiche Pflanzenwelt der adriatischen Küste, vor allem aber die des Meeres selbst veranlaßte ihn, sich mit Eifer botanischen Studien, in erster Linie der Erforschung der Meeresalgen zuzuwenden, eines Feldes, welches damals noch wenig bebaut war. Jede freie Zeit, die ihm der Dienst ließ, nutzte er für seine Arbeiten aus, für welche er die zum Theil recht kostspieligen litterarischen Hülfsmittel aus seinen eignen Ersparnissen sich verschaffen mußte. Zahlreiche kleinere und größere Excursionen und Reisen, darunter ein dreimonatelanger Aufenthalt auf der Insel Cherso boten ihm Gelegenheit zu werthvollen biologischen Beobachtungen. Angeregt durch seinen Landsmann, den berühmten Floristen Mutius Ritter v. Tommasini (A. D. B. XXXVIII, 439), publicirte H. zunächst in den Spalten der Oesterr. Botan. Zeitschrift vom Jahre 1872 an verschiedene Aufsätze phycologischen Inhalts, welche alsbald die Aufmerksamkeit der Fachbotaniker erregten und seinen Namen auch über die Grenzen seines engeren Vaterlandes hinaus bekannt machten. Es entwickelte sich ein reger Verkehr mit den wissenschaftlichen Größen seines Faches und er erhielt den ehrenvollen Auftrag, für die zweite Auflage der großen Rabenhorst'schen Kryptogamenflora die Meeresalgen Deutschlands und Oesterreichs zu bearbeiten. In mehrjähriger Arbeit, für welche er nur seine Mußezeit benutzen konnte, entledigte sich H. dieses Auftrages, als dessen Frucht sein Hauptwerk: „Die Meeresalgen Deutschlands und Oesterreichs“ (Rabenhorst's Kryptogamenflora, II. Band) mit 583 Abbildungen im Text und 5 Lichtdrucktafeln 1885 erschienen ist. Er hat darin die Ergebnisse seiner biologischen Beobachtungen mit den systematisch-beschreibenden verknüpft und ein Werk von bleibendem wissenschaftlichen Werth geschaffen, das ihm nicht nur die Anerkennung der Botaniker, sondern auch seitens der philosophischen Facultät der Universität Zürich bei Gelegenheit ihres fünfzigjährigen Jubiläums den Doctortitel honoris causa eintrug. Ferner bearbeitete H. den Abschnitt „Algen“ in der „Flora der Insel Jan Mayen von Dr. H. W. Reichardt“, Wien 1866, und lieferte wichtige Beiträge zu V. Wittrock und O. Nordstedt's: „Algae aquae dulcis exsiccatae“, sowie für P. T. Cleve und J. D. Möller's Diatomeen. In Verbindung mit P. Richter in Leipzig gab er unter dem Namen: „Phycotheca universalis“

eine Sammlung getrockneter Algen sämmtlicher Ordnungen und aller Gebiete heraus, deren beide ersten Fascikel 1885 erschienen sind. Detaillirtere Angaben der von ihm aufgestellten und beschriebenen Algenarten finden sich in einem Artikel von de Toni im Botanischen Centralblatt (XI. Jahrg. 1890). Eine ganze Reihe von Species trägt Hauck's Namen. Seine Einzelarbeiten publicirte er meist in der Oesterreichischen Botanischen Zeitschrift und in der Hedwigia. Die Titel sämmtlicher Veröffentlichungen sind abgedruckt in der unten angegebenen Nummer der Oesterr. Botan. Zeitschrift. Hauck's verdienstvollem Wirken wurde durch seinen im 45. Lebensjahre erfolgten Tod ein frühes Ziel gesteckt. Nachdem er 1888 und 89 noch einige kleinere algologische Arbeiten in der Hedwigia veröffentlicht hatte, zeigten sich sehr bald die Vorboten einer ernsten Nervenerkrankung, die einen sehr rapiden Verlauf nahm, so daß er einer Irrenanstalt überwiesen werden mußte. Schon sechs Monate später sank er ins Grab. Sein großes algologisches Herbar, sowie seine reichhaltige Bibliothek gingen durch Kauf in den Besitz der Frau Weber van Besse in Amsterdam über.

Oesterr. Botan. Zeitschr., 37. Jahrg. Nr. 1, 1887. — Private Mittheilungen von Dr. Karl von Marchesetti in Triest.

E. Wunschmann.

Hauenschild *): Richard Georg von H. lautet der wirkliche bürgerliche Name des unter dem litterarischen Pseudonym „Max Waldau“ bekannt gewordenen vortrefflichen, in seinen Anschauungen immer mehr als hervorragend selbständig erkannten Dichters, den ich in der A. D. B. XXXV, 190—196 unter dem Stichworte „Spiller von Hauenschild“ behandelt habe. Man vgl. z. B. Ad. Bartels, Gesch. d. dtsch. Lit. II, 404 f., welcher sich für das angebliche Nichterscheinen des Romans „Aimiry der Jongleur“ auf Adolf Stern (wo?; weder Lex. d. dtsch. Nat.-Lit. S. 151 s. v. Hauenschild, noch Vilmar-Stern S. 526) beruft und das Fehlen einer Sammlung der Lyrik Waldau's vermerkt, und R. M. Meyer, Die dtsch. Lit. d. 19. Jhs. S. 516: Bartels und Meyer finden bei ihm Jean Paul'sche Art, Jungdeutschthum und modernen Realismus und lassen das Geburtsjahr zwischen 1822 und 1825 zweifelhaft. Nach neuerer Angabe des eigenen Sohnes, kgl. preuß. Landraths Max von Hauenschild, hat „Max Waldau“ den führenden Namen „Spiller“ unrechtmäßig, doch natürlich in gutem Glauben der Adelspartikel vorgesetzt, so daß er jetzt in fast sämmtlichen Nachschlagewerken und litterargeschichtlichen Handbüchern unter unrichtiger Marke eingereiht ist. Ich verdanke diese Feststellung Prof. Ludwig Geiger in Berlin, dem es gelungen ist, den ausgedehnten handschriftlichen Nachlaß des Poeten aufzuspüren und dem der genannte Sohn die litterarische Hinterlassenschaft an Manuscripten, Briefen (56 meist sehr lange mit wiederholten Nachtragszetteln — „Riesenschlangen“ nennt F. Lewald die Briefe — im breiten Abhandlungsstile der Mitte des 19. Jahrhunderts) usw. zur Verfügung gestellt. Geiger macht dazu Mittheilungen im litterargeschichtlich reichhaltigen Anmerkungen-Apparat seines wichtigen Buchs „Aus Adolf Stahrs Nachlaß. Briefe von Stahr nebst Briefen an ihn von Bettina v. Arnim, Therese v. Bacheracht, Th. Döring, Gust. Freytag, K. Gutzkow, M. Hartmann, Johannna Kinkel, Th. B. Macaulay, Jul. Mosen, Rob. Prutz, Heinr. Simon, Fr. Spielhagen, Fr. Chr. Vischer, Richard Wagner u. A. ausgewählt und mit Einleitung und Anmerkungen herausgegeben“ (1903). In diesem Buche findet man S. 165 f. den Plan einer von Stahr mit Franz Liszt, H. Hettner, Hauenschild beabsichtigten Zeitschrift, S. 182—86 eine ausführliche bedeut-

*) s. Spiller von Hauenschild im Hauptwerk (1893).

same Schilderung des letzteren durch A. Stahr und Fanny Lewald mit in Form einer beweglichen Todtenklage um den soeben (20. Januar 1855; der Brief datirt vom 22. aus Berlin) rasch an Nervenfieber dahingegangenen jungen Herzensfreund, die auch sachlich sehr Wesentliches über Max Waldau's menschlich wie dichterisch überaus sympathisches Wesen enthält. In der Anmerkung dazu auf S. 336 schreibt Geiger: „Die schöne Charakteristik, die von diesem höchst talentvollen, zu seiner Zeit auch vielfach gewürdigten Schriftsteller gegeben wird, läßt sehr bedauern, daß die an ihn gerichteten Briefe unzugänglich sind. Diese, die sich in dem Stahr'schen Nachlasse nicht vorgefunden haben, befinden sich, da sie von Fanny Lewald's Briefen begleitet waren, in deren Nachlaß. Waldau's Briefe kamen vor einigen Jahren in die Hände seines Sohnes zurück und sind mir von diesem zur Benutzung übergeben worden. Da sie jedoch für Waldau charakteristischer sind als für Stahr, übrigens mir so spät zukamen, daß ihre Benutzung das Erscheinen des Bandes aufgehalten und den ohnehin schon großen Umfang stark angeschwellt hätte, so schien es mir räthlicher, dieses köstliche und in sich einheitliche Material im ganzen zu belassen und später, etwa zu Waldau's 50. Todestage, in einer besondern Publikation zu verwerthen". Ludwig Geiger weist dabei noch „auf den trefflichen Artikel in der A. D. B." (mit dem Versehen 25. Bd. statt 35.) hin und gibt daneben die Lebenszeit Hauenschild's mit 1825—1855 an, während er im Eingange des hier ausgehobenen Passus, übereinstimmend mit unserer Angabe, 1822—1855 notirt; er bemerkt mir jedoch brieflich: „Der Geburtstag ist (laut Urkunde) 24. März 1825", so daß also der vielversprechende Dichter nicht einmal das dritte Jahrzehnt vollendet hätte und nicht, wie auch Stahr a. a. O. annimmt, 33 Jahre alt geworden wäre. — Daß der Taufname des einzigen Kindes, des obengenannten Max, auf den Dichternamen zurückgeht, darf man wol vermuthen. Die Schriften sind übrigens ganz außerordentlich selten geworden und so auf öffentlichen Bibliotheken nur recht vereinzelt vorhanden, wie auch Geiger bei Nachforschungen beobachtet hat. Ich selbst besitze mehrere Bände aus dem Nachlasse meines Vaters Max Fränkel (s. A. D. B. XLVIII, 702), der als junger Mann die völlig eigenartigen und theilweise ganz modernen Erzeugnisse des weltfernen oberschlesischen Aristokraten als in der nach48er Reactionszeit auffällige Erscheinungen begierig unter seine zeitgenössischen Typen stellte und ein bischen Waldau-Enthusiast ward. Der Aufsehen erregende Roman „Aus der Junkerwelt" ist inzwischen in „Meyers Volksbüchern" neu gedruckt worden. Ein intimer Bekannter Waldau's unter seinen Alters- und Dichtgenossen ist übrigens Rudolf v. Gottschall, der schon einmal, von mir 1892 bereits angezogene Erinnerungen veröffentlicht hat. Vgl. Petzet, Blüthezeit S. 392 f.

Zur Geschichte der Beachtung, welche die Kritik den für die Zeit ihres Hervortretens bedeutsamen Waldau'schen Werken schenkte, ist als Beispiel bemerkenswerth, daß Wolfgang Menzel i. s. Geschichte der deutschen Dichtung III (1859) S. 422 den Abschnitt „Die Epigonen" im Capitel „Die jüngste Dichtung" mit der Notiz abschließt: „(In demselben Stil, d. h. zufolge S. 421 in lyrisch-epischer Form und kurzen Versen, schrieb) Max Waldau (Spiller v. Hauenschild) seine ‚Cordula', eine Sage aus Graubünden", ohne die Romane zu erwähnen, während pädagogisch verwerthet mir Waldau nur in der ausgezeichneten Mustersammlung von Herm. Masius, Dtschs. Lesebuch f. höh. Unterrichtsanstalten, III. Theil, 3. Aufl., 1874, S. 108 mit dem Prosastückchen „Hochgewitter im Schwarzwald" begegnet ist; Masius bemerkt im litterargeschichtlichen Anhang S. 731 über den Dichter, der, „sich früh verzehrend", 1822—55 gelebt habe: „Ein geniales Uebermaß charakterisirt seine Com-

position und seinen Stil. Sein Roman ‚Nach der Natur‘, trotz aller Auswüchse, immer eine der bedeutendsten Productionen auf diesem Felde“. Nicht zu verwechseln ist H. mit seinem Zeitgenossen Alfred Waldau (der Jos. Jarosch hieß), Sammler und Verdeutscher czechischer Volksüberlieferungen seiner Heimath Böhmen (Wurzbach 52, 162). Ludwig Fränkel.

Hauer: Franz von H., geboren am 30. Januar 1822 in Wien, † ebendort am 22. März 1899, wurde schon als Knabe durch seinen Vater (s. A. D. B. XI, 45), der zwar ein höherer Beamter im Berg- und Münzwesen war, sich aber mit Vorliebe und nicht unbedeutendem Erfolge mit Versteinerungen beschäftigte, mit dem Gegenstande bekannt, dem er später sein langes Leben ausschließlich gewidmet hat. Nachdem er sich infolge dieser Anregung in Schemnitz zum Montanisten ausgebildet hatte, begann er 1843 als solcher seine Laufbahn, die jedoch durch seine Beziehungen zu W. Haidinger alsbald ihre besondere Richtung erhielt. Auf dessen Veranlassung ward er 1846 Assistent am montanistischen Museum in Wien, nachdem er dort schon 1844 Vorlesungen über Paläontologie zu halten begonnen hatte. In Haidinger hatte er nicht nur einen vorzüglichen Vorgesetzten, sondern auch einen wahrhaft väterlichen Freund, der seine Begabung schnell erkannt hatte und nicht eher ruhte, bis er ihm eine seiner Veranlagung entsprechende officielle Stellung verschafft hatte. Dies gelang zwar nicht sogleich, aber gleichwol wurde die Zeit von 1844 bis 1849 für H. eine Periode freudigen und erfolgreichen Schaffens. Es gelang ihm in den österreichischen Alpen das Silur, die Trias und das Neocom nachzuweisen, sowie das Eocän von den älteren Gosauschichten und dem jüngeren Miocän abzutrennen. Zugleich veröffentlichte er mehrere größere rein paläontologische Arbeiten, unter denen die Cephalopoden des Salzkammergutes 1846, die Cephalopoden des Muschelmarmors von Bleiberg in Kärnthen 1846, die Cephalopoden von Roßfeld 1847 und Neue Cephalopoden aus dem rothen Marmor von Aussee 1847 u. 49 als die wichtigsten zu nennen sind.

Die jugendliche Kraftfülle „des im strengsten Sinne unentbehrlichen“ Hauer war damit keineswegs erschöpft. Er betheiligte sich eifrig an der allgemeinen Hebung naturwissenschaftlicher Forschung, die damals in Oesterreich noch arg darniederlag, und von ihm ging die Anregung aus, welche 1845 zur Gründung des Vereines der „Freunde der Naturwissenschaften“ führte und womit allen ähnlich Strebenden endlich ein centraler Stützpunkt gegeben war. Bezeichnend für die Bedeutung, die der erst 26jährige schon damals hatte, ist es, daß er 1848 als correspondirendes Mitglied in die im Jahr vorher gegründete Akademie der Wissenschaften gewählt wurde. Aber noch immer fehlte es ihm an einer Stellung, in der er seine fast ausschließlich auf die stratigraphische Geologie und Paläontologie gerichtete Arbeitskraft frei entfalten konnte. Diese erhielt er endlich 1849, als er mit der Gründung der geologischen Reichsanstalt unter der Direction W. Haidinger's deren erster Geologe mit dem Titel Bergrath wurde. Hiermit begann für ihn ein neuer Lebensabschnitt, in welchem er seine bedeutendsten wissenschaftlichen Werke vollendete. Zwar folgten sich dieselben nicht mehr in so raschem Tempo aufeinander wie bisher, aber das lag daran, daß er „die rechte Hand des Directors“ war und eine Fülle von Verwaltungsarbeiten und praktischen Aufgaben zu bewältigen hatte. Hemmend wirkte anfangs auch der lange Kampf, den von 1853 bis 1861 das neu gegründete Institut mit der Akademie der Wissenschaften um seine Selbständigkeit zu führen hatte. Als diese endlich definitiv errungen war, wurde H. 1862 zum ordentlichen Mitglied der Akademie ernannt. Auch an der Weiterentwicklung des naturwissenschaftlichen Lebens in

Wien nahm er fortgesetzt regen Antheil. Er gehörte zu den Begründern der Geographischen Gesellschaft 1855, des Vereines zur Verbreitung naturwissenschaftlicher Kenntniß 1861 und des Oesterreichischen Alpenvereines 1862. Zahlreich sind seine Veröffentlichungen während dieser 17jährigen Periode, von denen vielleicht als die bedeutendsten gelten dürfen: „Ueber die von Bergrath Fuchs in den Venetianer Alpen gesammelten Fossilien“ 1850; „Ueber die Gliederung der Trias-, Lias- und Juragebilde in den nordöstlichen Alpen“ 1853; „Beiträge zur Kenntniß der Heterophyllen der österr. Alpen und Beiträge zur Kenntniß der Capricornier der österr. Alpen“ 1854; „Ueber die Cephalopoden aus dem Lias der nordöstlichen Alpen“ 1856; „Ein geologischer Durchschnitt durch die Alpen von Passau bis Duino“ 1857; „Ein Beitrag zur Kenntniß der Fauna der Raibler Schichten“ 1857; „Erläuterungen zu einer geologischen Uebersichtskarte der Schichtgebilde der Lombardei“ 1858; „Nachträge zur Kenntniß der Cephalopoden-Faunen der Hallstätter Schichten“ 1860; „Ueber die Petrefacten der Kreideformation des Bakonyer Waldes“ 1861; „Geologie Siebenbürgens“ 1863 (gemeinsam mit Stache); „Die Cephalopoden der unteren Trias der Alpen“ 1865; „Choristoceras, eine neue Cephalopoden-Sippe aus den Koessener Schichten“ 1865 und „Neue Cephalopoden aus den Gosaugebilden der Alpen“ 1866.

Als 1867 Haidinger von der Direction der Reichsanstalt zurücktrat, wurde H. sein Nachfolger, und diese neue Periode dauerte für ihn 19 Jahre. Für die Anstalt bedeutete sie eine Zeit höchster Blüthe und erfolgreicher Entfaltung, für H. einen Zuwachs an organisatorischer Arbeit, die der Unermüdliche zwar voll Freude bewältigte, die ihm aber doch in der Inangriffnahme eigner größerer wissenschaftlicher Werke eine wesentliche Beschränkung auferlegte. Gleichwol hat er durch die Herausgabe der geologischen Uebersichtskarte der österreichischen Monarchie, in 12 Blättern (1867—71) und durch „Die Geologie und ihre Ausdehnung auf die Kenntniß der Bodenbeschaffenheit der österr.-ungar. Monarchie“ 1875, II. Aufl. 1878, zwei monumentale Werke geschaffen, die mit derselben Gründlichkeit und Uebersichtlichkeit damals kein Anderer wie er hätte zu Wege bringen können. Der didaktische Zweck war vollkommen erreicht und wir können daraus den Erfolg errathen, den H. gehabt hätte, wenn Haidinger's Plan im J. 1849 in Erfüllung gegangen und H. als Professor in die akademische Laufbahn gekommen wäre. Seinen Beruf hat er freilich auch so nicht verfehlt.

Mit 64 Jahren trat er von der Direction der Reichsanstalt zurück, aber nicht schon in den wohlverdienten Ruhestand. Dazu war der lebhafte Mann noch zu thatenkräftig, und als Leiter des naturhistorischen Hofmuseums hat er nochmals seine organisatorische Begabung während zehn Jahren bethätigt. Seine alte Liebe zu den Trias-Cephalopoden, die ihn schon 1846 beschäftigten, erwachte von neuem, und so hat er 1887 die Cephalopoden des bosnischen Muschelkalkes, 1892 und 1896 die Cephalopoden aus der Trias von Bosnien bearbeitet.

Man kann das wissenschaftliche Leben und Wirken Hauer's nicht verstehen ohne Kenntniß seines jüngeren Zwillingsbruders. Das glückliche Oesterreich hatte den Vorzug, zum Beginne des vorigen Jahrhunderts ein Doppelgestirn am geologischen Horizont aufgehen zu sehen. Das eine ist nun nach 77jährigem Leuchten untergegangen, das andere, welches neun Jahre später aufgegangen war, leuchtet noch immer mit unverminderter Kraft. Freundlich zogen beide Sterne nebeneinander her ohne sich gegenseitig zu verdunkeln, und jeder der Beiden hat auf seine Art zur Aufhellung der Geologie beigetragen. Erst in späterer Zeit hat sich ein gewisser Gegensatz herausgebildet, aber er bezog sich

nicht sowol auf diese beiden führenden Geister als vielmehr auf ihr Gefolge — die Schule Sueß und die Partei Hauer. Wenn auch das Ringen dieser Gegensätze um den Vorrang der Entwicklung der geologischen Wissenschaft mancherlei Vortheile gebracht hat, so berührt es doch nicht so sympathisch als das freundschaftliche Nebeneinanderhergehen der beiden Führer während mehr als einem halben Jahrhundert. Beider Naturen waren verschieden veranlagt und bebauten auch verschiedene Arbeitsfelder. In der Paläontologie wurden hier die Cephalopoden dort die Brachiopoden bevorzugt, hier förderte man die Stratigraphie dort die Tektonik, hier fanden praktische, dort speculative Fragen das meiste Gehör, Hauer's größte Freude lag in der Feststellung neuer Beobachtungsthatsachen, während Sueß höchste Befriedigung in weitausschauenden Hypothesen und Ideen fand. So konnten beide friedliebende Naturen nebeneinander herschreiten ohne sich zu stören und ergänzten und unterstützten sich dabei sogar gegenseitig. Für die Gefolgschaft Beider traf dies natürlich nicht in gleicher Weise zu, und nachdem H. die Direction der Reichsanstalt niedergelegt hatte, schien es sogar eine Zeitlang als ob hier unversöhnliche Gegensätze beständen. In der Erinnerung jüngerer Geologen wird gleichwol Hauer's Bild als das eines ehrwürdigen Greises fortleben, der seine Liebe zur Wissenschaft auch Anderen zu gute kommen ließ und ihnen damit den Muth zu persönlichem Anschluß gab. Die Neigung des Greisenalters, sich abzuschließen und neuen Strömungen unzugänglich zu werden, hat er verstanden zu überwinden und so ist er inmitten der nachwachsenden Generation jung geblieben. Was er in seiner Jugend mit Feuereifer angestrebt hatte, die Entwicklung der Pflege der Naturwissenschaften, das sah er während seines langen Lebens glänzend in Erfüllung gehen, und so konnte er schließlich mit innerster Befriedigung sich im Schatten der Bäume zur Ruhe legen, die er selbst gepflanzt und gehegt hatte.

Nähere Angaben findet man besonders in: Franz von Hauer, sein Lebensgang und seine wissenschaftliche Thätigkeit, von E. Tietze (Jahrbuch d. geologischen Reichsanstalt, Bd. 49, 1899). A. Rothpletz.

Hauer: Georg H. aus Schwanenkirchen bei Deggendorf, Geschichtschreiber. Geburts- und Todesjahr sind unbekannt. H. trat wahrscheinlich im Jahre 1458 in das Benedictinerkloster Niederaltaich ein. Am Tage der officiellen Eröffnung der Universität Ingolstadt (26. Juni 1472) erfolgte seine Immatriculation in die Artistenfacultät derselben. Ueber die Richtung, in der sich seine Studien bewegten, und über die Dauer seines Ingolstädter Aufenthaltes ist leider nichts überliefert. Man darf allenfalls vermuthen, daß er zu den Schülern des bekannten Humanisten Samuel Karoch von Lichtenberg gehörte, der von 1472 an einige Jahre in Ingolstadt lehrte. Im Jahre 1478 und noch 1481 erscheint H. als Prior von Niederaltaich. Auf diese Würde verzichtete er jedoch aus nicht näher angegebenen Gründen schon bald nach 1481. Er trat in das Nürnberger Egidienkloster über. Auch hier rückte er sehr bald zum Prior auf. In dieser Stellung wurde er wiederholt zur Visitation und Reformation von Benedictinerklöstern zugezogen und mit Sendungen an weltliche und geistliche Fürstenhöfe in Sachen seines Ordens und Klosters betraut. Sein Nürnberger Aufenthalt währte nur wenige Jahre. Am 11. Februar 1485 wählten ihn nämlich Vertreter des Bischofs von Passau und Prior und Convent von Niederaltaich zum Administrator dieses Klosters. Er trug anfänglich Bedenken, die Wahl anzunehmen, da er fürchtete, es könnten ihm einmal aus Angebereien unzufriedener Mönche Unannehmlichkeiten mit seinen Oberen erwachsen. Schließlich willigte er aber doch ein, nachdem zwischen dem Bischof von Passau, dem altersschwachen Abt Friedrich, dem

Prior und Convent und ihm selbst ein Abkommen dahin getroffen worden war, daß ihm der Abt die ganze Verwaltung des Klosters übergeben und sich lediglich seinen Titel und seine Würde vorbehalten sollte. Darauf erfolgte am 12. März der Verzicht des Abtes und gleichzeitig Hauer's Bestätigung als Administrator durch den Bischof. Mit der neuen Würde fiel H. auch die Vertretung seines Klosters in der Landshuter Landschaft zu. Er erhielt hier Gelegenheit, sich im December 1489 und im Januar 1490 an dem allerdings erfolglosen Vermittlungsversuch der Landschaft zwischen Herzog Albrecht IV. von München und dem Löwenbunde zu betheiligen, indem er mit dem Ritter Hans von Aichberg als Gesandter der Landschaft nach München und von da zu Vertretern des Löwenbundes nach Regensburg ging. Im Spätsommer des letztgenannten Jahres trat ein, was H. schon bei der Uebernahme der Administration geahnt hatte: Einige Mitglieder des Klosters beschwerten sich über ihn beim Bischof von Passau. Die Folge war, daß er am 21. September 1490 des Amtes entsetzt und verhaftet wurde. Man warf ihm unter anderm finanzielle Mißwirthschaft vor und schob ihm die Absicht unter, das Kloster der Jurisdiction des Bischofs zu entziehen, Beschuldigungen, über deren Berechtigung oder Nichtberechtigung aus den überlieferten Acten kein sicherer Aufschluß zu gewinnen ist. Die Untersuchung zog sich Monate lang hin, während deren H. natürlich in Haft blieb. Seine Enthaftung erfolgte anscheinend erst im Frühjahr 1491, jedenfalls aber erst nachdem der am 14. Januar 1491 verstorbene Abt Friedrich Ende Februar in dem Abt Johann III. einen Nachfolger erhalten hatte. Von Hauer's weiteren Schicksalen wissen wir nur, daß er im Auftrage Abt Johann's im Mai 1491 nach Bamberg reiste und dort als Procurator des Abtes am 19. Mai die Investitur empfing. Für die Folgezeit fehlt es an Nachrichten.

Das Werk, dem H. seinen freilich ziemlich untergeordneten Platz unter den bairischen Geschichtschreibern verdankt, führt den Titel „Gesta illustrium ducum Bavariae“. Den Anlaß zu ihrer Abfassung gab ein Brief Herzog Georg's des Reichen von Landshut an den Abt Friedrich vom 21. October 1478. Der Herzog bat darin, ihm die in Niederaltaich vorhandenen Nachrichten über den Stifter des Klosters, die bairischen Herzöge und besonders die Kaiser Heinrich II. und Konrad II. in lateinischer Sprache mitzutheilen. H. machte sich sofort an die Arbeit und vollendete das Werk noch im Laufe des Jahres 1479. Das dem Herzog übersandte Exemplar ist vielleicht identisch mit dem Clm. 1214 der Münchener Hof- und Staatsbibliothek. H. selbst bemerkt am Schluß der Vorrede, daß er die bairische Geschichte von Karl dem Großen, den er der damals gäng und geben Ansicht folgend für den Stammvater der Baiernherzöge hält, bis auf Friedrich III. schreiben wolle. Dem entspricht scheinbar, daß der Text der Münchener Handschrift mit der Kaiserkrönung Karl's beginnt. Aber die Handschrift ist unvollständig; es fehlt ihr ein kleiner zwischen die Vorrede bezw. die dieser unmittelbar folgende erste Hälfte des Registers und den Text fallender Theil. Deshalb läßt sich der Zeitpunkt, mit dem die Erzählung einsetzte, nicht sicher bestimmen. Doch spricht manches dafür, daß H. einleitend noch vor die Zeit Karl's, vielleicht bis auf die Constantin's d. Gr. zurückgriff. Seine Hauptquellen waren das Speculum historiale des Vincenz von Beauvais und das Chronicon de ducibus Bavariae des Andreas von Regensburg. Daneben benutzte er die dem Ekkehard von Aura zugeschriebene Weltchronik, die großen Lorscher Annalen, die Legenda aurea des Jacobus a Voragine, die Passio S. Quirini, die jüngere Vita Cunegundis, Otto von Freising und einige andere Quellen, alle mit wenig Sinn für Kritik. Eigene Nachrichten hat er so gut wie gar nicht.

Darum beruht auch der Werth der Gesta als Geschichtsquelle einzig und allein auf den hier und da eingestreuten und zum Theil nur hier überlieferten Actenstücken: Niederaltaicher Urkunden, Briefen über die Eroberung von Negroponte durch die Türken, Reden des Königs Ladislaus Postumus und des Johann von Rabenstein und einem Briefe des bekannten bairischen Staatsmannes Martin Mair an die Ingolstädter Professoren. Hinter den Nachrichten über die Kaiserkrönung Karl's d. Gr. ist ein umfangreicher, mit vielen Citaten aus Valerius Maximus, Seneca, Cicero, Augustin und anderen kirchlichen und profanen Schriftstellern verbrämter Fürstenspiegel eingeschoben, der uns H. auch von der Seite des Philosophen kennen lehrt. H. behandelt hier in 21 Capiteln bald mehr bald weniger breit die vier Arten der Thronbesteigung, die Vorzüge der Erb- vor der Wahlmonarchie, das Verhältniß der Fürsten zur Kirche, ihre Pflichten in Krieg und Frieden, die ihrer Rathgeber und die Einrichtung des Staatswesens. Die Abhandlung ist zum größeren Theile sein geistiges Eigenthum; der kleinere Theil ist der Schrift des Aegidius Romanus „De regimine principum“ entlehnt.

Theile der Gesta sind gedruckt im Historisch-literarischen Magazin für Pfalz-Baiern und angränzende Gegenden, herausg. von Finauer, Bd. 1 (München 1782), S. 23—49, und bei Waltzer. — Riezler, Geschichte Baierns 3, 894—895. — Waltzer, Georg Hauer von Niederaltaich, ein bayerischer Chronist d. 15. Jahrh. (Archival. Zeitschr., N. F. 10, 184—310).

H. Herre.

Hauff: Karl Georg Friedrich Gustav H., Litterarhistoriker, wurde am 23. April 1821 zu Auenstein in Württemberg geboren, studirte protestantische Theologie als Angehöriger des Tübinger Stifts und wurde 1858 Pfarrer in Langenbeutingen OA. Oehringen, 1870 in Ohmden OA. Kirchheim, 1880 in Beimbach OA. Gerabronn, wo er am 10. September 1890 gestorben ist. Er ist, wie manche württembergische Pfarrer gerade seiner Generation, litterarisch in ausgedehntem Maße thätig gewesen und hat sich besonders mit solchen Gegenständen der schönen Litteratur beschäftigt, welche ihm durch philosophischen Gehalt oder theologisches Interesse nahe gerückt wurden. Mit eigenen Werken ist er nur selten und erst in seiner späteren Zeit hervorgetreten. Zuerst mit einem „Liederstrauß“, Stuttg. 1861, dessen Inhalt er selbst mit den Worten „Vaterland, Religion und Wein und Lieder und Liebe“ nicht übel charakterisirt hat; mehr Humor und Satire als eigentliche Lyrik, bezeichnend namentlich der politische Gehalt mancher Gedichte mit der damals in Hauff's Heimath noch seltenen Tendenz nach Preußen, der er auch noch später als Publicist öfters Ausdruck gegeben hat. Wissenschaftliche Werke erst späterhin: „Schillerstudien“, Stuttgart (nachher Berlin) 1880; „C. F. D. Schubart in seinem Leben und in seinen Werken“, Stuttg. 1885; erst nach seinem Tod erschien, als 117. Heft der „Sammlung gemeinverst. wissenschaftl. Vorträge“, 1891 „Shakespeare's Hamlet“. Außerdem hat H. 1886 die zweite Auflage des verdienstlichen „Deutschen Antibarbarus“ seines schwäbischen Landsmannes K. G. Keller besorgt. Schon früher und in größerem Maße hat H. sich in Zeitschriften vernehmen lassen: von 1853 bis 1889 in Herrig's Archiv für das Studium der neueren Sprachen, 1853 bis 1867 in Prutz' Deutschem Museum, gelegentlich auch in dem württembergischen Korrespondenzblatt für Gelehrten- und Realschulen; in den Blättern für litterarische Unterhaltung, in Cotta's Morgenblatt und im Schwäbischen Merkur. Die Gegenstände dieser seiner Aufsätze sind mannichfaltig. Besonders gerne handeln sie, mitunter apologetisch, von Schiller und Goethe, auch von Shakespeare mehrmals; der Verfasser zeigt eine bedeutende Belesenheit und ein sehr selbständiges Ur-

theil. In seinen späteren und spätesten Jahren hat sich H. besonders gern mit Lexikalischem befaßt und namentlich das Grimmische Wörterbuch einer öfters zu weit gehenden, aber doch nicht ungerechtfertigten Kritik unterzogen, wobei er gerne die seither abgestellte Klage erhoben hat, wie wenig manche neueren Autoren, besonders Hölderlin, zu ihrem Rechte gekommen wären. Er hat für Sanders Beiträge geliefert, aus dessen Bibliothek Fock's Lagerverzeichniß 163 ein Manuscript von ihm „Nachträge zum Wörterbuch der deutschen Sprache“ verzeichnet. Hauff's Arbeiten sind stets anregend, geistreich, aber auch mitunter barock und zu voll von Polemik. Er kam zu spät dazu, seinen Geist und sein Wissen für größere Werke zusammenzunehmen, und ist daher auch in diesen sehr desultorisch. Künstlerisches Maß der Darstellung mangelt ihm. Aber an seinen Schillerstudien (besonders zu Schiller's Gedichten) und an seinem Schubart (den er namentlich als Politiker zuerst gewürdigt, aber eben in dieser Beziehung auch gewiß überschätzt hat) darf derjenige nicht vorübergehen, der diese beiden Dichter ernsthaft studiren will.

Hermann Fischer.

Haun: Johann Ernst Christian H., Stiftsprediger, Seminardirector und Landschuleninspector im Herzogthum Gotha, geboren am 21. Juni 1748 zu Gräfentonna, † am 22. März 1801. Seine Eltern waren der Diakonus Joh. Ernst H. zu Gräfentonna und dessen Gattin, Christine Susanne, zweite Tochter des Raths und Kämmerers Nik. Augustinus Baumann in Gotha. Im Alter von 2 Jahren, am 2. Juli 1750, verlor H. seine Mutter und im J. 1752 siedelte er mit seinem Vater nach Siebleben bei Gotha über, wo dieser als Pfarrer angestellt wurde. Nach Absolvirung des Gothaer Gymnasiums studirte er Theologie, war eine Zeit lang Hauslehrer in Toddin in Mecklenburg und wurde 1777 Stifts- und Waisenhausprediger in Gotha. Außer seiner Amtsthätigkeit beschäftigte er sich auch mit pädagogischen Fragen, speciell mit den Ansichten der Philanthropen und eine seiner Abhandlungen „Ueber Erziehung der Waisenkinder“ wurde von der Hamburgischen Gesellschaft zur Beförderung der Künste und nützlichen Gewerbe mit einem Preise gekrönt. Dadurch wurde das herzogliche Consistorium auf ihn besonders aufmerksam und infolgedessen ward ihm am 27. October 1779 neben seiner bisherigen Stellung auch die eines ersten Lehrers und Directors an dem eben in der Gründung begriffenen Schullehrerseminare übertragen. Am 3. Januar 1780 trat er in aller Stille sein neues Amt an. Seine Schüler, zwölf an der Zahl, waren meist ältere, zum Theil verheirathete Leute und als Bediente in Gotha in Stellung. Sie erhielten wöchentlich 4 Stunden Unterricht, welcher sich anfangs nur auf Bibel- und Katechismuserklärung und Einführung in den Schulmethodus Ernst's des Frommen und die „Grundsätze der Anweisung künftiger Lehrmeister in deutschen Schulen“, Hannover 1771, erstreckte. H. erhielt für diesen Unterricht ein jährliches Honorar von 60 Thalern, mußte davon aber auch die Heizung des Schullocals, die Erhaltung des Schulinventars und die Beschaffung der Lehrmittel bestreiten. Er war voll Begeisterung für das aufgetragene Amt, besonnen, voll Selbstverleugnung und Selbstaufopferung, pietätvoll gegen das bewährte Alte und bestrebt, mit aller Energie seine Anstalt zu bessern und zu vervollkommnen. Als am 7. März 1783 eine Visitation des Seminars stattfand, drückten ihm die Visitatoren: Geheimer Rath Freiherr v. Ziegesar und Generalsuperintendent Stölzel, ihre „völlige Zufriedenheit“ und „ganzen Beifall“ aus und forderten H. zu Vorschlägen über Erweiterung und Vervollkommnung der Anstalt auf. Dieser verlangte Erhöhung der Zahl der Schüler auf 18, Anstellung eines besonderen Schreibmeisters und Einrichtung einer Uebungsschule. Der Herzog und die

Regierung billigten seine Ideen und unterstützten die Ausführung derselben so, daß Johanni 1784 die Uebungsschule eröffnet werden konnte. Auch wurden ein Rechen-, ein Schreib- und ein Musikmeister angestellt, die wöchentlich je 3 Stunden unterrichteten und dafür eine jährliche Besoldung von 30 Thlrn. bezogen. Haun's Verdienste wurden durch Erhöhung seines Gehaltes auf 260 Thaler und die Verleihung des Titels „Methodenmeister“ anerkannt. Den weitreichendsten Einfluß auf die Bildung der Volksschullehrer und auf eine bessere Gestaltung des Volksschulwesens gewann H. jedoch als Landschuleninspector. Dieses Amt, die Inspection sämmtlicher Dorfschulen, ward ihm mit dem Rang eines Ephorus am 28. März 1783 übertragen. Als Besoldung hierfür wurden ihm 85 Thaler zur Haltung eines Reitpferdes gewährt und außerdem mußte ihm jede Gemeinde für eine Visitation ihrer Schule 16 Groschen Zehrungskosten zahlen. Gerade aber die Stellung als Landschuleninspector wurde für H. eine unerschöpfliche Quelle von Aerger und Anfeindungen. Da er dem Schlendrian vieler fauler Lehrer ein Ende machte, ward er von diesen gehaßt. Die Geistlichen, welche sich durch ihn in ihrer Ehre als Localschulinspectoren gekränkt fühlten, hetzten die Lehrer gegen ihn auf und wurden nicht müde, sich über ihn bei der Regierung zu beschweren. Der Adel aber sah in ihm einen Neuerer, den man bekämpfen müsse, da er nicht mehr dulden wollte, daß die Patronatstellen mit alten dienstunfähigen Bedienten ohne jede Vorbildung besetzt würden. H. ließ sich jedoch in seinem Eifer und in seiner treuen Pflichterfüllung nicht irre machen. Das Seminar blühte auf und stiftete so viel Segen, daß der Generalsuperintendent Koppe, als er 1788 nach Hannover berufen wurde, dort sofort eine ähnliche Anstalt ins Leben rief. Das Volksschulwesen des Herzogthums Gotha gelangte allmählich zu immer höherer Blüthe und H. ging aus allen Kämpfen als Sieger hervor, — aber er mußte den Sieg mit dem Leben bezahlen. Infolge übergroßer Anstrengung traf ihn eine schwere Krankheit, welcher er — erst 53 Jahre alt — erlag. Mit Recht konnte er kurz vor seinem Ende von sich sagen: „Ich habe mehr Arbeit und Verdruß gehabt, als einer meiner Nachfolger je haben kann“, und Oberconsistorialpräsident Gelbke stellte ihm nach seinem Tode das Zeugniß aus: „Haun ist gefallen als ein Opfer seines Eifers und seiner Anstrengungen“.

Kurz vor seinem Tode, am 24. Februar 1801, hatte H. auch das Buch vollendet, in dem seine pädagogischen Ansichten, Wünsche und Forderungen niedergelegt waren. Es führte den Titel: „Allgemeiner Schulmethodus oder praktische Anweisung für Aufseher und Lehrer niederer Schulen jeder Art, wie auch für Privatlehrer, zur leichteren und nützlicheren Führung ihres Amtes nach den mancherley Verrichtungen desselben, in Verbindung mit genau darstellenden Tabellen“, Erfurt 1801. Die Vollendung des Druckes erlebte er nicht. Im „Schulrath an der Oder“ wurde Haun's Buch später mit Unrecht einer sehr herben Kritik unterzogen und leider fand sich für dasselbe kein Vertheidiger mehr.

Vermählt war H. seit dem 6. November 1783 mit der Tochter des Landkammerraths Möller, Dorothea Sophia Wilhelmine. Aus dieser Ehe gingen sechs Kinder, zwei Söhne und vier Töchter, hervor, von denen jedoch die zwei Söhne und eine Tochter noch vor, eine Tochter kurze Zeit nach dem Vater starben.

Vgl. Dr. K. Kehr, II. Jahresbericht über d. Lehrerseminar zu Gotha. 1868. — A. Zeyß, Geschichte des Lehrerbildungswesens im Herzogthum Gotha. 1880. — G. Reinhardt, Geschichte d. Marktes Gräfentonna. Langensalza 1892, S. 351. — A. Beck, Ernst II., Herzog zu Gotha und Altenburg. Gotha 1854, S. 124.

M. Berbig.

Haupt: Friedrich H., hessischer Theologe. Einer aus Thüringen eingewanderten Familie entstammend, wurde H. am 3. October 1805 in König im hessischen Odenwald geboren. An der Universität Gießen, wo er der Burschenschaft beitrat, studirte er Theologie und war nach bestandenem Examen zunächst an der Weitershausen'schen Erziehungsanstalt in Darmstadt, von 1826—1830 an dem Progymnasium in Michelstadt als Lehrer thätig. Im J. 1830 folgte er einer Berufung als Vicar nach Queck bei Schlitz, 1832 einer solchen als Rector der Knabenschule zu Schlitz und zugleich als Pfarrer zu Frau-Rombach. Das Jahr 1835 führte ihn nach der Schweiz, wo er sich auf längere Zeit ganz dem Lehrberufe zuwandte. Nach kurzer Thätigkeit an der Secundarschule zu Andelfingen im Kanton Zürich (1835—36) und an der Kantonsschule zu Aarau (1836—37) wurde er 1837 als erster Lehrer und Stellvertreter des Directors an das Lehrerseminar des Kantons Zürich in Küßnacht berufen, 1840 als Oberlehrer der deutschen Sprache an die Kantonsschule zu Zürich. Von seiner rückhaltlosen Hingabe an den Lehrberuf, aber auch von Haupt's außergewöhnlicher didaktischer Begabung legen zahlreiche in Zürich verfaßte pädagogische Abhandlungen und Schriften Zeugniß ab. Wir nennen von ihnen die „Mustersammlung der Beredsamkeit" (Aarau 1848), die „Weltgeschichte, nach Pestalozzi's Elementargrundsätzen und von christlicher Lebensanschauung aus bearbeitet" (1. Aufl. Hildburghausen 1840; 2. Aufl. 1841), ferner die als „Elementarwerk für das Volk und seine Schule" bezeichnete kürzer gefaßte „Weltgeschichte" (Abthlg. 1 und 2, Zürich 1843) und deren Anhang: „Grundzüge der Staatsverfassungen der Schweiz, oder des Schweizerbürgers Rechte und Pflichten" (Zürich 1843), die „Bibelkunde" (Heft 1, Zürich 1839), endlich die von H. verfaßten Anthologieen „Deutsche Sprache und Literatur, christlichen Schulen und Familien gewidmet" (Theil 1, Deutsche Poesie, Zürich 1860; 2. Aufl. 1865; Theil 2, Deutsche Prosa, 1841; 2. Aufl. 1865).

Im Frühjahr 1845 zog es ihn wieder in die Heimath und den geistlichen Beruf zurück. Elf Jahre lang bekleidete er das Pfarramt in dem Odenwalddörfchen Rimhorn, von 1856—1878 war er Pfarrer in dem nahe bei Bensheim gelegenen Gronau. Eifrig widmete er sich den Aufgaben seines neuen Amtes, fand dabei aber noch Muße, um eine ausführliche Geschichte seines Pfarrdorfes Rimhorn zu bearbeiten, aus der vor kurzem von J. Moser ein den Volksaberglauben des Odenwalds behandelnder Abschnitt veröffentlicht worden ist (Zeitschrift f. Kulturgeschichte Bd. IV, 1897, S. 213 ff.). Der Armuth des Dörfchens wußte er erfolgreich durch Errichtung einer Flecht- und Strickschule zu steuern. Für Haupt's innere Entwicklung wurde es entscheidend, daß er sogleich bei seiner Rückkehr nach der Heimath dem damals noch sehr kleinen Kreise von hessischen Geistlichen sich anschloß, in welchem der Gegensatz gegen den Rationalismus des herrschenden kirchlichen Systems sich aufs schärfste ausprägte, und von dem die bis auf die Gegenwart wirksam gebliebene „kirchliche Erweckung" in Hessen ausgegangen ist. In diesem Kreise, dessen Mittelpunkt die Conferenzen auf dem Sandhofe bei Frankfurt waren, und der sich später zu dem „Evangelisch-kirchlichen Verein des Großherzogthums Hessen" erweiterte, nahm H. bald eine führende Stelle ein. Seinen ersten litterarischen Vorstoß gegen den Rationalismus und gegen die mit ihm enge verbundene officielle hessische Kirchenpolitik unternahm er mit seinen zwei Streitschriften „Theses Ruppianae" (Frankf. a. M. 1846) und „Herr Rupp im hessischen Odenwald" (Frankf. a. M. 1847), die die Ausschließung des freigeistigen Königsberger Divisionspfarrers Rupp aus dem Gustav-Adolf-Verein forderten und zugleich auf das entschiedenste für die rechtliche Gültigkeit

der Symbole in der Kirche eintraten. Als dann im März des Sturmjahres 1848 eine hessische Kirchenversammlung unter Professor Credner's Vorsitz zu Darmstadt zusammentrat und über die Einführung einer an das kirchliche Bekenntniß nicht gebundenen demokratischen Synodalverfassung verhandelte, trat H. als Redner der positiv-kirchlichen Partei diesem Antrage aufs schärfste, allerdings erfolglos, entgegen. Auch die von der streng kirchlichen Partei im Herbst 1848 eingereichte Rechtsverwahrung gegen den Entwurf einer bekenntnißlosen Unionsverfassung hatte H. zum Verfasser. Von weittragender Bedeutung auch für die außerhessische kirchliche Entwicklung sollte der zuerst von H. gefaßte und der Sandhofsconferenz vorgetragene Plan einer Zusammenfassung aller auf dem Boden des Bekenntnisses stehenden Glieder der deutschen Landeskirchen werden. Er führte zur Berufung des ersten deutschen evangelischen Kirchentags in Wittenberg im September 1848, der zwar die beabsichtigte kirchliche Einigung nicht erreichte, aber infolge des Auftretens J. H. Wichern's zum Ausgangspunkt einer ungemein raschen Verbreitung der Gedanken und Bestrebungen der innern Mission wurde, die nun wieder in H. einen ihrer eifrigsten Vorkämpfer fanden. Die Stürme des Jahres 1849 hatten inzwischen H. auch zu politischer Bethätigung gedrängt. Anfänglich allein, dann in Gemeinschaft mit Eichhorn und Schiller gab er den „Deutschen Volksfreund" (Jahrg. 1849, 52 Nrn.) heraus, welcher den conservativen und positiv kirchlichen Standpunkt in der denkbar schroffsten Weise vertrat. Einer friedlicheren Thätigkeit finden wir H. in den folgenden Jahren zugewandt. Im J. 1850 erschien die erste Auflage seiner „Evangelischen Kirchenlieder nach alter Lesart und Singweise", eine später in vielen Auflagen verbreitete Sammlung, die für die Wiederherstellung und Wiedereinbürgerung der fast verschollenen alten Texte, für das Verständniß des rhythmischen Chorgesanges und für die liturgische Gestaltung der Gottesdienste bedeutungsvoll geworden ist. Im J. 1852 folgte seine Ausgabe von Luther's kleinem Katechismus nebst Spruchbuch, die es gleichfalls zu zahlreichen Ausgaben brachte und auch in nordamerikanischen Gemeinden Verbreitung fand. In seinem „Evangelischen Seniorenbüchlein" (Darmst. 1851) trat er energisch für die Ausübung einer rigorosen Kirchenzucht seitens der Kirchenältesten ein. Auch ein „Lesebuch für die deutsche Volksschule" (1. Aufl. 1853, 2. Aufl. Darmst. 1863) ließ er im Auftrag des Evangelisch-kirchlichen Vereins erscheinen.

An den im Großherzogthum Hessen seit dem Jahre 1869 mit neuer Heftigkeit entbrennenden kirchlichen Verfassungskämpfen sehen wir H. wieder den feurigsten Antheil nehmen. Die von der bekenntnißtreuen Geistlichkeit erhobenen Proteste gegen die von freisinniger Seite beantragte Synodalverfassung hatten großentheils H. zum Verfasser; mit drei anderen Gesinnungsgenossen zusammen hat er ferner den „Verfassungsentwurf der evangelisch-lutherischen Kirche im Großherzogthum Hessen in ihrer conföderativen Verbindung mit der unirten und reformirten Bekenntnißkirche daselbst" (Frankf. 1869) ausgearbeitet. Aber auch in einer Anzahl von Flugschriften hat er zum hessischen Verfassungskampf das Wort ergriffen („Pro und contra über unser lutherisches Verfassungspanier", Frankf. 1870; „Gedanken über die gegenwärtige Verfassungskrisis unserer lutherischen Kirche", Frankf. 1872; „Offener Brief an das Gesammtministerium des Großherzogth. Hessen, ein Synodalbedenken", Frankf. 1873), am streitbarsten aber in der Schrift über die „Grundstürzenden Irrthümer unserer Zeit in Bezug auf die Kirche und ihre Verfassung" (1. Aufl. Frankf. 1870; 2. Aufl. 1872). Auch mit dem Mainzer Bischof v. Ketteler, der Haupt's Katechismus angegriffen, hat er damals eine Fehde ausgefochten (Hessisches Kirchenblatt Jahrg. 15, 1868, Nr. 18—20).

Mit Haupt's publicistischer Thätigkeit waren eifrige historische Studien über die kirchliche Verfassungsentwicklung Hand in Hand gegangen. Mehr und mehr bestärkten ihn diese Studien in der schon in zwei Jugendaufsätzen („Dr. M. Luther's Ansichten über Kirchenregiment" und „Die schottische Nationalkirche", in der Quartalschrift „Die christliche Kirche in der Idee", Jahrg. 1835) vertretenen Auffassung von den Schäden des damaligen Staatskirchenthums und der Nothwendigkeit einer Selbständigmachung der Kirche unter geistlichem Regimente durch Wiederherstellung des Episcopats. Sein historisches Werk „Der Episcopat der deutschen Reformation" (Heft 1 und 2, Erlangen u. Frankf. 1863—1866) sollte den Nachweis führen, daß die Reformatoren an keine andere Verfassung als an die bischöfliche gedacht hätten. Neben sehr entschiedener Gegnerschaft hat Haupt's These damals doch auch in weiten Kreisen theils bedingte, theils rückhaltlose Zustimmung gefunden. Nach der politischen Einigung Deutschlands unter preußischer Führung, für die er bereits 1867 in der Flugschrift „Der norddeutsche Bund und Süddeutschland" (2. Aufl. Berlin 1868) eingetreten war, hielt er die Zeit für die Verwirklichung seines Verfassungsideals für gekommen. In einer umfangreichen Denkschrift, einem „Offenen Brief an Se. Majestät den deutschen Kaiser Wilhelm I. und an die sämmtlichen Königlichen Majestäten und Fürstlichen Hoheiten des deutschen Reichs als Summepiscopi der deutschen evangelischen Kirche" (Frankf. a. M. 1871, auch abgedruckt in der 2. Aufl. der „Grundstürzenden Irrthümer unserer Zeit"), beantragte H. die Aufhebung des landesherrlichen Summepiscopats und die Wiederherstellung der „nach dem Evangelium geläuterten bischöflichen Verfassung, temperirt und gekräftigt durch Synoden und Presbyterien, unter Herstellung der bekenntnißmäßigen Organisation der Gemeinde". Der Appell blieb erfolglos, erfuhr aber in einer Streitschrift aus altlutherischem Lager „Wider Dr. Haupt" (Berlin 1871) heftigen Widerspruch. Trotzdem blieb H. seinem mit feuriger Begeisterung ergriffenen Verfassungsideale bis zu seinem Lebensende treu, wie unter anderem seine Aufsätze über „die amerikanische Episkopalkirche" (Volksblatt f. Stadt u. Land, hsg. v. Nathusius, Jahrg. 33, 1876, Nr. 6—15) und die Artikel des damals Fünfundachtzigjährigen über „die bischöfliche Frage und Kirche deutscher Reformation" (in Stöcker's Deutscher evangel. Kirchenzeitung, Jahrg. 4, 1890, Nr. 19 und 21) bekunden. Im J. 1878 trat H. in den Ruhestand und siedelte nach Gießen über, um seine Muße fortan vorwiegend liturgischen und kirchenmusikalischen Studien und Bestrebungen zu widmen. Sein liturgisches Reformprogramm, bei dessen Aufstellung er stark von anglikanischen Vorbildern beeinflußt war, legte er in der Schrift „Zur Reform des Deutsch-evangelischen Kirchengesangs" (Wiesbaden 1878) nieder. Durch sie, wie durch die von ihm 1884 begründete liturgisch-musikalische Conferenz hat H. nochmals bedeutsamen Antheil an der auf die Reform der Liturgie und des Kirchengesangs gerichteten Bewegung genommen. Im J. 1885 von der theologischen Facultät zu Gießen zum Ehrendoctor ernannt, arbeitete H. bis in seine letzten Tage in unverminderter geistiger Frische an einer bisher ungedruckt gebliebenen Darstellung der Verfassungsgeschichte der hessischen Kirche. Am 6. Januar 1891 ist der unermüdliche Kämpfer und Schriftsteller, dem die hessische Kirche die vielseitigste Förderung verdankt, im 86. Lebensjahre zu Gießen gestorben.

Zöckler's Nekrolog in der Evangelischen Kirchenzeitung, Jahrg. 1891, Nr. 7, Sp. 117 ff. — Deutsche evangel. Kirchenzeitung, Jahrg. 1891, S. 27. — Allgem. evangel.-luther. Kirchenzeitung, Jahrg. 1891, Sp. 63. — C. Naumann, Festpredigt zu Haupt's 50jähr. Amtsjubiläum (Gießen 1880) sowie

dessen Nekrolog im Hessischen Kirchenblatt, Jahrg. 1891, S. 25 ff., ferner das oben erwähnte nachgelassene verfassungsgeschichtliche Werk.

Herman Haupt.

Haupt: Karl August H., einer der trefflichsten Orgelvirtuosen, geboren am 25. August 1810 zu Kuhnau bei Sagan in Schlesien, † am 4. Juli 1891 zu Berlin, besuchte von 1824 bis 1827 das Gymnasium zu Sorau und ging darauf nach Berlin, um im Institut für Kirchenmusik sich in der Musik auszubilden. A. W. Bach war sein Lehrer im Orgelspiel und Bernh. Klein in der Theorie, später S. W. Dehn. 1831 trat er als Orgelvirtuose zum ersten Male auf und erregte durch seine unfehlbare Technik bereits Aufsehen. 1832 erhielt er die Organistenstelle an der französischen Klosterkirche zu Berlin, 1835 an der Elisabethkirche, 1839 an der St. Nicolaikirche und endlich 1849, nach dem Tode seines genialen Freundes Thiele, an der Parochialkirche, wo er auch zugleich das Glockenspiel zu spielen hatte. Hier gab er Jahr für Jahr zahlreiche Orgelconcerte vor einem geladenen Kreise Zuhörer. Haupt's Orgelspiel beruhte hauptsächlich auf einer virtuosen Technik; von einem dynamischen Vortrage, den man zu seiner Zeit der Orgel nicht zutraute, trotz einzelner Stimmen, die öffentlich dafür eintraten, wollte H. nichts wissen, selbst die Einschnitte der Perioden verwischte er und wie ein brausendes Ungeheuer zog der Tonsatz vorüber. Die ersten Anzeichen einer besseren Geschmacksrichtung zeigten sich erst seit etwa 1890 und heute weiß man die Orgel ebenso vortragsmäßig zu behandeln wie jedes andere Kunstinstrument. Als man im J. 1854 in London für den Kristallpalast die Riesenorgel zu bauen beabsichtigte, wurde H. neben Donaldson, Ouseley und Willis mit der Ausarbeitung der Disposition beauftragt. Nach dem Tode A. W. Bach's berief ihn der Minister 1869 zum Director des Instituts für Kirchenmusik, an dem er schon einige Zeit als Lehrer angestellt war; damit war zugleich die Mitgliedschaft des Senats der kgl. Akademie der Section für Musik verbunden. H. war auch ein großer Freund der Malerei und hatte sein Wohnzimmer vom Fußboden bis zur Decke mit trefflichen Oelbildern geschmückt; diesen Luxus konnte er sich als Junggeselle erlauben, denn erst gegen 1870 verheirathete er sich mit einer wohlhabenden Dame. H. war von Charakter der echte gemüthliche Schlesier, als Lehrer milde, doch von zäher Ausdauer. Als Componist hat H. nichts geleistet, das, was ihm die Lexika zuschreiben: Lieder und Orgelpiècen, läßt sich nicht nachweisen und das Choralbuch, was er um 1840 in 2 Heften in Berlin bei Eßlinger herausgab, zeigt schon auf dem Titel an, daß es nur eine Zusammenstellung aus anderen Choralbüchern ist, denn der Titel lautet: „100 bekannte Choräle nach dem Choralbuche von J. S. Bach und W. Kühnau für Pianoforte nebst untergelegten Texten mit Rücksicht für den Gebrauch bei häuslichen Andachtsübungen. Heft 1. 2". Whistling zeigt zwar in seinem Handbuche von 1828/29 ein Streichquartett und Claviervariationen von einem Haupt an und Hofmeister im Handbuche von 1844 ein preußisches Volkslied für eine Singstimme mit Pianoforte, was mit Leopold Haupt gezeichnet ist, doch gehören beide Anzeigen einem anderen Haupt an.

Lexika von Mendel-Reißmann und Riemann. — Ein sehr anerkennenswerther Art. v. Fritz Volbach in Leßmann's Allg. musik. Ztg. 1891, Nr. 30/31.

Rob. Eitner.

Haupt: Markus Theodor von H.*), geboren am 2. Februar 1782 (nicht 1784). Seit Herausgabe der Biographie im 11. Band der A. D. B.

*) Zu Bd. XI, S. 71 ff.

ist in der zweiten Auflage von Goedeke's „Grundriß" (1890) VII, 251 ff. mit einer kurzen biographischen Notiz und unter Bezugnahme auf eine größere Anzahl biographischer und Litteraturwerke eine neue Aufzählung seiner Schriften erschienen. Bezüglich seiner Lebensgeschichte ist zu ergänzen, daß von H. zwei Enkelinnen in Paris leben, von welchen die ältere Marie Guerrier de Haupt, officier de l'Académie française sich durch reiche schriftstellerische Thätigkeit, welche in dem periodisch erscheinenden Catalogue officiel de la société des Gens de Lettres publicirt wird, einen rühmlichen Namen erworben hat. Außerdem findet sich in den „Mittheilungen des Vereins für Hamburgische Geschichte" Bd. VII, Nr. 6/7, S. 526 ff. ein Brief Haupt's vom Jahre 1813, welcher für die Zustände und Ereignisse in Hamburg vor dessen Belagerung und seine dortige Wirksamkeit von Interesse ist.

Was Haupt's Schriften anlangt, so ist zu berichtigen, daß die „Vorschule zum Studium griechischer Tragiker", welche wol zuerst in Scriba's Lexikon der hessischen Schriftsteller 1. Abth. 1831, S. 133 H. zugeschrieben wurde, den im J. 1799 geborenen Professor des Gymnasiums in Königsberg C. G. Haupt zum Verfasser hat (W. Pökel, Lexikon der philologischen Schriftsteller). Von Schriften und Beiträgen für Zeitschriften, welche in den bisher erschienenen Verzeichnissen noch nicht enthalten sind, wurden inzwischen noch bekannt und sind vom Unterzeichneten großentheils aufgefunden worden: 1) Miszellen für die neueste Weltkunde von Zschokke, Aarau 1809 Nr. 6 u. 7, S. 21 u. 26; Nr. 28 u. 29, S. 111 ff. u. 113 ff. 2) Großhzgl. hessischer Hofkalender 1810 der erste Theil der Zeitgeschichte von 1806—1808 und S. 330: Giulio und Bianca. 3) Orient oder Hamburger Morgenblatt 1811 Nr. 6, 13, 42, 60; 1812 Nr. 154, 161/2, 164, 166/7, 169, 171, 176, 177/8; 1813 Nr. 16, 18, 30. 4) „Kritische Gallerie der Hamburger Bühne nach deren Uebernahme durch Schröder", 1812. 5) „Memoria i. S. Kölling gegen ihren Ehemann", Hamb. 1812. 6) „Vertheidigung des J. G. Pohlemann vor dem Kriegsgerichte", 1812. 7) „Hamburgs Schicksale", Tübingen 1814. 8) „Liebe und Vaterland", Schauspiel, 1815. 9) Bonald, Reflexion über das allgemeine Interesse Europas. Mit Noten. 1815. 10) „Kann England mit Napoleon Frieden schließen?" 1815. 11) „Ist es erlaubt einen Tyrannen zu tödten?" 1815. 12) Der deutsche Beobachter oder Hanseatische Zeitung, Hamburg 1815 Nr. 9, 11, 12, 15, 17, 18, 31, 32, 44; 1816 Nr. 283—85. 13) „Heinrich von Navarra", Schauspiel, 1817. 14) Der niederrheinische Beobachter 1818, angezeigt im Intell.-Blatt Nr. 14, S. 54 zum Tübinger Morgenblatt. 15) „Die Elstern oder die Unschuld siegt", Lustspiel, 1819 in Frankfurt aufgeführt. 16) „Kriminalprozedur gegen den Küfer Hammacher aus Köln", Köln 1821. 17) „Kriminalprozedur gegen Alwitz wegen doppelten Raubmords", 1821. 18) Regierungsgeschichte der Bergischen Herzöge Wilhelm, Johann Wilhelm und der Herzogin Jakobe angekündigt in Haupt's „Jakobe Herzogin von Jülich", 1820, S. 125. 19) „Leben und Ende Napoleon's", Wiesbaden 1822. 20) Brewer, Vaterländische Chronik der preussischen Rheinprovinzen 1825, 5. Heft, S. 254/56. 21) „Hamburgs Umgebungen" (ohne Zeitangabe). 22) „Karl v. Eichenhorst", Drama o. Z.-A. 23) „Der Pilger", Romant. Schauspiel o. Z.-A. 24) Oratorien, Lieder und Märsche zu Compositionen von Almenräder, Anacker, Burgmüller, Casorti, Cattus, Diehl, Fürstenau, Paer (Oratorium Die Leiden Christi 1810), Panny, Rambour, Romberg, Rossini, Spohr und Spontini. 25) Deutsche Texte zu vielen französischen Liedern componirt von Adam, Aimon, Beauplan, Brugière, Chollet, Lagoanère, Neyts, Panseron, Plantade, Prilipp und Vogel meist 1830 bei B. Schott Söhne, Mainz, wie auch das meiste unter Ziffer 24.

Die Beiträge Haupt's für die in den verschiedenen Biographien u. s. w.

erwähnten Zeitschriften, soweit diese nicht von ihm selbst herausgegeben wurden, finden sich a) Morgenblatt (Tübingen) 1808 Nr. 213 ff.; 1809 Nr. 21—24; 1810 Nr. 33—36; 1814 Nr. 201—3, 215/16, 231—38, 239; 240—47, 280—82; 1815 Nr. 110—12, 115—17, 207. b) Der Freimüthige Berlin 1809 Nr. 23, 88, 113, 213; 1814 Nr. 229/30, 260/61; 1815 Nr. 25, 30/31. c) Privilegirte gemeinnütz. Unterhaltungsblätter Hamburg 1811 Nr. 58 ff., 72/73; 1813 Nr. 8/9. d) Die neue Biene Hamburg 1813 Nr. 3, 5, 7—11, 14, 16, 17. e) Europäische Annalen 1814 II, 193 ff.; III, 133 ff., 272 ff., 404 ff.; IV, 54 ff., 189 ff. 280 ff.; 1815 I, 90 ff., 159 ff., 333 ff.; II, 123 ff., 134 ff., 177 ff., 230 ff., 355 ff.; III, 90 ff., 112 ff., 161 ff.; IV, 60 ff., 129 ff., 214 ff., 251 ff., 257 ff. f) Dresdener Abendzeitung 1824 Nr. 113. g) Die Ameise Mainz 1827 Nr. 4, 5, 6, 8, 9, 12 u. 13; 1828 Nr. 12 u. 48. h) Hessische Blätter Darmstadt 1830 Nr. 1, 4, 9, 17, 18, 25, 28, 30 u. 34; 1831 Nr. 2, 3, 14, 24, 51. v. Haupt.

Haus: Jacques Joseph H., Strafrechtslehrer, entstammt einer angesehenen bairischen Familie, aus der mehrere Glieder höhere Unterrichts- und Staatsstellen bekleidet hatten. Geboren am 9. Januar 1796 zu Würzburg als Sohn des damaligen Civilrechtslehrers Ernst August H., bestand er schon am 3. Januar 1814 das philosophische und mit der Dissertation „De vera indole processus possessorii summariissimi“ am 26. April 1817 das juristische Doctorexamen. Unter dem 27. August gl. Js. wurde er an die im J. 1816 errichtete Universität Gent berufen, wo er nach und nach über alle wichtigeren Zweige der Jurisprudenz Collegien las. Sein erstes Werk „Elementa doctrinae juris philosophicae, sive juris naturalis“, Gandavi 1824, diente in Groningen und Utrecht als Leitfaden für rechtsphilosophische Vorlesungen; ihm schloß sich an „De summo imperio civium conventione fundato“, ebd. 1828, beide Schriften auf Grundlage des Kantischen Systems. Ihm, wie den zu jener Zeit berufenen Professoren Birnbaum (s. Gareis, Joh. Mich. Fr. B., Gießen 1878) und Warnkönig (s. A. D. B. XLI, 177) gelang die Einführung der belgischen Jugend in die emporblühende deutsche Rechtswissenschaft und die Verbindung mit französischer Jurisprudenz. Seine „Observations sur le projet de révision du Code pénal“, Gand 1835 bis 36 (3 Bde.) machten auf ihn für die Vorarbeiten eines belgischen Strafgesetzbuchs aufmerksam. Er wurde dann auch neben Nypels u. A. 1848 in die Gesetzgebungscommission hierfür berufen. Die von ihm gelieferten Arbeiten wurden den Kammern als „Exposé des motifs“ vorgelegt (Brüssel 1850/51). Großen Beifall fand sein „Cours de droit criminel“, Gand 1857 (2. Aufl. 1861, 3. 1864), den er dann zu „Principes généraux du droit pénal belge“, Gand 1869 (2. Aufl. 1874, 3. 1879) umarbeitete. Diese Werke begründeten seinen europäischen Ruf als eines der hervorragendsten Criminalisten. Gegenüber dem Franzosen Adolph Franck (philosophie du droit pénal) trat er in seiner Rectoratsschrift „Du principe d'expiation considéré comme base de la loi pénale“, Gand 1866, auf und erhoffte in seiner am weitesten verbreiteten Schrift „La peine de mort, son passé, son présent, son avenir“, Gand 1867, wenn auch durchaus nicht als principieller Gegner der Todesstrafe, für Belgien bei weiterer gedeihlicher Entwicklung die Möglichkeit der Beseitigung dieser Strafe. Im gleichen Jahre feierte man ihn gelegentlich des 50jährigen Jubiläums der Universität als gleich lange thätigen Lehrer des Straf- wie nach dem Tode von Molitor († 1850) auch des Pandektenrechts. Wichtig ist seine weitere Arbeit „La pratique criminelle de Damhouder et les ordonnances de Philippe II.“ (Bull. de l'Acad. 2e série, tome XXXI, XXXII, 1871). Seit 1847 Mit-

glied der belgischen Akademie und durch mehrfache Verleihung von Orden ausgezeichnet, versah er bis in das höchste Alter mit staunenswerther Rüstigkeit sein Amt, erst in den letzten Jahren durch Kränklichkeit daran einigermaßen gehindert. Wegen seines edlen Charakters, der sich auch in großer Selbstlosigkeit behufs Besserstellung jüngerer Docenten zeigte, in allen Kreisen hochgeschätzt, verstarb er am 23. Februar 1881. Er hatte gewirkt, wie v. Holtzendorff bezeichnend sagte: „Lingua Gallorum, spiritu Germanorum“. — Einer der vier Söhne aus glücklichster Ehe, Eduard, wie zwei der Brüder vor ihm verstorben († 1875), ist der Verfasser des Werkes „Du droit privé qui régit les étrangers en Belgique“, Gand 1874.

Nekrolog von J. J. Thonissen († am 17. Aug. 1891 zu Lüttich) mit Bild und Schriftenverzeichniß im Annuaire de l'Acad. Royale de Belgique, Brux. 1884, p. 185—215. — Mittermaier im „Gerichtssaal“ XIX, 84 ff. — v. Holtzendorff in s. Strafrechtszeitung 1868, S. 102—108. — Ullmann im „Gerichtssaal“ XXX, 551. — Rivier in der Revue de droit international XIII (1881), 214, auch II, 525, XI, 112—114. — Rivista penale XIV, 5—9. — L. v. Bar, Handbuch des deutschen Strafrechts I (1882), S. 271. — Warnkönig, Jurist. Encyklopädie, Erlangen 1853, S. 360.

A. Teichmann.

Hauschild: Wilhelm H., Historienmaler, geboren am 16. November 1827 zu Schlegel (Grafschaft Glatz in preuß. Schlesien), † am 14. Mai 1887 zu München. Der vielbegabte aufgeweckte Knabe wurde frühzeitig zur Weberei, dem Handwerk des Vaters, bestimmt, fand aber bald, daß dieses eine zu bittere Wurzel habe, und dachte daran, der trostlosen Lage der Seinen möglichst abzuhelfen. Ueber dem Einschlagen der Dessins flimmerten ihm neue, andere Muster vor den Augen; sein Dichten und Trachten ging vom ewigen Weißzeug zu farbigen Ornamenten über. Eines Tages endete er den schweren, inneren Kampf und verließ, kaum der Schule entwachsen, Fadenstuhl und Webschiff und lief nach Frankenstein zum Decorationsmaler Krachwitz. Damit war anfangs freilich noch nichts gewonnen, aber er konnte nun doch mit Weißquast und Pinsel hantiren, Farben reiben, marmoriren, Stuccaturen machen und echtes Gold auflegen: ein hübscher, verheißungsvoller Klimax! In den benachbarten Kirchen und auf den Schlössern des Adels gab es vollauf zu thun; nebenbei wurden auch Bilder gefirnißt und mit dem Muthe der Jugend lustig restaurirt. Darüber schwoll natürlich der Wunsch, ganz der Kunst und Malerei sich zuzuwenden. Losgesprochen und somit ein freier Geselle, gings in die weite Welt auf die Wanderschaft, welche ihn im Zickzack auch nach Salzburg brachte. Sein Sinn aber stand immerdar schon nach der bairischen Hauptstadt. Ein Freund empfahl ihn an den gerade im Chiemgau schaffenden wackeren Historienmaler Josef Holzmaier (geboren am 21. Novbr. 1809 zu Frauen-Chiemsee, † am 19. Decbr. 1859 zu München), welcher den strebsamen Feuergeist nach München adressirte an den allen jungen Talenten mit wirklich väterlicher Liebe entgegenkommenden Josef Schlotthauer (s. A. D. B. XXXI, 554 ff.). Dieser erkannte die Begabung seines Clienten, lehrte ihn, was er brauchte und brachte ihn dann zu Professor Philipp Foltz, wo H. in das richtige Fahrwasser gerieth und in einen Kreis gleichgesinnter Genossen, die, insgesammt mit schönen Kräften ausgerüstet, nach den höchsten Zielen trachteten. Da waren der geniale Eduard Schwoiser (geboren am 18. März 1826 zu Brüsau in Mähren, † am 3. Septbr. 1902 zu München), welcher sich gleichfalls erst kurz vorher in ähnlicher Weise aus dem Handwerk losgerungen hatte, dann der liebenswürdige W. Roegge (geboren am 28. April 1829 zu Oster-Cappeln bei Osnabrück), der ganz historisch angelegte Fr.

Schwörer (s. A. D. B. XXXIII, 474), der vielseitige Philipp Sporrer (geboren am 1. Mai 1829 zu Murnau, † am 30. Juli 1899 in München), der edle, feinfühlige Jos. Munsch (geboren am 4. Octbr. 1832 in Linz, † am 28. Febr. 1896 in München), der unermüdliche Th. Pixis (geboren am 1. Juli 1831 zu Kaiserslautern), dann Max Adamo (geboren am 3. Novbr. 1837 zu München, † am 31. Decbr. 1901 ebenda), der damals schon wetteifernd mit Karl Baumeister (geboren am 24. Jan. 1840 in Zwiefalten) die ernsten historischen Stoffe erwählte, ferner der Architekturmaler Christian Jank (geboren am 14. Juli 1833 zu München, † ebenda am 25. Novbr. 1888), der leider schon in der Blüthe seines Schaffens gestorbene Heinrich Spieß (s. A. D. B. XXXV, 179) und dessen noch mehr talentirter Bruder August Spieß (geboren am 18. Jan. 1841), welch Letzterer, unmittelbar mit Schwoiser und H. dieselben Wege wandelte, alsbald dieselben Aufträge theilte und zu denjenigen Auserwählten zählt, welche die großartigen Pläne der Könige Max II. und Ludwig II. mit ihren werthvollen Schöpfungen am würdigsten realisirten. Schwoiser und H. waren von einer opferwilligen Ausdauer und einer staunenswerthen Begeisterung erfüllt, die durch sich entgegenstemmende Hindernisse nur zu neuer Kraftentfaltung gestählt wurde. Beide schreckten vor keiner, wenn auch demüthigenden Arbeit zurück; nach untrüglichen Proben ihres Talents hielten sie es z. B. nicht unter ihrer Würde, einen ganzen Sommer zu Salzburg „Stuckatur und Marmor zu machen“, um dadurch die Mittel zur Fortsetzung ihrer Studien an der Akademie zu gewinnen! Und der von edelster Energie geleitete Wille fand seine Belohnung! Eine figurenreiche Composition Hauschild's, wie Moses die eherne Schlange aufrichtet, wurde durch W. von Kaulbach's Vermittelung dem König Friedrich Wilhelm IV. unterbreitet, welcher alsbald mit der Ausführung dieses überaus lebendig und dramatisch inscenirten Stoffes den jungen Künstler betraute, der mit diesem seinem Erstlingswerke ein auch coloristisch tief durchdachtes Werk lieferte (1857). Infolge davon erhielt H. zuerst zwei und dann noch weitere fünf Bilder für die historische Galerie des bairischen Nationalmuseums. Mit dem größten Eifer ergriff H. seine hohen Aufgaben. Er schilderte den Bau der Regensburger Brücke unter Heinrich dem Stolzen (1135—46); die Eroberung Belgrads durch Max Emmanuel (1688) und die Gründung des Waisenhauses zu München durch Joh. Poppel (1742). Mit drei anderen Bildern, Ereignisse aus dem Leben Karl's XII. darstellend, ging H. auf das Gebiet der Schlachtenmalerei über. Sie zeigen den berühmten Wittelsbacher, welcher als König von Schweden eine so stürmische Rolle in der Weltgeschichte abspielte, als Sieger von Narva, in der Schlacht von Pultawa (mit zerschmettertem Bein auf einer offenen Sänfte getragen und von da herab seine Truppen anfeuernd) und in der berühmten „Löwenjagd“ von Varnitza (1713). Dabei bestrebte sich der Künstler selbstverständlich der bestmöglichen Treue mit Porträts, Uniformen, Fahnen, Waffen und Landschaft und gab zugleich eine Probe, wie weit ein fleißiger Freskotier selbst in der Darstellung des kleinsten Beiwerks zu gehen vermag. Mit „Martin Behaims Meerfahrt“ (1484) — das waren doch mehr dankenswerthe Stoffe! — lieferte H. ein treffliches, ganz von tropischer Wärme durchglühtes Bild.

Obwol H. mit seinen eigenen Schöpfungen vollauf beschäftigt war, fand er doch noch Zeit, einen schönen Zug collegialer Freundschaft auszuüben. Da der vielversprechende Alois Vögele über dem Zeichnen eines Cartons (Scene aus dem Leben des Kurfürsten Max Joseph III.) gestorben war, übernahm H. (der nebenbei längst schon der stille Tröster seiner schlesischen Angehörigen war) die Ausführung der ganzen Freske und überließ den vollen Betrag der

Wittwe und dem Kinde seines Freundes. Gleiches hatte der edelmüthige Jos. Munsch den Relicten des Historienmalers Adam Huber (s. A. D. B. XIII, 228) erwiesen, eine Handlungsweise, welche das Herz des königlichen Auftraggebers mit wahrer Freude erfüllte (Karl v. Spruner, Die Wandbilder des Baier. Nationalmuseums 1868, S. 389 ff. und 459). Die Bilderreihe im Nationalmuseum wurde, gewiß nicht mit Unrecht, verschieden beurtheilt, es unterlief sicherlich viel Mißlungenes; hätte aber das aus echt königlicher Intention hervorgegangene Unternehmen auch gar keine andere Folge gehabt, als die Kräfte einiger vordem kaum gekannten Kunstjünger zu reifen, wären daraus, um nur einige hervorzuheben, gar keine anderen Namen hervorgegangen als Schwoiser, Hauschild und Ferdinand Piloty, so müßte dieses Resultat schon als ein höchst günstiges und lohnendes bezeichnet werden. König Max II. übertrug an H. die Darstellung der „Kreuzigung Christi“ für den Bildercyklus aus der Weltgeschichte im Athenäum, hiebei bekundete sich Hauschild's Originalität und Tiefe des Gemüths. Im gleichen Sinne entstand die Bilderreihe für die vom Fürsten Stourdza zu Baden-Baden erbaute griechische Capelle, deren Wände mit streng stilisirten Fresken geziert wurden (photographirt von Böttger 1868 in 11 Blättern).

Nachdem H. auch einige Fresken für die Kirche zu Lichtenthal (bei Baden-Baden) vollendet hatte, ging er an eine längst gepflegte Idee „Christus mit Barrabas vor Pilatus“ in einer figurenreichen Composition, für deren Ausführung er große Verhältnisse plante, darzustellen. Die höchst dramatische, mit hinreißendem Affect durchdachte Scene, die leidenschaftlich tobenden Volkshetzer, die wuthentbrannte, urtheilslose Menge, der vom Sturm zur Nachgiebigkeit verleitete, rathlose Landpfleger und die im Dulden so großartige Leidensgestalt des Heilands, alles dazu unter freiem Himmel, mit dem Hintergrunde einer großen Architektur — es wäre eine Musterleistung ersten Ranges geworden (vgl. Lützow, Zeitschrift 1872 VII, 9). Da darauf keine Bestellung zur Ausführung in den gewünschten Dimensionen erfolgte, blieb das Ganze, zum stillen Schmerze des Malers, nur ein Project und eine, freilich sehr durchgebildete, von lebendigster Kraft und Phantasie sprudelnde Farbenskizze, welche heute für ein vollendetes Bild gelten könnte. Andere Arbeiten drängten sich dazwischen, insbesondere die Aufträge, womit König Ludwig II. den Maler bleibend in Thätigkeit nahm. Zuerst lieferte H. eine ganze Reihe von fast miniaturmäßig durchgebildeten Aquarellen, die als Vorlagen für die darnach in Jörres' Atelier ausgeführten Stickereien, wahre Nadelmalereien, dienten; meist nur einzelne Figürchen oder spielende Amoretten und Kindergruppen, in welchen H. ebensoviel Schönheit und Anmuth, wie Grazie und Leichtigkeit bewährte. Dann folgten Altarbilder für die Schloßcapelle in Berg und bald darauf große Plafondgemälde für den Linderhof und die Spiegelgalerie zu Herrenchiemsee. Noch größere Thätigkeit entfaltete H. in dem Schlosse Neuschwanstein. Erst malte er mit Schwoiser im sogen. Thorbau die fröhlichen „Episoden aus dem Leben der mittelalterlichen Reisigen“, dann an der östlichen Giebelfront die Bilder der Patrona Bavariae und des heil. Georg; Scenen aus dem Kreuzzug König Ludwig's IX. im dortigen Oratorium, ferner den ganzen Cyklus zu dem mittelhochdeutschen Epos „Lohengrin“ und im Vorplatz des dritten und vierten Stockwerkes die trefflichen Bilderreihen aus der Sigurd- und Gudrun-Sage (Edda). Besonderes Lob verdient dabei auch die geschickte Fügsamkeit, womit der Maler sich den Forderungen des Architekten unterzuordnen wußte und in der Wahl seiner Stoffe, den gebotenen Raumverhältnissen entsprechend, ohne Schädigung des Details, die Hauptmomente der Dichtung unterzubringen und zu gruppiren verstand.

Womöglich noch glücklicher und mit einem den Eintretenden geradezu überwältigenden Ernst und einer wirklich majestätisch wirkenden Ruhe gelang ihm unter den Neuschwansteiner Fresken die Ausschmückung des „Thronsaales“. Die Anordnung desselben gab der hohe Bauherr selbst, während in allen übrigen Gemächern ein bisher ungenannter Kunst- und Litteraturhistoriker die Vorschläge für den Bilderschmuck aller Säle und jeder einzelnen Wand auszuarbeiten hatte. Wenn das imposante Schloß in seiner Grundidee der Verherrlichung der mittelhochdeutschen Dichtung, insbesondere der durch August Spieß so glücklich gestalteten Gral-Sage gewidmet ist, so überrascht hier, in seinem Gipfel- und Brennpunkte das Heiligthum dieses neuen Munsalvaesche, wie solches in voller Traumherrlichkeit nur ein echter, königlicher Dichter zu ersinnen vermochte.

Da der unermüdliche Bauherr, um seine Ideale baldmöglichst der Vollendung entgegenreifen zu lassen, nicht allein die Architekten, sondern auch die Bildhauer und Maler zu beflügelter Eile trieb, so mußte H., nachdem er für die Einheit der Composition durch eigenhändige Skizzen — diese gehen übrigens bei der sorgsamsten Ausführung alle weit über die mit diesem technischen Wortgebrauche heute übliche Vorstellung — gesorgt hatte, an mithelfende Hände die beschleunigte Ausführung der Arbeiten vertheilen. Während er selbst die großartigen Gestalten des über der Apsis thronenden Weltrichters mit den heiligen Königen seinem Pinsel vorbehielt, übernahmen bewährte Kräfte wie Julius Frank u. A. die sinnig angeordnete Bilderfolge der Seitenwände; es gelang im artistischen Wetteifer eine einheitliche Stimmung und Abrundung der imposanten, in ihrer Eigenart unvergleichlichen Schöpfung.

Während der Arbeit am letzten Bilde der Sigurd-Sage hatte H., der von frühester Jugend an geübt war, sicheren Trittes auf allen Gerüsten herumzuklettern, das Unglück, von einem solchen zu stürzen und außer einem gebrochenen Schulterblatt eine furchtbare Erschütterung zu erleiden. Während er sich äußerlich erholte, so zwar, daß auch die vorerwähnten Bilder des Thronsaales seiner Ausführung anvertraut werden konnten, faßte doch ein inneres Leiden Wurzel, das in eine heimtückisch schleichende Krankheit überging, welche H. mit größter Geduld und Ergebenheit ertrug, bis er am 14. Mai 1887 sanft entschlief. König Ludwig II. hatte ihn vielfach ausgezeichnet; H. war einer der ersten, welche die neue Goldene Medaille für Kunst und Wissenschaft erhielten; 1879 wurde ihm der Titel eines k. Akademie-Professors.

Das sind nur beiläufig die Grundzüge von Hauschild's Thätigkeit. Nebenbei schuf er eine nicht unerhebliche Anzahl von Bildern; darunter beispielsweise die heil. Hedwig (Herzogin von Schlesien und Polen), arme Waisenmädchen unterrichtend (Stich von Barfus). Einen von ihm gemalten „Kreuzweg“ stiftete H. als Geschenk in die Kirche seiner Heimath. Altarbilder lieferte H. nach Erlstädt (bei Traunstein), nach Au (am Fuße des Etaler Berges) und Lauban in Schlesien. Angeregt durch einen Vortrag des Prof. Dr. Sepp über den Dionysos-Cult verstand sich H. zu einer von der Kritik verschieden beurtheilten „Bacchantin“; während die Einen das in schuldloser Lust hintanzende Mägdlein für eine zu harmlose Idylle erklärten, sahen die Andern in ihr unbegreiflicher Weise eine Grisette, wogegen sie in Lützow's Zeitschrift (1872, VII, 368) als eine farbenprächtige Gestalt voll sprudelnder Lebenslust vertheidigt wurde. Zu seinen früheren Leistungen gehörte auch „Die Poesie“ nach Raphael, welche H. auf den Zwischenvorhang des Münchner Hoftheaters malte. Als das schöne und für diese Stelle vorzüglich passende Werk bei einer Aufführung des „Sommernachtstraumes“ zum ersten Male

niederging, brach ein Dämchen auf die Bemerkung ihres Nachbars, daß dieses Bild die „Poesie“ von Raphael sei, mit großer Verwunderung in die theilnehmenden Worte aus: „Ja! Ist denn der gute Raphael so verarmt und heruntergekommen, daß er für das Theater malen muß?“ Lange Zeit war hier als Hauptvorhang Guido Reni's „Aurora“ beliebt gewesen. Pardon ob dieser Zwischenactsmusik! Auch im Gebiet der Landschaft (Mühle bei Prien) und mit niedlichen Genresachen befaßte sich H., dann aber auch als Schnitzer und Bildhauer. Er hätte ebenso als Ingenieur und Baumeister excellirt. In ihm steckte ein heimlicher Architekt, der zeitweise der Baulust die Zügel schießen ließ. So verwendete er den Ertrag seiner Museumsbilder, um gemeinsam mit seinem Freunde Joh. Marggraff ein eigenes Heim zu gründen, dessen Anrechte er jedoch wieder veräußerte, um eine Villa mit Gartenhaus bei Prien zu bauen; zuletzt erwarb er in München ein wohlgelegenes Haus, wo er wieder bauliche Veränderungen betrieb. In seinem Atelier standen immer Hobelbank und Drehscheibe nach eigener Construction, an welchen er mit allerlei Subtilitäten hantirte, drechselte und bosselte; da entstanden, seitdem er eine Tochter des vorgenannten Historienmalers Holzmaier geheirathet hatte (1862), nicht allein allerlei Kinderspielsachen für seine eigene heitere Jugend, Trillerhäuschen und Vogelkäfige, Wasserräder, Stampfmühlen u. dgl., sondern insbesondere auch Räderuhren mit Schlag- und Spielwerken. Für sein Familiengrab ließ er sich nach einem alten Vorbild eine eigene Eisenconstruction schmieden mit einem ländlichen Reimspruch. Er barg ebenso wie sein Lehrer Ph. Foltz von Bingen in seinem Haupte eine staunenswerthe Fülle von Ingenium, welches vielleicht jeden Anderen zu heilloser Verzettelung verleitet hätte. Bei H. aber behielt der Künstler immer die Oberhand. Mit der wachsenden Menge der Arbeit schwoll seine Leistungsfähigkeit. Nie befand er sich wohler, als wenn die Bestellungen drängend über ihm zusammenschlugen, wobei der Künstler dann nicht allein die größte Gewissenhaftigkeit in Durchbildung und Ausführung bewahrte, sondern gleichsam zur geistigen Erfrischung noch andere Projecte und Compositionen erfand, welche seine unablässig sprudelnde Phantasie eingab.

Vgl. Beil. 166 d. Allgem. Ztg. v. 17. Juni 1887. — Kunstvereinsbericht f. 1887, S. 73. — Fr. v. Bötticher, Malerwerke 1895. I, 472. — Luise v. Kobell, König Ludwig II. 1898, S. 306 ff.

Hyac. Holland.

Hauslab: Franz Ritter von H., k. k. Feldzeugmeister, einer steirischen Adelsfamilie entstammend, am 1. Februar 1798 in Wien als Sohn eines höheren Officiers geboren, trat, 11 Jahre alt, in die Ingenieurakademie ein, aus welcher er im J. 1815 als Fähnrich in das Infanterieregiment Nr. 2 ausgemustert wurde. Nachdem er noch den Feldzug des Jahres 1815 gegen Frankreich mitgemacht hatte, wurde H. im Mai 1816 dem Generalquartiermeister-Stabe zugetheilt und vorerst bei der Militäraufnahme in Tirol und Vorarlberg verwendet. Schon seine im J. 1817 durchgeführte Aufnahme der Oetzthaler Gruppe erregte Bewunderung und lenkte die Aufmerksamkeit des Generalstabschefs auf ihn. Am 1. September 1819 zum Lieutenant im Geniecorps befördert, kam H. als Professor des Situationszeichnens und der Terrainlehre an die Ingenieurakademie in Wien. Hier lehrte er nun als erster in Oesterreich die früher nur in Frankreich bekannte, aber auch dort nur selten angewendete Methode der Bergzeichnung mit Horizontalschichten und Isohypsen und empfahl auch dem Marinedepartement des Hofkriegsrathes nachdrücklich die Aufnahme von Schichtenkarten für das adriatische Meer. Gleich nach seiner

Berufung zur Professur an der Ingenieurakademie wurde H. auch Mitglied der Commission zur Prüfung der lithographischen Versuche des Erfinders der Steindruckkunst, Senefelder, nach welchem Verfahren schon 1825 ein von H. entworfener Situations-Zeichnungsschlüssel in Kreidemanier ausgeführt wurde. Im J. 1827 arbeitete H. an der geognostischen Aufnahme des Erzberges bei Eisenerz in Steiermark, mußte jedoch diese Arbeit unterbrechen, da er zur Escadre in die Levante commandirt wurde. Hierauf der Gesandtschaft in Constantinopel zugetheilt, blieb H. in dieser Verwendung bis zum Jahre 1830 und benutzte die Gelegenheit, um die morgenländischen Sprachen und die Verhältnisse und Zustände im Orient zu studiren. Die gewonnenen neuen Anschauungen und Erfahrungen ergänzte und vertiefte er nach seiner Rückkehr in die Heimath durch eifriges Studium an der Wiener Hochschule. In diese Zeit fällt auch der Beginn der Anlage jener Privatbibliothek, Karten-, Stich- und Kunstsammlung, welche nach Anordnung und Reichhaltigkeit in Anbetracht der bescheidenen Mittel des Gründers ihres Gleichen sucht und die nach dem Tode des Besitzers, leider erst, nachdem ein Theil veräußert worden war, von dem regierenden Fürsten Johann zu Liechtenstein erworben wurde. Nach Wien zurückgekehrt übernahm H. wieder seinen früheren Posten als Professor an der Ingenieurakademie und setzte auch seine bereits früher begonnene Karte von Steiermark in zwölf Blättern fort. Im J. 1834 wurde H. dem Hofstaate des Erzherzogs Karl zugetheilt und mit der Leitung des militärischen Unterrichtes der Erzherzoge Albrecht, Karl Ferdinand und Friedrich betraut. Im J. 1835 zum Major befördert, nachdem er acht Jahre früher Hauptmann geworden war, wurde H. dem Achmed Fethi Pascha als Dolmetsch zugetheilt, als dieser bei der Thronbesteigung Kaiser Ferdinand's die Glückwünsche des Sultans überbrachte; zwei Jahre später wurde H. mit Geschenken des Kaisers an den Hof des Sultans Abdul Medschid entsendet, auch leitete er nach Beendigung dieser Mission den Unterricht von zehn nach Wien entsendeten türkischen Officieren, unter denen sich Abdul Kerim, der 1876 im serbischen Kriege siegreiche General, der spätere Commandant der Donauarmee während des russisch-türkischen Krieges befand. Am 22. Mai 1840 zum Oberstlieutenant, am 22. Februar 1844 zum Obersten befördert, leitete H. den Unterricht des Erzherzogs Wilhelm, sowie den der Prinzen Heinrich und Friedrich von Baden, Ende 1843 aber wurde ihm auch die Leitung des Unterrichts in den Artilleriewissenschaften des Erzherzogs Franz Josef und dessen Bruders, des Erzherzogs Maximilian anvertraut. Am 21. Juni 1848 zum Generalmajor und Brigadier in Brünn befördert, kam H. schon am 30. August desselben Jahres in gleicher Eigenschaft nach Wien und nahm theil an der Einnahme der Hauptstadt. Dann wirkte er als Präsident der Commission für den Bau des Arsenals, welches nach den Plänen der Architekten van der Nüll und Siccardsburg ursprünglich zur militärischen Beherrschung von Wien bestimmt war. Am 4. Juni 1849 wurde H. zum Feldartilleriedirector der Armee in Ungarn ernannt und es gelang ihm durch geschickte Massenverwendung der Artillerie in den Ebenen Ungarns der kaiserlichen Armee das Uebergewicht über das ungarische Heer zu verschaffen. Dadurch entschied er die ausschlaggebenden Kämpfe bei Szöreg und Temesvár zu gunsten der kaiserlichen Waffen, wofür ihm vom Ordenscapitel das Ritterkreuz des Maria Theresienordens zuerkannt wurde. Seinem Dazwischentreten ist es auch zu danken, daß ein großer Theil der in die Türkei geflüchteten ungarischen Aufständischen die Waffen niederlegte und in die Heimath zurückkehrte, auch wußte er es beim Pascha von Widdin durchzusetzen, daß der Rest der Flüchtlinge jede Feindseligkeit einstellen mußte und nach den asiatischen Provinzen gebracht wurde.

Am 16. October 1849 rückte H. zum Feldmarschallieutenant vor, am 2. December desselben Jahres wurde er zum Artilleriedivisionär in Wien, ein Jahr später zum Artilleriedirector der 1. Armee ernannt. Mit voller Kraft widmete er sich nun der Hebung dieser Waffe und nahm thätigsten Antheil an der Schaffung wichtiger und bedeutsamer Einrichtungen. Die Errichtung der Artillerieakademie, der Artillerieschulcompagnien, des Equitationsinstitutes, die Vergrößerung des Corps und die Umwandlung des gesammten Artilleriemateriales fallen in diese Zeit. Am 21. Januar 1852 wurde H. die Inhaberschaft des 2. und bei der Neuorganisirung im J. 1854 jene des 4. Artillerieregiments verliehen; nach der Pensionirung des FZM. v. Augustin aber folgte ihm H. als Generalartilleriedirector, 20. Decbr. 1858, in welcher Eigenschaft er während des Feldzuges von 1859 den Kaiser auf den italienischen Kriegsschauplatz begleitete. Am 8. December 1860 wurde H. zum Stadt- und Festungscommandanten von Prag ernannt, doch konnte er diesen Posten wegen Kränklichkeit nicht mehr antreten. Nachdem H. am 14. Februar 1861 mit dem Titel eines Feldzeugmeisters in den Ruhestand versetzt worden war, wurde er am 29. December 1865 wieder in den activen Dienst übernommen, zum wirklichen Feldzeugmeister und zum Präses der Centralcommission der militärwissenschaftlichen Comités und Anstalten ernannt und nach dem Feldzuge des Jahres 1866 auch in der Commission zur Durchführung der Heeresorganisation verwendet. In dieser Stellung erfolgte im J. 1867 seine Berufung in das Herrenhaus als lebenslängliches Mitglied und am 1. Mai 1868 seine Versetzung in den Ruhestand. H. starb am 11. Februar 1883 in Wien.

Acten des k. und k. Kriegs-Archivs. — Hirtenfeld, Maria Theresien-Orden. — Wurzbach, Lexikon d. Kaiserth. Oesterr. — Archiv f. d. Artillerie- u. Ingenieurofficiere d. deutschen Reichsheeres. Berlin 1883. — Mitthlgn. über Gegenstände d. Artillerie- u. Geniewesens, XIV. Jahrg. — Teuffenbach, Neues Illustrirtes vaterländisches Ehrenbuch, II. — Armeeblatt Nr. 8 vom 20. Febr. 1883. — Militär-Zeitung Nr. 13 v. 16. Febr. 1883. — Oesterreichisch-ungarische Wehrzeitung, Nr. 13 v. 14. Febr. 1883.

Criste.

Häusle: Johann Michael H., katholischer Theologe, geboren 1809 zu Satteins in Vorarlberg, † am 16. Januar 1867 zu Wien. Er wurde 1832 zum Priester geweiht, wurde Professor der Kirchengeschichte und des Kirchenrechts an der theologischen Diöcesan-Lehranstalt zu Brixen, am 28. December 1838 Director des höheren Weltpriester-Bildungsinstituts zu St. Augustin in Wien, dann auch k. k. Hofcaplan, später k. k. Oberhofcaplan und Hofceremoniar. 1848 wurde er Dr. theol. Als beständiger Notar des theologischen Doctoren-Collegiums der Wiener Universität trat er späterhin mit Eifer für den stiftungsgemäß katholischen Charakter der Universität ein, besonders in den Schriften: „Der katholische Charakter der Wiener Universität“ (Wien 1864) und: „Darf die Wiener Hochschule paritätisch werden?“ (Wien 1865). Mit J. Scheiner redigirte er 1850—1860 die „Zeitschrift für die gesammte katholische Theologie“ (Wien, 8 Bde.), die von seiner Hand verschiedene Artikel und Recensionen enthält. Außerdem ist seine Schrift zu nennen: „Ein freimüthiges Wort für die Reform der theologischen Studien in Oesterreich“ (Wien 1849; auch im Katholik 1849, Nr. 43—48, S. 169—191). Um das Zustandekommen der ersten Auflage des Kirchen-Lexikons von Wetzer und Welte (1847—1856) erwarb sich H. große Verdienste (vgl. P. A. M. Weiß, Benjamin Herder, Freiburg i. Br. 1889); dasselbe enthält von seiner Hand eine größere Anzahl von Artikeln kirchenhistorischen Inhalts, insbesondere die

durch ihren Umfang aus dem Rahmen eines lexikalischen Werkes herausfallende, auf 2 Bände vertheilte Arbeit: „Wien, Erzbisthum und Universität" (Bd. XI, S. 963—1078; Bd. XII, S. 1257–1307).

Literarischer Handweiser 1867, Nr. 53, Sp. 122. — Wappler, Gesch. der theol. Facultät d. Univ. Wien (Wien 1884), S. 337—341, 452. — Einige ergänzende biographische Daten verdanke ich der gütigen Mittheilung des Hrn. Prof. Dr. P. Cölestin Wolfsgruber O. S. B. in Wien.

Lauchert.

Hautsch: Hans (Johann) H., Zirkelschmied aus der Ledergasse zu Nürnberg, einer der berühmtesten Mechaniker Deutschlands im 17. Jahrhundert. H. war 1595 zu Nürnberg geboren und starb dort 1670.

Das größte Verdienst hat H. als Erfinder des Windkessels an der Feuerspritze. Der berühmte Leibniz, der im Winter 1666—67 auf der Nürnbergischen Universität Altdorf promovirte, weist in seinem Briefwechsel mit Papin, dem Erfinder der Dampfmaschine, darauf hin, daß H. zuerst den Windkessel an der Feuerspritze angebracht habe (vgl. E. Gerland, Leibnitzens und Huygens' Briefwechsel mit Papin. Berlin 1881, Briefe vom 17. Juli 1704 und 4. Febr. 1707). Ein Irrthum ist es, wenn Wagenseil (De civitate Noribergensi, p. 153) Georg H., den Sohn von Hans H., als Erfinder des Windkessels nennt. Die älteste Abbildung dieses wichtigen Apparates gibt Böckler in seinem Theatrum machinarum novum, Nürnb. 1661, Taf. 154. Begründete Ansprüche für die Priorität des römischen Ingenieurs Vitruv lassen sich nicht beibringen. Das von ihm gebrauchte Wort „catinus" (De architectura X, 7) wird ein Ventilgehäuse gewesen sein. Ebensowenig hat Anton Blatner (Platner) aus Augsburg Anspruch auf die Erfindung des Windkessels an der Feuerspritze, wie dies z. B. Rühlmann in seiner Allgem. Maschinenlehre (IV, S. 450) und Fiedler in der Geschichte der Feuerlöschanstalten, S. 66, annehmen. H. machte seine Erfindung am 1. Mai 1655 bekannt.

In seiner Zeit bewunderte man sehr die mechanischen Wagen von H. Angeblich wurden sie durch ein Federzugwerk (?) betrieben. Monath, Buchhändler zu Nürnberg beschreibt diese Wagen in seiner Chronik (vgl. Flugblatt im Germ. Museum Nürnberg; Harstöffer, Delic. mathem. 1651, Th. X, Aufg. 11; Feldhaus im „Radtourist", Mannheim 1903 und 1904 Congreßnummern). Auch ein mechanisches Figurenwerk, ein Haus mit 72 verschiedenen Handwerken, fertigte er zwei Mal an. Der von H. erfundene metallene Streuglanz für Tapeten wurde von seinen Nachkommen noch bis Ende des 18. Jahrhunderts in Nürnberg angefertigt. Auch mit dem Problem des Luftschiffes beschäftigte sich H. (Becker, Närrische Weißheit, 1682, 2, Nr. 42).

Doppelmayr, Von Nürnbergischen Künstlern, S. 301. — Beckmann, Beyträge zur Geschichte der Erfindungen II, 594. — Busch, Handbuch der Erfindungen, 4. Aufl., Bd. IV, S. 262. Eisenach 1807. — T. Beck, Beiträge z. Geschichte d. Maschinenbaues. — L. Beck, Geschichte d. Eisens II, 918. — Gerland u. Traumüller, Geschichte d. physikal. Experimentirkunst, 1899, S. 214. — Glaser's Annalen Bd. XII, Heft 1, Nr. 133, 1883.

F. M. Feldhaus.

Hayd: Heinrich H., katholischer Priester, Dr. theol. und Professor der Philosophie und Aesthetik am kgl. Lyceum zu Freising bei München, wurde geboren am 11. Januar 1829 zu München als einziger Sohn wohlhabender Schreinerseheleute. Von 1839 bis 1846 studirte er die Humaniora am sogenannten alten Gymnasium seiner Vaterstadt, welches er mit „Auszeichnung" verließ. Im Herbst 1846 bezog er die dortige Universität, um sich in einem

dreijährigen Studium unter den Lehrern Fr. Baader, Jos. Görres, Schubert, Lasaulx, Fallmerayer, Beckers und besonders Martin Deutinger der Philosophie zu widmen, wozu H. nach den erlangten Zeugnissen „ganz vorzüglich befähigt" war. Die bekannten politischen Wirren der 48er Jahre (magnae politicae molitiones nach Hayd's Aufzeichnung) fielen in die Mitte dieses Lebensabschnittes, hatten aber für den stets in Studium versenkten, zurückgezogenen Jüngling keinerlei Folgen. 1849 bis 1851 studirte H. an derselben Hochschule unter den Lehrern Haneberg, Permaneder, Reithmayr, Fuchs, Stadlbaur (Döllinger war als Professor von August 1847 bis 1850 suspendirt) mit gleichem Eifer katholische Theologie, deren theoretische Seite er dann durch ein einjähriges Praktikum im Priesterseminare zu Freising ergänzte und vollendete. Am 29. Juni 1852 wurde H. ebenda vom apostolischen Nuntius zum Priester geweiht. Erzbischof von München war damals der dem 1846 verstorbenen Anselm v. Gebsattel succedirende Graf Karl August v. Reisach.

Mit ebenso reichen als gründlichen Kenntnissen ausgerüstet, trat H. 1852 bis 1855 in die praktische Seelsorge, welche er auf den Posten Bachendorf bei Traunstein, Pang bei Rosenheim und Abens betrieb und zwar mit dem gleichen Eifer, wie vordem seine theoretischen Vorbereitungsstudien. Inzwischen war Hayd's Vater gestorben. Da meldete sich der Sohn nach München, wo er die Stelle eines Caplans an der Dreifaltigkeitskirche erhielt, welcher Stelle er fünf Jahre vorstand und bei der er seine philosophisch-theologischen Studien derart förderte, daß er am 4. August 1860 unter dem Decan M. Stadlbaur und mit der dissertatio inaug.: „De doctrina Petri Abaelardi" und der Augustinischen quaestio inaug.: „De Christo incarnando etiam Adamo non peccante" zum Doctor der Theologie promovirt wurde. 1860 erhielt H. die Stelle eines Ceremoniars an der Stiftskirche St. Cajetan zu München, womit derselbe 1863 noch die eines Assistenten am kgl. Münzcabinet verband, um endlich nach drei Jahren plötzlich an das irdische Ziel seiner Wünsche zu gelangen. Mit Ernennung des Philosophieprofessors am kgl. Lyceum zu Freising, des Herrn Dr. Joachim Sighart zum Domcapitular in München, war diese Stelle vacant und mit Allerh. Rescript vom 1. December 1866 dem Stiftsceremoniar H. Hayd in München übertragen. Volle 25 Jahre, worunter wol die Hälfte Jahre des schmerzlichsten Leidens waren, versah der neue Professor sein Amt mit beispielloser Hingabe, bis er, zuletzt einem unheilbaren Siechthume verfallen, am 23. April 1892 in Freising starb, wo er inmitten zahlreicher Amtsgenossen die Ruhe seiner Asche gefunden hat.

H. war eine durchaus speculative und kritische Natur, welche in den theologischen Fragen, s. Zt. unter Deutinger's Führung hauptsächlich discutirt, reichliche Nahrung gefunden hat. Diese von Schelling ausgehenden Einflüsse (insbesondere von dessen Philosophie der Offenbarung) wurden namentlich zu Anfang der 60er Jahre durch Wilhelm Rosenkrantz in seiner „Wissenschaft des Wissens" ebenso scharfsinnig als gründlich und systematisch verarbeitet. H. stellte sich sofort in den Dienst dieses umgestalteten Schellingianismus (schrieb auch für die A. D. B. XXIX, 209 eine Biographie W. Rosenkrantz') und richtete alle seine Vorlesungen nach dem System Rosenkrantz' ein, womit derselbe einige seiner Hörer für ihr ganzes Leben begeistert hat, wogegen er an den meisten Schwerverständigen gegenüber philosophischen Entwicklungen eine oft schmerzlich empfundene Schranke seiner Lehrthätigkeit gefunden hat. Nicht minder stieß H. auch auf kirchlicher Seite wegen seines idealistischen Standpunktes, welcher ihm meist als bloß rationalistischer angekreidet worden ist, auf vielfachen Widerstand, obgleich H. seine Studien in Mitte der Scholastik gemacht und darin gründlicher, als manche seiner Gegner sich umgesehen hat.

Insbesondere dürften H. an Kenntniß über Duns Scotus überhaupt Wenige gleichkommen, wie sein schriftlicher Nachlaß darthun kann. Auch war H. philologisch tüchtig geschult, wie seine Uebersetzungen aus dem Griechischen und Lateinischen beweisen; auch sind Hayd's poetische Versuche bei der Uebersetzung der Psalmen und des Buches Job aller Anerkennung werth, wie er überhaupt als Schriftsteller stets einen klaren und schönen Stil verrieth. Persönlich war H. eine durchaus edle, reine, ideale Gestalt, wie er seinen Edelsinn denn auch durch Hingabe seines gesammten Vermögens an Zwecke der Wohlthätigkeit (70 000 Mark schon zu Lebzeiten) gezeigt hat. Das Waisenhaus der Stadt Freising, deren Ehrenbürger H. geworden, ist seine Stiftung.

Seine Schriften sind folgende: „Das Buch Job im gereimten Versmaße", München 1859; „Abälard und seine Lehre im Verhältniß zur Kirche und ihrem Dogma", Regensburg 1863 (Hayd's ausgearbeitete und erweiterte Doctorschrift). Im selben Jahre erschien — im Selbstverlag — die zierliche Uebersetzung: „Das Buch der Psalmen", ebenfalls gereimt. Theils noch aus der Münchener Zeit, jedoch der Mehrzahl nach aus seiner akademischen Lehrzeit in Freising, somit von 1866—72, stammen sehr viele kritische Besprechungen philosophischer und theologischer Werke in dem von Reusch herausgegebenen Bonner Theologischen Litteraturblatt. Etwas früher schon erschien ein Artikel über Natur und Uebernatur in der österreichischen Vierteljahrschrift f. kath. Theologie Bd. IV, S. 19—48. 1871 und 1872 schrieb H. als Programme der Freisinger Studienanstalten über „Die Principien alles Seienden bei Aristoteles und den Scholastikern", eine gründliche und bündige Arbeit. 1875 erschien in der Tübinger theol. Quartalschrift S. 628: „Verhältniß der Principienlehre zur positiv kirchlichen Theologie" (eine Auseinandersetzung über die Rosenkrantz'sche Principienlehre, spec. der Theologie). Eine Reihe von Jahren, 1872—1880, befaßte sich H. mit Uebersetzungen für die bei Kösel in Kempten erscheinende Sammlung: „Bibliothek der Kirchenväter", die als gut brauchbar anerkannt sind: „Irenaeus, Adversus haereses", 2 Bde.; „Gregor von Nyssa, ausgewählte Schriften", 2 Bde. 1877 und 1878 (auf ausdrücklichen Wunsch des Bischofs Daniel v. Haneberg in Speyer) „Des hl. Augustinus Tractatus in Joannem" (124 Serm.) in 2 Bdn.; 1879 des „Cyrillus von Alexandria ausgew. Schriften, besonders über die heilige und wesensgleiche Dreieinigkeit" (libr. VII), 1 Bd. 1880 „Des Johannes Damascenus Glaubenslehre", 1 Bd. Sich wieder rein philosophischen Nebenarbeiten zuwendend, schrieb H. abermals 1887 als Freisinger Studienprogramm: „Der freie Wille als tiefste Wurzel der menschlichen Persönlichkeit" (54 S.) und 1888 als Fortsetzung dieser Speculation: „Wesen und Ursprung der menschlichen Seele" (66 S.) Beide Schriften bekunden die gründlichste Denkweise, klare, schöne Darstellung und bündigste Beweisführungen. 1890 gab H. in das philosophische Jahrbuch der Görres-Gesellschaft (in der Fuldaer Actiendruckerei erscheinend) Bd. III, S. 1—32 und 353—390 eine größere Abhandlung „Ueber Vereinbarkeit oder Unvereinbarkeit der wissenschaftlichen Forschung mit einem dogmatisch bestimmten, kirchlichen Glaubensbekenntniß", worin manche von herkömmlichen Auffassungen verschiedene Gedanken niedergelegt sind. Im gleichen Jahre publicirte H. in der jetzt von R. Falckenberg-Erlangen herausgegebenen „Zeitschrift f. Philosophie und philosophische Kritik", Bd. 97, S. 264—294 eine kurze, aber klare und sorgfältige Darlegung von Dr. Wilhelm Rosenkrantz' Wissenschaft des Wissens (München 1866). — In das Bonner Theologische Literaturblatt lieferte H. bis 1872 vierzehn größere Besprechungen, worunter die über Deutinger, Stand der gegenw. Philosophie; W. Rosenkrantz, Wissenschaft d. Wissens; Deutinger, Das

Reich Gottes; Pichler, Theologie des Leibnitz; Schneider, Unsterblichkeitslehre unter den Culturvölkern, besonders hervorragen.

Ueber H. gab Lycealrector Dr. Daller in Freising einen kurzen Nekrolog in das bereits erwähnte philos. Jahrbuch d. Görres-Gesellschaft, Jahrg. 1892, Bd. V, S. 495.

Hayd's handschriftlicher Nachlaß, welcher dem Berichterstatter testamentarisch zufiel, ist sehr reichlich und läßt auf unermüdliches und unablässiges Schaffen und Arbeiten schließen. Es ist, als ob H. alle seine Conceptionen ohne Ausnahme zu Papier hätte bringen wollen. Tagebücher, Gelegenheitsgedichte, historische Aufzeichnungen, ca. 250 druckfertige Predigten, Auszüge, theils wörtliche, theils sinngetreue namentlich aus dem Grenzgebiete von speculativer Philosophie und positiver Theologie, fertig geschriebene Collegienhefte aller von ihm pflichtgemäß und frei vertretenen (wie Religions- und Rechtsphilosophie) Disciplinen in Menge. Ausdrücklich erwähnen wir die Arbeiten Hayd's aus Duns Scotus, weil diese jedem Scotus-Forscher ungemein fachdienlich sein können. In 10 engbeschriebenen und von ihm selbst gebundenen Quartbüchern liegen vor: „Controversiae theologiae inter Thomam et Scotum. Venetiis 1599 u. J. de Rada", 2 Bde.; „Montefortino: Summa Scotistica", 2 Bde.; „D. Scoti Quaestiones disputatae", 1 Bd.; „Des D. Scotus Sentenzen incl. der Quodlibetalia", 5 Bde. Wir erachten es als eine litterarische Pflicht, diese Sammelarbeiten über Duns Scotus s. Zt. einer öffentlichen Stelle zu freier Benutzung anzuvertrauen, da wir überzeugt sind, daß damit das schwierige Studium des dunklen, scharfsinnigen Scholastikers wesentlich erleichtert und zweckmäßig gefördert werden könne.

A. Koch.

Haydlauf: Sebastian H. (auch Haidlauf und Haidlauff), Weihbischof von Freising, geboren am 5. April 1539 zu Meßkirch in Schwaben (jetzt in Baden), † wahrscheinlich 1580 oder 1581. Er studirte Theologie in Ingolstadt, wurde daselbst 1562 Magister der Philosophie und der freien Künste und docirte Hebräisch und Griechisch. Später wurde er Licentiat der Theologie, 1563 Priester, einige Zeit Caplan bei St. Moritz in Ingolstadt, 1567 oberer Stadtpfarrer daselbst (zu U. L. Frau, als solcher auch parochus academicus). Im Wintersemester 1568/69 war er zugleich Rector der Universität. Im Januar 1569 wurde er unter dem Bischof Ernst von Baiern zum Weihbischof von Freising ernannt, am 10. Februar 1570 von Papst Pius V. als Episcopus Dariensis i. p. i. und Suffragan von Freising bestätigt. Sicher hat er diese Würde bis gegen Ende 1579 bekleidet. Als Weihbischof von Freising und Domprediger tritt er zum letzten Mal auf am 3. November 1579 mit der Leichenpredigt auf Herzog Albrecht V. von Baiern, die ebenso wie eine lateinische Trauerrede auf denselben 1580 gedruckt wurde. Nachher kommt sein Name nicht mehr vor und 1581 erscheint ein Nachfolger an seiner Stelle. Es ist also zu vermuthen, daß er 1580 oder Anfang 1581 gestorben ist. Ein genaueres Datum ließ sich nicht feststellen. — Im Druck erschienen von H. die Schriften und Reden: „Oratio de concordia et harmonia SS. Romanae Ecclesiae, . . . recitata Ingolstadii, cum SS. Theologiae Baccalaureus crearetur" (gedruckt in: Valentin Rotmar, Tomus I Orationum Ingolstadiensium, Ingolstadii 1571, Bl. 145—155); „Ein Christliche Predig, Vom Wüstgrewel (de abominatione desolationis) oder vom Antichrist, das nemblich der selbig nit bey den Catholischen, sunder bey den Sectischen öffentlich gefunden werde" (Ingolstadt 1569); „Grundtlicher warhafftiger Bericht inn drey vnd dreissig Conclusiones verfaßt, Wie das die vermeinten Euangelischen Predicanten, nit allein von der letsten, sonder

auch von der Ersten Römischen vnnd Apostolischen Kirchen seind abgefallen .... Hierinnen wirdt auch zum thail die vngründtlich widerlegung Jacobi Andree, warumb etlich von jnen widerumb zu vns getretten, mit warem vestem grund widerlegt" (Ingolstadt 1569; gegen die 1568 von Andreä zu Tübingen veröffentlichte Streitschrift); „Gewisse, warhafftige newe zeitung Von der Augspurgerischen Confession verwandten Predicanten, new angerichter ainigkait" (München 1572; ebenfalls gegen Andreä); „Der Augspurgerischen Confession, vnd diser verwandten Predicanten, jetziger newer Grundtfest, Bestendigkait vnd Ainigkait" (München 1573; eine bedeutend erweiterte und vermehrte Neubearbeitung der vorigen Schrift); „Leichpredig am tag der Begrebnuß Weylund des Durchleuchtigen, Hochgebornen Fürsten vnnd Herrn, Herrn Albrechten Pfaltzgrauen bey Rhein, Hertzog in Obern vnd Nidern Bayern, rc. Zu Freysing im hohen Thumbstifft gehalten den 3. Nouembris des 79. Jars" (München 1580); „Oratio lugubris in placidissimam Serenissimi Boiorum Principis Alberti, etc. analysin" (München 1580).

Kobolt, Baierisches Gelehrten-Lexikon (Landshut 1795), S. 310 f.; Ergänzungen u. Berichtigungen zum Baier. Gelehrten-Lexikon (ebd. 1824), S. 143 f. — [Frhr. v. Bugniet,] Versuch einer Reihe Hochfürstlich-Hochstift-Freysingischer Suffragan-Bischöfen u. General-Vikarien (Freysing 1799), S. 31 f. — Litteraturzeitung f. katholische Religionslehrer, herausg. von Mastiaux, 12. Jahrg. 1821, Bd. II, 402 f. — F. Lauchert, Der Freisinger Weihbischof Sebastian Haydlauf u. s. Schriften; im Histor. Jahrbuch 1904.

Lauchert.

Hebra: Ferdinand Ritter von H., in Wien, der berühmte Dermatolog, am 7. September 1816 in Brünn geboren und am 5. August 1880 in Wien gestorben, studirte und promovirte am letztgenannten Orte 1841, war zunächst einige Monate lang Assistent an der Lehrkanzel für Staatsarzneikunde, trat dann als Aspirant und später als Secundararzt an die Abtheilung für Brustkranke über unter Skoda und lenkte hier seine Aufmerksamkeit besonders auf die Hautkrankheiten, deren Studium fortab seine Lebensaufgabe wurde. Es gelang ihm durch eine Reihe von schriftstellerischen Leistungen und wesentlichen Neuerungen das Gebiet der Dermatologie derartig zu erweitern und umzugestalten, daß es durch seinen Einfluß zum Rang einer Specialdisciplin mit einem eigenen Lehrer erhoben wurde. Es wurde für die Hautkranken eine selbständige Abtheilung 1845 gebildet und an die Spitze derselben H. gestellt, seit 1849 als außerordentlicher, seit 1869 als ordentlicher Professor. Diese Stellung behielt H. bis zu seinem Lebensende. Durch Lehrcurse in seinem Fach, die er bereits 1842 zu halten begonnen hatte, wurde er das Haupt einer Schule, deren Vertreterzahl unübersehbar ist. Es ist sein Verdienst, der Dermatologie, die vor ihm kaum besondere Beachtung und eine wissenschaftliche Bearbeitung nur in vereinzelten Versuchen erfahren hatte, allgemeine Geltung als einer den übrigen Fächern der Medicin durchaus ebenbürtigen Disciplin verschafft zu haben. Ausgestattet mit genialer Beobachtungsgabe gelangte er dank einem relativ reichhaltigen Material dazu, für eine größere Zahl bekannter Krankheiten den typischen Verlauf zu beschreiben, verschiedene neue Krankheitsbilder zu differenziren, Verlauf und Merkmale in präcisester Weise und in classischer Sprache festzusetzen und vor allem, was sein Hauptverdienst ist, die alte humoral-pathologische Auffassung zu beseitigen und an Stelle der sogen. Dyscrasie die Ursachen der Hautkrankheiten in einer Reihe von anderen, meist äußeren Factoren experimentell nachzuweisen und demgemäß die Therapie wesentlich zu ändern bezw. zu bessern. Auch das von ihm in seinem „Versuch einer auf pathologische Anatomie gegründeten Eintheilung der Hautkrankheiten"

(1845) niedergelegte, rationell wissenschaftliche System der Dermatologie fand den Beifall der Zeitgenossen und ist auch gegenwärtig mit geringen Modificationen gültig. 1856 begann H. die (1876 vollendete) Herausgabe eines prächtig ausgestatteten „Atlas für Hautkrankheiten“, eines Werks von bleibendem und heute noch anerkanntem Werth. Zum großen von Virchow herausgegebenen „Handbuch der speciellen Pathologie und Therapie“ lieferte H. 1860 den dermatologischen Beitrag u. d. T.: „Acute Exantheme und Hautkrankheiten“. — Auch unternahm H. mehrere große Studienreisen, so u. a. 1852 nach Norwegen zur Erforschung der Lepra. Eine sehr eingehende Würdigung der Bedeutung und Leistungen Hebra's stammt von Caspary im Biogr. Lex. herv. Aerzte hsg. von A. Hirsch III, 97. Auf diese Quelle sei hiermit verwiesen.

Pagel.

Heckenast: Gustav H., Buchhändler und namhafter deutscher Verleger in Ungarn, wurde am 2. September 1811 als Sohn des deutschen Seelsorgers der dortigen evangelischen Gemeinde in Kaschau geboren und erhielt die erste Ausbildung an den Schulen seiner Vaterstadt, die weitere an dem evangelischen Collegium in Eperies; leider erlaubten die beschränkten Mittel seines Vaters es nicht, den wißbegierigen Jüngling eine Universität beziehen zu lassen. Er wurde für den Kaufmannsstand bestimmt und kam zunächst in Eperies zu einem Spezereihändler in die Lehre. Als im J. 1826 Otto Wigand eine Buchhandlung in Pest begründete, trat H., welchem dieser Zweig des Kaufmannsstandes viel mehr zusagte, in dessen Geschäft und Wigand wurde der Lehrmeister Heckenast's in dem neuen Berufszweige. Aus politischen Gründen — nach Andern infolge der Einschmuggelung polizeilich verbotener Bücher — mußte Wigand plötzlich 1832 aus dem Lande flüchten und übergab die Buchhandlung an den jugendlichen H. Schon im J. 1834 wurde die Buchhandlung ganz und selbständig auf Gustav H. übertragen, der zunächst als Sortimenter eine außergewöhnliche Thätigkeit entwickelte. Durch Umsicht und überaus praktischen Betrieb brachte H. das Geschäft zu solcher Blüthe, wie sich deren kein Buchhändler Ungarns rühmen konnte. Er begründete auch ein wissenschaftliches Antiquariat und stand mit dem Buchhandel Deutschlands, namentlich Leipzigs, in engster Verbindung. H. war es auch, der ein bibliographisches ungarisches Fachblatt ins Leben rief, welches den gesammten Buchhandel Ungarns und Siebenbürgens ins Auge faßte und förderte. Gleichzeitig verkehrte H. schon damals mit den ersten litterarischen und politischen Celebritäten Ungarns, von 1836 an war er Mitglied des Leipziger Börsenvereins für den Buchhandel. Bei der durch den Eisgang der Donau im J. 1838 über ganz Pest hereingebrochenen großen Ueberschwemmung erlitt er, da die Bücher in seinem Geschäfte vom Wasser beschädigt wurden, große Verluste, er selbst konnte sein Leben nur durch eilige Flucht ins erste Stockwerk des Hauses und von dort in einem Boote retten. Das Entgegenkommen der Leipziger Buchhändler, welche ihm die Rücksendung der beschädigten unverkauften Bücher ohne Verrechnung erließen, bewahrte H. vor allzugroßem Schaden. Seine Beliebtheit in ungarischen Schriftstellerkreisen erweist das von Baron Josef Eötvös im Verein mit zahlreichen Dichtern und Schriftstellern herausgegebene „Ueberschwemmungsbuch“ (Arvizkönyv), dessen Erträgniß zu seinen Gunsten bestimmt wurde. H. begründete im J. 1839 eine Leihbibliothek nach deutschem Muster und führte sein Sortiment bis 1847 weiter fort, übergab dasselbe aber im genannten Jahre seinem bisherigen Mitarbeiter Karl Edelmann.

Schon im J. 1841 war H. mit dem Buchdrucker Landerer als Verleger in Verbindung getreten und begann seitdem eine immer bedeutendere Verlagsthätigkeit. Er wurde in dieser Beziehung ein großer Förderer des zu jener

Zeit noch in den Windeln liegenden ungarischen Verlagsbuchhandels und damit der Litteratur und Cultur im Lande. An dieser Stelle ist aber insbesondere seiner Verlegerthätigkeit, die sich deutschen Büchern zuwandte, zu gedenken. Vorläufig sei bemerkt, daß H. neben einer Zahl volksbildender Zeitschriften in ungarischer Sprache und zahlreichen Ausgaben damaliger hervorragender ungarischer Schriftsteller schon seit 1841 mit bedeutenden bald berühmt gewordenen deutsch-österreichischen Dichtern, unter denen Adalbert Stifter obenan steht, in Verbindung getreten war und Werke von denselben in schöner und correcter Ausstattung verlegte. Bevor noch diese Verlegerthätigkeit Heckenast's zur Besprechung gelangt, sei des äußeren Lebens und der übrigen geschäftlichen Thätigkeit dieses auf dem Gebiete des Buchhandels so hervorragenden Mannes gedacht. Seitdem er sich mit dem Buchdruckereibesitzer Landerer verband, entstand die Firma „Landerer & Heckenast", die alten Pressen Landerer's wurden nun gegen neue Schnellpressen vertauscht und diese später für Dampfbetrieb eingerichtet. Im J. 1848 erschienen darauf gedruckt die ersten censurfreien Schriften in Ungarn. 1854 starb Landerer, die Firma blieb noch eine Reihe von Jahren aufrecht, im J. 1863 übernahm H. die Druckerei auf eigene Rechnung. Seit 1844 hatte er aber auch noch ein drittes Geschäft unter der Firma „Verlags-Magazin in Pest und Leipzig" gegründet, welches er mit seinem Freunde A. K. Händel betrieb, der es im J. 1847 auch ganz übernahm. Mit 1. April 1873 verkaufte H. sein zu hoher Blüthe gelangtes Verlagsgeschäft an die Pester Actiengesellschaft Franklin, führte daselbst noch einige Zeit die Leitung, schied aber 1874 vollständig aus und zog sich in sein erbautes bequemes Haus nach Preßburg zurück. Einen Rest von 180 Werken seines Verlages hatte er sich bei dem erwähnten Verkaufe aber noch reservirt, mit diesen etablirte er sich als Verleger in Preßburg unter der Firma „Gustav Heckenast Verlags-Comptoir in Preßburg und Leipzig", welche bis zu Heckenast's Tode bestand. Er hatte wol die Absicht den Verlag ganz aufzugeben, da er arbeitsmüde und kränklich wurde und sich ein großes Vermögen durch rastlosen Fleiß und energische Thätigkeit erworben hatte. Da überfiel ihn im Frühjahre 1878 ein Herzleiden, welchem der strebsame Mann am 12. April 1878 zu Preßburg erlag.

H. war vier Mal verheirathet. Seine erste Ehe mit der Tochter des Leipziger Verlagsbuchhändlers Otto Wigand wurde gelöst, die zweite Frau starb bald nachdem er sich neuerlich vermählt hatte, ebenso währte die dritte eingegangene Ehe nicht lange, denn auch diese wurde getrennt. Im J. 1868 heirathete H. wieder und lebte glücklich mit seiner Gattin bis zum Tode.

Es erscheint, um nur die Bedeutung Heckenast's für das litterarische Leben eingehender festzustellen, nothwendig seiner Verlagsthätigkeit zu gedenken. Dabei ist freilich an dieser Stelle abzusehen von der reichen Thätigkeit in dieser Beziehung, welche er der eigentlichen ungarischen Litteratur seiner Heimath zuwandte. Er hat die hervorragendsten zeitgenössischen Werke ungarischer Nationallitteratur auf den Büchermarkt gebracht, bemerkenswerthe ungarische Zeitschriften und lexikalische Werke begründet, blieb selbst der Politik in seinem Vaterlande als Verleger nicht fremd und kann daher gewissermaßen der Reorganisator des ungarischen Verlagsbuchhandels genannt werden. In derselben Weise aber wandte sich der feingebildete kenntnißreiche Mann seit den vierziger Jahren des 19. Jahrhunderts der deutschen Litteratur zu. Nicht nur daß er von ungarischen Dichtungen Uebersetzungen ins Deutsche, so von den Dichtern Petöfi, Arany, Kisfaludi, Josika (sämmtliche Werke dieses ausgezeichneten Romanciers) und Anderen, sowie historische und litterarhistorische Werke Ungarn betreffend von Toldy, Horvath ꝛc. in deutscher Sprache seinem

Verlage einverleibte, sondern auch eine ganze Reihe der bedeutendsten namentlich deutschösterreichischen Dichter und Schriftsteller erschienen durch ihn in die Oeffentlichkeit eingeführt. Es seien von diesen hier erwähnt: die Gedichte und Novellen von Betty Paoli, die Dramen von S. H. Mosenthal, Novellensammlungen von F. Stelzhamer, Deinhardstein, Ernst Ritter, Tschabuschnigg, W. Tesche und R. Hirsch. Auch Erzählungen und Novellen von Fr. Hebbel, L. Schücking und August Becker sind bei H. erschienen, ebenso verschiedene Sammlungen von Gedichten, darunter solche in der österreichischen Volksmundart wie z. B. die durch Adalbert Stifter eingeleiteten Gedichte von Anton Gartner. Aus der späteren Zeit seiner Verlagsthätigkeit liegen vor die freichristlichen Schriften von Julius Pederzani, die eigenartigen Novellen und andere Schriften von E. M. Vacano. Selbst religiöse deutsche Werke umfaßte sein Verlag, so insbesondere die Erbauungsbücher von J. S. Albach. Auch finden wir die merkwürdige Reisende Ida Pfeiffer und den berühmten Orientalisten Hermann Vámbéry durch hervorragende Reisewerke vertreten. Hierzu kommt eine reiche Zahl deutscher, ungarischer, französischer, italienischer und englischer Wörterbücher und Grammatiken, das von den besten Künstlern reich illustrirte Prachtwerk Eduard Duller's über Erzherzog Karl, Bilderwerke des ausgezeichneten Malers J. N. Geiger sowie auch vorzügliche Einzelporträts von Beethoven, Grillparzer, Adalbert Stifter u. A., die in seinem Kunstverlag erschienen sind. Selbst auf musikalischem Gebiete war H. verlegerisch thätig, indem er namentlich Robert Volkmann's geistvolle Compositionen von Opus 26—75 in seinen Verlag aufnahm.

Die allerbedeutendsten der von H. verlegten Dichtwerke aber sind jene Stifter's und Rosegger's. Zu beiden Poeten stand der für echte Poesie so begeisterte Mann auch in persönlichen freundschaftlichen Beziehungen. Zunächst war es Adalbert Stifter, dessen Werke ohne Ausnahme in Heckenast's Verlage erschienen sind. Im J. 1839 begründete H. das überaus feinsinnig angelegte Taschenbuch „Iris“, dessen Herausgabe Joh. Graf Majlath übernommen hatte und das, wie gleich von vornherein erwähnt werde, bis zum Jahre 1849 in ununterbrochener Folge herausgegeben worden ist. Schon im J. 1840 wurde der Verleger auf die ersten in Zeitschriften erschienenen Publicationen Stifter's aufmerksam und es entspann sich nun ein Verkehr zwischen dem Verleger und dem Dichter, welcher zunächst die Aufnahme der schönsten Stücke Stifter's in der „Iris“ zur Folge hatte, dabei aber ein Freundschaftsverhältniß der Beiden begründete, das weit über die freundlichen geschäftlichen Beziehungen zwischen Autor und Verleger hinausging und sich am schönsten in den Beriefen Stifter's an H. in seiner ganzen Entwicklung zeigt. Diese Briefe, abgedruckt in der Sammlung: „Briefe von Adalbert Stifter“ (3 Bde., 1869), sind ein schönes Denkmal wahrer Freundschaft, wie es in der deutschen Litteratur nicht oft vorgekommen und werfen auch auf den Charakter des Adressaten das schönste und hellste Licht. Stifter's Briefe beweisen die Theilnahme des ihm immer inniger befreundeten Verlegers in allen Lebens- und Familienschicksalen des Dichters, welche Theilnahme auch der Dichter herzlich und wahr erwidert, dem feinsinnigen Freunde H. gegenüber bespricht Stifter künstlerische, ästhetische, religiöse und andere Fragen in seinen Schreiben, und man ersieht daraus wie er das Urtheil und den Geschmack Heckenast's hochhält und gar häufig über die zünftige Kritik stellt. „Sie gehören nach meinen Geschwistern zu den nächsten in unseren Gefühlen“ schreibt er zugleich im Namen seiner Gattin an den Verleger und macht ihn mit jedem freudigen wie auch mit jedem traurigen Ereignisse, das den vom Schicksale anfangs wenig begünstigten Dichter betroffen, bekannt. H. anderseits gibt sich als der

zarteste, mitfühlende, hochherzige, oft geradezu aufopfernde Freund, als Schützer des Poeten, als Mann, der, wenn auch oft kein pecuniärer Gewinn in Betracht kommt, sich stets hülfsbereit und entgegenkommend bei der Herausgabe der Schriften seines Freundes zeigt. Wenige Jahre, nachdem „Der Hochwald", jene Perle der novellistischen Stücke Stifter's in der „Iris" erschienen war, begann der eifrige Verleger in Verbindung mit Stifter die ersten Bände der berühmten „Studien" herauszugeben, welche von 1844—1850 in Heckenast's Verlage mit den prächtigen Vignetten Geiger's, von Axmann gestochen, in 6 Bänden erschienen. Von da an ist eine Reihe von Auflagen der „Studien" in verschiedenen Ausgaben von H. edirt worden, namentlich auch die zierlichen Miniaturausgaben einzelner, besonders trefflicher Novellen aus denselben, wie „Der Hochwald", „Die Narrenburg", „Der Hagestolz" ꝛc. Es erschienen weiter die „Bunten Steine", die mehrbändige Erzählung „Der Nachsommer" der historische Roman „Witiko" aus Stifter's Feder im Verlage Heckenast's. Alle diese Werke waren mit ähnlichen, aufs feinste ausgeführten gestochenen Vignetten von Geiger's Meisterhand versehen und H. setzte überhaupt eine Ehre darein, den Werken Stifter's eine glänzende Ausstattung zu geben. Nach des Dichters 1868 erfolgtem Tode noch sicherte H. der Wittwe ein namhaftes Honorar durch die Ausgabe der oben erwähnten „Briefe" und der „Erzählungen" aus dem Nachlasse, auch darin den Edelsinn des Freundes bekundend, welcher über das Grab hinausreichte.

Der zweite besonders hervorragende österreichische Dichter, den H. durch seinen Verlag und liebenswürdiges Entgegenkommen am Anfange seiner litterarischen Laufbahn förderte, war Peter Rosegger. Er schrieb an ihn die schönen Worte: „Meinem Gemüthe thut es wahrlich wohl, gleichsam eine Nachfolge und einen Ersatz zu finden für das innige Verhältniß, welches mich mit Adalbert Stifter bis zu seinem Tode verband, indem ein junger Geist, der in dieselben Bahnen lenkt, ein jugendlich frisches Gemüth, das in gleicher Tiefe dichterisch erglüht und ein Herz, das in gleicher Güte und Reinheit für die edelsten Güter der Menschen strebt, sich mir erschließt". Kurz nachdem die ersten Dichtungen Rosegger's erschienen waren, zu Anfang der siebziger Jahre, hatte sich H. Rosegger als Verleger angeboten und die „Geschichten aus Steiermark" waren das erste Werk, welches 1871 in Heckenast's Verlage zu Pest erschien. Es folgte nun eine Reihe von Schriften des immer höher strebenden und zu immer größerer Bedeutung gelangenden Poeten aus der Steiermark, unter denen das besonders berühmt gewordene Buch: „Die Schriften des Waldschulmeisters" (1875) hauptsächlich hervorgehoben sei. Ein Gedanke Heckenast's war es auch, welcher in dem eigenartigen Kalender „Das neue Jahr" verwirklicht wurde, dessen Redaction ebenfalls Rosegger übernahm, der selbst daran als eifriger Mitarbeiter wirkte. Von diesem echt volksthümlichen und ganz den Geist seines Leiters athmenden Kalenderunternehmen sind von 1872 an zehn Jahrgänge erschienen. Rosegger selbst hat dem edlen Mann und Verleger in seinem Buche: „Mein Weltleben" unter dem Titel „Mein Verleger" ein schönes litterarisches Denkmal errichtet. Wie H. dachte und sich Rosegger gegenüber brieflich öfter äußerte, davon möge auch die nachfolgende Briefstelle an den Letzteren Zeugniß ablegen: „Wie möchte ich Ihnen in Freundschaft die Hand drücken, da ich immer wieder erfahre, daß Sie in den höchsten und reinsten Regionen der Dichtkunst gerade so empfinden wie ich. — Nur der sich zum reinen Aether der Dichtkunst zu erheben weiß, der lebt fort in den Höhen und streut seine Himmelsblumen nieder auf die Menschheit von einem Geschlecht zum andern". Auch bei den neuen Stifter-Ausgaben holte der Verleger den Rath Rosegger's ein und bei der Kürzung des etwas weit-

läufig angelegten „Nachsommer“ Stifter's waren Beide zusammen thätig, im Sinne des todten Verfassers die knappere Fassung zu Stande zu bringen. Rosegger verkehrte in der Folge auch persönlich mit dem feingebildeten Verleger, besuchte ihn in Pest und auf Heckenast's Landgute in Maroth bei Gran, und H. selbst kam auch nach Steiermark und machte mit dem jüngeren Freunde Gebirgspartien in dem von diesem so malerisch und anschaulich geschilderten Berglande. H. war nach Rosegger's eigenen Worten „eine vornehme Natur durch und durch sowol in seinen Manieren als auch in seinem Wirken und Genießen. Er war gleich empfänglich und verständnißvoll für Naturschönheit, für Musik und Malerei wie für Litteratur. Und trotz aller Pflege des Schönen, trotz des riesigen geschäftlichen Wirkungskreises blieb ihm noch Zeit und Herz für seine Familie. In seinem Hause herrschte Gastfreundschaft im feinsten Sinne, es war ein behagliches sorgloses Sein in dieser Atmosphäre des Schönen und Guten“.

In Heckenast's gastlichem Hause zu Pest sowie auf seinem Landgute zu Maroth verkehrten alle bedeutenden Vertreter der Kunst, Litteratur und des öffentlichen Lebens; so verlebte auch der schon genannte geniale Componist Rob. Volkmann in einem eignen Häuschen auf dem mehrerwähnten Landsitze Heckenast's als dessen Gast von 1852 an längere Zeit und kam daselbst seinen Studien und Arbeiten nach. — In seinen politischen und socialen Anschauungen war H. ein entschiedener Anhänger und Vertheidiger der freisinnigen Richtung und ein treuer Sohn seines ungarischen Vaterlandes, was ihn aber nicht hinderte, wie sich aus dem Obigen ergibt, ein hervorragender Förderer auch der deutschen Litteratur in Ungarn und außerhalb dieses Landes zu sein. Er stand mit Deutschlands litterarischem Weltverkehr in steter Fühlung. Namentlich sind schließlich auch seine Familienbeziehungen zu dem Leipziger Verlagsbuchhändler Otto Wigand hervorzuheben, dessen Tochter Heckenast's erste Frau, sowie zu dem Verlagsbuchhändler Georg Wigand, dessen Gattin Heckenast's Schwester war. Zuletzt lebte H. in Preßburg, woselbst auch nach seinem Tode sein Leichnam in der auf dem evangelischen Friedhofe daselbst erbauten Gruft beigesetzt wurde.

Nach erbetenen Mittheilungen des kgl. ungar. Ministerialrathes Ludwig André, eines Verwandten Heckenast's. — In dem (ungarischen) Jahrbuche der ungarischen Buchhändler. 1. Jahrg., Pest 1890 findet sich eine sehr eingehende Schilderung des Lebens und Wirkens Heckenast's in ungarischer Sprache von Adolf Sennowitz. — Biographische Angaben sind auch zu finden im 1. Bande der „Bibliographie der ungarischen nationalen und internationalen Literatur“ von K. M. Kertbeny. Budapest 1880. S. CXXIX. — Namentlich sind zur Charakteristik Heckenast's auch anzuführen die schon im Texte erwähnten „Briefe von Adalbert Stifter“. Pest 1869, 3 Bde. — Peter Rosegger, Mein Weltleben. Leipzig 1898. — Hans Volkmann, Robert Volkmann. Sein Leben und seine Werke. Leipzig 1903.

Anton Schlossar.

Hecker: Friedrich Franz Karl H. wurde am 28. September 1811 zu Eichtersheim in Baden geboren. Die erste Thätigkeit im öffentlichen Leben, in die H. nach Vollendung seiner Studien im J. 1838 eintrat, war die eines Oberhofgerichtsadvocaten in Mannheim. Er machte sich bald auch außerhalb des Kreises, mit dem ihn sein Wirken am Gerichtshof in Berührung brachte, durch Talent und Beredsamkeit bekannt und wurde im J. 1842 im Wahlbezirk Weinheim-Ladenburg in die badische Zweite Kammer als Abgeordneter gewählt. Es war die Zeit, in welcher der Liberalismus in Baden begann sich zum Radicalismus auszugestalten und H. war einer der eifrigsten unter

den Abgeordneten, welche für diese neue Richtung eintraten. Kaum Einer verstand es in solchem Maße wie er, im Landtag der Regierung mit der größten Schärfe und Entschiedenheit entgegenzutreten. Die meisten Kammerreden wurden nur der Form nach an die Abgeordneten gerichtet, ihrer ganzen Tendenz nach galten sie den weitesten Volkskreisen, unter welchen sie durch eine der liberalen Partei dienende Presse verbreitet wurden. In der Kunst, zum Fenster hinaus zu reden, wurde H. von keinem andern Abgeordneten übertroffen. Auch außerhalb der Kammer, in Versammlungen und wo sich sonst Gelegenheit darbot, war H. einer der beliebtesten und wirksamsten Redner.

Als im J. 1845 die schleswig-holsteinische Frage begann, die Gemüther auch in Süddeutschland zu erregen, erhob H. am 6. Februar in der badischen Zweiten Kammer seine Stimme gegen die beabsichtigte Verschmelzung der Herzogthümer mit Dänemark. Diese Frage an und für sich interessirte ihn nur sehr wenig, aber er erblickte in ihr ein wirksames Agitationsmittel gegen das badische Ministerium. Durch die Art, wie er für die Sache der Herzogthümer eintrat, machte H. seinen Namen auch außerhalb Badens bekannt. Als er im Mai 1845 mit dem badischen Abgeordneten v. Itzstein eine Reise nach Norddeutschland unternahm, wurde er, wie sein Begleiter, aus dem preußischen Staate ausgewiesen. Nichts hätte seine Popularität mehr fördern können. Trotzdem erbitterte ihn diese Maßnahme der preußischen Regierung so sehr, daß von da an sein rückhaltloser Uebergang aus dem Kreise der auf gesetzlichem Boden stehenden badischen Opposition zu dem extremen Radicalismus und zu dem damals neu entstehenden Socialismus datirt. Einer der Führer der extremen Partei, Gustav Struve, gewann im J. 1847 großen Einfluß auf ihn und machte ihn bald zu einem Revolutionär. Zwar erklärte er sich Anfangs März noch durch die Zugeständnisse befriedigt, welche die badische, wie die meisten andern deutschen Regierungen den Forderungen des Volkes machte. Aber schon in der Volksversammlung, die er gemeinsam mit Struve auf den 19. März 1848 nach Offenburg berief, wurden auf seinen Antrag Beschlüsse gefaßt, die mit der Staatsordnung in einer Monarchie unvereinbar waren. So zeigte sich H. auch als entschlossener Gegner der Monarchie in dem Vorparlament, aus dem er ausschied, als seine revolutionären Anträge nur eine kleine Anzahl von Stimmen auf sich vereinigten. Am 12. April 1848 beschloß H. mit Struve den Versuch zu machen, einen bewaffneten Aufstand zu organisiren. Am 14. April sollten alle waffenfähigen Männer Badens sich, bewaffnet und mit Mundvorrath versehen, in Donaueschingen einfinden. Aber nur ein kleines Häuflein folgte ihrem Aufruf. Diese Anhänger und andere, die in der Rheinebene zusammengebracht wurden, nahmen bei Kandern Aufstellung, sahen sich aber am 20. April einer Truppenmacht gegenüber, welche — obwol ihr Führer, General Friedrich v. Gagern, den Heldentod starb — die „Freischärler“ in die Flucht schlug. Auch H. mußte in die Schweiz fliehen, wo er eine Schrift über „Die Volkserhebung in Baden“ herausgab, welche ein Zeugniß der vollständigen Unfähigkeit ihres Verfassers, eine Revolution zu organisiren und auch beim Mißlingen seiner Pläne den Kopf hochzuhalten, ablegt. Trotzdem behielt sein Name die doch nur durch Reden erworbene Popularität, das „Hecker-Lied“ wurde eine Art von Marseillaise der badischen Revolutionäre, der „Hecker-Hut“ ein Kennzeichen radicaler Gesinnungstüchtigkeit. H. selbst aber, der am Gelingen der revolutionären Bewegung verzweifelte, warf die Flinte ins Korn, wanderte nach Amerika aus und erwarb im Staate Illinois eine Farm. Zwar entzog er sich, als im J. 1849 die Revolution eine Zeitlang in Baden über die Sache der Ordnung triumphirte, dem Rufe der revolutionären Regierung, die ihn

im Mai 1849 in die Heimath zurückrief, nicht. Aber als er in Straßburg eintraf, war die badische Revolution durch die preußischen und Reichstruppen niedergeworfen und H. kehrte nach Amerika zurück. Dort gewann er nun in der That eine neue Heimath und nahm in den 1860er Jahren opferfreudig und tapfer auf Seite der Union an dem Bürgerkrieg theil. Als Befehlshaber erwies er jedoch bald seine völlige Unbrauchbarkeit und kehrte im Jahre 1864 auf seine Farm zurück. Der deutsch-französische Krieg und der glänzende Sieg der deutschen Waffen erweckten seinen nationalen Patriotismus, den er allerdings zwanzig Jahre früher nicht glücklich bethätigt hatte, und er brachte dem neuen Reich die Sympathie seines enthusiastisch angelegten Naturells entgegen. Bei einem Besuche des alten Vaterlands im J. 1873 aber konnte H. nicht anders als in die alten Velleitäten der 1848er Bewegung zurückzufallen. Verstimmt begab er sich wieder auf seine Farm, um fortan in voller Zurückgezogenheit von der Politik seine Aecker zu bebauen. Unter den Deutschen Amerikas genoß H. ein dadurch wohlverdientes Ansehen, daß er sich stets seiner Landsleute annahm, daß er allezeit sich als offener ehrlicher Charakter bewährte und die Liebenswürdigkeit im geselligen Verkehr, die ihm in der Jugend so viele Freunde gewonnen hatte, auch im Alter nicht verlor. Diese Eigenschaften machten ihn auch bei den Amerikanern beliebt. H. starb im 70. Lebensjahre in St. Louis am 24. März 1881.

Badische Biographien IV, 166 ff. v. Weech.

Hecker: Karl von H., einziger Sohn des berühmten medicinischen Geschichtschreibers und Epidemiographen Justus Friedr. Karl H. in Berlin, geboren am 8. Mai 1827 daselbst, studirte in Berlin, Heidelberg, Paris und Wien. 1848 in Berlin mit der Dissertation: „De Chlorosi“ zum Doctor promovirt, schrieb er ferner: „De periostitide phosphorica“, Berol. 1848, und wurde, nachdem er seine Studien in Paris und Wien 1849 und 1850 beendet hatte, 1851 Assistent an der geburtshülflichen Klinik von D. W. H. Busch in Berlin. Hier habilitirte er sich mit der Schrift: „De retroversione uteri gravidi“, 1853. Nach dem Tode von K. Chr. Hueter († 1857) in Marburg i. H. wurde er im J. 1858 als ordentlicher Professor der Geburtshülfe dorthin berufen und trat dieses Amt mit der Aufsehen erregenden Schrift: „Beiträge zur Lehre der Schwangerschaft außerhalb der Gebärmutterhöhle“ an. Schon ein Jahr später folgte er aber einem Rufe als Gynäkologe an die Universität München, an der er zugleich Director der städtischen Gebäranstalt und der Kreishebammenlehranstalt und bald auch Mitglied des Medicinalcomités der Universität und des kgl. Obermedicinalausschusses wurde. Im Verein mit Siebold, Bischoff, Voit, Ziemssen, Buhl, Pettenkofer entfaltete H. eine sehr glückliche und erfolgreiche Thätigkeit als Lehrer, Arzt, Gelehrter und Schriftsteller, als deren bedeutendste Frucht zweifellos die von ihm und Buhl herausgegebene „Klinik der Geburtskunde“, 1861, zu bezeichnen ist. In dieser legte H. seine Erfahrungen über die Physiologie und Pathologie der Schwangerschaft, Geburt und des Wochenbettes nach Beobachtungen in der Münchener Gebäranstalt in einer Reihe von brillant geschriebenen Essays, die zu vielen weiteren Arbeiten anregten, nieder. Buhl behandelte den pathologisch-anatomischen Theil, speciell das Puerperalfieber der Mütter, die puerperale Infection der Neugeborenen, nebst pathologisch-anatomischen Beobachtungen an Neugeborenen und in einem Anhang die abnormen Verhältnisse einzelner Organe. Der zweite Band, an dem sich Buhl nicht mehr betheiligte, wurde im J. 1864 herausgegeben. Weiter erschienen dann noch von H. 1869: „Ueber die Schädelform bei Gesichtslagen“. 1877 eine kleine Schrift: „Ueber den Gesundheitszustand der Wöchnerinnen in der Kreis- und

Lokal-Gebäranstalt München" (M. b. Finsterlin) und ein größeres Werk 1887: „Beobachtungen und Untersuchungen aus der Gebäranstalt zu München, umfassend den Zeitraum von 1859—1879 mit 4 Tafeln". Hier berichtet v. H. über 17220 Geburten in seiner Klinik und über die aus seiner Klinik resp. aus dem Material der Gebäranstalt erwachsenen Arbeiten. Auch dieses Mal waren es ausschließlich geburtshülfliche Themata, die er behandelte, da die Aufnahme kranker Frauen in der genannten Gebäranstalt nicht stattfand und H. sich überhaupt mit Frauenkrankheiten gar nicht beschäftigte. Ebenso ist sein letztes Werk: „Statistisches aus der Gebäranstalt München" nur eine erweiterte tabellarische Uebersicht über die Fruchtlagen und Geburtsanomalien bis zum 31. Mai 1882. (S. Archiv für Gynaekol. Bd. XX, Heft 1.)

Außerdem schrieb H. eine größere Reihe kleinerer Aufsätze und Jahresberichte, hatte daneben auch viele Obererachten für das Medicinalcomité und den Obermedicinalausschuß (seit 1865) zu machen und vollendete die II. Auflage des von Ernst Buchner verfaßten Lehrbuches der gerichtlichen Medicin. Zugleich war er Mitherausgeber von Friedreich's Blättern für gerichtliche Medicin, Nürnberg 1866—1882.

H. war wegen seiner vielen trefflichen Eigenschaften allseitig beliebt. Als Lehrer enthusiasmirte sein vorzüglicher Vortrag seine Zuhörer, als großer Musikkenner betheiligte er sich bei verschiedenen Aufführungen, als Schriftsteller wußte er durch seine lichtvollen Darstellungen ungemein zu gewinnen und als Gerichtsarzt vor den Geschworenen eindrucksvoll zu plaidiren. 1874/75 war er Rector.

In den letzten Jahren seines Lebens litt er unter furchtbaren Nervenschmerzen, die auch nach einer von Nußbaum an ihm ausgeführten Nervenresection nicht nachließen. Mit Aufbietung aller Kräfte kämpfte er gegen den ihm wohlbekannten tückischen Feind seiner Familie, der, wie er dem Schreiber dieser Zeilen selbst einmal sagte, noch kein Mitglied derselben älter als 56 Jahre werden ließ, allein vergebens — am 14. December 1882, eben erst aus einer Vorlesung nach Hause zurückgekehrt, erlag er einer Apoplexie. Um ihn trauerten seine Wittwe, eine Tochter des berühmten Juristen Bluntschli, zwei Töchter und zwei Söhne, von denen der ältere Jurist, der jüngere aber — Rudolf — ein sehr beliebter und trefflicher Kinderarzt wurde.

Aerzl. Intelligenzbl. München 1883, Bd. XXX, 33—35: Amann. — Deutsche med. Wochenschrift, Berlin 1883, IX, 83: J. Veit. — Lancet, London 1884, I, 229. — Chronik der Ludw.-Maximil.-Universität für d. Jahr 1882/83, S. 7. — F. Seitz im Biograph. Lexikon von Gurlt und Hirsch, Bd. III, S. 103, 104.

F. v. Winckel.

Heer: Jakob H., von Glarus, wurde am 12. April 1784 in Kerenzen (Kt. Glarus) als Sohn des dortigen Pfarrers geboren. Nach dem Tode seines Vaters 1796 ward er von seiner Mutter für den Kaufmannstand bestimmt, wandte sich dann aber aus eigenem Entschluß doch im Einverständniß mit seinen Verwandten der Theologie zu und bezog die Hochschule Basel, wo er gleichzeitig im Umgang mit den Pestalozzischülern Tobler und Nenny Einblick und Verständniß für die neue Lehrmethode gewann. Schon 1802 ward er in seinem Heimathkanton ordinirt und erhielt das Diakonat in Mollis, mit dem zugleich Lehrthätigkeit an der dortigen Gemeindeschule verbunden war. 1805 siedelte er als Pfarrer in den Kanton St. Gallen über, zunächst nach Azmoos, 1807 nach Henau im unteren Toggenburg; hier holte er mit eisernem Fleiße die Mängel seiner wissenschaftlichen Bildung nach, die die Kürze seiner Studienzeit und dann der sofortige Uebergang in die pfarramtliche Praxis verschuldet

hatten. Infolge schwerer Erkrankung resignirte er 1811 von seiner Stelle und trat nun als Lehrer der alten Sprachen und der Mathematik in das neubegründete von seinem jüngeren Bruder geleitete Institut in Glarus ein. Die Noth der Zeit brachte aber diese Anstalt höherer Bildung im Kanton Glarus nach hoffnungsvollen Anfängen an den Rand der Auflösung, was Jakob H. bewog, 1816 die Wahl zum Pfarrer der glarnerischen Gemeinde Matt anzunehmen, wo er nun sechsunddreißig Jahre lang segensreich wirkte; zunächst für die Interessen seiner Gemeinde, die wie das ganze Land in den Hungerjahren 1816/1817 und unter deren Folgen schwer litt. Mit Erfolg verwandte er sich für den Bau einer Straße und für geordneten Betrieb des Plattenbergwerks, wodurch Verdienst in das bis jetzt vom Verkehr ganz abgeschlossene Sernfthal und vor allem in das zunächst gelegene Matt kam. Dem Schulwesen half er mit Sachkenntniß und Energie auf, verwandte seine Mußezeit zur Heranbildung junger Lehrer und ermöglichte durch Veranstaltung einer Collecte durch das ganze Land den Bau eines neuen Schulhauses in dem zu Matt gehörenden Dorfe Engi. Der glänzende Erfolg dieser Geldsammlung ermuthigte ihn, die Gründung eines kantonalen Schulvereins in die Hand zu nehmen, der unter seiner Leitung am 1. März 1832 zustande kam und auf dem Wege freier Thätigkeit im Geiste Heer's vor allem für die Heranbildung tüchtiger Lehrer („ein allseitig ausgebildeter, geistig und moralisch tüchtiger Lehrer ist die beste Schulmethode, das beste Schulbuch und das beste Schulgesetz!") thätig, aber auch für die Erstellung neuer Schulhäuser und für all das zu sorgen bemüht war, was das Schulwesen mit Erfolg in einem Kanton fördern konnte, dessen Bevölkerung bis dahin nach der Confession auch politisch auseinanderging und dessen Gemeinden im Schulwesen völlig autonom (der Kanton als solcher verausgabte für letzteres 1829 volle fl. 210) dastanden. Dem thatkräftigen und zielbewußten Eingreifen dieses Vereins verdankte der Kanton, daß ringsherum die Schulverhältnisse sich rasch hoben und schon 1835 durch Landsgemeindebeschlüsse die Grundlagen für die staatliche Regelung derselben gelegt wurden. H. war und blieb wie der Leiter, so die Seele dieser Bestrebungen, die er durch seinen gedruckten „Plan zur Stiftung eines Vereins von Freunden des vaterländischen Schul- und Erziehungswesens im Kanton Glarus" (Glarus 1832) eingeleitet, durch seine Schrift „Das Volksschulwesen in Demokratien" (Glarus 1832/33) in den Anfängen ihrer Verwirklichung begleitet hatte und nachher mit seiner Broschüre „Einige Worte der Belehrung, der Warnung und des Trostes hinsichtlich der neuesten kirchlichen Vorfälle im Kanton Zürich an meine geliebten Mitbürger" (Glarus 1839) vor den Rückschlägen zu bewahren suchte, die infolge der durch die Berufung von Dr. Strauß an die zürcherische Hochschule veranlaßten Volksbewegung zu befürchten standen. Eine Reihe von Jahren wirkte er als kantonaler Schulinspector; seine Befähigung zum praktischen Pädagogen fand auch außerhalb des Kantons so sehr Anerkennung, daß ihn Fellenberg zur Leitung des Lehrerbildungscurses berief, den er im Sommer 1834 auf Hofwyl abhalten ließ; als Mitredacteur bethätigte H. sich bei der ersten größeren vaterländischen, pädagogischen Zeitschrift, den „Allgemeinen schweizerischen Schulblättern" 1835—45; seinen Ruf als Methodiker trug in weiteste Kreise sein mehrbändiges „Methodisches Lehrbuch des Denkrechnens", das zuerst 1836 im Druck erschien; wol die größte Wirkung hat dasselbe in der nächsten Umgebung, im eigenen Kanton, gethan, wo das Erscheinen dieses Werkes geradezu das Durchbrechen einer rationellen Rechenmethode in der Schule bezeichnet.

Auch als H. infolge zunehmenden Alters 1842 seine Pfarrstelle in Matt

aufgab und sich von den Bergen in die Ebene zurückzog, setzte er, bis in sein hohes Alter unermüdlich thätig und geistig völlig rüstig, sein pädagogisches Wirken weiter, 1842—53 als Vorsteher einer von ihm gegründeten Privaterziehungsanstalt in Wädensweil (Kanton Zürich), nachher in der Nähe von Zürich selbst, in der Erziehung seines jüngsten Sohnes und einiger junger Leute, die er in sein Haus aufnahm. Hier ist er, nahezu achtzigjährig, im Januar 1864 gestorben.

Gottfried Heer, Pfarrer Jakob Heer, in Hunziker's Geschichte der schweizerischen Volksschule Bd III, S. 311 ff.

H.

Heer: Oswald H. wurde am 31. August 1809 als der erste Sohn des Pfarrers in Niederutzwyl im Kanton St. Gallen geboren. Die Familie siedelte im J. 1811 nach Glarus über, der Heimath des Vaters, wo derselbe eine Erziehungsanstalt gründete. Doch leitete er diese nur bis 1816; im December dieses Jahres vertauschte er wieder das Katheder mit der Kanzel und zog in das stille Bergdorf Matt im Sernfthal als Pfarrer ein. Hier verlebte der Sohn seine Jugendzeit, vom Vater in allen Gymnasialfächern unterrichtet, bis zur fertigen Vorbereitung auf die Universität. Schon früh zeigte sich bei ihm eine mächtige Liebe zur Natur: er durchstreifte in seinen wenigen Freistunden eifrigst die großartige Umgebung seines Heimathdörfchens, Pflanzen und Insecten sammelnd und beobachtend. Sein Vater war solchen „Allotriis" eher abgeneigt und bannte den werdenden Forscher mit Latein, Griechisch und Hebräisch auf die Stube; alles Dinge, die ihm nach eigener Aussage schwer in den Kopf wollten. Um sich in der für seine naturwissenschaftlichen Beschäftigungen so wichtigen Kunst des Zeichnens auszubilden, scheute er den dreistündigen Weg nach Glarus nicht, der ihn allsonntäglich zu einem Zeichenlehrer führte. Daß er schon damals bei gleichstrebenden Zeitgenossen bekannt war, bezeugt die Thatsache, daß der nachmalige Staatsrath Dr. Hegetschweiler, der bekannte Arzt und Botaniker, ihn als neunzehnjährigen Jüngling dem Abt von Einsiedeln als einen zu großen Hoffnungen berechtigenden jungen Forscher vorstellte. Mit Clairville in Winterthur stand er seit 1823, mit Bremi in Dübendorf seit 1827 in Tauschverkehr. — So hatte er, als er im J. 1828 die Universität Halle bezog, um Theologie zu studiren, durch bloßes Selbststudium schon einen tüchtigen Grund naturwissenschaftlicher Bildung gelegt. Auf diesem baute er neben seinen theologischen Studien unter der Leitung Curt Sprengel's, Kaulfuß', Germar's, Nitsch's und Kämpf's eifrigst weiter. Bezeichnend ist, daß er seinen intimsten Verkehr mit Naturforschern pflog, so namentlich mit dem Entomologen Professor Germar und dessen Neffen Schaum, ferner mit dem späteren Javaforscher Junghuhn und dem jetzigen Director des Naturhistorischen Museums in Buenos-Ayres, Burmeister. Auch seine ersten pädagogischen Versuche machte er auf seinem Lieblingsgebiet, indem ihm eine Zeit lang der naturhistorische Unterricht am Pädagogium und Waisenhaus in Halle übertragen wurde. Daß er aber daneben sein Berufsstudium nicht vernachlässigte, bewies er an der im J. 1831 in St. Gallen abgelegten philologisch-philosophischen und theologischen Staatsprüfung, nach welcher er die Ordination als V. D. M. erhielt. — Im J. 1832 trat die ernste Frage an ihn heran, ob er sich dem Pfarramt widmen, oder aber, seinem innersten Berufe folgend, den ersten Schritt zu einem Forscherleben thun solle. Er erhielt zu gleicher Zeit einen Ruf als Pfarrer nach Schwanden und eine Einladung von Herrn Escher-Zollikofer in Zürich, für mehrere Jahre in dessen Haus zu kommen, um seine großen Insecten-Sammlungen zu ordnen. Der Vater sprach ihm lebhaft zu, das erstere zu ergreifen: sah er sich doch vor die Er-

füllung eines Lieblingswunsches gestellt; aber der Jüngling hatte schon zu tief in das ernste Auge der Mutter Natur geblickt, um sich von ihr losreißen zu können: er siedelte nach der Stadt Zürich über, der er bis zu seinem Ende treu geblieben ist.

Ein halbes Jahrhundert wirkte er in Zürich, seine rastlose Thätigkeit zwischen ausgedehnter wissenschaftlicher Forschung, akademischer Wirksamkeit und vielfachen gemeinnützigen Bestrebungen theilend. — An äußeren Ereignissen war sein Leben nicht reich. Im J. 1838 verband er sich mit Margarethe Trümpy aus Glarus, die ihn treulich durchs Leben begleitete. Folgenschwer war für ihn seine heftige Erkrankung an einem Lungenleiden im J. 1850. Vergeblich suchte er im Sommer 1850 Erholung in einem längeren Aufenthalt bei seinem Freunde Charpentier in Bex; er kehrte leidender zurück, als er gegangen war, und das schlimmste war zu befürchten. Da entschloß er sich auf das Drängen seiner besorgten Freunde, namentlich auch des gerade in Zürich anwesenden Leopold v. Buch, der ihn um jeden Preis der Wissenschaft zu erhalten wünschte, in Madeira Heilung zu suchen. Er brachte den Winter 1850/51 mit seiner ihn in aufopfernder Liebe pflegenden Gattin dort zu und kehrte nach acht Monaten, nach dem Zeugniß seiner Angehörigen völlig geheilt zurück, gesünder sogar als zuvor, denn er hatte ein quälendes Nervenzahnweh verloren, das ihn früher oft am Arbeiten hinderte. Nun folgte eine 20jährige Periode des ungehemmtesten Arbeitens, nur zwei Mal durch längere Reisen unterbrochen: im J. 1856, wo er mit A. Escher v. d. Linth und Peter Merian Oesterreich und Oberitalien besuchte, und 1861, wo er mit denselben Freunden nach England ging. Im Januar 1870 zog er sich eine Erkältung zu, die ihn abermals nöthigte, seiner angegriffenen Lunge wegen im Süden Erholung zu suchen. Leider aber sollte diese Cur nicht so glücklich ausfallen wie die erste: Der Winter 1871/72, den er in Pisa zubrachte, war äußerst ungünstig, namentlich bei den mangelhaften Einrichtungen italienischer Wohnhäuser gegen strenge Kälte. Er zog sich dadurch ein Fußübel zu, das trotz mehrfacher Operationen nicht weichen wollte, so daß er an Krücken mühselig hinkend, ohne wesentliche Besserung seines Lungenleidens, nach einer Nachcur in Yverdon nach Hause zurückkehrte. Das Fußübel verschlimmerte sich durch eine verfehlte Kur an der Lenk noch mehr, so daß er mehr als ein Jahr im Bett zubringen mußte. Es ist gewiß das sprechendste Zeugniß für die unbeugsame Energie seines starken Geistes, daß er gerade während dieser Leidenszeit am rastlosesten thätig war, um die Ergebnisse der Nordenskjöld'schen Expedition (13 große Kisten fossiler Pflanzen) zu verarbeiten. Umgeben von rings aufgethürmten Büchern und Fossilien saß er auf seinem Lager, vergleichend, nachlesend, schreibend, so daß seine treuen Angehörigen vollauf zu thun hatten, ihm alles zuzutragen. Auch seine Vorlesung über pharmaceutische Botanik hielt er vom Bett aus den ganzen Winter über. — Von da an blieb sein Körper gebrechlich: er schränkte seine akademische Thätigkeit auf ein Minimum ein, aber seine wissenschaftlichen Arbeiten schritten rastlos vorwärts: man mochte ihn aufsuchen wann man wollte, immer fand man ihn über die Arbeit gebeugt. Doch verschloß er sich der Ueberzeugung nicht, daß ihm aller menschlichen Berechnung zu Folge ein langes Wirken nicht mehr beschieden sein werde; als er im Frühjahr 1883 die letzten Kisten einer großen Petrefactensendung, das Material zum VII. Band der „Flora fossilis arctica" enthaltend, wieder nach Kopenhagen zurückgesandt hatte, athmete er erleichtert auf, daß es ihm vergönnt war, noch diese große Arbeit zu vollenden, und er gelobte sich, keine derartige mehr anzunehmen. Den Sommer 1883 benützte er zur Abfassung der Arbeit über „Die nivale Flora der

Schweiz", die seine letzte werden sollte. Im August stellten sich allmorgendlich quälende Hustenanfälle ein, die ihn indes nicht hinderten, am 28. August mit seiner Familie nach Bex zu reisen; auch dort noch arbeitete er, um die letzte Hand an das Manuscript über die nivale Flora zu legen. Am 19. September befiel ihn in der Nacht ein beängstigender Erstickungsanfall, der sich mehrmals wiederholte; noch aber verließ ihn seine Ruhe und Zuversicht nicht: „So lange man lebt, kann man hoffen!", so tröstete er seine besorgten Lieben. — Als aber die Athmungsbeschwerden sich mehrten, verlangte er, nach Lausanne übergeführt zu werden, was nicht ohne einen schlimmen Anfall vorüberging. In der Nacht vom 26. auf den 27., etwa um 2 Uhr, frug seine Tochter, durch unruhiges Athmen des Vaters ängstlich gemacht, wie es ihm gehe. „Oh, gut!" Diese im Tone beruhigender Ueberzeugung gesprochenen Worte waren seine letzten; nach wenigen Augenblicken schlummerte er sanft und schmerzlos ein!

Betrachten wir H. zunächst bei seiner akademischen Thätigkeit: Sie begann 1834 mit seiner Habilitation an der eben entstandenen Universität als Privatdocent für Botanik und Entomologie. Zugleich mit ihm trat auch sein Freund und Mitforscher A. Escher v. d. Linth an die Anstalt. Im November 1835 promovirte er als der erste an der 2. Section der philosophischen Facultät und erhielt bald darauf den Titel eines Extraordinarius, 1852 den eines Ordinarius, den er auch beibehielt, nachdem er 1855 zum Professor der speciellen Botanik an das neu gegründete eidgenössische Polytechnikum gewählt worden war. Er las allgemeine und specielle Botanik (erstere von 1834 bis 1855, letztere von 1836—1870), von 1849 an auch über die Pflanzen der Vorwelt, von 1855 an über pharmaceutische Botanik, von 1862 an ökonomische Botanik. Daneben liefen bis zum J. 1870 immer entomologische Collegien: Entomologie (von 1834—1852), Naturgeschichte der Coleopteren (1837—1845), der Gliederthiere, Insecten der Vorwelt (1846—1870), Enthomolithen (1850 bis 1854). Von 1870 an konnte er nur noch auf seinem Zimmer lesen, im Winter pharmaceutische Botanik, im Sommer Pflanzen der Vorwelt; 1882 zog er sich ganz aus seinen akademischen Stellungen zurück, aber nicht, um der wohlverdienten Ruhe zu pflegen, sondern um mit verdoppeltem Eifer seinen geliebten Studien über die Pflanzen der Vorwelt obliegen zu können. — Heer's Vortrag war einfach, klar, übersichtlich, ohne rednerischen Schmuck; aber er verstand es, die Zuhörer für seine Sache zu gewinnen, indem er oft die eigene Begeisterung in warmen Worten ausklingen ließ. Seine Bescheidenheit trat in schönster Weise namentlich in der Vorlesung über fossile Pflanzen zu Tage: die anspruchslose Formel: wir haben aus dieser oder jener Formation zahlreiche Formen erhalten, ließ den Uneingeweihten nicht ahnen, daß der Bearbeiter derselben häufig genug der Vortragende selbst war. — Der ganze Zauber seiner liebenswürdigen Persönlichkeit aber entfaltete sich auf den allwöchentlichen Excursionen, die er während 35 voller Jahre mit wenigen Unterbrechungen leitete, theils allein, theils in Gemeinschaft mit A. Escher v. d. Linth oder mit dem jeweiligen Conservator der botanischen Sammlungen des Polytechnikums. In gesunden Tagen war er ein unermüdlicher Gänger; man durchstreifte einen schönen Theil des engeren und weiteren Vaterlandes, sammelnd, lernend, aber auch singend und jubilirend. — Mit Heer's akademischer Stellung verbunden war die Direction des botanischen Gartens, die er von 1834—1882 führte; mit Regierungsrath Hegetschweiler beschäftigte er sich lebhaft mit dessen Ueberführung von der alten Localität von Wiedikon nach der jetzigen auf der „Katze"; unter Heer's, von ausgezeichneten Obergärtnern unterstützten Leitung hat sich der Garten aus bescheidenen Anfängen allmählich zur jetzigen Blüthe emporgeschwungen.

An diese reiche akademische Thätigkeit reihten sich nicht minder fruchtbare, gemeinnützige Bestrebungen. H. war kein in aristokratischer Unnahbarkeit auf seine Studirstube sich abschließender Gelehrter: ihm war es Bedürfniß, seine vielseitigen Kenntnisse der Wohlfahrt seines engeren und weiteren Vaterlandes unmittelbar dienstbar zu machen; das betrachtete er als eine mit dem akademischen Lehramt verbundene hohe Pflicht und erfüllte sie treulich, so lange es ihm möglich war. Im J. 1843 schrieb er im Auftrag des Polizeirathes des Kantons Zürich eine Broschüre über die Vertilgung der Maikäfer. Im selben Jahr gründete er mit seinen Freunden Dr. Karl Naegeli (dem berühmten Züricher Botaniker, jetzt Professor in München) und Obergärtner Regel (jetzt Gartendirector in Petersburg) den Verein für Landwirthschaft und Gartenbau, dem er volle 18 Jahre (bis 1861) als Präsident vorstand. Aus den zahlreichen Eröffnungsreden, Berichterstattungen: Ueber die Kartoffelkrankheit, über Hebung und Förderung der Landwirthschaft im Kanton Zürich, über Düngungsmittel, über Maiskultur, Geschichte des schweizerischen Landbaus u. s. w., und kleinen Mittheilungen Heer's, die in den ersten Jahrgängen der schweizerischen Zeitung für Landwirthschaft enthalten sind, geht sein tiefes Verständniß für die Bedürfnisse der Landwirthschaft hervor. Dasselbe bekundet er auch in der Darstellung der socialen und landwirthschaftlichen Zustände seines Heimathkantons („Der Kanton Glarus, von Heer und Blumer“, 1846), in der er mit seltener Offenheit die Schäden der Alpwirthschaft bespricht und heute noch beherzigenswerthe Winke zu deren Hebung gibt. Auch bei der Gründung der landwirthschaftlichen Schule im Strickhof wirkte er thätig mit und bekleidete während einer Reihe von Jahren das Präsidium der Aufsichtscommission derselben. 18 Jahre lang (1850—1868) war er Mitglied des Kantonsrathes. Auch zu populären Vorträgen war er stets bereit. Im Rathhaussaal sprach er 1858 „Ueber Schieferkohlen von Uznach und Dürnten“, 1860 „Ueber die Atlantis“; 1866 „Ueber die Polarländer“; 1869 „Ueber die neuesten Entdeckungen im hohen Norden“; zu Gunsten des landwirthschaftlichen Vereins vom Kanton Zürich und zu Gunsten der durch die Kartoffelkrankheit Beschädigten (1847) hielt er Vorträge in Zürich und Winterthur: „Ueber Vaterland und Verbreitung der nützlichsten Nahrungspflanzen“ (von Gaudin 1855 ins Französische übersetzt). Auch in den beiden wissenschaftlichen Vereinen Zürichs, denen er als thätiges Mitglied angehörte, in der naturforschenden und antiquarischen Gesellschaft, theilte er den Vereinsgenossen häufig aus dem reichen Schatze seines Wissens mit, und an den Jahresversammlungen der schweizerischen naturforschenden Gesellschaft fehlte er selten.

Es ist ganz erstaunlich und nur durch sein unermüdliches Schaffen und die Leichtigkeit, mit der er producirte, zu erkären, daß er neben einer so vielseitigen Wirksamkeit noch die Muße zu einer so umfassenden schriftstellerischen Thätigkeit fand, einer Thätigkeit, die ihm für immer einen ersten Platz unter den schweizerischen Naturforschern sichert. Wir wollen versuchen, in gedrängter Kürze eine Uebersicht seiner wissenschaftlichen Arbeiten zu geben. Zunächst ein Wort über Heer's Forschungsweise: Je nach individueller Neigung und Anlage lassen sich zwei grundsätzlich verschiedene Wege denken, auf denen der Naturforscher seine Fragen angreift: Der eine gründet auf wenige Thatsachen mit weitem Blick umfassende Hypothesen, zieht deren Folgerungen und prüft sie hinwiederum an den Einzelbeobachtungen; der andere sammelt eine möglichst große Zahl von Thatsachen und zieht aus sorgfältiger Zusammenstellung derselben allgemeine Schlüsse. H. gehörte zu den letzteren: sein Weg war derjenige strengster Induction; er häufte mit einer unermüdlichen Ausdauer Beobachtung auf Beobachtung; ein vorzügliches Gedächtniß und eine bewunderns=

werthe Umsicht kamen ihm trefflich zu statten, wenn es galt, aus der Menge der beobachteten Einzelfälle sichere Schlüsse zu ziehen. Auf Heer's Hauptgebiet, der vorweltlichen Botanik, war und ist das jetzt noch der einzig richtige Weg: Diese relativ junge Disciplin befindet sich noch im Stadium des Sammelns der Materialien, und allgemeine Schlüsse sind erst in beschränktem Maaße mit Sicherheit zu ziehen. — Eine andere Seite von Heer's Schaffen ist nicht minder charakteristisch für ihn: Durch alle seine Schriften zieht sich als leitender Gedanke, als immer und immer wieder betontes Grundmotiv das Streben, etwas beizutragen zur Erkenntniß „der Harmonie der Schöpfung", zum größeren Ruhme seines Schöpfers. Denn H. war eine tiefreligiöse Natur; seine Frömmigkeit hatte den Charakter einer kindlichen Hingabe an Gott, an dessen Dasein als Schöpfer der Welt nach vorbedachtem Plan er bis an sein Ende fest glaubte. Nie begann er seine Tagesarbeit ohne einen Aufblick zu seinem himmlischen Vater; nie vollendete er ein größeres Werk ohne inniges Dankgebet. Und in seinen letzten Tagen noch hielt ihn der feste Glaube an ein ewiges Leben aufrecht. Und wie man auch sonst über diesen Glauben denken mag, das muß zugegeben werden: ihm war's tiefinnerster Ernst damit und seine ganze Persönlichkeit war von dieser Ueberzeugung durchdrungen, aus einem Guß: keine „doppelte Buchführung", sondern volle Harmonie zwischen seinen wissenschaftlichen und religiösen Ueberzeugungen. Daher auch die unerschütterliche, heitere Ruhe seines Gemüthes, daher das fröhliche Kinderherz des Greises. — Neben diesem religiösen Motiv leitete ihn bei der großen Mehrzahl seiner Arbeiten noch ein anderes, mächtig in ihm wirkendes Gefühl, die Vaterlandsliebe. Aus allen seinen Reden, aus vielen seiner zahlreichen Gedichte klingt eine hohe Begeisterung für sein herrliches Vaterland wieder und seine besten Kräfte hat er der Erforschung der Natur desselben gewidmet.

Seine specifisch wissenschaftlichen Arbeiten (die anderen Zwecken dienenden Publicationen haben wir oben erwähnt) gliedern sich nach zwei Hauptrichtungen: in den einen behandelt er die lebende und fossile Insectenwelt, in den anderen das Reich der lebenden und vorweltlichen Pflanzen. — Die Materialien zu seinen ersten entomologischen und botanischen Arbeiten sammelte er zum großen Theil auf seinen Alpenwanderungen, theils während seiner Jugendjahre in Matt, theils auf einigen in den Jahren 1832 bis 1836 unternommenen Reisen. Mit welcher Sorgfalt er beim Sammeln seiner Beobachtungen zu Werke ging, erhellt aus seinen folgenden Worten: „Bei Besteigung der Berge wurde an allen Stellen, wo ich eine Veränderung in der Pflanzendecke gewahr wurde, mein Barometer aufgestellt und alle Pflanzen (wol auch Insecten) zwischen den verschiedenen Stationen aufgeschrieben, wobei alle Lokalverhältnisse, Beschaffenheit des Bodens &c. berücksichtigt wurden." (Beiträge zur Pflanzengeographie, 1835, S. 1 u. 2.) Daß H. damals keine Strapazen scheute, geht aus seiner im Jahrbuch des Alpenclubs 1866 beschriebenen ersten Besteigung des Piz Linard hervor: das Reisen in den Alpen war überhaupt damals mit ganz anderen Schwierigkeiten verknüpft als heutzutage.

Die entomologischen Arbeiten beginnen mit einer lateinischen Abhandlung: „Observationes entomologicae", 1836 (zugleich Habilitationsschrift als Extraordinarius), in der er die noch unbekannten Metamorphosen einiger Käfer schildert und auf sechs Tafeln sehr schön illustrirt. Sein Hauptwerk über lebende Insekten ist die Arbeit über „Die Käfer der Schweiz, mit besonderer Berücksichtigung ihrer geographischen Verbreitung". Es erschien dieses Werk in vier Abteilungen in den Denkschriften der schweizerischen naturforschenden

Gesellschaft (1838—41), als dritter Theil der auf Veranstalten eben dieser Gesellschaft entworfenen Fauna helvetica. Leider blieb die Arbeit unvollendet, lieferte aber auch so den späteren Bearbeitern desselben Gegenstandes ein reichliches, hochwillkommenes Material. H. benutzte dazu neben eigenen Beobachtungen namentlich die reiche Escher-Zollikofer'sche Sammlung, an der er sechs Jahre lang als Custos thätig war. Außer dieser Hauptarbeit lieferte der junge Gelehrte noch eine Anzahl kleinerer Aufsätze über lebende Insecten, von denen namentlich das Neujahrsblatt der zürcherischen naturforschenden Gesellschaft von 1845 hervorzuheben ist, in dem er eine Anzahl bisher unbekannter Insectenformen der Alpen beschreibt und abbildet.

Die erste Arbeit Heer's über fossile Insecten ist diejenige über „die Insectenfauna der Tertiärgebilde von Oeningen und Radoboj (in Croatien)", welche in den Jahren 1847—53 in den Denkschriften der schweizerischen naturforschenden Gesellschaft erschien. In diesem Gebiet tritt H. bahnbrechend auf, vor ihm waren kaum 100 fossile Insectenarten, meist auf sehr mangelhafte Weise, beschrieben worden. — Er schuf sich eine ganz neue Methode der Bestimmung und untersuchte und bestimmte nach derselben 464 Arten, die er auf 40 Tafeln in äußerst sorgfältig von ihm selbst ausgeführten Abbildungen darstellte. Das enorm reiche Material stammte, wie der Titel sagt, zum Theil aus dem am Bodensee gelegenen Oeningen, einer der reichsten Fundstätten von fossilen Pflanzen und Insecten, zum Theil aus Radoboj in Croatien; letztere erhielt er durch Vermittlung von Unger und Haidinger. Es ist als ein überaus günstiger Zufall zu bezeichnen, daß H. in dem nahegelegenen Oeningen ein so enorm reiches Material von fossilen Insecten und Pflanzen fand, an dem er seine Schule als Paläontologe durchmachen konnte. — Nachträge zu obiger Arbeit sind: „Beiträge zur Insektenfauna Oeningens", erschienen im J. 1862 als preisgekrönte Abhandlung in den Schriften der Harlemer naturwissenschaftlichen Gesellschaft, und „Fossile Hymenopteren aus Oeningen und Radoboj" (Denkschriften Bd. XXII. 1862). Außer diesen Hauptarbeiten lieferte H. noch eine Anzahl kleinerer Abhandlungen über fossile Insecten.

Das eigentliche Gebiet aber, auf dem H. seine umfassendsten wissenschaftlichen Großthaten verrichten sollte, ist die Phytopaläontologie. Im Anfang seiner Forscherlaufbahn lernte er zunächst die lebende Flora unseres Vaterlandes auf seinen zahlreichen Excursionen gründlich kennen. Die botanischen Resultate seiner schon oben erwähnten Alpenreisen lieferten ihm den Stoff zu seiner Inauguraldissertation (1835) „Beiträge zur Pflanzengeographie", in der er an dem Beispiel seines heimathlichen Thales zu zeigen versucht, wie die Vertheilung der Alpenpflanzen aus klimatologischen und Bodenverhältnissen abzuleiten sei. Die Arbeit enthält eine große Zahl trefflicher Beobachtungen und ein vollständiges äußerst compendiös angelegtes Pflanzenverzeichniß jener Gegend. Im J. 1840 gab er die unvollendet gebliebene „Flora" seines 1839 als Opfer seines Edelmuthes gefallenen älteren Freundes Hegetschweiler heraus, von ihm zu Ende geführt, um eine Biographie des Verstorbenen und einen analytischen Gattungsschlüssel bereichert. — Seinen der Erholung von schwerer Krankheit gewidmeten Aufenthalt in Madeira benützte der Unermüdliche u. a. zum Studium der periodischen Erscheinungen der dortigen Pflanzenwelt (Vortrag auf der schweizerischen Naturforscherversammlung in Glarus 1851); die dort gewonnenen Daten sollten ihm später, bei seinen Untersuchungen über das Klima des Tertiärlandes sehr wohl zu statten kommen. Außer einigen kleineren Abhandlungen gehört hierher noch seine schon erwähnte letzte Arbeit: „Ueber die nivale Flora der Schweiz", in der er die vielfach ventilirte Frage

nach dem Zusammenhang zwischen alpiner und arktischer Flora bespricht und auf Grund sorgfältiger Verzeichnisse und geologischer Thatsachen, entgegen den Deductionen Christ's, die Heimath der arctisch-alpinen Pflanzen in die arctischen Gebiete selbst verlegt. — Die Hauptwerke Heer's aber, die ihn unter die ersten Kenner der Pflanzen der Vorwelt einreihen, sind die folgenden: 1) „Die Tertiärflora der Schweiz", 1855—59, in welcher in drei Foliobänden 920 vorweltliche Pflanzenarten beschrieben und auf 156 Tafeln abgebildet sind. 2) „Flora fossilis helvetica", 1876—77, ein Folioband mit 70 Tafeln, enthaltend die vorweltliche Flora der Steinkohlenperiode, der Trias-, Jura-, Kreide- und Eocän-Periode. 3) „Die Urwelt der Schweiz", erste Auflage 1864, zweite, umgearbeitete und vermehrte Auflage 1879; ins Französische übersetzt von Demole 1872, ins Englische von Heywood 1876; theilweise auch ins Ungarische 1875. 4) „Die fossile Flora der Polarländer" 1868—83, 7 Foliobände mit 398 Tafeln.

Die Tertiärflora der Schweiz, in welcher die Versteinerungen aus dem schon erwähnten Oeningen über die Hälfte der Arten ausmachen, begründete Heer's europäischen Ruf als Paläobotaniker. Der berühmte englische Geologe Lyell nennt ihn 1861 (in einem Brief an den Herzog von Argyll) den besten Kenner der Tertiärpflanzen in Europa. H. spricht sich in einem 1856 an Lyell gerichteten öffentlichen Brief über die Schwierigkeiten dieser Untersuchungen aus: er betont, daß die Identificirung und Vergleichung der meist nur in den Blättern erhaltenen fossilen Pflanzen mit lebenden ein sorgfältiges Studium, namentlich der Nervatur des Blattes, der Consistenz, der Randzahnung, der Insertionsweise des Stiels etc. an möglichst vielen lebenden Formen voraussetze, daß aber, wenn der Blick sich für diese Merkmale geschärft hat, ein gewisses Taktgefühl sich einstellt, das den richtigen Weg weist. — H. besaß diese Sicherheit im Erkennen fossiler Reste in einem ganz erstaunlichen Maaß. Zu hunderten von Malen erlebte er die Freude, eine auf spärliche Blattreste gegründete Bestimmung durch später dazu entdeckte Früchte, Samen oder andere Theile bestätigt zu sehen. In jenem Brief erwähnt er eine große Zahl von Gattungen, in denen die Bestimmung auf solche Weise mit vollkommener Sicherheit möglich war und spricht die Hoffnung aus, daß das unsichere Terrain durch neue Entdeckungen mehr und mehr dem festen Boden weichen werde. — Mit großer Umsicht wußte H. auch die vielfachen Beziehungen zwischen der Pflanzen- und Thierwelt zur Sicherung seiner Bestimmungen zu benützen: So sagte er in Oeningen aus der Anwesenheit einiger Insecten die Existenz von Eschen und Disteln voraus, die sich nachher bestätigte, u. s. w. H. wußte aber nicht nur zu sammeln und zu classificiren, er verstand es auch, das durch seinen Bienenfleiß gesammelte Material zur Gewinnung allgemeiner Gesichtspunkte zu verwerthen. Meisterhaft und für alle Zeiten in Methode und Behandlung mustergültig ist der allgemeine Theil der „Tertiärflora", in welchem er, gestützt auf eine sorgfältige Discussion der klimatischen Ansprüche der Tertiärflora der ganzen Erde, der Verbreitung der jetzt lebenden entsprechenden Arten und der übrigen paläontologischen Thatsachen, ein vollständiges Bild des Klimas und Naturcharakters der Tertiärzeit entwirft und zugleich eine weite Perspective eröffnet für die Möglichkeit der Erklärung der jetzigen Verbreitung der Pflanzen durch die geologischen Befunde. — Die „Flora fossilis helvetica" bildet eine Ergänzung zu der Tertiärflora, indem sie die Bearbeitung der Pflanzen der übrigen Zeiten enthält. In diesen beiden Werken ist beinahe alles enthalten, was wir über die vorweltliche Flora der Schweiz kennen. — In dem dritten der oben er-

wähnten vier Hauptwerke, der „Urwelt der Schweiz", vereinigte H., was er und andere über die Vorgeschichte unseres Landes geforscht haben, zu einem lebendigen, gemeinverständlichen Gesammtgemälde, das in aller Händen ist und Heer's Namen in unserem Vaterlande in weitesten Kreisen populär machte. Es ist wieder ein Beweis seiner seltenen Bescheidenheit, daß er wol alles nennt, was von anderen erforscht wurde, selten aber von seinen eigenen Forschungen spricht. Abhandlungen, die er früher gesondert herausgegeben hatte und nun in der „Urwelt" verarbeitete (außer den schon erwähnten) sind folgende: „Ueber die an der hohen Rhone entdeckten Pflanzen", 1846; „Ueber die Anthracitpflanzen der Alpen", 1850; „Die Liasinsel im Kanton Aargau", 1852; „Sur l'origine probable des êtres organisés actuels des îles Açores, Madère et Canares", 1856; „Die fossilen Pflanzen von Locle", 1856; „Die Schieferkohlen von Utznach und Dürnten" (Rathhausvortrag 1858); „Sur le terrain houiller de la Suisse et de la Savoye", 1863; „Die Pflanzen der Pfahlbauten" (Neujahrsblatt 1866); „Ueber das Aussehen unseres Landes im Laufe der geologischen Zeitalter", 1862; „Ueber die Zürcherflora" (Eröffnungsrede der Naturforscherversammlung 1864); „Ueber den Flachs und die Flachscultur im Alterthum" (Neujahrsblatt 1872). Außerdem hat er in der „Urwelt der Schweiz" seine Untersuchung über die Flora der Eiszeit niedergelegt. — Für Heer's phantasie- und gemüthvolle Natur war es ein Bedürfniß, die Einzelerscheinungen der vorweltlichen Natur zu lebendigen Bildern zu gruppiren: das „Wiederaufleben der im dunkeln Schoß der Erde vergrabenen Welten vor unserm geistigen Auge" betont er in mannichfachen Variationen in vielen seiner Schriften als einen wesentlichen Antheil des Genusses bei seinen Forschungen. So hat er namentlich in der „Urwelt der Schweiz" versucht, in Wort und Bild dem Leser die charakteristischen Organismen jeder Periode, auch einzelner Localitäten, in ihrer Wechselbeziehung in lebensvollen Idealbildern vorzuführen, eine Darstellungsweise, die dem Fernerstehenden jedenfalls den bleibendsten Eindruck sichert. Des bloß subjectiven Werthes solcher Bilder war er sich wohl bewußt. — Im Schlußcapitel seiner „Urwelt" setzt H. seine Anschauungen über die Entwicklung der organischen Welt auseinander. Er leitet dieselben vorzugsweise aus seinen eigenen Untersuchungen ab, wie er überhaupt ein durchaus selbstständiger Denker war. Es sind im wesentlichen folgende: Die gesammte organische Welt steht in genetischem Zusammenhang; die Entstehung einer Art aus einer anderen findet aber nicht durch allmähliche und unaufhaltsam fortschreitende Umwandlung statt, sondern sprungweise: die Zeit des Verharrens der Arten in bestimmter Form muß viel länger sein, als die Zeit der Ausprägung derselben. H. nimmt also an, daß in der Entwicklungsgeschichte der Erde relativ kurze „Schöpfungszeiten, in welchen eine Umprägung der Arten vor sich ging", abwechseln mit langen Zeiten, innerhalb deren die Arten sich vollkommen gleich blieben. Den Kern der Darwin'schen Descendenzlehre, den genetischen Zusammenhang der Organismenwelt, nimmt H. also vollinhaltlich an; dagegen verwirft er die Annahme einer continuirlichen Variation und damit auch die Grundlage der Zuchtwahltheorie. An die Stelle der Entstehung der Arten durch natürliche Auslese setzt er seine „Umprägung". Er gebraucht dieses Wort zuerst 1858 in der tertiären „Flora der Schweiz", Bd. III, S. 256. Wie diese Umprägung vor sich ging, das läßt er unentschieden: „es bleibt die Entstehung der Arten (aus einander) für uns ein Räthsel". Bis hierher hält er sich in den Schranken streng wissenschaftlicher Discussion; wenn er aber nun einen zwecksetzenden Schöpfer

die Arten „ausprägen" läßt, so füllt er die Lücke auf eine seinem tief religiösen Gemüth entsprechende Weise aus, die mit der Wissenschaft nichts zu thun hat.

Als letztes Hauptwerk Heer's haben wir die siebenbändige „Fossile Flora der Polarländer" erwähnt. Auch dieses Werk enthält mit geringen Ausnahmen alles, was wir von dem Gegenstand wissen. Die Versteinerungen dazu, die Ausbeute zahlreicher Polarexpeditionen wurden ihm von den Museen von Stockholm, Kopenhagen, Berlin, Petersburg, London und Dublin zugeschickt. Auch hier hat das reiche Material Stoff zu äußerst wichtigen Schlüssen auf das Klima der verschiedenen Weltalter geliefert; auch für pflanzengeographische Forschungen bietet das Werk eine noch lange nicht erschöpfte Fundgrube von Thatsachen. — Damit ist aber die Thätigkeit Heer's auf dem Gebiet der vorweltlichen Botanik noch nicht erschöpft. Der anerkannten Autorität wurden von allen Seiten Sammlungen von fossilen Pflanzen zugesandt; auf Veranlassung Lyell's wurde er durch die englische Akademie sogar nach England gerufen, um die Lignite von Bovey-Tracey zu untersuchen. Weitere Arbeiten Heer's über fossile Pflanzen sind: „The fossil Flora of Bovey-Tracey", Phil. Transactions 1862. „Ueber die von ihm an der hohen Rhone entdeckten Pflanzen", Verh. d. schweiz. Ges., S. 35—38. — Jahrb. f. Mineralogie, S. 369—371. „Physiognomie des fossilen Oeningen", Verh. d. schweiz. Ges. 1846, S. 159—180. „Fougères de Thordes en Savoie", Verh. Bern 1858, S. 123. „Podogonium", ebenda, S. 243. Beschreibung der (in einer Arbeit von Escher v. d. Linth: Geol. Bemerkungen über das nördl. Vorarlberg ꝛc.) angeführten Pflanzen u. Insecten Vorarlbergs. — N. Denkschrift XIII, 1853, S. 115—135, Taf. VI—VIII. „Ueber d. Wallnußbäume". Verh. Trogen 1857, S. 117—126 (Arch. d. sc. ph. et nat. III, 1858, p. 53 bis 60). „Ueber die fossilen Pflanzen von St. Jorge in Madeira", Denkschriften der schweizerischen naturforschenden Gesellschaft 1857; „On certain fossil plants from the hempstead Beds of the Isle of Whigt". Journal of the geol. Soc. XVIII, 1862; Heer und Andreä, „Beiträge zur näheren Kenntniß der sächsisch-thüringischen Braunkohlenflora" mit zwei Tafeln, Abhandlungen des naturwissenschaftlichen Vereins in Halle, 1861; „Ueber einige fossile Pflanzen von Vancouver und Britisch-Columbien", Denkschriften der naturforschenden Gesellschaft, 1865 mit 2 Tafeln; „Ueber die Keuperpflanzen von Vorarlberg", 1866; „Beiträge zur Kreideflora": 1. Kreideflora von Moletim in Mähren. Denkschriften 1869 mit 11 Tafeln; „Miocene baltische Flora. Beiträge zur Naturkunde Preußens". Königsberg 1869, mit 10 Tafeln; „Ueber die Braunkohlenpflanzen von Bornstädt", 1869, mit 4 Tafeln; „Beiträge zur Kreideflora: 2. Zur Kreideflora von Quedlinburg". Denkschriften, 1871, mit 3 Tafeln; „On Cyclostigma, Lepidodendron, and Knorria, from Kiltorkan". Journal of the geolog. Society 1872; „Ueber die Braunkohlenflora des Zsily-Thales in Siebenbürgen", mit 6 Tafeln, 1872; „Ueber Ginkgo", Regel's Gartenflora, 1874; „Ueber die permischen Pflanzen von Fünfkirchen in Ungarn". Jahrbuch der kgl. ung. geolog. Anstalt, 1876, mit 28 Tafeln; „Fossile Früchte der Oase Chargeb", Denkschriften, 1876; „Ueber die Aufgaben der Phytopaläontologie", 1879; „Zur Geschichte der ginkgoartigen Bäume", Verhandlungen der schweizerischen naturforschenden Gesellschaft, 1879; „Ueber das Alter der tertiären Ablagerungen der arctischen Zone". Ausland, 1879; „Ueber die Sequoien", Regel's Gartenflora, 1879; „Beiträge zur fossilen Flora von Sumatra", Denkschriften, 1881; „Contributions à la flore fossile du Portugal". Section des travaux géol. du Portugal, 1882, mit 28 Tafeln; „Ueber das geologische Alter der Coniferen". Botanisches Centralblatt, 1882;

„Ueber die fossile Flora von Grönland“. Engler's Jahrbücher, 1883. — Endlich ist noch zu erwähnen, daß die Anlage, Ordnung und Etiquettirung der äußerst reichhaltigen Sammlung vorweltlicher Pflanzen, welche der Universität und dem Polytechnikum gemeinschaftlich angehört, beinahe ausschließlich Heer's Verdienst ist und daß nach seinen Angaben Professor Holzhalb das schöne Bild „Oeningen zur Tertiärzeit“ malte, welches diese Sammlung ziert.

Daß so hervorragenden wissenschaftlichen Leistungen auch Anerkennung von außen zutheil wurde, ist selbstverständlich. H. war Dr. med. honoris causa der Universitäten Basel und Wien, correspondirendes Mitglied der Akademien der Wissenschaften in Paris, München, Brüssel, Stockholm, Petersburg, Budapest, der Kaiserl. leopoldinisch-karolinischen Akademie deutscher Naturforscher, Ehrenmitglied der amerikanischen Akademien in Philadelphia, Boston und New-York, sowie des Victoria-Instituts in London und des schweizerischen Alpenclubs und einer großen Zahl anderer in- und ausländischer naturforschenden und landwirthschaftlichen Gesellschaften; auswärtiges Mitglied der geologischen und Linnéischen Gesellschaft in London, der botanischen Gesellschaft in Edinburg, 2c. 2c. — Im J. 1859 ertheilte ihm die holländische Gesellschaft der Wissenschaften zu Harlem für die „Tertiärflora der Schweiz“ den großen Preis, welchen sie zur Feier ihres hundertjährigen Jubiläums ausgesetzt hatte, und 1861 die goldene Medaille für eine Abhandlung über Oeninger Insecten; 1862 und 1873 erhielt er von der Geological society von London einen Geldpreis, 1874 die Wolaston medal, 1878 die Royal medal von der Royal society von London, 1874 eine goldene Medaille von der Akademie der Wissenschaften in Stockholm, und den Nordstern-Orden vom König von Schweden, 1882 den Cuvierpreis von der Académie française, 1875, 1878 und 1880 drei Medaillen von internationalen Ausstellungen, 1881 wurde er vom König von Portugal zum Commandatore di San Jago ernannt, 1883 erhielt er vom König von Dänemark den Danebrog-Orden II. Classe und 1865 vom Großherzog von Baden das Ritterkreuz des Zähringer-Ordens. Zahlreiche fossile Pflanzen und Thiere sind nach ihm benannt; in Spitzbergen existirt ein „Heer's Berg“, in Grönland ein „Kap Heer“. Niemals aber prunkte er mit seinen Auszeichnungen. Pecuniären Vortheil suchte und fand er bei seinen Arbeiten nur wenig; seine Lebensstellung blieb bis zu seinem Ende eine bescheidene.

J. Heer u. C. Schröter, Oswald Heer. Lebensbild eines schweizerischen Naturforschers. Zürich 1885—87. 687 Seiten. gr. 8°, mit Porträt und zahlreichen Textbildern. — De Candolle, Alph., O. Heer. Archives des sciences physiques et naturelles X, 1883, p. 415—416. — Rothpletz, O. Heer. Bot. Centralblatt XVII, 1884, mit Porträt. — Saporta, Marquis de, O. Heer et son oeuvre. Revue des deux mondes. 1. juillet et 15. août 1884. — Malloizel, Godefroy, Oswald Heer, Bibliographie et Tables iconographiques, précédés d'une notice biographique par R. Zeiller. Stockholm (ohne Jahreszahl, wol 1887). Enthält eine absolut vollständige Liste aller Publicationen Heer's, mit bibliogr. Notizen über Recensionen, und ein Verzeichniß aller in den Werken Heer's abgebildeten Fossilien mit Angabe des Ortes, wo sie abgebildet sind. Scudder, Bibliography of fossil insects published by O. Heer. Harvard University Bulletin. June 1881.

Schröter.

Heerklotz: Adolph H., Politiker und Erzähler, am 13. Juni 1823 zu Börnchen (sächs. Voigtland) geboren, studirte Montanwissenschaften zu Frei-

berg, Theologie und Philologie, bald nur letztere, zu Leipzig (1844—47), spielte 1848/49, Realschullehrer zu Annaberg, als Agitator und Freischärlerführer eine Rolle in der sächsischen Revolution. Der Inhaftirte entzog sich drohender Zuchthausstrafe durch die Flucht nach Brüssel. Hier brachte er sich als Sprachlehrer (vgl. sein Buch „Reddita reddenda. Extracts in English prose, to be translated into German“, 1856), Universitätsdocent und frei schriftstellernd die — durch die Thätigkeit als Professor an der Akademie zu Lausanne 1854—57 — unterbrochenen Jahre bis zur Generalamnestie durch. Bei der Brüsseler Schiller-Säcularfeier 1859 verherrlichte sein formschöner, inhaltstiefer Hymnus („Schiller-Denkmal. Volksausgabe“ II 687—90) des Meisters Tendenz und Wirkung. Daß H. außerhalb des geliebten Vaterlandes keine zweite Heimath finden konnte, beweist der deutliche Gegensatz, den der idealistische Poet 1862 in der Erzählung „Wallonisch und vlämisch“, S. 25, zwischen den beiden diese Volksbegriffe verkörpernden Widersachern construirt. 1864 kam er wieder ins Heimathland, ein umhergeschüttelter reifer Mann. In Dresden erst Instituts-, dann Privatlehrer, sowie durch etwas Klein-Schriftstellerei fristete er nothdürftig sein Dasein. 1895 kam der längst schwer Augenleidende ins Günzstift der Stadt, wo er am 30. (oder 31.) Januar 1898 starb.

Heerklotz' reiche philologische und litterarische Gaben sind nicht zu Reife und Anerkennung gelangt. In Fachblättern ersterer Art, wo er selten anerkannt, aber willkommen erschien, liegt manches verstreut. Am originellsten davon sind die auch als Buch gedruckten „Betrachtungen über die Odyssee“ (1854), welche für dies Epos einen rechten Plan ableugnen, ein ungeschicktes Zusammenschweißen und einen Rang hinter der Iliade darlegen. Unter Heerklotz' belletristischen Werken steht an erster Stelle „Janthe. Episode aus dem Tscherkessen-Kriege“ (1858), eine meist nach den geschichtlichen und ethnographischen Angaben bei Bodenstedt, Die Völker des Kaukasus und ihre Freiheitskämpfe gegen die Russen (s. A. D. B. XLVII, 54), in flüssigen Stanzen geschriebene Liebes- und Heldenhistorie von 1841, innerlich wie äußerlich an die italienischen Väter der Gattung erinnernd. „Ein Frühling. Novelle“ (1861): etwas sentimental-sensationell angefaßtes modernes Abenteuer vom Genfersee. Ein wenig weichlich wie diese, aber auch glatt stilisirt wie alles, was von H. gedruckt vorliegt, führt „Wallonisch und vlämisch. Novelle“ (1862), eine Kette warm empfundener Scenen aus dem Belgien des vorletzten Menschenalters, zwei Liebespaare desselben Freundeskreises nach leicht entwirrter Verwicklung, hier leicht zur Dorfgeschichte ansetzend, zum Ziele. Beide Erzeugnisse von Heerklotz' poetischer Prosa zeigen Verwandtschaft mit der Art des vortrefflichen Wilh. Hauff. Heerklotz' wenige Dichtungen, nach Ungebühr vergessen, überragen inhaltlich und technisch, besonders sprachlich Hunderte vielgelesener Zeitgenossen.

Nach Originalmittheilungen Verwandter und Zeitungsnotizen meine knappe Skizze Biograph. Jahrbuch u. Dtsch. Nekrolog III, 244 (danach wörtlich Brümmer, Lexik. dtsch. Dcht. u. Pros. d. 19. Jahrh.[5] II, 496). — Illustr. Zeitung Nr. 2850, S. 162. — Ausführl. Charakterbild von mir im N. Archiv f. sächs. Geschichte.

Ludwig Fränkel.

Heermann: Gottlieb Ephraim H., geboren 1727 in Leschwitz bei Görlitz, † am 11. Februar 1815 in Weimar, wo er als herzoglich sachsen-weimarischer Legationsrath, seit 1778 auch als erster wirklicher fürstlicher Bibliothekar und als Aufseher des herzoglichen Münzcabinets lebte, kommt als Schriftsteller namentlich durch seine Singspieldichtung für die Litteraturgeschichte in Betracht. Dadurch, daß die bekannte Koch'sche Schauspielgesell-

schaft von 1768—1771 in Weimar spielte, wurde die Pflege der im Anfang der sechziger Jahre neu erstandenen deutschen Operette nach Weimar verpflanzt. Das deutsche Singspiel, das allem Gezeter Gottsched's zum Trotz zu neuem Leben erweckt worden war und insbesondere durch Christian Felix Weiße gepflegt wurde, bediente sich der Form der französischen Operette, d. h. des gesprochenen Dialogs, in den einzelne Gesangsstücke eingelegt waren. Hiller hatte schon aus Rücksicht auf die nicht als Sänger geschulten Schauspieler zu Weiße's Operetten eine möglichst einfache Musik setzen müssen. Den Stoff dieser meist auf französischen Originalen beruhenden Singspiele bildete fast stets eine ländliche, mitunter affectirt schäferlich gefärbte Liebes- und Intriguengeschichte. 1770 wurde Weiße's beliebtes Singspiel „Die Jagd“ in Weimar zum ersten Male gegeben, und gar bald fanden sich Nachfolger und Nachahmer auf diesem Gebiete; als deren „ersten und rührigsten“ bezeichnet Minor unseren H., den z. B. Wieland, der sich selbst sehr für das Singspiel als Gattung interessirte, nicht genug zu rühmen wußte. Auf Wunsch des weimarischen Hofes schrieb H. 1770 die dreiactige Operette „Das Rosenfest“ (erschienen Weimar 1771), eine Bearbeitung der „Rosière de Salenci“ der Madame Favart. Diesem Stück, das sich ungemeiner Beliebtheit erfreute, folgten die zweiactige, den sächsischen Prinzenraub behandelnde Operette „Die treuen Köhler“ (Weimar 1772), die gleichfalls zweiactige Fortsetzung hierzu „Der Abend im Walde“ (Weimar 1774) und das nach Goldoni verfaßte Singspiel „Die Dorfdeputirten“ (Weimar 1773). — Auch sonst hat sich H. als Schriftsteller bethätigt. 1785 veröffentlichte er einen „Beytrag zur Lebensgeschichte Jos. Ernst's des Jüngeren, Herzogs zu Sachsen-Weimar“, wozu 1786 eine „Nachlese“ erschien.

Goedeke's Grundriß IV, 79 f. — Meusel III, 153; XVIII, 85. — Teutscher Merkur 1773. — Minor, Chr. Fel. Weiße, S. 193 ff.

Egon v. Komorzynski.

Hefele: Karl Joseph von H., Kirchenhistoriker und Bischof von Rottenburg, wurde am 15. März 1809 zu Unterkochen in Württemberg als Sohn des dortigen königlichen Hüttenverwalters geboren, erhielt seine Gymnasialbildung in Ellwangen und Ehingen, studirte in Tübingen 1827/32 Philosophie, Philologie und Theologie, wurde am 10. August 1833 ordinirt und, nach kurzer Wirksamkeit in der Seelsorge, am Convict daselbst Repetent, im J. 1835 Professoratsverweser am Gymnasium in Rottweil, im Frühjahr 1836 als Nachfolger Möhler's (s. d. A.) Docent der Kirchengeschichte an der katholisch-theologischen Facultät in Tübingen und kam damit zu dem Beruf, den er ein volles Menschenalter verwalten sollte, seit Herbst 1837 als außerordentlicher, seit 1840 als ordentlicher Professor, und der die erste Periode seines reichen Lebens ausfüllt. Gemäß seinem Wahlspruch: „Wer mit Segen in seinem Beruf wirken will, muß ihm mit ganzer Seele angehören“, widmete er sich seiner Lehrthätigkeit stets mit großer Gewissenhaftigkeit, und da er einen klaren, lebendigen und ansprechenden Vortrag hatte, war seine Wirksamkeit eine sehr erfolgreiche. Nicht minder bedeutend ist seine litterarische Thätigkeit. Vor allem verfaßte er für die Theologische Quartalschrift, die von der katholisch-theologischen Facultät in Tübingen herausgegeben wird und an deren Redaction er demgemäß selbst Antheil hatte, eine große Anzahl von Arbeiten, Recensionen und Abhandlungen. Ebenso beteiligte er sich mit Eifer an mehreren anderen Zeitschriften, besonders der in Augsburg erscheinenden Neuen Sion, die von seinem Schwager Karl Haas herausgegeben wurde, und an dem bei Herder in Freiburg erschienenen Kirchenlexikon, das in der ersten Auflage (1847/56) mehr als 150 Artikel aus seiner Feder enthält, darunter

manche von beträchtlichem Umfang. Seine selbständig erschienenen Schriften sind: 1. „Geschichte der Einführung des Christenthums im südwestlichen Deutschland“ (1837), seine Promotionsschrift, auf Grund deren wie einer an sie sich anschließenden Disputation in der Aula der Universität ihm am 31. Januar 1838 der theologische Doktorgrad zu theil wurde; 2. „Patrum apostolicorum opera“ (1839), eine Ausgabe der Schriften der apostolischen Väter mit Prolegomenen und erklärenden Anmerkungen, die noch dreimal, in vierter Auflage 1855 erschien und allmählich beträchtlich erweitert wurde; 3. „Das Sendschreiben des Apostels Barnabas aufs neue untersucht, übersetzt und erklärt“ (1840), eine in die patristische Forschung nicht unerheblich eingreifende Arbeit, indem von da an die These von der Echtheit des Schriftstückes in stets weiteren Kreisen aufgegeben wurde; 4. „Der Cardinal Ximenes und die kirchlichen Zustände Spaniens am Ende des 15. und am Anfang des 16. Jahrhunderts; insbesondere ein Beitrag zur Geschichte und Würdigung der Inquisition“ (1844), 2. Aufl. 1851, 1856 dreifach ins Französische, 1860 ins Englische übersetzt; 5. „Chrysostomuspostille“ (1845), 3. Aufl. 1857, eine Sammlung der schönsten Stücke aus dem Reichthum der Homilien des großen griechischen Kirchenlehrers in deutscher Uebersetzung; 6. „S. Bonaventurae Breviloquium“ (1845), ed. III: „Breviloquium et Itinerarium mentis ad Deum“ (1861), eine neue Ausgabe dieser hochgeschätzten Schriften des mittelalterlichen Theologen mit verbessertem Text; 7. „Conciliengeschichte“, 7 Bde. (1855—74); 2. Aufl. Bd. I—IV, 1873—79; ins Französische übersetzt durch Goschler u. Delarc, 12 Bde. 1869—78; englische Uebersetzung durch W. R. Clark in 5 Bänden, bis zum zweiten nicänischen Concil oder bis zum Jahr 787 reichend, 1871—96; 8. „Beiträge zur Kirchengeschichte, Archäologie u. Liturgik“, 2 Bde. 1864, eine Auswahl aus den zahlreichen in Zeitschriften zerstreuten Abhandlungen, mit Beifügung einiger noch ungedruckter Aufsätze. Die meisten dieser Schriften erfreuten sich, wie die wiederholten Auflagen und die Uebersetzungen in fremde Sprachen zeigen, eines großen Beifalls. Den ersten Rang nimmt nach Umfang und Bedeutung die bis zum Ende des Basler Concils oder bis zum Jahre 1449 reichende „Conciliengeschichte“ ein; sie ist das Haupt- und Lebenswerk Hefele's, das ihn in der That fast seine ganze Lebenszeit mehr oder weniger beschäftigte und, wie die angeführten Daten zeigen, noch zehn Jahre über die hier in Betracht kommende Periode hinaus in Anspruch nahm, indem er die zweite Hälfte des letzten Bandes und die zweite Auflage der vier ersten Bände erst nach seinem Abgang von Tübingen veröffentlichte. Das Werk ist nicht ohne Schwächen im einzelnen, und die Wissenschaft ist inzwischen über manche Partieen hinweggeschritten. Am wenigsten befriedigt die Einleitung, besonders die Abschnitte über die Berufung der allgemeinen Synoden des Altertums und ihr Verhältniß zum römischen Stuhl, da H. hier mehr von dogmatischen als historischen Gesichtspunkten sich leiten ließ, mehr an die auf der katholischen Seite herrschende traditionelle Auffassung sich anschloß als eine eigene und selbständige Untersuchung anstellte, wie in des Unterzeichneten Kirchengeschichtlichen Abhandlungen und Untersuchungen I (1897), 39—121, näher ausgeführt ist. Im ganzen ist aber das Werk, wie allgemein anerkannt wird, eine sehr hervorragende Leistung, die nach vielen Seiten hin die Wissenschaft förderte und als gründliche und bündige Verarbeitung eines großen Materials ihr noch geraume Zeit erhebliche Dienste leisten wird. Noch einer anderen Publication ist hier zu gedenken. Im J. 1895, zwei Jahre nach dem Tode Hefele's, gab A. Knöpfler ein „Lehrbuch der Kirchengeschichte auf Grund der akademischen Vorlesungen von Karl Joseph v. Hefele, Bischof von Rottenburg“, heraus. Da aber Knöpfler

H. nicht mehr hörte und in der Vorrede selbst erklärt, daß „das einstige Collegheft von H. ein durchaus anderes werden mußte, anders nach Form und Inhalt", so ist klar, daß dieses Buch mit H. eigentlich nichts zu thun hat. H. selbst erklärte sein Vorleseheft, so viel er auch im Laufe der Zeit an ihm besserte, als Professor nie für druckreif. Es war zu kurz, und vieles, was in einer Druckschrift nicht zu umgehen war, fehlte in ihm, da bei dem in Tübingen bestehenden Studienplan ohne eine gedruckte Vorlage eine umfassendere und allseitigere Behandlung nicht möglich war. Wie er etwa später und in hohem Alter dazu kam, die Veröffentlichung zu gestatten oder vielmehr seinen Namen zu einer Publication zu leihen, in der kein Satz als sein Eigentum kenntlich gemacht ist, ist nicht recht aufgeklärt und nach seinen früheren Erkärungen schwer begreiflich. Vgl. darüber Theolog. Quartalschrift 1895 S. 680—683; 1899 S. 315—320. — Bei so reicher Thätigkeit konnte es an äußeren Ehren nicht fehlen. Die Universität Tübingen wählte H. für das Jahr 1852/53 zu ihrem Rector. Im Frühjahr 1853 erhielt er einen ehrenvollen Ruf an die Universität Freiburg, den er aber ablehnte. Im Herbst 1853 wurde ihm das Ritterkreuz des Ordens der württembergischen Krone und damit die Erhebung in den persönlichen Adelstand zu theil. Die Wiener theologische Facultät ernannte ihn 1865 zu ihrem Ehrenmitglied. Die Universität Bonn verlieh ihm bei ihrer Jubiläumsfeier 1868 den Doctorgrad der Philosophie. Die Universität Edinburg nahm ihn bei ihrer dritten Säcularfeier 1881 gleichfalls in die auserlesene Reihe der Männer auf, die sie honoris causa mit einem akademischen Grade schmücken wollte. — Eine kleine Unterbrechung erfuhr das gelehrte Stillleben in den Jahren 1842—45, als H. sich bestimmen ließ, den Bezirk Ellwangen in der Kammer der Abgeordneten zu vertreten. Es war die Zeit, wo der Bischof J. B. v. Keller (s. d. Art.) eine Motion gegen die damals bestehende übermäßige Bevormundung der Kirche durch den Staat einbrachte. H. kämpfte energisch an der Seite seines Bischofs für die Gewährung der der Kirche gebührenden Selbständigkeit. Die Politik sagte ihm indessen nicht zu, und als sein Mandat abgelaufen war, wandte er sich wieder ausschließlich seinem Beruf als Lehrer und Gelehrter zu. Eine zweite Unterbrechung erfolgte, als er zum Consultor für die Vorbereitung des vatikanischen Concils ernannt wurde und dementsprechend den Winter 1868/69 in Rom zubrachte. Dieselbe gestaltete sich annähernd zum Ende seiner akademischen Thätigkeit und gewissermaßen zum Uebergang in die zweite Periode seines Lebens.

Bald nachdem er im Frühjahr 1869 aus Rom in die Heimath zurückgekehrt war, starb der Bischof Joseph v. Lipp von Rottenburg, und das Domcapitel wählte ihn am 17. Juni zum Nachfolger; die Präconisation erfolgte am 22. November, die Consecration und Inthronisation am 29. December. Bei der vollen Befriedigung, die er in seinem bisherigen Berufe fand, war es ihm nicht leicht, ihn aufzugeben; auf der anderen Seite konnte er aber der einstimmigen Wahl sich nicht entgegensetzen, zumal die damaligen Verhältnisse der Diöcese, die sogen. Rottenburger Wirren, dringend ihre Annahme forderten. Die neue Stellung führte ihn sofort in die bewegteste Periode seines Lebens. Im September 1869 nahm er bereits als erwählter Bischof von Rottenburg an den Berathungen des deutschen Episcopates zu Fulda theil, bei denen es sich hauptsächlich um die Stellung zu dem bevorstehenden allgemeinen Concil im Vatican und besonders zu der, wie verlautete, in Aussicht stehenden Dogmatisirung der Lehre von der päpstlichen Unfehlbarkeit handelte, und unterzeichnete den Hirtenbrief, der von den versammelten Bischöfen am 6. September erlassen wurde, um die Katholiken Deutschlands gegenüber den

Befürchtungen und Verdächtigungen, die sich über das Concil erhoben, zu beruhigen, sowie auch das vom 4. September datirte Schreiben einer etwas kleineren Zahl von Bischöfen an den Papst, in dem dieser von der Stimmung in Deutschland in Kenntniß gesetzt und erklärt wird, daß viele Geistliche und Laien, Männer in Treue und Liebe zur Kirche und zum apostolischen Stuhl bewährt, dringend wünschen, daß die fragliche Definition unterbleibe, da zu fürchten sei, sie werde nicht wenige Katholiken hinsichtlich ihres Glaubens in Gefahr bringen und die Rückkehr der Protestanten zur Kirche erschweren. Bald nach seiner Consecration reiste er zum Concil ab und traf am 16. Januar 1870 in Rom ein. Die Befürchtung, die einen Gegenstand der Fuldaer Verhandlungen gebildet hatte, erwies sich bald als wohl begründet. Die Frage war schon in der dogmatischen Vorbereitungscommission zu Rom im Februar 1869 erörtert und dabei erklärt worden, daß die Lehre als Glaubenssatz definirt werden könne; nur solle sie dem Concil nicht vorgelegt werden, wenn nicht die Mitglieder selbst einen dahin gehenden Antrag stellen. Der Antrag blieb unter den obwaltenden Umständen nicht aus. Nicht wenige Bischöfe huldigten der bezüglichen Lehre, und in Rom wünschte man die Definition. Die Sache wurde noch im December 1869 in einigen Kreisen besprochen, und am 3. Januar 1870 wurde ein von mehreren Bischöfen unterzeichnetes Schreiben in Umlauf gesetzt, um möglichst viele Stimmen für den Antrag zu gewinnen. Das Vorgehen rief auf der anderen Seite große Beunruhigung hervor, und 136 Mitglieder des Concils, 46 aus Deutschland und Oesterreich-Ungarn und unter diesen H., wandten sich am 29. Januar dagegen schriftlich an den Papst. Die Bitte hatte keinen Erfolg. Die Vorlage über die Kirche enthielt zwar bei ihrer ersten Vertheilung am 22. Februar den fraglichen Lehrsatz noch nicht. Auf Verlangen der Majorität wurde er aber dem Abschnitt über den Primat als Zusatzartikel am 6. März beigefügt und damit für eine Aufgabe erklärt, die das Concil zu lösen habe. Den Eindruck, den dieser Schritt auf die Vertreter der anderen Auffassung machte, bezeugen die Worte, die H. am 17. December 1870 an Döllinger schrieb: „Wir waren wie aus den Wolken gefallen.“ So mußte es nothwendig zum Kampf kommen. Denn abgesehen davon, ob die Lehre als solche der alten Kirche bekannt war und demgemäß auf einer entsprechenden Tradition beruht, handelte es sich jedenfalls um eine hochbedeutsame formelle Aenderung, indem, was bisher bloße Schulmeinung war, nun zu einem Glaubenssatz erhoben werden sollte, und es konnte ein energischer Widerstand nicht ausbleiben. H. nahm in dem Kampfe eine der ersten Stellen ein. Zwar erscheint er nicht häufig als öffentlicher Redner, in den Verhandlungen über das Glaubensdecret am 24. und 31. März; umsomehr aber machte das Gewicht seiner Gelehrsamkeit im Kreise seiner Gesinnungsgenossen sich geltend, da er als langjähriger Kirchen- und Concilshistoriker wie schwerlich ein anderer in die Geschichte der Kirche und der Concilien eingedrungen war. Da die Frage, seitdem sie aufgetaucht war, allenthalben litterarisch erörtert wurde, so griff auch er zur Feder, um an der Geschichte des Papstes Honorius die Unannehmbarkeit des Antrages nachzuweisen. Die Schrift: „Causa Honorii papae“ wurde im April 1870 unter die Väter des Concils vertheilt. Gedruckt wurde sie in Neapel, da in Rom den Opponenten die Presse entzogen wurde. Eine deutsche autorisirte Uebersetzung erschien in Tübingen, und dieser Ausgabe war ein am 5. Mai geschriebener Nachtrag beigefügt, in dem die gleichzeitig erschienene Schrift des römischen Professors Pinacchi: „De Honorii I. Romani Pontificis causa in Concilio VI“, die sich in ihrem letzten Capitel mit Hefele's Schrift befaßte, einer Kritik unterzogen wurde. Eine zweite Uebersetzung gab Dr. Rump in

Münster heraus. Die Verhandlungen auf dem Concil begannen, nachdem das Decret über den Glauben in der dritten öffentlichen Sitzung am 24. April verkündigt worden war, und nach der Geschäftsordnung sollten zuerst die Capitel von der Kirche und dann die von der Commission neu redigirten Artikel vom Primat an die Reihe kommen. Auf Seite der Majorität erhob sich aber das Verlangen nach der umgekehrten Ordnung, und obwohl 77 Bischöfe, darunter H., am 8. Mai dagegen Protest einlegten, wurde das Schema am 9. Mai in einer jener Petition entsprechenden Gestalt vertheilt. Die Generaldebatte begann in der 56. Generalcongregation, am 14. Mai, und in der folgenden Sitzung, am 17. Mai, wollte auch H. sprechen. Die Rede des Cardinals Erzbischofs Cullen von Dublin veranlaßte ihn zu einer Erwiderung, und da er das Wort nicht mehr erhalten konnte, ließ er seine Vertheidigung in Neapel drucken. An der Specialdebatte betheiligte er sich nicht. Der Ausgang ließ sich voraussehen, nachdem die Sache so weit gekommen war. Die vier Capitel über den Primat erfuhren zwar im einzelnen manche Aenderung und Verbesserung; in der Hauptsache blieben sie nach dem Sinn der Majorität bestehen, und als es in der Generalcongregation am 13. Juli zur Endabstimmung kam, ergaben sich 451 Ja, 88 unbedingte und 62 bedingte Nein; ungefähr 70 Mitglieder fehlten. H. gehörte dem Kreis an, der unbedingt mit Nein stimmte. Er trat auch dafür ein, daß dieses Nein in der nächsten öffentlichen Sitzung am 18. Juli wiederholt werde und daß man auf das Verlangen der Unterwerfung, das, wie verlautete, nach der Proclamation des neuen Dogmas sofort gestellt werden sollte, ebenfalls mit Nein antworte. Sein Rath drang aber nicht durch, und so betheiligte er sich gleich den anderen Opponenten an jener Sitzung nicht; das Nein wurde aber für dieselbe aufrechterhalten, wie in dem von 55 Bischöfen am Tage zuvor an den Papst gerichteten Schreiben ausdrücklich erklärt ist, und wie selbst aus den Worten hervorgeht, mit denen das Wegbleiben von jener Sitzung motivirt wurde: man wolle in einer die Person des Papstes so nahe berührenden Angelegenheit nicht in dessen Angesicht mit Non placet stimmen. — Das Nein galt ihm auch noch, als er am 22. Juli in die Heimath zurückgekehrt war. Wie die von J. F. v. Schulte, Der Altkatholicismus, 1887, S. 215—238, veröffentlichten Briefe zeigen, sprach er sich darüber wiederholt unumwunden aus. Da aber die Verabredung, die nach seinem Brief an Döllinger vom 10. August 1870 die Opponenten in Rom getroffen hatten, es solle, wenn man die Anerkennung und Verkündigung des neuen Dogmas von ihnen verlange, keiner vorschnell für sich handeln, sondern es sollen die Bischöfe der einzelnen Nationen zuvor noch eine Zusammenkunft haben und jede Nation mit der anderen conferiren, nicht gehalten wurde, die Opponenten bald allenthalben einer nach dem anderen sich unterwarfen und die wenigen, die noch einige Zeit standhaft blieben, zu sehr in der Welt zerstreut waren, um eine gemeinsame Action zu ermöglichen, die Masse der Laien und auch der Geistlichen als zu gleichgültig erschien, so konnte er auf eine Wendung in der Angelegenheit, wie er sie früher sich dachte, bald nicht mehr hoffen. Und zu einem eigentlichen Schisma wollte er, ähnlich wie später Döllinger, auch nicht mitwirken. Sein Plan war vielmehr, wenn man mit dem Ansinnen der Unterwerfung an ihn herantrete, seine Cessionsbereitwilligkeit zu erklären, um so vielleicht der Excommunication zuvorzukommen, und sofern ihn diese gleichwol treffen sollte, hoffte er, wie er in dem Brief an einen Kölner Geistlichen vom 3. December 1870 bemerkte, eine solche ungerechte Censur ohne Beschwer seines Gewissens ertragen zu können. Für den Fall der Resignation trug er sich, wie schon während des

Concils, so auch jetzt noch einige Zeit mit der Hoffnung, auf seinen Lehrstuhl nach Tübingen zurückkehren zu können, der auch hauptsächlich mit Rücksicht auf ihn fast ein Jahr lang unbesetzt blieb. Bald stellten sich aber ernstere Gedanken ein. Am 11. März 1871 findet er die Lage eines suspendirten und excommunicirten Bischofs als eine schreckliche, die er kaum ertragen könnte. Eher möchte er zur Cession sich entschließen. Zugleich bezeichnet er aber bereits auch die Hinausgabe der vaticanischen Decrete an den Clerus als einen Ausweg aus der bedrängten Lage, und da die Publication schon überall in Deutschland erfolgt war, so schien sie auch für ihn nicht leicht zu umgehen und andererseits möglich zu sein, sofern die die Infallibilitätslehre enthaltende Constitution Pastor aeternus als etwas noch nicht Fertiges und einer authentischen Interpretation noch nicht Fähiges sich betrachten ließ, da sie nur einen Theil des großen Schemas von der Kirche bildet und der größere Theil des Ganzen infolge der zunächst wegen der Sommerhitze und dann wegen der Occupation Roms durch das Königreich Italien verfügten Vertagung des Concils nicht mehr zur Berathung kam, im Falle einer etwaigen Fortsetzung das Decret über die Infallibilität des Papstes bei Berathung des concurrirenden Capitels über die Infallibilität der Kirche daher einige Einschränkungen erfahren könnte. Und wenn er in Bälde für diesen Weg sich entschied, so bildete die Rücksicht auf seine Diöcese einen Hauptgrund. Denn was sollte im Falle seiner Resignation aus dieser werden? Die Frage drängte sich ihm bereits während des Concils auf (Friedrich, Tagebuch, 2. A., 1873, S. 398), und ihr konnte er sich naturgemäß auch jetzt nicht entziehen. Wenn er einen Nachfolger erhielt, der wie andere Bischöfe die neue Lehre rücksichtslos mit einem Schlage durchsetzen wollte, so mußten die größten Wirren entstehen, da nicht wenige Geistliche seine Auffassung theilten und schwerlich über Nacht sie aufzugeben sich entschließen konnten. Ebenso war, wenn, was das Wahrscheinlichere war, eine längere Sedisvacanz eintrat, der Ausbruch eines schweren Kampfes unausbleiblich. Denn die neue Lehre hatte auch in der Diöcese ihre Anhänger, und wenn die Extremen unter denselben in Bälde selbst den Bischof wegen seiner Haltung für schismatisch und excommunicirt erklärten, war eine Milde gegen die Gegner unter den einfachen Geistlichen und Laien noch weniger zu erwarten, während diese ihrerseits auf ihrer Anschauung umsomehr bestehen mochten, als sie durch das Beispiel des Bischofs darin bestärkt wurden. Die Publication fand am 10. April 1871 statt, und es waren ihr, da eine authentische Erklärung noch nicht möglich sei, einige „unmaßgebliche“ Bemerkungen limitirenden Charakters beigegeben. Im Rheinischen Merkur, 1872, S. 114, tauchte die Behauptung auf, die Unterwerfung sei erfolgt, weil H. bei der württembergischen Regierung nicht die erwartete Unterstützung gefunden habe, und Schulte (Der Altkatholicismus, 1887, S. 234) hielt sie aufrecht, obwohl sie im Deutschen Volksblatt v. 19. April 1872 und im Württembergischen Staatsanzeiger v. 30. März 1875 für unrichtig erklärt wurde. Was aber dafür vorgebracht wird, reicht nicht zu einem Beweis hin. Jedenfalls war die Haltung der Regierung von keiner maaßgebenden Bedeutung. Nach einer Aeußerung, die H. im Sommer 1873 zu Robert von Mohl that und die wir durch Schulte (a. a. O. S. 235 f.) erfahren, soll er ferner zur Unterwerfung nur darum sich verstanden haben, weil man ihm von Rom aus versprochen habe, weder direct gegen die Tübinger theologische Facultät loszugehen noch ihn zu Schritten gegen dieselbe zu zwingen. Ich habe nie etwas davon gehört; es besteht aber auch kein Grund, das Wesentliche der Mittheilung, daß nämlich H., als er zu dem entscheidenden Schritt sich entschloß, zu Gunsten seiner nächsten Freunde und ehemaligen Collegen sich Zusicherungen

geben ließ, zu bestreiten, da im anderen Fall der Hauptzweck, den er verfolgte, seiner Diöcese den Frieden zu erhalten, nicht zu erreichen war. Ein Leichtes war ihm begreiflicher Weise die Unterwerfung nicht. Der Satz in seinem Proclamationsschreiben: „Es ist aber der kirchliche Friede und die Einheit der Kirche ein so hohes Gut, daß dafür große und schwere persönliche Opfer gebracht werden dürfen", läßt zur Genüge seine Stimmung erkennen. Wie sie zu stande kam, erhellt aus dem Bisherigen. Mit Unrecht wurde von Schulte (a. a. O. S. 232) das Streben betont, Bischof zu bleiben. Wer H. näher kannte, weiß, daß ihm ein solches Motiv fremd war. Das Urtheil fiel nach dem Standpunkt der Parteien sehr verschieden aus. Hase, der ihn im übrigen sehr wohlwollend beurtheilte, bemerkte, der Bischof habe den Gelehrten erwürgt (Polemik, 5. A., 1890, S. 237). Die Altkatholiken, die sich in der Hoffnung, die sie für ihre Sache auf ihn gesetzt hatten, getäuscht sahen, ergingen sich in heftigen Anklagen. Die kirchlichen Extremen grollten über seine Mäßigung und Zurückhaltung. Er selbst erklärte wie bei der Unterwerfung, daß ihm über seine Haltung beim Concil sein Gewissen nie den leisesten Vorwurf gemacht habe, so später, daß er jenen Schritt nie bereut, daß er ihm nach schweren Kämpfen die innere Ruhe wiedergebracht habe. Es liegt kein Grund zu einem Zweifel vor, daß es ihm mit dem Worte ernst war. Seine Thätigkeit ging fortan in Verwaltung seiner Diöcese auf. Nur beschäftigte er sich auch noch eine Zeitlang mit der Conciliengeschichte, indem er den siebenten Band mit Ausarbeitung der zweiten Hälfte vollendete und von den vier ersten Bänden eine zweite und verbesserte Auflage veranstaltete. Sein Tod trat nach kurzer Krankheit am 5. Juni 1893 ein. Er war in seinem Wesen einfach und anspruchslos, offen und leutselig, und wurde von allen, die ihn näher kennen zu lernen Gelegenheit hatten, verehrt und geliebt.

Funk, Karl Joseph von Hefele, in der Theolog. Quartalschrift 1894, 1—14. — H. Roth, Dr. K. J. v. H., Bischof von Rottenburg 1894 (hauptsächlich über die politische Thätigkeit). — Hegler, Hefele, in Realencyklopädie für protest. Theologie u. Kirche, 3. A., VII, 525—31. — H. Gelzer, Ungedrucktes von Bischof v. Hefele, in Deutsche Revue, 1900, IV, 341—351 (Correspondenz mit einer befreundeten Dame). — Zur Thätigkeit auf dem Concil und Unterwerfung außer dem angeführten Werk von Schulte: J. Friedrich, Tagebuch während des Vaticanischen Concils, 2. A., 1873. Ders., Geschichte des Vaticanischen Concils, 3 Bde., 1877/87. — Quirinus, Römische Briefe vom Concil 1870. — E. Friedberg, Sammlung der Actenstücke zum ersten Vaticanischen Concil 1872. Ders., Actenstücke, die altkatholische Bewegung betr., 1876. — Acta et decreta sacrorum conciliorum recentiorum. Collectio Lacensis tom. VII, 1890. — Th. Granderath, Geschichte des Vaticanischen Concils I—II (bis zum Schlusse der dritten öffentlichen Sitzung) 1903.

Funk.

Hehn: Victor H., geb. am 8. Oct./26. Sept. 1813 zu Dorpat, † am 21. März 1890 zu Berlin. Der livländische Zweig der Hehn entstammt einer fränkischen Bauernfamilie, die seit 1602 im Dorfe Römershofen bei Schleusing nachweisbar ist. Victor Hehn's Großvater, Johann Martin, wurde — wir wissen nicht auf Grund welcher Beziehungen — als junger Theologe 1766 nach Dorpat berufen, um die Stellung eines Rectors an den vereinigten Staats- und Stadtschulen zu übernehmen. Drei Jahre danach zum Prediger ordinirt, wurde er Diakonus an der Hauptkirche Dorpats zu St. Johann. Er vermählte sich mit der Tochter des um die Verwaltung der Stadt, wie um die Erforschung der Landesgeschichte gleich hochverdienten Dorpater Justizbürgermeisters Fr. K.

Gadebusch (A. D. B. VII, 298) und starb als Prediger an der esthnischen Kirche zu Odenpäh. Von den 9 Kindern dieses auch als Sprachforscher hervorragenden Mannes, ist Gustav Heinrich (geb. 1794, † 1823) der Vater Victor's. Ursprünglich Theologe und Nachfolger des Vaters in Odenpäh, hat Gustav Heinrich 1800 sein Amt aufgegeben, weil er es mit seinen religiösen Ueberzeugungen nicht mehr meinte vereinigen zu können. Er zog nach Deutschland, studirte Philosophie und Jurisprudenz, und kehrte 1803 als Erlanger Dr. in die Heimath zurück. Er ist dann 20 Jahre lang am Dorpater Landgericht thätig gewesen. Gustav Heinrich war zweimal verheirathet. Von seiner ersten Frau geschieden, heirathete er in zweiter Ehe Amalie Wilde, die ihm 1813 als ersten Sohn Victor, den berühmten Sprachforscher und Culturhistoriker gebar.

Als der Vater starb, blieb die Wittwe in nicht gerade dürftigen, aber doch engen Verhältnissen zurück, die zur größten Sparsamkeit nöthigten, wenn die Erziehung ihrer drei Kinder den Bildungsansprüchen der Familie genügen sollte. Victor H. besuchte erst eine gutgeleitete Privatschule und absolvirte danach das Dorpater Gymnasium. Mit 17 Jahren wurde er Student, 1830 als stud. phil. an der Landesuniversität immatriculirt, doch gestatteten ihm die beschränkten Mittel der Mutter nicht, an dem studentischen Treiben theilzunehmen. Er hat vornehmlich philosophische und litterarische Studien getrieben und konnte, als er 1834 sein Staatsexamen bestand, als ein ungewöhnlich tüchtig vorgebildeter Philologe gelten. In Dorpat lagen damals die classischen Studien in guten Händen: Morgenstern (A. D. B. XXII, 231) und Neue, zwei wirklich hervorragende Gelehrte, sind vornehmlich seine Lehrer gewesen, beide ihrer Geistesrichtung nach auch den Realien zugewandt. Auch der Nationalökonom Friedländer und der Philosoph Jäsche, ein strenger Kantianer, scheinen auf seinen Bildungsgang von Einfluß gewesen zu sein, dagegen lagen die historischen Studien ganz darnieder. Nach dieser Richtung hin ist H. Autodidact gewesen, wenn auch nicht unerwähnt bleiben darf, daß der Professor der Geschichte, Friedrich Kruse, den Schwerpunkt seiner Studien in die Prähistorie legte. So unkritisch Kruse's Methode auch war, ist doch immerhin möglich, daß er dazu beigetragen hat, den Blick Hehn's auf die Geschichte der Urzeiten zu richten. Das wesentliche aber war wol der erstaunliche Umfang seiner Belesenheit. H. las mit der Feder in der Hand und die Excerpte, die er sorgfältig aufbewahrte, zeigen, daß er schon damals sammelnd den Quellen nachging, die ihn zu den Anfängen menschlicher Cultur führen sollten. Sein Blick richtete sich dabei vornehmlich auf Italien; um erst in Deutschland sein Wissen zu vertiefen und dann so lange irgend möglich in Italien weilen zu können, mußte er erwerben, denn das ganz geringfügige Capital, das er vom Vater ererbt hatte, hätte höchstens zu einer Reise von kurzer Dauer gereicht.

So wurde er Hauslehrer, erst in Wilna bei dem aus dem polnischen Kriege bekannten General v. Geismar, dann in Livland bei einem Herrn v. Lilienfeldt auf Weinsel bei Lemsal. Er hat in den vier Jahren, die ihm so hingingen, erstaunlich viel recipirt, seine litterarischen Neigungen und ein schönes musikalisches Talent, das er durch theoretische Studien vertieft hatte, gepflegt, sich aber in seiner pädagogischen Thätigkeit keineswegs glücklich gefühlt. Seine Gesundheit verlangte Schonung, im Verkehr war er schüchtern und meist zurückhaltend. Um so freier und kühner fanden seine Gedanken ihren Ausdruck in seinen Briefen und in den Aufzeichnungen, die seine Lectüre begleiteten. Im Sommer 1838 endlich war er so weit, um mit seinen sorgsam gesparten Geldmitteln die ersehnte Studienreise antreten zu können. Sie führte ihn über Schweden nach Deutschland, und da noch zwei Monate bis zum Be-

ginn des Wintersemesters in Berlin ausstanden, fand er Zeit zu einer Rheinreise. Dann folgten die Berliner Tage, die, knapp genug, nur das Wintersemester umfassen sollten, aber schließlich bis zum Mai 1839 ausgedehnt wurden. Es sind doch wol die für die wissenschaftliche und philosophische Richtung seines Lebens bestimmenden Eindrücke, die er hier aufnahm. Böckh, den er ein Genie erster Größe nennt, Lachmann und Bopp führten ihn in das Studium der vergleichenden Sprachforschung ein, die zum Fundament wurde, auf dem seine späteren Arbeiten ruhen. Dazu kam dann der Einfluß der junghegel'schen Schule, endlich die allgemeine Anregung, die ihm aus den Zeitungen politisch, aus den Theatern und Museen litterarisch und künstlerisch zufloß. Er hatte das Glück, in Berlin einen engen Freundschaftsbund — den ersten und wol auch den letzten seines Lebens — mit einem wissenschaftlich gleichgerichteten, hochbegabten, etwas jüngeren Landsmann, Georg Berkholz, zu schließen, so daß der lebendige Austausch der neuen Eindrücke und der neuen Erkenntniß der ganzen Zeit seines Berliner Aufenthalts einen weiteren Reiz gab. Wäre nicht die alles überwiegende Sehnsucht nach dem Süden gewesen, er hätte, den Bitten des Freundes nachgebend, wol noch ein zweites Semester in Berlin verbracht. Aber er trug es nicht länger. Mitte Mai 1839 brach er auf, zu Fuß, den Wanderstab in der Hand, durch Sachsen die Elbe hinauf nach Prag, über Franken, wo er in Römershofen die letzten seines Geschlechts findet, nur Frauen, denn der Manneszweig der Hehn ist dort erloschen, nach Nürnberg, Regensburg, München, über die Alpen an den Comersee und so fort, genau den Weg, den er im Schlußcapitel seines berühmten Buches über Italien dem „jungen Doctor" für seine erste Wanderung durch Italien empfiehlt. Er solle, so schreibt H., mit Oberitalien beginnen, dann zum Apennin aufsteigen und das kunst- und geschichtsreiche Toscana durchwandern, dann nach kürzerem Verweilen in Rom bis Girgenti und Syracus vordringen, um endlich auf der Rückkehr durch einen bleibenden Aufenthalt in der ewigen Stadt das Werk zu beschließen und die Erziehung zu vollenden. Er fügt hinzu: „Du magst auch ein Tagebuch führen, da trage Abends deine Klagen, deine bösen Erfahrungen, deine kategorischen Aussprüche, deine kindischen Entzückungen ein — aber lasse niemand hineinblicken, noch viel weniger gib es in den Druck, denn alles, was darinsteht, ist unreif und voreilig, und wenn du diese ersten Blätter später wieder aufnimmst, wirst du selbst über deine Thorheit staunen oder lachen." Das Tagebuch Hehn's aus dieser seiner ersten italienischen Reise liegt uns heute gedruckt vor. Nicht von ihm, sondern nach seinem Tode herausgegeben als ein kostbares biographisches Material zum Verständniß einer bedeutenden Persönlichkeit. Es zeigt uns den jungen H. recipirend und in plastischer Anschaulichkeit reflectirend. Alles was er empfängt, gestaltet sich ihm zu lebendiger Anschauung, drängt ihn zur Prüfung, zu historischer Controle an der Hand der Schriftsteller des Alterthums, die ihm überall als treue Begleiter zur Seite stehen. Je länger je mehr steigt der Gedanke an eine Geschichte der Cultur Italiens vor seiner Seele auf, aber die Fülle der Anregung, die er in sich aufgenommen hat, ist so gewaltig, daß er noch Jahre brauchen wird, auch nur einen Theil der Probleme darstellend zu lösen, die ihm als Ergebniß seiner italienischen Reise, als würdige Aufgaben einer Lebensarbeit vorschweben und ihn nicht ruhen lassen.

Am 10. März 1840 trat er die Heimreise an. Erst über Toulon, Marseille, Lyon nach Paris, dann über Belgien nach Deutschland zurück. Mitte October ist er wieder in Berlin, wo er noch einen Monat mit dem Studium der Pflanzenphysiognomie Humboldt's eifrig beschäftigt ist. Die ersten Anregungen zu seiner „Wanderung der Kulturpflanzen und Hausthiere"

scheinen ihm hier gekommen zu sein. Sehr schweren Herzens hat H. die Rückreise angetreten. Ende des Jahres war er wieder in Dorpat; er absolvirte ohne jeden Zeitverlust das Examen für die Stelle eines „Oberlehrers der alten Sprachen“ und wurde im Februar 1841 wissenschaftlicher Lehrer an der höheren Kreisschule der kleinen livländischen Hafenstadt Pernau. Unter ziemlich engen Verhältnissen hat er dort bis 1846 ausgeharrt in einem Beruf, der ihm innerlich verhaßt war, denn H. war kein Pädagoge, und seiner in sich gekehrten Natur fehlte jenes Etwas, das eine unbändige Jugend in Zügel hält. Seine Hoffnung war, sich durch seine Arbeit eine Stellung zu erringen, die seinen geistigen Anlagen mehr entsprach. Er begann mit der Umarbeitung seiner Reisetagebücher, und wol im Zusammenhang damit sind die beiden ersten Arbeiten entstanden, mit denen er vor die Oeffentlichkeit trat. 1843 erschien als Schulprogramm die feinempfundene Abhandlung „Zur Charakteristik der Römer“, 1844 eine zweite Programmschrift: „Ueber die Physiognomie der italienischen Landschaft“. Eine andere Abhandlung: „Ueber das Lateinschreiben der heutigen Philologen“ blieb ungedruckt, eine zweite, ganz druckfertige: „Ueber die Authenticität der Reden des Thucydides“ stellte er zurück, als er im April 1846 die Aufforderung erhielt, als Lector der deutschen Sprache und Litteratur an die Universität Dorpat zu ziehen. Gleichsam, um mit einer Periode seiner Entwicklung abzuschließen, veröffentlichte er, kurz bevor er sein neues Amt antrat, in einer angesehenen livländischen Zeitschrift, dem „Inland“, einen Aufsatz über die Stadt Pernau. Es ist eine meisterhafte historisch-geographische Skizze, die in eine Schilderung von Stadt und Bewohnern, wie er sie kennen gelernt hatte, ausmündet. In Dorpat hat H. fünf glückliche Jahre verbracht, die zwar nicht zur Veröffentlichung größerer litterarischer Arbeiten führten, aber für ihn ungemein fruchtbar und fördernd wurden, weil seine Vorlesungen das gesammte Gebiet der deutschen Litteratur bis in die Gegenwart hinein umfaßten und sich mit einer Einführung in das Studium des Gothischen combinirten. Er arbeitete seine Collegienhefte bis zu stilistischer Vollendung aus und zog durch die Originalität und Tiefe seiner Auffassung die besten Kreise der Stadt neben den Studenten in seine Vorlesungen. Sie sind im Manuscript fast vollständig erhalten und würden noch heute, wenn man sich zur Veröffentlichung entschließen wollte, eine Zierde in der Reihe unserer Litteraturgeschichten sein. Neben der Arbeit ging ein anregender persönlicher Umgang her. Bis 1850 hatte er seinen Freund Berkholz — dem jede staatliche Anstellung verboten war und der sein reiches Wissen als Hauslehrer verschwenden mußte — in nächster Nähe, dann waren es die Collegen an der Universität, zumal der Jurist Osenbrüggen, livländische Edelleute, die in Dorpat lebten, vornehmlich das gastliche Haus des Barons Bruiningk, dessen Gemahlin, eine geborene Fürstin Lieven, ihm eng befreundet war. Aber gerade der Verkehr mit dieser geistreichen Frau sollte zu einer verhängnißvollen Wendung in seinem Leben führen. Der Antheil der Baronin an der Befreiung Kinkel's hatte die Beschlagnahme ihrer Papiere und in Dorpat die Verhaftung derjenigen Personen zur Folge, die mit ihr in Correspondenz gestanden hatten. H. erfuhr in Pernau, wo er den Sommer bei seinem jüngeren Bruder Richard verbrachte, von der Verhaftung Osenbrüggen's, kehrte aber trotzdem nach Dorpat zurück, weil er wußte, daß in seinen Briefen an Frau v. Bruiningk nichts irgend Verfängliches sich finden könne. Als er aber in Dorpat eintraf, wurde er sofort verhaftet und nach Petersburg geschafft, wo er in den Kasematten der Peter-Paulsfestung einige Wochen in enger Untersuchung verbringen mußte und dann, da ihm nichts nachgewiesen werden konnte, weil er vollkommen unschuldig war, die Polizei aber nicht Un=

recht haben durfte, zur Verbannung nach Großrußland verurtheilt. Den Ort seines Aufenthalts stellte man ihm frei, nur solle es keine der Residenzen und nicht eine Universitätsstadt sein. Er solle in Staatsdienste treten, jedoch nicht im Unterrichtsministerium, vorher aber drei Monate in der Peter-Paulsfestung absitzen. H. wählte Tula, wo er Verwandte hatte, und Mitte November 1851 ist er dort eingetroffen. Man machte ihn zum „Beamten zu besonderen Aufträgen“ beim Gouverneur. Es war eine Stellung, die jedoch nur nominell für ihn bestand, so daß er völlig unbehindert in Tula seiner Wege gehen konnte und, da er bald durch Ertheilung von Musikunterricht auch einen kleinen Nebenerwerb fand, in leidlich bequemen Verhältnissen leben konnte. Was ihm fehlte, waren Bücher und wissenschaftlicher Verkehr; erst sehr allmählich gelang es ihm, die Trümmer seiner Bibliothek herüberzuretten. Was ihm über die Oede des Verkehrs hinüberhalf, waren Sprachstudien — er lernte russisch — und sein Goethe. In ihm zumal hat er gelebt und in allergrößtem Umfang das Fundament zu einer Goethebiographie gelegt, die zwar nie niedergeschrieben wurde, aber doch als Vorstudie zur Arbeit seines Greisenalters, der Gedanken über Goethe, diente. Auch die nach seinem Tode veröffentlichte Studie über Hermann und Dorothea ist in Tula entstanden. Sie blieb wie so vieles, was er entworfen hatte, liegen als Theil eines Ganzen, das zu groß angelegt war. Wichtig für seine geistige Art war, daß sich ihm in Tula der Blick für das besondere slavische Wesen schärfte: die Eigenthümlichkeiten der Rassen des Volksthums bilden fortan einen sorgfältig vervollständigten Theil seiner Sammlungen. Er pflegte sie unter der Ueberschrift „De moribus“ zu vereinigen, und dieses ethnographische Interesse führte ihn dann weiter zu neuen Untersuchungen, welche bestimmt waren, festzustellen, welches das Erbe war, das von Urzeiten her durch die Erlebnisse der Altvordern als inhärente Anlage oder als Instinct in die Seele der gegenwärtig lebenden Volksgenossen übergegangen war. So erweiterte sich ihm selbst in seinem „Tomi“, wie er es zu nennen pflegte, der Gesichtskreis. Eine Culturgeschichte Europas, das schien ihm ein hohes Ziel, und wenn in seinem Schicksal eine günstige Wendung eintreten sollte, meinte er wol es erreichen zu können.

Diese Wendung brachte der Tod Nicolaus' I. Im April 1855 wurde H. „begnadigt“ und bald danach als Hülfsarbeiter an der kaiserlichen öffentlichen Bibliothek angestellt. — Schon ein Jahr später avancirte er zum Oberbibliothekar, und damit trat er in eine Lebensstellung, die nach allen Richtungen hin seinen Wünschen zu entsprechen schien. Er war 42 Jahre alt, wenn gleich zart und schwächlich, so doch ohne organische Fehler und leidlich gesund. Er fand als Collegen an der Bibliothek Berkholz, seinen besten Freund, wieder und an der damals noch in ihren hervorragendsten Vertretern aus Deutschen bestehenden Akademie der Wissenschaften einen ungemein fördernden und anregenden Umgang. Männer wie Böthlingk, Schiefner, Kunik, v. Middendorf gehörten zu seinem intimeren Umgangskreise, auch die geistvolle Hofdame der Großfürstin Helena Pawlowna, Editha v. Rahden, zog ihn heran; endlich in der öffentlichen Bibliothek hatte er einen Bücherschatz zu steter Verfügung, wie ihn die begehrende Phantasie des Gelehrten nur immer wünschen mochte. Das alles regte zur Production an. Eine lange Reihe kleinerer Arbeiten: Vorträge, Correspondenzen, wissenschaftliche Gutachten sind ihm so entstanden, das Wesentliche aber waren die beiden Hauptwerke, die schon damals seinen Ruhm in der litterarischen und wissenschaftlichen Welt begründeten. 1864 erschien sein Buch über „Italien“, das er bescheiden Ansichten und Streiflichter nannte und das noch bei seinen Lebzeiten dreimal aufgelegt wurde, 1869 aber die

„Kulturpflanzen und Hausthiere in ihrem Uebergang von Asien nach Griechenland und Italien, sowie in das übrige Europa". Die von H. gewählte Charakterisirung des Inhalts als „historisch-linguistische Skizzen" ist für das Urtheil, mit dem er selbst an das Ergebniß seiner Studien herantrat, bezeichnend. Er hat nie gemeint abgeschlossen zu haben und sah in dem Einzelnen stets nur Bruchstücke des großen Gesammtbildes der Cultur Europas, das ihm vorschwebte. Auch die Studie „Ueber das Salz" ist solch ein Bruchstück aus dem Zusammenhang seiner culturhistorischen Studien, ganz wie ein Aufsatz über den Humanismus, den er schon vor einer Reihe von Jahren in der Baltischen Monatsschrift unter einem Pseudonym veröffentlicht hatte. Der in meiner Biographie Hehn's irrthümlich als seine Arbeit citirte Aufsatz über die Juden ist nicht von ihm, sondern von dem Redacteur des Journal de St. Pétersbourg, Horn, verfaßt. Daneben hat H. lebhaften Antheil an dem politischen Treiben der Gegenwart genommen, wie seine Correspondenzen in der Baltischen Monatsschrift und einige im Concept erhaltene Correspondenzen für ein nicht nachweisbares reichsdeutsches Blatt zeigen. Er stand der russischen Wirklichkeit ironisch und skeptisch beobachtend gegenüber und hat in der Petersburger Periode seines Lebens ein fortlaufendes Tagebuch geführt, dem er die Ueberschrift de moribus Ruthenorum gab. Seine Absicht war auch hier, den Stoff im Zusammenhang zu verarbeiten, aber er ist über einen Anlauf nicht hinausgekommen, so daß, um den Schatz dieser Beobachtungen nicht verloren gehen zu lassen, nichts übrig blieb, als sie in der Reihenfolge der Eintragungen zu veröffentlichen (Stuttgart 1892). Endlich hat H. noch einen sehr wesentlichen Antheil an der auf Befehl Alexander II. vom Grafen Modeste Korff unternommenen großen Materialiensammlung zur Geschichte Kaiser Nikolaus I. Die Charakteristik der auswärtigen Politik des Zaren (Ein Blick auf die auswärtige Politik des Kaisers Nikolaus 1), die er auf Grund dieser Materialien 1857 verfaßte, gehört auch heute noch zum lehrreichsten, was über diese Frage geschrieben worden ist.

So gingen ihm die Petersburger Jahre hin, in angeregtem Verkehr, steter Reception und langsamer Production. Aber wo er mit seinen Arbeiten an die Oeffentlichkeit trat, war es stets ein wissenschaftliches Ereigniß und eine Bereicherung unserer classischen Litteratur. Er ist von Petersburg aus noch viermal nach Italien gezogen, gewöhnlich aber verbrachte er den Sommer in Pernau, wo sein Lieblingsbruder Richard lebte. Sein Tod 1868 riß eine schmerzliche Lücke in den Zusammenhang von Hehn's Leben, die nie ganz ausgefüllt wurde. Als H. sein 60. Lebensjahr erreicht hatte, nahm er seinen Abschied. Er war inzwischen zum wirklichen Staatsrath und damit zur Excellenz und zum erblichen Edelmann erhoben worden, hat aber weder von diesem noch von jenem Prädicat je Gebrauch gemacht. Die Pension, die ihm die 30 Jahre seines Staatsdienstes eintrugen und die Zinsen des kleinen Capitals, das er von seiner Mutter geerbt hatte, gestatteten ihm einen lange treu gehegten Wunsch zu erfüllen. Im October 1873 siedelte er nach Berlin über. Seine Hoffnung war, die reichen Arbeitspläne, die noch in ihm lebendig waren, auszuführen. Aber diese Hoffnung ist ihm nicht erfüllt worden. In den 17 Jahren, die ihm noch zu leben beschieden waren, hat er nicht eigentlich neues mehr producirt. Die „Gedanken über Goethe" fielen wie eine reife Frucht vom Baume seiner Tulaer und Petersburger Studien. Es ist kein Gedanke in ihnen, den er nicht vor langen Jahren schon vorgedacht hatte. Wenn dieses Buch trotzdem als ein classisches Meisterwerk in der Goethelitteratur bestehen wird, erkennen wir daran, wieviel H. noch hätte leisten können, wenn die Verhältnisse seiner productiven Thätigkeit günstiger gelegen hätten.

Seine Uebersiedlung nach Berlin kam zu spät; er war verwöhnt durch die bequeme Arbeitsgelegenheit, welche die kaiserliche Bibliothek in Petersburg ihm geboten hatte. Zur Arbeit im Lesesaal der Berliner kgl. Bibliothek konnte er sich nicht entschließen, noch weniger zum Entleihen von Büchern. So blieb er auf seine, wenig umfangreiche Handbibliothek beschränkt. Dazu kam, daß ein wissenschaftlich anregender Umgang, wie er ihn in Petersburg gewohnt war, fehlte. Er hatte keinen Familienverkehr und kein berufsmäßiges Arbeitsfeld. Gewiß hätte seine Ernennung zum Mitglied der Berliner Akademie eine Wandlung herbeiführen können. Aber daran scheint niemand gedacht zu haben. Auch dauerte es geraume Zeit, ehe er sich in Berlin geistig acclimatisirte. Sein Verkehr war wesentlich auf das Zusammentreffen in einer Weinstube beschränkt. Erst in der sogen. Julian'schen Akademie, d. h. in dem Kreise, der sich um Julian Schmidt sammelte, dann in einer anderen Gesellschaft, deren Mittelpunkt Lothar Bucher und Moritz Busch waren. Was ihn mit beiden verband, war seine Bewunderung für den Fürsten Bismarck. Aber er litt zugleich an der Brutalität, die bei Busch in erstaunlich herber Weise zum Ausdruck kommen konnte. Berlin hat H. auch zum Antisemiten gemacht. Er legte Sammlungen de moribus Judaeorum an und sorgte um die Corrumpirung der modernen deutschen Sprache.

So ging sein Leben einförmig und weniger inhaltreich hin, als seiner Persönlichkeit entsprach. Die älteren Freunde starben einer nach dem anderen. Sein Gönner Graf Modeste Korff, die Baronin Editha v. Rahden, Georg Berkholz, sein Bruder Julius. Was an die Stelle trat, war ihm kein Ersatz. Auch fehlte es dem alt gewordenen Junggesellen an einer rechten Häuslichkeit. Nach nur dreitägiger Krankheit ist er am 21. März 1890 einsam gestorben. H. war in seiner wissenschaftlichen Arbeit ein großer Charakter, von unbeugsam ernster Thatkraft, im Leben dagegen schüchtern und zurückhaltend. Er hat den Schlag, der ihn 1851 traf, eigentlich niemals verwunden. Aber ohne allen Zweifel gehört er in die Reihe der geistigen Koryphäen Deutschlands im 19. Jahrhundert.

Vgl. O. Schrader, Victor Hehn. Ein Bild seines Lebens und seiner Werke. Berlin 1891. — G. Dehio, Lebensnachrichten über Victor Hehn in der Einleitung zur 4. Auflage von Hehn's Italien. 1892. — Theodor Schiemann, Victor Hehn, ein Lebensbild. Stuttgart 1894. — Richard M. Meyer, Deutsche Charactere. Berlin 1897. Daselbst auch die erschöpfende Aufzählung seiner Arbeiten.

Theodor Schiemann.

Heidemann: Karl Julius H., geb. am 11. Juli 1818 zu Tecklenburg in Westfalen, empfing seinen ersten Unterricht auf der Rectoratsschule seiner Vaterstadt und besuchte dann das Gymnasium Andreanum zu Hildesheim, welches er 1839 verließ, um sich dem Studium der Theologie und Philologie in Halle zuzuwenden. Nach erlangter unbedingter facultas docendi kam er als Probecandidat an das Gymnasium in Herford, war von 1844—1848 ordentlicher Lehrer am Gymnasium in Essen, wurde am 1. Mai des letztgenannten Jahres ordentlicher Lehrer, am 2. Juli 1851 vierter und 1865 erster Oberlehrer am Gymnasium zu Wesel. Ostern 1868 kam er wiederum an das Gymnasium zu Essen, wurde hier am 22. Februar 1877 durch den Titel Professor ausgezeichnet und trat am 1. October 1887 nach 44jähriger Lehrthätigkeit in den Ruhestand. Seine Verdienste wurden durch Verleihung des Roten Adlerordens 4. Classe anerkannt. H. war mit regstem Eifer bemüht, den ihm anvertrauten Schülern Liebe zum Vaterlande und zum Herrscherhause einzuflößen, war aber gleichzeitig bestrebt, mit der That seine

patriotische Gesinnung zu beweisen; so machte er im Jahre 1849 als Landwehrofficier den Feldzug gegen Dänemark mit und betheiligte sich 1850 an dem Zuge gegen Hessen. Auch der große Krieg gegen Frankreich 1870—71 sah H. wieder als Freiwilligen unter den Fahnen und zwar als Officier in dem zur Küstenvertheidigung an der Nordsee verwandten Essener Landwehrbataillon. Seine wissenschaftlichen Bestrebungen wandten sich in erster Linie dem Studium der niederrheinischen Geschichte zu. Einige Jahre war er Vorsitzender des Historischen Vereins für Stadt und Stift Essen. In den Archiven der Städte Wesel und Essen hat H. eingehend gearbeitet und wurde zuletzt Archivar der Stadt Essen. Trotz einer schweren Halskrankheit war er bis in seine letzten Lebenstage mit der Ordnung der reichhaltigen Archivalien Essens beschäftigt. Als Frucht dieser Arbeiten darf ein von ihm zusammengestelltes, umfangreiches Urkundenbuch der Stadt Essen betrachtet werden, welches er einige Wochen vor seinem am 5. Juni 1888 erfolgten Tode dem Oberbürgermeister Zweigert als dem Vertreter der Stadt als Geschenk für das städtische Archiv überreichte. Andere Arbeiten zur Geschichte Wesels und Essen ließ H. in den Programm-Abhandlungen der betreffenden Gymnasien, in der Zeitschrift des Bergischen Geschichtsvereins und in den Beiträgen zur Geschichte von Stadt und Stift Essen erscheinen (m. vergl. Zeitschrift des Bergischen Geschichtsvereins XXIV, 151).

Nach den eigenen Aufzeichnungen Heidemann's im Vereinsalbum des Bergischen Geschichtsvereins, einem Nekrologe von Dr. Grossens in der Rheinisch-Westfälischen Zeitung und dem Nekrolog in der Zeitschrift des Bergischen Geschichtsvereins XXIV, 150 f.

O. Schell.

Heidenhain: Rudolf H. wurde am 29. Januar 1834 in Marienwerder geboren. Sein Vater, der sich auch litterarisch bekannt gemacht hat, war ein hochgeachteter und gesuchter Arzt in genannter Stadt, seine Mutter eine geborene Brandt, von der nahe Verwandte höhere Beamtenstellen in Preußen einnahmen und wohl noch einnehmen. Die Familie war überaus zahlreich; neun Geschwister, darunter vier Aerzte überlebten ihn; noch mehr sind in frühestem Kindesalter gestorben.

Der Bildungsgang von R. Heidenhain bot nichts Besonderes. Nur zeigte sich schon früh in ihm, als er die Bürgerschule und namentlich später das Gymnasium seiner Heimathstadt besuchte, ein strenges Pflichtgefühl und ein peinlicher Fleiß, Eigenschaften, welche im Verein mit der ihm innewohnenden Begabung ihn schon Ostern 1850, also in einem Alter von 16 Jahren die Abgangsprüfung in glänzender Weise bestehen ließen. Von jeher hatte er, sicherlich auch durch seinen Vater angeregt, lebhaftes Interesse für Naturwissenschaften, sowohl für die beschreibenden wie für die exacten, d. h. im vorliegenden Falle für Physik. Nach der Abgangsprüfung bezog H. auf Wunsch seines Vaters zunächst noch keine Universität, sondern erholte sich das erste Sommersemester auf einem benachbarten Landgute, wo er in nahem Verkehr mit der Natur bei einem verständigen Landwirth sich stärkte und kräftigte. Hierauf wurde die Universität Königsberg und nach zweijährigem Studium daselbst die Universität Halle bezogen. Hier war es wesentlich der Kliniker Krukenberg, der schon den Vater Heidenhain's unterrichtet hatte und nun den Sohn — so war es der stille Wunsch des Vaters — zum tüchtigen klinischen Lehrer heranbilden sollte. Dieser Wunsch ging ihm freilich nicht in Erfüllung; denn H. kam in Halle in nahe Berührung mit dem Physiologen Volkmann, und als er nach wiederum zwei Jahren Halle mit Berlin vertauschte, in vielleicht noch nähere Berührung mit dem Berliner Physiologen E. Du Bois-Reymond. Hier

bearbeitete er auch ein physiologisches Thema in seiner Dissertation, welche den Titel führte: „De nervis organisque centralibus cordis cordiumque lymphaticorum ranae", und im August 1854 erschien. In Berlin schloß er seine medicinischen Studien mit den üblichen Prüfungen ab und wurde Assistent bei Du Bois-Reymond, dem er sein ganzes Leben lang in inniger Freundschaft und Hochachtung zugethan war. Nach drei Semestern kehrte H. nach Halle zurück, habilitirte sich hier 1857 mit der seinem väterlichen Freunde Volkmann gewidmeten Schrift: „Disquisitiones criticae et experimentales de sanguinis quantitate in mammalium corpore exstantis" und verlobte sich im December desselben Jahres mit Volkmann's Tochter Fanny. Anfang 1859 erhielt er, also als Mann von 25 Jahren, einen Ruf nach Breslau an Stelle von Reichert, der als Anatom nach Berlin ging. Diesem Rufe leistete er selbstverständlich Folge und verheirathete sich im August desselben Jahres. Von dieser Zeit an ist er bis an sein Lebensende in Breslau geblieben und hat hier durch unermüdlichen Fleiß und strenge Selbstkritik — denn das waren meines Erachtens die ihn wesentlich fördernden Eigenschaften — alles das geschaffen, was ihn unter die ersten Physiologen Deutschlands gestellt hat. —

H. war unstreitig einer der vielseitigsten neueren Physiologen, da er nicht bloß auf dem eigentlichen, überaus umfangreichen Gebiet der Physiologie, sondern auch auf dem benachbarten der Histologie zahlreiche und Grund legende Arbeiten veröffentlicht und als Lehrer in beiden Fächern Hervorragendes geleistet hat. —

Beginnen wir mit seinen Arbeiten über Blut und Blutkreislauf. Seine Habilitationsschrift in Halle behandelte, wie oben mitgetheilt, das Thema der Blutmenge im Säugethierkörper; H. schuf hier keine neuen Methoden, sondern verbesserte nur die schon bestehenden, namentlich die bekannte Welcker'sche, welche darin bestand, daß man zunächst den Thieren durch Verblutung so viel wie möglich Blut entzog und durch weiteres Ausspülen der Blutgefäße mit Wasser aus der Färbekraft dieses blutigen Wassers einen Rückschluß auf die Menge des noch im Thier befindlichen Blutes machte; denn eine bestimmte Menge Blut hat bei gleicher Schichtdecke mit einer bestimmten Menge Wasser gemischt die gleiche Farbe; das venöse Blut färbt aber nach H. etwas stärker als das arterielle, weshalb entsprechende Correcturen anzubringen waren, wenn man genaue Ergebnisse erhalten wollte. So findet H. den mittleren Blutgehalt bei Kaninchen zu 5,5 Proc., bei Hunden zu 7,42 Proc. des Körpergewichtes.

Schon den Studirenden zog offenbar die wunderbare Thätigkeit des wichtigsten Muskels im Körper, des Herzens, an, welches von Anbeginn des Lebens bis zum letzten Athemzuge scheinbar ohne zu ruhen, unausgesetzt arbeitet. Nur selten schlägt es schneller oder langsamer, als gewöhnlich, und eine Anzahl von Versuchen sind angestellt worden, um diese Abweichung von der Norm, sowie überhaupt den regelmäßigen Rhythmus der Herzthätigkeit zu erklären. Namentlich heutzutage ist die Frage wieder aufgerollt worden, ob die regelmäßige Thätigkeit des Herzens lediglich von Muskelfasern ausgeht oder von Ganglienzellen beherrscht wird; denn daß von außen Nerven an das Herz herantreten und seinen Schlag beeinflussen, ist eine allbekannte Thatsache. H. stellt sich in dieser seiner Erstlingsarbeit auf den Standpunkt, daß der regelmäßige Schlag des Herzens von Ganglienzellen aus erregt wird und kommt in einer viel späteren Untersuchung aus dem Jahre 1882 zu der schon früher von Schiff und Anderen, aber von den damals maaßgebenden Forschern abgewiesenen Anschauung, daß in dem Nervus vagus (des Frosches) nicht bloß Fasern sind, deren Reizung das Herz langsamer und langsamer schlagen und schließlich in erschlafftem Zustande still stehen lassen, sondern auch andere Fasern (H. nennt

sie Verstärkungsfasern), welche den Herzschlag häufiger und kräftiger machen und der Erschlaffung entgegenwirken. Auch über die Innervation der Lymphherzen im Frosch, welche nicht das Blut, sondern die in jenem Thiere reichlich vorhandene Lymphe in bestimmter Richtung vorwärts treiben, machte H. Untersuchungen und nimmt wie Volkmann das Rückenmark als Ort an, von welchem die regelmäßigen pulsatorischen Bewegungen dieser Organe geleitet werden.

Außerordentlich lange und eingehend beschäftigte sich H. mit der Innervation des Blutkreislaufs bei Säugethieren. Er hatte vor, die Temperatur des Hirnes zu untersuchen, wenn durch Reizung eines sensiblen Nerven dasselbe in Thätigkeit gesetzt wurde und glaubte, wie bei jedem thätigen Organ seine Temperatur steigen zu sehen. Scheinbar fand dies auch statt; bei genauerer Untersuchung jedoch ergab sich, daß die Temperatur des arteriellen Blutes, mit welchem diejenige des Gehirnes als mit einer constanten Größe verglichen wurde, bei Reizung eines sensiblen Nerven nicht constant blieb, sondern sich senkte. Dies führte H. zur weiteren Untersuchung dieses Gegenstandes, aus der unter anderem hervorging, daß infolge von Reizung sensibler Nerven ungemein viel Blut durch die Gefäße der Haut strömt und die Haut erwärmt, aber weil dieses Blut dabei selbst abgekühlt wird, die Innentemperatur des Körpers sinken läßt. Welcher Art freilich hierbei die motorische Thätigkeit der verschiedenen Gefäße ist, das dürfte wol noch eine offene Frage sein. Es ist aber das Verdienst Heidenhain's, gezeigt zu haben, daß die bisher geltenden, namentlich von Ludwig und seiner Schule vertretenen Anschauungen, welche die infolge der beschriebenen Reizung sensibler Nerven eintretende Steigerung des Blutdruckes wesentlich auf Verengerung kleiner Arterien bezogen, keineswegs befriedigend waren. Die Thätigkeit der Gefäße muß eine viel complicirtere sein. Schon das Vorhandensein der sogenannten Gefäßerweiterungsnerven der Haut, die H. in Gemeinschaft mit Ostroumoff genauer untersuchte, spricht für diese Annahme. —

Des weiteren befaßte sich H. auch mit der Physiologie der Muskeln und Nerven. Sein wichtigstes Werk über die Muskeln und überhaupt ein Werk ersten Ranges ist unstreitig „Die Untersuchung über die mechanische Leistung, Wärmeentwickelung und den Stoffumsatz bei der Muskelthätigkeit" (Leipzig 1864). Die wunderbare Maschine des menschlichen und thierischen Muskels, welche allen künstlichen von Menschenhand gebauten Maschinen so außerordentlich überlegen ist, regte, wie leicht begreiflich, H. zu genaueren Untersuchungen über obige Fragen an. Vor allen Dingen interessirte ihn der mechanische Nutzeffect der Muskelmaschine. Wieviel Material mußte verbrannt oder ganz allgemein ausgedrückt, zersetzt werden, um gewisse Arbeitsleistungen auszuführen? Da fand nun H. die ungemein wichtige Thatsache, daß der Muskel sich auf das genaueste den an ihn gestellten Anforderungen anpaßt. Hat er eine kleine Last zu heben, so verbraucht er nur sehr wenig Material. Verlangt man viel von ihm, so verbraucht er sofort mehr Material und gleicht in dieser Beziehung den sparsam arbeitenden Gaskraftmaschinen, die sich sofort schwächer heizen, wenn sie infolge geringerer Arbeit schneller anfangen zu laufen. Dieser Fund war nach Fick „eine der bedeutsamsten physiologischen Entdeckungen der Neuzeit". Bemerkt sei hierbei noch, daß diese Untersuchungen, welche mit hoch empfindlichen Thermosäulen angestellt wurden, außerordentlich große technische Schwierigkeiten darboten.

Die Erregbarkeit der motorischen Nerven wird von ihm genauer untersucht, ein kleiner Apparat — der mechanische Tetanomotor — construirt, welcher durch schnell aufeinander folgende leichte Schläge einen einzigen Nerven an

ganz bestimmter Stelle erregt und so die unliebsamen Ausbreitungen elektrischer Erregungen auf andere Nerven vollkommen vermeidet, schließlich das sogenannte Motorischwerden des sensiblen Lingualis genauer untersucht, nachdem der motorische Nerv der Zunge, der Hypoglossus einige Tage durchschnitten ist. H. findet, daß die übrigens sehr langsame Bewegung der Zunge, welche jetzt bei Reizung des Lingualis beobachtet wird, der Hauptsache nach eine chemische Reizung der überaus empfindlichen Zungenmuskulatur ist und mit der Erweiterung der Zungengefäße in engem Zusammenhang steht.

Auch über die Leistungen des Gehirns, insonderheit des menschlichen Gehirns, stellte H. Untersuchungen (größtentheils in Gemeinschaft mit dem Schreiber dieser Zeilen) an, die, so merkwürdig das klingt, durch die Vorführungen eines herumziehenden „Magnetiseurs“, des Dänen Hansen veranlaßt wurden. Im Januar 1880 wurde nämlich die Stadt Breslau durch jenen Künstler in unheimliche Aufregung versetzt. Die größten Säle waren zu klein, um die Menschenmengen zu fassen, welche jene wunderbaren Experimente sehen wollten. Worin bestanden aber diese Wunder? Nun, Hansen ließ, während eine einförmige, einschläfernde Musik ertönte, beliebige aus dem Publicum ausgewählte Leute auf einen glänzenden Glasknopf sehen und bestrich sie dann mit „magnetischen“ Strichen, indem er mit leicht zitternden Händen, meistens ohne sie zu berühren, über ihren Körper von oben nach unten hinwegfuhr. Viele von den so behandelten Personen waren dann unfähig, ihre Augen zu öffnen; sie geriethen durch weitere magnetische Striche in einen schlafähnlichen Zustand, in welchem sie zu Automaten wurden und auf Befehl des Magnetiseurs die unsinnigsten Handlungen ausführten, z. B. mit Entzücken Aepfel von einem in ihrer Phantasie vor ihnen stehenden Baume pflückten und sie mit Hochgenuß verzehrten, während sie vielleicht eine Kartoffel anbissen. Mit einem leichten Anblasen aus ihrem Schlafzustande geweckt, wurden sie plötzlich das Lächerliche ihrer Lage gewahr und veranlaßten stürmische Heiterkeitsausbrüche der zahlreichen Zuschauer. Viele von ihnen — wie Berger zuerst feststellte — sahen, hörten und fühlten thatsächlich alles, was man ihnen einredete. Manche verloren auch die Herrschaft über ihre Muskeln, welche durch leichtes Bestreichen so fest wie Eisen wurden. H. und ich machten uns nun daran, diese Thatsachen, welche die große Menge höchst einfach für „Schwindel“ erklärte, zu prüfen und zu wiederholen, nachdem H. ganz zufällig bei einem seiner jüngeren Brüder diesen magnetischen Schlaf erzeugt hatte. Es wurde dann von uns unzweifelhaft durch viele mannigfache Versuche festgestellt, daß gewisse Personen durch oben erwähnte Proceduren in jenen wunderbaren Zustand des „Hypnotismus“ versetzt werden konnten, in welchem sie thatsächlich jene oben erwähnten, höchst wunderbaren und geradezu aufregenden Erscheinungen darboten.

H. faßte in seinem Büchlein: „Der thierische Magnetismus“ diese Erscheinungen als Hemmungsvorgänge in der Großhirnrinde auf. Ich möchte sie lieber als Ausschaltungen gewisser sonst normaler Verknüpfungen bezeichnen, wie sie physiologischer Weise z. B. im Schlaf d. h. im Traum vorkommen. Psychologisch von größter Wichtigkeit scheint mir hierbei noch die namentlich von späteren französischen Forschern weiter verfolgte, aber auch von uns schon beobachtete Thatsache zu sein, daß man Leuten, welche sich im hypnotischen Zustande befinden, Handlungen befehlen kann, die sie dann in wachem (ich möchte hinzufügen halbwachem) Zustande ausführen und dabei regelmäßig behaupten, sie hätten jene Handlungen durchaus aus freiem Willen gethan.

Unmittelbar an jene Untersuchungen über Hypnose schloß sich dann eine

experimentelle, in Gemeinschaft mit Bubnoff ausgeführte Arbeit über ähnliche durch elektrische Reizungen ausgelöste Vorgänge im Hundehirn an.

In dem Kreise der Mediciner (nicht bloß der Physiologen), dürfte H. aber wol am bekanntesten geworden sein durch seine Arbeiten auf dem Gebiete der Drüsenthätigkeit. Schon als ganz junger Forscher wendete er sich diesem Arbeitsgebiet zu, das ihn, wie ich aus seinem eigenen Munde weiß, auf das lebhafteste anzog. Er blieb ihm bis an sein Lebensende treu. Daß er gerade hierin so Bedeutendes leistete, lag in der gleichzeitigen meisterhaften Beherrschung der physiologischen Technik und der Histologie. In den Studien des physiologischen Instituts in Breslau veröffentlichte er 1867 seine ersten Untersuchungen über die Unterkieferdrüse, namentlich über diejenige des Hundes und zeigte, das ist der wesentliche Inhalt aller dieser seiner Arbeiten über die Leistungen der verschiedenen Drüsen, daß eine auf natürlichem oder künstlichem Wege in Thätigkeit versetzte Drüse in ihrem histologischen Bau in hohem Maaße verschieden ist von einer ruhenden. In Hermann's „Handbuch der Physiologie“ hat er dieses umfangreiche Thema in mustergültiger Weise behandelt.

Nach den Speicheldrüsen wendete er sich dem Magen zu, zeigte (gleichzeitig mit Rollett) den complicirten, bisher noch sehr ungenügend bekannten Bau seiner Schleimhaut und die Art seiner Thätigkeit, welche dann durch weitere, sich hieran anschließende Untersuchungen von mir und anderen noch eingehender verfolgt wurde. Aus diesen Arbeiten ging die auch für andere Drüsen geltende Thatsache hervor, daß die Drüsen im Ruhezustand sich mit ihren Abscheidungsproducten (beziehungsweise deren Vorstufen) laden (was ihnen ein eigenartiges histologisches Ansehen verleiht) und diese bei der Thätigkeit ausstoßen. Wie später Langley und andere noch weiter ausführten, werden die Vorstufen der Secrete meistens in Form kleiner Körnchen in den Drüsen abgelagert und dann aus ihnen bei der Thätigkeit entfernt, wodurch die Drüsenzellen gewissermaaßen das Aussehen der Leere gewinnen.

Namentlich am Pankreas konnte dies H. bereits auf das deutlichste nachweisen. Die Leber wurde dann in Gemeinschaft mit Kayser und Affanasieff, die Brustdrüse mit Partsch des Genaueren bearbeitet. Von besonderer Wichtigkeit aber waren seine Untersuchungen über die Thätigkeit der Niere, in denen er im Gegensatz zu Ludwig und in Uebereinstimmung mit Bowman zu der Anschauung kommt, daß in bestimmten Theilen der Niere, nämlich in den Bowman'schen Kapseln wesentlich die Abscheidung des Wassers, in den Nierencanälchen dagegen mehr diejenige der festen, charakteristischen Bestandtheile des Harns zu stande kommt.

Heidenhain's letzte Arbeiten bezogen sich auf die Bildung der Lymphe und die aufsaugende Thätigkeit des Darmes, indem er hier wiederum wie bei den Drüsen vermittelst des Mikroskops und des physiologischen Versuchs die Lösung seiner Aufgabe in Angriff nahm. Auch hier zeigte sich wieder, daß man, ähnlich wie bei der Thätigkeit der Drüsen, sich alle diese Vorgänge der Abscheidung und Aufsaugung viel zu einfach vorgestellt hatte und nicht — oder nur ausnahmsweise — durch einfache Filtrations- oder osmotische Vorgänge erklären konnte. Im Gegentheil, das Merkwürdige war, daß die Zelle sozusagen ihren eigenen Kopf hatte und geradezu Leistungen ausführte, welche jenen einfachen physikalischen Processen schnurstracks entgegengesetzt verliefen.

Als H. wie gewöhnlich ganz und gar von diesen seinen Arbeiten erfüllt war und immer neue Versuchspläne ersann, um die gewonnenen Anschauungen zu stützen und neue Thatsachen zu gewinnen, wurde er von einer bösen Krankheit daniedergeworfen, welcher er nach monatelangem, qualvollem Leiden

am 13. October 1897 erlag. Die Section stellte ein Geschwür des Duodenums fest, welches vielfache schwere Blutungen veranlaßt und zu beträchtlicher Verengerung dieses Darmtheiles geführt hatte. —

H. war nicht bloß ein bedeutender Mann der Wissenschaft, sondern auch ein guter Mensch und hervorragender Lehrer. In seinem Familienleben war er, abgesehen von einigen schweren Schicksalsschlägen glücklich, heiter und zufrieden. Wohl der schwerste Schlag war der Tod seiner Frau, welche nach einem Wochenbett im J. 1867 zugleich mit dem jungen Kinde, einem Knaben, starb. Er hatte noch fünf Knaben, von denen zwei frühzeitig starben, dagegen drei jetzt in geachteten Stellungen thätig sind. Er blieb lange Wittwer und verheirathete sich im J. 1878 zum zweiten Mal mit Mathilde Kohli, der Tochter eines Oberförsters in Marienwerder. Aus dieser ebenfalls glücklichen Ehe entsproßten drei Mädchen. Wie hoch H. in Breslau als Mensch und Mann der Wissenschaft geachtet worden, geht unter anderem auch daraus hervor, daß er nach dem Tode des bejahrten Botanikers Göppert Vorstand der „Schlesischen Gesellschaft für vaterländische Cultur" wurde und hier durch seine anregende Persönlichkeit, seine vielseitigen Interessen und die packende Gewalt seiner Rede außerordentlich fördernd wirkte. In seinem Hause herrschte stets eine heitere, ungezwungene Geselligkeit; er selbst war glücklich in der nahen und vertrauten Umgebung einiger Collegen, von denen ich den Mineralogen Römer, den Juristen Stobbe, den Theologen Räbiger und den Pathologen Cohnheim besonders nennen möchte.

Die Arbeiten von H. sind veröffentlicht in den physiologischen Studien des Breslauer Instituts, im Archiv für physiologische Heilkunde, in dem Archiv für Physiologie und die bei weitem größte Zahl in Pflüger's Archiv. Dann ist außer den im Text erwähnten besonderen Schriften über die mechanische Leistung der Muskeln und über den sogenannten thierischen Magnetismus noch zu nennen ein kleines Büchlein, welches auf Veranlassung des preußischen Cultusministeriums verfaßt wurde und über die Berechtigung des Thierexperimentes, die sogenannte Vivisection handelt. Durch eine Fülle unanfechtbaren Materials wird in demselben gezeigt, daß der Thierversuch geradezu unentbehrlich ist für die gesammte medicinische Wissenschaft, und die Einwürfe der Gegner werden als gegenstandslos widerlegt.

Ueber das Leben von H. handelt ausführlich mein Aufsatz Zum Andenken an Rudolf Heidenhain in Pflüger's Archiv, Bd. 72, S. 221, 1898, woselbst auch ein gutes Bild von H. sich findet.

P. Grützner.

Heidenreich: Karl Louis Adolf H., geboren am 26. December 1821 zu Berlin, † daselbst am 17. November 1891, Vorsteher des stenographischen Büreaus des preußischen Abgeordnetenhauses. — Nach dem Besuche der Berliner Gewerbeschule trat er als Gehülfe in die Buchhandlung seines Vaters ein. Er erlernte die Stenographie in einem Cursus, den W. Stolze für Beamte des Berliner Magistrates eingerichtet hatte und gehörte zu den ersten preußischen Stenographen im Büreau des ersten Vereinigten Landtages in Berlin im J. 1847 und in der preußischen Nationalversammlung vom J. 1848. Seitdem ist er bei allen preußischen Parlamenten als Stenograph thätig gewesen, im deutschen Unionsparlamente zu Erfurt im J. 1850 wie im preußischen Abgeordnetenhause; auch bei anderen Parlamenten, z. B. in dem Weimarer Landtage, im siebenbürgischen Landtage zu Hermannstadt und im livländischen Landtage zu Riga wurde er zugezogen. Daneben übte er noch Privatpraxis aus, so daß er lange Zeit einer der beschäftigtsten stenographischen Praktiker war. Er vertrat auch mehrmals Stolze in den stenographischen Cursen des preußi-

schen Abgeordnetenhauses und wurde am 29. Januar 1867 Stolze's Nachfolger in dem Amte eines ersten Vorstehers des Stenographischen Büreaus im preußischen Abgeordnetenhause und eines Leiters des amtlichen stenographischen Unterrichts im Büreau des Abgeordetenhauses. Daneben wirkte er auch für die Verbreitung und Fortbildung der Stolze'schen Stenographie. Er bekleidete nach einander alle Vorstandsämter im Stenographischen Verein zu Berlin und war längere Zeit dessen erster Vorsitzender. Als solcher war er eifrig für die Begründung des Verbandes Stolze'scher Stenographenvereine bemüht, dem er auch später ständig sein Interesse bewahrte. So nahm er an dem Kölner Stenographentage als Vertreter der Stolze'schen Prüfungscommission teil und ermöglichte durch sein Entgegenkommen die Neuregelung des Verbandes. In die „Stenographische Prüfungscommission", der neben der Prüfung von Stenographielehrern die Fortbildung der Stolze'schen Stenographie oblag, wurde er am 5. Juli 1854 hinzugewählt. An der Systemänderung von 1872 hatte H. hervorragenden Antheil; namentlich hat er durch eine umfangreiche Auszählung der Verhandlungen des Zollparlamentes von 1869 die Anschauungen über die Sigellehre wesentlich geklärt. Auch die Kürzungsart runder Zahlen im Simmerlein'schen Kürzungsverfahren rührt von ihm her.

Lebensbeschreibung mit Bild im Magazin für Stenographie 1891, Nr. 24, S. 374 (verfaßt von Max Bäckler). — Mertens, Deutscher Stenographenkalender, 7. Jahrg. f. 1897, S. 152. — Kädings Stolze-Bibliothek (vgl. Index).

Johnen.

Heigel: Franz H., Miniaturmaler, geboren am 15. Mai 1813 zu Paris, † am 22. Juni 1888 in München. Sein Vater Joseph H. (geboren 1780 zu München, † 1837 ebendaselbst) stammte aus einer alten Münchener Künstlerfamilie, bildete sich unter den Eindrücken von Edlinger, Hauber, Kellerhoven und Klotz in der Malerei, wanderte in jungen Jahren nach Paris, wo die Schätze einer halben Welt aufgespeichert lagen und cultivirte daselbst die Porträtmalerei, insbesondere das Miniaturbild. Außer einem trefflich radirten Porträt Napoleon's I. und seiner eigenen 1815 gemalten Contrafactur, welche auf der retrospectiven Jubiläumsausstellung zu München 1888 wieder auftauchte, ist uns nichts weiteres aus dieser Epoche Heigel's bekannt. Was er aber nach seiner 1819 erfolgten Rückkehr von den Ufern der Seine nach den Geländen der heimatlichen Isar malte, zeigt bei einer höchst subtilen Technik der Ausführung doch eine solche Freiheit, Frische und Schönheit, eine so geistvolle Charakteristik und Lebendigkeit, nebst einer Kraft der Farbe, daß die Anerkennung begreiflich erscheint, welche dem deutschen Meister in Paris zu Theil geworden. Er hatte sich daselbst mit einer Pariserin verheirathet und steckte so tief in der Bewunderung des damaligen Imperators, daß er seinen Sohn (eine Tochter wäre gewiß auf „Marie Louise" getauft worden) zu Ehren des Königs von Rom als Franz Napoléon benannte.

Nach dem Vorbilde und unter Anleitung des Vaters, welcher eine schöne Kunstsammlung mitgebracht hatte, bildete sich nun in München sein Sohn zum Porträtmaler, hospitirte schon im Winter von 1827 auf 1828 die Akademie, begleitete darauf die Eltern zu einem längeren Aufenthalte nach Berlin und fuhr über Frankfurt und Darmstadt nach Paris, um nach dem Wunsche des Vaters bei Jean Guérin, dem berühmten Nestor der Miniaturmalerei, und durch den Besuch anderer Ateliers, wie z. B. Augustin und Isabey, sich weiter zu fördern. Bald stand der junge Künstler auf eigenen Füßen und folgte, das schöne Frankreich durchziehend, den von verschiedenen Seiten ergehenden Einladungen, weilte längere Zeit in Beaujolais bei Lyon, später in der Normandie und errang in der Exposition zu Rouen die große silberne Medaille.

Als H. zu Ende des Jahres 1835 nach München zurückkehrte, da schien es, als hätte man in den höchsten Kreisen nur auf den Maler gewartet: Alles drängte sich von ihm porträtirt zu werden. In kurzer Zeit hatte er sämmtliche Glieder des königlichen Hauses unter seinen Pinsel gebracht, dazu eine Anzahl Koryphäen der Schönheit, des Geistes und der Kunst. Beispielsweise entstanden die Porträts des Königs Otto von Griechenland, des Herzogs Maximilian von Leuchtenberg, des Feldmarschalls Fürst Wrede, der Großherzogin Mathilde von Hessen und ihrer Schwester Adelgunde, der nachmaligen Herzogin von Modena, des Herzogs Maximilian, dessen Gemahlin Louise und deren ganzen hohen Familie, aller Glieder des fürstlich Taxis'schen Hauses, der Königin Therese, Prinz Karl's von Baiern, der Kronprinzeß Marie, der anmuthigen Sängerin Karoline Hetzenecker in ihrer hoheitsvollen Rolle als Katarina Cornaro (lithographirt von Dresely) — kurz: „Welch reicher Himmel! Stern bei Stern! Wer kennet ihre Namen!"

Als H. zu Ende der 50er Jahre seine künstlerische Bilanz zog, zählte er schon über 800 von seiner Hand gemalte Bildnisse! Leider kam er erst 1836 auf den Einfall, à la Claude Lorrain ein „Liber veritatis" anzulegen und daselbst alle in den nächsten zwei Decennien gemalten Berühmtheiten einzuzeichnen — ein artistisches Tagebuch! Ebenso hatte sein Vater die meisten seiner oft kaum zollhohen Miniaturporträts durchgezeichnet und zu einer äußerst werthvollen Collection vereinigt.

Zwischendurch versah H. fünf Jahre lang das Amt eines Zeichnungslehrers bei den königlichen Prinzessinnen. Auch studirte er zum öfteren die Kunstschätze Oberitaliens, so 1838 und abermals 1846, dieses Mal in Gesellschaft des als Kunstfreund bekannten Oberst v. Barischnikow, wobei auch Florenz, Rom und Neapel auf der sechsmonatlichen Reiseroute durchgekostet wurden. H. stand damals auf der Höhe seines Rufes als Bildnißmaler. Da trat das Daguerreotyp und bald darauf die leichtlebige Photographie in die Welt und drohte den Künstlern das Publicum abzuwenden. Die vulgäre Ansicht, daß der anfangs so schwerfällige Apparat jede Kunstgestaltung entbehrlich mache, überwog schnell, so daß die Kunst vom Handwerk im Lebensnerv gefährdet schien. H. wurde im tiefsten Innern seines Bewußtseins getroffen und bäumte sich gegen die wohlgemeinte Insinuation, diese anscheinend feindselige Technik seinem besseren Wissen und Können dienstbar und unterthänig zu machen; er hätte, ohne seiner stolzen Künstlerehre etwas zu vergeben, doch vielen Vortheil und mindestens große Zeitersparniß daraus gezogen. Statt dessen beschloß er auf das Genrefach sich zu werfen und nach dem seitherigen Princip und Vortrag die in Belgien, England und bald darauf in Italien florirende Aquarellmalerei zu cultiviren. Nur übersah H. dabei, daß die in den genannten Ländern zu einem gedeihlichen Wirken nöthigen Factoren in Deutschland noch fehlten und die auf diesem Gebiete bei uns neu auftretenden Meister, wie Eduard Hildebrand, Theodor Horschelt, nur langsam und größtentheils durch die völlige Neuheit ihrer Stoffe das ungewohnte Publicum anziehen und dauernd fesseln konnten. Damit war der Weg für Werner und Passini siegreich gebahnt, die im ungequälten, freien Vortrag alle ihre Empfindungen und Wahrnehmungen aussprechen und festhalten konnten. Um seine Leistungsfähigkeit zu beweisen, wählte H. eine Darstellung aus dem altbairischen Gebirgsleben, betitelt der „Schützenkönig", wo ein frischer Oberländler den wohlverdienten silbernen Prunkpokal zur Verwunderung seines Weibes und zum Jubel seines Buben stolz in sein ländliches Heim überbringt. Doch fehlte der freie Zug, und nur zu fühlbar blieb das ängstliche

Haften an den Modellen. Es war ein 53 Centimeter hohes und 60 Centimeter breites Miniaturblatt, wobei H. in minutiöser Durchbildung das Möglichste leistete: mit peinlichstem Eigensinn schwelgte der Künstler in seinen mikroscopischen Bacterien und Strichelchen und seiner homöopathischen Punktirmethode. Er hatte sich in München die erste Anerkennung erwartet und das Bild im Kunstverein ausgestellt; nun lehnte gerade diese Anstalt das mit mehr als Jahresmühe hergestellte Werk des damals noch ungewöhnlichen Preises (1200 Gulden) wegen ab. Wie man sagte erstand dasselbe noch am gleichen Tage ein edler Lord, der das Bild, statt es reisen zu lassen, eifersüchtig versteckte und jahrelang hinter einem Sopha verborgen, keinen Menschen sehen ließ. Mit hochmüthigem Künstlerstolze that H. gar nichts, um dasselbe durch Stich, Holzschnitt, Lithographie oder gar durch die verachtete Photographie reproduciren zu lassen, um seine Schöpfung dadurch bekannt oder populär zu machen. Es verging spurlos, wie ein Schlag ins Wasser. Kein Mensch sah, was H. zu leisten vermochte. Die Schrulle des Käufers brachte dem Künstler den größten Schaden. Wenn der eigensinnige Besitzer das Bild hätte reisen lassen! Erst lange nach Heigel's Tode tauchte es 1901 nochmals in München auf, um abermals spurlos zu verschwinden. Ein ähnliches Experiment widerfuhr auch einem späteren Bilde Heigel's, einer orientalischen Schönheit. So wurde der Maler aus lauter Verehrung völlig todtgeschwiegen. Gegen jede Vervielfältigung scheint H. entschiedenen Widerstand geleistet zu haben. Der „Schützenkönig“ existirte nur in einer schlechten, dilettantischen Photographie im kleinsten Visitenkartenformat und kam nie in den Handel, obwol dieses Kaliber damals sehr populär und beliebt war. Doch erfolgte für H. eine freilich sehr kahle Anerkennung in Form eines Ehrendiploms der „Société Belge des Aquarellistes“ (1865) aus Brüssel für fünf einzelne Frauengestalten (europäische Länder-Typen), welche 1863 auf der internationalen Münchener Kunstausstellung „durch ungemein tief empfundene Charakteristik, treffliche Formgebung, Schönheit und Kraft der Farbe und Verwendung superiorer Technik als echte Perlen und ein wahrer Triumph der Münchener Kunst“ begrüßt wurden (Franz Trautmann: Das Miniatur-Aquarell auf der Internationalen Kunstausstellung zu München, in Nr. 202 Morgenblatt z. Baierischen Zeitung, 25. Juli 1863). Da war eine mit südlicher Gluth im wogenden Tanze sich schwingende, graciöse Spanierin, eine anmuthige Sennerin in der kleidsamen Bregenzertracht, eine Zitherspielerin aus der Jachenau, eine Brautjungfer aus dem Berner Oberlande und eine römische Pilgerin. Die fünf Blätter bildeten ein wahres Programm, welches H. mit einigen Modificationen für Rußland, London und Amerika noch öfters wiederholen mußte. Als weitere Ergänzung kamen später noch das große Kostümbild einer rumänischen Zigeunerin, einer Neapolitanerin und einer schönen Münchnerin in früherer Tracht. Auch wiederholte H. die ganze Serie noch einmal als „Erinnerungen“ in einer mehr breiten und freieren Manier, welcher er sich jedoch nur ungern und widerstrebend anbequemte.

Im August 1865 wurde H. nach Schwangau berufen, um das Bildniß König Ludwig's II. zu malen. Später erging die Bestellung, den großen Freskencyklus, welchen M. Echter zum „Ring des Nibelungen“ geschaffen hatte (s. A. D. B. XLVIII, 253) und noch einige Bilder zu dessen „Tristan und Isolde“ in Aquarell zu copiren, eine gleichfalls wieder sehr minutiös durchgeführte Arbeit, welche Heigel's Thätigkeit, da einzelne Blätter wiederholt werden mußten, über ein volles Decennium in Anspruch nahm. Dazwischen erfolgte seine Ernennung zum Hofmaler (1869), die Verleihung der neugestifteten Ludwigs-Medaille (1872) und des Ritterkreuzes I. Classe vom

hl. Michael (1883). Das Porträtfach übte H. zeitweise immer noch; so malte er 1874 ein Bildniß der k. k. Prinzeß Gisela mit ihrem Erstgeborenen als Wickelkind im Arm (1874), die Prinzeß Ludwig und in der Folge alle Prinzen und Prinzessinnen dieser hohen Familien, auch entstand das große Aquarell „In der Maskenloge" (1884), als Erinnerung aus früher Jugendzeit. Kurz zuvor beging die Münchener Kunstgenossenschaft Heigel's siebzigsten Geburtstag durch besondere Feier. Leider war der Lebensabend Heigel's von manchen Trübsalen heimgesucht. So hatte er das Unglück, daß sein einziger Sohn, gerade als derselbe seine Wirksamkeit als Arzt beginnen wollte, plötzlich den Eltern und seiner Braut entrissen wurde (1882). Kein Wunder, daß der tieferschütterte Vater bald eine Abnahme seines Auges und der Sicherheit und Ruhe seiner Hand bemerkte — eine Wahrnehmung, welche den mit der größten Begeisterung an seiner Kunst hängenden Maler mit melancholischer Schwermuth erfüllte. Nach schwerem Leiden erlag er den Folgen eines Schlaganfalls. H. war eine edle, noble, neidlose Natur, ein unwandelbarer, lauterer Charakter und Ehrenmann. Ihm gebührt jedenfalls der Nachruhm, das Höchste und Beste angestrebt und mit den ihm verfügbaren Mitteln erreicht zu haben.

Vgl. Vincenz Müller, Handbuch v. München, 1845, S. 136. — Nagler, 1838. VI, 58. — Real-Encyklopädie. Regensburg 1869. VII, 391. — Fr. v. Bötticher, 1895. I, 481. — Singer, 1896. II, 149 (8 Zeilen!) — Nr. 231 Allg. Ztg., 20. Aug. 1888. — Kunstvereins-Ber. f. 1888, S. 66. — Luise v. Kobell, König Ludwig II. und die Kunst, 1898, S. 156 ff.

Hyac. Holland.

Heilmann: Johann Ritter von H., geboren am 5. Februar 1825 als Sohn eines Officiers zu München und gestorben ebendaselbst am 6. November 1888 als Generallieutenant, war ein äußerst fruchtbarer Militärschriftsteller, dessen Arbeiten auf dem Gebiete der deutschen und namentlich bairischen Kriegsgeschichte zum Theil dauernden Werth besitzen. Insbesondere ist ihm als Verdienst anzurechnen, daß er zu einer Zeit, als in dem deutschen Officiercorps die Schriftstellerei noch wenig gepflegt wurde, eine vielseitig anregende litterarische Thätigkeit entfaltete. Gleich mit seiner als Oberlieutenant 1848 veröffentlichten Schrift über die Schlacht bei Leuthen that er einen glücklichen Griff; dieselbe fand allenthalben eine günstige Aufnahme, sie wurde bei der Grundsteinlegung des Denkmals auf dem Schlachtfelde von Leuthen mit eingemauert. Seine weiteren Werke sind: „Das Kriegswesen der Kaiserlichen und Schweden zur Zeit des 30jährigen Krieges" (1850); „Die Feldzüge der Baiern 1643—1645 unter Feldmarschall von Mercy" (1851); „Die Kriegskunst der Preußen unter Friedrich dem Großen" (1852); „Der bairische Soldat im Felde" (1853); „Die Wittelsbacher im Thronsaal der neuen Residenz" (1854); „Beiträge zur Geschichte des Krieges 1757" (1854); „Leben des Grafen B. E. von Deroy, königlich bairischen Generals der Infanterie" (1855); „Der Feldzug 1813, Antheil der Baiern seit dem Rieder Vertrag" (1857); „Beiträge zur Geschichte des Feldzuges 1814" (1859); „Die Baiern im Kriege" (1864); „Kriegsgeschichte von Baiern, Franken, Pfalz und Schwaben 1506—1651" (1868); Antheil des bair. II. Armeecorps im Kriege 1870—71" (1872); „Feldmarschall Fürst Wrede" (1881). Außerdem veröffentliche H. eine größere Reihe von werthvollen Aufsätzen vorwiegend kriegsgeschichtlichen Inhalts in militärischen Zeitschriften. Es fehlte H. nicht an Anerkennung. Die bairische Akademie der Wissenschaften ernannte ihn zu ihrem Mitgliede und König Maximilian II. sprach ihm seine Freude darüber aus, „daß ein so

strebsamer Officier die Zeit, die ihm die Erfüllung der Berufspflichten frei läßt, in derart ersprießlicher Weise auf militärlitterarische Beschäftigung verwendet." Es ist in der That ein Beweis der hervorragenden geistigen Elasticität Heilmann's, daß er seiner schriftstellerischen Thätigkeit unbeschadet einer erfolgreichen praktischen Dienstleistung nachgehen konnte. Er nahm am Kriege 1866 als Generalstabsofficier der 3. Infanteriedivision theil und wurde im Gefecht bei Kissingen verwundet; im Kriege 1870—71 war er Generalstabsofficier beim Generalcommando des II. bairischen Armeecorps. Nachdem er sich in Metz als Regimentscommandeur die besondere Zufriedenheit seiner Vorgesetzten erworben, beschloß er seine active Dienstleistung als Brigadecommandeur der Infanterie.

J. v. H., Vorlesungen über Kriegsgeschichte, III. Darmstadt 1862. — Allgemeine Militärzeitung, Darmstadt 1888 (Nachruf).

Landmann.

Heim: Friedrich Jakob Philipp H., evangelischer Pfarrer und Decan in Tuttlingen, geb. am 13. Mai 1789 in Hochdorf, O.-A. Waiblingen im württembergischen Neckarkreis. Nach dem Besuch der Universität Tübingen, wo er den Magistertitel mit einer Arbeit über Euklid's Elemente erwarb, wurde er Vicar zuerst in Pfullingen, dann im Kloster Reichenbach und 1816 Pfarrer in Reichenbach, 1821 Diakon in Winnenden und 1833 Stadtpfarrer daselbst, endlich 1842 Decan in Tuttlingen, wo er am 30. December 1850 starb. In Winnenden gründete er 1824 die noch bestehende Erziehungsanstalt für verwahrloste und taubstumme Kinder mit einem Asyl für ältere Taubstumme (sog. „Paulinenpflege"). Von Bedeutung wurde H. auf dem Gebiete der deutschen Stenographie durch seine 1820 in Leipzig [daneben, wahrscheinlich unbefugter Weise in Reutlingen] veröffentlichte „Deutsche Tachygraphie". Er lehrt hier das Stenographiesystem von Horstig (1797) mit einigen Abweichungen, namentlich einem neuen Zeichen für m, das aus dem currentschriftlichen m entstanden ist; auch beschränkte er die Abkürzungen. Das „Heim'sche m" findet sich noch in den 1830 in Tübingen und 1872 in Trier erschienenen anonymen Lehrbüchern der Horstig'schen Stenographie, ebenso in Binder's Vorlegeblättern vom Jahre 1855; es ist auch in der geometrischen Kammerstenographie benutzt worden, die Winter und seine Schüler auf Grundlage der Horstig'schen Schrift ausgebaut und beim Nachschreiben in den badischen, württembergischen und anderen Parlamenten benutzt haben, sodaß Winter die Stenographie vermuthlich aus dem Heim'schen Lehrbuch kennen gelernt hat.

Vgl. Evangelisches Sonntagsblatt (Stuttgart) 1889 Nr. 20, 21, 22. — Schriftwart (Berlin) 1897 Nr. 10/11. — Johnen, Festbuch zur hundertjährigen Jubelfeier der deutschen Kurzschrift (Berlin 1896), S. 64 u. ff. — Archiv für Stenographie 1901, S. 69.

Johnen.

Heim: Heinrich Jakob H., von Gais (Kanton Appenzell A./Rh.), geb. am 5. November 1828 als Sohn des Curarztes, (nachmaligen) Landesstatthalters und Nationalrathes Joh. Heinrich Heim, erhielt er seine wissenschaftliche Vorbildung im Institut des Pestalozzischülers Hermann Krüsi in Gais und am Pädagogium in Basel, studierte 1847—50 auf der Hochschule Zürich Theologie, ward dann noch 1850 Pfarrer in Urnäsch, 1853 in seiner Heimathgemeinde in Gais. Neben seiner beruflichen Thätigkeit als Seelsorger leistete er im öffentlichen Leben des Kantons Bedeutendes, vor allem im Schulwesen (seit 1856 als Mitglied und zeitweise Präsident der Kantonschulcommission, von 1861 an in analoger Stellung in der Landesschulcommission) und im Kirchenwesen; von 1860 an Mitglied der kantonalen Kirchencommission, leitete er die evangelische Kirche von Appenzell A./Rh. seit 1870 als Decan und Präsident der Synode,

als welcher er die infolge der neuen Bundesverfassung zur Nothwendigkeit gewordene Reorganisation des Kirchenwesens durchführte, unter Umwandlung der bisherigen Staatssynode in eine freie Volkssynode, deren Präsidium er noch bis 1885 beibehielt. In freier Thätigkeit stand er dem Protestantisch-kirchlichen Hülfsverein seines Kantons vor und besorgte 1876/89 neben seiner Pfarrstelle in Gais die Pastoration der benachbarten jungen Diasporagemeinde Appenzell; in der kantonalen gemeinnützigen Gesellschaft wirkte er nicht minder rührig und nachhaltig vornehmlich als Redactor des trefflichen Gesellschaftsorgans „Appenzellische Jahrbücher“ 1854—1886. Abgesehen von den zahllosen Berichten, die in diesen verschiedenen Stellungen aus seiner Feder hervorgingen, und seinen persönlichen Beiträgen in die Jahrbücher, bethätigte er sich in einer Reihe von Zeit- und Sammelschriften mit landeskundlichen Arbeiten; als sein „Hauptwerk“ in deren Reihe bezeichnete er selbst die Biographie des mit Heim's Vater innig befreundet gewesenen Appenzellers und Palästinareisenden Dr. Titus Tobler von Wolfhalden (1806—77).

Den rastlos thätigen Mann traf am 7. Juli 1889 auf der Kanzel ein Schlaganfall, der ihn zwang noch im selben Jahre seine sämmtlichen Aemter niederzulegen, und von dem er sich nicht mehr erholte. Er siedelte nunmehr zu seinem Sohn ins Pfarrhaus Wängi (Kanton Thurgau) über, dort starb er nach langen Leiden am 12. Januar 1892.

Nekrologe in den „Appenzellischen Jahrbüchern“, 3. Folge, 5. Heft 1892 von G. L[utz] und 9. Heft 1897 (Dr. E. Zürcher).

Hunziker.

Heim: Ignaz H., Musiker, geboren zu Renchen (im Großherzogthum Baden) am 7. März 1818, † zu Zürich am 3. December 1880. H. stammt aus der bis zu den Ereignissen der Revolutionszeit vorderösterreichischen Stadt Laufenburg am Rhein, von der sein Vater als Knabe in die Prämonstratenserabtei Allerheiligen im unteren Schwarzwald gekommen war, wo er seine Erziehung erhielt und nachher als Arzt und Apotheker thätig war. Im benachbarten Renchen setzte er sich später als Apotheker fest. Den Kindern wandte er eine gute Bildung zu; Ignaz empfing die seinige am Gymnasium in Donaueschingen. Nach einer Lehrzeit in der väterlichen Apotheke widmete er sich in München dem Studium der Medicin, bis ihn der Tod des Vaters nach Renchen zurückberief. Aber schon nach einem Jahre verkaufte er das väterliche Geschäft und siedelte nach Freiburg über. Denn schon seit seinem Aufenthalt in Donaueschingen hatte er sich immer eifriger der Musik zugewandt. Kalliwoda (A. D. B. XV, 39 u. 40), der Kapellmeister des Orchesters des Fürsten Karl Egon von Fürstenberg, hatte dort auf H. förderlichen Einfluß gewonnen, und in München war durch die ihm dargebotene Anregung die Vorbereitung auf den ärztlichen Beruf durch die Neigung zur Tonkunst stark zurückgedrängt worden. So geschah die Uebersiedelung nach Freiburg mit dem bestimmten Entschlusse, ganz der Musik zu leben. Mit dem nachherigen Bibliothekar in München Julius Maier begründete H. die Freiburger Liedertafel, einen Männergesangverein, der unter seiner Direction sich äußerst glücklich entfaltete, und ein dauernder günstiger Einfluß auf das musikalische Leben der Hauptstadt des Breisgaus ging von dieser Vereinigung aus; denn H. übernahm daneben noch die Leitung des akademischen Vereins und eines gemischten Chores Caecilienverein. Auch die Anlage der Liederhalle ging von ihm aus. Dadurch, daß H. nach der Revolution von 1849 mit der Schweiz, deren Bürgerrecht sein Vater nach dem Anschluß Laufenbergs an den Kanton Aargau beibehalten hatte, in steter Verbindung blieb — 1851 vermählte er sich mit der Tochter des Obergerichtspräsidenten Müller in Rheinfelden —, gerieth er, weil zahlreiche

politische Flüchtlinge über die Schweizergrenze gezogen waren, bei dem Anschwellen der Reaction in Verdacht, so daß er im Herbst des Jahres 1850 aus Freiburg ausgewiesen wurde. Zwar verlegte er jetzt, um zu zeigen, daß er keinen Grund zur Flucht habe, seinen Wohnsitz nach Karlsruhe, und das Ausweisungsdecret wurde nachher aufgehoben. Aber H. hatte danach keine Lust, länger im Großherzogthum Baden zu bleiben, und so nahm er 1852 den aus Zürich an ihn ergehenden Ruf, als Nachfolger Abt's (A. D. B. XLV, 686 u. 687), der nach Braunschweig übersiedelte, die Leitung des Zürcher Männergesangvereins Harmonie anzutreten, mit Bereitwilligkeit an. Bald trat H. auch in die Direction des Gesangvereins im Limmatthal, später noch an die Spitze des Vereins der Sänger am Zürichsee, und auch der Kirchengesangverein von der Predigerkirche in Zürich stand unter seiner Führung. H. hatte in Freiburg, unterstützt durch den Dichter und Forscher Zuccalmaglio — Wilhelm von Waldbrühl (A. D. B. XLV, 467—469) —, seine Aufmerksamkeit der Litteratur und dem Volksliede zuzuwenden begonnen, und in dieser Ueberzeugung vom hohen Werthe der Volkslieder betonte er von Anbeginn diese Gattung von Gesängen in seiner neuen Stellung in Zürich, nicht ohne anfangs Widerspruch zu finden. Ein Mitglied der Harmonie schrieb: „Heim's Auftreten war zwar äußerst leutselig, bescheiden und gewandt, und seine von der ersten Stunde an bewiesene Tüchtigkeit verschaffte ihm bald die aufrichtige Zuneigung und Hochachtung. Doch gab es auch solche, besonders unter den alten Sängern, die sich durch sein selbstständiges Urtheil, seine rücksichtslose Energie, seine mitunter derbe Ausdrucksweise, sowie Geringschätzung gegen übertriebene Düftelei und Säuselei verstimmt fühlten" — und eben Heim's Zumuthung: „Ehe Ihr das Volkslied schön zu singen imstande seid, kann ich nicht an größere Aufgaben gehen" vermehrte die Unzufriedenheit. Allein das nächstfolgende eidgenössische Sängerfest, aus dem der Verein preisgekrönt hervorging, sicherte gänzlich die Stellung des Dirigenten. Auch mit Richard Wagner, der zur Zeit der Ankunft Heim's die Vorführung aus seinen Werken auf den Mai 1853 vorbereitete, befreundete sich H., und Wagner blieb mit ihm in dauernd freundschaftlicher Verbindung; nach Heim's Tode schrieb er über ihn nach Zürich: „H. war gut, echt und treu; ich habe nicht Viele seines Gleichen kennen gelernt". Zwar urtheilt der Verfasser der werthvollen Charakteristik: „Richard Wagner in Zürich" über H., daß bei seiner durch und durch conservativen Natur das Anpassungsvermögen bei Mendelssohn Halt machte und schon bei Schumann schwankte, daß er aber an Wagner doch den kühnen Neuerer bewunderte. Dazu fand Wagner in Frau Emilie H., „die prädestinirte dramatische Sängerin", die in jenen Concerten die Ballade der Senta vortrug. Heim's großes Verdienst als Gesangsleiter bestand nun darin, daß er, in Hans Georg Nägeli's (A. D. B. XXII, 221—223) Bahnen weiterschreitend, den schweizerischen Volksgesang, ganz vorzüglich in der Pflege des Volksliedes, hob und veredelte, damit jedoch auch weit hinaus im ganzen deutschen Sprachgebiete förderlichst wirkte. Seine Liederbücher für Männer-, Frauen-, gemischte Chöre, besonders das erste 1862 erschienene: „Sammlung von Volksgesängen für den Männerchor", fanden die bereitwilligste Aufnahme, sind in immer wiederholten Auflagen in ungezählten Tausenden von Exemplaren verbreitet. Nach diesen als Publicationen der Liederbuchcommission der Zürcher Schulsynode erschienenen Sammlungen folgten noch im Selbstverlag Heim's veröffentlichte Bücher, zuerst, von 1863 an, fünf Bändchen für Männerchor: „Neue Volksgesänge", hernach solche für gemischten Chor und ein „Zweites Volksgesangbuch für Knaben, Mädchen und Frauen". Hier ist nun H. auch als Componist mit 312 Schöpfungen vertreten, und manche dieser Lieder

wurden ein hochgeschätztes, echtes Eigenthum des Volkes. Vincenz Lachner pries H. den Tondichter als „einen begabten Naturalisten, dessen Lieder sich durch Wohllaut, populären Ausdruck und natürliche Ungezwungenheit auszeichnen". Daneben wirkte H. als Leiter von zürcherischen Gesangsdirectorencursen 1865 und 1868 mit großem Erfolge, ferner im Musikcomité des eidgenössischen Sängervereins als Redactor der Festhefte und Inspector des Vereins, als Kampfrichter bei großen Wettgesängen bei Festen. Nach Anzeichen einer zu befürchtenden Erblindung trat er 1872 von der Direction der Harmonie zurück; doch gelang 1879 die Operation, und er nahm freudig die Arbeit, vorzüglich für den Schulgesang, wieder auf. Aber einem schlagähnlichen Anfall erlag er im folgenden Jahre nach wenigen Tagen. Die Liebe und Verehrung weitester Kreise für „Papa H.", der auch im Leben sich stets als ein warmempfindender, aufopferungsfähiger, uneigennütziger Charakter erwiesen hatte, traten nach dem Tode greifbar hervor, zuerst am 6. März 1881, wofür Konrad Ferdinand Meyer zu der großen musikalischen Gedächtnißfeier das schöne Weihegedicht „Das Lied" geschaffen hatte, dann als am 4. November 1883 die lebenswahre Büste des Verstorbenen, von Bildhauer Hörbst, feierlich enthüllt wurde.

Vergl. E. Schönenberger: Ignaz Heim, biographische Skizze (Zürich 1881), Badische Biographien, Theil IV, S. 171 u. 172, sowie A. Steiner-Schweizer: Richard Wagner in Zürich, II. Theil (XC. Neujahrsblatt der Allgemeinen Musik-Gesellschaft in Zürich auf das Jahr 1902, S. 9 u. 10 — zum III. Theil Bilder von Ignaz und Emilie Heim).

Heine: Peter Bernhard Wilhelm H., Landschaftsmaler und Reiseschriftsteller, wurde am 30. Januar 1827 zu Dresden als Sohn des Schauspielers Ferdinand H. geboren. Da ihn der Vater nicht seinem eigenen Berufe zuzuführen wünschte, ließ er ihn das Maurerhandwerk erlernen. Als aber der Knabe künstlerische Begabung zeigte, wurde er der königl. Kunstakademie seiner Vaterstadt übergeben, um Architektur zu studiren. Bald bemerkte er, daß ihn größere Neigung zur Malerei zog, und er trat deshalb in das Atelier des Professors Julius Hübner ein, wo er sich eine ziemliche technische Fertigkeit, aber auch eine auf das Theatralische und Sentimentale gerichtete Manier aneignete. Da er mit großer Schnelligkeit und Gewandtheit arbeitete, wendete er sich der Decorationsmalerei zu. 1845 erhielt er ein akademisches Stipendium, das ihm einen dreijährigen Studienaufenthalt in Paris ermöglichte. Nach seiner Rückkehr wurde er zum Hoftheatermaler in Dresden ernannt. Da diese Stellung seinen unruhigen Geist nur wenig befriedigte, gab er sie 1849 auf und kehrte nach Paris zurück. Als er auch hier keinen seinen Wünschen entsprechenden Wirkungskreis zu finden vermochte, schloß er sich jenem Strome politischer Flüchtlinge an, der sich damals aus allen Theilen Europas nach Nordamerika ergoß. Im Spätjahr 1849 landete er in New-York. Da seine Mittel beschränkt waren, sah er sich nach einer erfolgverheißenden Beschäftigung um. Die öffentliche Aufmerksamkeit in den Neuenglandstaaten war damals auf den fernen Westen gerichtet, der für die Wissenschaft eben erschlossen wurde. In den Berichten der staatlichen Landmesser und Geologen las man Wunderdinge über die landschaftlichen Schönheiten der Rocky Mountains, des Yellowstonegebietes und der Canonthäler. H. beschloß sofort, diese Gegenden aufzusuchen und ihre malerischen Reize zu studiren. Ehe er aber dieses Vorhaben ausführen konnte, machte er in New-York die Bekanntschaft des Archäologen Ephraim George Squier, der sich bisher mit der Untersuchung der vorgeschichtlichen Denkmäler des Mississippithales beschäftigt hatte. Dieser war zum

Geschäftsträger der Vereinigten Staaten in den centralamerikanischen Republiken ernannt worden und beschloß, seinen dortigen Aufenthalt zur Erforschung der alten Bau- und Kunstdenkmäler in Yucatan, Nicaragua und Guatemala auszunützen. Da es ihm vor allem darauf ankam, wissenschaftlich brauchbare Abbildungen für ein später zu veröffentlichendes Werk über diese Alterthümer zu gewinnen, fragte er H., ob er geneigt sei, ihn als Zeichner zu begleiten. H. erklärte sich sofort bereit. Weil sich aber Squier's Abreise infolge unvorhergesehener Hindernisse lange verzögerte, unternahm H. zunächst eine ergebnißreiche Studienreise nach dem Niagara und den canadischen Seen, wo er mehrere Wochen hindurch das Leben eines Trappers führte. Als nach der Rückkehr Squier immer noch aufgehalten wurde, schickte er H. im Frühjahr 1851 nach Centralamerika voraus, damit er sich in Muße acclimatisiren und über die zu untersuchenden Denkmäler vorläufig orientiren könnte. Um ihn vor den Unannehmlichkeiten zu bewahren, denen ein privater Reisender in jenen kleinen Republiken gelegentlich ausgesetzt ist, übertrug er ihm ein paar unbedeutende diplomatische Geschäfte. Im Juni 1851 traf H. im Hafen S. Juan del Norte an der Mosquitoküste ein. Hier blieb er längere Zeit, um sich an das Klima und an Lebensweise und Sitten der Eingeborenen zu gewöhnen. Er lebte nicht nur seinen künstlerischen Neigungen, sondern sammelte auch Pflanzen, Vögel und Reptilien und beschäftigte sich mit Studien über den geplanten Nicaraguacanal, der hier beginnen sollte. Nachdem er sich mit den Verhältnissen des Landes wohl vertraut gemacht hatte, fuhr er den Rio S. Juan hinauf, segelte über den Nicaraguasee und ließ sich wiederum für längere Zeit an dessen nordwestlichem Ufer in dem kleinen Städtchen Granada, dem damaligen Regierungssitze nieder. Hier traf er mit dem aus Deutschland ausgewanderten Politiker Julius Fröbel zusammen. Er entledigte sich zunächst seiner diplomatischen Aufträge und unternahm dann zu wissenschaftlichen und künstlerischen Zwecken zahlreiche Ausflüge in die Cordillere von Nicaragua und Honduras, nach dem Managuasee, nach den Schwefelquellen von Tipitapa und in die zukunftsreichen Minendistricte von Dipilto und Yuscaran. Als aber eine Revolution ausbrach und Squier ihm brieflich mittheilte, daß er eingetretener Hindernisse halber in absehbarer Zeit nicht nachkommen könnte, kehrte er nach der Mosquitoküste zurück, schiffte sich im Sommer 1852 wieder nach den Vereinigten Staaten ein und überreichte in Washington dem Präsidenten zwei durch ihn ratificirte Handelsverträge zwischen der Union und den Republiken Guatemala und S. Salvador. Während dieser Reise hatte H. seine Erlebnisse und Eindrücke für seine Angehörigen in Dresden in Briefform niedergeschrieben. Nach der Rückkehr überarbeitete er diese Aufzeichnungen und ließ sie unter dem Titel „Wanderbilder aus Centralamerika. Skizzen eines deutschen Malers“, 1853 in Leipzig erscheinen. Sie fanden wegen ihrer anregenden Schilderungen des Volkslebens und der landschaftlichen Schönheiten jener Gegenden manche Anerkennung und erlebten 1857 eine zweite Auflage. Dieses Erstlingswerk Heine's vermag gleich den später von ihm herausgegebenen Büchern streng wissenschaftlichen Anforderungen nicht zu genügen. Doch zeichnet es sich wie diese durch eine lebendige und ungezwungene Darstellung aus. Die Naturschönheiten sind mit dem Auge des Künstlers geschaut und demgemäß geschildert. Ueber das Ganze ist ein Hauch liebenswürdiger Herzlichkeit und echt deutscher Gemüthlichkeit ausgegossen. Die künstlerische und wissenschaftliche Ausbeute seiner Reise übergab H. seinem Freunde Squier, der sie in seinen beiden großen Werken: Travels in Central America: Nicaragua, its people, scenery and monuments (New York 1852), und The states of Central America (New York 1857) theilweise verwerthete.

Als H. nach New-York zurückkehrte, traf er mit dem Commodore Matthew Calbraith Perry, einem alten erfahrenen Seemanne zusammen, der eben im Begriff war, im Auftrage der Unionsregierung an der Spitze eines Kriegsgeschwaders nach Ostasien abzusegeln, wo er versuchen sollte, das bis dahin nahezu völlig verschlossene Japan dem Handel zu eröffnen und zu einem Freundschaftsvertrage zu bewegen. H. bat ihn, sich als Zeichner der Expedition anschließen zu dürfen. Da sie aber wegen ihres möglicher Weise kriegerischen Ausgangs eine rein militärische sein und deshalb nur Militärpersonen umfassen sollte, wurde sein Gesuch abgelehnt. Rasch entschlossen trat er deshalb sogleich in die Marine der Vereinigten Staaten ein. Auf Empfehlung Squier's erhielt er den Rang eines Mastersmate und wurde zum Stabe Perry's commandirt. Dieser befreite ihn von allen Dienstverpflichtungen, so daß er während der ganzen Reise seinen künstlerischen und wissenschaftlichen Neigungen nachgehen konnte. Im October 1852 verließ das Geschwader den Hafen von New-York und segelte um das Cap nach Ceylon, wo es den ersten längeren Aufenthalt nahm. Von hier aus setzte es seine Reise über Singapore und Hongkong nach Schanghai fort. Nachdem es die kleinen Inselgruppen südlich von Japan besucht hatte, ging es auf der Rhede von Yeddo vor Anker. Das imposante Geschwader, die bis dahin nie gesehenen Dampfschiffe und vor allem das entschlossene Auftreten Perry's, der seinen Zweck am besten durch eine drohende Haltung zu erreichen hoffte, machte großen Eindruck auf die Japaner. Sie glaubten an die Möglichkeit eines Krieges, für den sie nicht gerüstet waren, nahmen deshalb Perry's Angebot eines Freundschafts- und Handelsvertrages höflich entgegen und baten nur um eine längere Bedenkzeit. Perry gewährte sie ihnen, verließ die Rhede, nachdem er angekündigt hatte, daß er im nächsten Frühjahr wiederkommen würde, um sich die Antwort zu holen, und begab sich nach der chinesischen Küste. Im Februar 1854 erschien er wieder vor Yeddo und eröffnete die Verhandlungen von neuem. Da die japanischen Minister ihn hinzuhalten suchten und nur unbedeutende Zugeständnisse machen wollten, nahm er eine noch drohendere Stellung ein. Diese verfehlte ihre Wirkung nicht; die Japaner gaben aus Furcht ihren zähen Widerstand auf, und am 31. März kam der Vertrag von Kanagawa zu stande, durch welchen den Amerikanern die bis dahin verschlossenen Häfen Simoda und Hakodade eröffnet wurden. H. benutzte die Zeit während der Verhandlungen, um Yeddo kennen zu lernen und Ausflüge in die Umgebung zu unternehmen. Dann begab er sich mit Perry wiederum nach China. Da aber das Geschwader um das Cap zurückkehren wollte, nahm er Urlaub, segelte zum dritten Male nach Japan, landete dann auf den Sandwichinseln, durchquerte den Stillen Ocean, besuchte S. Francisco, Panama und Valparaiso, fuhr durch die Magelhaenstraße und kehrte nach einem Aufenthalte in Rio de Janeiro wieder nach New-York zurück, wo er 1855 eintraf. Die folgenden Jahre verwendete er dazu, die von ihm auf der Reise gesammelten Skizzen und Tagebuchblätter zu bearbeiten und für die Veröffentlichung vorzubereiten. Von seinen Zeichnungen erschienen gegen 400 theils auf lithographischem Wege, theils durch den Holzschnitt vervielfältigt, allerdings fast durchgängig schlecht reproducirt in dem großen dreibändigen Reisewerke, das der Expeditionstheilnehmer Francis L. Hawks im Auftrage der Regierung unter dem Titel: „Narrative of the Expedition of an American Squadron to the China Seas and Japan, performed in the years 1852, 1853, and 1854, under the command of Commodore M. C. Perry“ (Washington 1856) herausgab. Ein Theil der Abbildungen findet sich auch in dem von Hawks in demselben Jahre und unter gleichem Titel veröffentlichten einbändigen Auszuge aus dem großen Reise-

werke, sowie in einem von H. selbst publicirten Bilderhefte: „Graphic Scenes in the Japan Expedition“ (New York and London 1856). Sie entbehren auch heute noch nicht eines beträchtlichen geographischen und culturhistorischen Interesses, wenn sie auch als Kunstwerke nicht sehr hoch eingeschätzt werden können. Als Dank für seine Bemühungen bewilligte ihm der Congreß eine Belohnung von 5000 Dollars. Aus seinen Tagebüchern hatte H. schon während der Reise ausführliche, wenn auch zum Theil ziemlich flüchtige und nur dem augenblicklichen Interesse genügende Mittheilungen über seine Erlebnisse und Beobachtungen in verschiedenen angesehenen deutschen Zeitungen, namentlich in der Augsburger Allgemeinen, in der Leipziger Illustrirten und in der Kölnischen Zeitung, sowie im Ausland publicirt. Nach der Rückkehr entschloß er sich, den gesammten Stoff zu einem umfangreichen Werke zu verarbeiten. Da er ein ungemein rascher Arbeiter war, erschien es bereits 1856 in Leipzig und New-York als „Reise um die Erde nach Japan an Bord der Expeditions-Escadre unter Commodore M. C. Perry in den Jahren 1853, 1854 und 1855, unternommen im Auftrage der Vereinigten Staaten“. Es umfaßt zwei Bände und ist mit lithographirten Abbildungen von mäßigem Kunstwerth ausgestattet. Die Widmung nahm Alexander v. Humboldt mit Dank entgegen. Das Buch fand in Deutschland viel Beifall und wurde deshalb auch ins Holländische (Reis om de wereld naar Japan, aan boord van het expeditie eskader onder commodore M. C. Perry. Rotterdam 1856) und später ins Französische übersetzt (Voyage autour du monde. Le Japon. Expédition du commodore Perry, pendant les années 1853—1855, faite d'après les ordres du gouvernement des Etats-Unis, trad. de l'allemand par A. Rolland. Bruxelles 1859).

Während H. noch in Ostasien verweilte, war eine zweite amerikanische Expedition unter Colin Ringgold und John Rodgers in jene Gegenden entsandt worden. Sie hatte den Auftrag, den besten und gefahrlosesten Seeweg von Californien aus durch den Stillen Ocean nach Japan und China zu ermitteln, sodann in Japan mit Perry's Geschwader zusammenzutreffen, die von diesem bis dahin vielleicht schon errungenen Vortheile weiter zu verfolgen, die Küsten Japans möglichst genau auf ihre Schiffbarkeit hin zu untersuchen und endlich die See von Ochotsk und das Beringsmeer, diese wichtigen Schauplätze des amerikanischen Walfischfanges zu vermessen. Sie kehrte 1856 nach der Heimath zurück, und ihre Theilnehmer veröffentlichten bedeutsame Werke über ihre Forschungen. H. wünschte diese Arbeiten in Deutschland bekannt zu machen. Er übersetzte deshalb die wichtigsten Ergebnisse und vereinigte sie in einem dreibändigen Werke: „Die Expedition in die Seen von China, Japan und Ochotsk unter Commando von Commodore Colin Ringgold und Commodore John Rodgers, im Auftrage der Regierung der Vereinigten Staaten, unternommen in den Jahren 1853—1856“. Dasselbe erschien in Leipzig 1858 bis 1859 und ist dem Prinzen Adalbert von Preußen gewidmet. H. betont darin, trotzdem er amerikanischer Bürger war, seine unverminderte Liebe zum alten Vaterlande und weist auf die Nothwendigkeit einer achtunggebietenden deutschen Seemacht im Interesse der vielen schutzlosen Deutschen hin, die er überall im Auslande angetroffen hatte. Auch legt er dar, wie nützlich es sein würde, wenn Preußen entweder allein oder in Verbindung mit den übrigen deutschen Staaten sich zur Aussendung einer Expedition nach Ostasien ähnlich derjenigen Perry's entschließen könnte.

Nachdem H. diese beiden umfangreichen Werke vollendet hatte, erhielt er von der Regierung der Vereinigten Staaten den Auftrag, für das neue Capitol in Washington einige Gemälde zu entwerfen, welche Scenen aus dem sieg-

reichen Seekriege der Union gegen die nordafrikanischen Barbareskenstaaten in den Jahren 1801—1805 darstellen sollten. Da er vor der Ausführung Studien an Ort und Stelle vorzunehmen wünschte, begab er sich im Frühjahr 1859 zunächst nach Deutschland. In Berlin wollte er seinen alten Gönner Alexander v. Humboldt besuchen, traf ihn aber auf dem Sterbebette und konnte ihn nur zu Grabe geleiten. Dann fuhr er durch Süddeutschland, die Schweiz und Südfrankreich nach Malta, segelte nach der afrikanischen Küste und ließ sich längere Zeit in Tripolis nieder. Hier zog er umfassende, wenn auch ergebnißlose Erkundigungen über das Schicksal des verschollenen Reisenden Eduard Vogel ein. Nachdem er die nöthigen Skizzen für seine geplanten Gemälde gesammelt hatte, kehrte er durch Italien, das überall die Spuren des österreichisch-französischen Krieges zeigte, nach Deutschland zurück. Als Ergebniß dieser Reise ließ er im folgenden Jahre ein Büchlein mit anmuthigen Schilderungen der landschaftlichen Schönheiten und des Volkslebens in Malta und Tripolitanien unter dem Titel: „Eine Sommerreise nach Tripolis“ (Berlin 1860) erscheinen. In demselben Jahre veröffentlichte er als dritte Frucht seiner japanischen Studien ein einbändiges Werk über: „Japan und seine Bewohner. Geschichtliche Rückblicke und ethnographische Schilderungen von Land und Leuten“ (Leipzig 1860). Dasselbe enthält eine populäre und nicht immer einwandfreie Geschichte der Beziehungen Japans zu den fremden Mächten vom Mittelalter an bis auf die Gegenwart. Die älteren Berichte europäischer Reisender, eines Marco Polo, Pinto, Kämpfer, Thunberg und anderer über Japan werden auszugsweise wiedergegeben. Einen wissenschaftlichen Werth beansprucht das Buch nicht.

Während H. nach der Rückkehr aus Afrika in Berlin verweilte, erhielt er von der preußischen Regierung die Einladung, sich der von ihr ausgerüsteten Expedition nach Ostasien als Zeichner anzuschließen. Er leistete diesem ehrenvollen Rufe willig Folge, da er glaubte, seinem Vaterlande dadurch einen Dienst zu erweisen. Preußen und die übrigen Zollvereinsstaaten hatten schon längst die Nothwendigkeit einer gemeinsamen diplomatischen Vertretung in den Ländern des fernen Ostens erkannt, da die tractatlosen Mächte in China und Japan in einer sehr unvortheilhaften Lage waren, die bei dem schnell wachsenden Verkehr unhaltbar zu werden drohte. Mit Japan hatten die Seemächte seit 1854, mit China seit 1858 Freundschafts- und Schiffahrtsverträge geschlossen und die Oeffnung mehrerer Häfen für ihren Handelsverkehr durchgesetzt. Da die Deutschen nur eine geduldete Stellung einnahmen und vielen Belästigungen ausgesetzt waren, glaubte die preußische Regierung mit der Anbahnung vertragsmäßiger Beziehungen zu den ostasiatischen Reichen nicht länger zögern zu dürfen. Sie beschloß deshalb, eine Gesandtschaft auszurüsten, deren Zweck es war, von den Regierungen jener Länder ähnliche Zugeständnisse zu erlangen, wie sie die übrigen Seemächte erhalten hatten. An die Spitze der Expedition wurde der Legationsrath Graf Friedrich v. Eulenburg unter Ernennung zum außerordentlichen Gesandten und bevollmächtigten Minister bei den Höfen von China, Japan und Siam gestellt. Zur Aufnahme der Theilnehmer dienten vier Kriegsfahrzeuge: die Dampfcorvette Arcona, die Segelfregatte Thetis, der Schoner Frauenlob und das Klipperfregattschiff Elbe. Nachdem der Landtag die erforderlichen Mittel bewilligt hatte, traten die Schiffe im Frühjahr 1860 ihre Ausreise um das Cap an. Der Gesandte, in dessen Gefolge sich H. befand, reiste dagegen über Suez und Ceylon und traf erst in Singapore mit dem Geschwader zusammen. H. wurde nun auf der Arcona untergebracht, die ihren Curs zunächst nach Japan richtete. In der Nähe der Liukiu-Inseln hatte sie einen schweren Teifun zu überstehen, der

den Schoner Frauenlob zum Sinken brachte. Am 4. September ging sie auf der Rhede von Yeddo vor Anker. Die japanische Regierung wies dem Gesandten und seinen Begleitern ein Haus in der Stadt an und behandelte sie mit aller Höflichkeit, war jedoch wenig geneigt, irgend welche handelspolitische Zugeständnisse zu machen, so daß erst nach langwierigen Unterhandlungen ein Vertrag zu stande kam, der Preußen die Rechte einer meistbegünstigten Nation gewährte und seinen Schiffen und Unterthanen die Häfen von Nangasaki, Yokohama und Hakodade öffnete. Da H. an den Verhandlungen nicht betheiligt war, benutzte er die fünf Monate des Aufenthaltes in Japan zu zahlreichen Ausflügen in das Innere des Landes und zu eingehendem Studium des Volkslebens. Seiner Instruction gemäß fertigte er zahlreiche Zeichnungen und Photographien merkwürdiger Landschaften, Gebäude und Volkstypen an. Im Februar 1861 verließ die Gesandtschaft Japan und begab sich nach Schanghai, um hier zunächst im allgemeinen die politischen Verhältnisse zu studiren. Da der Gesandte erfuhr, daß die Regierung ihre während des Taipingaufstandes überall zu Tage tretende Schwäche einsah und mit den fremden Mächten in gutem Einvernehmen zu leben wünschte, glaubte er, daß sie zum Abschluß eines Handelsvertrages geneigt sein würde und begab sich deshalb mit seinem Gefolge nach Tientsin. Hier verweilte er vom April bis in den September. H. benutzte die reichliche Muße dieses Aufenthaltes zu Excursionen in die Umgegend. Als amerikanischer Bürger erhielt er zweimal die Erlaubniß, Peking zu besuchen, doch stieß sein lebhafter Wunsch, durch die Mongolei und Sibirien nach Europa zu reisen, auf unüberwindliche Schwierigkeiten. Als er wieder in Tientsin angelangt war, erfuhr er von den schweren politischen Verwicklungen, welche in den Vereinigten Staaten ausgebrochen waren. Unter diesen Verhältnissen hielt er es für seine Pflicht, in sein Adoptivvaterland zurückzukehren. Er trennte sich deshalb von der Gesandtschaft, fuhr auf einem englischen Schiffe nach Nangasaki, dann über den Stillen Ocean nach S. Francisco und von hier auf beschwerlichen Wegen mit der Ueberlandpost nach St. Louis. Unterwegs stattete er den Mormonen und ihrem Präsidenten Brigham Young in der Salzseestadt einen interessanten Besuch ab. Auf der Weiterfahrt von St. Louis nach New-York bemerkte er überall deutliche Spuren des ausgebrochenen Bürgerkrieges. Nachdem er in New-York nur einen Tag gerastet hatte, stellte er sich der Unionsregierung zur Verfügung, erhielt ein Capitänspatent und wurde der Armee am Potomac als Ingenieur für das Telegraphenwesen zugetheilt. Er nahm an verschiedenen Schlachten theil und geriet am 30. Juni 1862 vor Richmond in die Gefangenschaft der Secessionisten, die ihn hart und schmählich behandelten. Nachdem er am 15. August ausgewechselt worden war, betheiligte er sich sogleich wieder am Kampfe und erlitt am 1. December desselben Jahres eine schwere Verletzung der rechten Schulter, wodurch er dienstunfähig wurde. Um nicht in den überfüllten Militärlazarethen vernachlässigt und mißhandelt zu werden, nahm er seinen Abschied, fuhr nach Deutschland und wurde hier glücklich wiederhergestellt. Im Frühjahr 1863 begab er sich nach Amerika zurück und trat wieder in die Armee der Nordstaaten ein, wo er allmählich bis zum Brigadegeneral emporstieg. Mitten unter dem Kriegslärm fand er noch Muße, ein zweibändiges Werk über seine letzte große Reise auszuarbeiten. Es erschien 1864 in Leipzig unter dem Titel: „Eine Weltreise um die nördliche Hemisphäre in Verbindung mit der ostasiatischen Expedition in den Jahren 1860 und 1861". Dasselbe enthält keine zusammenhängende Darstellung des Verlaufs der Expedition, um dem amtlichen Berichte über dieselbe nicht vorzugreifen, der von 1864—1873 in Berlin in vier Bänden erschien, auch keine Ab-

bildungen, da solche der Maler Karl Berg im Auftrage der preußischen Regierung in einem großen Tafelwerke: „Ansichten aus Japan, China und Siam" herausgab. Nach Beendigung des Bürgerkrieges wurde H. zum Consul der Vereinigten Staaten in Paris, später in Liverpool ernannt. Als 1871 durch die Gründung des Deutschen Reiches der innigste Wunsch seines Lebens erfüllt war, zog er sich nach seiner Vaterstadt Dresden zurück und lebte hier in künstlerischer und litterarischer Muße. Besonders lag es ihm am Herzen, seine zahlreichen, auf seinen verschiedenen Reisen gesammelten japanischen Skizzen zu verwerthen. Mit Hülfe seiner Freunde, der Maler Menno und Bernhard Mühlig, Albrecht Ludwig Schuster und Guido Hammer stellte er deshalb 50 Gemälde her, von denen je 10 Darstellungen aus der Geschichte, der Religion und dem Volksleben der Japaner, Abbildungen japanischer Thiere und Ansichten japanischer Landschaften enthielten. Diese Bilder ließ er in photographischer Reproduction als Prachtwerk größten Formats unter dem Titel: „Japan, Beiträge zur Kenntniß des Landes und seiner Bewohner" von 1873 bis 1880 in Berlin erscheinen. Mit diesem Werke schloß H. seine litterarische und künstlerische Laufbahn ab. Seine letzten Lebensjahre waren durch mannichfache körperliche Beschwerden getrübt. Am 5. October 1885 starb er in seinem Landhause in der Lößnitz bei Dresden. Außer seinen Büchern hat er noch eine große Zahl von Reisebriefen und anderen Aufsätzen in deutschen und ausländischen Tagesblättern und Zeitschriften veröffentlicht, die aber auf dauernden Werth keinen Anspruch erheben.

Viktor Hantzsch.

Heinel: Eduard H., Genre- und Landschaftsmaler, geboren 1835 in München, † am 14. Mai 1895 ebendaselbst. Folgte zuerst mit fröhlichen Scenen aus dem Volksleben dem Vorbilde seines Vaters Johann Philipp H. (1800—1843): schilderte Vorgänge aus Sennhütten und Bauernstuben (1865), Gänsemädchen und Jäger, nudelbackende Weiber und Obsthökerinnen, später mit landschaftlichem Hintergrunde, der bald die Oberhand gewann und dauernd behielt. Wäre das Wort von der „intimen" Landschaft (welches zuerst der Maler und Kunstschriftsteller Anton Teichlein [† 1879] als wuchernden Heckepfennig in den Sprachschatz brachte) nicht in so entsetzlichen Mißbrauch gekommen und bis zum Blödsinn breitgeschlagen worden — wir wüßten keine bessere Bezeichnung für Heinel's redliches Wollen und Streben. Er gab, wie unzählige Andere, längst ehe das tollgewordene Wort geprägt wurde, die Natur bis ins kleinste Detail mit der innigsten Pietät, mit einem freudigen Verständniß und einer Wahrheit und Treue, wie Ludwig Richter und Albrecht Dürer, dessen wunderbares Erfassen der Landschaft erst allmählich wieder zur Geltung gelangt. Dieser Grundzug spricht aus allen Schöpfungen Heinel's, gleichviel ob er die Motive aus Griechenland (1873, mit der Staffage eines flötenden Hirten), von der Ponte Filippetto bei Sorrent (1880), oder der fränkischen Schweiz und des oberpfälzischen „Arber" (1885), aus der Hinterriß, dem Königs- oder Starnbergersee (1887) verarbeitete. Das dichterische Erfassen begleitete ihn überall; wir gedenken einer „Partie bei Friedrichshafen" (1870), eines stillen Winkels im Waldgrund mit wasserstäubender Mühle in echt Eichendorff'scher Stimmung (1880), einer Partie aus Nymphenburg (1879), „Aus den bairischen Alpen" (1883); auch die Poesie der geraden Landstraße erfaßte er, theils mit komischer Staffage (1876), oder auf einem kleinen, in eine Reihe von Linden und Pappeln einmündenden Seitenweg (1890); dazu kam eine trotz anscheinender Nüchternheit durch ihre Sonnenlicht-Wirkung doch packende „Allee bei München", bei Seefeld und Dachau. Zu seiner Erfrischung ging er nach Tirol, nach dem Vierwaldstättersee oder dem

Lago di Nemi (1890), immer aber im Geleite einer feinfühligen Fee, die sein klares Auge für die einfachste Schönheit öffnete.

Vgl. Nr. 148 Allg. Ztg., 29. Mai 1895. — Kunstverein-Ber. f. 1895, S. 76. — Fr. v. Bötticher, 1895. I, 485. — Singer, 1896. II, 151 (4 Zeilen!).

Hyac. Holland.

Heinemann: Heinr. Ernst Ludw. Ferdinand von H., Schulmann, Dichter und Politiker, † am 29. November 1881, wurde am 23. October 1818 zu Bettmar (Herzogthum Braunschweig) geboren, wo sein Vater, Friedrich Joachim v. H., die Stelle eines Kreisamtmanns inne hatte; seine Mutter, Charlotte Karoline Luise, Tochter des Kanonikus Karl Ludwig Meinders, stammte aus Borgholzhausen in Westfalen. Wenige Monate später wurde der Vater, der am 28. März 1854 als Kreisgerichtsdirector gestorben ist, nach Helmstedt versetzt, wo der Sohn von seinem sechsten Jahre an das Gymnasium besuchte. Er verließ es Ostern 1838 und bezog die Universität Jena, um sich der Theologie zu widmen. Es war hier besonders der Kirchenhistoriker K. Hase, der ihm Interesse für sie erweckte. Michaelis 1839 siedelte er nach Berlin über und hörte hier vorzugsweise bei Neander und Vatke. Michaelis 1841 kehrte er nach Hause zurück und bestand am 29. April 1842 in Wolfenbüttel die „vorläufige" theologische Prüfung. Bis Johannis 1846 war er dann Hauslehrer bei dem Rittergutsbesitzer Michaelis in Suderode bei Hornburg. Darauf bereitete er sich in Helmstedt auf das theologische Hauptexamen vor und ertheilte hier eine Zeitlang aushülfsweise Unterricht am Gymnasium. Nachdem er am 12. Mai 1848 jene Prüfung „wohl" bestanden hatte, war er Michaelis 1848—50 Collegiat im Predigerseminar zu Wolfenbüttel. Da aber der Beruf des Lehrers ihm im Laufe der Jahre anziehender als der des Geistlichen geworden war, so übernahm er Michaelis 1850 die Stellung eines Collaborators und Hauptlehrers am Progymnasium in Braunschweig, seit 1858 unterrichtete er im Griechischen, Deutschen und in der Geschichte auch am Obergymnasium. Michaelis 1864 wurde er als erster Oberlehrer an das Gymnasium in Helmstedt versetzt; zu Neujahr 1870 erhielt er das Directorat des Gymnasiums zu Wolfenbüttel, das er bis zu seinem Tode mit bestem Erfolge geführt hat. Er starb in rüstigem Alter am 29. November 1881 an einer Blutvergiftung, die durch ein Geschwür verursacht worden war. Er war ein höchst anregender, geistvoller Lehrer, der weniger Werth auf die formale Seite des Unterrichtes in den alten Sprachen legte, als auf ein klares Erfassen der Geschichte und Litteratur der Alten. Er war ein trefflicher Kenner und Erklärer der antiken wie der deutschen Classiker; seines ebenso gediegenen wie lebendigen Geschichtsunterrichtes wissen sich alle seine Schüler mit aufrichtigem Danke zu erinnern. Wohlwollenden Sinnes und ein Feind aller Reglementirerei suchte er die Selbstthätigkeit und das Selbständigkeitsgefühl bei seinen Schülern zu wecken und zu fördern; auf den Geist der ganzen Schule hat er so in segensreicher Weise eingewirkt. Bei Erklärung der alten Dichter kam ihm seine reiche dichterische Begabung zu statten. Er hatte schon 1845 eine Sammlung Gedichte veröffentlicht, der er später mehrere Dramen („Robespierre", 1850, „Friesenhof" 1859) folgen ließ. Von diesen ist namentlich der schon 1861 verfaßte, aber erst 1876 herausgegebene „Waffenschmied von Braunschweig", 1875 f. mit großem Erfolge zur Aufführung gebracht worden. Außerdem veröffentlichte er in Gymnasialprogrammen und in den Preußischen Jahrbüchern eine Reihe litterargeschichtlicher, politischer u. a. Aufsätze. Er huldigte als Politiker einem gemäßigten Freisinn. Von 1861—66 und von 1875—81 war er Mitglied der Braunschweigischen Landesversammlung, wo er, jeder äußeren Beeinflussung unzugänglich, stets offen und fest seine Ueber-

zeugung vertrat. Ebenso in der Landessynode, der er seit 1872 bis zu seinem Tode angehörte. 1867—69 war er auch Mitglied des norddeutschen Reichstages, in dem er sich der nationalliberalen Partei anschloß. Er war auch im Herbst 1881 abermals in den Reichstag gewählt; doch hinderte ihn die Krankheit, die seinen Tod herbeiführte, sein Mandat anzutreten. Verheirathet war v. H. seit November 1850 mit Elisabeth Ribbentrop, die am 13. Juli 1886 ihm im Tode folgte. Kinder sind der Ehe nicht erwachsen.

P. Zimmermann.

Heinlein: Heinrich H., Landschaftsmaler, geboren am 3. December 1803 zu Weilburg in Nassau, † am 8. December 1885 in München, stammte, wie so viele hervorragende Künstler, man denke nur an den Pferde- und Schlachtenmaler Albrecht Adam, Ludwig Vogel in Zürich, den Tiroler Jos. Obwexer, den Münchener Ant. Teichlein u. v. A. aus einer Mannheimer Zuckerbäckerfamilie: Der Vater hatte sich in Paris weiter gebildet und war dann am Hofe des Fürsten von Nassau-Weilburg zum Chef der Conditorei avancirt; die Mutter kam aus der Architektenfamilie Riedel zu Bayreuth, war ebenso wie ihr berühmt gewordener Bruder August Riedel (s. A. D. B. XXVIII, 517 ff.) reich veranlagt und als Porträtmalerin durch ihre Pastellbilder wohlgeschätzt und bekannt. Heinlein's Eltern erfreuten sich auch an musikalisch-dramatischen Bestrebungen, welche später wieder in evidenter Weise an den hierin besonders begabten Töchtern des Malers hervortraten. Derselbe, auf gelehrte Bildung erzogen, durchkostete das Gymnasium und wurde dann zum Kaufmann bestimmt, aber seine ganze Natur dürstete nach der Kunst, angeregt durch die herrliche Lage seiner Heimath und des angrenzenden Lahnthales, noch mehr entflammt durch die ersten Eindrücke in der Bildergallerie zu Mannheim, welches der Vater zu seinem Ruhesitz erwählte. Es gab wol manchen Spahn und Sturm, bis der heißblütige Jüngling endlich bei dem Bauinspector Dyberhoff, einem Schüler von Friedrich Weinbrenner, eintreten und nach Vollendung der theoretischen Studien die Laufbahn eines Bauconducteurs beginnen konnte. Aber das war nun gar nicht nach seinem Geschmack, noch weniger, bei seinem Oheim Karl Christian Riedel zu Bayreuth sich mit Kostenvoranschlägen für Reparaturen und anderen Bureauarbeiten herumzuschlagen. Eine Einladung, mit seinem Neffen, dem nachmaligen Genremaler August Riedel, nach München zu gehen, brachte 1822 unsern Brausekopf zu Friedrich Gärtner, welchem er offenherzig seine Schmerzen klagte; Gärtner's Rath lautete: seiner Neigung zu folgen und das Uebrige werde sich von selbst geben. Nun malte H. ein paar Bilder aus den benachbarten Alpen, und da diese Landschaften nicht allein gefielen, sondern auch Käufer fanden, so gab sich endlich der Vater darein. Leider kam H. durch einige andere Tollköpfe wegen etlicher Duelle in Conflict mit der Polizei, und da nun auch die Akademie die Jünglinge nicht zu schützen vermochte, so machte der nach damaliger Sitte „omnia secum“ portirende Maler eine Fußtour und Luftveränderung nach Mannheim, schuf daselbst ein paar tüchtige Bilder, die auf der Karlsruher Ausstellung schnell Liebhaber fanden und dadurch ihrem Rathgeber zu einer längeren Studienreise durch die Schweiz und Oberitalien die nöthigen Mittel lieferten. Als H. durch Südtirol gegen München zurückkam, war der frühere Randal und die Duellgeschichte noch nicht vergessen, so daß dem Maler sogar das Copiren in der Gemäldegalerie verwehrt wurde. Schnell entschlossen, schwamm H., wie kurz vor ihm Franz Lachner, auf dem Isarfluß und die Donau hinab nach Wien (1825). Nachdem er in dem damals noch so „lustigen Wien“ etwas zur Ruhe gekommen, machte H. sich an die Arbeit und war bald im Stande, der Frau Erzherzogin Karl (einer geborenen Prinzeß von

Nassau-Weilburg) zwei Bilder vorzulegen: darstellend einen stürmischen „Bergsee“ und ein im melancholischen Spätabendlichte ruhendes „Hochalpenthal“. Das erstere hatte H. um der Grundstimmung den gehörigen Ausdruck zu geben, mit einem von den Wellen ausgeworfenen Leichnam, das andere mit einem Begräbnisse staffirt! Da bei so ernsten Stoffen der Beifall natürlich noch geringer war als der gehoffte Lohn, griff H. wieder zum Wanderstabe und marschirte im Herbste 1826 in 14 Tagen von Wien nach Mannheim. Ob der Empfang ein so freudiger gewesen, wie bei der Rückkehr des verlorenen Sohnes? H. blieb einige Jahre im Vaterhause, malte und las nach Herzenslust, streifte nach dem Schwarzwald, in die Vogesen, durchzog das Hardtgebirge und die Rheinlande und wagte sich seit 1829 durch Tirol endlich wieder nach München, wo jetzt für die Künstler ein wahrer goldener Frühling anzuheben schien.

Nun gelangte auch Heinlein's Größe und Originalität zu verdienter Würdigung und Ehrung. Jedes neue Bild trug seinen Namen in weitere Kreise. Die Presse, welche damals noch gegen größere Namen spröde that und weit davon entfernt war, mit unvollendeten Lustspielen und ungeborenen Bildern sich im voraus zu beschäftigen und pausbäckig deren problematischen Ruhm zu verkünden, begann sich mit Heinlein's Arbeiten zu befassen. So erkannte das Stuttgarter Kunstblatt schon 1832 — in diesem Jahre verheirathete sich H. nach dem Tode der Eltern und nahm seinen Wohnsitz bleibend in München — den Genius seiner Compositionen, ebenso die Meisterschaft in den Effecten, verhehlte jedoch nicht, altklug vor einer gewissen Farbenspielerei zu warnen, auf welche H. gerade seine Kraft setzte. Seit 1830 (vielleicht schon etwas früher) erschienen Heinlein's Bilder regelmäßig im Kunstverein, darunter eine ideale „Gebirgslandschaft“, die „Finstermünz in Tirol“, Gegend „Bei Bregenz“ (1830); eine große „Felsenlandschaft mit dem Ausblicke auf zwei Seen“ (1834), eine andere mit „Motiven aus dem St. Galler-Hochland“ (1835); eine „Partie aus dem Oberinnthal“ (1836), welche besonders durch den Fluß der Linien und die Vertheilung der Massenwirkung zu den schönsten Erzeugnissen der neueren Zeit gerechnet wurde; unter vielen anderen die „Via mala“ (1839); der „Wasserfall bei Hohenschwangau“ (1840), und ein grandioses „Felsenthal in Tirol“ (1841). Der Künstler folgte überhaupt gern seiner Neigung, die Natur in ihren vom Menschentreiben möglichst entfernten Kreisen aufzusuchen, ihre Zauber abzulauschen und auf seine Leinwand zu bannen: ein wahrer Poet! Dunkel klafft der Schlund, durch den sich ein Waldbach drängt, dunkler erheben sich die Felsmassen darüber und in den zerrissenen Wipfeln alter Fichten haust der Wind und treibt lichtglänzende Wolkenmassen über die finsteren Wände; auf dem jenseitigen Ufer, am Fuße des Felsens, hütet ein Hirt seine Heerde und eine Sennerin singt hinüber: Welch' grandiose Schönheit spricht jubelnd aus diesem Bilde! Dann kam ein Theil der „Benedictenwand“ (1842), und der gewaltige „Ortler“. Hinter den hohen großzügigen Felsenmassen des westlichen Abhangs steigt dunkles, auf ein Gewitter deutendes Gewölk herauf, indes die mit Schnee bedeckten Berge und die Baumgruppen im Vordergrunde noch von der Sonne beleuchtet sind (vgl. Kunstblatt. Stuttgart 1845, S. 367); es bildet heute noch eine Zierde der Neuen Pinakothek. In demselben Jahre (1845) wurde H., gleichzeitig mit Gibson in Liverpool und mit Führich und Ph. Veit, Ehrenmitglied der Münchener Akademie, während später noch ähnliche Auszeichnungen von auswärts folgten.

Ebenso markant wie seine Kunst war auch seine Persönlichkeit. Zu Ende der dreißiger Jahre malte ihn Fr. Dürck (s. A. D. B. XLVIII, 206): die Arme verschränkt, ohne Halsbinde, mit stehendem Rockkragen, schaut der

Maler offen und ernst, selbstbewußt und beinahe trotzig in die Welt (als Holzschnitt von Best u. Leloir in Paris in Raczynski's Geschichte der Kunst 1840. II, 439). Seine ganze Figur hatte überhaupt etwas Reckenhaftes; deshalb erschien H. bei dem durch Wort und Bild unvergleichlichen, die glorreiche Zeit Dürer's und des Kaisers Maximilian I. wieder erweckenden großen Münchener Künstlerfeste, am 17. Februar 1840, als „Jörg Frundsberg", vor welchem auf goldenem Kissen das „Schwert König Franz I. von Frankreich" getragen wurde; ein bärtiger Landsknecht folgte als Jörg's Hellebardenträger. Eugen Neureuther zeichnete die imposante Gestalt und Wilhelm Kaulbach malte das lebensgroße Costümbildniß Heinlein's, welches (als Gegenstück zum Schlachtenmaler Monten) heutzutage in der Neuen Pinakothek als „Ritter von Schellenberg" bezeichnet, diese schnell verrauschten Künstlertage leider nur bruchstückweise in Erinnerung bringt. Das Imposante zeigte sich in Heinlein's Erscheinung auch noch in seinen alten Tagen, wenn er mit dem spanischen Rohr in der Rechten würdevoll und mächtig gleich einem alten Admiral und Seehelden à la Tromp oder Ruyter die Straßen durchschritt.

Während Rottmann's Bilder vielfach in voller Farbenpracht copirt wurden, hat die Folgezeit an H. noch Vieles gut zu machen. Vielleicht erscheint auch dann, ausgestattet mit unseren vorrückenden Reproductionsmitteln eine Collection seiner Schöpfungen, darunter jene „Salzburg" betitelte von ungewöhnlich großem Umfang, welche, zuerst 1851 auf der Münchener Kunstausstellung bewundert, jetzt irgendwo vergessen und der Sage nach aufgerollt, der Auferstehung entgegenharrt, eine wirklich urweltlich-großartige Landschaft aus dem Salzachthal, welche durch ihre geniale Staffage als Gegenstück zu Rottmann's „Schlachtfeld von Marathon" gelten dürfte: Im Frühmorgenschein einer neuen Zeit liegt, nachdem der Alles vernichtende Sturm der Völkerwanderung an Juvavia's Trümmern vorübergezogen, das herrliche Thalgelände, von welchem der Heidenapostel Hrodbert (Rupert) mit seinen Genossen zu neuer Besiedelung Besitz nimmt. Das furchtbare Gewitter hat ausgetobt, aus den grollend abziehenden Wolken bricht das Alles verjüngende neue Sonnenlicht! Die Acteurs bilden verhältnißmäßig gegenüber der riesigen Scenerie eine figürlich kleine Rolle, aber sie sind doch der beredte Ausdruck, daß die Zeit ein neues Blatt in der Weltgeschichte aufgeschlagen! Wer in Linie und Farbe so wortmächtig die Natur abzuschildern versteht, ist ein Dichter und echter Künstler, dagegen viele Andere nur als Farbenreiber agiren und handlangern. — Ebenso fleißig auf Reisen, wie festgebannt hinter der Staffelei rundete H. seine auf einsamen Bergwanderungen empfangenen Eindrücke zu vollendeten Werken mit echt dramatischer Wirkung. Er ließ die Natur in ihrer Sprache reden, aber sie tönte selbst noch im Sturme wie ein Kunstwerk, wie ein Hymnus von Händel, wie eine Fuge von Bach. Was H. draußen geschaut, spielte er in seiner Weise zu Hause nach, stille Harmonien aus dem Zillergrunde, das Windsbrautgefege um die Zugspitze und den Ortler, die imposante Pracht der Dolomitriesen von Ampezzo. Sportmännern und Touristen bieten die Bergriesen nur ein Object zum Klettern und Abstürzen, die Wiesen zum Wälzen und die Seen dienen nur den Ichthyophagen und den Landratten zu Dampfschiffexcursionen. H. aber verstand die eigene Sprache der Gletscherquellen und Bergbäche, die crystallklar niederrieseln oder im leidenschaftlichen Getöse zerschellen, die Sprache der zerstäubenden Wasserfälle und der verschlafen durch grüne Waldeinsamkeit murmelnden Bächlein. Und dann erst dieser Reichthum an Seen! Eine ganze Farbentonleiter vom smaragdgrünen, ungetrübten Najadenspiegel bis zum hexenhaften Gezisch sturmwüthiger

Brandung. Der Marine ging H. sorgfältig aus dem Wege, obwol er alles Zeug dazu gehabt hätte. Solche Wasser malte, Etzdorf etwa ausgenommen, überhaupt kein anderer Landschafter.

Die ganze Reihe seiner Bilder aufzuzählen, liegt hier ferne. Aber Heinlein's Eigenart erfordert wol etliche Zusätze und Striche. Wie Rottmann auf ein verblüffendes Feuerwerk, so arbeitete sich H. mit rosig-violetten und blaßgelben Tonstimmungen mit gleich virtuoser Technik vollbewußt immer tiefer hinein, und zwar mehr, als gerade nothwendig war. Er bestand auch noch hartnäckig darauf, als das erst überraschte Publicum sich erkühlt abzuwenden und die launige Gunst einer anderen, neu auftauchenden Ueberraschung zuzuwenden begann. Man wurde ungerecht und zuletzt, wie das Benehmen einer jüngeren Jury bewies, sogar unartig gegen den alternden Meister, der dafür seine Vorzüge schärfer betonte, dann aber im vollen Gefühle seines „anch' io pittore“ die ganze Noblesse in verstimmter Zurückgezogenheit bewährte, wol wissend, daß Einer, so den Besten seiner Zeit Genüge gethan, immerdar seine unverbrüchliche Stelle einnehme und bleibend behaupten werde. Er hätte denen, die ihm mit totalem Mißverständnisse über die Achsel nachsahen, das zernichtende Wort zurufen können, welches einst Justinus Kerner dem greisen Feldmarschall Radetzky in den Mund legte. — H. schloß rechtzeitig sein Atelier und genoß „con amore“ fürder schaffend zu seines Herzens Erheiterung, der wohlverdienten Ruhe. Von seinen beiden musikalisch hoch veranlagten Töchtern heirathete eine den Landschafter Caesar Metz (1823—95), den treuesten Schüler seines Meisters, während die andere, trotz ihrer klangvollen Stimme leider nicht die Bühne betrat, sondern seit dem Tode der Mutter die Stütze des Hauses blieb. H. erreichte ein hohes, ehrenreiches Alter. Zum 70. und 80. Geburtstage begrüßte ihn König Ludwig II. mit eigenhändigen Schreiben; auch die Münchener Künstlerschaft stellte sich durch Deputationen ein. H. war ehedem eine Hauptstütze und Säule derselben, als noch die schönen Abende beim „Stubenvoll“ und im späteren „Café Schafroth“ florirten. Sehr richtig hat Ernst Förster (Gesch. der deutsch. Kunst 1860, V, 212) Heinlein's Kunst charakterisirt: „Heinlein's Bilder zeigen die Natur im Zustande der Begeisterung, in feierlicher Stimmung, im Jubel der Lust, im Sturm der Leidenschaft. Da liegt bald Sonnenglanz auf Berg und See und durchdringt harmonisch Himmel und Erde, oder es treten in schroffen Gegensätzen gegen einander dunkle Felsmassen und weiß schäumende Wasserfälle, Trümmer gebrochener Bäume über gespaltenem Gestein, finsteres Sturmgewölk, durch das ein einziger Lichtblick einen engen Weg findet auf den mit ewigem Schnee bedeckten Gipfel des Hochgebirgs.“

Vgl. Raczynski 1840. II, 367 ff. — Nagler 1838. VI, 64 u. dessen Monogrammisten 1863. III, 370. — Vincenz Müller, Handbuch von München, 1845, S. 136. — Schorn u. Förster's Kunstblatt, Stuttgart 1834 Nr. 46; 1835, 22, 85, 161; 1836, S. 186; 1839, 94; 1841, 91; 1845, 328, 367; 1848, 211. — Eggers' Kunstblatt 1850, S. 72, 112; 1853, S. 107, 153, 372, 434, 456; 1854, S. 29, 147, 342, 421; 1855, S. 342; 1856, S. 72; 1857, S. 61, 403; 1858, S. 154; 198 u. s. w. — Julius Grosse, Kunstausstellung 1858, S. 233. — Regnet, Münchener Künstlerbilder 1871, I, 183 ff. — Lützow, Zeitschrift 1868. III, 76, 162; 1871 (Partie in Engadin); 1873. VIII, 628, 751; IX, 238; X, 813; XII, 277; XIX, 550. — Seubert, Lexikon 1878. II, 195. — Nekrolog in Beil. 252 d. Allgem. Ztg. v. 11. September 1886. — Münchener Kunstvereinsbericht f. 1885, S. 72. — Regnet in Kunst für Alle 1886. I, 100 ff., und in Lützow 1886. XXI, 219 ff. — Fr. Pecht, Gesch. der Münchener Kunst,

1888, S. 89. — Richard Muther, Malerei im XIX. Jahrh. 1894. — Fr. v. Böttiger, 1895. I, 485 ff. — Singer 1896. II, 151.

Hyac. Holland.

Heinleth: Adolf v. H., geb. am 24. October 1823 zu München als Sohn eines Appellationsgerichtsraths und gestorben ebendaselbst als General der Infanterie am 26. Februar 1895, wurde im Cadettencorps erzogen und begann seine militärische Laufbahn unter König Ludwig I. in dessen Infanterie-Leibregiment. Nachdem er sich bereits im Kriege 1866 als Generalstabsofficier ausgezeichnet hatte, brachte ihm der Krieg 1870/71 die Gelegenheit, sich als Generalstabschef des I. bairischen Armeecorps unter General v. d. Tann einen Namen zu machen. Er galt als die unermüdliche Kraft im Stabe v. d. Tann's, die stets vorwärts drängte und zugleich alle die Reibungen und Widerstände bewältigte, mit denen die Führung größerer Truppenmassen im Kriege zu rechnen hat und welche sich namentlich im Feldzuge gegen die überlegene französische Loire-Armee geltend machten. Aber auch als Soldat in der unmittelbaren Bedeutung des Wortes ist er glänzend hervorgetreten. Es war am 11. October 1870, als er vor Orleans ein im Vorrücken stehendes Infanterieregiment, dessen Führer verwundet worden, persönlich zum Sturme vorführte und so zum endgültigen Siege mit beitrug. Durch diese That erwarb H. sich den nur in Ausnahmefällen zur Verleihung gelangenden Militär-Max-Joseph-Orden. Nicht minder verdient Heinleth's Thätigkeit in den folgenden Friedensjahren, insbesondere als Chef des Generalstabes der Armee und als Kriegsminister der Erinnerung der Nachwelt aufbewahrt zu werden. Er hat sich in diesen verantwortungsvollen Stellungen um die zeitgemäße Entwicklung des bairischen Heeres und um dessen kriegsmäßige Ausbildung ganz hervorragende Verdienste erworben. Als Kriegsminister war er besonders darauf bedacht, das Officierscorps in allen Graden den Anforderungen des Krieges entsprechend jung zu erhalten; mit eingehendem Verständniß und peinlichster Sorgfalt widmete er seine Aufmerksamkeit einer gewissenhaften und sachgemäßen Verwaltung des Heeresbudgets. Ein scharfer, auf das Zweckmäßige gerichteter Verstand und eine nie versagende Thatkraft, ehrliche Gesinnung, hingebende Pflichttreue und ein fester Wille zur Arbeit, die Fähigkeit, Menschen richtig zu beurtheilen und jeden an den geeigneten Platz zu stellen; alle diese Eigenschaften wirkten zusammen, um aus dem körperlich nicht großen Manne eine militärische Kraftgestalt von umfassender Leistungsfähigkeit zu machen.

H. Helvig, Das I. bayerische Armee-Korps im Kriege 1870—71. München 1872. — Schrettinger, Der K. Bayerische Militär-Max-Joseph-Orden und seine Mitglieder. München 1882. — Allgemeine Zeitung. München 1895. (Nachruf.)

Landmann.

Heinrich III. von Brandis, Abt zu Einsiedeln und Bischof von Konstanz, aus dem Geschlechte der Freiherren v. Brandis, deren Stammburg im Emmenthal gelegen, war der Sohn des Mangold v. Brandis und der Margareta v. Nellenburg. Mehrere seiner Geschwister wurden von den Eltern, der damaligen Sitte der Zeit entsprechend, für den geistlichen Stand bestimmt. So trat Eberhard in das Kloster Reichenau, wo er als Abt (1343—1379) eine wenig erfreuliche Rolle spielte. Zwei andere Brüder, Mangold und Werner, waren Deutschordensherren, eine Schwester, Agnes, Aebtissin zu Säckingen. Als Stammhalter der Familie war Wolfram mit Agnes v. Montfort-Werdenberg verheirathet, Thüring v. Brandis mit Katharina v. Weißenburg und dessen Schwester Kunigunde mit Johann v. Hallwil. Heinrich selbst, dessen Geburtsjahr unbekannt ist, wurde in frühester Jugend dem Kloster Einsiedeln

zur Erziehung übergeben, das damals unter den Aebten Johann v. Hasenburg (1327—1334) und Konrad v. Gösgen (1334—1348) von mannichfachen äußeren Schicksalschlägen heimgesucht, doch noch einen gewissen Hochstand geistig wissenschaftlichen Lebens aufwies, von dem Rudolf v. Radegg, der Lehrer Heinrich's, sowie Hermann v. Bonstetten und Heinrich v. Ligerz, die Mitbrüder Heinrich's, Zeugniß geben. Als Heinrich nach dem Tode Konrad's v. Gösgen († 4. November 1348) zum Abte erwählt wurde, war er wahrscheinlich erst Subdiakon, und so widersprach seine Wahl einer alt hergebrachten Gewohnheit des Klosters, weshalb sich Schwierigkeiten ergaben. Heinrich erscheint als Abt urkundlich zum erstenmal am 1. Mai 1349 und wird als Abt zum letztenmal am 5. December 1356 erwähnt. Mitten hineingestellt in den sogen. Marchenstreit, der schon seit Anfang des 12. Jahrhunderts mit bald größerer, bald geringerer Heftigkeit zwischen dem Stifte und den Schwizern entbrannt war, hat Heinrich das Verdienst, das Ende dieses Streites durch die Richtung vom 8. Februar 1350 herbeigeführt zu haben, wenn Einsiedeln auch mehr als die Hälfte seines Gebietes dem Frieden zuliebe opfern mußte. Anfangs October 1353 ließ er sich zu Konstanz von König Karl IV. mit den Regalien belehnen und in seiner Fürstenwürde bestätigen. Zwischen dem 20.—25. April erfreute er sich in Einsiedeln des Besuches Karl's IV., der sehr werthvolle Reliquien aus dem Stifte mit sich fortführte. Seine Mildthätigkeit zeigte Heinrich durch das Entgegenkommen, mit dem er die Stiftung eines Pilgerhospitals in Einsiedeln durch den Züricher Chorherrn Heinrich Martin († 26. Juni 1355) förderte. Durch seinen späteren bischöflichen Secretär beschickte er auch — es ist das erste bekannte Beispiel eines Einsiedler Abtes — den Reichstag zu Nürnberg, um vielleicht gleichzeitig seine Wahl zum Bischof von Konstanz bei dem Kaiser zu betreiben.

In Konstanz war am 21. Januar 1356 Bischof Johann III. Windlock ermordet worden. In der am 5. Februar 1356 vorgenommenen Bischofswahl postulirte die Mehrzahl der Domherren Ulrich v. Friedingen, Konstanzer Domherrn, während andere, darunter Heinrich v. Diessenhofen und der Dompropst Felix Stucki dem Grafen Albrecht v. Hohenberg, Bischof von Freising, ihre Stimmen gaben. Felix Stucki reiste alsbald nach Avignon, um hier die Bestätigung Albrecht's von Hohenberg von dem Papste zu erwirken, während der Kaiser sich zunächst vergeblich für den Bischof Dietrich von Minden u. a. bemühte. Nach längerem Schwanken einigten sich Papst und Kaiser auf Lupold v. Bebenburg, Bischof von Bamberg, den der Papst am 6. März 1357 zum Bischof von Konstanz ernannte. Allein dieser schlug das angebotene Bisthum aus, und so ernannte der Papst am 15. Mai 1357 den Abt von Einsiedeln, Heinrich v. Brandis. Um die Gunst des Capitels zu gewinnen, versprach er demselben 14 Tage nach seiner Ernennung (1. Juni 1357), daß es im ungeschmälerten Besitze des während der Stuhlerledigung eingezogenen Nachlasses des Bischof Johann bleiben dürfe, und reiste darauf an den päpstlichen Hof, wo er am 25. Juni 1357 in Villeneuve-les-Avignon die Bischofsweihe erhielt, verschiedene Bittschriften einreichte, sich zur Servitienzahlung verpflichtete und mit der päpstlichen Kammer auf eine Pauschalsumme von 10 000 Goldgulden für den dem Papste durch das Spolienrecht reservirten Nachlaß des ermordeten Bischofs Johann, sowie für die übrigen Geschäfte an der Curie einigte. Es spannen sich hier die ersten Fäden zu dem Netze, das den Bischof ins Verderben ziehen und seine Regierungszeit zu einer unglücklichen machen sollte. Am 5. August 1357 hielt er von Gottlieben aus seinen feierlichen Einzug in Konstanz mit allen von der Stadt Geächteten. Es waren darunter auch die Mörder seines Vorgängers. Am 8. September feierte er

seine erste feierliche Bischofsmesse. Eine wenig glückliche Maßregel war es, als er am 25. April 1358 die weltliche Verwaltung des Bisthums in die Hände seines Bruders Wolfram legte. Zu sehr für sein und seiner Verwandten Interesse bedacht, war dieser nicht imstande, der drückenden Finanznoth des Bisthums aufzuhelfen. So konnten die Servitien und noch viel weniger das übrige dem Papste schuldige Geld bezahlt werden, wodurch der Bischof in ein immer gespannteres Verhältniß zum päpstlichen Hofe gerieth. Um der Saumseligkeit des Bischofs aufzuhelfen, beauftragte der Papst den Dompropst Felix, sowie den Rath der Stadt (29./30. August 1359), gegen den Bischof Stellung zu nehmen, eine Gelegenheit gleich günstig für den Dompropst Felix, der, wie sein Vorgänger Diethelm v. Steinegg, eine Ausnahmestellung gegenüber dem Bischof und dem Capitel einnahm, wie für die Stadt, die, geärgert durch die Gunst, welche der Kaiser dem Bischof durch die Bestätigung seiner Privilegien (11. October 1357) erwiesen hatte, schon längst eine Gelegenheit herbeisehnte, die alten Bisthumsprivilegien, vor allem Markt-, Münz- und Zollrecht in der Stadt Konstanz, den Händen des Bischofs zu entreißen. Die Lage des Bischofs wurde noch bedrängter, als er bei dem zwischen Dompropst und Domcapitel ausgebrochenen Streit gegen den Dompropst Stellung nehmen mußte (September 1362). Da wurde plötzlich der gefürchtete Gegner des Bischofs, Dompropst Felix Stucki von Winterthur, am 6./7. August 1363 in Zürich ermordet. Unter den Thätern waren die beiden Brüder des Bischofs, Thüring und Wolfram, sowie des Bischofs Diener Johann v. Berrenbach und Peter Kel aus Schwiz. Diese hatten sich zur Frevelthat entschlossen, weil, wie die Urfehde sagt, der Dompropst dem Walter v. d. Alten-Klingen, wie allbekannt sei, „großes Unrecht und offenkundigen Schimpf" zugefügt habe. Daß der Bischof die Mordthat veranlaßt hat, wie die Stadt Konstanz später behauptete, ist nicht zu erweisen. Denn bei dieser Anschuldigung spricht die Stadt als erbittertste Feindin des Bischofs, zu der sie im Laufe der Jahre geworden war. Den Anlaß zur Feindseligkeit gab eine zwischen Reichenau und Konstanz ausgebrochene Fehde über das Fischrecht und die dabei erfolgte Blendung des Fischers Matthäus v. Petershausen durch den Neffen des Bischofs, Mangold v. Brandis, Klosterherrn der Reichenau. Alsbald sah sich der Bischof seiner Verwandten wegen in diese Streitigkeiten verwickelt. Sie wurden beigelegt durch die Richtung vom 24. Juli 1365. Allein der Zündstoff war einmal vorhanden, wurde noch vermehrt, als der Bischof wegen der allgemeinen Unsicherheit in der Stadt im Februar 1366 das geistliche Gericht nach Zürich verlegte, wodurch die Stadt nicht unerheblich finanziell geschädigt wurde, und loderte endlich hell auf, als ein anderer Neffe des Bischofs, Wölfle v. Brandis, Anfangs 1368 auf dem Wege zum Turnier nach Zürich bei Basersdorf von Konstanzer Bürgern überfallen und getödtet wurde. Eine vierjährige Fehde (1368—1372) begann. Der Bischof floh unterdessen nach Grenoble (seine Anwesenheit daselbst ist zwischen April und Juni 1370 bezeugt), belegte die Stadt Konstanz mit dem Interdicte und verklagte sie bei der römischen Kurie. Mit einer noch bitterern Anklageschrift antwortete die Stadt, die sich von allen Anklagen des Bischofs zunächst reinzuwaschen suchte, als ob sie nie seine und der Geistlichen Privilegien angetastet hätte, und beschuldigte dann den Bischof als Mitwisser bei der Ermordung seines Vorgängers, als Anstifter bei der Ermordung des Dompropstes und als einen im sittlichen Leben allgemein verrufenen Kirchenfürsten, was sie vor allem durch eine Anklageschrift des schon längst verstorbenen Dompropstes Felix zu erweisen suchte. Infolge dieser Anklageschrift beauftragte der Papst seinen Kaplan Paul de Gabrielibus mit der Untersuchung und der Vollmacht, den Bischof seines Amtes zu entheben.

Trotz Appellation des Bischofs erfolgte die Amtsentsetzung (vor April 1371), während mit der Verwaltung des Bisthums Johann Schadland, Bischof von Augsburg betraut wurde, den Papst Gregor XI. am 18. Juni 1371 als solchen bestätigte. Inwieweit die Anklageschrift des Dompropstes Wahrheit oder Entstellung ist, läßt sich mit den jetzigen Hülfsmitteln nicht feststellen, wenn man aber die hochpolitische Rolle berücksichtigt, die diese Anklageschrift in den Händen des Konstanzer Rathes zu spielen berufen war, so wird man aus ihr keine Züge für das Charakterbild des Bischofs entnehmen können. Auf Verwenden des Kaisers schlossen endlich Stadt und Bischof am 31. März/1. April Frieden, nachdem die Stadt schon am 24. März 1372 sich gegenüber Thüring und Mangold v. Brandis, Propst der Reichenau, wegen der Ermordung des Wölfle v. Brandis zu einem Schadenersatz von 2000 ungarischen Gulden verpflichtet hatte.

Ruhig konnte der Bischof fortan seines Amtes walten. Seine Ehrenrettung erfuhr er am 1. October 1375 durch päpstliches Urtheil, das die Anklagen der Stadt als falsch und das Verfahren des Paul de Gabrielibus als dem Rechtsgang widersprechend hinstellte. Die letzten Lebensjahre waren durch den Ausbruch des großen Papstschisma getrübt, in dem er zunächst auf Seiten Urban's VI. stand, für den er sich am 17. September 1379 im Bunde mit dem Kaiser und den Kurfürsten von Köln, Mainz, Trier und dem Pfalzgrafen bei Rhein offen erklärte. Als er aber sah, daß er unmöglich Leopold III. von Oesterreich, der sich schon seit Februar 1378 mit der Stadt Konstanz verbunden hatte, entgegentreten könnte, ohne zugleich wieder die Stadt zur Gegnerin zu haben, trat er seit 1380 eben so offen auf Seiten Gregor's, für den sich auch die Mehrzahl der Domherren sammt der Geistlichkeit und dem Rathe der Stadt erklärt hatten. Heinrich starb am 22. November 1383 auf seinem Schlosse zu Klingnau. Die Leiche wurde nach Konstanz überführt und dort im Chore des Domes mit großer Pracht bestattet.

Sein Andenken steht bei den Chronisten in keinem guten Rufe. Alle sind darin einig, daß seine Regierungszeit dem Bisthum mehr geschadet, als genützt hat. Am meisten werden wir ihm gerecht werden, wenn wir ihn als ein unglückliches Opfer von Verhältnissen betrachten, in die er seiner Verwandten wegen, welche er stets begünstigte, verwickelt wurde. Eine hervorstechende Eigenschaft seines Charakters war die Unentschlossenheit: so charakterisiren ihn die päpstlichen Schreiben, diesen Eindruck spiegeln auch all seine Regierungshandlungen wieder. Sehr gut charakterisirt den Bischof ein päpstlicher Legat, wenn er ihn als einen „gutmüthigen Menschen" bezeichnet, für den es das beste wäre, wenn er ein entlegenes Bisthum erhielte, wo Verwandte und Bekannte ihn nicht brandschatzen könnten. Er war eben nicht befähigt, die großen Widersprüche zu versöhnen, die sich im Laufe der Zeit zwischen Dompropst und Domcapitel, zwischen den althergebrachten Privilegien bischöflicher Hoheit und einer nach Unabhängigkeit strebenden Bürgerschaft herausgebildet hatten. Nicht minder unfähig war er, in einer von socialem Elend, von Krieg, Pest, Theuerung und den Engländereinfällen heimgesuchten Zeit Finanzquellen zu schaffen, um vor allem die päpstlichen Ansprüche auf den Nachlaß des Bischofs Johann Windlock, über den das Domcapitel schon längst als sein Eigenthum verfügt hatte, befriedigen zu können. Es ist, als ob der Rachegeist des ermordeten Bischofs sich seinen Nachfolger auf dem Bischofsstuhle als Opfer seiner Rache ausersehen habe.

Die Geschichte des Bischofs ist im II. Bande der Regesten der Bischöfe von Konstanz, bearbeitet von Alexander Cartellieri, in Nr. 5264—6732 und den Nachträgen Nr. n221—n247 von K. Rieder verarbeitet. Daselbst

ist auch die nähere Litteratur angegeben. Vgl. auch A. Schubiger, Heinrich III. von Brandis, Abt zu Einsiedeln und Bischof zu Konstanz und seine Zeit. Freiburg (Herder) 1879. — K. Rieder, Beiträge zur Konstanzer Bisthumsgeschichte (in der Festschrift für Professor Finke), 1904. — P. O. Ringholz, Geschichte des fürstl. Benediktinerstiftes U. L. F. von Einsiedeln. I. Bd. Einsiedeln 1904. Karl Rieder.

Heinrich: Anton H., Gymnasialprofessor und Schriftsteller, geb. am 11. Januar 1830 zu Liebenthal (Oesterreich-Schlesien), † am 10. April 1888 zu Laibach. Nach dem Besuche des Gymnasiums in Olmütz studirte er in Wien erst Rechtswissenschaft, dann Philologie, wurde 1859 Gymnasiallehrer in Kaschau (Ungarn), dann in Troppau und 1865 in Laibach. Er führte die Gabelsberger'sche Stenographie in Krain ein und gab am Laibacher Gymnasium seit 1866 Unterricht in derselben. H. schrieb viele Aufsätze für Unterhaltungsblätter, gab selbst einige Jahre eine Jugendschrift heraus und veröffentlichte 1873 seine in den österreichischen Staaten viel gebrauchte „Deutsche Grammatik für Mittelschulen in mehrsprachigen Ländern“. Von seinen stenographischen Schriften fand das Buch „Die Debattenschrift“ (Laibach 1874, 4. Aufl. bearbeitet von Zwierzina und Hempel, 1897) vielfache Beachtung, da er in der zweiten Abtheilung desselben, der „Syntax des Gabelsberger'schen Systems“ auch eine genaue Anweisung gab, wann die einzelnen Kürzungsarten angewandt werden dürfen. Weiterhin gab er ein „Stenographisches Lehrbuch“ (Laibach 1872, 2. Aufl. 1873) und ein ausführliches „Lehrbuch der Gabelsberger'schen Stenographie nach Ahn-Ollendorff's Methode“ (Laibach 1875, 3. Aufl. 1890) heraus.

Vgl. Krumbein, Entwickelungsgeschichte der Schule Gabelsberger's (Dresden 1901), S. 239. — Heck, Geschichte der Schule Gabelsberger (Wolfenbüttel 1902), 2. Theil, S. 495. Johnen.

Heinrich: Johann Baptist Vincenz H., katholischer Theologe, geboren am 15. April 1816 zu Mainz, † daselbst am 9. Februar 1891. Er absolvirte die Gymnasialstudien in Mainz, studirte dann in Gießen von 1834—37 Jurisprudenz, wurde am 27. December 1837 Doctor beider Rechte und begann die juristische Laufbahn als Accessist und Untersecretär am Obergericht in Mainz. 1840 habilitirte er sich als Privatdocent an der juristischen Facultät in Gießen, hielt als solcher Vorlesungen über Rechtsphilosophie, Kirchenrecht, französisches Civilrecht, deutschen Civilprozeß u. a. und wurde ein beliebter Lehrer. 1842 legte er aber diese Stellung nieder, nachdem der Wunsch in ihm lebendig geworden war, in den geistlichen Stand zu treten, studirte in Tübingen und ein Semester in Freiburg Theologie, trat im Frühjahr 1844 in das bischöfliche Seminar zu Mainz ein und empfing daselbst am 15. Februar 1845 die Priesterweihe. Kurz darauf wurde er Domcaplan, 1850 Dompräbendat, 1851 Professor der Dogmatik an der wiedereröffneten philosophisch-theologischen Lehranstalt, 1855 Domcapitular und bischöflicher geistlicher Rath, am 30. Januar 1867 Domdecan und am 16. November 1869 auch Generalvicar. Neben diesen Würden behielt er seine Lehrthätigkeit bei und nahm dieselbe, als das in der Culturkampfszeit 1877 geschlossene Seminar 1887 unter Bischof Haffner wieder eröffnet wurde, wieder auf. Am 1. August 1882 promovirte ihn die theologische Facultät von Würzburg zum Doctor der Theologie honoris causa. Am 16. April 1886 wurde er päpstlicher Hausprälat. Während der langen Zeit seiner Wirksamkeit in Mainz unter den drei Bischöfen Kaiser, v. Ketteler und Haffner nahm H. hervorragenden Antheil an den Bestrebungen, welche die Wiederbelebung des religiösen Geistes in der Stadt und Diöcese zum Zweck hatten. Im J. 1848 hatte er thätigen Antheil an der Gründung des Piusvereins. —

Heinrich's Hauptwerk ist die „Dogmatische Theologie", die er von 1873 bis zu seinem Tode bis zum 7. Bande fortführte, aber unvollendet hinterließ; sie wurde von Constantin Gutberlet fortgeführt, der den 7. Band vollendete (Mainz 1896) und den 8. bis 10. (Schluß-)Band folgen ließ (Mainz 1897, 1901; Münster i. W. 1902/4). Als Hauptvorzug des Werkes, das in seinen Untersuchungen hauptsächlich der Führung des hl. Thomas von Aquin folgt, wird die „Klarheit und Durchsichtigkeit der Darstellung, die lichtvolle Erörterung schwieriger Materien und die aller Phrasen baare, schöne und fließende Sprache" hervorgehoben (Brück). Die sechs ersten Bände erschienen auch in 2. Auflage, 1881—1900. Noch kurz vor seinem Tode dachte H. daran, ein kürzeres dogmatisches Compendium auf Grund seiner Vorlesungen zu bearbeiten; der Plan wurde von Philipp Huppert ausgeführt: „Lehrbuch der katholischen Dogmatik. Von J. B. Heinrich. Bearbeitet und herausgegeben von Ph. Huppert" (1. u. 2. Halbband, Mainz 1898—1900). Von Heinrich's übrigen Schriften sind zu nennen: „Die kirchliche Reform. Eine Beleuchtung der Hirscher'schen Schrift: ‚Die kirchlichen Zustände der Gegenwart'" (Mainz 1850); „Die Reaction des sogenannten Fortschritts gegen die Freiheit der Kirche und des religiösen Lebens. Mit besonderer Rücksicht auf die kirchlichen Zustände Mitteldeutschlands und die neuesten Vorgänge im Großherzogthum Hessen" (Mainz 1863); „Die Beweise für die Wahrheit des Christenthums und der Kirche" (Mainz 1863; neue Auflage 1885); „Christus. Ein Nachweis seiner geschichtlichen Existenz und göttlichen Persönlichkeit, zugleich eine Kritik des Rationalismus, des Straußischen Mythicismus und des Lebens Jesu von Renan" (Mainz 1864); „Die Klöster in der Geschichte" (Frankfurt a. M. 1866); „Die Klöster und ihre Gegner in der Gegenwart" (Frankfurt a. M. 1866); „Joseph von Görres" (Frankfurt a. M. 1867); „Das erste dogmatische Decret des Vaticanischen Concils, übersetzt und erklärt" (Münster 1870); „Clemens Brentano" (Köln 1878). Von 1850—1890 redigirte H. zusammen mit Moufang den „Katholik", der zahlreiche Artikel von ihm enthält. Für die 2. Auflage des Kirchen-Lexikons von Wetzer und Welte verfaßte er neben kleineren Artikeln den umfangreichen Artikel: „Christus" (Bd. III, 241—293).

H. Brück, Dr. J. B. Heinrich; Katholik 1891, I, 289—307; 403—425. Auch im 7. Bd. der Dogmat. Theologie, S. III—XXXV; dortselbst auch Porträt. — Freih. G. v. Hertling, Zur Erinnerung an J. B. Heinrich; Jahresbericht der Görres-Gesellschaft für 1891, S. 5—15.

Lauchert.

Heinrich: Ernst Gustav Theodor H., Generallandschaftssecretär und Docent der Stenographie an der Universität in Königsberg, geb. am 19. Mai 1839 in Brandenburg (Ostpreußen), † am 9. Juni 1898 in Königsberg. Nach dem Besuche des Lehrerseminars in Königsberg wurde er 1861 Lehrer in Craußen bei Königsberg und 1864 Lehrer in Königsberg, aber schon 1867 infolge Krankheit pensionirt. Er fand dann 1868 eine Anstellung bei der ostpreußischen Generallandschaft und war von 1876 bis 1893 Secretär bei derselben. H. entfaltete eine rege Thätigkeit auf stenographischem Gebiete; er war von 1867—1876 und von 1883—1886 Vorsitzender des Gabelsberger'schen Stenographen-Centralvereins für Ost- und Westpreußen und leitete von 1872—1881 die „Preußische Stenographenzeitung". Von 1867 bis zu seinem Tode war er Docent der Stenographie an der Albertus-Universität zu Königsberg. Auch gehörte er seit 1891 dem Gesammtausschusse der Gabelsberger'schen Schule an. Er schrieb eine „Grammatik der deutschen Stenographie nach Gabelsberger's System" (Königsberg 1875, 2. Aufl. 1876), ein „Lehrbuch für den Elementarunterricht der deutschen Stenographie" (Königs-

berg 1876), und gab eine Darstellung der Systemänderungen der Gabelsberger'schen Stenographie vom Jahre 1895.

Vgl. Deutsche Stenographen-Zeitung (Wolfenbüttel) 1898, S. 337. — Illustrirte Zeitung für Gabelsb. Stenographen 1887, S. 172; 1890, S. 18. — Krumbein, Entwickelungsgesch. der Schule Gabelsberger's (Dresden 1901), S. 240.

Johnen.

Heinze: Karl Friedrich Rudolf H., Strafrechtslehrer und Parlamentarier, wurde am 10. April 1825 in dem damals coburgischen, dann sachsen-meiningischen Saalfeld a. d. Saale als Sohn des Conrectors Dr. phil. et theol. Karl H. geboren, besuchte die Gymnasien zu Naumburg und Meiningen und widmete sich auf der Universität Leipzig dem Rechtsstudium 1844—47. Nach dem ersten Staatsexamen trat er in Herzoglich Meiningischen Justizdienst und absolvirte 1852 die dritte Staatsprüfung, wurde 1853 am Kreisgericht Hildburghausen Staatsanwalt, 1856 an die Oberstaatsanwaltschaft (unter Oskar Schwarze) in Dresden versetzt, welche Stelle er 1860 mit der eines Ersten Staatsanwaltes beim Bezirksgericht vertauschte. In dieser Zeit wandte er sein Interesse der Reform des Strafverfahrens, speciell dem Geschworenengericht zu. Seine Gedanken über die beste Gestaltung des Geschworenengerichts veröffentlicht er zuerst in der Deutschen Vierteljahresschrift 1862 (anonym), ferner in einer Abhandlung über den englischen Gerichtsorganismus und die Jury in Haimerl's Vierteljahrsschrift XV, 1—68, auch in „Parallelen zwischen der englischen Jury und dem französisch-deutschen Geschworenengericht" (1864 Beilageheft zum 16. Jahrgang des Gerichtssaales), zuletzt zusammengefaßt in „Ein deutsches Geschworenengericht", Leipzig 1865. In feiner psychologischer Schilderung des Zusammenwirkens von Richtern und Geschworenen wünscht er namentlich Besetzung der Geschworenenbank mit Männern von besonderer Sachkenntniß für den zu entscheidenden Fall, Wegfall des Resumé des Vorsitzenden und Ersetzung desselben durch Betheiligung der Richter an den Berathungen der Geschworenen (wie dies 1890 in Genf eingeführt wurde). Dazu kamen Studien über die Einstimmigkeit des Juryverdictes in Goltdammers Archiv Bd. 13 u. 14 (1865, 1866) — über den Einfluß des Rechtsirrthums im Strafrecht (Gerichtssaal 13, 397—449) — über Beweisfragen (ebenda 15, 292—318 und 466—478), über Zeugenpflichten (ebenda 14, 452—463). Im J. 1865 folgte er einem Rufe als ordentlicher Professor für Strafrecht, Strafproceß und Rechtsphilosophie nach Leipzig an Stelle von Marezoll. In den Jahren 1866—71 wurde er dreimal zum Vertreter der Universität in der Ersten Sächsischen Kammer gewählt, in welcher Stellung er eine große Thätigkeit bei Berathung der Gesetzentwürfe über Aenderungen der Verfassung und des Wahlrechts, Einführung der kirchlichen Synodal- und Presbyterialverfassung, Abschaffung der Todesstrafe, Einführung der Geschworenen- und Schöffengerichte entfaltete. Hierbei sah er sich veranlaßt, gegen Eingriff der sächsischen Gesetzgebung in das Reichsrecht zu protestiren, und erfuhr dann im März 1872 bei Berathung des Etats der Universität Leipzig einen unerwarteten und unverschuldeten Angriff schwerster Art von seinem früheren Collegen, damaligem Cultusminister v. Gerber (vgl. A. D. B. XLIX, 291—297). Vielfach angefeindet und ziemlich vereinsamt, folgte er, der schon 1870 eine Berufung an das Hanseatische Oberappellationsgericht in Lübeck abgelehnt und einen Ruf nach Tübingen 1872 erhalten hatte, schließlich 1873 einem Rufe nach Heidelberg als Nachfolger von Emil Herrmann (vgl. A. D. B. L, 248 f.). In diese Zeit fallen wichtige Arbeiten. Es gehört dahin seine Leipziger Antrittsvorlesung: „Das Recht der Untersuchungshaft", Leipzig 1865,

worin er sehr beredt gegen deren übermäßige Anwendung sich aussprach und dringend Entschädigung für unschuldig erlittene Haft forderte. Dieser Forderung der Gerechtigkeit ist jetzt endlich genügt worden. Eine verwandte Frage (Sicherheitsstellung) behandelte er für römisches Strafverfahren (Gerichtssaal Bd. 23, 136—153, 169—183) und für das germanische (Ztschr. f. Rechtsgeschichte Bd. 10, 450—465); er brachte Mittheilungen aus den Sächsischen Entwürfen und Kammerverhandlungen über Einführung der Jury und der Schöffengerichte (Goltdammers Archiv Bd. 16, 612—624, 673—690), eine Arbeit über Verbrechen gegen fremde Gemeinwesen, deren Güter und Angehörige (ebd. Bd. 17, 556—568, 609—621, 673—683, 737—750), die sehr wichtigen „Staatsrechtliche und strafrechtliche Erörterungen zu dem amtlichen Entwurfe eines Strafgesetzbuches für den Norddeutschen Bund“, Leipzig 1870 — „Zum revidirten Entwurf eines Strafgesetzbuchs für den Norddeutschen Bund“ (in d. Sammlung von Abhandl. d. Mitglieder d. Juristenfacultät zu Leipzig Bd. II, Heft 1, 1870) — „Das Verhältniß des Reichsstrafrechts zu dem Landesstrafrecht mit besonderer Berücksichtigung der durch das norddeutsche Strafgesetzbuch veranlaßten Landesgesetze“, Leipzig 1871 — „Strafrechtstheorien und Strafrechtsprincip“ (in v. Holtzendorff's Handb. d. deutschen Strafrechts Bd. I, 241—344) — „Reichsstrafrecht und Landesstrafrecht“ (ebd. Bd. II, 1—22) — „Wegfall der Strafe“ (ebd. Bd. II, 587—637), womit noch eine Arbeit über die Tragweite des § 5 des Einführungsgesetzes zum St.G.B. im Gerichtssaal Bd. 30, 561—588 zu verbinden ist, sowie eine Besprechung der „Mittel und Aufgaben der Universitätsbibliotheken“ in der Tübinger Ztschr. f. die ges. Staatswissenschaft Bd. 26, 261—314. Es folgten dann besonders werthvolle Beiträge zum Strafproceßrecht, zuerst „Strafprocessuale Erörterungen. Beitrag zur Kritik der dem Reichstag vorliegenden Entwürfe einer Strafproceßordnung und eines Gerichtsverfassungsgesetzes“ (Beilageheft zu Bd. 27 des Gerichtssaales, 1875) — Bemerkungen zu diesen Entwürfen in Goltdammer's Archiv Bd. 23, 241—267 — „Dispositionsprincip und Officialprincip; Verhandlungsform und Untersuchungsform, insbesondere im Strafproceß“ (ebd. Bd. 24, 265—310) — „Zur Physiologie des Strafprocesses“ (Gerichtssaal Bd. 28, 561—588). Mehr politischen Gehalts ist die Schrift: „Die Straflosigkeit parlamentarischer Rechtsverletzungen und die Aufgabe der Reichsgesetzgebung“, Stuttgart 1879, und die aus Anlaß der Vergewaltigung der deutschen Sachsen in Ungarn geschriebene flammende Anklageschrift „Hungarica“, Freib. 1882, die in Siebenbürgen begeisterte Verehrung für den Verfasser hervorrief, wie sich dies in dankbaren Nachrufen später in ergreifender Weise äußerte. In Heidelberg entfaltete H. nach Ablehnung eines Rufes an die Universität Wien (1875) eine umfassende Thätigkeit nach den verschiedensten Richtungen. Er war Mitglied des Bürgerausschusses, des Kirchengemeinderaths, der badischen Generalsynode, des Allgemeinen deutschen Schulvereins, längere Zeit Vorsitzender der akademischen Krankenhauscommission, 1883/84 Prorector der Universität (Festrede vom 22. November 1883: „Heidelberger Universitätsjubiläen“), in akademischen Kreisen ein gern gehörter, den Studirenden sich widmender Lehrer, der über zwanzig Jahre sich große Verdienste erwarb. Auf dem Gebiete des Kirchenrechts, das er auch vertrat, hat er nur eine Arbeit „Das Lehramt der katholischen Kirche und der päpstliche primatus ordinis“ in Grünhut's Ztschr. Bd. 3, 535—570 geliefert, für den St. Petersburger Gefängnißcongreß (1890) über die Frage der Strafbarkeit der Trunkenheit ein Gutachten erstattet und schließlich sich mit einem Beitrag „Universelle und particuläre Strafrechtspflege“ an der Festgabe der Heidelberger Juristenfacultät zum 70. Geburtstagsfest des Großherzogs Friedrich von Baden betheiligt. —

Diese letzte Arbeit erschien, als er nicht mehr unter den Lebenden war. Mannigfach ausgezeichnet, lebte er in glücklicher Ehe mit Elise v. Zastrow, in freundlichsten Beziehungen zu seinem Schwiegersohne Prof. Dr. Richard Loening und zu seinem Bruder Max, Prof. d. Philosophie in Leipzig. Er starb am 18. Mai 1896.

Nekrolog von R. Loening in den Badischen Biographien Bd. V (1904) S. 270—276. — Karl v. Lilienthal in der Festschrift „Heidelberger Professoren aus dem neunzehnten Jahrhundert“, Heidelberg 1903, S. 243—251.

A. Teichmann.

Heinzel: Max H., bedeutender schlesischer Dialektdichter, wurde am 28. October 1833 in dem Dorfe Ossig, Kreis Striegau, in Schlesien geboren. Seine Eltern waren arme Leute, der Vater starb früh und schon in seinem vierten Jahre zog seine kränkliche Mutter mit dem Knaben nach Breslau, wo sich ein wohlhabender Oheim der Wittwe und der Waise annahm. Da Max Geistlicher werden sollte, ward er auf das katholische Matthiasgymnasium geschickt; aber dieser Plan wurde nicht verwirklicht, denn andere Dinge zogen den Schüler und Jüngling mehr an, der soviel wie möglich Natur und Freiheit in der Nachbarschaft der Großstadt zu genießen suchte und wol auch schon frühzeitig Verse gemacht hat. Eine stattliche Körpergestalt, eine klangvolle Stimme und vor allem ein tief poetisches Gemüth lockten ihn nach Beendigung der Schulzeit zur Bühne, aber aus Rücksicht auf seine alte, fromme Mutter gab er diesen Plan schließlich auf, und nun folgen für ihn lange, schwere Lehr- und Wanderjahre, in denen er sich in mühsamer Arbeit sein Brot als Hauslehrer bei verschiedenen schlesischen Familien verdient. 1867 endlich entschließt er sich, sich ganz dem Schriftstellerberufe zu widmen. Als Leiter einer neu begründeten Theaterzeitschrift beginnt er in Berlin diese Laufbahn, die ihm bald mit dem Eingehen jenes Unternehmens die erste Enttäuschung brachte, während sein erstes Buch, die auch 1867 erschienene Sammlung hochdeutscher Gedichte „Aus Herzensgrund“ ihm manche Anerkennung eintrug. Zwei Jahre weilt er in Berlin in regster journalistischer Thätigkeit für verschiedene Blätter. 1869 führte ihn eine Reise nach Kopenhagen, wo er sich einige Monate aufhielt, mit manchen dänischen Schriftstellern in persönliche Berührung kam und die dänische Litteratur näher kennen lernte. Nach seiner Rückkehr wird er wieder Redacteur und bethätigt sich als solcher anderthalb Jahrzehnte lang in Bromberg, Waldenburg, Ratibor, Neurode, Reichenbach und Schweidnitz in unablässiger, aufreibender, sorgenvoller und doch wenig lohnender Arbeit, der er aber immer noch Muße genug abzuringen wußte, um der Dichtkunst zu huldigen, die ihm allzeit ein Quell des Trostes und der Erholung gewesen ist. Obwol H. von der hochdeutschen Poesie ausgegangen war, so hatte er, der echte Sohn seiner Heimath, gar bald erkannt, daß ihm mundartliche Klänge am besten gelangen, und so entschloß er sich denn auf Holtei's Rath 1875 in Ratibor mit seinem ersten mundartlichen Werke, den schlesischen Gedichten „Vägerle flieg aus“, hervorzutreten, und er erwies sich alsbald damit als kunstgewandter Meister. In demselben Jahre siedelte er von Ratibor nach Neurode in der Grafschaft Glatz über und dort schloß er den Herzensbund mit seiner treuen Gattin Agnes, geb. Battig, der ihm stets in allen Leiden neuen Muth und frische Kraft verleihen sollte. Sieben Jahre war er dort eifrig thätig als Redacteur des „Hausfreundes“ und als Dichter. 1878 erschien das Werk: „Ohne Titel, ein nordisches Buch“, die Frucht seines skandinavischen Aufenthalts, in dem freie, aber ganz ausgezeichnete Uebersetzungen von Erzählungen von Andersen, Bergsoe, Etlar, Hamerik, Tolderlund und Dodt enthalten sind. Dann kommen in schneller Folge 1879 „A schläsches Pukettel“

mit Gedichten und Schnoken, 1880 „Ock ni trübetimplig“ mit nur mundartlichen heiteren Erzählungen, 1881 „Humoristische Genrebilder“ in hochdeutscher Sprache und 1882 „A lustiger Bruder“, wieder Gedichte und Schnoken in bunter Reihe. 1880 gab H. wegen eines quälenden Nervenleidens seine Stellung in Neurode auf, und er lebte nun eine Zeit lang ohne festen Beruf. Ein Versuch, 1882 in Reichenbach ein eigenes Blatt zu gründen, schlug fehl, und er sah sich veranlaßt, doch wieder in eine Redaction, diesmal in Schweidnitz, einzutreten. Allein schon 1885 mußte er seiner Krankheit wegen endgültig dieser Thätigkeit entsagen, blieb aber in Schweidnitz wohnen. Seine dichterische Thätigkeit hatte indessen mit dem zuletzt genannten Büchlein einen gewissen Höhepunkt erreicht; denn die beiden nächsten, „Mei jüngstes Kindel“ (1884) und „Fahrende Gesellen“ (1885), stehen hinter den früheren einigermaßen zurück, was indessen bei den bedrängten Verhältnissen und Leiden des Dichters in jener Zeit nicht eben zu verwundern ist. 1888 aber erhebt er sich mit neuer Spannkraft; zwei Bücher erscheinen gleichzeitig und beide sind vorzüglich gelungen. Die „Maiglöckel“ sind vielleicht die beste seiner Gedichtsammlungen, und in „Sturm und Wetter“ bietet er einen glänzenden Beweis für seine meisterhafte Beherrschung hochdeutscher Sprache und Form. 1891 kommt dann wieder ein hochdeutsches Werk „In Rübezahls Reich und andere Dichtungen“ und endlich 1893 das letzte Buch „A frisches Richel“ (Prosa und Gedichte). Seit 1883 gab H. den ausgezeichneten Volkskalender „Der gemittliche Schläsinger“ heraus, der alljährlich auch prächtige Beiträge aus seiner eigenen Feder brachte. Seit H. nicht mehr Redacteur war, zog er in jedem Herbst hinaus in die verschiedensten Orte der Provinz, um gleich dem alten Holtei als fahrender Sänger seine und anderer heimischen Poeten Dichtungen öffentlich vorzutragen. Doch wurde er die gröbsten Sorgen ums tägliche Brot nicht eher los als bis zu seinem 60. Geburtstage. Aus allen Gegenden strömten am 28. October 1893 die getreuen Schlesier, deren Herzen er sich durch sein Lebenswerk gewonnen, zusammen, um ihrem „Heinzel-Max“ ihre Glückwünsche darzubringen und, was für den greisen Dichter nicht minder erfreulich war, um ihm eine namhafte Ehrengabe zu überreichen, die ihm fortan ein sorgenfreieres Dasein ermöglichte. Allein nur fünf Jahre noch sollte sich H. dieser ungetrübten Ruhe erfreuen. Im Laufe des Jahres 1898 verschlimmerte sich sein altes Leiden derart, daß er ihm am 1. November erlag. Auch äußere Zeichen erinnern an den Lieblingsdichter des Schlesiervolkes: Unweit der kleinen Colonie Baberhäuser im Riesengebirge, wo H. gern in der Sommerfrische weilte, trägt nach ihm eine gewaltige Felsgruppe den Namen „Max Heinzelsteine“, und am 7. October 1900 ward auf der Promenade zu Schweidnitz ein schlichtes, von Kiesewalter modellirtes Denkmal von ihm enthüllt. — Des Dichters Gattin und Tochter leben in Breslau. Erstere hat mir in liebenswürdigster Weise vielen dankenswerthen Stoff für diese Lebensskizze zur Verfügung gestellt.

H. ist auch nach seinen hochdeutschen Dichtungen gemessen eine reichbegabte, echte Dichternatur. Aber seine größte Bedeutung liegt doch auf dem Gebiete der Dialektpoesie. Hier erscheint er als der beste Nachfolger Holtei's. An Vielseitigkeit zwar steht er hinter ihm zurück; denn Drama und Roman liegen ihm nicht; aber auf dem Gebiet der Lyrik ist er ihm an Reichthum und Innigkeit der Töne noch überlegen. Die Dialektlyrik Heinzel's ist deswegen so bedeutend und so anziehend, weil H. selbst der Urtypus des Schlesiers ist, weil er selbst wie das Volk und mit dem Volke empfindet, denkt und spricht, und alle liebenswürdigen Eigenschaften desselben in sich vereint, während er von den weniger guten selbst frei ist, ihnen aber doch gelegentlich in seinen

Werken Ausdruck zu verleihen weiß. Einfach, innig und zart sind die ernster gehaltenen seiner Dichtungen, während in den heiteren der goldenste Humor in seiner schönsten und besten Form, wie er aus dem Herzen kommt, nur so hervorsprudelt. Gerade das ist ein großer Vorzug Heinzel's, der ihn von andern, namentlich Rößler und den jüngeren schlesischen Dialekthumoristen scharf unterscheidet, daß er nie bloß auf die Lachmuskeln wirkt und nach Effecten hascht oder sie zu sehr häuft. Alles ist bei ihm natürlich, gemüthlich und lebenswahr. Prächtig sind infolge dieser Eigenschaften auch die Charaktergestalten, die H. geschaffen; echte schlesische Kleinstädter und Bauern sind es, vom reinsten Wasser, von Fleisch und Blut, wie sie wirklich leben. Dazu kommt noch eine entschiedene Meisterschaft in der Form. Nicht nur die Sprache ist treu der Wirklichkeit abgelauscht, auch der Stil ist lebendig, bilderreich, wie das schlesische Volk gern spricht, einfach und schlicht, und dabei doch nie unedel und niedrig. Die Versmaße gelingen ihm in vollkommener Weise, und gelegentlich wird ihre Wirkung noch unterstützt durch ausgezeichnete Nachahmung von Naturlauten. Durch all dies hat H. eine Bedeutung gewonnen, die ihm in der Geschichte der schlesischen Dialektlitteratur dauernd eine der ersten Stellen sichert.

Herbstblättel. Skizzen und Festgedichte zum 60. Geburtstage Max Heinzel's. Im Auftrage der Breslauer Dichterschule gesammelt von C. Biberfeld, Breslau [1893]. — Monatsblätter, Organ des Vereins „Bresl. Dichterschule", 1891, S. 104 ff., 124 ff. (K. Busse); ebd. 1898, S. 169 ff. (Nachruf). — Schles. Ztg. 751, 25. Oct. 1893 (G. A. Weiß). — Bresl. Ztg. 781, 6. Nov. 1898 (Nachruf von Philo v. Walde). — Der gemittliche Schläsinger 1900, S. 66 (M. H. von Th. Röthig).

Hermann Jantzen.

Heinzen: Karl Peter H., revolutionärer Schriftsteller, wurde am 22. Februar 1809 in Grevenbroich im Regierungsbezirk Düsseldorf geboren, besuchte das Gymnasium in Cleve und studirte seit 1827 in Bonn Medicin. Wegen einer rebellischen Rede von dieser Universität relegirt, ging er nach Holland, ließ sich hier für die indischen Colonien anwerben und schiffte sich 1829 als Unterofficier nach Batavia ein. Er hat später in seinem 1841 erschienenen Buche „Reise nach Batavia" (2. Aufl. 1842) eine anziehende Schilderung seiner Fahrt nach dieser Insel, sowie der dort gefundenen Verhältnisse geboten. Letztere sagten ihm auf die Dauer nicht zu, und so kehrte er schon 1831 in die Heimath zurück, widmete sich hier, nachdem er seiner Militärpflicht genügt hatte, kurze Zeit dem Berufe eines Kaufmanns und trat dann zum Steuerfach über. Nach acht Jahren wurde er Directionssecretär bei der rheinischen Eisenbahn in Köln und später Mitglied des Verwaltungsraths der Aachener Feuerversicherungsgesellschaft. Seine Muße benutzte er zu schriftstellerischer Thätigkeit. Außer der schon oben genannten Reisebeschreibung gab er einen Band „Gedichte" (1841. 3. Aufl. Boston 1867) heraus, über welche Heinrich Kurz urtheilt, „daß sich mehrere durch Tiefe des Gefühls und Kraft des Ausdrucks" auszeichnen. Dann ging er in das Lager der politischen Schriftsteller. In zwei Flugschriften „Die Ehre" (1842) und „Die geheimen Konduitenlisten" (1843) unterzog er die Maßnahmen der preußischen Verwaltung einer sachlichen Kritik; schärfer war sein Ton in den Beiträgen, die er für die „Leipziger Allgemeine Zeitung" und für die „Rheinische Zeitung" lieferte. Das Verbot dieser Zeitungen für Preußen reizte ihn dann zu der Schrift „Die preußische Bureaukratie" (1844), die gleich nach dem Erscheinen confiscirt wurde und die Einleitung einer Criminaluntersuchung zur Folge hatte. H. entzog sich derselben durch die Flucht nach Belgien und begann

nun hier mit dem „Steckbrief“, einer Anklageschrift gegen den Appellationshof der preußischen Rheinprovinz, (im März 1845) die Reihe seiner socialistischen Schriften, die besonders von der Schweiz aus, wohin sich H. 1846 begeben hatte, nach Deutschland verbreitet wurden. H. hielt sich nach einander in Zürich, Bern, Baselland und Genf auf; aber überall ausgewiesen begab er sich im Winter 1847—48 nach Amerika. Auf die Nachricht vom Ausbruche der Februarrevolution eilte er sofort nach Europa zurück und betheiligte sich lebhaft an den politischen Vorgängen in Deutschland; namentlich organisirte er die bewaffneten Zuzüge der Freischärler aus Frankreich und der Schweiz nach Baden. Nach Unterdrückung des badischen Aufstandes flüchtete er wieder nach der Schweiz und ging im September 1849 über London zum zweiten Male nach den Vereinigten Staaten. In New York führte er eine Zeit lang die Redaction der von dem geistvollen Eichthal gegründeten „Schnellpost“; 1853 ging er nach Louisville, wo er den „Pionier“ gründete. Dieses Blatt, eins der originellsten Erzeugnisse der deutsch-amerikanischen und wol der zeitgenössischen Presse überhaupt, wurde von ihm länger als ein Vierteljahrhundert herausgegeben und zum größten Theil selbst geschrieben. Mit scharfer, von bitterster Satire getränkter Feder verfocht er darin den „teutschen Radicalismus“, dessen festeste Stütze und stärkste Säule er war, und den er in nicht weniger als 67 Schriften vertheidigt hat. Im J. 1859 war H. mit dem „Pionier“ nach Boston übergesiedelt, wo zunehmende Kränklichkeit den von mehreren Schlaganfällen heimgesuchten Herausgeber veranlaßte, 1879 das Blatt eingehen zu lassen. Er starb daselbst am 12. November 1880. „Bei aller Schroffheit seines Auftretens, und trotz seiner mitunter recht barocken Ansichten mußte man an H. die hohe Ueberzeugungstreue und Consequenz schätzen. Er war ein ehrlicher Mann, der schrieb, wie er dachte, und kein Blatt vor den Mund nahm.“ Auf schönwissenschaftlichem Gebiete veröffentlichte H. 1859 eine Sammlung „Lustspiele“ (2. Aufl. 1872), „die in culturhistorischer Hinsicht interessant, aber keineswegs erfreulich sind, weil man daraus ersieht, daß manche deutsche Zeitungsschreiber in Nordamerika an Cynismus alles übertreffen, was die Engländer und Amerikaner je hierin geleistet haben“. In den Jahren 1868—72 veranstaltete H. eine Ausgabe seiner „Gesammelten Schriften“, die im 1. Bande seine Gedichte, im 2. seine Lustspiele und im 3.—5. Bande Erlebnisse und Erinnerungen enthalten.

H. Kurz, Geschichte d. deutschen Litteratur, Bd. 4, S. 46 u. 522. — G. A. Zimmermann, Deutsch in Amerika. Chicago 1894, S. 44. — Heinrich Hart, Allgem. deutscher Litteraturkalender, Jahrg. 1882, S. 248.

Franz Brümmer.

Heitzmann: Karl H., Anatom, geboren am 2. October 1836 zu Vinkovcza in Ungarn als Sohn eines Thierarztes, studirte Medicin an den Universitäten zu Pest und Wien, erlangte am letztgenannten Orte 1859 die Doctorwürde, wurde dann Assistent von Schuh und 1862 von Hebra, siedelte 1874 nach New-York über, wo er sich als Specialarzt für Hautkrankheiten niederließ. Er starb am 1. Januar 1897 während eines vorübergehenden Aufenthaltes in Rom. H. hat sich hauptsächlich durch Herausgabe eines, namentlich in studentischen Kreisen sehr beliebten, und gegenwärtig noch neu aufgelegten „Atlas der descriptiven und topographischen Anatomie“ (Wien 1870, 2 Bde.) einen Namen gemacht. Das Werk ist thatsächlich ein außerordentlich bequemes Hülfsmittel zum Studium der Anatomie bezw. zu Repetition in dieser Wissenschaft und hat trotz oder vielleicht gerade wegen zu sehr schematisirender Illustrirung eine Reihe älterer und neuerer anatomischer Bildwerke aus dem Felde geschlagen. Sonst rührt von H. noch her ein gut

ausgestattetes „Compendium der chirurgischen Pathologie und Therapie“ (2 Bde. 1864—68; 5. Aufl. Wien 1881), sowie mehrere kleinere verständige Arbeiten mikroscopisch-histologischen Inhalts über Darmzotten, über Protoplasma, über Zellenlehre (im oppositionellen Sinne gegen die cellulare Doctrin), über den Bau des Thierkörpers u. A.

Biogr. Lexikon hervorr. Aerzte, hrsg. von A. Hirsch III, 133.

Pagel.

Held: Hans Heinrich Ludwig v. H., der durch seine maßlosen Anklagen gegen die preußische Staatsverwaltung unter Friedrich Wilhelm II. großes Aufsehen machte und sich dadurch eine vielversprechende Beamtenlaufbahn verdarb, war der Sohn eines nach dem Siebenjährigen Kriege abgedankten preußischen Officiers. Geboren am 15. November 1764 zu Auras a. O. unweit Breslau, besuchte er das Pädagogium in Züllichau und darauf das Joachimsthalische Gymnasium in Berlin und bezog zu Ostern 1784 die Universität Frankfurt a. O., um das Studium der Rechte und der Staatswissenschaften zu beginnen. Neben ernstem Studium widmete sich der Jüngling in leidenschaftlicher Freundesliebe und Begeisterung für alles Edle und Hohe dem damals blühenden Konstantistenorden und setzte das auch in Halle fort, wohin er im folgenden Jahre übersiedelte. Seine Studien vollendete er in Helmstedt. Schon 1788 erlangte er eine Anstellung als Secretär der niederschlesischen Accise- und Zolldirection zu Glogau. Er war mittellos und lebte sehr mäßig, liebte aber den Verkehr mit Menschen und gab sich gern geselliger Freude hin. Der spätere Minister v. Struensee wurde bald auf ihn aufmerksam; schon im Mai 1791 kam er in eine bessere Stellung nach Küstrin; zwei Jahre später wurde er Assessor bei der Zoll- und Steuerdirection in dem eben erworbenen Posen und erlangte bald darauf den Rathstitel.

H. war seiner geistigen Anlage nach ein Vertreter der Sturm- und Drangperiode. Die Ideen der Aufklärung erfüllten ihn in ihrem vollen Umfange; aber in demselben Maaße, in welchem er für die Menschheit im allgemeinen glühte, war und blieb er Preuße mit Leib und Seele. Zu einer bedeutenderen Wirksamkeit ist er nicht gelangt. In seiner Seele wechselten fortwährend zwei Hauptkräfte einander ab, überschwängliches Gefühl und unbestechlicher Verstand, ohne daß sie sich zu höherer Einheit durchzuringen vermochten. Sie liefen vielmehr neben einander her und erzeugten abwechselnd schwärmerische Begeisterung und rücksichtslos verwerfende Kritik. Seine Feder war schnell, jede Gelegenheit begeisterte ihn zu Gedichten; von öffentlichen Anlässen war sein Herz stets erregt, und es drängte ihn, dieser Erregung Ausdruck zu geben, ohne die Berechtigung dazu mit Rücksicht zu untersuchen und ohne die Folgen mit Bedacht zu erwägen. In seiner Zeit glaubte mancher die Welt aus den Angeln heben zu können.

In die gefährliche Laufbahn eines politischen Anklägers trieb ihn seine Freundschaft mit dem damaligen Kriegsrathe Josef Zerboni, dem späteren Oberpräsidenten der Provinz Posen. Im October 1793 stifteten Zerboni, H. und der aus Oesterreich geflüchtete ehemalige Kapuziner und überaus fruchtbare Schriftsteller Ignaz Feßler eine dem Konstantistenorden ähnliche Gesellschaft, den Evergetenbund. Derselbe zerfiel sehr bald, machte aber doch die Stifter anrüchig. Als Freund Zerboni's wurde denn auch H. in dessen damaligen Sturz verwickelt, der auf Grund eines von diesem am 12. October 1796 an den Minister Grafen Hoym, den allmächtigen Regenten von Schlesien und Neuostpreußen erlassenen, den Minister scharf angreifenden Briefes erfolgte. Zerboni ward auf die Festung Glatz gebracht, dann nach Magdeburg, seine Papiere wurden beschlagnahmt, und H. wurde auch eine verdächtige Persönlich-

keit, obwohl Zerboni 1798 freigesprochen wurde. H. hatte inzwischen im Juli 1797 geheirathet, wurde aber mit der Gattin nicht glücklich. In dieser Stimmung nahm er um so leidenschaftlicher an den öffentlichen Vorgängen theil und erbitterte auch seinerseits Hoym durch ein scharfes Gedicht, das zum 25. September 1797 in Posen erschien. Er wurde zur Strafe dafür nach Brandenburg versetzt, während seine Gattin in Posen verblieb, wo sie Grundbesitz hatte. Durch die doppelte Wirthschaftsführung gerieth er für die Dauer in ungünstige ökonomische Verhältnisse. In Brandenburg befreundete er sich mit Friedrich Buchholz, damals Professor an der Ritterakademie, und trat in Verbindung mit Fichte, Matthias Claudius, Garve, Schummel und anderen mehr. Mit Zerboni setzte er seinen lebhaften Verkehr fort, besuchte ihn auch während einer ihm bewilligten mehrmonatlichen Urlaubsreise auf seinem Gute in Neuostpreußen. Durch die gegen seinen Freund von neuem erhobenen Anklagen wurde seine Animosität gegen Hoym derartig gereizt, daß er 1801 das berüchtigte Buch: „Die wahren Jakobiner im preußischen Staate, oder aktenmäßige Darstellung der bösen Ränke und betrügerischen Dienstführung zweier preußischer Staatsminister“ — das sogenannte Schwarze Buch — veröffentlichte, worin er Hoym und den Großkanzler v. Goldbeck in maaßlos schmähendem Tone nicht nur schwacher und sorgloser, sondern geradezu gewissenloser Verwaltung beschuldigte, ohne doch einen sicheren Beweis dafür zu erbringen. Trotz der Gönnerschaft Struensee's und anderer Gegner der beiden nicht gerade beliebten Minister ward er nach längerem Processe zur Amtsentsetzung und 18 Monaten Gefängnis verurtheilt, appellirte und fügte zu seiner Vertheidigung seinem „Schwarzen Buche“ das „Schwarze Register“ hinzu, das angeblich schlimme Verschleuderungen von Staatsgut in Südpreußen aufdeckte. Aber auch diese Enthüllungen hat die neueste Forschung von C. Grünhagen als nicht begründet erachtet. Das Urtheil wurde in zweiter Instanz bestätigt und H. nach Kolberg gebracht. Durch einen fast wilden, Niemand schonenden und Alle verletzenden Fanatismus hatte er bei aller guter Absicht selbst den Erfolg seines Vorgehens verdorben und sich in den Ruf eines unerträglichen „Rumorgeistes“ gebracht. In Kolberg erging es ihm, von den kärglichen Subsistenzmitteln abgesehen, nicht schlecht; er erlangte bald leidliche Bewegungsfreiheit. Nach seiner Entlassung ward er in Berlin vom Minister v. Struensee wieder beschäftigt und war auch litterarisch thätig. Sein „Rundschreiben an Bonaparte“ athmet Haß gegen den früher auch von ihm als Helden gepriesenen Tyrannen. Der „Patriotenspiegel für die Deutschen“ ist in ähnlichem Geiste verfaßt. „Struensee. Eine Skizze für diejenigen, denen sein Andenken werth ist“, zollt seinem Gönner den Tribut lebhafter und rückhaltloser Dankbarkeit. Der Tod desselben verschlechterte Held's Aussichten erheblich. Seine Tochter starb, von der Frau ward er geschieden. Dann kam der Krieg, die Besetzung Berlins, die ihn zur Flucht nach Neu-Ruppin nöthigte. Aufs tiefste erregte ihn die Noth des Vaterlandes. In das Gezänk der zeitgenössischen Publicistik ward er immer wieder hineingezogen. Die „Blicke hinter Vorhänge“ verfuhren mit seinen Gegnern nicht sänftiglich. Nicht ohne Grund spricht ihm sein Biograph Varnhagen die eigentlich schriftstellerische Befähigung ab, weil es ihm bei allen seinen Schriften weniger um eine bestimmte Wirkung auf sein Publicum zu thun war als darum, seinem stets erregten Herzen Luft zu machen. Wie sich ihm gerade die Wahrheit darstellte, warf er sie in die Oeffentlichkeit, nie schonte er die Personen, immer glaubte er an die Untrüglichkeit seines Urtheils. Erst 1810 kehrte er nach Berlin zurück. Durch Hardenberg ward er auch am 17. August 1812 wieder als Salzfactor in den Staatsdienst übernommen und gelangte damit endlich in das Fahrwasser eines

äußerlich ruhigen, wenn auch bescheidenen Lebens. Im Mai 1813 verheirathete er sich in zweiter Ehe mit Wilh. Karol. v. Treuenfels, die ihm vier Kinder schenkte. Immer noch verfolgte er die öffentlichen Vorgänge mit lebhafter Theilnahme, feierte sie in Gedichten, lebte aber still und zurückgezogen. Er konnte seine Gefühle so wenig meistern, daß er Gesellschaften unbequem fand. Die politische, religiöse, philosophische Entwicklung nach den Freiheitskriegen war wenig nach seinem altpreußisch-royalistischen Sinn, aber mit großer Begeisterung folgte er dem Erwachen der Naturwissenschaften und den Vorträgen A. v. Humboldt's. Ehrgeiz lockte ihn nicht mehr. Aus den Geldsorgen kam er nie heraus; sie trieben ihn schließlich in den Tod. Die Furcht, einen in seiner Salzkasse durch den Diebstahl eines Unterbeamten entstandenen Defect nicht ersetzen zu können, ließ den verzweifelten, vielleicht noch mehr von seiner Leidenschaftlichkeit, als von der Welt mitgenommenen Greis am 20. Mai 1842 zur Pistole greifen.

Varnhagen von Ense, Hans von Held, in den Biographischen Denkmalen, Bd. 7. — C. Grünhagen, Zerboni und Held in ihren Konflikten mit der Staatsgewalt. Berlin 1897. — Held's eigne Schriften.

Markgraf.

Held: Hermann Gustav H., königl. sächsischer Generalstaatsanwalt, wurde als Sohn des nachmaligen Geheimen Raths Held, der im J. 1849 für kurze Zeit königl. sächs. Justizminister war, am 5. August 1830 in Leipzig geboren. Er studirte in Leipzig Jurisprudenz und begann seine Beamtenlaufbahn am 17. Februar 1851 als Accessist beim ehemaligen Justizamte in Dresden. Regelmäßig aufsteigend, aber niemals über Dresden hinauskommend, brachte er es bis zum ersten Staatsanwalt am Dresdner Oberlandesgericht, in welche Stellung er am 1. April 1885 als Nachfolger des verstorbenen Generalstaatsanwalts v. Schwarze einrückte. Er führte als solcher den Titel und Rang eines Geh. Rathes und das Dienstprädicat „Generalstaatsanwalt". Er starb nach mehr als 40jähriger Dienstthätigkeit am 20. December 1894 in dem Rufe, ein hervorragender Jurist gewesen zu sein und sich vielerlei Verdienste um sein engeres Vaterland erworben zu haben. Am meisten machte der Erlaß von sich reden, den H. bei Uebernahme der Geschäfte des obersten Staatsanwalts an die sächsischen Staatsanwälte richtete. Er legte ihnen darin nahe, daß es nicht bloß ihre Aufgabe sei, die Schuldigen zur Strafe heranzuziehen, sondern daß sie auch berufen seien, das Recht zu suchen. Von den gesetzgeberischen Aufgaben, an denen sich H. betheiligte, ist besonders die Ausführungsverordnung zur Strafproceßordnung von 1879 zu nennen. Als juristischer Schriftsteller machte er sich hauptsächlich durch seine „Bemerkungen zu dem Entwurfe eines Strafgesetzbuches für den Norddeutschen Bund" (Dresden 1870) bekannt.

Vgl. Dresdener Rundschau (Dresdensia), 4. Jahrg. 1895, Nr. 1. — Dresdner Journal 1894, Nr. 296, S. 2041. — Dresdner Anzeiger 1894, Nr. 355, S. 3.

H. A. Lier.

Held: Joseph v. H., Staatsrechtslehrer, wurde als Sohn eines Kaufmanns in Würzburg am 9. August 1815 geboren, bezog nach Beendigung der Gymnasialstudien die Universitäten Würzburg und München, um Philosophie und Jurisprudenz zu studiren. Nach bestandenem Examen ging er zur Vorbereitung auf akademische Wirksamkeit nach Heidelberg, promovirte in Erlangen zum Doctor philosophiae, in Würzburg mit der Dissertation: „Die eheliche Errungenschaft nach den Volksrechten und Rechtsbüchern des Mittelalters, verglichen mit einigen nordischen Rechts-Quellen", München 1839, zum Doctor

juris und habilitirte sich mit der Arbeit: „De juris canonici circa usuras interdictis", wurde 1841 außerordentlicher und 1843 ordentlicher Professor. Seine Fächer waren ursprünglich deutsches Privatrecht, bairisches Landrecht und Lehnrecht; dazu traten 1851 deutsche Reichs- und Rechtsgeschichte und gemeines deutsches Staatsrecht, 1860 auch bairisches Staatsrecht. Von deutschem Privatrecht und von der Rechtsgeschichte entbunden, erhielt er 1872 Rechtsphilosophie und Völkerrecht zugetheilt. Dementsprechend wandte er sich vom Privatrechte und von Rechtsgeschichte mehr und mehr dem öffentlichen Recht zu, auf dessen Gebiete er durch geistvolle Leistungen Ehre und Ruhm über die Grenzen des Vaterlandes hinaus erworben hat. Es gehören hierher als kleinere Arbeiten die Schriften: „Ueber die Nationalität", Würzb. 1851; „Ueber Legitimität", ebenda 1859; „Deutschland. Der Deutsche Bund und die deutschen Großmächte", ebenda 1864; „Frankreich an der Spitze der Civilisation?". Ein größeres Werk war zuerst sein „System des Verfassungsrechts der monarchischen Staaten Deutschlands mit besonderer Rücksicht auf den Constitutionalismus", 2 Bde., Würzb. 1856, 1857, dem sehr bald sein dreibändiges Hauptwerk: „Staat und Gesellschaft vom Standpunkt der Geschichte der Menschheit und des Staats, mit besonderer Rücksicht auf die politisch-sozialen Fragen unserer Zeit", Leipzig 1861—65, folgte, ausgezeichnet durch Eigenartigkeit der Auffassung und sehr reiche Litteraturangaben. Verdienstlich war seine Neuausgabe eines in den Jahren 1851—55 anonym erschienenen Werkes von K. Vollgraff, das in der Benutzung neuester anthropologischer und ethnographischer Forschungen ganz neue Bahnen betreten hatte. Er veröffentlichte es mit längerer Einleitung unter dem Titel: „Staats- und Rechtsphilosophie auf Grundlage einer wissenschaftlichen Menschen- und Völkerkunde von Dr. Karl Vollgraff", 2 Theile, Frankfurt 1864. Auch für das zweibändige Werk von v. Harthausen: „Das constitutionelle Princip", Leipzig 1864, lieferte er zu dieser Zeit einen Beitrag. Es reihen sich dann an: „Grundzüge des allgemeinen Staatsrechts oder Institutionen des öffentlichen Rechts", Leipzig 1868; „Die Verfassung des Deutschen Reichs vom staatsrechtlichen Standpunkt aus betrachtet, ein Beitrag zu deren Kritik", ebenda 1872; „Das Kaiserthum als Rechtsbegriff", Würzb. 1879, und „Der Mensch als Ausgang der Rechtsphilosophie", ebenda 1883 (Rectoratsrede). Im J. 1880 traf ihn ein schweres Unglück, der plötzliche Tod seines hochbegabten Sohnes, des Professors der Nationalökonomie in Berlin, der am Ausflusse des Thunersees bei Thun ertrank (25. August 1880, vgl. Bd. 13, S. 494—496). Dieser Schmerz untergrub seine Gesundheit. Mit Einsetzung seiner ganzen Kraft erfüllte er seine Pflichten als akademischer Lehrer, bekleidete auch noch 1882—83 das Amt des Rectors, und schon rüsteten sich Facultät und Senat der Universität, sowie auswärtige Collegen zur Feier seines fünfzigjährigen Doctorjubiläums. Doch wenige Tage vor der Feier wurde er vom Schlage gerührt. Zeitweilige Besserung wurde durch neue Anfälle unterbrochen. Endlich erlöste ihn ein sanfter Tod von schwerem Leiden am 19. März 1890. Für seine Verdienste mehrfach durch in- und ausländische Orden, sowie Verleihung des Geheimrathstitels ausgezeichnet, war er besonders thätiges Mitglied des Landeshülfvereins und der freiwilligen Sanitätscolonne gewesen. Aus seinem Nachlaß veröffentlichte Dr. Huberti (Grünhut's Zeitschrift, XXI, 481—507), eine Arbeit über: „Die Monarchie als Staatsform".

Allgemeine Zeitung, 1890, Nr. 83, Abendblatt, S. 5. — Krit. Vierteljahresschrift I, 501—508, XVI, 161—168. — Schletters Jahrbb. XIII, 151—153. — Ztsch. f. d. ges. Staatswissenschaft XV, 451—455, XXIX,

702. — Seuffert's Rektoratsrede in Würzburg, 1891, S. 22, 23. — Ueber Vollgraff vgl. Bluntschli in der Krit. Vierteljahresschrift I, 484—489.

A. Teichmann.

Helfferich: Adolf H., geboren zu Schafhausen in Württemberg am 8. April 1813, † als vormaliger Professor der Philosophie an der Universität Berlin am 26. Mai 1894. Ein schwäbischer Pfarrerssohn, im Seminar Urach, Stuttgarter Gymnasium und auf der Universität Tübingen gebildet, hat H. im Verdruß über die lange Untersuchungs- und Strafhaft, in die der eifrige Burschenschafter „wegen entfernter Theilnahme an dem Versuche eines die Selbständigkeit des Staates gefährdenden Aufruhrs“ vom Jahr 1833, verfallen war, sofort nach den mit bestem Erfolg bestandenen Prüfungen für den Kirchen- und höheren Schuldienst das Heimathland verlassen und sein Leben fortan auswärts lehrend, reisend und schreibend zugebracht. Zuerst als Lehrer in Frankfurt a. M., wo ihn die väterliche Freundschaft J. K. Passavant's förderte, dann als Hauslehrer in Paris, wo er zugleich naturwissenschaftlichen Studien oblag und den Anfang seiner schriftstellerischen Thätigkeit mit „Beiträgen zur christlichen Mystik“ (2 Bde., Hamburg 1842), machte, schließlich seit 1842 als Privatdocent und hernach außerordentlicher Professor der Philosophie an der Hochschule, einige Zeit auch an der Kriegsakademie zu Berlin. 1866 verließ der Familienlose, dienstlich und politisch verstimmt, durch eine unvermuthete Erbschaft unabhängig gestellt, Berlin für immer, um sein Reisebedürfniß, das ihn schon bisher nach den meisten Ländern Europas, insbesondere ihren Kunststätten, geführt hatte, noch mehr befriedigen zu können, leider mit dem Ausgang, daß der seit längerer Zeit an einem Gehörübel Leidende als gehirnkrank die Jahre von 1873 an, mit wenig Unterbrechung, in Heilanstalten zubringen mußte, zuerst in München, später in Kennenburg unweit Stuttgart. Hier hat der Tod ihn im angetretenen 82. Lebensjahr erlöst. — Glänzend begabt für den Katheder, war H. mit seinen Vorträgen über die verschiedenen philosophischen Disciplinen und besonders über einzelne Außengebiete: Universitätsstudium, Engländer und Franzosen, Socialismus, Geist der Gegenwart, Kunst und Kunstphilosophie nicht ohne Erfolg geblieben, hatte sich aber eine geregelte Laufbahn als Universitätslehrer, wie im politischen Staatsdienst, wohin Radowitz ihn ziehen wollte, selber verbaut, durch sein vieles Schreiben über vielerlei, die häufige Abwesenheit auf ausgedehnten Reisen, seine freimüthige publicistische Thätigkeit, in was allem sich ein fast starrer Unabhängigkeitssinn kundgab. Hat er für einzelne seiner zahlreichen Schriften Anerkennung gefunden: „Ueber Spinoza und Leibniz“, 1846; „Engländer und Franzosen“, 1852, 2. A. 1859; „Kunst und Kunststyl“ — gegen W. Kaulbach —, 1853; „Der Organismus der Wissenschaft und die Philosophie der Geschichte“, 1856; „Skizzen und Erzählungen aus Irland“, 1858; einige Früchte eines Winteraufenthalts in Spanien, 1858 ff.; und zuletzt noch das Lebensbild J. K. Passavant's, 1867, so ist er über der späteren, bereits psychopathischen Verirrung in das sprach- und culturgeschichtliche Gebiet (Erbacker, 1865 ff.) noch bei Lebzeiten rasch vergessen worden.

Blätter der Erinnerung an A. H. Zusammenstellt von dem Unterzeichneten, Cannstatt 1894.

J. Hartmann.

Helfricht: Friedrich Ferdinand H., hervorragender Stempelschneider, geboren am 8. September 1809 in Zella St. Bl. in Thüringen, † am 16. Mai 1892 in Gotha. H. war der Sohn eines kinderreichen Büchsenmachers und mußte, sobald er groß genug war, in der Werkstatt des Vaters mit thätig sein. Ein wohlhabender Oheim versprach zwar, den geweckten Knaben in

einer ordentlichen Lehre unterzubringen und für seinen Unterhalt zu sorgen, nahm aber dann sein Wort zurück. Da beobachtete der Knabe in dem benachbarten Mehlis Graveure bei der Arbeit und fing nun heimlich an, deren Kunst zu erlernen. Ganze Nächte saß er bei der Arbeit, und sein unermüdlicher Fleiß ward mit Erfolg gekrönt: er fand theilnehmende Anerkennung und erhielt eine Anstellung an der Münze zu Gotha. Hier ward ihm nach einiger Zeit der Auftrag, die Medaille auf den zurücktretenden Minister v. Lindenau auszuarbeiten, und durch dieselbe ward Herzog Ernst I. von Coburg-Gotha auf ihn aufmerksam. Er sandte ihn nach Berlin, um auf der Akademie sein Talent auszubilden. Schadow wurde dort sein Lehrer und wußte besonders den Sinn für die Antike in ihm zu wecken und zu pflegen. Nach Gotha zurückgekehrt, war er als Hofgraveur wieder an der Münze thätig. — Am 16. Mai 1836 vermählte er sich mit einer Gothaerin, Magdalena Klug, und schuf sich durch dieses Ehebündniß ein glückliches Familienleben.

Stempel zu Geld für Meiningen und Coburg, zu Medaillen für den Großherzog von Weimar und den Herzog von Meiningen waren nun seine nächsten Arbeiten. Eins seiner bedeutendsten Werke war sodann die Medaille zur Vermählung des Prinzen Albert mit der Königin Viktoria. Im J. 1859 schuf er eine treffliche Schillermedaille und zahlreiche Medaillen für Vereine, Logen u. dergl. Zur Erinnerung an den Director des Gothaer Gymnasiums, Marquardt, arbeitete er eine vorzügliche Marquardtmedaille. Zwei seiner besten Werke sind die Medaillen zum fünfzigjährigen Regierungsjubiläum der Königin Viktoria und die goldene Hochzeitsmedaille für Herzog Ernst II. Die Freude, in seinem Können im Alter nicht zu erlahmen, verschönte Helfricht's Lebensabend. Reiche Anerkennung ward ihm für sein Wirken zutheil. Im J. 1884 verlieh ihm sein Landesfürst die Medaille für Kunst und Wissenschaft, später sein Hauskreuz, und 1892 zeichnete er ihn durch das Prädicat Professor aus. — Ein ebenfalls mit reichem Talent ausgestatteter Sohn Helfricht's ist seit Jahren als geschätzter Stempelschneider in London thätig.

Vgl. Der Sammler, XV, Nr. 18, S. 269, von R. Hodermann.

M. Berbig.

Heller: Jakob H., geboren ca. 1460 in Frankfurt a. M., gehörte einer Familie des städtischen Patriciates an, die, aus dem Handwerkerstande hervorgegangen, durch Handel zu Ansehen und Reichthum gekommen war; auch H. war einer der bedeutendsten Frankfurter Großkaufleute seiner Zeit. Dem Rathe der Stadt gehörte er von 1485 ab als Rathsherr an und wurde 1494 Schöffe; er bekleidete 1490 das Amt des jüngeren, 1501 und 1513 das des älteren Bürgermeisters. Am Hofe des Königs, wie auf Reichstagen hat H. mehrfach seine Vaterstadt erfolgreich vertreten, bis er 1519 seinen Schöffensitz aufgab; in Janssen's Reichscorrespondenz der Stadt Frankfurt a. M. sind viele seiner Berichte abgedruckt. Von seinem Reichthum hat H. den schönsten Gebrauch gemacht; er hat bei Lebzeiten und testamentarisch eine Reihe von Stiftungen gemacht, die seiner Mildthätigkeit, seinem religiösen Sinn und seiner Kunstliebe das schönste Zeugniß ausstellen. 1509 stiftete er die Kreuzigungsgruppe auf dem Frankfurter Domkirchhofe; dieses Werk eines noch unbekannten Meisters ist eine der hervorragendsten Arbeiten der damaligen deutschen Bildhauerkunst. Eine weitere Stiftung desselben Jahres zeigt uns H. in engster Verbindung mit dem größten deutschen Maler seiner Zeit, mit Albrecht Dürer; als Handelsherr und als Besitzer des Nürnberger Hofes in Frankfurt, in welchem zu Meßzeiten die Nürnberger Kaufleute verkehrten, hatte H. vielfache Beziehungen zu Nürnberg und hatte bei seiner Anwesenheit dortselbst 1507 Dürer für eine Arbeit gewonnen: für das Altarwerk in der

Frankfurter Dominicaner-Kirche, dessen Hauptbild die Himmelfahrt und Krönung Maria's darstellte. Ueber dieses Bild und seine Schicksale, sowie über die höchst interessanten Verhandlungen zwischen H. und Dürer, dem Kaufherrn und dem Künstler vgl. Cornill's unten genannte Schrift. Heller's Testament mit der genauen Aufzählung aller Legate und Stiftungen giebt ein treffliches Bild von den in den Frankfurter Patricierkreisen herrschenden religiösen und socialen Anschauungen; das Original befindet sich im Frankfurter Stadtarchiv, ein Auszug bei Cornill. H. starb am 28. Januar 1522 als letzter seines Geschlechtes.

Vgl. v. Fichard's handschriftliche Geschlechtergeschichte im Stadtarchiv zu Frankfurt a. M. — Cornill, Jakob Heller und Albrecht Dürer, Neujahrsblatt des Vereins für Geschichte und Altertumskunde zu Frankfurt a. M. 1871.

R. Jung.

Heller: Johannes H., als ältester Sohn des Pastors Heller zu Travemünde am 3. April 1851 geboren, besuchte, nachdem er seinen ersten Unterricht im Vaterhause erhalten hatte, das Gymnasium Katharineum zu Lübeck. Von dort wurde er Ostern 1871 mit dem Zeugniß der Reife entlassen und ließ sich an der Berliner Universität immatriculiren, ohne sich hier noch ernsten Studien hingeben zu können, da er zunächst seine militärische Dienstpflicht im 2. Garderegiment erfüllte. Nach einem Jahre ging er nach Göttingen, um Geschichte zu studiren. Hier wurde Georg Waitz der Lehrer, dem er sich ganz anschloß, der seinen Studiengang bestimmte, der ihn in seiner meisterlichen Weise in die Kritik der mittelalterlichen Geschichtsquellen und vornehmlich in das Studium der deutschen Verfassungsgeschichte einführte. Im Frühjahr 1874 wurde er von der Göttinger philosophischen Facultät zum Doctor promovirt mit seiner Dissertation „Deutschland und Frankreich in ihren politischen Beziehungen am Ende des Interregnums bis zum Tode Rudolf's von Habsburg" (Göttingen 1874). Schon vorher hatte er infolge eines glücklichen Gedankens in der Historischen Zeitschrift XXXI (1874), S. 13 ff. den Ursprung der Spanischen Aera zu erklären versucht. Das Sommersemester 1874 brachte er in Wien zu, um bei Theodor Sickel, dem Leiter des Instituts für Oesterreichische Geschichtsforschung, mit den historischen Hülfswissenschaften (Diplomatik und Palaeographie) sich näher vertraut zu machen. Im Herbst 1874 trat er als Hülfsarbeiter bei dem Staatsarchiv zu Breslau ein, gab diese Stellung aber bald auf, da er, wie er mir sagte, dort zu wenig zu thun fand. Nur vorübergehend nahm er Beschäftigung in der Redaction der Schlesischen Zeitung, für welche er die osteuropäischen Angelegenheiten behandelte, an, denn schon wußte er, daß sich ihm binnen kurzem eine Stellung darbieten würde, welche seinen Neigungen und Anlagen besser entsprach. Es wurde damals über die Neubildung der Centraldirection der Monumenta Germaniae historica verhandelt. Nachdem sie sich im April 1875 constituirt und G. Waitz zu ihrem Vorsitzenden gewählt hatte, berief dieser im Mai H. nach Göttingen als Mitarbeiter der Abtheilung Scriptores der Monumenta Germaniae historica. Er übernahm dort zunächst die Vorarbeiten für die Ausgabe der Gesta episcoporum Leodiensium des Aegidius von Orval. Als dann G. Waitz am 1. October 1875 als Vorsitzender der Centraldirection nach Berlin übersiedelte, sandte er H. nach Nordfrankreich und Belgien, um zahlreiche Collationen und Abschriften für die Ausgabe von Geschichtsquellen namentlich der deutsch-französischen Grenzgebiete, aber auch für manche andere Editionen der Monumenta Germaniae (z. B. Jordanis Getica) zu besorgen. Er arbeitete unter meist sehr ungünstigen Verhältnissen während des Winters (Octbr. 1875 bis März 1876) in Metz, Reims, Valenciennes, St.-Omer,

Boulogne, Brüssel, Lüttich u. s. w. und brachte reichen Ertrag nach Berlin. Nach kurzem Aufenthalt hier ging er mit Waitz zugleich nach Italien, um in Mailand, Modena, Rom, Venedig ähnliche Arbeiten für andere Gebiete auszuführen. Damals besuchte er auch Neapel und seine Umgebung. Nachdem er im Juli 1876 nach Berlin zurückgekehrt war, fiel ihm selbst zum größten Theile die Verarbeitung des in Frankreich und Belgien gesammelten Materials zu. Er vollendete mit gewaltiger Arbeitskraft schnell hintereinander die Ausgaben der Historia monasterii Viconiensis, von Lambert's von Ardre Historia comitum Ghisnensium, Wilhelm's Chronica Andrensis (in Mon. Germ. hist., Script. XXIV. 1879), des oben genannten Werkes von Aegid von Orval und anderer Lütticher und Metzer Quellen, der Genealogiae ducum Brabantiae, des Chronicon Hanoniense q. d. Balduini Avennensis, die er durch einen Aufsatz im Neuen Archiv d. Ges. f. ältere Deutsche Geschichtskunde VI, 129 f. (1880) vorbereitete, und von Johannis de Thilrode Chronicon (in Mon. Germ. hist., Script. XXV. 1880). Das Erscheinen dieses Bandes hat H. nicht mehr erlebt. Seine letzte Arbeit war die Ausgabe von Flodoard's Historia Remensis, die er nicht mehr zu Ende führen konnte. Nach seinem Tode hat G. Waitz sie vollendet (Mon. Germ. hist., Script. XIII. 1881). Die Vorbereitung dieser Ausgabe gab H. Anlaß, den ausführlichen Artikel „Hinkmar, Erzbischof von Reims“ im XII. Bande dieses Werkes zu schreiben.

Im Sommer 1879 habilitirte sich H., nachdem ihn im Juni und Juli dieses Jahres Arbeiten für die Monumenta nach Paris und Auxerre geführt hatten, an der Berliner Universität als Privatdocent für Geschichte und las zwei Semester mit großem Erfolge. Schon in den beiden vorhergehenden Wintersemestern hatte er vor Damen Vorträge über italienische und französische Geschichte im Victoria-Lyceum gehalten. Als er im Herbst 1880 von einer Officiersübung nach Berlin zurückgekehrt war, erkrankte er nicht lange danach am 25. October an schwerem Typhus. Die Krankheit schien nach vier Wochen überwunden zu sein. Im frohen Gefühl der Genesung war er voll von Erfolg und Glück verheißenden Zukunftsplänen, als ich ihn am 27. November im Elisabeth-Krankenhause besuchte. Am folgenden Tage, Sonntag, den 28. November, Nachmittags 3 Uhr machte ein Herzschlag seinem Leben ein Ende. Am 1. December wurde er auf dem Matthäikirchhof in Schöneberg bei Berlin zur Erde bestattet.

Als er noch nicht 30jährig dahingerafft wurde, erlosch ein Leben, das für die Förderung der Geschichtswissenschaft die größten Hoffnungen erweckt hatte. Er war unter den jüngeren Historikern damals wol der begabteste und bedeutendste. Eine glücklich veranlagte, sonnig-heitere Natur, die mit frischem Muth alle Aufgaben, welche das Leben stellte, anzufassen und zu bewältigen wußte. Die Frische, Lauterkeit und sonnige Klarheit seines Wesens erwarb ihm Freunde, wo er erschien. Außer G. Waitz war er den älteren Historikern Wilhelm Wattenbach, in dessen Hause er in den letzten Jahren wohnte, und K. W. Nitzsch besonders nahe getreten, innige Freundschaft verband ihn mit dem wenig älteren Philosophen Friedrich Paulsen. In den geselligen Zusammenkünften der Jüngeren, an denen regelmäßig am Freitag-Abend außer den Mitarbeitern der Monumenta Germaniae wie Paul Ewald — der wohnte neben H. bei Wattenbach — und Karl Zeumer unter Anderen der Historiker Otto Seeck, der Sprachvergleicher und Keltist Heinrich Zimmer theilnahmen, strömte er über von sprühender Heiterkeit, frischem Humor, geistvollem Geplauder. Wol durch den Archäologen Ernst Curtius, seinen Landsmann, wurde er der Frau Kronprinzessin empfohlen, auf deren Aufforderung er im Sommer 1878 den

damaligen Prinzen Wilhelm, jetzigen Kaiser, nach England begleitete. Er sollte auf dessen Weltanschauung Einfluß zu gewinnen suchen.

Die Jahresberichte der Monumenta Germaniae hist. im Neuen Archiv der Gesellschaft für ältere Deutsche Geschichtskunde I—VI (1876—1881), J. Heller, Reise nach Lothringen, Nordfrankreich und Belgien, ebenda II, 301 ff.; G. Waitz, Reise nach Italien im Frühjahr 1876, ebenda II, 325 ff.; Nachruf auf Johannes Heller ebenda VI, 457 f. — Friedrich Paulsen, Dr. Johannes Heller (1880 als Manuscript gedruckt). — Pastor Windel, Gedenk-Worte gesprochen am Sarge des Privatdocenten Dr. phil. Herrn Johannes Heller (1880 als Manuscript gedruckt).

O. Holder-Egger.

Heller: Stephen H., ein berühmter Pianist und Claviercomponist, geboren am 13. Mai 1813 zu Pest, † am 14. Januar 1888 zu Paris (Riemann schreibt am 13. Jan.). Die Eltern waren nicht unvermögend, gaben dem Sohne eine sorgfältige Erziehung und ließen ihn auch in der Musik unterrichten. In letzterer machte er aber so bedeutende Fortschritte, daß er mit seinem Pianofortelehrer F. Bräuer in einem Doppelconcerte von Dussek öffentlich auftrat und großes Lob erntete. Dies bestimmte den Vater ihn in der Musik ausbilden zu lassen; er sandte ihn nach Wien zu dem vortrefflichen Claviermeister Anton Halm. 1827 gab er in Wien sein erstes Concert und errang großes Lob, kehrte darauf nach seiner Heimath zurück und trat mehrfach als Virtuose auf. 1830 unternahm er eine größere Concerttour, bis ihn in Augsburg eine gefährliche Krankheit überfiel, doch fand er in Familien eine so sorgsame Pflege, daß er genas und mehrere Jahre in Augsburg verweilte. Dort entstanden auch seine ersten Compositionen, ein Concert mit Orchester, trotzdem ein opus 1 in Wien schon vor 1828 erschien (6 Walzer für Violine mit Pianofortebegleitung, Wien bei Diabelli & Co.) und ebenso 1834 eine Fantasie über Themen aus der Semiramide, opus 3 (Hamburg bei Böhme), sowie ebendort ohne Opuszahl ein Rondeau brillant für Pianoforte, doch sind das Jugendarbeiten, die den späteren Meister kaum ahnen lassen. In die gleiche Kategorie gehören noch die Variationen opus 4, 5 und 6 (Pest bei Grimm und Leipzig bei Peters), erst die in Augsburg entstandenen opus 7, 8 und 9 (3 Impromptus, ein Rondo-Scherzo und eine Sonate für Pianoforte, Leipzig bei Kistner) zeigen H. in seiner Eigenart, die, wie Riemann sagt: abgesehen von einigen leichteren, instructiven oder Verlegern zu Gefallen geschriebenen Clavierstücken sind die übrigen, über hundert, ebensoviele Gedichte von echter, wahrer Poesie. Hinter Schumann steht H. an Leidenschaftlichkeit und Kühnheit der Combination zurück, dagegen erhebt er sich über Mendelssohn durch die Gewähltheit, Originalität und Charakteristik der Ideen; von Chopin unterscheidet ihn die größere harmonische Einfachheit und rhythmische Prägnanz; sein eigenstes ist echte gesunde Naturfrische, er schwärmt als wahrer Dichter in Waldesduft und Feldeinsamkeit. Erst im Jahre 1848 verließ er Augsburg und ließ sich als Mann von gereiften Anschauungen und respectablem Können in Paris bleibend nieder, sowol als Clavierlehrer wie als Componist wirkend. Mit seinen Compositionen fand er aber lange Zeit weder bei den Pariser Verlegern noch beim Publicum Anklang, so daß er dieselben auf eigene Kosten herausgab. Als Virtuose trat er nur in Privatcirkeln auf. Erst durch seine Etuden fand er Beachtung, die mit der Zeit sich auch auf seine anderen Compositionen erstreckte. Deutschland dagegen schätzte ihn, durch Rob. Schumann's Kritiken aufmerksam gemacht, schon früher und deutsche Verleger wie Schlesinger in Berlin, Schott in Mainz, Mechetti in Wien, Böhme in Hamburg verlegten seine Claviersachen von opus 10 ab bis 151

(2 Etuden für Pianoforte im J. 1852), denen sich später noch andere Verleger, sowie französische anschlossen (siehe die Handbücher von Hofmeister; das Verzeichniß in Pougin's Supplement zu Fétis ist weder vollständig noch sorgsam ausgeführt). Im J. 1885 erblindete H. und ein Comité in Paris veranstaltete eine Sammlung, die ihn vor Nahrungssorgen schützte.

Biographie von Niggli in der Schweiz. Musikzeitung, Zürich 1888, S. 140 ff. — H. Barbedette, Etudes sur les artistes contemporains. St. Heller, sa vie et ses œuvres. Paris 1876. (Bibliotheken Berlin und Dresden.) — Mendel-Reißmann's Lexikon.

Rob. Eitner.

Hellquist: Karl Gustav H., Historienmaler, geboren am 15. December 1851 in dem kleinen Dorfe Küngsör an der Südspitze des Mälarsees; † am 19. November 1890 in München. Wie ehedem Winkelmann bahnte H. aus dem Handwerk des Vaters durch eigene Kraft und durch die fördernde Gunst der Verhältnisse sich wacker seine Wege. Freilich bethätigte sich der alte H. neben der Schuhmacherei in den wenigen freien Stunden als Schnitzer, während sein sechsjähriger Knabe seine Wahrnehmungen und Eindrücke in Kohlenzeichnungen ähnlich den Meisterwerken des „kleinen Moritz“ in den „Fliegenden Blättern“ — an Thüren und Wänden versinnlichte. Auch schnitt er allerlei Figuren in Holz und bemalte dieselben. Nach dem frühen Tode des Vaters stand Hellquist's Mutter mit sieben Kindern allein in der Welt. Mit Hülfe einer das verborgene Genie ahnenden Dame kam der junge H. um 1863 zu dem Decorationsmaler Ahlgrenson nach Stockholm, wo er nebenbei alles Mögliche arbeitete und viele Entwürfe und Zeichnungen für illustrirte Zeitungen lieferte. Nach vier weiteren Jahren gelangte H. in die Antikenclasse der dortigen Akademie, deren Vorstand Graf Rosen den ungewöhnlich begabten Eleven auf das kräftigste förderte. Nun begann ein Componiren von Bildern: „Ebbe Brahe“, „Thors Kampf mit den Riesen“, eine „Findung Moses“, die „Auffindung der Leiche Gustav Adolfs“ u. dgl. Im Winter 1874 auf 1875 löste er die große akademische Preisaufgabe „Gustav Wasa tritt in die Versammlung der gegen ihn verschworenen Bischöfe“, wofür er nicht nur die große goldene Medaille, sondern bald darauf ein Staatsstipendium auf drei Jahre bekam. Nun durchwanderte H. die großartigen Schönheiten der vaterländischen Gebirgs- und Seelandschaften und eilte nach Paris, wo eine neue Kunsttechnik ihn völlig überwältigte. Auf der Rückfahrt zur Heimath besuchte er die Hansestädte und übersiedelte nach München, wo erst Wilhelm v. Diez und insbesondere W. Lindenschmit den größten Einfluß übten. Unzufrieden mit den eigenen Leistungen (darunter ein wieder vernichtetes „Gretchen“) fand er sich mit den Pleinairisten besser zurecht, wie die „Versöhnung des Bischofs Peter Sunnanväder und des Propstes Knut zu Stockholm (September 1526)“ bewies, wobei der Maler mit der herkömmlichen geschlossenen Atelierbeleuchtung brach, aber eine überaus kräftige Farbe beibehielt. Das virtuos gemalte Bild überraschte 1879 ebenso durch die völlig neue, übrigens höchst unsympathische Vorstellung, wie durch seine wirksamst ausgesprochene „Mache“. Gleichartig wirkte die Darstellung des schwedischen Reichsregenten „Sten Sture“, welcher in der Schlacht bei Bogesund tödtlich verwundet, auf der Fahrt über den Mälarsee nach der Hauptstadt am 3. Februar 1520 vom Tode ereilt wird; zurückgesunken lehnt der Held im einspännigen Schlitten, dessen Lenker ehrfurchtsvoll das Haupt entblößt. — Piloty's Einfluß zeigte sich in Hellquist's Genrebildern, darunter das Kniestück mit einer blumenpflückenden jungen Dame, in Charakterköpfen, z. B. ein „Schiffer“, ein alter „Schwede“, auch in Landschaften „Aus Berchtesgaden“, in einem hausirenden Italiener, welcher den

Gästen eines Wirthsgartens die Gipsbüsten von „Bismarck oder Moltke“ zum Kaufe anbietet — eine dem Leben abgelauschte Scene (radirt von J. Holzapfel in Lützow's Zeitschrift XIX, 16, 1884). Bei seiner Vorliebe für historische Stoffe malte er eine „Ankunft Luthers auf der Wartburg“ (1882) und eine „Predigt des Reformators“ ebendaselbst (1883), die „Disputation zwischen dem Canonikus Peder Galle und Olaus Pedri“, einem Schüler Luther's zu Upsala (1524) vor Gustav Wasa, „Hussens Auszug zum Scheiterhaufen“, die „Einbarquirung der Leiche Gustav Adolfs im Hafen von Wolgast“, wobei der Schwedenkönig unglaublicher Weise im offenen, mit schneeweißem Atlas ausgeschlagenen Sarge von seinen Getreuen getragen wird — eine ziemlich willkürliche, aber malerisch dankbare Licenz, wobei in der Farbengebung das Vorbild Munkacsy's fühlbar wurde, während die figurenreiche, mit unermüdlichen Kostümstudien ausgestattete „Brandschatzung der schwedischen Hansastadt Wisby durch den Dänenkönig Waldemar“ (1361) unter dem Eindruck von Pradilla's „Uebergabe von Granada“ entstand. Auch im Porträtfach erwies er sich thätig, insbesondere mit dem tiefempfundenen Freilicht-Bildniß seines Schwiegervaters, des vielseitigen Historienmalers und Professors Ludwig Thiersch (1883). Dann wechselten wieder Gebirgslandschaften und Winterbilder (ein unglückliches Mädchen in abendlicher Schneedämmerung vor einem Bildstöckchen, oder Kinder, die ihren Weihnachtsbaum aus dem Walde heimholen) mit heiteren Begegnissen, wie ein Austern naschender Klosterbruder oder ein „Bettelmönch und Modedame“ auf einer Gartenbank u. dgl. H. war im besten Schaffen. Jedes Jahr reifte ein neues Werk. Das sonst harthörige Publicum hatte seinen Namen erfaßt; für die populäre Verbreitung sorgten Photographie und Holzschnitt, insbesondere die „Illustr. Ztg.“ in Leipzig. Da nöthigte ein unglücklicher Sturz auf dem Eise im J. 1886 den Maler seine Thätigkeit vorläufig einzustellen. Als neues Zeichen erfreulicher Anerkennuug erfolgte von Schweden die Ertheilung des Wasa-Ordens und Hofmaler-Titels; Berlin übertrug ihm im Herbste desselben Jahres die Leitung eines Malcurses an der Akademie. Doch kurze Zeit darauf machten sich die unverkennbaren Anzeichen der erlittenen Gehirnerschütterung neuerdings geltend und zwangen den Unglücklichen sein Lehramt aufzugeben. In der Einsamkeit von Berchtesgaden suchte er Heilung zu finden; hier lebte er bis zum 16. März 1889, dann brachte man ihn nach einer Heilanstalt, wo er in geistiger Umnachtung am 19. November 1890 diese Welt verließ. Der Münchener Kunstverein hatte inzwischen eine Collectivausstellung seiner Arbeiten veranstaltet, welche auch nach Wien und Berlin wanderte. Ueberall verlautete die Klage um den edlen, so tragisch zerstörten edlen Geist. Unter seinen Schülern hat sich der Schweizer Gustav Meng-Trimmis hervorgethan.

Vgl. Ferd. Krauß, Von der Ostsee bis zum Nordkap. Wien 1888, S. 881. — Pecht, Deutsche Kunst f. Alle, 1886, S. 263. — Münchener Kunstvereins-Bericht f. 1800, S. 73. — Morgenbl. 327 d. Allgem. Ztg., 25. Nov. 1890. — Nr. 183 d. Neuesten Nachr., 24. April 1890. — H. E. v. B(erlepsch) in Nr. 2476 d. Illustr. Ztg., 13. Dec. 1890 (m. Porträt). — Fr. v. Bötticher, 1895. I, 489 ff. — Singer, 1896. II, 154. — Rich. Muther, Gesch. d. Malerei im XIX. Jahrh., 1893. I, 442; III, 276.

Hyac. Holland.

Hellriegel: Dr. Hermann H., Professor und Dirigent der landwirthschaftlichen Versuchsstation zu Bernburg, † daselbst am 24. September 1895. Er war am 21. October 1831 zu Mausitz bei Pegau im Königreich Sachsen geboren, erhielt eine gediegene Schulbildung auf der Fürstenschule zu Grimma und ging demnächst zur Akademie in Tharandt, um sich dort

naturwissenschaftlichen Studien zu widmen. Da er sehr bald eine gewisse Vorliebe für Chemie empfand und sich mit besonderem Interesse auf deren Gebieten zu orientiren suchte, so konnte ihm schon 1852 durch den Professor Adolf Stöckhardt, den Hauptvertreter der Agriculturchemie in Tharandt, die Function eines Assistenten übertragen werden. In dieser Stellung erhielt er nicht nur vortreffliche Schulung für die mannichfaltigen Aufgaben jener neuen Richtung der angewandten Chemie, sondern auch vielfache Anregung zu selbständiger Thätigkeit auf dem bezüglichen Untersuchungsgebiete. Durch unausgesetzte Bemühungen hatte er bald solche Erfolge in seinen Leistungen aufzuweisen, daß er schon nach wenigen Jahren hinreichend qualificirt erschien, um 1856 als Vorstand an die neugegründete landwirthschaftliche Versuchsstation zu Dahme in der Niederlausitz berufen werden zu können. Dort fand er Veranlassung, sich vorzugsweise mit Aufgaben der Forschung auf dem Gebiete der Pflanzenphysiologie zu befassen, um dabei weitere Aufklärungen über den Bedarf der verschiedenen Culturpflanzen an Nährstoffen zu erzielen. Zu diesem Behufe brachte er die Methode der Sandcultur in Anwendung und lenkte damit in dieselbe Richtung, welcher sich auch andere Forscher jener Zeit, wie Knop, Nobbe und Emil Wolff bedienten. Es gelang ihm bald, seinem erfolgreichen Wirken Beachtung und Anerkennung in weiteren Kreisen zu verschaffen und damit auch dem von ihm geleiteten Institute einen wissenschaftlichen Ruf zu erwerben.

Zum Zeichen ihrer Hochschätzung verlieh ihm 1860 die kgl. preuß. Staatsregierung den Charakter als Professor; einen weiteren Beweis des ehrenvollen Vertrauens brachte ihm außerdem das Ministerium von Anhalt-Bernburg dar, indem es ihn um dieselbe Zeit als Organ für die Pflege der landwirthschaftlichen Interessen des Herzogthums zu gewinnen suchte. Nach längeren Unterhandlungen führte dies Anerbieten zu seiner Berufung nach Bernburg, welcher er jedoch erst 1873 Folge geben konnte. Zunächst als Beirath für die Regierung in Anspruch genommen und mit der Function eines landwirthschaftlichen Wanderlehrers betraut, war er genöthigt, einstweilen die Forscherthätigkeit auszusetzen und sich im Bereiche der Landwirthschaft so lange mit der Lehrthätigkeit zu befassen, bis ihm schon nach wenigen Jahren die Aufgabe zufiel, eine Mitwirkung bei der projectirten Errichtung einer Landes-Versuchs-Station für das Herzogthum Bernburg zu übernehmen und sich auf die Leitung derselben vorzubereiten. Zwar verging noch eine Reihe von Jahren bis endlich im Herbst 1882 der Zeitpunkt zur Eröffnung der Anstalt gekommen war und ihm die Leitung derselben übertragen werden konnte, aber damit sah er sich auch veranlaßt, sofort die Forscherthätigkeit wieder aufzunehmen und zuvörderst geeignete Versuche zur Bekämpfung der Rübenmüdigkeit des Bodens anzustellen. Da er diese Aufgabe in der Richtung der Pflanzenernährung verfolgte, so wurde es ihm möglich, die schon früher an der Station in Dahme eingeleiteten Forschungen nun weiter zu verfolgen. So kam er dazu, Vegetationsversuche mit verschiedenen Pflanzen hinsichtlich des Bedarfs an Stickstoff anzustellen und die für diesen Nährstoff in Betracht kommenden Quellen zu erproben. Dabei gelangte er zu der Entdeckung der bedeutungsvollen Thatsache, daß die Pflanzen aus der Familie der Papilionaceen, insbesondere die Leguminosen, unter Mitwirkung gewisser Bakterien im Boden, welche in Symbiose mit diesen Pflanzen den indifferenten Stickstoff der Bodenluft in die gebundene Form überzuführen vermögen, geeignet sind, den auf diese Weise gebundenen Stickstoff aufzunehmen bezw. nutzbar zu machen und somit der Bodencultur eine bis dahin für unzugänglich erachtete Quelle der Stickstoffzufuhr zu erschließen. Nach wiederholter Constatirung dieses

physiologischen Processes konnte H. auf der 1886 in Berlin abgehaltenen Naturforscherversammlung seine überaus wichtige Entdeckung kundgeben und damit auch das Werk seiner Forschung in jener Richtung gekrönt sehen. Nachdem er also die Frage hinsichtlich der Stickstoffquellen gewissermaßen zum Abschluß gebracht hatte, nahm er auch anderweitige Fragen gleicher Tendenz auf und erzielte mit Anwendung der Methode der Sandcultur weitere beachtenswerthe Erfolge.

Durch große Gewissenhaftigkeit und Uebung strenger Selbstkritik wahrte er sich die Sicherheit im Vorgehen bei seinen Forschungen und errang zugleich damit die Unanfechtbarkeit für deren Resultate. Seine erfolgreiche und verdienstvolle Wirksamkeit trug ihm aber auch viele Auszeichnungen ein, so wurde er zum Ehrenmitgliede der schwedischen Akademie der Wissenschaften, der Royal Society zu London, der Pariser Académie des sciences, der französischen Société nationale d'agriculture ernannt und war mit der großen goldenen Medaille der Liebig-Stiftung durch die Akademie der Wissenschaften in München beliehen worden. Solche Ehrungen trugen jedoch nur dazu bei, seine Arbeitskraft zu stärken und seinen Eifer in der Förderung wissenschaftlicher Aufgaben zu beleben, ohne der ihm eigenen Bescheidenheit und seiner cordialen Gesinnungsweise Abbruch zu thun. Ihm wurden daher sowol dankbare Verehrung aus der Mitte seiner Schüler, als auch neidlose Hochschätzung aus dem Kreise der Berufsgenossen dargebracht, und bei ihnen Allen konnte die Kunde von seinem frühzeitigen Tode nur das schmerzliche Gefühl über den Verlust eines gefeierten Mitarbeiters erwecken.

Vgl. Landw. Presse, Jahrg. 1895, Nr. 90: „Prof. Dr. Herm. Hellriegel" von Dr. Wilfarth.

C. Leisewitz.

Hellwald: Friedrich Jakob Heller von H., k. k. Feldmarschalllieutenant, geboren am 3. Februar 1798 in Stuttgart als Sohn unbemittelter Eltern, kam durch die Gnade des Königs Friedrich von Württemberg in die bergmännische Abtheilung des kgl. Cadetteninstitutes, wo er sich eifrig militärischen Studien widmete. Durch Vermittlung des württ. GL. Grafen Dillen erhielt H. am 28. Januar 1814 eine Lieutenantsstelle im Infanterieregimente Nr. 8, in welchem er die Feldzüge der Jahre 1814 und 1815 mitmachte, wobei er auch zuerst mit der österreichischen Armee in Berührung kam. In die Heimath zurückgekehrt, oblag H., den der Dienst allein nicht genügend zu beschäftigen vermochte, historischen Studien und trug sich, voll heißen Dranges, fremde Länder zu sehen, schon mit dem Gedanken unter die in Batavia stehenden holländischen Truppen zu treten, gab aber diese Absicht wieder auf, nahm 1816 seinen Abschied und reiste nach Oesterreich, in dessen Armee er als Officier einzutreten hoffte. Aber die große Zahl von Officieren, welche nach Herabsetzung des Heeres unterzubringen war, vereitelte diese Hoffnung und H. entschloß sich als Cadet in das Sappeurcorps zu treten, 31. October 1818. Für sein jahrelanges Warten in dieser untergeordneten Charge fand H. reichliche Entschädigung in seinen Studien, als er im J. 1821 nach Neapel kam. Er machte Ausflüge nach Paestum, Capri, Ischia, trat in Berührung mit den hervorragendsten Gelehrten des Landes, besuchte Puzzuoli, Cumae, Amalfi, Sorrent und Capua, wo er als gewandter Landschafter die interessantesten Gegenden und Alterthümer aufnahm und mit erläuterndem Text versah. Zum correspondirenden Mitglied der Akademie von Herculanum ernannt, benutzte der gelehrte Cadet die reichen Fundgruben von Pompeji und Herculanum, sowie das Bourbonische Museum in Neapel zu wissenschaftlichen Arbeiten, von denen er einzelne in der „Wiener Zeitschrift für Kunst und Literatur" ver-

öffentlichte. Als im J. 1825 eine Verminderung der Occupationstruppen in Neapel eintrat, kehrte auch H. mit seiner Compagnie nach Oesterreich zurück und wurde als Lehrer für Arithmetik und Zeichnen, für Militär- und Civilbaukunst, dann eine Zeitlang bei Vermessungen in Ungarn verwendet. Am 30. März 1828 zum Unterlieutenant befördert und am 19. November desselben Jahres zum Geniecorps versetzt, erregte H. durch einige Aufsätze in der „Oesterreichischen militärischen Zeitschrift" die Aufmerksamkeit des Generalmajors und Chefs des Generalquartiermeisterstabes Grafen Rothkirch, der ihn am 27. Mai 1831 als Oberlieutenant in den Generalstab übernahm. Dadurch kam H. auch in Berührung mit dem damaligen Obersten Heß, der dem Generalquartiermeisterstab in Italien vorstand, arbeitete unter dessen Anleitung an den neuen Manöverinstructionen der Infanterie und Cavallerie und an der Feldinstruction, wurde am 15. Januar 1834 Hauptmann und kam im December des folgenden Jahres in das kriegsgeschichtliche Bureau in Wien, wo er bald eine rege schriftstellerische Thätigkeit entwickelte. So verfaßte er eine Darstellung der Feldzüge von 1756 und 1757, bearbeitete Theile des spanischen Erbfolgekrieges und veröffentlichte zahlreiche Aufsätze kriegsgeschichtlichen und biographischen Inhalts. Nach einer Reise in seine Heimath, wo er zahlreiche wissenschaftliche Verbindungen anknüpfte, betheiligte er sich an der Verfassung der neuen Anleitung zum Felddienste, wohnte dann, 1837, den Waffenübungen in Südrußland, 1840 jenen des 8. deutschen Bundescorps am Neckar und Rhein bei, kam im Frühjahr 1841 als Chef des Generalstabes des 2. Armeecorps nach Padua und wurde am 12. August 1842 Major. In den Jahren 1843 bis 1845 wurde H. als Unterdirector bei der Landesbeschreibung in Oesterreich unter der Enns, dann in Bozen verwendet und kam im Frühjahr 1845 in das statistische Bureau nach Wien, wo er neben seiner dienstlichen Arbeit auch noch Zeit fand, eine von ihm mit großer Sorgfalt angelegte Sammlung militärischer Correspondenzen des Prinzen Eugen von Savoyen herauszugeben. Vom Beginn der Kämpfe in Italien 1848 angefangen, redigirte H. die für die Oeffentlichkeit bestimmten Armeebulletins; im Herbst jenes Jahres nahm er theil an der Bezwingung des Aufstandes in Wien und wurde dann im Hauptquartier des Fürsten Windischgrätz verwendet. Nach der Enthebung des Fürsten zum Chef des Generalstabes des im Marchfelde zu sammelnden Corps ernannt, später zuerst dem russischen General Paniutine, dann dem russischen General Berg zugetheilt, machte H. das Ende des ungarischen Feldzuges bis zur Waffenstreckung bei Világos mit und kehrte dann nach Wien zurück, wo er infolge der erduldeten Strapazen schwer erkrankte. Nach Beendigung des Feldzuges hatte H. geglaubt um Verleihung des Ritterkreuzes vom Maria Theresienorden einschreiten zu sollen, doch entschied die Minderheit des Capitels gegen ihn und auch das Ritterkreuz des Leopoldordens, für welches ihn der russische General Berg in Vorschlag gebracht hatte, erhielt er nicht. Ueberhaupt hat H., trotz seiner vielfachen Verdienste in Krieg und Frieden, welche von russischer, preußischer, hessischer, badischer, württembergischer und niederländischer Seite durch Decorationen anerkannt wurden, keine einzige österreichische Auszeichnung erhalten. Ob diese befremdende Thatsache auf die damals in höheren militärischen Kreisen vielfach vorherrschende Abneigung gegen schriftstellernde Officiere, oder vielmehr, was auch glaublicher erscheint, auf den Einfluß Welden's zurückzuführen ist, der immer ein erbitterter Gegner Hellwald's war, muß unentschieden bleiben. Nach seiner Genesung wurde H., am 20. April 1850, Generalmajor und Brigadier beim 3. Armeecorps in Prag und nach Verlegung seiner Brigade nach Kärnten Militärcommandant von Klagenfurt. Am 23. März 1856

wurde H. in den Ruhestand versetzt mit dem Titel eines Feldmarschalllieutenants und bald darauf erfolgte seine Erhebung in den Adelstand mit dem Prädicat „von Hellwald“. Die Mußestunden benutzte H. zu zahlreichen wissenschaftlichen Ausarbeitungen, unter denen namentlich die Biographie des FML. Frhrn. v. Bianchi, der „Feldzug des Jahres 1809 in Süddeutschland“, dann die „biographische Skizze des FM. Grafen Radetzky“ hervorzuheben sind; dem letztgenannten Werk ließ H. auch eine Reihe militärischer Denkschriften und Aufsätze Radetzky's folgen. H. starb am 16. Januar 1864 in Döbling bei Wien.

Acten des k. u. k. Kriegs-Archivs. — Wurzbach, Biogr. Lexikon VIII. 1862. — Weiland Friedrich Heller von Hellwald, k. k. Feldmarschall-Leutnant. Als Mscr. gedruckt. Wien 1864. — Hirtenfeld, Oesterr. Militär-Kalender f. 1865. — Militär-Ztg. vom 20. u. 23. Jan. 1864. — Wiener Zeitung vom 22. Jan. 1864. — Kamerad vom 26. Jan. 1864.

Criste.

Hellwald: Friedrich Anton Heller von H., ungemein fruchtbarer geographischer, anthropologischer und culturhistorischer Schriftsteller, ist am 29. März 1842 zu Padua als Sohn des österreichischen Hauptmanns Friedrich Heller geboren. Er erhielt eine sehr sorgfältige, streng religiöse Erziehung. Infolge des öfteren Ortswechsels eignete er sich neben der deutschen auch die italienische Sprache, sowie beträchtliche Kenntnisse in verschiedenen slavischen Idiomen an. Im Alter von 16 Jahren trat er 1858 in den österreichischen Militärdienst ein. Als Lieutenant wurde er von einem Ende des vielsprachigen Kaiserstaates zum anderen versetzt. Bald stand er in Wien, bald in den deutschen Alpenländern, bald in Böhmen, bald in Galizien oder an der türkischen Grenze. Da er in tägliche Berührung mit Menschen der verschiedensten Abstammung und Culturstufe kam, gewann er bald lebhaftes Interesse für ethnographische und culturgeschichtliche Studien. Weil ihm aber sein Dienst zu wenig freie Zeit ließ, um diesen wissenschaftlichen Neigungen ungestört nachgehen zu können, erbat er 1864 seinen Abschied und nahm eine bescheidene Civilstellung an, die ihm hinlängliche Muße gewährte. Als 1866 der Krieg gegen Preußen ausbrach, wurde er wieder zum Heeresdienst einberufen und nahm an dem Feldzug in Böhmen theil. Die schweren Strapazen, denen er sich hierbei mehrfach aussetzen mußte, schädigten seine ohnehin nicht sehr widerstandsfähige Gesundheit und legten wahrscheinlich den Grund zu jenem langwierigen Leiden, dem er in den besten Mannesjahren erlag. Kurz nach Beendigung des Krieges vollendete er seine erste selbständige Schrift: „Die amerikanische Völkerwanderung“ (Wien 1866). Er bespricht darin eins der schwierigsten, bisher ungelösten ethnologischen Probleme. Von der Voraussetzung ausgehend, daß der Mensch auf der Erde überall gleichzeitig aufgetreten sei, sobald unser Planet dasjenige Stadium seiner Entwicklung erreicht hatte, das alle Vorbedingungen zur Existenz des Menschen in sich vereinigte, leugnet er die bis dahin von den meisten Forschern angenommene Einwanderung der rothen Rasse aus Asien und bezeichnet die Amerikaner als Autochthonen. Sie entstanden nach seiner Ansicht in der gemäßigten Zone nördlich vom 42. Breitengrad und wanderten von dort aus, sich allmählich in die verschiedenen Stämme trennend, immer weiter südlich bis an die Südspitze des Continents. Die älteste Cultur dieser Rasse, die er die palencanische nennt, entwickelte sich auf dem mexicanischen Hochlande. Diese Hypothese trug er ziemlich anspruchsvoll unter Beibringung eines umfangreichen litterarischen Apparates vor, doch fand er im allgemeinen wenig Beifall. Gegen Ende des Jahres 1866 ließ er sich in Wien nieder und trat in die Redaction von Streffleur's Oesterreichischer militärischer Zeitschrift ein. Später fand er im Bureau des Kriegsministeriums

eine Anstellung. Nachdem er 1867 in Paris als Frucht einer Reise nach Unteritalien eine kleine Studie über: „Paestum, étude historique et archéologique“ hatte erscheinen lassen, veröffentlichte er 1869 sein zweites größeres, gerade am Jahrestage der Katastrophe von Queretaro abgeschlossenes Werk „Maximilian I., Kaiser von Mexiko. Sein Leben, Wirken und Tod, nebst einem Abriß der Geschichte des Kaiserreichs“, eine umfangreiche zweibändige Arbeit, die von österreichischem Patriotismus durchweht ist. Er vertheidigt nicht nur den unglücklichen Kaiser, für den er warme Sympathie hegt, sondern auch seinen Schützer Napoleon, dessen schmählichen Rückzug er als eine politische Nothwendigkeit hinzustellen sucht. Dagegen greift er in der schärfsten Weise die mexikanischen Republikaner unter Juarez und die Regierung der Vereinigten Staaten an. Da er weder die handelnden Hauptpersonen, noch den Schauplatz der Ereignisse aus eigener Anschauung kannte, war er auf die theilweise trüben Quellen der Zeitungsberichte und Parteibroschüren angewiesen und mußte daher vielfach zu schiefen und unhaltbaren Urtheilen gelangen. Auch fehlt es infolge der Verschiedenartigkeit der Quellen und der ziemlich flüchtigen Arbeitsweise des Verfassers nicht an Lücken und Widersprüchen in der Darstellung. In den nächsten Jahren betheiligte er sich in regster Weise an dem wissenschaftlichen Leben Wiens, namentlich an den Arbeiten der dortigen geographischen Gesellschaft. Einen Vortrag über Sebastian Cabot, den er in dieser Gesellschaft hielt, veröffentlichte er im folgenden Jahre in der Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge, herausgegeben von Rudolf Virchow und Franz v. Holtzendorff. Zu gleicher Zeit ließ er, angeregt durch seinen Bruder Ferdinand, der ein gründlicher Kenner der niederländischen Litteratur war, eine nationalökonomische Abhandlung „Ueber Colonien und über die holländischen Niederlassungen in Ostindien insbesondere“ (Wien 1871), erscheinen.

Im Sommer 1871 wurde er von der J. G. Cotta'schen Verlagsbuchhandlung in Stuttgart aufgefordert, die Redaction der bis dahin von Oscar Peschel geleiteten Wochenschrift „Das Ausland“ zu übernehmen. Da er sich längst eine möglichst vielseitige litterarische Thätigkeit und die Anknüpfung persönlicher und brieflicher Beziehungen zu den bedeutendsten Vertretern seiner Lieblingsstudiengebiete gewünscht hatte, kam er dieser Einladung gern nach und verließ im Laufe des Jahres Wien, um nach Cannstatt bei Stuttgart überzusiedeln. Am 1. Januar 1872 begann er seine neue Thätigkeit. Während Peschel das unter seiner Leitung zu hohem Ansehen gelangte Blatt namentlich nach der geographischen Seite hin ausgebaut hatte, betonte H. vor allem die Anthropologie und die Culturgeschichte. Mit Feuereifer trat er namentlich für die Entwicklungslehre im Sinne Darwin's, für den „neuen Glauben“, wie ihn David Friedrich Strauß verkündigte und für die monistische Weltanschauung Häckel's ein. Diese neue, in zahlreichen Artikeln mit Begeisterung vorgetragene Tendenz führte der Zeitschrift viele Anhänger zu, entfremdete ihr aber auch nicht wenige alte Freunde. Die Jahre, die H. in Cannstatt zubrachte, waren in litterarischer Hinsicht die fruchtbarsten seines Lebens. Hier entstand jene lange Reihe großer populärwissenschaftlicher Werke, die seinen Namen bei allen Gebildeten weit über die Grenzen Deutschlands hinaus bekannt machten. Zuerst veröffentlichte er „Die Russen in Centralasien. Eine Studie über die neuere Geographie und Geschichte Centralasiens“ (Augsburg 1873). Diese Schrift beruht auf gründlicher und sorgfältiger Ausnutzung eines reichen Quellenmaterials. Sie stellt nicht nur die geographischen und ethnologischen, sondern auch die militärischen Verhältnisse jener weiten Gebiete klar und übersichtlich dar und ist daher noch heute von Werth. Eine englische

Uebersetzung (Russians in Central Asia, translated by T. Wirgman) erschien in London 1874, eine unveränderte deutsche Ausgabe in Augsburg 1878. Die erste größere Leistung Hellwald's auf dem Gebiete der Culturgeschichte war die gemeinsam mit H. Schaaffhausen unternommene Vollendung und Herausgabe des von W. Baer begonnenen Werkes „Der vorgeschichtliche Mensch. Ursprung und Entwicklung des Menschengeschlechts für Gebildete aller Stände“ (Leipzig 1873—74), das die Theorie Darwin's von der Abstammung des Menschen in weiteren Kreisen zu verbreiten suchte. Da es allgemein verständlich und sehr anregend geschrieben und mit mehr als 500 meist wohlgelungenen Abbildungen ausgestattet war, fand es großen Beifall und erlebte 1879 eine zweite, völlig umgearbeitete, sowie 1894 noch eine dritte, wohlfeile Ausgabe. Weniger günstig wurde es von der wissenschaftlichen Fachpresse beurtheilt, welche nahezu einstimmig erklärte, daß es nicht wünschenswerth sei, das urtheilslose große Publicum in derartige noch wenig geklärte Gebiete einzuführen. Sie warf dem Verfasser nicht nur Mangel an Kritik vor, sondern wies auch nach, daß er die Gründe, welche für und wider die von ihm vertretenen Ansichten sprächen, nicht scharf und unparteiisch genug dargestellt und überdies die Aeußerungen verschiedener Fachgelehrten völlig mißverstanden hatte. Man behauptete sogar, daß die in weiten Kreisen verbreiteten irrigen und schiefen Meinungen über Darwin's Theorie nicht zum wenigsten durch seine Schuld entstanden wären. H. ließ sich indessen durch solche Kritiken nicht abschrecken, sondern trat bald darauf mit einem neuen, von demselben Geiste durchwehten Werke hervor, das seinen Namen in den weitesten Kreisen bekannt und geradezu populär gemacht hat, nämlich mit seiner berühmten und mehrfach als geradezu epochemachend bezeichneten „Culturgeschichte in ihrer natürlichen Entwicklung von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart“, die er seinem Freunde und Gesinnungsgenossen Ernst Häckel widmete (Augsburg 1874, 2 Bände; zweite, wesentlich vermehrte Auflage, ebenda 1876; dritte, neubearbeitete Auflage, ebenda 1883; billige Volksausgabe, Stuttgart 1890; vierte, völlig umgearbeitete Auflage, herausgegeben von M. v. Brandt, L. Büchner, A. Conrady u. a., Leipzig 1896—98, 4 Bände). Sie war veranlaßt durch Friedrich Kolb's Culturgeschichte der Menschheit (Leipzig 1868—70), die H. im „Ausland“ vom Standpunkte principieller Gegnerschaft aus besprochen hatte. Sein Verleger Lampart in Augsburg forderte ihn nämlich auf, nachdem er im „Ausland“ gezeigt habe, wie eine Culturgeschichte nicht sein dürfe, eine solche zu schreiben, wie sie sein solle. Er kam dieser Anregung um so lieber nach, als er dadurch eine willkommene Gelegenheit fand, seine Darwinistischen Ueberzeugungen abermals in weiten Kreisen der Gebildeten zu verbreiten. Unter ausgiebiger, aber nicht immer einwandfreier Heranziehung einer reichen Litteratur versuchte er es, die Culturentwicklung der Menschheit im Lichte der monistischen Weltanschauung zu schildern und auf die der Naturentwicklung zu Grunde liegenden einfachen Gesetze zurückzuführen. Mit allen idealen und übernatürlichen Factoren, mit Teleologie und sittlicher Weltordnung räumt er kurzerhand auf, indem er alle diese Begriffe als Krücken für Liebhaber der Bequemlichkeit und Selbsttäuschung, für poetische Gefühlsschwärmer und phantastische Schönfärber erklärt. Die einzelnen Theile des Werkes sind von sehr ungleichem Werthe. Am besten sind die Abschnitte über die vorgeschichtliche Cultur und über die Naturvölker gelungen. Die Culturbedeutung des Griechenthums, des christlichen Mittelalters und der Renaissance ist dem Verfasser nicht hinlänglich klar geworden. Auch der großartigen Entwicklung des modernen Geisteslebens wird er nicht völlig gerecht. In methodischer Hinsicht ist das Werk von großem Interesse als Versuch, die mechanische Naturerklärung

auf die Geschichte der Menschheit zu übertragen, doch zeigt es deutlich, daß sich H. der Schwierigkeit dieses Problems nicht überall genügend bewußt war. Auch hat er nicht immer die besten Quellen benutzt, sondern sich öfters mit nicht einwandfreien Broschüren und Zeitungsaufsätzen begnügt. Die dritte Ausgabe des Buches wurde ins Italienische übersetzt (Storia della civiltà nel suo naturale svolgimento fino al presente. Prima traduzione italiana, eseguita col consenso dell' autore sulla terza edizione tedesca e corredata di uno studio critico dall' avv. V. Wautrain Cavagnari. Genova 1887). Für diejenigen Leser, welche nicht das ganze Werk, sondern nur dessen wesentliche Ergebnisse kennen lernen wollten, erschien ein kurzer Auszug: „Lichtstrahlen aus Friedrich von Hellwald's Culturgeschichte in ihrer natürlichen Entwicklung" (Augsburg 1880).

Während der Bearbeitung der Culturgeschichte hatte H. seine übrigen Forschungsgebiete nicht vernachlässigt. Besonders seine Studien über Centralasien hatte er soweit gefördert, daß er mit einem zweiten, wiederum mit Karten und Abbildungen ausgestatteten populärwissenschaftlichen Werke über diese Gebiete hervortreten konnte: „Centralasien. Landschaften und Völker in Kaschgar, Turkestan, Kaschmir und Tibet. Mit besonderer Rücksicht auf Rußlands Bestrebungen und seinen Kulturberuf" (Leipzig 1875; 2. Auflage, ebenda 1880). Seit dem Erscheinen dieses Buches verging kaum ein Jahr, das nicht ein neues umfangreiches Werk aus der Feder Hellwald's brachte. Zunächst veröffentlichte er: „Hinterindische Länder und Völker. Reisen in den Flußgebieten des Irawaddy und Mekong, in Birma, Anam, Kambodscha und Siam" (Leipzig 1876, mit Abbildungen; 2., vermehrte Auflage, ebenda 1880). Ausgehend von den geographischen Verhältnissen und von dem Interessengegensatze zwischen England und Frankreich beschreibt er in anziehender Weise auf Grund neuerer Reisewerke die einzelnen Landschaften der hinterindischen Halbinsel und die Eigenthümlichkeiten ihrer Bewohner nach Körperbeschaffenheit, Charakter, Lebensweise und Bildungsstand. Noch in demselben Jahre vollendete er eine warm empfundene Biographie eines von ihm hochverehrten Meisters der Wissenschaft: „Oscar Peschel. Sein Leben und Schaffen" (Augsburg 1876; 2. Ausgabe, ebenda 1881). Dieser Nachruf für den verdienten, kurz vorher verstorbenen Forscher ist ein schönes Denkmal der Freundschaft, die beide Männer verknüpfte, doch hält er sich nicht frei von Uebertreibungen und ist darum mit Vorsicht zu benutzen. Das folgende Jahr brachte vier theils abgeschlossene, theils erst später vollendete Werke Hellwald's auf den Markt. Drei davon waren veranlaßt durch den eben ausgebrochenen Türkenkrieg. Zwei derselben sind nur Gelegenheitsschriften: „Die Türkei im Kampfe mit Rußland" (Augsburg 1877), und „Der Islam. Türken und Slaven. Acht Capitel aus der Culturgeschichte in ihrer natürlichen Entwicklung" (ebenda 1877). Wichtiger ist die dritte, die beiden anderen an Umfang weit übertreffende Arbeit, die H. in Gemeinschaft mit L. Beck herausgab: „Die heutige Türkei. Bilder und Schilderungen aus allen Theilen des osmanischen Reiches in Europa und Asien" (Leipzig 1877, 2 Bände mit Karten und Abbildungen; 2. Auflage, ebenda 1878—79; neue Ausgabe, ebenda 1882). Sie wurde wegen ihrer interessanten ethnographischen und culturhistorischen Schilderungen viel gelesen und auch ins Schwedische übersetzt (Turkiet i våra dagar. Bilder och skildringar från alla delar af det osmaniska riket. Öfv. af O. W. Ålund. Stockholm 1877—79). In demselben Jahre erschienen auch noch die ersten Lieferungen eines Buches, das trotz seines nicht immer einwandfreien Inhalts doch wegen seiner anziehenden und anregenden Form der Darstellung auch außerhalb Deutschlands in weiten Kreisen der

Gebildeten ein lebhafteres Interesse für Länder- und Völkerkunde erweckte: „Die Erde und ihre Völker. Ein geographisches Handbuch“ (2 Bände mit Karten und Abbildungen. 1. und 2. Aufl. Stuttgart 1877—78; 3., umgearbeitete Aufl., ebenda 1883—84; 4. Aufl., bearbeitet von W. Ule, ebenda 1896—97). Das Werk fand trotz der theilweise wenig günstigen Beurtheilung durch die wissenschaftliche Kritik solchen Beifall, daß es in mehrere Sprachen übersetzt wurde, so ins Italienische (La terra e l'uomo. Geografia universale illustrata. Torino 1877—79, 2 Bände. Die Uebersetzung ist von Gustavo Strafforello. Zwei einzelne Abschnitte daraus wurden später nochmals abgedruckt: Asia secondo le notizie più recenti und Africa secondo le notizie più recenti, beide Torino 1885), Niederländische (De Werelddeelen, bewerkt naar Fr. v. Hellwald's „Die Erde und ihre Völker“ door J. C. van den Berg. Haarlem 1878—82), Schwedische (Jorden och dess folk. Allmän geografi. Öfv. ochbearb. af E. Hildebrand. Stockholm 1877—79; Ny fullständigt omarbetad upplaga af O. H. Dumrath. Stockholm 1897—98), Norwegische (Jorden og dens Beboere. Oversat med Forfatterens Samtykke af John Hazeland og Hans H. Reusch. Kristiania 1877—83), Finnische (Maan kansat ja valtakunnat. Saksalaisesta teoksesta suom N. Hauvonen. Helsingissä 1880. Von dieser Uebersetzung erschien nur ein Band, der Europa behandelt), Russische (Semlja i jeja narody. Perewod ss njemezkago. St. Petersburg 1898), Polnische (Ziemia i jéj mieszkàncy, przeklad z niem. L. Kaczyǹskiéj. Warszawa 1877—78) und Czechische (Země a obyvatelé jeji. Ilustrovaná zeměpisná, dějepisná a narodopisná kniha domáci. Vzdělali J. V. Prásěk a T. Cimrhanzl. Praze 1879—81; 2. Auflage ebenda, 1881—85).

Bald nach diesem großen buchhändlerischen Erfolg erschienen zwei nicht sehr bedeutende Arbeiten Hellwald's: „Die Umgestaltung des Orients als Culturfrage“ (Augsburg 1878), eine Beleuchtung der Verhandlungen des Berliner Congresses, und „Hölder's geographische Jugend- und Volksbibliothek“ (Wien 1879, 8 Hefte mit Karten und Abbildungen, herausgegeben unter Mitwirkung von Friedrich Umlauft). Beide Schriften wurden wenig beachtet, umsomehr aber das nächste größere Werk „Im ewigen Eis. Geschichte der Nordpolfahrten von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart“ (Stuttgart 1879—81, 2 Bände mit Abbildungen), dem zwar der Vorwurf unwissenschaftlicher Quellenbenutzung und flüchtiger Compilation nicht erspart blieb, das aber die mit dem Stoff untrennbar verbundene Einförmigkeit durch lebhafte Darstellung glücklich überwand und bei dem allgemeinen Interesse, das namentlich in Nordeuropa die Unternehmungen der Polarforscher begleitete, auch ins Schwedische (I höga norden. Nordpolsforskningarna från äldsta till närvarande tider. Fri öfvers. af C. R. Sundström. Stockholm 1879—81), Norwegische (I den evige Is. Skildring af Nordpolsreiserne fra de aeldste Tider indtil vore Dage. Autoriseret Oversaettelse for Norge og Danmark ved B. Kaalaas. Kristiania 1882) und Französische übersetzt wurde (Au pôle nord. Voyages au pays des glaces. Trad. de Ch. Baye. Paris 1880—81).

Kurz nach dem Abschluß dieses Werkes trat in Hellwald's äußeren Lebensumständen insofern eine wichtige Veränderung ein, als er mit Ende 1881 nach zehnjähriger Thätigkeit die Redaction des „Ausland“ niederlegte und an Friedrich Ratzel übergab. Die Gründe seines Rücktritts waren verschiedener Art. Entscheidend dürfte für ihn gewesen sein, daß gegen das Blatt wegen seiner Stellung zu Darwin's Entwicklungslehre und zur monistischen Weltanschauung der Vorwurf einseitiger Interessenvertretung erhoben wurde und namentlich in den letzten Jahren der Kreis der Freunde kleiner, die Zahl der

Gegner aber immer größer und einflußreicher geworden war. Durch den Verlust dieser Stellung gerieth H. in ziemlich unsichere Verhältnisse. Da er kein beträchtliches Vermögen besaß, sah er sich hauptsächlich auf den Ertrag seiner Feder angewiesen. Um ein standesgemäßes Leben führen zu können, mußte er viel und schnell produciren, und diese fieberhafte, nicht selten durch ein allmählich sich entwickelndes zehrendes Rückenmarksleiden unterbrochne und dann mit verdoppeltem Fleiße wieder aufgenommene Thätigkeit kam der Güte seiner litterarischen Erzeugnisse nicht zu statten. Zunächst blieb er in Cannstatt wohnen, siedelte dann aber nach Stuttgart über und vollendete hier auf buchhändlerische Bestellung in rascher Folge fünf umfangreiche Werke, zu denen er das Material zum großen Theil bereits früher zusammengetragen hatte. Zwei davon waren anthropologischen und culturgeschichtlichen Inhalts: „Naturgeschichte des Menschen“ (Stuttgart 1882—84, 2 Bände mit zahlreichen vortrefflichen Abbildungen von Franz Keller-Leuzinger, auch ins Holländische übersetzt als Natuurlijke geschiedenis van den mensch. Vrij vertaald door Paul Haring. Haarlem 1882—85; 2. Ausgabe ebenda 1890), und „Die menschliche Familie nach ihrer Entstehung und natürlichen Entwicklung“ (Leipzig 1887—89 als Band 10 und 11 der 2. Folge der von Ernst Häckel herausgegebenen Darwinistischen Schriften). Die drei übrigen gehören dem geographischen Gebiete an: „Amerika in Wort und Bild. Eine Schilderung der Vereinigten Staaten“ (Leipzig 1883—85, 2 Bände; 2. Aufl., ebenda 1892—94), „Frankreich in Wort und Bild. Seine Geschichte, Geographie, Verwaltung, Handel, Industrie und Production“ (Leipzig 1884—87, 2 Bände; ein Auszug ohne Bilder erschien unter dem Titel: „Frankreich, das Land und seine Leute“, ebenda 1887), und „Die weite Welt. Reisen und Forschungen in allen Theilen der Erde. Ein geographisches Jahrbuch“ (1.—3. Jahrgang, Stuttgart 1885—87). 1887 war sein Leiden soweit vorgeschritten, daß er sich veranlaßt sah, einen Curort aufzusuchen. Er siedelte deshalb nach Bad Tölz in Oberbaiern über. Hier lebte er, da er unverheirathet war, mit seiner alten Mutter zusammen. Leider vermochten die angewendeten Curmittel sein unheilbares Uebel nicht zu bessern. Um sich von den quälenden körperlichen Schmerzen zu retten, die seine Arbeitsfähigkeit und damit seine Existenz in Frage stellten, griff er zur Morphiumspritze. In Tölz entstanden noch folgende größere Arbeiten: „Haus und Hof in ihrer Entwicklung mit Bezug auf die Wohnstätten der Völker“ (Leipzig 1888), „Paris und seine Umgebung“ (ebenda 1889), die Frucht einer Reise nach Frankreich, „Die Welt der Slawen“ (Berlin 1890), eins seiner besten Werke, in dem er, gestützt auf umfassende Belesenheit, auf geographischem und geschichtlichem Hintergrunde ein inhalt- und farbenreiches Bild des slavischen Volksthums entwarf, „Die Magiker Indiens“ (Leipzig 1890, Band 4 der Schriften der Gesellschaft für Experimentalpsychologie zu Berlin), eine Ausgabe der gesammelten Werke Alexander von Humboldts in 12 Bänden (Stuttgart 1889—90), endlich das letzte zu seinen Lebzeiten erschienene Werk: „Ethnographische Rösselsprünge. Kultur- und volksgeschichtliche Bilder und Skizzen“ (Leipzig 1891), eine Sammlung kleiner Aufsätze vermischten Inhalts. Am 1. November 1892 starb er zu Tölz an der Rückenmarksschwindsucht. Unter seinen nachgelassenen Papieren fand man noch eine Reihe theilweise vollendeter Arbeiten. Diese Manuscripte gingen nebst seiner reichen und werthvollen Bibliothek, die gegen 16 000 Bände umfaßte, in den Besitz der Antiquariatsfirma Heinrich Kerler in Ulm über. Einige kamen nach seinem Tode im Druck heraus, doch fanden sie nur mäßigen Beifall. Zu erwähnen sind: „Rom in Vergangenheit und Gegenwart“ (Ulm 1894), ein Gang durch die Sehenswürdigkeiten der ewigen Stadt, „Werden und Vergehen des

Buddhismus (Ulm 1894), „Aus der Urzeit“ (Leipzig 1897), eine Umarbeitung eines Abschnittes der Culturgeschichte, sowie „Zauberei und Magie“ (Ulm 1901), eine Frucht occultistischer Studien, denen sich H. in seinen letzten Lebensjahren mit Vorliebe hingegeben hatte. Wenig bedeutsam und kaum des Abdrucks würdig ist auch sein Briefwechsel mit Ernst Häckel (Ulm 1901).

Außer seinen größeren Werken hat H. noch eine unübersehbare Menge von mehr oder weniger umfangreichen Abhandlungen vorwiegend geographischen, anthropologischen, völkerkundlichen, culturgeschichtlichen, naturwissenschaftlichen, politischen und militärischen Inhalts für eine große Zahl von Zeitschriften verfaßt. Namentlich für das „Ausland“ hat er während der 10 Jahre seiner redactionellen Thätigkeit fast jede Woche mehrere kleine Beiträge geliefert. Viele dieser oft ganz flüchtig niedergeschriebenen und darum theilweise ziemlich minderwerthigen Aufsätze sind nicht mit seinem Namen unterzeichnet und deshalb nicht mehr zu ermitteln. Da ein Versuch, sie zusammenzustellen, bisher nicht vorliegt, möge hier wenigstens ein Verzeichniß der wichtigeren folgen: Ausland 1863: Virgils Grab; 1864: Das Schloß von Monselice; 1865: Die Lagunen von Venedig; 1866: Die Altertümer am Tifata bei Capua; 1868: Geographische Parallelen; Die Insel Geby in den Molukken; 1870: Einiges über holländische Volkssitten; 1871: Ueber Gynaikokratie im alten Amerika; Zur Geschichte des alten Yucatan; Beiträge zur peruanischen Ethnologie; Spitzbergen nach den neuesten Forschungen; 1872: Der Kampf ums Dasein im Menschen- und Völkerleben; Nisida; Neue Forschungen in Centralasien; Zustand der australischen Landwirtschaft; Die Ethnologie der Balkanländer; Eine Culturgeschichte wie sie nicht sein soll; 1873: Neue culturgeschichtliche Forschungen; 1874: Puzzuoli; 1875: Die Fahrten der Phönizier; Zur Polarforschung der Gegenwart; Oscar Peschel; Der internationale Congreß für geographische Wissenschaften in Paris; 1876: Die Vorgänge auf der Balkanhalbinsel; Nordenskjölds Fahrt auf dem Jenissei; 1877: Ein offenes Wort über Nordpolarfahrten; Der Balkan, nach Kanitz; 1878: Von unserer Sprachgrenze; Rohlfs' Project zur Erforschung der östlichen Sahara; 1879: Cabot und die Anfänge der Polarforschung; 1880: Die ältere Entschleierung Innerafrikas; Amerikanische Forschungsreisende; 1881: Transatlantisches; 1890: Zur Entwicklungsgeschichte der Liebe; Ursprung und Entwicklung des Schmuckes. — Globus 1863, III: Die Solfatara bei Puzzuoli; 1863, IV: Der Pausilipp bei Neapel; 1890, LVII: Zwischen den Belten. — Oesterreichische Wochenschrift für Wissenschaft, Kunst und öffentliches Leben, 1863, I: Das Drama des Vesuvs; 1864, II: Die niederländischen Colonieen in Ungarn und Siebenbürgen. — Zeitschrift für allgemeine Erdkunde, 1864, XVI: Cumä. — Wiener Abendpost 1864: Eine antiquarische Reise durch Centralamerika; 1875: Die Handelswege nach Jünnan; 1876: Zur Ethnologie Deutschlands; 1879: Die Kenntnis der Alten und der Portugiesen von Centralafrika. — Die Natur 1865: Studien über Mexiko; 1871: Algerien, eine geographisch-physikalische Skizze. — Jahrbuch des österreichischen Alpenvereins 1867: Die Eiszeiten der Alpen; 1869: Die Elementarereignisse in den Alpen im Herbst 1868. — Internationale Revue 1867: Die Culturdenkmale Centralamerikas. — Nouvelles annales des voyages 1867: Des origines de la civilisation péruvienne. — Mitteilungen der k. k. geographischen Gesellschaft in Wien 1868, XI: Abyssinien nach den vorhandenen Quellen dargestellt; 1869, XII: Die neue Verbindung Amsterdams mit der Nordsee; 1870, XIII: Die Zuydersee; 1871, XIV: Ueber Colonien und über die holländischen Niederlassungen in Ostindien insbesondere; 1875, XVIII: Die Verhandlungen des internationalen Congresses für geographische Wissenschaften in Paris. — Deutsche Rundschau

1874, I: Die Polarforschung der Gegenwart; 1875, V: Neue Schriften über die Türkei; 1876, VI: Eines Spaniers Studien über die geistige Bewegung in Deutschland; 1876, VIII: Neue Schriften zur Kunde von Afrika; Der Stand der jüngsten Ausgrabungen in Rom; Nordamerikanische Zustände. — Jahresbericht der geographischen Gesellschaft in München 1875, IV—V: Die Ethnologie der Balkanländer; Die Erforschung des Tian-Schan. — Oesterreichische Monatsschrift für den Orient 1875: Ein neuer Handelsweg nach dem südlichen China; 1876: Ein Blick auf Kaschmir; 1877: Die Expedition Jean Dupuis und die Erschließung Tonkins; 1878: Ein Blick auf Ost-Turkestan; Archäologisches aus China und Japan; 1879: Eine Fahrt auf dem Blauen Fluß; 1880: Die Ruinenplätze Kambodschas; 1881: Das Volk der Giljaken in Ostsibirien; Von den Salomons-Inseln; 1882: Zur Erinnerung an die Novara-Expedition; 1883: Zur Tonkin-Frage; 1885: Aus dem Thal des Zerafschân; 1887: Korea; 1888: China und seine Fortschritte; 1890: Vom Aberglauben der Türken; Die Altertümer der Khmer in Kambodscha. — Grenzboten 1875: Die geographische Erforschung Afrikas. — Unsere Zeit 1875: Das Kaisertum Brasilien und seine jüngste Entwicklung; 1878: Die Afrikaforschung der Gegenwart; 1882: Nordafrika und seine Bedeutung in der Gegenwart; 1883: Die Polarforschung der Gegenwart; 1884: Annam und Tonkin; 1885: Südafrika und die südafrikanischen Wirren; 1886: Aegypten und der Sudan; 1887: Die deutsche Colonie Kamerun; Ostafrika und die Deutschen. — Die Gegenwart 1876: Die Fortschritte der anthropologischen Wissenschaft; 1878: Indien und Afghanistan; 1879: Englands südafrikanische Verlegenheit; 1882: Die Regentschaft Tunis; Die Forschungen im Kongo-Gebiet; 1884: Die internationalen Polarstationen; 1885: Deutschland in Ostafrika; 1887: Die Italiener am Roten Meer. — Kosmos 1877, I: Bedeutung und Aufgabe der Völkerkunde. — Blätter für literarische Unterhaltung 1878: Eine Reise in Centralasien. — Westermanns Monatshefte 1879: Das südafrikanische Problem; 1882: Im Winter über die chilenischen Anden. — Deutsche Rundschau für Geographie und Statistik 1879, I: Die Insel Cypern; Ein Blick auf Scandinavien; 1880, II: Nieder-Cochinchina; 1881, III: Das Atrek-Thal und der Feldzug der Russen gegen die Teke-Turkmenen; 1896, XIX: Streifzüge auf der Insel Sardinien. — Vom Fels zum Meer, 1884: Leben und Treiben in Mexiko; 1886—87: Das Berliner Museum für Völkerkunde; 1887—88: Die Bewohner Sibiriens. — Tägliche Rundschau, 1888: Aus dem Isarwinkel. — Revue de géographie, 1888: Le Pamir d'après les plus récentes explorations. — Außerdem schrieb H. zahlreiche Artikel für Meyer's Conversationslexikon und Gustav Jäger's Handwörterbuch der Zoologie und Anthropologie (Breslau 1879), sowie für verschiedene angesehene Tagesblätter, namentlich für die Allgemeine Zeitung. Wiederholt unternahm er auch Vortragsreisen und betheiligte sich an wissenschaftlichen Versammlungen, namentlich an den drei ersten Amerikanistencongressen, bis ihn der Fortschritt seiner Krankheit daran hinderte.

H. war ein sehr vielseitig begabter, ideenreicher Mann von bedeutender Arbeitskraft und mit einem vortrefflichen Gedächtniß ausgerüstet. Seine Liebe zu den Studien veranlaßte ihn, dem Officierstande zu entsagen und sich dem freien Litteraturberufe zuzuwenden. Begünstigt durch eine umfassende Sprachkenntniß, verschaffte er sich mit lebhaftem Interesse und unermüdlichem Fleiße allmählich einen guten Ueberblick über weite Gebiete des Wissens. Der strengen fachwissenschaftlichen Kleinarbeit war er abhold. Deshalb erwecken seine Werke nur selten den Eindruck sorgfältiger und gründlicher Forschung. Häufig ließ er seiner Phantasie in unkritischer Weise freien Lauf. Da er sich der Grenzen

seiner Begabung wol bewußt war, wendete er sich mit seinen Arbeiten nicht an die Fachgelehrten. Vielmehr ging sein Bestreben dahin, die weitesten Kreise der Gebildeten für die Thatsachen und Probleme der Geographie, Völkerkunde, Anthropologie und Culturgeschichte zu interessiren. Vor allem wollte er ein Bahnbrecher der Entwicklungslehre und der monistischen Weltanschauung sein. Deshalb bekämpfte er eifrig die kirchlichen Autoritäten und wirkte unermüdlich für die Ausbreitung der Lehren Darwin's, Häckel's und David Friedrich Strauß'. Auch fühlte er sich nicht als Deutscher, sondern als Weltbürger. Da er mit seinen Ansichten sehr häufig an die Oeffentlichkeit trat, fehlte es ihm nicht an Gegnern, deren Angriffe ihm das Leben oft verbitterten und namentlich in den letzten Jahren sein durch unheilbare Krankheit und pecuniäre Sorgen ohnehin bedrücktes Gemüth verdüsterten.

Kurze Nekrologe von W. Wolkenhauer in der Deutschen Rundschau für Geographie und Statistik 7, 424 und im Geographischen Jahrbuch 16, 481, von M. Höfler im Ausland 1892, S. 753, von R. Andree im Globus 72, 349 (mit Bild) und von C. Sterne im Magazin für Litteratur des Auslandes 1892, Nr. 51. Viktor Hantzsch.

Helmerding: Karl H., Schauspieler, wurde am 29. October 1822 in Berlin als Sohn eines nicht unvermögenden Schlossers geboren. Nach dem Wunsche seines Vaters sollte H. gleichfalls Schlosser werden, doch zeigte er wenig Neigung für diesen bürgerlichen Beruf, da ihn das Theater schon in jungen Jahren mächtig anzog. Sobald er konnte, begab er sich auf die Wanderschaft und debütirte am 1. September 1847 in einer kleinen Rolle im „Verwunschenen Schlosse“ bei einer Wandertruppe, die damals in Potschappel bei Dresden spielte. Nachdem er an mehreren unbedeutenden Bühnen, z. B. auch in Meißen aufgetreten war, kam er im Sommer 1848 an das Theater in dem Dorfe Schöneberg bei Berlin, an dem der zu jener Zeit noch wenig bekannte Possendichter Kalisch die ersten Erzeugnisse seiner komischen Muse mit viel Erfolg vor einem buntgemischten Publicum aufführen ließ. In der folgenden Zeit spielte er in Schlesien, in Sondershausen und in Erfurt. Im J. 1852 kam er an das Königstädtische Theater in Berlin, an dem er anfangs nur in Episodenrollen beschäftigt wurde. Erst als er aushülfsweise in Kalisch's Posse „Münchhausen“ den Hausknecht spielte, erkannte der Director Cerf und das Publicum die komische Begabung des bisher wenig beachteten Künstlers. Im J. 1854 finden wir H. am Stollwerck'schen Vaudeville-Theater in Köln, von wo er im J. 1855 an das Kroll'sche Etablissement nach Berlin zurückkehrte. Er schloß sich sodann dem Director Franz Wallner an, folgte ihm für kurze Zeit nach Posen und kam mit ihm wieder nach Berlin, um unter seiner Leitung zunächst noch am Königstädtischen und später am Wallner-Theater die größten Triumphe zu feiern und sich zu dem beliebtesten Berliner Localkomiker zu entwickeln. Seine Popularität begründete er mit der Titelrolle im „Aktienbudiker“ von David Kalisch, einer Posse, die zum ersten Male am 9. Juli 1856 gegeben wurde. Mehr als zwei Decennien hindurch blieb er die festeste Stütze des Wallner-Theaters und war so klug, sich von dem Theater zurückzuziehen, als er noch in der vollen Kraft seines Schaffens stand. Er feierte noch sein 25jähriges Künstlerjubiläum und trat dann in das Privatleben zurück, aus dem ihn am 20. Decbr. 1899 der Tod abrief. H. war nicht nur ein ausgezeichneter Komiker, der über jede humoristische Nüance verfügte und dabei namentlich durch sein unerreichtes Mienenspiel unterstützt wurde, sondern versuchte sich auch selbst als Possendichter und Bühnenschriftsteller, doch hat sich keines seiner Werke auf der Bühne erhalten, weshalb es nicht lohnt, deren Titel anzuführen.

Die Gartenlaube. Leipzig 1868. S. 644—647. — Illustrirte Zeitung. Leipzig 1878. 71. Bd., S. 195. — J. Lewinsky, Vor den Coulissen. Berlin 1881. S. 117—121. — Neuer Theater-Almanach. Berlin 1901. 12. Jahrg., S. 139. — Agnes Wallner, Lebenserinnerungen. Bearbeitet von Hans Blum. Berlin 1900. (Register.) — L. Eisenberg's Großes Biographisches Lexikon der Deutschen Bühne im 19. Jahrhundert. Leipzig 1903. S. 412, 413. H. A. Lier.

Helwing: Heinrich Christian Karl Ernst H., Historiker, stammte aus einer alten Juristenfamilie des Fürstenthums Lippe und wurde am 4. October 1803 zu Lemgo geboren. Er besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt, studirte dann auf der Berliner Universität Philologie, Geschichte und Erdkunde namentlich unter Friedrich v. Raumer und Karl Ritter und promovirte daselbst am 3. September 1825 mit einer Dissertation „De Pii II. Pontificis Maximi rebus gestis et moribus“ (Lemgoviae 1825). Nachdem er sich von 1825—29 an verschiedenen Orten Westfalens als Privatgelehrter mit historischen Studien beschäftigt hatte, habilitirte er sich mit einer „Geschichte des Achäischen Bundes“ (Lemgo 1829) am 25. November 1829 in der philosophischen Facultät der Berliner Universität für das Fach der Geschichte und der Staatswissenschaften. Sein Hauptgebiet war die brandenburg-preußische Geschichte. Nachdem er die 1. Abtheilung seiner großangelegten, dem Minister v. Stein gewidmeten „Geschichte des preußischen Staates“, umfassend die Entwicklung der Mark Brandenburg von der Begründung bis zum Aussterben der Ballenstädter Dynastie, veröffentlicht hatte (Lemgo 1833), wurde er durch Ministerialrescript vom 19. Februar 1834 zum außerordentlichen Professor an derselben Universität ernannt. Als solcher hielt er Vorlesungen über preußische Geschichte und politische Wissenschaften. Im folgenden Jahre gab er die 2. Abtheilung seiner Geschichte Preußens bis zum Regierungsantritt des Kurfürsten Georg Wilhelm heraus. Die 3. Abtheilung, bis zum Tode König Friedrich Wilhelm's I. reichend, erschien erst 1846. Der Rest blieb ungedruckt. Das umfangreiche Werk ist von Begeisterung für die Hohenzollern und den Protestantismus durchweht. In politischer Hinsicht vertritt es conservative Grundsätze. Durch ungünstige Besprechungen, die in der Jenaischen und Halleschen Literaturzeitung, sowie in den Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik erschienen, wurde H. in langwierige literarische Fehden verwickelt. Ein als Erläuterungswerk geplanter historischer Atlas der preußischen Monarchie, den er gemeinsam mit dem Director des Topographischen Bureaus im Großen Generalstabe, dem Major Karl v. Rau zu bearbeiten gedachte, kam nicht zur Vollendung, da Rau vor dem Abschluß des Unternehmens plötzlich starb. Weil H. keinen anderen geeigneten Mitarbeiter fand, ließ er den ganzen Plan fallen und wandte sich verschiedenen damals auf der Tagesordnung stehenden Fragen des öffentlichen Rechtes zu. Als Früchte seiner Studien auf diesen Gebieten erschienen folgende, durchgängig von altpreußischem Geiste durchwehte kleine Schriften: „Die Erbansprüche des Kgl. Preußischen Hauses an die Herzogthümer Schleswig-Holstein“ (Lemgo und Detmold 1846), „Ueber Friedrich Wilhelms, des Großen Kurfürsten von Brandenburg, religiöse Ansichten und kirchliche Politik“ (Lemgo 1847), „Das preußische Wahlgesetz vom 8. April 1848, die Wahlverordnung vom 11. April und die Vertheilung der Abgeordneten zur Preußischen Verfassungsversammlung und zur Deutschen Nationalversammlung über die kleineren und größeren Verwaltungsbezirke des Staates“ (Berlin 1848) und „Handbüchlein für preußische Urwähler und Wahlmänner“ (Berlin 1849). Am 7. November 1849 wurde er durch Cabinetsordre zum

ordentlichen Professor ernannt. Als solcher wirkte er ununterbrochen bis zu seinem Tode am 25. April 1875.

Seine Thätigkeit beschränkte sich im wesentlichen auf seine Vorlesungen. Im öffentlichen Leben hat er keine bedeutende Rolle gespielt. Auch auf wissenschaftlichem Gebiete trat er nur noch mit drei Arbeiten geringeren Umfangs hervor: „De politiae apud populos recentiores origine et notione commentatio historico-politica“ (Lemgoviae 1852), „Ueber die Abnahme der Kriegstüchtigkeit der ausgehobenen Mannschaften in der Mark Brandenburg“ (Berlin 1860) und „Preußen und die Schleswig-Holstein'sche Staats-Erbfolge, eine polemische Erörterung als zweites Wort in der Angelegenheit“ (Berlin 1865). Einen Versuch, einen „Jahresbericht über die staatswissenschaftliche und cameralistische Litteratur mit Einschluß der Statistik und der technischen Cameralwissenschaften, namentlich der Landwirthschaftslehre, Forst- und Jagdwissenschaft, Bergbaulehre, Technologie und Handelswissenschaft“ zu begründen, gab er bereits nach dem Erscheinen des 1. Jahrgangs (Berlin 1854) wieder auf. Neben seinen selbständigen Werken hat er zahlreiche Abhandlungen und Bücherbesprechungen für Tagesblätter und wissenschaftliche Zeitschriften, namentlich für die Augsburger Allgemeine Zeitung, den Hamburger Correspondenten, die Preußische Staatszeitung, die Jenaer Literaturzeitung, die Berliner Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik u. a. verfaßt.

Gelehrtes Berlin im Jahre 1845, Berlin 1846, S. 141—42.

Viktor Hantzsch.

Hendreich: Christoph H., brandenburgischer Geschichtschreiber und Bibliothekar des Großen Kurfürsten, geboren 1630 (oder frühestens 1629) zu Danzig, † am 26. August 1702 zu Berlin. Er entstammte einer in Nordfrankreich ansässigen Familie („Henriques“), von der ein Zweig nach Deutschland ausgewandert war und hier den Namen „Hendreich (Hendrich)“ angenommen hatte. Der Urgroßvater unseres Christoph wurde von dem Kaiser in den Adelstand erhoben; der Vater lebte als Privatmann in Danzig. Ueber Christoph's Jugend wissen wir nur, daß er 1648 zusammen mit einem jüngeren Bruder Namens Peter in Frankfurt a. d. O. als Student immatriculirt wurde. Sechzehn Jahre später wurde er auf Grund seines wissenschaftlichen Werkes: „Carthago, sive Carthaginiensium respublica, quam ex totius fere antiquitatis ruderibus primus instaurare conatur Ch. H.“ (Frkf. a. O. 1664) an derselben Universität Professor der Jurisprudenz und der Geschichte; aber schon im nächsten Jahre wurde er nach Berlin berufen, um daselbst, infolge seines eigenen Anerbietens, zusammen mit seinem Bruder Peter in kurzer Zeit die kurfürstliche Bibliothek, welche damals der allgemeinen Benutzung zugänglich gemacht worden war, zu ordnen und zu katalogisiren. Nachdem er dies zur Zufriedenheit des Kurfürsten gethan hatte, siedelte er 1666 ganz nach Berlin über und wurde 1668 unter gleichzeitiger Verleihung des Rathstitels zum Bibliothekar ernannt. In dieser Stellung verblieb er bis zu seinem Tode. — 1670 verheirathete er sich mit einer Tochter des Hofpredigers Bergius. Der Ehe entsprossen vier Kinder. Ein Sohn, Peter Ludwig, wurde später des Vaters Gehülfe an der Bibliothek und dann Hofprediger in Potsdam.

Drei größere wissenschaftliche Arbeiten haben H. während der letzten drei Jahrzehnte seines Lebens beschäftigt, allerdings auch die Arbeitskraft des ohnehin mit Amtsgeschäften schon stark überbürdeten Mannes derartig zersplittert und vermindert, daß er zur Herausgabe umfangreicher Werke eigentlich nicht gekommen ist: eine zusammenhängende Darstellung der brandenburgischen Geschichte, ein märkisches Familien- und ein allgemeines Gelehrten-Lexikon.

Gleich andern Gelehrten, die vom Großen Kurfürsten aufgefordert waren, eine Geschichte seines Staates zu schreiben, erhielt auch H. auf seinen Wunsch den Auftrag (1669), daß er mit Benutzung der Vorarbeiten von Martin Schook (-ius, † 1668) eine Geschichte der Mark Brandenburg verfasse. Sogleich trat H. mit einem fertigen Plane hervor. Das ganze Werk sollte aus fünf Theilen bestehen. Die älteste Zeit der märkischen Geschichte wollte er selbst neu bearbeiten; für die folgende Epoche bis 1500 sollten die entsprechenden Abschnitte aus den (damals nur handschriftlich vorhandenen) „Successiones“ des Zach. Garcaeus (Gartz, 1544—86) gedruckt, für das 16. und 17. Jahrhundert die „Commentarii“ des Nic. Leutinger (1554—1612) und die „Genealogia Electorum et Marchionum Brandenb. ex Burggraviis Norimbergensibus“ O. Boettcher's, diese allerdings in verbesserter und fortgeführter Bearbeitung, wiederholt werden, worauf eine Sammlung von Urkunden und andern Geschichtsquellen das Ganze beschließen sollte. Aber von diesem Werk ist außer dem „Prodromus ad Annales Marchiae Brandenburgensis“ (Berlin 1669), dem orientirenden Plan, nichts erschienen, und abgesehen von einem geringen Bruchtheil des ersten Theiles, den G. G. Küster in seiner „Collectio opusculorum historiam Marchicam illustrantium“, 6. und 7. Stück, Berlin 1730, S. 47—83, wiederabgedruckt bei Kleyb-Schmelzeisen, Scriptores rerum Marchiae Brandenburgicae, P. I, Frkf. a. O. 1742, S. 161—191, veröffentlicht hat, liegen die inzwischen veralteten und werthlos gewordenen Vorarbeiten (1 Folioband, enthaltend den 1. Theil der Annales, und 4 Cartons loser Blätter mit Notizen für die späteren Theile) ungedruckt und unbenutzt in dem Geh. Staatsarchiv zu Berlin. Man darf wol annehmen, daß die Vollendung und Publication des Werkes unterblieben ist, weil eine solche aus verschiedenen Schriften zusammengesetzte Darstellung der märkischen Geschichte die Billigung des Großen Kurfürsten nicht gefunden hat.

Gewissermaßen als Abschlagszahlung kann das für den Schulgebrauch bestimmte, in deutscher Sprache verfaßte, anonym erschienene Schriftchen: „Deren die Mark zu Brandenburg betreffende Sachen. Erster Entwurff. Verfaßt in zwo Theile. Der I. handelt von der Beschreibung des Landes ..... Der zweite stellet für aller Markgrafen und Churfürsten zu Brandenb. ..... Geschlecht Register bis aufs Jahr 1681“ (Berlin 1681, in 12°) angesehen werden, welches G. G. Küster noch 50 Jahre nach dem Erscheinen als das beste Compendium der märkischen Geschichte bezeichnete.

Unvollendet und infolgedessen auch ungedruckt geblieben sind die „Genealogiae praecipuorum Marchicorum“, vorliegend in zwei Quartbänden, welche sich gleichfalls in dem Geh. Staatsarchiv zu Berlin befinden. Die erst 1725 als Anhang der (anonym erschienenen) Schrift: „De scribenda historia bibliothecae regiae Berolinensis consilium et occasio“ veröffentlichte „Notitia Bibliothecae, quam ... Fredericus Wilhelmus, Marchio et Elector Brandenburg., in aula sua Coloniae ad Spream fundavit“, eine an den Großen Kurfürsten gerichtete, vom 25. April 1687 datirte „Epistola de ... Bibliothecae incunabulis“, ist weiter nichts als eine Art Rechtfertigungsschrift für Hendreich's bibliothekarische Thätigkeit, werthvoll jedoch für die Geschichte der ersten Anfänge dieses großartigen Institutes.

Das bedeutendste Werk Hendreich's, von dem wenigstens ein, wenn auch nur geringer Theil erschienen ist, sind die „Pandectae Brandenburgicae“, die erste litteraturhistorische und bibliographische Encyklopädie, die nach Vollständigkeit strebte. Leider ist von diesem Werk, das, wie sein Titel andeutet, den Ruhm der Mark Brandenburg und ihrer Landesbibliothek verherrlichen sollte, nur ein Band, umfassend die Buchstaben A und B (Berlin 1699, in

Folio) erschienen; der zweite Band, welcher die Buchstaben C und D bringen sollte und bereits im Manuscript druckfertig vorlag, sowie die folgenden, für welche die Vorarbeiten schon gemacht waren, sind ungedruckt geblieben, ja das gesammte Material ist, wie es scheint, jetzt vollständig verschollen. Von den zahlreichen Katalogen der Kurfürstlichen Bibliothek, die H. selbst angefertigt hat, besitzt die jetzige Königl. Bibliothek zu Berlin noch eine Anzahl; auch sie zeugen von dem unermüdlichen Fleiß und der großen Arbeitskraft des Mannes.

Wenn auch H. nicht zu den großen Gelehrten des 17. Jahrhunderts zu rechnen ist, so verdient doch die gewissenhafte Gründlichkeit, mit der er die übernommenen amtlichen und wissenschaftlichen Arbeiten auszuführen bemüht war, unsere volle Anerkennung.

G. G. Küster, Collectio opusculorum historiam Marchicam illustrantium, Stück 6 u. 7, S. 181—189. — Friedr. Wilken, Geschichte d. Kgl. Bibliothek zu Berlin (Berlin 1828), S. 32 ff. — Ernst Fischer, Die officielle brandenburgische Geschichtschreibung zur Zeit des Großen Kurfürsten in der Zeitschr. f. Preuß. Geschichte u. Landeskunde XV (1878), S. 408 bis 411. — Gust. Oppenheim, Christoph Hendreich, Churfürstlich-Brandenburgischer Rat und Bibliothekar, Wissenschaftliche Beilage z. Jahresbericht d. zweiten Realschule zu Berlin, Ostern 1904, 32 Seiten in 4°.

H. Pieper.

Henke: Ernst Ludwig Theodor H. wurde am 22. Februar 1804 als jüngster Sohn des Kirchenhistorikers Heinrich H. in Helmstedt geboren. Nach des Vaters frühem Tode nahmen sich dessen Schüler und Biographen, Bollmann und Wolff, beide Lehrer am Helmstedter Pädagogium, des lebendigen und begabten Knaben an, bis er 1817 das Gymnasium seiner Vaterstadt und 1820 das Collegium Carolinum in Braunschweig bezog. In Göttingen, wo er von Ostern 1822 ab fünf Semester Theologie und Philosophie studirte, schloß er sich Planck und Bouterwek an und erfuhr er den fördernden Einfluß der Predigten des Superintendenten Ruperti. In Jena waren seit Herbst 1824 vorzugsweise Fries und Baumgarten-Crusius seine Lehrer. Der Promotion zum Doctor der Philosophie im März 1826 folgte schon im folgenden Jahre die theologische Habilitation auf Grund einer Dissertation: „De epistolae quae Barnabae tribuitur authentia“ und bereits 1828 die Berufung als Professor an das Collegium Carolinum zu Braunschweig, wo H. über theologische Encyklopädie, Kirchengeschichte, Einleitung ins Alte und Neue Testament, über Logik und Geschichte der Philosophie Vorlesungen hielt. Nachdem er Anfang 1833 einen vierteljährigen Urlaub dazu benutzt hatte, Schleiermacher und Neander in Berlin zu hören, ging er im Herbst als außerordentlicher Professor der Kirchengeschichte und Exegese nach Jena, wo er in Betty Fries, der Tochter seines alten Lehrers und Freundes, die Lebensgefährtin fand, kehrte jedoch drei Jahre später, im August 1836 als Consistorialrath und Director des Predigerseminars von Wolfenbüttel in die Heimath zurück. Zwar bot ihm die letztere Stellung aufs neue die erwünschte Gelegenheit exegetische Vorlesungen zu halten, die praktischen Uebungen der Candidaten zu leiten und zuweilen zu predigen (vgl. Bank und Henke, Das Predigerseminar zu Wolfenbüttel, 1837), aber die kirchenregimentlichen Verwaltungsgeschäfte des Consistoriums bildeten für seine peinliche und scrupulöse Natur eine drückende Last. So erschien ihm die Berufung zum ordentlichen Professor der Theologie in Marburg wie eine Befreiung, obwol sie ihn aufs neue und zwar dieses Mal definitiv von der Heimath trennte. Denn vom Herbst 1839 hat H. der hessischen Landesuniversität ununterbrochen 33 Jahre

lang, also fast die Hälfte seines Lebens, angehört. Neben der Kirchengeschichte, die er anfangs neben Rettberg, seit dessen Tode allein und zwar in dreisemestrigem Turnus vortrug, behielt er dauernd die Homiletik und Liturgik und die Einleitung in das theologische Studium als Lehrgegenstände bei. Neben der homiletischen Societät leitete er seit Hupfeld's Weggang im J. 1843 als Ephorus noch die Stipendiatenanstalt und ward 1846 zweiter, 1848 erster Universitätsbibliothekar. Nach einer zielbewußten reich gesegneten Lehrthätigkeit erlag er am 1. December 1872 den Folgen eines Schlaganfalles.

Seine solide allgemeine und philosophische Bildung befähigte H. den kirchengeschichtlichen Stoff psychologisch zu durchdringen und auch den Gegner gerecht zu würdigen. Indem er scharf zwischen Religion und Theologie schied, lehnte er jeden Traditionalismus in der Lehre ab und hielt er daran fest, daß das Dogma eine fortgesetzte kritische Revision nöthig habe. Dementsprechend fand er gerade in der Mannichfaltigkeit ihrer Lebensformen die Größe und Schönheit der Kirche. So wurde er an der Universität Marburg neben Rettberg der Bahnbrecher einer Kirchengeschichtsschreibung im modernen wissenschaftlichen Sinne. Aus seiner Heimath brachte er das Interesse für Calixt mit, dessen unionsfreundliche Tendenzen seinen eigenen theologischen Anschauungen wahlverwandt waren. Bereits hatte er herausgegeben: „Georg Calixtus' Briefwechsel. Aus Wolfenbüttelschen Handschriften" 1833; „Georgii Calixti ad Augustum ducem Brunsv. epistolae XII ex autogr. nunc primum ed." 1835; „Commercii literarii Calixtini ex autogr. fasciculus tertius" 1840; endlich das Prorectoratsprogramm: „Theologorum Saxonicorum consensus repetitus fidei vere Lutheranae" 1846; auch hatte er schon einen Theil der Darstellung unter dem Nebentitel: „Die Universität Helmstädt im 16. Jahrhundert" 1833 vorausgeschickt, ehe das Hauptwerk seines Lebens: „Georg Calixtus und seine Zeit" in 2 Bänden 1853 und 1860 erschien, das noch immer zu den über die Kirchengeschichte des 17. Jahrhunderts vorzugsweise instruirenden Werken gehört. Die Biographie blieb überhaupt das Gebiet, welches H. am bequemsten lag; hier kam seine feine, genau abwägende und sich liebevoll versenkende Art am glücklichsten zur Geltung. Den zahlreichen Titeln seiner Schriften entsprechen ebensoviele Miniaturbildchen von beschränktem Umfang aber sorgfältiger Ausführung. Es sind zum guten Theile Gelegenheitsreden, die er beim Geburtstage des Kurfürsten oder bei sonstigen festlichen Anlässen gehalten hat, oder Aufsätze, zu deren Abfassung ihm ein specieller Anstoß gegeben war. Seine Antrittsrede in Jena handelte „De Th. Jac. Planckio ejusque historiam ecclesiasticam docendi ratione" vgl. Illgen's Zeitschr. f. hist. Theol. 1843, in Marburg schrieb er die „Memoria C. G. Justi" (1847) und die „Memoria F. G. Rettbergii" (1849), sprach er über „Eduard Platner" (1860), hielt er Theodor Waitz (1864) und August Vilmar (1868) die Grabrede und behandelte er eingehender das Leben seines Schwiegervaters („Jakob Friedrich Fries. Aus seinem handschriftlichen Nachlasse dargestellt", 1867). Hatte ihn Calixt gefesselt als Landsmann wie als Vorkämpfer der Union, so zeigt sich ein gleiches persönliches Interesse bei zwei weiteren Gruppen seiner kleinen in Marburg entstandenen Schriften; denn sie offenbaren den warmen Sinn für die Localgeschichte der neuen hessischen Heimath und den Eifer für einen weitgreifenden Zusammenschluß aller evangelischen Kirchengruppen in alter und neuer Zeit. Unter die ersteren gehören außer vier der schon genannten biographischen Skizzen noch „Konrad von Marburg, Beichtvater der heiligen Elisabeth und Inquisitor" (1861) und „Die Eröffnung der Universität Marburg im Jahre 1653" (1862); unter die letzteren Henke's anonym erschienene „Bemerkungen über Stahl's Sendschreiben gegen die Erklärung vom 15. August 1845"

(1845), seine Reden und Vorträge über „das Verhältniß Luthers und Melanchthons zu einander“ (1860), „Spener's Pia Desideria und ihre Erfüllung“ (1862), „Rationalismus und Traditionalismus im 19. Jahrhundert“ (1864), „Caspar Peucer und Nicolaus Krell“ (1865), „Schleiermacher und die Union“ (1868), „Eine deutsche Kirche“ (1872); unter beide Gruppen zu gleicher Zeit: „Das Unionskolloquium zu Cassel im Juli 1661“ (1861). Neun dieser kleineren Sachen erschienen sammt der Vorlesung: „Papst Pius VII.“ (1860) unter dem Sammeltitel: „Zur neuern Kirchengeschichte. Akademische Reden und Vorlesungen“ (1867). Weitere Publicationen Henke's dieser Art sind: „Johann Hus und die Synode von Constanz“ (Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftl. Vorträge, herausg. von Virchow und v. Holtzendorff 1869), „Französische Frauen vor dem Revolutionstribunal“ (Westermanns Illustrirte Monatshefte 1868), „Das häusliche Leben von Thomas Morus“ (Historische Zeitschrift 1869), „Theodor Agrippa d'Aubigné“ (Raumers Historisches Taschenbuch 1873). Auch schrieb er für die ersten Bände der Allg. D. Biogr. zwölf Biographien. — Dem akademischen Unterrichte dienten seine zusammen mit Lindenkohl besorgte erste vollständige Ausgabe von Abälard's Sic et non (1851) und „Zur Einleitung in das theologische Studium. Grundriß für Vorlesungen“ (1869). Henke's Vorlesungen über neuere Kirchengeschichte seit der Reformation gaben Gaß und Vial in drei Bänden 1874 bis 1880, seine feinsinnigen und ästhetisch werthvollen Vorlesungen über Liturgik und Homiletik Zschimmer 1876 heraus.

Joh. Günther, Lebensskizzen der Professoren d. Universität Jena, 1858, S. 37 ff. — Cunze, Schüler-Album d. Helmstedt-Schöningenschen Gymnasiums 1817—1867, S. 5 ff. — Jul. Cäsar im Marburger Rektoratsprogramm vom J. 1873. — Joh. G. Dreydorff, Ergebnisse und Gleichnisse, 1874. (Enthält Bruchstücke aus Henkes Tagebüchern.) — Mangold, E. L. Th. Henke. Ein Gedenkblatt, 1879; — Derselbe in der Real-Encyklopädie f. protestantische Theologie und Kirche. 2. Aufl. Bd. V, 3. Aufl. Bd. VII.

Friedrich Wiegand.

Henke: Philipp Jacob Wilhelm H., Anatom, als Sohn des Kirchenhistorikers Ernst Ludwig Theodor H. geboren zu Jena am 19. Juni 1834 und gestorben als ordentlicher Professor der Anatomie in Tübingen am 17. Mai 1896, studirte in Marburg, Göttingen und Berlin, erlangte 1857 die Doctorwürde in Marburg, war zunächst Assistent beim berühmten Ophthalmo-Physiologen Donders in Utrecht, erlangte hierauf die Stellung als anatomischer Prosector in Marburg, habilitirte sich 1858 als Privatdocent daselbst und war successive seit 1864 Professor e. o., seit 1865 ordentlicher Professor und Director der Anatomie in Rostock, seit 1872 in Prag und von 1875 bis zu seinem Lebensende in Tübingen; doch hatte er allerdings etwa ein Jahr vor seinem Tode aus Gesundheitsrücksichten wissenschaftliche und Lehrthätigkeit aufgeben müssen. Die wichtigsten von Henke's zahlreichen, lediglich die Anatomie (incl. der topogr. u. Künstleranat.) betreffenden litterarischen Arbeiten sind betitelt: „Handbuch der Anatomie und Mechanik der Gelenke“ (Leipzig 1863); „Topographische Anatomie des Menschen“ (Atlas und Lehrbuch, Berlin 1879 bis 1883); „Die Menschen des Michel Angelo im Vergleich mit der Antike“ (Rostock 1871); „Anatomie des Kindesalters“ (in Gerhardt's Handbuch der Kinderkrankheiten); „Beiträge zur Anatomie des Menschen in Beziehung auf Bewegung“; „Construction der Lage des Herzens in der Leiche aus einer Serie von Horizontalschnitten“; „Die Gruppe des Laokoon“; „Der Typus des germanischen Menschen im deutschen Volke“. Einige der auf Kunstwissenschaft und Künstleranatomie bezüglichen kleineren Abhandlungen gab er ge-

sammelt heraus unter dem Titel „Vorträge über Plastik, Mimik und Drama" (1892). Auch rührt von ihm eine Denkschrift auf seinen großen Specialcollegen Jacob Henle her.

Biogr. Lexikon, hrsg. von A. Hirsch und E. Gurlt III, 151.

Pagel.

Henkel: Heinrich H., Musiker, wurde am 16. Februar 1822 zu Fulda geboren und starb am 10. April 1899 zu Frankfurt a. M. Sein Vater war Stadtcantor und Organist zu Fulda, eine Stellung, die bereits Vater und Großvater mütterlicherseits, Sebastian und Balthasar Zahn, innegehabt hatten. Letzterer war 1750 vom Fürstabte v. Buseck aus Schmalkalden berufen worden. Der Vater Michael H. hat sich als Componist für die Orgel einen guten Ruf erworben; er war ein Schüler Vierling's, dieser ein Schüler Bach's. So wurden die Traditionen gründlichster, gediegenster musikalischer Schulung auch auf den Sohn vererbt. Noch ehe Heinrich H. in das Gymnasium seiner Vaterstadt eintrat, begann er Clavier und Orgel zu spielen und versah mit dem zehnten Jahr schon das tägliche Orgelspiel in der Stadtpfarrkirche. Im J. 1839 wurde er nach Absolvirung des Gymnasiums von seinem Vater zu dem berühmten Claviermeister Aloys Schmitt nach Frankfurt gebracht, zugleich begannen seine Studien in der Harmonie und dem Contrapunkt bei dem als Theoretiker und Componisten hochgeschätzten Hofrath Anton André in Offenbach. Die Studien bei beiden Männern nahmen einen äußerst günstigen Verlauf; Hofrath André nahm nach Jahresfrist den jungen H. ganz ins Haus. Er war gerade mit der Vollendung seines großen theoretischen Lehrbuchs beschäftigt und dictirte, durch geschwächtes Augenlicht am Schreiben verhindert, H. den letzten Band „Die Kunst der Fuge" in die Feder. Eine reiche Fülle musikalischer Kenntnisse entsproß ihm aus diesem Verkehr mit dem hochgebildeten Manne, der seine durch den Vater schon gepflegte Neigung für die classische Musik und seinen Geschmack noch mehr befestigte. Die im André'schen Besitz befindlichen Mozartmanuscripte studirte er zu seiner Zeit genau und half ihren Katalog anfertigen; Mozart blieb bis an sein Lebensende der von ihm am höchsten verehrte Meister. Nach dem Tode André's 1842 besorgte er die Revision der Fugenlehre und schrieb ein Vorwort dazu. In die Heimath zurückgekehrt, fand H. eine Fülle von Arbeit; er übernahm den Musikunterricht seines erkrankten Bruders am Schullehrerseminar, gründete einen gemischten Gesangverein und veranstaltete unter Zuziehung tüchtiger Dilettanten und der Militärcapelle Abonnementconcerte. Auch die musikalische Leitung der unter Erk und Hennig stehenden Meiningenschen Operntruppe wurde ihm übertragen. Die Jahre 1846 und 1847 verbrachte er in Leipzig bei dem bedeutenden Clavierpädagogen Jul. Knorr, dem Schüler Wieck's und Freund Schumann's, anregenden Unterricht genießend und die Richtung für seine eigene Thätigkeit als Lehrer dort empfangend. Er besuchte auch die Collegien des Professors Merkel über Kehlkopfkunde und Gesangsorgane und die Moritz Haupt's über mittelhochdeutsche Sprache und Litteratur. Reiche Anregung floß ihm aus dem Verkehr mit Dr. Brendel, Hauptmann, Riccius und Lobe und dem collegialischen Zusammenleben mit jüngeren Kunstgrößen, wie Ludwig Meinardus, Emil Büchner, Theodor Coccius, die wie er der Schumann'schen Muse huldigten und sich zusammen in dessen Kammermusikwerke vertieften. H. wurde durch seinen Landsmann Heinrich König auch in litterarische Kreise eingeführt; in den festen Abenden bei Gustav Kühne traf er auch mit musikalischen Notabilitäten, wie Mendelssohn, Moscheles und Gade zusammen. 1848 und 1849 wirkte er in Fulda; doch konnten seinem weiterstrebenden Sinn die dortigen kleinen Verhältnisse auf die Dauer nicht behagen, und so ergriff er gern die sich ihm im October 1849 bietende

Gelegenheit, in einen anderen Wirkungskreis einzutreten. H. wurde von dem Musikalienhändler André in Frankfurt zur Mitwirkung in einem Concert herangezogen, welches dieser zur Feier der Aufstellung eines von ihm aufgefundenen Mozartporträts gab. Henkel's Clavierspiel und einige eigene, von dem Sänger Stigelli vorgetragene Lieder gefielen so, daß die Sängerin Graumann, später berühmte Gesangslehrerin Frau Marchesi, Henkel's Mitwirkung in ihrem Concert erbat. Hier trug er Schumann's Clavierquintett zum ersten Mal in Frankfurt mit Beifall vor, die neue Richtung vorzüglich vertretend; dies trug ihm von allen Seiten Anträge ein. So entschloß er sich zur Uebersiedlung und wirkte fortan in Frankfurt nach den verschiedensten Richtungen hin. Sich zunächst dem Unterrichte mit aller Kraft zuwendend, gewann er bald eine große Anzahl von Schülern für Clavier, Gesang und Musiktheorie, und der Gedanke wurde schon bald in ihm rege, eine allgemeine Musiklehranstalt zu gründen. Verwirklichen sollte er sich erst 1860, wo auf Henkel's eifriges Bedeuten die „Frankfurter Musikschule" entstand, in deren Vorstand er mit anderen Frankfurter Künstlern trat. Während der letzten vierzehn Jahre seines Lebens leitete er sie allein. Der von ihm gegründete Kirchengesangverein stellte unter seiner zehnjährigen Leitung die Musik in den katholischen Kirchen Frankfurts auf eine künstlerische Stufe; er führte dort Messen und andere Kirchenwerke von Mozart, Haydn, Hummel, André und Cherubini auf. Im philharmonischen Verein, dessen Direction er nach des Musikdirectors Messer's Tode übernommen hatte, wie in den von ihm gegründeten Kammermusikconcerten stellte er sich stets die Aufgabe, neben den Werken der Classiker auch denen neuer, unbekannter Künstler Geltung zu verschaffen. Zur Zeit des bundestäglichen Frankfurt verkehrte H. mit seiner liebenswürdigen Gattin viel in jenen ersten Kreisen, an deren musikalischen Darbietungen auch Bismarck und seine Gattin gern theilnahmen. Hier fand auch die erste Aufführung von „Paradies und Peri" in Frankfurt statt, die H. mit einigen guten Solisten und kleinem Chor zu Stande brachte. So sehr auch die Direction eines großen Gesangvereins ihn angezogen hätte, er mußte die ihm gewordenen Rufe nach Darmstadt, Aachen, München und Sondershausen ablehnen, da seine Gesundheit früh durch Lungenentzündungen geschwächt war und er sich deshalb den Erregungen einer größeren Stellung nicht aussetzen durfte.

Als Schriftsteller wie als Componist hat H. eine vielfache Thätigkeit entfaltet. Didaktische Clavierwerke, Instrumental- und Vocalcompositionen sind von ihm veröffentlicht; er schrieb eine Biographie Aloys Schmitt's, eine Schilderung der Familie André, einen Führer für die Wahl der Litteratur beim Clavierspiel. Ehrende Auszeichnungen wurden ihm durch Verleihung des Musikdirectortitels im J. 1883 und durch den 1890 seitens der philosophischen Facultät der Universität Marburg verliehenen Titel eines „Doctor musices et liberalium artium honoris causa" zu theil. Seine Umarbeitung des ausgedehnten André'schen Theoriebuchs zu einem kurzen praktischen Lehrbuch trug ihm vom Großherzog von Hessen die große goldene Medaille für Kunst und Wissenschaft ein. Gleiche Auszeichnung verlieh ihm der Herzog von Coburg-Gotha für eine ihm gewidmete Ouvertüre; Kaiser Wilhelm I. dankte H. mit eigenhändigem Cabinetschreiben für das ihm 1870 gewidmete Te Deum. Besonders in der letzten Zeit seines Lebens, als er sich, mit Ausnahme der Lesethätigkeit, von jeder öffentlichen Betheiligung am musikalischen Leben Frankfurts zurückgezogen hatte, beschäftigten ihn wissenschaftliche Werke. Eine populäre „Geschichte der Musik", eine „Methodik des Clavierunterrichts", eine „Geschichte der Tonschrift" hat H. im Manuscript hinterlassen. Seine werthvolle musikalische Bibliothek, zum Theil von den Vätern ererbt, doch durch ihn

namhaft vermehrt, ging im Juni 1900 in den Besitz der „Freiherrlich Karl v. Rothschild'schen öffentlichen Bibliothek" über, wo sie als „Dr. Heinrich Henkel'sche Bibliothek" aufbewahrt bleiben wird. Zwei seiner Töchter, unter des Vaters Leitung musikpädagogisch geschult, führen die Frankfurter Musikschule fort.
Caroline Valentin.

Henle: Friedrich Gustav Jacob H., der große Göttinger Anatom und Patholog, stammte aus Fürth in Franken, wo er von jüdischen, später zum Christenthum übergetretenen Eltern am 19. Juli 1809 geboren wurde. Von 1827—32 an den Universitäten Bonn und Heidelberg ausgebildet — an ersterer als Lieblingsschüler von Johannes Müller, dem nachmaligen großen Haupt einer besonderen physiologischen Schule und Lehrer der Biologie in Berlin — erlangte er am 4. April 1832 in Bonn die Doctorwürde mit der Inauguralabhandlung: „De membrana pupillari aliisque oculi membranis pellucentibus" und unternahm noch vor Ablegung der Staatsprüfung in Berlin in Begleitung von Joh. Müller zwecks zootomischer Studien im Jardin des plantes eine Reise nach Paris. 1834 wurde H. bei seinem inzwischen nach Berlin berufenen Lehrer Joh. Müller Prosector, mußte jedoch infolge seiner früheren Betheiligung an der Burschenschaftsbewegung verhaftet und mehrere Monate in der Berliner Hausvoigtei detinirt, seine wissenschaftliche Laufbahn unterbrechen. Auf A. v. Humboldt's Fürsprache begnadigt, konnte H. erst 1837 sich habilitiren, aus welchem Anlaß er die Entdeckung des Cylinderepithels des Darms in der berühmten Schrift: „Symbolae ad anatomiam villorum intestinalium inprimis eorum epithelii et vasorum lacteorum" veröffentlichte. Schon nach zweijähriger Doctorthätigkeit, von 1838—40 wurde er von Berlin als Professor der Anatomie nach Zürich berufen, wo er später noch zugleich über Physiologie las und sein Aufsehen erregendes Werk „Allgemeine Anatomie" (Leipzig 1841) verfaßte. Hier gründete er auch 1844 im Verein mit dem ihm befreundeten Pathologen Pfeufer die „Zeitschrift für rationelle Medicin", ein Organ, welches eine Art von Umwälzung in den Anschauungen über Pathologie anbahnen helfen sollte und thatsächlich anbahnte, das jedoch trotz seiner großen Bedeutung und eines weiten Leserkreises infolge des Ablebens Pfeufer's zu erscheinen aufhörte. 1844 folgte H. einem Ruf als zweiter Professor der Anatomie nach Heidelberg, wo er neben Tiedemann Physiologie und Anthropologie vertrat und nach dessen Emeritirung die Direction des anatomischen Instituts erhielt. 1852 wurde er als Nachfolger des älteren Langenbeck nach Göttingen als ordentlicher Professor der Anatomie und Director des anatomischen Instituts berufen. Hier hat er bis zu seinem Tode am 13. Mai 1885, zuletzt als Geh. Obermedicinalrath, ständiger Secretär der Societät, in segensreichster Weise gewirkt. Unstreitig gehört H. nicht bloß zu den bedeutendsten Anatomen, sondern überhaupt zu den hervorragendsten Medicinern des verflossenen Jahrhunderts. Als Anatom hat er, abgesehen von einer anerkannten Lehr- und einer außerordentlich umfassenden schriftstellerischen Thätigkeit sich unsterbliche Verdienste durch ebenso zahlreiche wie gewichtige Entdeckungen erworben. Eine Aufzählung derselben im Einzelnen im Rahmen dieser Lebensbeschreibung zu liefern, ist aus äußeren Gründen unmöglich; der Kürze halber sei auf die ausgezeichnete Darstellung Waldeyer's, des zeitigen Berliner Anatomen, in der unten genannten Quelle hingewiesen. Hier genügt die allgemeine Bemerkung, daß fast kein Capitel der allgemeinen und speciellen Anatomie von H. ohne Bereicherung geblieben ist, und daß auch die Verbesserung der anatomischen Nomenclatur in einer Jahrzehnte lang gültigen und von den Fachgenossen als zweckmäßig anerkannten Form eines der wesentlichsten Verdienste Henle's ist. Nicht minder hat H.

eine Fülle neuer Thatsachen zur Bearbeitung der Zootomie und vergleichenden Anatomie geliefert. Ein Theil von Henle's Neuerungen ist in seinen classischen, dauernden Werth behaltenden Lehrbüchern (einem großen und einem kleineren Grundriß), sowie Atlanten (Titelverzeichnisse s. in den unten genannten Quellen) niedergelegt. Henle's Genialität offenbarte sich auch in seinen pathologischen Forschungen, die gerade in der Gegenwart, im Zeitalter der Bacteriologie, wieder seinen Ruhm aufgefrischt haben, indem er als einer der ersten mit der allergrößten Bestimmtheit schon in seinen für alle Zeit classischen „Pathol. Untersuchungen" (Berlin 1840), den Gedanken von der parasitären Aetiologie der Infectionskrankheiten vertrat. Ist doch auch Koch, der Vater der modernen Bacteriologie, nicht unwesentlich von Henle'schen Ideen beeinflußt und geleitet worden. So ist denn auch nach dieser Richtung Henle's Wirken nicht spurlos untergegangen. Auch sonst verdankt H. die Pathologie manche neue, aufklärende, und einen Fortschritt in der Erkenntniß einleitende resp. bedeutende Einzelheit. Sein zweibändiges „Handbuch der rationellen Pathologie" (Braunschweig 1846—53) steht neben ähnlichen Werken von Lotze u. A. als Markstein in der neueren naturwissenschaftlichen Aera der Medicin und hat zu ihr den wesentlichsten Anstoß geliefert. Zu vielen pathologischen Thatsachen lieferte H. die anatomische Erklärung und Stütze. — Henle's Leistungen erfuhren schon bei Lebzeiten die gebührende Würdigung und verschafften ihm eine große Reihe äußerer Auszeichnungen: die philosophische Doctorwürde von der Universität Breslau, die juristische (Dr. of common law) von Edinburg, die Mitgliedschaft zahlreicher gelehrter Gesellschaften u. s. w. Ein Schwiegersohn Henle's ist der gegenwärtige Göttinger Anatom Fr. Merkel, der seinem Schwiegervater ein kostbares Denkmal in Gestalt einer umfassenden Biographie (Braunschweig 1891) gesetzt hat.

Anderweitige Quellen sind Waldeyer (Biogr. Lex. hervorr. Aerzte hrsg. v. A. Hirsch u. E. Gurlt III, 151—154), sowie Pagel, Hist.-med. Bibliogr. d. J. 1875—96 (Berlin 1898, S. 628). Pagel.

Henneberg: Johann Baptist H., Musiker. H. wurde am 6. December 1768 in Wien als Sproß einer Musikerfamilie geboren. Sein Vater war Organist am Schottenstift in Wien; natürlich wurde auch der Sohn zum Musiker ausgebildet. Er scheint lange ohne feste Stellung geblieben zu sein; 1790 wurde er als Capellmeister bei Emanuel Schikaneder, dem damaligen Director des Freihaustheaters auf der Wieden, angestellt. Wegen der Kränklichkeit seiner Gattin gab H. diese Stellung auf und ging im J. 1804 nach Hof an der ungarischen Grenze. Er widmete sich dort der Landwirthschaft, nahm aber trotzdem später eine Stellung als Organist bei dem Fürsten Nikolaus Eszterházy an, in Eisenstadt, wo er auch später, nach Hummel's Abgang, die Opernaufführungen leitete. Nach der Auflösung der fürstlich Eszterházy'schen Capelle begab er sich (1813) wiederum nach Wien und wirkte daselbst als Regens chori an der Stadtpfarrkirche am Hof. Im J. 1818 wurde H., nach Sebastian Oehlinger's Tode, Hoforganist in Wien. Er starb an den Folgen einer Verletzung, die er sich beim Orgelspiel beigebracht hatte, am 26. November 1822.

Für uns kommt aus Henneberg's abenteuer- und wechselreichem Leben nur die Zeit von 1790 bis 1803 in Betracht, während welcher H. unter Schikaneder am Freihaustheater und am Theater an der Wien in Wien thätig war. Das Freihaustheater war von dem routinirten Principal und scrupelfreien Theaterdichter Schikaneder 1789 übernommen worden, der seine ganze aus Regensburg, wo er bisher Theaterdirector gewesen war, mitgebrachte Sänger- und Schauspielergesellschaft in den Dienst des neuen Theaters hatte übergehen lassen. Für

Schikaneder mußte es sich in erster Linie darum handeln, auf dem Gebiet des volksthümlichen Wiener Schauspiels seinen Concurrenten, den Director des Leopoldstädter Theaters, Marinelli mit Namen, zu schlagen. Alle für ihn verfügbaren Mittel und Kräfte stellte er in den Dienst dieses Concurrenzkampfes. Schaulust und Lachlust, Rührseligkeit und Lust an der Musik — das waren die Dinge, auf die er bei dem Publicum, mit dessen Gunst er rechnete, Rücksicht nehmen mußte. So fabricirte er denn Spektakelstücke und komische Volkspossen, Ritterstücke und Zauberopernterte, die er möglichst rasch einstudiren und aufführen mußte. Schnelle Composition der Opern, die er oft actweise zu gleicher Zeit von verschiedenen Componisten in Musik setzen ließ, war eine Hauptbedingung für seine Existenzmöglichkeit. Daß er sich darum gerade H. als Capellmeister aussuchte, ist für diesen in gleicher Weise schmeichelhaft und verdächtig: seine besonders günstige Verwendbarkeit für solche Zwecke, ohne die ihn der geriebene Prakticus Schikaneder nimmermehr engagirt hätte, läßt ihn in gleicher Weise als einen flinken und kenntnißreichen, wie als einen oberflächlich arbeitenden Musiker erscheinen. 1790 trat H. als Nachfolger Teyber's als Capellmeister in den Verband des Freihaustheaters. Seit 1798 führen ihn die Personaltabellen als „Capellmeister und Compositeur". Ihm wurde im Laufe der Zeit als weiterer Compositeur ein gewisser Anton Fischer beigegeben und ein „Musikdirector" Gebler unterstellt. Das Orchester des Freihaustheaters, eines der besten Wiener Theaterorchester, bestand damals aus im Ganzen 35 Mann (9 Violinisten, 4 Bratschisten, 3 Cellisten, 3 Contrabassisten, je 2 Flötisten, Oboisten, Clarinettisten, Fagottisten, Hornisten und Trompeter, 3 Posaunisten und 1 Paukenschläger). 1801 erscheint Ignaz Ritter v. Seyfried als Capellmeister, H. wird bloß mehr als „Compositeur" angeführt. 1803, zugleich mit der Uebergabe der Theaterdirection von Schikaneder an Bartholomäus Zitterbarth, scheidet H. aus dem Verband des Theaters. 1804 besitzt das Schikanedertheater 2 Capellmeister, 1 Compositeur und 2 Orchesterdirectoren; das Orchester besteht aus 37 Personen.

Henneberg's Hauptarbeit war die rasch und effectvoll zu fertigende Musik zu den von Schikaneder und seinen theatralischen Leibdichtern fabricirten Stücken. Nicht selten wurde da die Composition actweise vertheilt; so componirte H. 1798 den zweiten Act von M. Stegmayer's ländlichem Gemälde „Das Jägermädchen", 1799 den ersten Act von Schikaneder's Zauberspiel „Mina und Peru oder die Königspflicht" — beide Male theilte er sich mit Seyfried in die Arbeit. Auch zu vielen anderen meist Schikaneder'schen Dramen hat er die Musik geschrieben. Aus dem Ritterstück „Konrad Langbart von Friedburg oder der Burggeist" hat sich ein Marsch für Blasinstrumente (in Es-dur) erhalten, desgleichen eine „Favorit-Ariette" aus der Operette „Die Kaufmannsbude" (A-dur, in Form einer Da capo-Arie): beide im Besitz der Wiener Gesellschaft der Musikfreunde befindlichen Compositionen sind nicht ohne frisches Leben, aber recht oberflächlich gemacht. Besser sind seine Clavierauszüge, wie derjenige von Schikaneder's Oper „Babylons Pyramiden", oder der des zweiten Theils der „Zauberflöte" („Das Labyrinth"), die ihn sogar als einen sehr tüchtigen und gewissenhaften Musiker erscheinen lassen. Von seinen Werken sind noch zu erwähnen zwölf Menuette für Orchester, zwölf „Deutsche Tänze", ein paar komische Gesangsstücke und ein Tantum ergo. — Es steckt viel Wissen und Können in Henneberg's Werken; aber auch er war ein Künstler, dem das Leben in seinem harten Drang Ruhe und geistige Freiheit fast nie vergönnt hat.

Wurzbach 8, 74. — Grove 1, 728. — Eitner 5, 110. — Fétis 4, 293.

Egon von Komorzynski.

Henneberg: Wilhelm H., Dr. philos. et Dr. med. hon. c., königlich preußischer Geh. Reg.-Rath, ordentl. Professor an der Universität zu Göttingen und Dirigent der landw. Versuchsstation daselbst, † am 22. November 1890. Als ältester Sohn des Domänenpächters H. in Wassersleben (Grafschaft Wernigerode) am 10. September 1825 geboren, erhielt er zunächst im elterlichen Hause durch Privatlehrer den zur Vorbereitung auf den Besuch eines Gymnasiums nöthigen Unterricht und bekundete dabei neben beachtenswerthen geistigen Fähigkeiten auch ein besonderes Interesse für Belehrungen aus der Naturkunde, wozu ihm wol der Betrieb eines in der Umgebung seines Geburtsortes gelegenen Hüttenwerkes Anregung geboten hatte. Nachdem er das Gymnasium in Braunschweig und das dortige Collegium Carolinum im Alter von 19 Jahren absolvirt hatte, entschloß er sich unter dem Einfluß der ihm zugänglich gewesenen Schriften J. v. Liebig's zum Studium der Chemie und wandte sich zu diesem Behufe Ostern 1845 nach Jena. Als er hier die fundamentalen naturwissenschaftlichen Studien zum Abschluß gebracht, ging er nach Gießen, um dort vorzugsweise die agriculturchemischen Vorlesungen von J. v. Liebig zu hören und in dessen Laboratorium zu arbeiten. Hatte er sich dieser Aufgabe bis Ostern 1848 ungestört widmen können, so suchte er sich nunmehr durch selbständige Thätigkeit in einem ihm eingeräumten chemischen Laboratorium und durch Ertheilung naturwissenschaftlichen Unterrichtes an der Ackerbauschule zu Badersleben, sowie auch durch Instructionsreisen, die er bis nach England auszudehnen vermochte, weiter auszubilden. Inzwischen erwarb er sich an der philosophischen Facultät der Universität Jena den Doctorgrad und fand demnächst Veranlassung, eine Anstellung als zweiter Secretär des landw. Vereins im Herzogthum Braunschweig, freilich nur als provisorische Function, um Ostern 1851 zu übernehmen. Es wurde ihm jedoch schon nach Jahresfrist durch die Ernennung zum Secretär der reorganisirten königlich hannoverschen Landwirthschafts-Gesellschaft zu Celle eine erwünschte Gelegenheit zur Erweiterung seines Wirkungskreises geboten, denn hiermit war ihm nicht nur die selbständige Leitung des Secretariates sowie die Redaction des von ihm begründeten „Journals für Landwirthschaft“, sondern auch die Verfügung über ein Laboratorium zur Ausführung agriculturchemischer Untersuchungen übertragen. Gleichwol bildete auch diese Stellung nur eine Vorstufe für diejenige Wirksamkeit, mit welcher er sein Berufsleben ausfüllen sollte; er wurde im Sommer 1857, als die genannte landw. Gesellschaft die letzten Vorbereitungen zur Errichtung einer landw. Versuchsstation in Weende bei Göttingen traf, mit der Leitung derselben betraut. Hiermit war ihm ein durch wissenschaftliche Untersuchungen noch vielfach zu erschließendes Gebiet überwiesen, und er widmete sich dieser Aufgabe mit voller Kraft, um der Landwirthschaft als kundiger Beamter, der Wissenschaft der Agriculturchemie als gewissenhafter Forscher dienen zu können. Seine gediegenen Kenntnisse, seine hervorragenden Leistungen sicherten ihm bald nicht nur dankbare Anerkennung in den Kreisen der interessirten Landwirthe, sondern auch ehrenvolle Beachtung seitens der Vertreter der Wissenschaft. So wurde ihm im Wintersemester 1864/65 durch Vermittlung der philosophischen Facultät der Universität zu Göttingen ein Lehrauftrag für Agriculturchemie ertheilt, den er seit dem Beginn des Sommersemesters 1865 anfänglich als a. o. Professor und später als Ordinarius mit anerkennenswerthem Erfolge ausgeübt hat. Kam ein solcher Erfolg auch nicht in der Zahl seiner Hörer zum Ausdruck, so trat derselbe doch unverkennbar in der Gediegenheit seines Vortrages und in der Beherrschung des Auditoriums durch reiche Belehrung, durch Anregung zu eifrigem Studium und durch Ein-

flößung dankbarer Hochschätzung hervor. Mit berechtigter Genugthuung konnte sich H. daher auch auf die Verlegung der ihm unterstellten Versuchsstation von Weende nach Göttingen vorbereiten, um dort im innigen Contact mit den naturwissenschaftlichen Instituten der Universität, sowie mit dem 1872 angegliederten landwirthschaftlichen Lehrinstitute einen Zuwachs an Mitteln und Aufgaben für seinen Wirkungskreis zu gewinnen.

Wie schon seit Anfang der 60er Jahre seine Thätigkeit hauptsächlich durch die Aufgaben einer systematisch betriebenen Erforschung der Nährstoffe und der Nährwirkung der verschiedenen Futtermittel, sowie des Nahrungsbedarfs der verschiedenen landwirthschaftlichen Nutzthiere und des Stoffwechsels im Ernährungsproceß derselben in Anspruch genommen war, so hielt er diese Forschungsrichtung auch in Göttingen ein und wandte sich mit dem weiteren Vordringen in das von ihm zur wissenschaftlichen Erschließung ausersehene Gebiet den schwierigeren Aufgaben zu, welche noch der Lösung harrten. Kamen ihm dabei auch die in Göttingen bereit gehaltenen reicheren Hülfsmittel zu statten, so bedurfte es doch eines wissenschaftlichen Scharfblickes auf gehobenem Standpunkte, einer Unverdrossenheit und Energie, wie sie von H. bethätigt wurden, um derartige Forschungen mit Erfolg durchzuführen. Bei dem enormen Erforderniß im Aufwande an Zeit und Arbeit gelang es ihm zwar noch, die für wichtig erkannte Fragestellung (Wirkung einer über den Bedarf im Beharrungszustande vermehrten Nährstoffzufuhr) in einer Richtung des Ernährungsprocesses zur Entscheidung zu führen und sodann die vorbereitenden Untersuchungen auch für die anderen Richtungen anzustellen, aber leider war es ihm nicht mehr vergönnt, diese umfassenden Forschungsarbeiten zur Vollendung zu bringen, da er bereits im Alter von 64 Jahren von einer heftigen Erschütterung seines Gesundheitszustandes betroffen wurde. Gleichwol hat er ein Lebenswerk von außergewöhnlicher Bedeutung vollbracht, denn er hat als bahnbrechender Pionier der Wissenschaft gewirkt, als ein erleuchteter Führer in der gedachten Forschungsrichtung auch eine dominirende Stellung auf dem Gebiete der Thierernährungslehre eingenommen und als Meister der von ihm vertretenen Lehrdisciplinen eine große Zahl von tüchtigen Schülern in den Dienst der Wissenschaft gezogen, um deren Förderung durch jene in seinem Geiste sicher gestellt sehen zu können.

Als bleibendes Zeugniß seiner umfassenden Leistungen ist die große Zahl seiner litterarischen Arbeiten zu betrachten, welche sich auf die Gebiete der Landwirthschaft und der Agriculturchemie, der analytischen, technischen und physiologischen Chemie, sowie in den Bereich der Biologie bezw. der Thierphysiologie erstreckten und theils in den angesehensten wissenschaftlichen Zeitschriften, theils in selbständig erschienenen Schriften zur Veröffentlichung gelangten. Von einem lebendigen Drange nach Förderung der wissenschaftlichen Erkenntniß beherrscht, war er in seiner vielseitigen Thätigkeit fast unermüdlich und fand im Wechsel der Arbeit des Forschers, des Lehrers und des Litteraten stets neue Anregung und Stärkung. Dabei waren ihm Bescheidenheit, Zuvorkommenheit und Güte im hohen Grade eigen und neben diesen vortrefflichen Eigenschaften kam sein edler Charakter in mildem Ernste und Lauterkeit, in Uneigennützigkeit und Selbstlosigkeit, wie in hoch entwickeltem Pflichtgefühl und strenger Wahrhaftigkeit zum Ausdruck. Einem Manne von solcher Capacität und so gewinnenden Charakterzügen wurde sowol die innigste Verehrung aus dem Kreise der Berufsgenossen, als auch die ungetheilte Hochschätzung aus anderen, vom persönlichen Verkehr mit ihm oder von seinem Wirken berührten Kreisen dargebracht. Ihm fehlte es nicht an Ehrenbezeigungen mannichfacher Art, von siebenzehn wissenschaftlichen Gesellschaften und Vereinen ähnlicher

Tendenz war er theils zum Ehrenmitgliede, theils zum correspondirenden bezw. ordentlichen Mitgliede ernannt, ihm wurde seitens der Liebig-Stiftung die große goldene Medaille als dem ersten und würdigsten Träger derselben verliehen, und schon 1867 wurde er von der medicinischen Facultät der Universität Halle durch die Ernennung zum Doctor honoris causa ausgezeichnet. Diesen gewichtigen Ehrenvotionen reihten sich noch verschiedene Ordensdecorationen an, welche mit der im J. 1889 erfolgten Ernennung zum kgl. preußischen Geheimen Regierungsrathe ihren Abschluß fanden.

Noch im Besitze einer ungebrochenen Kraft traf er Vorbereitungen zu weiteren Forschungsarbeiten und befaßte sich mit der schriftlichen Bearbeitung der Ergebnisse seiner letzten Untersuchungen, als ihn gegen Ende 1889 ein Schlaganfall heimsuchte, der ihn für einige Monate an das Krankenlager fesselte und, ohne ihn seiner geistigen Capacität zu berauben, doch seinem Wirken eine unvorhergesehene Schranke setzte, an welcher ihm schon nach Jahresfrist ein sanfter Tod beschieden sein sollte.

Vgl. Landw. Versuchsstationen, Jahrg. 1891, „Wilhelm Henneberg“ von Dr. Pfeiffer. C. Leisewitz.

Hennings: Johann Friedrich H., Genre- und Landschaftsmaler, geboren am 16. October 1838 zu Bremen, † am 29. Juni 1899 in München, lernte bei Oswald Achenbach in Düsseldorf und nahm, nachdem er Italien bereist hatte, seinen Wohnsitz zu München. Bei aller Naturwahrheit tragen seine Bilder doch idealen, aber durch einen etwas decorativen Charakter versetzten Beigeschmack. Er liebte Abendstimmungen und Mondnächte in sehr harmonischer Färbung; als Staffage erscheinen Herren und Damen, Reiter und Jäger häufig in Rococococostümen. Seine Bilder behandelten in beiläufiger Reihenfolge 1863: eine Heuernte bei Rosenheim; Mühle im Walde; 1864: Badende Kinder (Motiv aus dem Amperthal bei Pähl); 1865: Morgen am Gardasee bei Torbole; 1866: Mondnacht bei Verona, den Marienplatz in München, Salzburg bei Nacht; 1868: das Schloß Nymphenburg nächst München, und eine Partie aus dem Schloßpark daselbst; Mondnacht an der Donau bei Regensburg; 1871: der große Canal in Venedig mit Ausblick auf S. Maria della Salute; 1873: ein Winter-Motiv bei Passau von der Innseite; Blankenese an der Elbe (als Holzschnitt in Nr. 24 Ueber Land und Meer 1873, 29. Bd., S. 460); 1874: Mondnacht in einem alten Park mit springenden Wassern; venetianische Gondelfahrt; 1875: Abend im Park; Aufbruch zur Jagd (mit Motiv von der Solitude bei Stuttgart); 1877: zwei Scenen aus dem Münchener Hofgarten: eine ballspielende Rococogesellschaft vor dem Dianen-Tempel; Schwanthalers Märchen-Brunnen mit modernem Publicum vor demselben; 1878: Federballspiel; Sommerabend in Leopoldskron; Kahnfahrt auf dem Obersee; 1879: Abfahrt des Dampfers am Lido in Venedig: Herbstabend im Park; 1880: im Lustgarten zu Nymphenburg; eine Atelierscene; lesendes Mädchen; aus Venedig; Reiffspiel auf blumiger Frühlingswiese; 1881: schalkhafte Mädchen necken den „Vor dem Schloßportal“ eingeschlafenen dicken Portier; Jagdschlößchen im Frühling mit zwei Reitern; die „Riva degli Schiavoni“ zu Venedig; bunte „Gesellschaft unter den Bäumen des Wirthshauses Zum rothen Hahn“; 1882: „Der entflohene Liebling“ — ein Papagei, welcher von einer schönen Dame mit Zucker vergeblich gelockt wird; ein auf der Jagd im „Wirthshaus zum goldenen Löwen“ abgestiegener Fürst unterhält sich huldreich mit den dortigen bürgerlichen Gästen (vgl. Lützow's Zeitschrift 1882. XVII, 306); „Frühlingslandschaft“ aus den Gärten der Isola Bella im Lago Maggiore (Gartenlaube 1885, S. 308 u. 309);

1883: fröhliche Soldaten, lautenirend, singend und trinkend, in Gesellschaft von jungen Mädchen „Beim Wirth zum Schwarzen Adler“ (als Holzschnitt in Vom Fels zum Meer 1884. März); 1885: Mondnacht bei Salzburg mit der Staffage eines Fackelzugs; „Abend an der Salzach“ mit einer heiteren Volksscene im Costüm des vorigen Jahrhunderts (vgl. Lützow's Zeitschrift XVIII, 308, u. Holzschnitt in Nr. 37 d. Deutsch. Illustr. Ztg. 1886); „Der König kommt!“ Ludwig II. in glänzender Equipage fährt eine Allee entlang, wobei das Fackellicht des Vorreiters mit dem Mondlicht in Wechselwirkung gebracht ist. In noch höherem Grade bewährte H. seine Bravour in der Darstellung von Doppellicht mit seinem „Kanal in Amsterdam“ (1883); das Spiel des Mondlichts in seiner Blässe und die röthlichen Gasflammen in den regungslos liegenden Wassern des zwischen langgestreckten Straßenzeilen sich hinziehenden Kanals ist mit größter Wahrheit wiedergegeben. Ein gleich effectvolles, phantastisches Capriccio war die „Einladung des steinernen Gastes“ (Gartenlaube 1885, S. 869). Dann kam H. mit einer „Frühmesse in der alten Stiftskirche zu Berchtesgaden“ (1887), oder mit einem Schwäne fütternden Dämchen wieder in ein ruhigeres Tempo. Eine Reihe von vornehmen, theilweise berittenen Damen und Herren zeigt ein „Rendezvous vor dem Schlosse“ mit den Insassen einer vierspännigen Carosse. Dann rasten wieder Lichtenstein-Kürassiere „Beim Wirth zur goldenen Sonne“ (Photographische Union); gelegentlich tafeln auch die Stadt-Honoratioren von „Tittmoning an der Salzach“ aus Anlaß einer landesherrlichen Geburtstagsfeier, wobei die städtischen Musikanten aufspielen (Nr. 35 Ueber Land u. Meer 1889. 62. Bd., S. 733). Man sieht, der Künstler liebt Ueberraschungen, führt uns überall hin in gute, gemüthliche, behagliche Gesellschaft, wo man sich gleich zu Hause fühlt. Dann brachte H. auch einen „Festmorgen auf dem Friedhof“ mit einem Motiv aus dem am Ammersee gelegenen Widdersberg (Ueber Land u. Meer 1888. Bd. 59, S. 93); eine Einkehr „Auf der Alm“ (ebendas. 1889, Nr. 43, S. 893), ein „Blindekuhspiel“ (ebendas. 1889. Bd. 62, S. 953), oder einen „Wasserfall aus der Ramsau“ (1890). Er wiederholte sich nicht, fand immer neue Stoffe, sei es mit einer „Wald-Idylle“ (Ueber Land u. Meer. Bd. 63, S. 16), einer „Hirschjagd“ (in Nr. 13 d. Festzeitung für das VII. Deutsche Turnfest 1896), einer lustigen Scene aus dem durch seine Wasserkünste bekannten Hellbrunnerpark bei Salzburg (ebendas. 1892. S. 540), oder einer „Wallfahrt bei Grünsink“ (ebendas. 1892. Nr. 44). Am häufigsten costümirte er seine Staffagen im Stil des vorvorigen Säculums, wozu er natürlich die entsprechende Architektur und landschaftliche Umgebung stimmte, doch holte er seine Stoffe auch aus der neuesten Zeit, von dem „Brunnenbuberl“ (einer neueren Münchener Wasserkunst), aus Seefeld u. s. w. Sein aus fast 300 Oelstudien, Handzeichnungen, Aquarellen und Bleistiftskizzen bestehender Nachlaß wurde mit vielen alterthümlichen Möbeln, Costümen, Waffen, Teppichen und Raritäten am 22. November 1899 durch G. Mößel versteigert.

Ein gleichnamiger Maler, J. Ferd. Hennings, starb am 20. Juni 1895 zu München, 66 Jahre alt.

Vgl. Fr. v. Bötticher, 1895. I, 498. — Singer, 1896. II, 150. — Bettelheim, Jahrbuch 1900, S. 129. Hyac. Holland.

Henrici: Paul Christian H., schleswig-holsteinischer Jurist, zuletzt Reichsgerichts-Senatspräsident, wurde als Sohn des Leibarztes des Herzogs von Augustenburg auf Alsen am 18. April 1816 geboren, studirte 1834—38 in Kiel und Berlin die Rechte und trat nach bestandenem Amtsexamen bei den Oberdikasterien in Glückstadt ein, da es ihm widerstrebte, sich in Kopenhagen bei der dortigen schleswig-holstein-lauenburgischen Kanzlei als Volontär zu

melden. Er lernte in seiner Jugend natürlich den Herzog Christian Karl Friedrich August (der am 30. Juli 1846 gegen den Offenen Brief des dänischen Königs Christian VIII. Protest erhob, vgl. A. D. B. IV, 205—211), ebenso dessen Bruder Prinz Friedrich von Noer näher kennen, während er mit dem Erbprinzen Friedrich (geboren 6. Juli 1829) vor 1864 kaum je in Berührung kam. Von der provisorischen Regierung wurde er 1848 zum Polizeimeister in Apenrade bestellt, welchen schweren Posten er mit Muth und Geschick versah. Dann wurde er von der gemeinsamen Regierung am 23. Februar 1849 zum Obergerichtsrath in Glückstadt ernannt und 1858 Etatsrath. Mangels anderer geeigneter Persönlichkeiten ließ er sich 1864 bestimmen, nach Ankunft des Herzogs Friedrich von Augustenburg an die Spitze der von den Bundescommissaren errichteten Herzoglichen Landesregierung für Holstein zu treten. Hierbei ging er zwar von der Ansicht aus, daß es für die Herzogthümer das vortheilhafteste sei, wenn sie eine preußische Provinz würden, erachtete es aber als Ehrenpflicht, bis zur definitiven Lösung der Successionsfrage treu zum Herzog zu halten, dessen Erbfolgerecht den Schleswig-Holsteinern als Stützpunkt für das erstrebte Loskommen von Dänemark diente, ohne jedoch bei aller Anhänglichkeit für den Herzog so weit zu gehen, wie viele seiner Landsleute, welche Oesterreich im Kriege mit Preußen den Sieg wünschten, im Glauben, daß dann die Einsetzung des Herzogs erfolgen werde. In seinen interessanten „Lebenserinnerungen eines Schleswig-Holsteiners", Stuttg. u. Leipzig 1897 (zuerst in der Deutschen Revue von R. Fleischer, Jahrg. 21, Bd. 3) erbringt H. rücksichtlich der juristischen Natur des bekannten Abkommens von 1852 und der Successionsfrage aus eigenen Beobachtungen und Erfahrungen neues geschichtliches Material, das den Geschichtschreibern dieser Periode unbekannt war, so daß z. B. die Darstellung von v. Sybel, namentlich auch über den Werth des Heffter'schen Kronsyndicatsberichts, in wesentlichen Punkten sich als unzutreffend herausstellt. Mehr als irgend ein anderer der noch lebenden Zeitgenossen hielt er sich aber auch zu dieser Berichtigung verpflichtet (vgl. a. a. O. S. 119—152). Nur kurze Zeit (1865—67) bekleidete er die Stelle eines Directors der holsteinischen Oberdikasterien; nach ihrer Auflösung am 1. September 1867 trat er als Rath in das für die neuen Provinzen in Berlin errichtete Oberappellationsgericht, wurde 1872 dessen Vicepräsident und Mitglied des Herrenhauses, bei Vereinigung jenes Gerichtshofes mit dem Obertribunal dessen Vicepräsident, 1875 Wirklicher Geheimer Ober-Justizrath und im October 1876 gelegentlich der Einweihung des neuen Universitätsgebäudes von der Kieler Juristenfacultät zum juristischen Ehrendoctor ernannt. Bei Errichtung des Reichsgerichts am 1. October 1879 erhielt er den Vorsitz im dritten Civilsenat übertragen, feierte am 1. October 1888 sein fünfzigjähriges Dienstjubiläum und wurde durch Ernennung zum Wirkl. Geh. Rath (Excellenz) ausgezeichnet. Am 1. October 1891 trat er in den Ruhestand und siedelte nach Berlin über, wo er am 3. Juni 1899 starb. Er galt als einer der scharfsinnigsten deutschen Juristen und hat sich durch Erörterung der Besetzungsverhältnisse am Reichsgericht in einer Arbeit in Jhering's Jahrbb., Bd. XXIV (1886, auch separat), und einer weiteren in den Grenzboten (55. Jahrg., 4. Quartal, S. 489—495) verdient gemacht.

Die oben erwähnten Lebenserinnerungen. — Deutsche Juristen-Zeitung 1899, S. 250/51. — Joh. Saß in Bettelheim's Biogr. Jahrbuch IV (1900), S. 252/3. — Chronik der Universität zu Kiel, Kiel 1877, S. 6. — Zarncke's Liter. Centralblatt 1897, Sp. 393. — Illustrirte Leipziger Zeitung 1879, II, 267. — Deutsche Juristen-Zeitung 1904, S. 879.

A. Teichmann.

Henriette Adelheid, Kurfürstin von Baiern, wurde am 6. November 1636 zu Turin als Tochter des Herzogs Victor Amadeus I. von Savoyen, des Enkels Philipp's II. von Spanien, und seiner Gemahlin Christine, der Tochter Heinrich's IV. geboren. Schon in ihrem Kindesalter beschäftigte sich der mütterliche Ehrgeiz mit hochfliegenden Plänen bezüglich ihrer Vermählung; kein Anderer als der junge Bourbon Ludwig XIV. war als zukünftiger Gemahl für sie in Aussicht genommen. Der Gedanke erwies sich als undurchführbar, am 25. Juni 1652 wurde Adelheid in München dem um einige Tage jüngeren Wittelsbacher Ferdinand Maria angetraut, der damals noch unter der Vormundschaft seiner energischen Mutter, der Habsburgerin Maria Anna, stand. In diesem Verhältniß lagen auch bereits die Keime späterer häuslicher Conflicte. Dazu kam, daß die beiden Gatten nach Erziehung, Temperament und Anlage sich völlig von einander unterschieden. Dem ungelenken, unselbständigen und melancholischen jungen Fürsten, der so gar nichts besaß, was einen phantastischen weiblichen Sinn fesseln konnte, stand die früh entwickelte, durch alle Reize des Körpers und mancherlei Vorzüge des Geistes ausgezeichnete feinsinnige Tochter Italiens mit ihrer reichen französischen Bildung anfangs ohne Verständniß und Neigung gegenüber. Auf einer Wallfahrt nach Altötting im ersten Jahre ihrer Ehe erbat sich die kindlich Gläubige von der Mutter Gottes die besondere Gnade, den Gatten lieben zu können. Ihren romantischen Sinn sowie die ästhetischen Bedürfnisse ihrer künstlerisch gestimmten Seele vermochte der eng umschriebene Kreis des Münchener Hofes mit seiner klösterlichen Schmucklosigkeit und Stille in keiner Weise zu befriedigen. Um so ausschließlicher beschränkte sie sich auf ihren piemontesischen Hofstaat, erregte aber gerade dadurch, sowie durch ihre ganze leidenschaftliche und impulsive Art, die es wenig verstand, fremde Eigenart zu berücksichtigen, allseitiges Aergerniß. An der Spitze der höfischen Opposition gegen die Ausländerin stand die Kurfürstin-Mutter. Es war ein sehr erbitterter Kampf, den die beiden bedeutenden Frauen mit einander ausfochten und aus dem die jüngere, vielfach doch infolge eigenen Verschuldens, nicht als Siegerin hervorging. Wenn Adelheid, den Traditionen ihres Hauses entsprechend, den Gedanken unbedingtesten Anschlusses an Frankreich vertrat, und in ihrem Ehrgeize nicht damit zufrieden, „una semplice duchessa di Baviera“ zu sein, ihren Gemahl mit allen den vielseitigen Mitteln weiblicher Dialektik bestürmte, nach der ihm von Mazarin in lockender Nähe gezeigten Kaiserkrone zu greifen, so erlebte sie auch auf dem politischen Felde eine völlige Niederlage. Dem Einflusse der Königin-Mutter sowie des besonnenen und pflichttreuen Obersthofmeisters Kurz, der damals als „el vero sovrano“ die bairische Politik leitete, gelang es im Laufe des Jahres 1657 den friedseligen Kurfürsten über innere Schwankungen hinweg zum Verzicht auf die Candidatur zu bewegen und dadurch dem Habsburger Leopold die Wahl zu sichern.

Allein bald darauf setzte der allmähliche Umschwung ein. Im J. 1662 schied Kurz aus dem Leben, und fast zur selben Zeit schenkte Adelheid durch die Geburt Max Emanuel's ihrem Gatten den ersehnten Erben. Seitdem war ihr Uebergewicht über Maria Anna entschieden, die bis zu ihrem drei Jahre später erfolgenden Tode nie mehr bestimmend in die Politik eingegriffen hat. Um so größer wurde Adelheid's Einfluß auf ihren Gemahl, dessen Liebe zu der schönen, ihn auch geistig überragenden Frau seitdem kein Gegengewicht mehr hatte. Jetzt erst ergab sich dieser auch die Möglichkeit, ihrem Hasse gegen das „powere Geschlecht“ der Habsburger die Zügel schießen zu lassen. Bei ihr lag die Veranlassung, wenn sich Ferdinand Maria immer tiefer in bittere Empfindungen gegen das Fürstenhaus hineinlebte, dem seine Mutter

entstammt war. Hatte Adelheid schon vor der Kaiserwahl ihre heimliche politische Correspondenz mit Frankreich unterhalten, so begann nach der Geburt Max Emanuel's und an diese anknüpfend ein noch lebhafterer Briefwechsel ihrerseits mit Lionne in Paris, mit dem französischen Gesandten Grémonville in Wien, vor allem auch mit Ludwig XIV. selbst, dem sie mit fast schwärmerischer Verehrung huldigte. Im Verein mit dem Nachfolger Kurz', dem Landgrafen Hermann von Fürstenberg, der wiederum in engem Einverständniß mit seinen beiden in der deutschen Geschichte zu trauriger Berühmtheit gelangten begabteren Brüdern agirte, gelang es ihr, nachdem mit dem Sturze des Kanzlers Oexl auch der letzte kaiserliche Anhänger gefallen war, den Kurfürsten mehr und mehr in die Bahnen einer französischen Annäherung zu leiten, die dann in dem unter reger Mitwirkung des Vicekanzlers Kaspar Schmid geschlossenen Bündniß vom 17. Februar 1670 ihre officielle Form erhielt. Auch später hat Adelheid ihr französisches Herz nicht verleugnet. Immer wieder ist sie nach Ausbruch des holländischen Krieges für den Gedanken eingetreten, die bei aller inneren Parteinahme für Ludwig doch stets nach außen nicht ohne Aengstlichkeit behauptete Neutralität aufzugeben und die mit französischem Golde geschmiedeten Waffen offen gegen den Kaiser zu erheben. Allein hier stellte sich ihr in der Furchtsamkeit Ferdinand Maria's eine um so unüberwindlichere Schranke entgegen, als auch die beiden mächtigsten kurfürstlichen Rathgeber, Fürstenberg und Schmid, aus verschiedenen Gründen eine französische Schilderhebung widerriethen. Ueberhaupt begann ihr Einfluß am Ende ihres Lebens zu sinken. Nach Fürstenberg's Tode (1674) hatte sie gehofft, ihre Stellung neu zu befestigen, allein da war es Schmid, der es mit Erfolg unternahm, sie bei Seite zu drängen. Wie einst ihre ersten Jahre am Münchener Hofe, so waren auch ihre letzten nicht frei von Enttäuschungen. Die beiden französischen Gesandten, der hochgebildete Herzog von Vitry und de la Haye Vantelet wissen manches resignirte Wort aus ihrem Munde zu berichten. Dazu kam ein Herzleiden, das bald immer schnellere Fortschritte machte und ihrem Leben ein frühes Ende bereitete. Am 18. März 1676 ist sie verschieden. Sie wurde als erstes Mitglied des wittelsbachischen Hauses in der prunkvollen Theatinerkirche, ihrer eigensten Schöpfung, beigesetzt.

Trotzdem Henriette Adelheid sich mit Vorliebe in der Politik bethätigte, ist sie doch nichts weniger als ein starker politischer Charakter gewesen. Ihre Bedeutung für Baiern liegt vielmehr auf ganz anderem Gebiete. Mit ihr begann eine Aera der Kunst, zogen in die bairische Hauptstadt künstlerischer Sinn und schöngeistige Bestrebungen ein, in deren Förderung die Kurfürstin durch keinerlei Rivalität behindert wurde. Wie sie selbst einige anspruchslose Komödien geschrieben hat und ihren Gefühlen gefälligen dichterischen Ausdruck zu geben wußte, so zog sie auch häufig junge Talente aus ihrer Heimath heran. Domenico Gisberti, Maccioni, Pallavicini werden uns als die geistigen Führer einer Schar von Gelegenheitsdichtern genannt, die nicht müde wurden, im Stile der französischen Pretiösen den bairischen Hof, vor allem aber Schönheit und Geist ihrer Herrin zu feiern. Auch die Musik fand in Adelheid, die selbst in Gesang und Lautenspiel wohl erfahren war, eine eifrige Gönnerin, und die Hofcapelle gewann unter der Leitung von Männern wie Porro und Bernabei erhöhte, über München hinausreichende Bedeutung. Nicht minder ausgeprägt war Adelheid's Neigung für die Kunst des Schauspiels; mit Vorliebe trat sie selbst auf die Scene, berief auch welsche Komödiantentruppen nach der Hauptstadt. Tiefer ins Volk ist diese Kunstpflege freilich nicht gedrungen. Dort sah man nur die glänzende Außenseite in den kostspieligen

Waffen- und Festspielen in der Residenz, den Bällen und Gartenfesten zu Schleisheim und in dem lieblichen neuen Lustschloß Nymphenburg, den Wasserfahrten auf dem Starnbergersee. Das Ganze hatte auch seine sehr schlimmen Seiten. Die luxuriöse Hofhaltung kam dem Lande natürlich sehr theuer zu stehen, und es ist höchst bezeichnend für den Einfluß Adelheid's auf ihren mehr als sparsamen Gemahl, daß er mit vollen Händen Geld ausgab für Veranstaltungen, an denen er selbst gar keine Freude hatte. Anderseits drängten sich durch den Glanz angezogen, auch zweideutige Elemente an den Hof, die keine bessere Empfehlung hatten als die, Franzosen oder Italiener zu sein. So kam viel gutes bairisches Geld in fremde, nicht immer ganz saubere Hände. Auch wird es schwer möglich sein festzustellen, wie viel Antheil an dem bunten Treiben dem ernsten künstlerischen Geiste der Kurfürstin, wie viel ihrer Sucht nach geselligen Vergnügungen zuzuschreiben ist, durch die sie sich den kalten deutschen Himmel vergessen machen wollte. Wie dem auch sei, gewiß ist jedenfalls, daß der bairische Hof, über dem der Zauber weiblicher Anmuth lag, sich von aller Frivolität ferngehalten hat. Die werkthätige Frömmigkeit des kurfürstlichen Paares, die gelegentlich allerdings auch in Bigotterie ausartete, unterschied sich nicht minder vortheilhaft von der rohen Völlerei und dem wilden Waidmannsleben des trunkfesten sechzehnten, wie von der Maitressenwirthschaft des die schlimmsten Seiten französischen Hoflebens imitirenden achtzehnten Jahrhunderts. Wenn es uns heute nicht ganz leicht ist, die Doppelnatur der Kurfürstin in ihrer seltsamen Mischung von „Weltlust und Entsagung, heiterer Lebensfreude und verzehrender Melancholie“ (Heide) zu begreifen, so liegt ein Grund dafür gewiß auch darin, daß sie in ihren Fähigkeiten und Vorzügen wie in ihren Mängeln eine romanische Frau gewesen und geblieben ist. Wie sehr sie trotzdem der geistige Mittelpunkt des Hofes war, zeigte sich, als nach ihrem Tode die Musen verstummten, und Ferdinand Maria sich wieder in die Einsamkeit von Schleisheim zurückzog.

Chappuzeau, Relation de la maison electorale et de la cour de Bavière (Paris 1673). — Mémoires du marquis de Pomponne, hrsg. v. Mavidal II (Paris 1868) 225 ff. — Götze, Die Durchlauchtigsten Churfürstinnen von Bayern (Dresden 1747). — Lipowsky, Ferdinand Maria's Lebens- und Regierungsgeschichte (München 1831). — Claretta, Adelaide di Savoia, duchessa di Baviera, e i suoi tempi (Turin 1877). — Heide, Kurfürstin Adelheid von Bayern (Zeitschr. f. allgem. Geschichte III. 1886). — v. Oefele, Ferdinand Maria (s. A. D. B. VI, 677). — Heigel, Die Vermählung des Kurfürsten Ferdinand Maria mit Adelaide von Savoyen und die Beziehungen zwischen Bayern und Savoyen 1648—53 (Quellen u. Abhandlungen z. neueren Geschichte Bayerns II. München 1890). — Trautmann's drei Aufsätze im Jahrbuch f. Münchener Geschichte I—III (1887—89). — v. Reinhardstöttner, Ueber die Beziehungen d. italienischen Litteratur zum bayrischen Hofe, ebenda I. — Recueil des instructions données aux ambassadeurs et ministres de France; Bavière t. VII (1889); bes. die Instr. für de la Haye Vantelet. — Merkel, Adelaide di Savoia (Turin 1892; vgl. Heigel, Beil. z. Allg. Ztg. 1892, Nr. 279). — Döberl, Bayern und Frankreich, 2 Bde. (München 1900/1903). — Schiedermair, Künstlerische Bestrebungen am Hofe des Kurf. Ferdin. Maria v. Bayern (Forsch. z. Gesch. Bayerns X. 1902). — Preuß, Kurfürstin Adelheid von Bayern, Ludwig XIV. u. Lionne (Festgabe für Heigel, München 1903); — derselbe, Wilhelm III. von England u. die Wittelsbacher im Zeitalter der spanischen Erbfolgefrage I (Breslau 1904).

Preuß.

Henschel: Gustav H., Forstmann, geboren am 25. Juli 1835 zu Zellhof (Oberösterreich), † am 17. März 1895 zu Gußwerk bei Maria-Zell, wo er auf Befreiung von seinen Leiden hoffte. Als Sohn des herzogl. sachsen-coburg-gothaischen Forstdirectors Ottomar Henschel schon von frühester Jugend an mit dem Leben im Walde vertraut und mit einer ausgesprochenen Neigung zu naturwissenschaftlichen Studien ausgestattet, wendete er sich dem Forstfache zu. Er besuchte zunächst die Dorfschule in seinem Geburtsort, erhielt dann Privatunterricht durch einen deutschen Candidaten der Theologie und bezog hierauf das Gymnasium zu Linz. Hier benutzte er, seiner Vorliebe für die Natur, insbesondere die Thier- und Pflanzenwelt folgend, jede freie Stunde zum Besuch der naturwissenschaftlichen Sammlungen und bezüglichen Bibliothek des dortigen Museums, sowie zu Excursionen — namentlich nach dem für Sammler so ergiebigen „Haselgraben". Diese Passion wurde ihm aber von den aus lauter katholischen geistlichen Herren bestehenden Professoren — H. war Protestant — so übel genommen, daß er sich gezwungen sah, das Gymnasium noch vor dessen Absolvirung zu verlassen. Nachdem er die ihm noch fehlenden Kenntnisse durch Privatstudien sich angeeignet hatte, trat er 1854 (gleichzeitig mit dem Verfasser dieser Biographie) bei dem Revierförster August Kellner in Georgenthal (Thüringer-Wald) als Forsteleve ein. Bei diesem ausgezeichneten Manne, welcher nicht nur umfassende botanische Kenntnisse besaß, sondern auch ein vorzüglicher Kenner der Insecten war, erhielt er erneute Anregung zu forstentomologischen Studien, welche später bestimmend für seine ganze wissenschaftliche Richtung geworden sind. Nach absolvirter Lehrzeit bezog er 1856 die unter Grebe's Leitung stehende Forstlehranstalt in Eisenach, welche er 1857 auf Grund einer Abgangsprüfung verließ.

Bis zum Herbste 1859 genoß er auf den fürstlich Schwarzenberg'schen Herrschaften Frauenberg und Wittingau unter der Leitung der Oberforstmeister Heyrovsky und Hoydar eine vorzügliche praktische Ausbildung, insbesondere in Vermessungs- und Forsteinrichtungs-Arbeiten. Hierauf unterwarf er sich der Prüfung für den selbständigen Forstverwaltungsdienst, welche er mit der Note „vorzüglich" bestand. Nach vorübergehender Beschäftigung in der dem Herzog von Sachsen-Coburg-Gotha gehörigen Herrschaft Greinburg unter den Auspicien seines Vaters begann er seine eigentliche Beamtenlaufbahn als Forstgehülfe auf der dem Grafen von Flandern gehörigen Herrschaft Palin bei Groß-Kanisza im südöstlichen Ungarn. Hier beendigte er (1860) durch eine dritte Umarbeitung das schon vor einigen Jahren in Angriff genommene Manuscript seines „Leitfaden zur Bestimmung der schädlichen Forst- und Obstbauminsecten", nach analytischer Methode bearbeitet. Das Werkchen erschien 1861 und fand wegen seiner Zuverlässigkeit und der den Bedürfnissen der Praxis angepaßten Methode und Form der Darstellung von seiten des ausübenden Forstpersonals, sowie bei allen Sammlern eine sehr günstige Aufnahme und infolgedessen auch große Verbreitung. Durch die politischen Verhältnisse in Ungarn zur Rückkehr in seine Heimath veranlaßt, trat er zunächst (1861) eine Stelle als Forstgeometer in Greinburg an. Da er sich hier, infolge verschiedener dienstlicher Widerwärtigkeiten, nicht recht einleben konnte, siedelte er bald als Forsttaxator auf die gräflich Wickenburg'schen Güter Wallsee und Ulmerfeld (Niederösterreich) über, kam Anfang 1864 als Forstcontrolor auf die fürstlich Lamberg'sche Herrschaft Steyr und wurde daselbst 1868 mit der Bewirthschaftung der Oberförstereien Molln und Bodinggraben, einem herrlichen 58 000 Joch großen Hochgebirgswaldcomplexe (Oberösterreich) betraut. 1872 erfolgte sein Uebertritt in die Dienste der Innerberger Hauptgewerkschaft als Oberförster in Wildalpe. Schon 1873 rückte er hier zum

Forstmeister auf. Gleichzeitig wurde ihm die Leitung der durch den Forstdirector Albert Dommes errichteten Forstwartschule übertragen. Hier erschien sein diesem Gönner aus Dankbarkeit gewidmeter „Leitfaden" (1876) in zweiter, vermehrter und verbesserter Auflage. Sein Verbleiben in diesen Stellungen war aber nicht von langer Dauer. Der Ruf als tüchtiger Hochgebirgsforstwirth, welchen er sich im Laufe der Jahre erworben hatte, veranlaßte den Ackerbauminister Grafen Hieronymus Mannsfeld, ihn 1877 zum inspicirenden Forstmeister in der VII. Rangclasse bei der Forst- und Domänendirection in Gmunden (Salzkammergut) zu ernennen. Auch hier blieb er nur kurze Zeit. An der Hochschule für Bodencultur in Wien war nämlich die Besetzung einer zweiten forstlichen Lehrerstelle nothwendig geworden, und durch Allerhöchste Entschließung vom 26. October 1877 wurde H. als außerordentlicher Professor auf diesen Lehrstuhl berufen. Am 3. Februar 1886 erfolgte seine Beförderung zum ordentlichen Professor, und am 26. December 1888 wurde er durch den Titel „K. K. Forstrath" ausgezeichnet. Als Lehrfächer waren ihm Forstschutz, Jagdbetrieb und Encyklopädie der Forstwissenschaft zugewiesen. Später kam noch die Lehre vom Fischereibetrieb hinzu. Außerdem docirte er im Nebenamt auch an dem technologischen Gewerbemuseum in Wien über Vorkommen, Gewinnung und technische Eigenschaften der Werk- und Nutzhölzer.

In dieser angesehenen Stellung entfaltete er bis zu seiner schweren Erkrankung an einem Herzleiden, welche ihn im Wintersemester 1894/95 zur vorläufigen Einstellung seiner Lehrthätigkeit nöthigte, nach verschiedenen Richtungen hin — als Lehrer, Forscher und Schriftsteller — eine höchst rühmliche Thätigkeit. Sein Vortrag war lebhaft, klar und anschaulich. Er besaß eine ausgezeichnete Darstellungsgabe, wobei ihm sein Talent zum Zeichnen sehr zu statten kam und liebte es, seine Vorträge durch — mitunter recht drastische — Beispiele zu würzen. Es gelang ihm hierdurch in vorzüglicher Weise, bei seinen Hörern ein reges Interesse für sein specielles Lehrgebiet zu erwecken und sie für den schönen forstlichen Beruf überhaupt zu begeistern.

Seine Eigenschaft als Schriftsteller und Forscher auf forstzoologischem Gebiete bekundete er durch eine Anzahl selbständiger Werke und durch zahlreiche entomologische Beiträge in forstliche Zeitschriften.

Seine erste schriftstellerische Leistung als Professor war „Der Forstwart", ein Lehrbuch der wichtigsten Hilfs- und forstlichen Fachgegenstände zum Selbst-Studium für Forstwarte, Forstwart-Candidaten, Kleinwaldbesitzer ꝛc. und zu Unterrichtszwecken an Waldbauschulen (2 Bände, 1878 bis 1883). Dieses Buch, welches besonders die Hochgebirgswirthschaft ins Auge faßt, wo dem Forstwart sehr große Bezirke unterstellt sind, für welche er nicht nur Aufsichtsorgan, sondern bis zu einem gewissen Grade auch technisches Wirthschaftsorgan ist — etwa wie der preußische Förster — entsprach einem in Oesterreich lebhaft gefühlten Bedürfniß. Eine später in Angriff genommene neue Bearbeitung dieses forstencyklopädischen Werkes kam — infolge seines frühzeitigen Todes — leider nicht zur Vollendung. Von forstzoologischen Werken entstammen seiner Feder: „Praktische Anleitung zur Bestimmung unserer Süßwasserfische nebst einem alphabetisch geordneten Verzeichniß der Synonyme, Beziehungen und gebräuchlichsten Volksnamen" (1890); „Die Insecten-Schädlinge in Ackerland und Küchengarten, ihre Lebensweise und Bekämpfung" (1890); „Die Seuche der Nonnenraupe. Winke für die Praxis" (1891); „Die Vernichtung der Reblaus. Anregung zu Versuchen, die Reblaus auf biologischer Grundlage zu bekämpfen" (1892); zuletzt die dritte, wesentlich vermehrte, ganz neu bearbeitete Auflage seines Leitfadens u. d. T. „Die schädlichen Forst- und Obstbaum-Insekten, ihre Lebensweise und Bekämpfung.

Praktisches Handbuch für Forstwirthe und Gärtner" (1895). Dieses mit 197 größtentheils recht guten Textabbildungen ausgestattete Werk ist offenbar seine hervorragendste Leistung. In ihm finden sich seine langjährigen, mit vollem Verständniß für die Sache und wahrem Bienenfleiß zusammengetragenen, allen Oertlichkeiten, in welchen er als praktischer Forstwirth und Lehrer thätig war, sowie den von ihm bereisten Gegenden entstammenden Beobachtungen und gemachten Litteraturstudien zu einer gediegenen, durchaus zuverlässigen Darstellung verwerthet, die insbesondere den Forstmann befriedigen wird, da die Forstinsecten, namentlich die Borkenkäfer, besondere Beachtung gefunden haben. Von entschiedenem Werth zur leichten Bestimmung und sicheren Erkennung der culturfeindlichen Insecten sind namentlich die im III. Theil enthaltenen nach Holzartengruppen und Holzarten alphabetisch geordneten, analytisch-biologisch eingerichteten, sehr praktischen Bestimmungstabellen.

H. bearbeitete ferner in der 8 Bände umfassenden „Allgemeinen Encyklopädie der gesammten Forst- und Jagdwissenschaften" von Raoul Ritter v. Dombrowski den Theil über die Kleinsäugethiere und den entomologischen Theil. Nach dem Tode des Herausgebers redigirte er — gemeinsam mit Professor Adolf Ritter v. Guttenberg — den 6. bis 8. Band dieses großartigen Sammelwerkes. Ferner hat er zahlreiche entomologische Beiträge und Notizen im Centralblatt für das gesammte Forstwesen (1875—1889), in der Oesterreichischen Vierteljahresschrift für Forstwesen (1887 und 1891), in der Oesterreichischen Forst- und Jagd-Zeitung &c. veröffentlicht. In das von L. Dimitz herausgegebene Werk „Oesterreichs Forstwesen 1848—1888" lieferte er die Abhandlung „Entwickelung des forstlichen Unterrichtes und der forstlichen Staatsprüfungen". H. war Mitglied vieler gelehrter Gesellschaften und sonstiger Vereine. Mit hervorragenden Entomologen wie Duftschmid (Linz), Kellner (Georgenthal, später in Gotha), Ratzeburg (Eberswalde) stand er in beständigem wissenschaftlichem Verkehr, wodurch seine Schriften und Abhandlungen an Vielseitigkeit gewannen. Erwähnung verdient noch, daß er häufig zur Abgabe forstlicher Gutachten inbezug auf Pflanzen- und Baumbeschädigungen durch Insecten in Anspruch genommen wurde. Der Aufforderung, sein Wissen auch nach dieser Richtung hin nutzbar zu machen, entsprach er stets bereitwillig, wodurch er sich weitere Kreise zu Dank verpflichtete.

H. war eine seinem Beruf mit voller Liebe ergebene und offene Natur. Zu etwas Sarkasmus, sogar leichtem Spott geneigt, hielt er mit seinen Ansichten nicht zurück. Bei Widerspruch konnte er sogar derb werden. Allein schließlich behielt doch seine Gutmüthigkeit die Oberhand, die sich namentlich dann kundgab, wenn er nach Excursionen im Kreise seiner Hörer, denen er von ganzem Herzen zugethan war, verkehrte. Nur in seinen letzten Lebensjahren krankte er — infolge seiner zerrütteten Gesundheit — an hochgradiger Nervosität und oft einer gewissen Verdrossenheit.

Ratzeburg, Forstwissenschaftliches Schriftsteller-Lexikon, S. 237 (Autobiographie). — Oesterreichische Vierteljahresschrift für Forstwesen, N. F. XIII. Band, 1895, S. 164 (Nekrolog). — Centralblatt für das gesammte Forstwesen, 1895, S. 229 (Nekrolog). — Oesterreichische Forst- und Jagd-Zeitung, 1895, S. 101. — Eigene Kenntniß.

R. Heß.

Henschel: Johann Werner H., Bildhauer, geboren am 14. Februar 1782 in Kassel, † am 15. August 1850 zu Rom, stammte aus einer uralten Stückgießerfamilie; sein Vater Karl H. war der Vorstand des damals herrschaftlichen, vom Landgrafen Karl erbauten Gußhauses. Nach gutem Schulunterricht trat er beim väterlichen Geschäft in die Lehre und wurde streng

zünftig 1799 zum Gesellen der Roth-, Stück- und Glockengießer-Profession aufgeschworen, erhielt dann bei dem Porträtmaler und Hof-Dessinateur Joh. Kobold Unterricht im Zeichnen und Malen und durch den Hofbildhauer Heyd im Modelliren und „Steinhauen“, bezog die Akademie, wo er unter Nahl's Leitung einen Herkules mit der Keule und eine Gruppe (Herkules und Omphale) durchführte. Infolge dieser Leistungen wurde ihm 1805 ein Stipendium nach Paris zuerkannt, damals durch die Vereinigung der unermeßlichen Kunstschätze eine vielbegehrte hohe Schule. Hier war es auch, wo H. mit Savigny, Jakob Grimm und dem Maler Ludwig Hummel in Berührung kam. Trotz seines lebenslustigen, freudetrunkenen Wesens modellirte H. im Atelier von Pierre Jean David (David d'Angers) eine von Engeln umgebene „Madonna“, welche hervorgegangen aus der jungen, durch Wackenroder und Novalis inspirirten romantischen Schule, als „ein ganz altdeutsches Werk, wie von Holbein“ (!) gepriesen wurde. Zurückgerufen von der westfälischen Regierung, um für den Königsplatz in Kassel ein colossales Standbild Napoleon I. anzufertigen, kam H. durch Partei-Intriguen um den Auftrag, da nur, wie es hieß, von einem Franzosen ein solches Werk gemacht werden dürfe. Die wenig gelungene Arbeit wurde nach dem Sturze des Imperators niedergelegt und die Statue dabei zerbrochen, aus einem Theil des Leibes machte man eine — Spieltischplatte für den Kurfürsten, die übrigen Trümmer aber blieben in Kassel zerstreut; nicht allein die „Stones of Venice“ haben nach Ruskin eine eigene Sprache, auch andere Denkmale „aere perennius“ könnten Vieles erzählen! — H. machte in Kassel eine Anzahl kleinerer Arbeiten, bis er 1818 im Auftrag der damaligen Kurprinzeß Auguste und deren Schwester Marie (Königin von Holland) jene schöne Gruppe der Charitas begann, eine lebensgroße, halb kniende Figur mit zwei Kindern, welche seinen Namen vortheilhaft bekannt machte. Nun folgten mehrere Büsten, darunter jene des berühmten Göttinger Physikprofessors und Humoristen G. Chr. Lichtenberg; als guter Sohn skizzirte er auch die Büsten seiner Eltern aus Anlaß ihrer silbernen Hochzeit (1829). In Aaken's Menagerie modellirte H. viele Löwen und Tiger, die bei späterer Gelegenheit ihm gut zu statten kamen. Für den prachtliebenden Kurfürsten Wilhelm II. von Hessen fertigte H. allerlei Reliefs, auch das Grabmal des jungen Grafen Julius Wilhelm Albert von Reichenbach. Daneben bethätigte er sich artistisch am Maschinengeschäft seines Vaters und trat nach dem Tode desselben (1835) als Theilhaber in die großartigen Unternehmungen seines Bruders Anton, welcher nicht nur die Gießerei übernahm, sondern auch eine Fabrik für Feuerspritzen, Pumpwerke, Wagen, die berühmten Henschel'schen Oefen, Kirchenglocken, Tische und Gartenstühle gründete, ferner Ziegeleien, Kohlenwerke und Torfstiche in sein Bereich zog und zuletzt sogar auf das Gebiet der theoretischen Kunstschriftstellerei überging. In dem von der heitersten Geselligkeit belebten Hause des Bruders gab es Maskenbälle, Feste und Hummel-Concerte, hier verkehrten Bettina v. Arnim, Karoline v. d. Malsburg, die Brüder Grimm, Minister v. Hassenpflug und viele andere Größen und Zeitgenossen, welchen E. Geibel seinen „König Roderich“ zum Vortrag brachte. Mitten im Strudel dieses vielbewegten Treibens entwarf H. die Skizze zu einer Gruppe, welche als „Hermann und Dorothea am Brunnen“ die Aufmerksamkeit König Friedrich Wilhelm IV. erregte, der die lebensgroße Ausführung in Marmor für den Charlottenhof zu Potsdam bestellte. H. verfügte sich 1843 nach Carrara und zur weiteren Vollendung nach Rom, wo er nach seinem leicht beweglichen Temperament auf vielen Ausflügen nach anderen Theilen Italiens, „des Lotos süße Kernfrucht fand, die der Heimath Angedenken und der Rückkehr Sehnsucht austilgt“. Längst vor der Potsdamer

Brunnengruppe hatte H. das Bonifacius-Denkmal für Fulda geschaffen, welches, schon 1837 in der Werkstätte der Brüder in Bronze gegossen, doch erst am 17. August 1842 zum elfhundertjährigen Jubiläum in der Stadt Fulda enthüllt wurde, eine etwas schwerfällige, aber energisch vorschreitende Gestalt, die, in der Rechten das Kreuz, in der Linken die Bibel haltend, damals emphatisch gepriesen wurde. H. genoß überhaupt die Freude, daß seine Schöpfungen noch zu Lebzeiten des Meisters bereitwillig Anerkennung fanden, wozu die spätere Nachwelt sich etwas rückhaltender verhalten möchte. Im J. 1818 warde H. Mitglied der Akademie zu Kassel, 1832 Professor der Modellir- und Bildhauerkunst und schließlich Hof-Bildhauer des Kurfürsten Friedrich Wilhelm I. von Hessen. Henschel's Porträt zeigt uns Ludwig Grimm in der schönen Radirung, welche die am Morgen des 6. April 1828 den Manen Albrecht Dürer's bereitete Huldigung darstellt, womit am Grabe des großen Meisters das erste deutsche Künstlerfest in Nürnberg inaugurirt wurde.

Vgl. Nagler, 1838. IV, 109 ff. — Die ausführliche Schilderung Henschel's im Neuen Nekrolog der Deutschen. Weimar 1852. I, 489—536. — Ernst Förster, Gesch. der deutschen Kunst, 1860. IV, 243; V, 66 ff. — G. Wittmer in Lützow's Zeitschrift Nr. 20 vom 13. April 1882. XVII, 410 ff. — Singer 1896. II, 160 (8 Zeilen!).

Hyac. Holland.

Hensel: Friedrich H., k. k. Hauptmann, geboren am 13. August 1781 zu Kronstadt in Siebenbürgen, erhielt seine militärische Ausbildung in der Genieakademie in Wien, die er 1801 als Cadet verließ. Am 1. September 1802 zum Oberlieutenant, am 1. Januar 1807 zum Hauptmann im Geniecorps befördert, arbeitete H. bei Beginn des Krieges von 1809 an den Befestigungen in Kärnten. Als Erzherzog Johann Anfang Mai den Rückzug antrat und gegen Mitte des Monats die Befehle zur Vertheidigung der Stellung von Tarvis eintrafen, meldete sich Hauptmann H. freiwillig zur Vertheidigung des wichtigen Sperrpunktes Malborghet. Als Besatzung des Forts, das aus zwei mit Brustwehren umgebenen Blockhäusern bestand, erhielt H. 7 Officiere, 200 Füsiliere und 50 Schützen vom Oguliner Grenzinfanterieregimente, 1 Officier und 8 Mann vom Mineurcorps und 24 Artilleristen mit 10 Geschützen unter Oberfeuerwerker Rauch. Am 14. Mai besetzte der Vortrab der französischen Armee unter Vicekönig Eugen den Markt Malborghet, in der folgenden Nacht begann der erste Angriff, der jedoch mit bedeutendem Verluste auf Seite der Franzosen zurückgewiesen wurde. Nachdem diese am 15. das Fort recognoscirt und in der Nacht eine Batterie errichtet hatten, begann am 16. Morgens der Sturm, jedoch ohne Erfolg. Eine Aufforderung zur Uebergabe lehnte Hauptmann H. entschieden ab, ein neuerlicher Sturm wurde zurückgeschlagen, ein Versuch das Fort bei Nacht durch Ueberfall zu nehmen, mißglückte. Inzwischen hatten die Franzosen zwei neue Batterien errichtet, unter deren Schutz am Morgen des 17. ein neuer Sturm unternommen wurde. Indessen rückte auch eine, während der Nacht zur Umgehung des Forts entsendete Colonne vor, so daß Malborghet von allen Seiten umzingelt war. Wüthend drangen die durch Branntwein berauschten Franzosen vorwärts; zwei Mal wurden sie zurückgeworfen, aber die Generale, ergrimmt über den Widerstand und besorgt wegen der enormen Verluste, die sie nur durch das Gelingen der Unternehmung rechtfertigen konnten, ordneten einen dritten Sturm an. Schon war es einzelnen Soldaten gelungen, zunächst an die Palisaden zu kommen und sie einzuhauen, und nun sank Hauptmann H. von einer Kugel verwundet zusammen. Mit seinem Falle hörte auch die geordnete Vertheidigung auf, die Franzosen drangen in das Fort und metzelten

Alles nieder, was ihnen in den Weg trat. Außer Hauptmann H. waren in dem Kampfe 3 Officiere, 75 Mann gefallen, der Rest, mit Ausnahme Weniger, denen es gelang zu entkommen, fiel in Kriegsgefangenschaft. Kaiser Ferdinand hat die heldenmüthigen Vertheidiger von Malborghet durch ein Denkmal geehrt, das sich rechts der Straße am Fuße jenes Felsens, wo einst das Blockhaus stand, erhebt.

Wurzbach, Biogr. Lexikon. — Krones, Die Erstürmung d. beiden Blockhäuser Malborghet u. Predil durch die Franzosen im J. 1809. — (Hartwig) Malberghetto und Predil. — Teuffenbach, Vaterländ. Ehrenbuch II.

Criste.

Henselt: Adolf H., ein berühmter Claviervirtuose und Componist, geboren am 12. Mai 1814 zu Schwabach in Baiern, † am 10. October 1889 im Bade Warmbrunn in Schlesien. Sohn eines Kattunfabrikanten, der um 1817 nach München übersiedelte; dort erhielt Adolf Violinunterricht, doch da er mehr Neigung zum Clavierspiel zeigte, wurde er Lasser's Schüler in München, darauf Schüler der Geheimräthin v. Fladt, einer Schülerin Vogler's und einer ausgezeichneten Künstlerin; bei ihr bildete er sich zum Virtuosen und Componisten aus. Frau v. Fladt benützte ferner ihre Verbindung bei Hofe, vom Könige Ludwig I. ein Stipendium für ihren Zögling zu erhalten, damit derselbe bei Hummel in Weimar die letzte Künstlerweihe empfinge. H. studirte zwar mit Eifer bei Hummel, konnte sich aber mit dessen Spielmanieren nicht einverstanden erklären, da seine Technik bereits eine eigenartige Richtung eingeschlagen hatte; schon nach acht Monaten kehrte er nach München zurück. Nach kurzem Aufenthalte ging er nach Wien, lebte aber ganz zurückgezogen, nur seinen Studien sich widmend und von den verschiedenen dort auftretenden Virtuosen lernend, auch bei Sechter contrapunktische Studien treibend, denen er aber in seinen Werken nie gehuldigt hat. Kränklichkeit bewog ihn, Karlsbad aufzusuchen, wo er auch Kräftigung fand, 1836 ging er nach Berlin und ließ sich öfter in Privatkreisen hören, wo er gut aufgenommen ward und an dem Referenten Rellstab der „Vossischen Zeitung“ einen begeisterten Lobredner fand. Vor dem öffentlichen Auftreten hatte er eine unbezwingbare Abneigung, verbunden mit einer angstartigen Beklemmung, die er nur einmal zu bezwingen suchte, aber jeden weiteren Versuch aufgab; dagegen spielte er gern und oft in Privatcirkeln, sowol in dem bereits erwähnten in Berlin, wie in Dresden, Weimar und Jena, wo er sich längere Zeit aufhielt. Von da kehrte er wieder nach Berlin zurück und trat 1837 in den Stand der Ehe. Hohe Empfehlungen führten ihn 1838 nach St. Petersburg und in die dortigen vornehmsten Kreise, welche ihn durch Aemter und Ehrenstellen dauernd an die russische Hauptstadt zu fesseln wußten. Zum Kammervirtuosen der Kaiserin ernannt, spielte er fast nur in den Kreisen des Hofes, hatte auch die kaiserlichen Kinder zu unterrichten. Eine gleiche Stellung nahm er beim Prinzen von Oldenburg ein. Später wurde er Inspector des Musikunterrichts der sämmtlichen weiblichen Staats-Erziehungsanstalten und erhielt von seinem ehemaligen Schüler, dem Kaiser Alexander, den Wladimirorden, mit welchem der Adelstitel verbunden war, von dem er aber auf seinen Compositionen nie Gebrauch machte. Den Sommer über verlebte er fast ausnahmslos auf seinem Besitzthum in Schlesien, was er damals nur durch die Personenpost erreichen konnte. Um sich die lange und langweilige Reise zu verkürzen, oder auch in dem Bestreben, seine Technik nicht nur zu erhalten, sondern sie womöglich noch zu vervollkommnen, führte er stets eine stumme Claviatur mit sich, auf der er trotz Reisegesellschaft seine Fingerexercitien ausführte. Auf solchen Postreisen, die oft durch Umspannen unterbrochen wurden,

war er stets aufgelegt seine Kunst den Mitreisenden zum besten zu geben, und es herrschte nur eine Stimme, daß H. einzig in seiner Technik und Vortragsweise sei. Als Componist hat er in seiner Art Hervorragendes geleistet, wenn auch nicht im Sinne höchster Kunstleistungen, doch im Fache des Graziösen und Anmuthigen. Seine Etude „Wenn ich ein Vöglein wär'" aus opus 2 und sein „Poëme d'amour" opus 3, werden so lange gespielt werden, als es Clavierspieler gibt. H. hörte im J. 1867 mit opus 40 auf herauszugeben; nach dieser Zeit erschienen Jahr für Jahr nur noch Neuausgaben seiner hervorragendsten Clavierpiècen, sowol in Fassung der Originalausgabe als im Arrangement. Nur einige Bearbeitungen von Claviercompositionen anderer Meister (Hummel, Liszt und Cramer) unternahm er, wahrscheinlich auf den Wunsch der Verleger. Ein chronologisches Verzeichniß seiner Werke findet man in Hofmeister's Handbüchern von 1844 ab bis 1867, darunter findet man auch mehrere Lieder für 1 Singstimme mit Pianofortebegleitung, ein Morgenständchen für Männerchor (1859).

Biographien bringen Schilling's Jahrbücher 1839, S. 101; Centralblatt f. Musik, Leipzig 1884, Nr. 19 u 22; Niederrhein. Musikzeitung, 1. Jahrg. S. 45; La Mara in Musikal. Studienköpfe III und Klassisches u. Romantisches aus d. Tonwelt; G. v. Amyntor: Lenz u. Rauhreif.

Rob. Eitner.

Henzen: Johann Heinrich Wilhelm H. ist am 24. Januar 1816 in Bremen geboren, am 27. Januar 1887 in Rom gestorben.

Der Eltern — der Vater war Kaufmann — früh verlustig, wurde H. mit dem einzigen Bruder von einfachen Leuten aufgezogen. Zarter Gesundheit und mit nicht normalen Augen ausgestattet, war er ein durch Begabung, Fleiß und Sitten ausgezeichneter Schüler des Gymnasiums seiner Vaterstadt. Als er dieses zu Ostern 1836 mit einem Zeugniß ersten Grades verließ, wurde darin auch seinem Charakter ein Lob zu theil, das nach dreißig Jahren von Henzen's größtem Freunde glänzend bestätigt werden sollte.

Um das classische Alterthum zu studiren, ging H. zunächst nach Bonn, wo ihm von Freunden besonders der Bremer Nik. Delius theuer war und blieb, von Lehrern außer Welcker besonders Lassen und Diez ihn anzogen, wie später in Berlin Boeckh, Droysen, Ritter und Ranke. Neben dem griechischen Alterthum beschäftigte ihn auch das indische und deutsche, Geographie und Geschichte. Um Römisches dagegen, worin er später ganz aufgehen sollte, kümmerte er sich damals auffallend wenig. So schloß er auch das Universitätsstudium 1840 mit einer Doctorschrift über Polybius ab, die nur der Anfang weiterer Untersuchungen über diesen größten hellenistischen Historiker, allerdings den Bewunderer und Geschichtschreiber Roms, sein sollte. Aeußere Umstände haben es zu dieser weiteren Ausführung nicht kommen lassen, gaben H. vielmehr eine ganz andere Richtung, die einzige größere Abweichung seiner geraden Lebensbahn. H. ging zunächst auf Reisen, um Englisch und Französisch zu lernen, nach England und Frankreich, von da nach Italien. In Rom traf er mit seinem Bonner Lehrer Welcker zusammen und hatte das Glück, in des geistvollen Archäologen Begleitung Museen und Ruinen der ewigen Stadt durchwandern zu können. Mit demselben reiste er dann auch nach dem jungen Königreich Hellas. In Athen traf er zwei norddeutsche Landsleute, den Holsteiner L. Roß und den Bremer H. L. Ulrichs, letzteren Kaufmannssohn gleich ihm selbst, beide etwa zehn Jahre älter und vor zehn Jahren bereits durch die Liebe zum alten Hellas dahin geführt, beide endlich an der Universität, Ulrichs auch am Gymnasium Athens als Lehrer thätig. Ulrichs, in welchem H. eben die Eigenschaften fand, durch welche seine eigenen Arbeiten je länger je

mehr sich auszeichneten, gab ihm in Griechenland wol die meiste Anregung und übte den nachhaltigsten Einfluß auf ihn aus. Gleich diesem älteren Freunde erlernte H. die Sprache der Neugriechen, schrieb ihre Lieder auf, schenkte ihren öffentlichen Zuständen Aufmerksamkeit, erfreute sich an der classischen Landschaft, vertiefte sich in die Reste der antiken Bild- und Baukunst: den größten Eifer jedoch wandte er auf die realste Basis der attischen Geschichte, auf das von Ulrichs mit ausgezeichneter Sorgfalt betriebene Studium der Topographie von Althellas und Athen. Darum begleitete er Welcker wol auf einer Reise durch den Peloponnes und auf einer zweiten durch Mittelgriechenland, nicht aber nach Kleinasien, sondern blieb in Athen zurück, um sich in dieses noch besser einzuleben. Erst als Welcker von Kleinasien rückkehrte, fuhr ihm H. nach Syra entgegen zu gemeinsamem Besuch von Delos, über welches eben damals Ulrichs eine kurze Uebersicht verfaßt hatte. Von Athen reisten die Genossen dann über Ancona, durch die Abruzzen nach Neapel, dann weiter nach Sicilien und langten gegen Mitte November 1842 in Rom an. Hier sollte Henzen's Lebensziel plötzlich ein andres werden. Waren seine Gedanken und Arbeiten bis vor kurzem mit unverkennbarer Einseitigkeit auf das griechische Alterthum gerichtet gewesen, so trat er jetzt — und das bedeutete alsbald den Uebergang vom Griechischen zum Römischen — in ein Verhältniß zum Archäologischen Institut, ein Verhältniß, das, anfangs lose, bald fester und fester sich schloß und zu Henzen's Ehre, zum Segen des Instituts bis an sein Lebensende gedauert hat.

Das Institut war damals nicht wie heute eine ausschließlich deutsche Anstalt, an dessen Centrum in Berlin zwei Zweiganstalten für das classische Gebiet sich angliedern, eine in Rom, eine in Athen, diese für den griechischen Osten, wie jene für den römischen Westen. Vielmehr war es gegründet als Sammel- und Vermittelungsstelle archäologischer Nachrichten aus Ost und West, gegründet zwar hauptsächlich von Deutschen, unter der Protection des preußischen Kronprinzen (nachmals Friedrich Wilhelm IV.), jedoch unter Betheiligung von Dänen, Engländern, vor allen Italienern, bald auch Franzosen. Nach 13jährigem Bestande (seit 1829) hatte die größtentheils auf sich selber gestellte Anstalt die finanziellen Nöthe und die aus nationalen Eifersüchteleien entspringenden Schwierigkeiten noch lange nicht überwunden. Rom war trotz einigen Schwankens nach wie vor der Mittelpunkt, und ebenda wurde das Nachrichtenblatt, das Bullettino redigirt und gedruckt, aber die großen Tafeln der Monumenti und die kleinen der Annali mit dem Text zu beiden erschienen zur Hälfte in Rom, zur Hälfte in Paris; und diese Hälften in Einklang zu halten, war eine dauernde Schwierigkeit. Dirigirender Secretär in Rom war der vielseitig begabte, überaus gewandte und rührige Emil Braun, dem W. Abeken (s. A. D. B. I, 8), der Vetter Heinrich's als zweiter Secretär zur Seite stand, doch krank, in Deutschland weilend, seit länger schon eine schwache Stütze. Braun hatte Welcker, der Sectionssecretär des Instituts für Deutschland war, auf der Reise in Neapel und Sicilien begleitet und dabei H. kennen gelernt. Gewiß hatte er es mit Welcker erwogen, daß er jenen gleich nach seiner Ankunft in Rom beim Institut beschäftigte. Mit richtiger Einsicht hat er Henzen's Schritte in der nächsten Zeit gelenkt und damit seine Zukunft bestimmt. Er vertraute ihm zunächst die Bibliothek an, und als am 29. Januar 1843 Abeken starb, ward H. zu seinem Nachfolger bestimmt, nach einem halben Jahre bescheiden honorirt und nach zwei Jahren ernannt. Braun war es auch ohne Zweifel, der H., um ihn sich bei den römischen Archäologen einführen zu lassen, antrieb, eine Preisaufgabe der päpstlichen archäologischen Akademie zu bearbeiten, obgleich dazu nur noch vier Monate Frist waren.

Am Palilientage (21. April) 1843 erhielt H. die goldene Medaille: seine „explicatio musivi in villa Burghesiana asservati“ (separat erschienen Rom 1845, in den Dissertt. dell’ Accademia romana 1852) gründete die geforderte Erklärung des berühmten Gladiatorenmosaiks auf eine sorgfältige Revision der schriftlichen und bildlichen Ueberlieferung von der antiken Gladiatur, ein ausgezeichneter Anfang.

Auch an den wöchentlichen Sitzungen des Instituts und an der Berichterstattung im Bullettino betheiligte H. sich bereits in diesem ersten Winter. Stoff lieferten ihm bald die Gladiatur, bald Denkmäler, die ihm Braun überwiesen haben wird, bald seine griechische Reise. Er berichtete z. B. über topographische und epigraphische Arbeiten von Curtius und seinem Freunde Ulrichs, auch noch in folgenden Jahren und gab nach Ulrichs’ frühem Tode einen Theil seiner nachgelassenen Aufsätze in den Annali heraus. Daß Vasen und andres Bildwerk nicht das Richtige für H. wären, konnte Braun’s scharfer Beobachtung und Menschenkenntniß nicht entgehen. Hat sich doch H. schon 1843 gegen den befreundeten L. Wiese vertraulich über die Einseitigkeit mancher Archäologen (wie eben Braun) ausgesprochen. Sein nüchterner Wirklichkeitssinn war mehr auf die Realitäten des Lebens und wörtlich Bezeugtes gerichtet. Möglich ist, daß H. selbst, der in Griechenland auch Inschriften abzuschreiben nicht versäumt hatte, Neigung zur Epigraphik bekundet hatte; glaubhaft versichert wird, daß Braun ihn schon nach den ersten Monaten gemeinsamer Arbeit auf das Gebiet der lateinischen Inschriftenkunde hinwies. Außer einem epigraphischen Anhang zu seiner Gladiatur schlug er ihm schon damals zwei größere Arbeiten vor: eine Sammlung alter Inschriften an öffentlichen Monumenten Roms; sodann einen Nachtrag zu Orelli’s Collectio lateinischer Inschriften. Beides hat H. im Laufe der Jahre ausgeführt, das letztere zuerst, das erstere in seinem Hauptwerk, dem VI. Bande des lateinischen Inschriftencorpus. Bis zu dessen ernstlicher Inangriffnahme sollten freilich noch zehn, bis zur Ausführung mehr als dreißig Jahre vergehen, aber die Gedanken daran beschäftigten schon damals die Geister in Italien wie diesseits und jenseits des Rheines. Boeckh’s griechisches Inschriftencorpus, dessen letztes Stück soeben, 1842 erschienen war, weckte das Verlangen nach neuer, vollständigerer Sammlung auch der lateinischen Inschriften. Von Orelli’s Collectio war der erste Theil zugleich mit Boeckh’s erstem Bande herausgekommen. Henzen’s und Abeken’s Vorgänger am Institut, Olav Kellermann, entwarf bereits 1835 den Plan eines lateinischen Corpus, dem er, von dem großen Meister dieses Gebiets, dem Grafen Bartolommeo Borghesi in S. Marino geschult, durch Specialforschungen vorgearbeitet hatte. Doch starb er jung schon 1837. Sein Erbe trat, von Braun angetrieben, von E. Gerhard empfohlen, Otto Jahn an, und Gerhard fragte anfangs 1844 für Savigny wegen epigraphischer Pläne bei Borghesi an. Da waren die Franzosen um ein Weniges zuvorgekommen. Man hatte sich des Meisters Mitwirkung bei einem Pariser Inschriftenwerk gesichert. Nichtsdestoweniger ertheilte Borghesi seinen Rath, auf den Mangel und die Ergänzungsfähigkeit des Pariser Unternehmens hinweisend, wo man die Inschriften aus Büchern und Handschriften sammeln wollte, ohne auf die Originale zurückzugehen. Doch standen sich auch in der Berliner Akademie zwei Parteien gegenüber, deren eine, im Vertrauen, daß durch Scharfsinn und Conjectur die handschriftlichen Fehler, wie bei den antiken Schriftstellern zu bessern seien, die Bucharbeit in Deutschland, deren andre die Prüfung der Originale, vor Allen in Italien voranstellte. Das Werkzeug Jener war A. W. Zumpt; diese, Allen

voran Gerhard, setzten ihre Hoffnungen je länger je mehr auf Th. Mommsen, neben welchem O. Jahn bald zurücktrat, indem er sein Material hochherzig zur Verfügung stellte. Statt seiner hatten Braun und Gerhard schon vordem H. ausersehen, der am römischen Institut in derselben Stellung wie einst Kellermann für die geplante Revision der italischen Steinschriften der rechte Mann scheinen mußte.

Im Sommer 1843, während Braun's Abwesenheit, ruhte schon sicher der Hort des Instituts in Henzen's Hand. Soweit Geschäftliches und die griechischen Dinge ihm Zeit ließen, vertiefte er sich in die lateinischen Inschriften. Das gab Anlaß, sich an Borghesi zu wenden, mit dem er auch durch Uebernahme des Kellermann'schen Münznachlasses in Beziehung trat. Für den nächsten Sommer wurde schon eine Reise nach S. Marino geplant, wo der Jünger bei dem Meister in die Lehre gehen sollte, um — das waren Gerhard's und Braun's Gedanken — möglichst bald durch eine epigraphische Veröffentlichung seinen Beruf zur Theilnahme an dem großen Inschriftenunternehmen zu bekunden. Es war die folgenreichste Zeit seines Lebens: fast alle wichtigsten Verbindungen Henzen's fallen in diese Jahre. Während seiner Abwesenheit in S. Marino sollte H. Brunn, der, auch ein Schüler Welcker's, wenig später als H. zum Studium der alten Kunst nach Rom gekommen war, Henzen's Geschäfte versehen, derselbe Brunn, der später sein College am Institut ward.

Auch sein häusliches Glück fand H. im Sommer 1844 durch die Ehe mit Auguste Francke, die er im Hause ihrer Schwester Pauline, der mit Henzen's Bremer Landsmann, dem Bildhauer Steinhäuser verheiratheten, mit Bettina befreundeten Malerin kennen gelernt, und mit der er sich im vorhergehenden Jahre verlobt hatte. Ihren Uebertritt zur katholischen Kirche vermochte er freilich nicht zu hindern. Ein Glück für ihren Frieden war es, daß ihre Ehe kinderlos blieb. Elf Wochen nach der Hochzeit machte H. sich nach S. Marino auf, für sein wissenschaftliches Streben jedenfalls das wichtigste Erlebniß dieser Zeit. Bei dem von aller Welt anerkannten Meister, zugleich einem Manne von antiker Einfachheit und Größe der Gesinnung lernte H. an den reichen, wohlgeordneten Sammlungen die Methode epigraphischer Forschung, und seine Nachfolge Kellermann's zeigte sich in dem ihm gegebenen Thema, die Urkunden der equites singulares, der kaiserlichen Leibgarde zu Pferde und dann die weiteren Militarinschriften zu bearbeiten, einer Fortsetzung dessen, was Kellermann begonnen. Wie dieser, gewann H. auch die Freundschaft des Meisters, der ihn fortan in seinen Briefen nur als amico carissimo anredet, ein Ehrentitel, der von Nichtitalienern nur noch Kellermann, Braun und Mommsen zu theil ward. Ehe H. S. Marino verließ, machte er von dort aus mit Des Vergers eine epigraphische Reise durch die Marken. Es geschah durch Borghesi's Vermittlung, zur Förderung der Pariser Inschriftensammlung, die man eine Zeit lang mit dem Berliner Unternehmen in Verbindung zu bringen gedachte, wie denn auch in den folgenden Jahren noch, bis etwa 1847, dem Ende des französischen Planes, von Henzen's und Mommsen's Betheiligung an dem Werk der Franzosen die Rede war. Der Aufenthalt im rauhen S. Marino in verspäteter Jahreszeit hatte leider für Henzen's immer noch zarte Gesundheit nachtheilige Folgen, und zu katarrhalischen Beschwerden gesellte sich bald auch ein Augenleiden, das durch das oft mühsame Entziffern von Stein- und Handschriften natürlich nur gesteigert wurde.

Nach Rom zurückgekehrt, lernte H. bald auch Theodor Mommsen kennen, der, um Monumenta legalia zu sammeln, von Kiel nach Frankreich und Italien gegangen war, wo seine geniale Energie sich den Savigny und Gerhard bald als die schöpferische Kraft erweisen sollte, deren man für die Inschriften-

sammlung bedurfte. Es konnte nicht fehlen, daß die verwandten, auf das gleiche Endziel hinweisenden Aufgaben die beiden fast gleichaltrigen jungen Norddeutschen bald zusammenführten, und daß sich die innige Freundschaft der zu gemeinsamer Lebensarbeit in gleicher Hingebung Verbundenen schloß, des mit Feuereifer Führenden und des in Treue, sicheren Schrittes Folgenden. Nicht viel später endlich war es, daß auch der Dritte im Bunde, ein Italiener, der geniale Gian Battista de Rossi, hinzutrat, der uns selbst den Anfang ihres engeren Freundschaftsbundes erzählt hat, wie er eines Abends H. seine Ideen über eine Vorarbeit zum Corpus auseinandergesetzt, und H. am nächsten Tage ihm gesagt habe, daß er, dem gestrigen Gespräche nachdenkend, die ganze Nacht kein Auge habe schließen können: das sei der Anfang ihrer Freundschaft gewesen, die, von keinem Wölkchen getrübt, über 40 Jahre bestanden habe. Das römische Alterthum und besonders die inschriftlichen Documente desselben waren das gemeinsame Arbeitsfeld dieser drei Freunde, und jede Arbeit Henzen's, darf man sagen, war fortan von der liebevollen und treuen Theilnahme jener beiden, besonders Mommsen's begleitet, so gleich die erste: „De tabula alimentaria Baebianorum“ (Annali 1844, erschienen 1845), eine gründliche Untersuchung über die kaiserlichen Stiftungen zum Besten der Kinder unvermögender Bürger Italiens. Eine Arbeit dies, die vor weiteren Plänen in Angriff genommen wurde, weil es Brunn soeben geglückt war, von der wichtigen Erztafel die erste brauchbare Abschrift zu geben. Das war nun die in Berlin gewünschte Probeleistung, aber im Kampf der Parteien behielten dort einstweilen noch die Gönner Zumpt's die Oberhand, und Mommsen und H. blieb nichts übrig, als sich in der Stille zu rüsten. Während Zumpt in Berlin Zettel sammelte, durchforschte Mommsen das Königreich Neapel, das er sich als den vernachlässigtsten und unbekanntesten Theil Italiens auf Borghesi's Rath ausersehn hatte, um die Probe eines Corpus zu liefern. H. aber bereitete sich für das große Werk in Rom vor durch Specialuntersuchungen über Militärwesen und Municipalmagistratur; deren eine ist in den Annali erschienen, einige auch in deutschen Zeitschriften; so auch Recensionen Zumpt'scher Arbeiten, die mit vollendeter Ruhe und Sachlichkeit die wahre Methode der Inschriftenforschung ins Licht stellten.

Die immer hingehaltenen Hoffnungen wirkten oft niederdrückend auf Henzen's Stimmung, die auch unter seinem körperlichen Befinden und der Last der Institutsgeschäfte zu leiden hatte: die Uebersetzung der für die Annali eingesandten deutschen Artikel ins Italienische, die Drucklegung, die Register zu den Serien, ein großer Theil der ausgedehnten Correspondenz, die Rechnungen, die Ordnung von Bibliothek und Archiv war keine geringe Plage. Und nicht oft war diese von Erholungsreisen unterbrochen, wie 1848 durch einen Aufenthalt in Neapel und Sorrent, 1850 durch eine Reise, um Bonn, Bremen und Berlin wiederzusehen. Meistens mußte H. in Rom auf dem Posten bleiben; so hat er auch 1849 während der französischen Beschießung treu das Capitol gehütet, wofür ihm von Gerhard besonderer Dank ausgesprochen wurde. Braun dagegen verbrachte, namentlich seit seiner zweiten Verheirathung, immer mehr Zeit auf Reisen und ging, wenn er in Rom war, immer mehr in seinen technischen Experimenten auf, die freilich indirect auch der Archäologie und den Publicationen zu gute kommen sollten, aber doch die eigentliche Arbeit nicht förderten. Kein Wunder, wenn der alte, tief in der Verschiedenheit beider Naturen begründete Gegensatz Henzen's zu Braun sich immer mehr verschärfte und, wie es Henzen's Bedürfniß war, sich zuerst in Briefen an Gerhard, dann auch an Braun selbst Luft machte. Braun entschuldigte sich wol, beharrte aber auf seinem Wege. Eine Genugthuung war

es dagegen für H., daß ihm nach Orelli's Tode 1849 von den Verlegern wirklich die Fortsetzung von dessen Inschriftensammlung angetragen wurde, auf welche er längst vorbereitet war. Auch er erhielt damit eine größere Aufgabe, an der er seinen Beruf für das Berliner Corpus darthun konnte. Zwar die systematische Anordnung für die zuzufügenden 2—3000 neugefundenen Inschriften war gegeben, aber konnte er seine Meisterschaft schon in der Sammlung und Auswahl dieser Inschriften und in den knappen erklärenden Noten bewähren, so ließ sich bei der kritischen Revision der etwa 5000 in den früheren Bänden enthaltenen die Verkehrtheit desjenigen Princips darthun, welchem die Gönner Zumpt's damals zum Siege verholfen hatten.

Im Frühjahr 1853, als die Frist für Zumpt's Probeleistung verstrichen war, hatte H. seine Arbeit (Collectionis Orellianae supplementa emendationesque exhibens vol. III ed. Gu. H., erschienen Zürich erst 1856) im Manuscript beendet; aber schon ein Jahr vorher war Mommsen's neapolitanisches Corpus erschienen und damit aller Widerstand gebrochen. Ihm wurde jetzt die Oberleitung des ganzen Unternehmens übertragen, und er übernahm sie unter der Bedingung, daß ihm für die stadtrömischen und mittelitalischen Inschriften H. und de Rossi beigeordnet würden. Alle drei wurden zu correspondirenden Mitgliedern der Akademie ernannt und erhielten ein Jahrgeld für die Corpus-Arbeit. Damit bekam Henzen's Existenz und Stellung einen andern Boden und Rückhalt. Nachdem noch 1853 der Arbeitsplan festgestellt war, begann das Abschreiben der Steine in den römischen Sammlungen. Als diese Arbeit sich dem Ende näherte, reiste H. 1855 zu einer Berathung mit Mommsen nach Breslau, schrieb auf dem Heimweg Steine in Oberitalien ab und zog auf dem Rückweg in Turin die Ligorischen Handschriftenbände aus. 1856 begann das schwierigere Geschäft der Sammlung und Werthbestimmung der Hunderte von Codices älterer Abschriften von theils vorhandenen, theils verlorenen Steinschriften; eine Arbeit, bei der er besonders von de Rossi mit Rath und That unterstützt wurde, und über deren Fortschritte alljährlich der Akademie berichtet wurde. So war nun die Corpus-Arbeit, soweit sie Italien betraf, auf das Institut gegründet, das für die Epigraphik trefflich versorgt war. Da starb am 11. September 1856 Braun und hinterließ die Archäologie daselbst nicht in der besten Verfassung. H. legte der Centraldirection die Schwierigkeiten der Lage, die freilich zum Theil auch in allgemeinen Verhältnissen begründet waren, dar und beantragte die Ernennung Brunn's als des einzigen jüngeren Archäologen, der mit den Monumenten, den Personen und Verhältnissen Italiens und des Instituts genügend vertraut war, zum zweiten Secretär. Daß er selbst in die erste Stelle aufrückte, war selbstverständlich; aber des schiefen Verhältnisses, in welchem er zu Braun gestanden, eingedenk, trat er selbst für eine collegialische Stellung beider Secretäre ein, auch zu pecuniärem Opfer bereit. Seine Vorschläge kamen zur Ausführung. Das Institut zur preußischen Staatsanstalt erhoben zu sehen, wie schon damals Henzen's Ziel war, sollte er noch Jahre warten; aber 1859 geschah wenigstens durch Erhöhung der Dotation, mit Reisestipendien für zwei junge deutsche Gelehrte, ein Weiteres zur Föcderung des Instituts. Es war eine schöne Zeit glücklichen Zusammenwirkens der beiden trefflichen Männer. Brunn's Sache war die Herausgabe der Monumente mit den erläuternden Texten; H. hatte das Rechnungswesen und — das Corpus; den Jahresbericht verfaßte Brunn. Gemeinsam war ihnen die Sorge für das Institut im ganzen, für die Sitzungen, das Bullettino, die Anleitung der Jugend, die bald stärker zugezogen kam. Verschieden wie beider Männer Natur und Lebensgang war auch ihr Wirken auf die Jugend. In strengem Dienst von Pflicht und

Beruf früher gealtert, stand H. den meist frisch von der Universität Gekommenen minder nah als Brunn, der trotz fast gleichen Lebensalters doch jugendlicheren Sinnes als H. war und blieb. Konnten nun schon die Steine, in welchen die Römer die Thatsachen des realen Lebens eingegraben hatten, kaum so anziehend sein wie die von Geist und Poesie der Griechen geformten Sculpturen, so verfehlte auch das stark persönliche Element, das Brunn aller seiner Kunsterklärung beimischte, naturgemäß seine Wirkung nicht gegenüber der unpersönlich sachlichen Behandlung Henzen's. Auf diese Weise ergänzten sie sich aber auch vortrefflich. Nachhaltiger übrigens als die der ganzen Hörerschar gewidmeten Periegesen waren gewiß durchweg noch die den Einzelnen gegebenen Anregungen und Weisungen. Kaum einen der römischen Epigraphiker oder Archäologen älterer Generation möchte es jetzt in Deutschland geben, der nicht jenen beiden Lehrern sich zu Dank verpflichtet fühlte.

Mit der Bearbeitung der stadtrömischen Inschriften fiel auf H. aber auch ein wesentlicher Antheil an dem ersten Band des Ganzen, sowol an den Facsimiletafeln Ritschl's (erschienen 1862), für die seine Aushülfe Jahre lang in Anspruch genommen wurde, wie an den übrigen antiquissimae, die natürlich meist römisch waren. Ganz sein war dazu die Ausgabe der capitolinischen Consularfasten und Triumphalacten (1863). Unterstützt von einem seiner Jünger, Detlefsen, bemühte er sich namentlich um die architektonische Anordnung der Fragmente, die allerdings schon bei Michelangelo's Zusammensetzung im Conservatorenpalast zu einer gewissen Geltung gebracht war.

Als nach dem Tode Borghesi's 1860 Napoleon III. dessen Werke herausgeben lassen wollte, wählte die aus französischen Gelehrten und de Rossi zusammengesetzte Commission zu drei italienischen Correspondenten auch drei deutsche, H., Mommsen, Ritschl, so daß hier wenigstens die beim Corpus beabsichtigte, beim Institut bestandene internationale Gemeinsamkeit der Arbeit zum Ausdruck kam. Im J. 1872 erschien der letzte (8.) Band der von H. mitbesorgten Oeuvres. Die Zeit, da nach langjähriger Vorbereitung der Druck der stadtrömischen Inschriften (Bd. VI) zu beginnen hatte, näherte sich. Da regte ein zufälliger Fund in H. den Gedanken an, im längst bekannten Arvalenheiligthum der Ackergöttin Dea Dia, vier Miglien abwärts am rechten Tiberufer, nach weiteren Acten der uralten Bruderschaft zu suchen. Mit den von der Königin Augusta und dann auch von König Wilhelm selbst bewilligten Mitteln wurde von 1867—1869 mit gutem Erfolg gegraben, und H. beeilte sich, zuerst in den Annali 1867, dann in den scavi nel bosco sacro dei fratelli Arvali per larghezza delle LL. MM. Guglielmo ed Augusta re e regina di Prussia operati dai Signori Ceccarelli, Relazione Roma 1868 fol. über die neuen Funde zu berichten, endlich 1874 die sämmtlichen Acta fratrum Arvalium quae supersunt. Restituit et illustravit Gu. H. Berolini 1874, 8 ⁰ mit Erläuterung herauszugeben, ein Werk, in welchem H. die bewunderte Leistung seines großen Vorgängers Marini in vollendeter Weise ergänzte und erneuerte. Zwei Jahre später erschien endlich Henzen's, de Rossi's und Bormann's gemeinsames Werk, der erste Theil des VI. Corpus-Bandes, die auf Cultus, Kaiser, Behörden, Priester und Soldaten bezüglichen Inschriften, dem sechs Jahre später der mit Bormann's und Hülsen's Beihülfe herausgegebene zweite (Columbarien, kaiserliche und private Officiales und sonstige Grabinschriften) folgte. Von der Redaction war H. bereits zurückgetreten: er konnte sie getrost jüngeren, von ihm selbst mit geschulten Kräften übergeben.

Auch am Institut hatte sich seine Thätigkeit allmählich eingeschränkt. Für Brunn war 1865 W. Helbig eingetreten, eine junge Kraft, die, von jenem selbst noch in die italienische Archäologie eingeführt, mit raschem Eifer sich

großen Aufgaben hingab. Fiel dabei das Geschäftliche mehr H. zu, der von jetzt an auch die Jahresberichte abfaßte, so erhielt er dafür nun einen Assistenten. Endlich 1871 erfüllte sich sein Wunsch: das Institut wurde preußische Staatsanstalt und schon nach weiteren drei Jahren, zufolge der großen Ereignisse, vom neu gegründeten Reich übernommen. Die Mittel für Alles wurden jetzt reichlicher bemessen, auch ein würdiger Neubau, schon vorher beschlossen, wurde aufgeführt. Die Klagen über die absolute Unzulänglichkeit des alten Bibliotheks- und Sitzungssaales hatten sich zuletzt alle Jahre wiederholt; die Secretäre hatten seit langem im Spital zur Miethe gewohnt. Im J. 1877 bezogen sie die schönen Wohnungen in dem neuen Hause mit seinem herrlichen, die Stadt vom Coliseo über Palatin, Aventin, Janiculum bis zum Pincio umfassenden Rundblick, und am 14. December wurde bei der Winckelmannsitzung der neue Saal eingeweiht. Wenig später, bei der Paliliensitzung 1879 wurde, mit großen Ehren für das Institut, dessen fünfzigjähriges Bestehen festlich begangen.

Alle diese Erfolge, die nicht zuletzt Henzen's treuer Arbeit und Fürsorge verdankt waren, sollte seine Gattin nicht mehr erleben. Der mehr privaten Feier seiner 25jährigen Thätigkeit beim Institut im J. 1867 hatte sie sich noch erfreuen können, sowol der Strenna, die H. von der capitolinischen Jugend dargebracht wurde, darunter keiner, der nicht später mit Ehren genannt wurde, als auch der silbernen Ehrentafel, deren lapidarer Text, von Mommsen verfaßt, hier am Ende stehen wird. Zwei Jahre später starb nach längerer Krankheit Frau Henzen, die ihrem Manne schon früher durch Leiden Sorge gemacht hatte. Auf ihren Grabstein setzte er als Denkmal ihrer Gemeinschaft das schöne dem Augustin zugeschriebene Wort: in necessariis unitas, in dubiis libertas, in omnibus caritas. Nach ihrem Tode geschah, was beide schon vorher gewollt, daß eine jüngere Schwester des Bildhauers Joseph Kopf, Rosina, als Tochter in Henzen's Haus einzog. Statt des strengen Ernstes, der darin früher gewaltet, kehrte mit dieser ein leichterer Frohsinn ein, der zwischen dem in Arbeit Ergrauten und der aufstrebenden Jugend freundlich vermittelte. Gern sammelten sie sich Abends um ihren treuen Berather, der als würdigster Vertreter der deutschen Reichsanstalt auf dem Capitol zugleich der allverehrte Mittelpunkt der deutschen Romfahrer war. Hochangesehen auch bei den Italienern, die ihn als einen der Ihrigen ansehen konnten, war er Mitglied der ersten wissenschaftlichen Körperschaft des Landes, nah vertraut dem in vaticanischen Kreisen hochgeltenden de Rossi wie den Senatoren Fiorelli, den Jüngeren, wie Lanciani und Gatti, Lehrer zugleich und Freund.

Bei Einweihung des neuen Hauses war H. dem Vorwurf entgegengetreten, das Institut habe seinen internationalen Charakter verloren, sei ein ganz deutsches geworden. So wenig war das geschehen, daß, gewiß einzig dastehend, die Deutschen sich in Sitzungen und Schriften des Instituts der eigenen Sprache ganz und gar entäußerten. Das stammte aus den Anfängen des Instituts her, wo es eine Nothwendigkeit gewesen war; und jenen Anfängen nahe gestanden hatten die Mommsen, de Rossi, Brunn, die mit H. immer noch die Säulen der Anstalt waren. Seitdem aber das Institut eine Anstalt des Deutschen Reiches geworden war, konnten Andere daran wol Anstoß nehmen, und als man im J. 1884 in einer deutschen Zeitung, nicht eben taktvoll, hieran rührte, wurde dem guten H. damit viel Leids bereitet. Indessen gelang es, mit schonender Hand die nothwendig gewordenen Aenderungen auf das Mindestmaß herabzusetzen, der Zeit das Weitere überlassend. H. wie auch Helbig verstanden sich dazu, die Neuerungen in der Form der Institutsschriften, die eine Folge der in Athen gegründeten Schwesteranstalt waren

selber mit in die Wege zu leiten. Den zuerst zum Herbst 1885 erbetenen Abschied willigte H. ein, bis 1886 und dann gar bis 1887 zu verschieben. Es bestand sogar die Hoffnung, daß er auch nachher in der Nähe des Instituts als dessen guter Genius wohnen bleibe. Wie eine Versöhnung nach diesen Trübungen wirkte die Feier des vollendeten 70. Lebensjahres, am 16. Januar 1886, durch die allgemeine verehrungsvolle Theilnahme von Deutschen und Italienern. Jene stifteten in den Bibliotheksaal das Marmorbildniß Henzen's, dazu ihm persönlich ein Album mit den Namen aller derer, die in so langen Jahren bei H. ein- und ausgegangen waren, diese gleichfalls ein Album seiner italienischen Freunde und Verehrer. Nur ein Jahr noch überlebte H. diesen schönen Tag: am 27. Januar 1887 starb er nach kurzer Krankheit und ward mit außerordentlichen Ehren bestattet. Auf de Rossi's Antrag wurde beschlossen, auch auf dem Capitol, bei den Fasten, Henzen's Marmorbüste aufzustellen und ihr gegenüber diejenige Borghesi's.

H. war kein führender Geist; aber führenden Geistern lebenslang befreundet, ist er an großem Werke ihr Mitarbeiter gewesen, auf deutschem Posten in fremdem Lande eine treue Wacht, gute Eintracht zwischen beiden Nationen allzeit pflegend. Zum Gedächtniß fünfundzwanzigjährigen Wirkens in Rom hatte ihm Mommsen die inhaltsschweren, in Silber eingegrabenen Worte gewidmet: Gulielmo Henzen Bremensi | per annos XXV | Instituti archaeologici Romani moderatori | curatori eius integro fideli facili navo | bonarum litterarum apud duas nationes propagatori | Italorum Germanorumque amicitiae stabilitori | thesauri epigraphici urbani conditori | qui neminem laesit omnes singulosque adiuvit - amico suavi — hospiti comi — homini bono | mense Iulio anni MDCCCLVII | sodales.

Reiche Correspondenz beim Institut; Nachrufe von Fiorelli, Rendiconti dei Lincei, classe di scienze morali 1887, III[1], 173; von G. B. de Rossi mit meisterhafter knapper Charakteristik der Leistungen, und von Helbig in den Mittheilungen des K. D. archaeolog. Inst. Rom. Abth. 1887, II, S. 65 u. 73; von A. Michaelis im Jahrbuch des Archaeol. Inst. 1887, II, S. 1; von A. Mau in Biogr. Jahrbuch für die Alterthumskunde 1888, S. 135, mit Bibliographie, die auch bei Fiorilli. Zur Geschichte des Corpus Harnack, Gesch. d. k. preuß. Akademie d. Wissensch., S. 722 u. 900.

E. Petersen.

Herbig: Friedrich August H., Buchhändler, geboren 1791, † 1849, legte 1821 durch Ankauf der Handlung von F. Schade den Grund zu einer Verlagsbuchhandlung F. A. Herbig. Aus seiner vielseitigen Verlagsthätigkeit seien aufgeführt: die „Handbibliothek für Officiere", die „Handbibliothek für Gärtner", Dr. E. G. Neumann, „Von den Krankheiten des Menschen", Moritz, „Götterlehre" und Reichard's „Passagier", wol das erste größere Reisehandbuch, das auch in französischer und russischer Sprache erschien. Nach dem Tode von F. A. H. übernahm sein ältester Sohn, Adolf H., geboren 1825, † 1874, die Firma und führte sie unter demselben Namen weiter. Er rief im Verein mit Julius Faucher, Otto Michaelis, Prince-Smith und Emminghaus im Jahre 1863 die „Vierteljahrschrift für Volkswirthschaft" ins Leben. Seine Hauptthätigkeit jedoch verwendete er auf den Verlag und die Verbreitung der Lehrbücher von Karl Ploetz. Der große Erfolg und die immense Verbreitung dieser Bücher beschränkten die Firma mit der Zeit fast ganz auf das besondere Feld der neusprachlichen Unterrichtsbücher. Als H. 1874 starb, ging die Firma in den Besitz seiner Wittwe, Anna H. geb. Grimm, über. Im J. 1881 trat ihr ältester Sohn, Friedrich August H. (geb. 1853), zunächst als Theilhaber ein.

Karl Fr. Pfau.

Herbst: Eduard H., Jurist und Staatsmann, geboren zu Wien am 9. December 1820, † daselbst am 25. Juni 1892. Sohn eines Wiener Hof- und Gerichtsadvocaten, legte er alle Studien in Wien zurück, wurde daselbst 1843 Dr. jur. utr. und trat bei der Kammerprocuratur ein. Bald lenkte sich sein Sinn auf die akademische Laufbahn, für deren Erlangung er auf sein Gesuch als Supplent (Titel für die jungen Männer, welche für verhinderte Professoren, oder auch an Tagen, wo diese zu lesen keine Lust hatten, die Vorträge, Prüfungen u. s. w. hielten) an der juristischen Facultät eintrat. Im J. 1847 erhielt er die ordentliche Professur der Rechtsphilosophie und des Strafrechts an der Universität Lemberg und wurde im J. 1859 in derselben Eigenschaft nach Prag versetzt. Nachdem im J. 1861 die Verfassung gegeben war, trat er als deren begeisterter liberaler Anhänger ouf, candidirte für den böhmischen Landtag in Schluckenau-Hainsbach, wurde gewählt und vertrat diesen Wahlkreis unausgesetzt bis zum Jahre 1885. Ein wunderbarer Wechsel war mit dem Manne vorgegangen, dem ich seit der Ankunft in Prag, wenn auch nicht gerade als Freund, so doch als College und durch die Annäherung unserer Familien nahe stand. Beim Abtreten des Grafen Thun legten verschiedene Professoren den Entwurf eines Abschieds- und Dankschreibens zur Unterzeichnung auf. H. trat dem in einem Antrage bezw. einer Sitzung schroff entgegen, weil darin ein Tadel gegen den Kaiser liegen könne wegen der Aufhebung des besonderen Cultus- und Unterrichtsministeriums, jedenfalls die Regierung einen Tadel darin sehen werde. Und nach Jahresfrist war plötzlich derselbe Mann, dem vorher jedes Hofdecret ein Heiligthum gewesen, ein enragirter Liberaler, Constitutioneller, Volksführer geworden. Seine Popularität wuchs ins maßlose, jede deutsche Stadt in Böhmen, selbst Dörfer verliehen ihm das Ehrenbürgerrecht, ja, wie ich im Herbst 1863, wo H. und ich mit unsern Familien in Schandau in der sog. „Sächsischen Schweiz“ weilten, selbst gesehen habe, suchte man ihm aus dem Wahlkreise auf alle Art Liebe zu bezeugen, namentlich durch Geschenke vom kleinsten bis zum großen. H. wurde vom Landtag in den Reichsrath gewählt, damit war er für das Lehramt zum großen Theil verloren, es machte ihm nach den ewigen Aufregungen auch keine Freude mehr. Als Parlamentarier hatte er durch seine Schneidigkeit, Schlagfertigkeit, Gewandtheit und Rücksichtslosigkeit großen Erfolg. Er konnte es nicht vertragen, daß neben ihm ein Anderer, vor allem nicht, daß ein College und gar ein geborener Nichtösterreicher sich hervorthat. Das zeigte sich ganz besonders, wenn der liebenswürdige Brinz einzelne Erfolge im Reichsrath erzielte, sofort war H. bei der Hand, durch Nörgelei und Drehen die Lorbeern von Brinz zu zerzausen. H. war ein scharfer Kopf, dialektisch höchst begabt, von advocatischem Verstande, besaß ein großes Gedächtniß, kannte den Wortlaut der Gesetze und der zahlreichen Hofdecrete seines Faches auswendig, Ideen, selbständige, schöpferische Gedanken aber hatte er nicht. Seine Schärfe und die anderen Eigenschaften machten ihn zum schlagfertigen Parlamentarier. Als solcher hatte er eine Reihe durchschlagender Erfolge; er gehörte zu den schärfsten Gegnern des Ausgleichs mit Ungarn. Nachdem dieser zur Thatsache geworden war, trat er als Justizminister am 30. December 1867 in das Ministerium des Fürsten Carlos Auersperg ein mit Hasner, Giskra, Brestel, Berger, Graf Potocki, Graf Taaffe, blieb nach dem Austritt der drei letztgenannten im Ministerium Hasner und schied mit diesem aus am 4. April April 1870, auf Hasner's Antrag wurde ihm nebst den anderen abtretenden Ministern die wirkliche Geheimerathswürde verliehen. Nicht ein bedeutendes Gesetz ist unter ihm als Minister gemacht. Nach dem Rücktritt des Fürsten Adolf Auersperg, dessen Ministerium Unger, Glaser, Frhr. de Pretis, v. Stre-

mayr, v. Lasser und v. Chlumecky angehörten, nahm der Kaiser Pretis ins Auge für die Bildung eines neuen Cabinets und berief auch H., der sich einverstanden erklärte. Es handelte sich hauptsächlich um die bosnische Frage, deren Durchführung der Kaiser verlangte. Pretis berief, wie Hasner in seinen Denkwürdigkeiten berichtet, „eine größere Zahl hervorragender Mitglieder beider Häuser, um sich über ihre Gesinnungen Klarheit zu verschaffen, sie versicherten Pretis ihres vollkommenen persönlichen Vertrauens, verwahrten sich aber in überwiegender Mehrheit gegen weitere Opfer der bosnischen Politik; darauf hin gab Pretis die Kabinetsbildung auf.“ Nun kam das für Oesterreich unglückliche Ministerium Taaffe (12. August 1879). H. wurde mit schweren Vorwürfen belastet, als habe er zweideutig gehandelt. Hasner findet den „Vorwurf nicht ganz gerecht“, fügt aber bei: „Eine gebotene Vorsicht aber wäre es allerdings gewesen, die Zustimmung zu Pretis' Programm sich vorzubehalten“, statt sich einfach mit dessen Berufung dem Kaiser gegenüber einverstanden zu erklären. H. gehörte seitdem zur schärfsten Opposition, verlor aber auch das volle Vertrauen seiner Partei, so daß er 1885 nicht mehr im alten Wahlbezirke, sondern in Reichenberg zum Abgeordneten gewählt wurde. Als Minister hat er keine eigenen durchschlagenden Gesetze zu Stande gebracht. In den letzten Jahren seines Lebens litt er fortwährend an der Lunge und suchte wiederholt vergeblich in Meran Genesung. Bei aller geistiger Bedeutung war H. ein theoretischer Politiker und radicaler Liberaler, als Mensch durch und durch ehrenwerth und achtbar, aber von schroffer, unliebenswürdiger Art, zu sehr Egoist, um sich wirkliche Freunde zu erwerben. Bismarck's bekannte Aeußerung im Reichstage von den „Herbstzeitlosen“ hat gesessen und ihm viel geschadet. Dem Kaiser war er nebst Giskra am unsympathischsten wegen des vollkommenen Mangels an feinen Formen. Als ein charakteristisches Factum sei nach mündlicher Mittheilung Hasner's ein Vorgang des Jahres 1868 erwähnt. Der Prinz Napoleon Bonaparte (Plon-Plon) war in Wien, vor dem Hofdiner wurden die Minister vorgestellt, H. vermochte auf eine dreimalige französische Ansprache desselben nur jedes Mal durch eine Verbeugung zu antworten. Man begreift, daß solche Minister dem Kaiser nicht gerade zusagten.

Energisch trat H., der ein österreichischer Patriot reinsten Wassers und Centralist war, für das Deutschthum in Oesterreich und als Gegner des Czechenthums auf. Für das weitere Deutschland hatte er nichts übrig, besuchte aber nebst Berger mit mir zusammen den ersten allgemeinen deutschen Juristentag in Berlin (1860). Für alles, was über das Alltagsleben und die praktische Jurisprudenz hinausging, Kunst, Natur und Wissenschaft, hatte er keinen Sinn.

Schriften: „Handbuch des allgemeinen österreichischen Strafrechts“ (2 Bde., Wien 1855, 2. Aufl. 1859); „Sammlung von Entscheidungen des k. k. österreichischen obersten Gerichtshofes in zweifelhaften Fragen des österreichischen Strafprozeßrechts“ (1860); „Die grundsätzlichen Entscheidungen des k. k. österr. Obergerichts“ (1853, 3. Aufl. 1858), Nachträge in Wagner's Zeitschrift (aufgezählt bei v. Wurzbach); „Das juristische Doktorenkolleg in Prag und sein Anspruch auf die Rektorwürde. Ein Beitrag zur Kenntniß österr. Universitätszustände“ (Prag 1861).

v. Wurzbach, Lex. 8, 360. v. Schulte.

Herbst: Ludwig Ferdinand H., Philologe und Schulmann. Er war in Hamburg am 30. Juni 1811, als Sohn eines Handwerkers geboren, besuchte von 1824—1831 das Johanneum und dann bis 1832 das akademische Gymnasium seiner Vaterstadt und studirte sodann bis 1835 auf den Universitäten Göttingen und Berlin classische Philologie. Für die Richtung und

Art seiner Studien sind außer dem Professor des Johanneums F. W. Ullrich vornehmlich Otfried Müller und Karl Lachmann von Bedeutung gewesen. Nach erlangter Doctorwürde kehrte H. Ostern 1835 nach Hamburg zurück, um von nun an ein stilles Lehrer- und Gelehrtenleben in eifriger Arbeit und fern von dem großen Getriebe zu führen. Zunächst wurde er Hülfslehrer, 1837 Collaborator, 1840 ordentlicher Lehrer an der mit dem Johanneum verbundenen Realschule; Ostern 1851 wurde er als Professor an die Gelehrtenschule des Johanneums versetzt und hat dieses Amt, allmählich mit seinem Unterrichte von den unteren in die oberen Classen aufsteigend, 25 Jahre hindurch bis Ostern 1876 mit treuer Sorgfalt verwaltet. In diese Zeit fällt die große Reihe von Aufsätzen zur Kritik des Thukydides, durch welche H. sich einen geachteten Namen in der Gelehrtenwelt erworben hat. Nachdem er sich Ostern 1876 hatte in den Ruhestand versetzen lassen, hat er seine Studien in noch weiterem Umfange fortgesetzt und durch ein in den Jahren 1882 und 1883 erschienenes zweibändiges Werk: „Zu Thukydides, Erklärungen und Wiederherstellungen" zum Abschluß gebracht. Neben diesen Studien widmete er sich in den letzten Jahren vornehmlich der Theilnahme an kirchlichen und Wohlthätigkeitsbestrebungen. Er starb in Hamburg am 23. November 1894.

Nekrolog i. Hamburgischen Correspondenten v. 3. Dec. 1894 (G. H. Bubendey). — Nachruf i. Progr. d. Gelehrtenschule d. Johanneums Ostern 1895.

R. Hoche.

Herbst: Friedrich Ludwig Wilhelm H., Schulmann und geschichtlich-biographischer Schriftsteller, geboren am 8. November 1825 in Wetzlar, † am 20. December 1882 in Halle a. S. Sein Vater Dr. Johannes H., Lehrer am Gymnasium zu Wetzlar, war Sohn des Bürgermeisters zu Pößneck, die Mutter gehörte der Familie Sell in Darmstadt an. Seine Vorbildung empfing H. erst auf der Schule und dem Gymnasium seiner Vaterstadt und setzte sie dann, als sein Vater Michaelis 1841 nach Duisburg versetzt wurde, auf dem dortigen Gymnasium fort. Nach wohlbestandener Reifeprüfung bezog er Ostern 1844 die Universität Bonn, um unter Ritschl und Welcker classische Philologie zu studiren. Aber bei allem Ernst, womit er die alten Sprachen studirte und bei seiner Theilnahme am philologischen Seminar hegte er doch eine große Vorliebe für die Geschichte und betheiligte sich lebhaft an den historischen Uebungen unter der Leitung v. Sybel's und Urlichs'. Ganz besonders regten ihn aber die Vorträge Dahlmann's über die französische Revolution an. Von der merkwürdigen Entwicklung, die er während seiner drei Bonner Semester erfuhr, namentlich in seinem Verhältniß zum Staat und öffentlichen Leben, hat er selbst in einer seiner letzten Schriften Zeugniß gegeben: „Der (im August 1845 von Bonn) Abschied nahm, war nicht derselbe, der vor drei Semestern gekommen war: es war ein neuer Sinn in die Seele gesenkt, der keimartig aufwuchs zu fester Gestalt, der Sinn für das öffentliche Leben des Volks, für Staat und Vaterland" (Aus der Jugendzeit. Kleine Memorabilien aus vormärzlichen Tagen. Gotha 1882, S. 102). Zu Michaelis 1845 ging er nach Berlin, wo er wieder neben den philologischen Studien (bei Böckh u. A.) vornehmlich geschichtliche Studien trieb und sich in das von Ranke geleitete Seminar aufnehmen ließ. Mit dem Altmeister der neueren Geschichte blieb er längere Zeit in persönlicher Beziehung, auch mit Alexander v. Humboldt kam er in Berührung. Nach Verlauf der dreijährigen Studienzeit kehrte er Ostern 1847 nach Duisburg ins Vaterhaus zurück, beschäftigte sich mit philologischen Arbeiten und versah dann von Michaelis d. J. bis August 1848 eine Hauslehrerstelle auf dem Lande unfern Neuwied. Noch gegen Ende seines Lebens

weiß er von den mancherlei Anregungen zu sagen, die er gerade in dieser Art Lehrthätigkeit erfahren habe (Aus Schule u. Haus. Gotha 1882, S. 79 ff.). Darnach begab er sich nach Halle a. S., um seiner Dienstpflicht im Heere zu genügen und sich zur Oberlehrerprüfung vorzubereiten. Nachdem er diese bestanden, sich auch am 23. Januar 1850 die Würde eines Doctors der Philosophie erworben hatte, trat er zu Ostern d. J. unter der Leitung seines Vaters das Probejahr in Duisburg an, wurde aber schon vor dessen Ablauf im Herbst als Lehrer an das Friedrich Wilhelms-Gymnasium zu Köln berufen. Mit Freude folgte er dann zu Neujahr 1851 einem Rufe an das Vitzthum'sche Gymnasium und die Blochmann'sche Erziehungsanstalt in Dresden. Die 3¼ Jahre, die er hier verlebte, waren eben so reich an Förderungen in seinem Beruf und an Lebenserfahrungen, wie an geistigen Genüssen. In der freien Vereinigung des Künstlerclubs, der er sich anschloß, lernte er nicht nur einen Kreis ausgezeichneter Maler und Bildhauer kennen, er gewann darin auch Freunde für sein ganzes Leben, so den Philologen Fleckeisen in Dresden und den Theologen Rudolf Kögel, der am 1. October 1852 als sein College in das Institut eintrat. Nach Ablauf dieser unvergeßlichen Zeit unternahm H. kleinere Reisen in Deutschland und eine größere durch Süddeutschland und Oberitalien und zurück über Triest, die Tauern, das Salzkammergut und Böhmen. Der Sommer wurde dann in Bonn wissenschaftlichen Arbeiten gewidmet. Von Michaelis 1854 bis dahin 1858 wirkte er danach als dritter Oberlehrer am Gymnasium in Elberfeld. Für eines dieser Jahre erhielt er jedoch Urlaub nach Berlin, wo er noch unter Leitung von Nitzsch und Twesten theologische Studien trieb. Ihn beseelte dabei neben dem starken Zuge zum preußisch-deutschen Vaterlande der zur evangelischen Kirche, die er mit aller Inbrunst deutscher Liebe hochhielt, ein Zug, der dann auch bis an sein Ende andauerte. Nach einer abermaligen in den Herbstferien unternommenen Reise durch die Schweiz und Oberitalien wurde er am 5. October 1858 als erster Oberlehrer am Gymnasium zu Cleve eingeführt. Nachdem er schon vorher, da der bisherige Leiter des Gymnasiums Dr. Helmke in den Ruhestand getreten war, die Directorialgeschäfte geführt hatte, trat er am 16. April 1859 sein Amt als Helmke's Nachfolger an und machte sich nun, bezeichnend für seinen geschichtlichen Sinn, mit dem Werdegang der ursprünglich streng reformirten Anstalt vertraut. In Cleve trat er im J. 1860 mit Luise, der jugendlichen Tochter des verdienten langjährigen Pastors Wellershaus, in die Ehe. Damit wurde ihm eine seine Bestrebungen verständnißvoll theilende Genossin beschieden. Der Bund wurde durch sechs Kinder, drei Söhne und drei Töchter gesegnet, von denen nur eine Tochter in zarterem Alter in Magdeburg starb, während die übrigen Kinder den Vater überlebten. Bald nach seiner Vermählung verließ H. die liebliche kleinere Stadt und die wenig zahlreiche Schule, um als Director des wie Cleve confessionell gemischten königl. Friedrich Wilhelms-Gymnasiums in Köln eine größere Aufgabe zu übernehmen, die er nach seinem Bekenntniß in der Antrittsrede vom 10. Octbr. 1860 „unerschrocken, muthig und demüthig" auf sich nahm. Die in dem großen Gürzenichsaale gehaltene Ansprache machte einen großen Eindruck und bewahrheitete seines Freundes Kögel Urtheil, das dieser schon zur Zeit vor Herbst's Wirksamkeit in Elberfeld ausgesprochen hatte: er gehöre in die große Stadt, weil er die Gabe besitze, auf weite Kreise zu wirken. Mit dem Kölner Gymnasium wurde zu seiner Zeit eine Realschule erster Ordnung als Zweiganstalt verbunden. H. löste seine Aufgabe mit solchem Erfolge, daß Dr. Jäger, der unmittelbar nach ihm am 29. April 1865 mit einer Antrittsrede in seine Stelle trat, ihn als ausgezeichneten und hervorragenden Schulmann rühmen

konnte, der in mehr als gewöhnlichem Grade das allgemeine Vertrauen genossen und verdient habe. Wie der strebsame Mann, bevor er Cleve verließ, die Nähe der Niederlande zu einem Besuch der Hauptstädte Hollands benutzt hatte, so stattete er von Köln aus dem geschichtlich und künstlerisch so reichen Belgien einen Ferienbesuch ab. Von Ostern 1865 bis Michaelis 1867 war er dann Director des Gymnasiums und der Realschule erster Ordnung zu Bielefeld in Westfalen. Wie seine Wirksamkeit in Köln mit einer außerordentlichen Huldigung der Schüler und Lehrer geschlossen hatte, so versah man sich in Bielefeld aufs zuversichtlichste, daß die Doppelanstalt unter ihrem neuen Director einer nach allen Seiten gesicherten und segensreichen Zukunft entgegengehe (L. A. Vogt im Bielefelder Schulprogramm von 1864/65, S. 29). Der siegreiche Krieg Preußens, der in die Bielefelder Zeit fiel, vertiefte Herbst's Sinn und Verständniß für die Geschichte und veranlaßte ihn von der „Stellung und Bedeutung der Geschichtswissenschaft in unserer Gegenwart“ zu handeln und am 10. November 1866, am Tage vor dem Friedensfest, in einer Ansprache an die Schüler der oberen Classen der großen frisch durchlebten Zeit zu gedenken.

Nach dieser Wirksamkeit am Rhein, in Dresden und Westfalen diente H. bis an seinen Tod dem Unterrichtswesen in der Provinz Sachsen, in der bereits der 24jährige seiner Militärpflicht genügt und das Staatsexamen bestanden hatte. Fünf und ein halbes Jahr war er erst von 1867 bis 1873 Propst und Director des mit einem Alumnat verbundenen Gymnasiums zum Kloster U. L. Frauen in Magdeburg, von wo ihn nach gesegneter Wirksamkeit Schüler und Lehrer ungern scheiden sahen. Er folgte dann Ostern 1873 dem Rufe als Rector der königl. Landesschule zu Pforta, der er mit liebevoller Hingabe alle seine Kräfte widmete. Aber schon seit Anfang der siebziger Jahre war Herbst's Lebensgang ein recht schwerer. Sein Freund Kögel erzählt, wie er während der Magdeburger Zeit für den an der Herzbeutelwassersucht Darniederliegenden gebetet und den geliebten Freund aus des Todes Banden zurückerhalten habe (R. Kögel's Werden und Wirken 2, 203 ff.). Aehnliche Heimsuchungen erfuhr er von da ab bis an sein Ende immer wieder. In Pforta erlebte er zwei Mal Anfälle von Gelenkrheumatismus. Besonders drückend war dem rastlos Thätigen schon in Magdeburg ein schmerzhaftes Augenleiden, das ihn wiederholt zur Unterbrechung seiner amtlichen und außeramtlichen Wirksamkeit zwang und ihn endlich nöthigte, seinen Abschied nachzusuchen, der ihm in der ehrendsten Gestalt ertheilt wurde. Zunächst erhielt er vom 1. October 1876 ab Urlaub, den er bis Michaelis 1877 in Coburg verlebte. Die Absicht zu Ostern des nächsten Jahres sein Amt in Pforta wieder zu übernehmen, konnte nicht verwirklicht werden; er mußte nun wirklich in den Ruhestand treten. Er zog nach Halle a. S., wo er nach Kräften der Wissenschaft durch litterarische Arbeiten diente; doch erstrebte er eine geeignete Wirksamkeit an der Universität, von deren theologischem Lehrkörper er schon sieben Jahre vorher zum Doctor der Gottesgelahrtheit ernannt worden war. Im J. 1881 zum ordentlichen Honorarprofessor der Pädagogik befördert erhielt er eine seinen Bestrebungen und Gaben durchaus entsprechende Lebensaufgabe und kündigte zum Winterhalbjahr 1881/82 Vorlesungen über Didaktik an. Da traf ihn ein Blutsturz und Schlaganfall und schien ihm die Möglichkeit jeder weiteren Thätigkeit zu nehmen. Dennoch leitete er mit Aufbietung aller Kraft die Uebungen des pädagogischen Seminars, was ihm eine sehr liebe Arbeit war. Er hatte dafür einen ganz neuen Plan entworfen, den ganz durchzuführen ihm allerdings nicht mehr möglich war. Endlich setzte ein neuer Schlaganfall seiner Wirksamkeit und den Leiden seiner

späteren Lebenstage, die er mit festem Mannesmuth und christlicher Ergebung getragen hatte, in der Nacht vom 19. zum 20. December 1882 ein frühes Ziel. Die Gedächtnißrede hielt als Universitätsprediger Herr Professor Beyschlag.

Herbst's nächste Bedeutung ist die des praktischen Schulmanns. Seine Wirksamkeit war eine um so größere, als er nacheinander an fünf Schulen, theilweise von großem Umfang und verschiedener Art: Gymnasien, Realschulen, Landesschule, Alumnaten, zuletzt als Professor der Erziehungswissenschaft und in mehreren Gegenden wirkte. Während zunächst seine Erscheinung etwas strenges, wenig anmuthendes hatte, gewann er durch seine Gerechtigkeit und treue Sorge für die Einzelnen die Herzen der Schüler. Seine ideale christlich-patriotische Gesinnung und die Macht seiner Persönlichkeit zog sie mächtig an und zu sich empor, wie aus ihren uns mündlich wie auch schriftlich überkommenen Zeugnissen hervorgeht. Wol konnten sich auch die neben und unter seiner Leitung mitarbeitenden Lehrer einer Anerkennung seiner Tüchtigkeit nicht entziehen, aber bei seinem strengen Durchgreifen bei mancherlei neuen Einrichtungen, die er traf, fand er auch hie und da Widerstand, wie uns das insbesondere von Schulpforta versichert wird. Und als ein auf höherer Warte stehender Schulmann erstrebte und förderte er manches neue, und sein Name ist mit der Geschichte des preußischen Schulwesens seiner Zeit enge verknüpft. Daher war er auch von Anfang an ein warmer Freund der Versammlung rheinischer Schulmänner, die am 19. October 1862 in Mühlheim an der Ruhr vorbereitet, am 7. April des nächsten Jahres zuerst in Düsseldorf zahlreich tagte, sowie später der Directorenconferenzen in der Provinz Sachsen, bei denen er eine leitende Stellung einzunehmen pflegte. Bemerkenswerth ist für den Sohn eines Mannes, der den sächsischen Herzogthümern entstammte, die feurige tiefgegründete preußische Vaterlandsliebe, die auch fortbestand, als seit dem großen deutschen Kriege die Neubegründung des Reiches die Begeisterung für das gesammte Deutschland in ihm wachrief. Als Einjährig-Freiwilliger nahm er an mehreren Commandos zur Beruhigung der in der nächsten Zeit nach dem Sturmjahre 1848 noch aufgeregten Massen theil. Dem Drängen nach schrankenloser Freiheit und dem Jagen nach politischen Traumgebilden war er abhold. Seinen Anschauungen nach war er national-liberal, obwol er, nach seiner ausdrücklichen Erklärung, dieser Richtung als politischer Partei und der tiefsten Weltanschauung nach nicht angehörte.

Lag nun aber auch Herbst's nächste Bedeutung in seiner unmittelbaren Wirksamkeit als Schulmann beschlossen, so hat er sich doch auch für die Nachwelt durch seine fruchtbare litterarische Thätigkeit ein ehrendes Gedächtniß gestiftet. Sind die meisten dieser Schriften auch nicht im engeren Sinne philologische und pädagogische, so stehen sie doch mehr oder weniger mit seiner schulmäßigen Thätigkeit in einem nähern oder entfernteren Zusammenhang. Bei seinem unmittelbaren Zuge zur Wahrheit suchte er die ihm entgegentretenden Erscheinungen in ihrem geschichtlichen Werden zu verstehen, sammelte hierfür mit unermüdlichem Eifer alles erreichbare Quellenmaterial und bedauerte es sehr, wenn es nicht in der gewünschten Fülle zu erlangen war. Wenn er aber im Sammeln und Befragen der Quellen sich genug gethan hatte, dann schaute er die Dinge in ihrem Zusammenhange im Lichte der in Christo geoffenbarten Wahrheit an. Unermüdliches Forschen und das gläubige Erfassen der frei machenden ewigen Wahrheit fielen bei ihm von Jugend auf zusammen. Er war ein tiefreligiöses Gemüth. (Kögel's Werden und Wirken 2, 203 ff.) Wie er es von seinem Freunde Karl Gust. Heiland sagt (dessen Leben S. 12), kam auch bei ihm die Zeit, wo die Friedenssehnsucht mächtiger

wurde, als die Wahrheitsprüfung. Gleich seine erste als Doctordissertation 1850 in Druck gegebene Schrift „De civilibus Atheniensium factionibus“ war eine geschichtliche. Daß sie der griechischen Geschichte angehörte, war bei H. nichts zufälliges. Das griechische Wesen erschien ihm tiefer, ursprünglicher und mannichfaltiger, der vaterländisch-deutschen Art verwandter, als das römische. Abgesehen von gelegentlichen Bemerkungen zum Horaz, den er mit Liebe in der Schule erklärte (in Fleckeisen's Jahrbüchern 1871, 1873, 1875, 1876) hat er sich niemals litterarisch mit dem Lateinischen befaßt, wol aber wiederholt Gegenstände der griechischen Geschichte behandelt, so in seinem Beitrage zur Geschichte der auswärtigen Politik Spartas im Zeitalter des Peloponnesischen Krieges (1853) und dem über den Abfall Mitylene's von Athen im Peloponnesischen Kriege (1861). Auch seine Beiträge über Thukydides: Th. auf der Schule und über Thukydides I, 22, 1 (Magdeb. Progr. 1869) und in Fleckeisen's Jahrbüchern 1880 tragen mehr einen geschichtlichen als specifisch philologischen Charakter.

Im Jahre 1866 gab er zuerst mit A. Baumeister und A. Weidner ein „Historisches Quellenbuch zur alten Geschichte“ heraus, wovon 1880 die 3. Auflage erschien. Es steht mit den weiter unten zu erwähnenden geschichtlichen Lehrbüchern im Zusammenhang. Hatten wir bisher meist kleinere der alten Geschichte angehörige Arbeiten zu nennen, so war doch, zumal in seinen spätern Lebensjahren, sein Sinn besonders der neueren Geschichte zugewandt, der er auch, wie wir noch sehen werden, auf den obersten Lehrstufen eine bevorzugte Stellung zuwies. Jene geschichtlichen Arbeiten aus der neueren Zeit waren theils allgemeine, theils biographische. Beginnen wir mit den letzteren, in denen er sein bestes leistete, so hat er sich gelegentlich in seinen Vorträgen über die Anfänge der griechischen und christlichen Biographie (Elberfeld 1867) über die Grundsätze dieses Zweigs der Geschichtschreibung Klarheit verschafft. Seine erste dahin gehörige Arbeit ist das in 1. Auflage 1857 in Gotha erschienene Leben des Mathias Claudius, des Wandsbecker Boten. Da H. sehr bestimmt zwischen Lebenschronik und der vor ihm gepflegten weitere Kreise ziehenden Biographie unterscheidet, so haben wir in „M. Claudius“ ein Stück deutscher Geschichte vor uns, worin der Dichter den Mittelpunkt bildet. Kein Buch hat H. mit so liebevoller Versenkung in den Gegenstand geschrieben, als dieses; er bekennt selbst: wie er es mit wachsender Liebe und Theilnahme gethan. Claudius ist ihm ein „herrlicher Mann“, der Muth und Bestimmtheit der Wahrheit bewiesen, der wider den Strom des poetischen Weltgeistes ging, ein Lehrer und Weiser. Das höchste in dem schlichten Lebensbilde ist ihm, daß ihm von oben her der Einklang seines Lebens gekommen sei. Der Verfasser hatte bei diesem Buche die große Freude, daß es eine sehr gute Aufnahme in weiteren Kreisen fand, daß er vier Auflagen davon erlebte und daß sich ihm bei jeder Bearbeitung neue Quellen erschlossen. Ganz anders wie dem „Wandsbecker Boten“ stand H. der Person dessen gegenüber, den er zum Gegenstand einer bedeutend größeren biographischen Leistung erkor, dem Freunde von Claudius Joh. Heinrich Voß, dessen Biographie zwischen 1872 und 1876 in 2 Bänden erschien, der 2. wieder in zwei Hälften. Bei Voß wurde H. durch den Dichter, den classischen Uebersetzer und den Hausvater angezogen; auch gesteht er, daß er sich gefreut habe in ihm, dem Schulmann, einen Amtsgenossen vor sich zu haben. Dagegen stießen ihn mancherlei Härten ab, allermeist Vossens starrer Rationalismus. Aber trotz der mangelnden Uebereinstimmung des Verf. mit der Person dessen, der den Mittelpunkt dieser Arbeit bildet, ist diese mit Sorgfalt und Liebe ausgeführt und es bewährt sich hier um so klarer der Beruf des Verf. als Historiker, der, indem er die

Personen im Zusammenhange mit ihrer Zeit darstellt, ausgleichende Gerechtigkeit übt. Die scharfen Gegensätze, so aufregend sie in der Gegenwart waren, sind wesentlich überwunden; der wahrheitliebende Forscher sucht beiden Theilen gerecht zu werden. Der geschichtliche Hintergrund ist so weit gezogen, daß mannichfaltige Erscheinungen der Zeit hier bedeutsam hervortreten. Von der dabei dargebotenen knappen Geschichte des Göttinger Bundes sagt Erich Schmidt als berufener Kritiker, daß sie das beste sei, was wir zur Zeit darüber besäßen; von dem ganzen Werke über Voß aber urtheilt Julian Schmidt, die Arbeit sei für immer gethan. H. verfolgt die gelehrten Studien im Zusammenhange mit der damaligen Alterthumswissenschaft, alles in jener durchsichtigen klaren Sprache, die alle Beurtheiler an Herbst's Schriften rühmend hervorheben. Zu Gunsten einer gleichmäßigen Darstellung ist alles Beiwerk, besonders Ausführungen und Noten, in einen Anhang verwiesen. Ein großes Lob ist es doch, daß die auf breitester gelehrter Grundlage aufgebaute Arbeit als eine für weitere Kreise von Gebildeten als im besten Sinne des Worts volksthümliche Darstellung empfohlen werden konnte. Die zwischen seinem „Claudius“ und „Voß“ entstandene Lebensbeschreibung von Herbst's Freunde, dem Schulrath Karl Gust. Heiland, die 1869 erschien, ist gleich den andern durch Gedankenreichthum und edle Darstellung ausgezeichnet, kann aber insofern nicht wie die oben erwähnten als Geschichtswerk in Betracht kommen, als hier der Gleichzeitigkeit wegen keine geschichtliche Entwicklung verfolgt werden konnte.

Dagegen tritt nun Herbst's Beruf als Historiker nirgend klarer hervor, als bei seinem letzten derartigen Unternehmen, der seit 1880 bei F. A. Perthes in Gotha erschienenen „Encyklopädie der neueren Geschichte“. Freilich handelt es sich hier nicht um das ganze in Verbindung mit einer Reihe von Forschern unternommene erst 1890 mit dem 5. Bande abgeschlossene Werk, sondern um Band 1 und die von H. geschriebene Einleitung. Was er hier auf 50 Druckseiten in gr. 8° über Gang und Inhalt der neueren Geschichte in knapper, edler Sprache im Geiste Ranke's ausführt, will uns als das trefflichste erscheinen, was im engen Rahmen über einen so umfassenden Gegenstand gesagt wurde. Noch möchten wir als Beitrag zur neueren Geschichte seine kleine Einzelschrift „Friedrichs des Großen Antimachiavell“ (Duisburg 1865) nicht unerwähnt lassen.

Wenn wir bis hierhin H. in seiner litterarischen Thätigkeit nur als Geschichtsforscher und Biographen kennen lernten, so scheint die Frage naheliegen, ob nicht hinter dem Historiker der Schulmann gar zu sehr zurückgetreten sei, zumal wenn wir hinzufügen müssen, daß auch in seinen Schulschriften im engeren Sinn nicht der Philologe, sondern der Geschichtsforscher hervortritt. Aber es muß gesagt werden, daß H. auch bei allen seinen geschichtlichen Darbietungen von einem höheren Standpunkte aus die Zwecke der Schule im Auge hatte. Er sagt einmal: „Dem Gymnasium ist Geschichte recht eigentlich ein vertrautes Lebensgebiet; dort liegen die Wurzeln seiner Kraft“ (Ueber Friedrich Wilhelm III. Königsgeburtstagsreden, 2. Aufl., S. 32). Seine erste größere Schrift, die sich unmittelbar auf die Schule bezieht: „Das classische Alterthum in der Gegenwart“ (Vorrede 30. März 1852) ist eine geschichtliche Betrachtung, entstanden bei Quellenstudien zur griechischen Geschichte. H. sucht sich darin selbst über die Lebensfrage seiner Arbeiten und seines Fachs klar zu werden. Durch einen Rückblick auf die Vergangenheit erforscht er die Grundlagen der gegenwärtigen Zustände. Er findet, daß der Einfluß der Antike, besonders der griechischen, auch in der Gegenwart unserer Bildung dringend nöthig sei, ist aber gegen eine einseitige Vergötterung des

classischen Alterthums. Unsere eigene Litteratur gab uns erst das wahre Verständniß der classischen. Die Classicität hat aufgehört ein ausschließliches oder auch nur überwiegendes Element unserer Bildung zu sein; um so mehr ist aber nun ihr gemäßigter Einfluß als ein unverlierbares Gut festzuhalten in einer Form, die unserer geistigen, nationalen und christlichen Bildung entspricht. Schon in dieser bedeutsamen Schrift, die Aufsehen erregte und viel Anerkennung fand, kommt H. auf die im Verlauf des 19. Jahrhunderts zu beobachtende Wandlung der geschichtlichen Interessen: vom classischen Alterthum, dann zum Mittelalter, endlich infolge der Ranke'schen Schule zur neueren und neuesten Geschichte. Gesondert behandelte er im J. 1869 die Frage des Geschichtsunterrichts auf höheren Schulen. Schon seit 1864 erschien von ihm in 1. Auflage ein methodisches „Historisches Hülfsbuch für die oberen Classen der Gymnasien und Realschulen" in 3 Theilen (zuerst 3. Theil Mainz 1864, dann 1. 1866, 2. 1867). Seine Ansicht über das Verhältniß der Gymnasien zur neueren und neuesten Geschichte legte er in einer besondern Abhandlung Mainz (Wiesbaden) 1877 nieder. Keine seiner Schriften hat eine solche Verbreitung gefunden wie dieses Hülfsbuch, dessen 1. Theil 1893 in 16., der 2. 1893 in 15., der 3. in demselben Jahre in 14. Auflage erschien. Seine Gedanken und Vorschläge wurden Gemeingut der Lehrpläne. Die neuere und neueste Geschichte wird den obersten Classen zugewiesen. Bei den obersten Classen der Gymnasien ist der zu behandelnde Stoff in anderer Weise vertheilt, wie bei den Realschulen. Mit seinem Interesse für die Pflege der Geschichte auf höheren Schulen berührte sich auch das für das schöne deutsche Schriftthum. Eine 1879 bei Perthes in Gotha erschienene Schrift behandelt die Frage über die neuhochdeutsche Litteratur auf der obersten Stufe der Gymnasial- und Realschulbildung, und wie er schon früher ein „historisches Hülfsbuch" herausgegeben hatte, so ließ er im J. 1879 auch ein solches für die oberste Stufe der Gymnasial- und Realschulbildung erscheinen, von dem er schon zwei Jahre darauf eine zweite Auflage erlebte. Es bietet eine meisterhafte Vertheilung des Stoffs. Der später erschienene, die ältere Litteratur behandelnde Theil rührt nicht von ihm her. Des Gegenstandes wegen schließen wir hier an die mit warmer Liebe zu seiner Vaterstadt geschriebene anziehende Schrift: „Goethe in Wetzlar. 1772. Vier Monate aus des Dichters Jugendleben" (Gotha, F. A. Perthes, 1881). Ebenso war er Schriftleiter des im J. 1878 von ihm begründeten, ebenfalls bei Perthes erschienenen „Deutschen Litteraturblattes", das später noch eine Zeit lang von seinem Jugendfreunde Keck, dann von Pfleiderer in Ulm fortgesetzt wurde und dann einging.

Ein besonderes Wort ist der gewaltigen Einwirkung zu widmen, die H. auf seine zahlreiche Hörerschaft, zunächst seine Schüler, durch Weckung einer echten deutschen und christlichen Vaterlandsliebe ausübte. Im gewöhnlichen Schulleben that er dies bei seiner anregenden Frische im Unterricht und seinem geistvollen, gedankenreichen und packenden Geschichtsunterricht, der besonders anziehend war. Eine hervorragende Bedeutung hatten aber seine feierlichen Schulreden, besonders am Königsgeburtstage. Vor den Kriegs- und Siegesjahren von 1864 bis 1871 waren es besonders die Freiheitskriege, an denen er dabei sich und seine Hörerschaft erwärmte, so wenn er über die deutsche Dichtung im Befreiungskriege (Mainz 1859) oder über Fichte und Arndt als geistige Mitkämpfer der Befreiungskriege handelte (Sechs Vorträge. Köln 1863). Als dann Preußens großer geschichtlicher Beruf für das gesammte Deutschland vor aller Augen sich offenbarte, verkündeten diesen seine begeisterten Worte, denn für ein geeinigtes deutsches Volk und Vaterland unter Preußens

Führung erglühte sein Herz von Jugend auf: „Seit ich politisch zu denken, ja zu fühlen weiß, war mein Blick auf das nun errungene Ziel gerichtet", sagt er gelegentlich nach 1870 (Königsgeburtstagsreden, 2. Aufl. 1875, S. 55). Er wünscht aber die geschichtlichen Grundlagen gewahrt zu sehen und die Mannichfaltigkeit des deutschen Stammeswesens bei der politischen Einheit. Jubelnd begrüßte er in dem unter einem evangelischen Fürsten geeinigten Deutschland den Sieg der Reformation. In letzterer erkennt er einen Doppeltrieb: das Zuhausesein im Heiligthum und die geistesfrische Umschau im weitesten Umkreis des Wissens (a. a. O. S. 79 ff.). Von den Königsgeburtstagsreden, in denen diese deutsch-patriotischen und christlichen Gedanken besonders niedergelegt sind, erschienen manche im Druck: „Drei Schulreden" (Köln 1865), „Aus der Schule", drei Schulreden (Bielefeld 1867). Am wichtigsten sind die Königsgeburtstagsreden aus Magdeburg, die 1873 in erster, 1879 in dritter Auflage erschienen — was bei dergleichen durch die Zeitumstände hervorgerufenen Gelegenheitsreden keine gewöhnliche Erscheinung ist. Obwol H. sich hierbei, wie er ausdrücklich versichert, zunächst an einen weiteren Kreis gebildeter Hörer wandte, zogen sie doch auch die Schüler mächtig an. Daß H. diese Reden ablas, nicht frei vortrug, geschah mit Rücksicht auf die Form, nicht weil es ihm bei seiner außerordentlichen rednerischen Befähigung und künstlerischen Gestaltungskraft schwer gefallen wäre, frei zu sprechen. Von seiner erstaunlichen Gabe, bei unerwartet sich darbietender Gelegenheit, z. B. auf Reisen bei Begegnung mit hohen Persönlichkeiten, frei aus dem Stegreif gehaltvolle und fesselnde Ansprachen zu halten, davon erlebten die Schüler Beispiele, die sie in Erstaunen setzten. Wenn, wie wir bereits erwähnten, Kögel meinte, sein redebegabter Freund gehöre in die große Stadt, so machte er von dieser Begabung durch Vorträge in Elberfeld, Köln und an anderen Orten Gebrauch. Bei seinem Bestreben auf weite Kreise einzuwirken, hat er auch gern Aufsätze, meist biographischen Inhalts, in dem christlichen Unterhaltungsblatt „Daheim" erscheinen lassen. Zwischen 1866 und 1882 hat man solcher Beiträge 42 gezählt. Auch zur Kölnischen Zeitung hat er gelegentlich Beiträge geliefert.

Durch diese mit so reicher Begabung ausgeübte rednerische und schriftstellerische Wirksamkeit in der Schule und in weiteren Kreisen der Oeffentlichkeit ist H. wie kaum ein zweiter der Herold der großen Zeit von Deutschlands Erhebung und Einigung in den sechziger und siebziger Jahren geworden und darf in dieser Beziehung wol neben seine gleichgesinnten Zeitgenossen Geibel und Kögel gestellt werden. Was der erstgenannte auf seinem Dichtersitze, R. Kögel auf der Kanzel war, das wirkte H. vom Schulkatheder aus. Wie er aber so mittels seiner durch wahre edle Gesinnung geweihten Reden auf weite Kreise der Oeffentlichkeit und durch sein außerordentliches organisatorisches Talent, die Gabe der Leitung, in der Schule und auf den Lehrer- und Directorenconferenzen wirkte, so betheiligte er sich endlich auch mit ganzer Hingebung an der kirchlichen Arbeit, denn zuerst und zuletzt war er doch ein auf festem Glaubensgrunde stehender evangelischer Christ. Seiner kirchlichen Richtung nach gehörte er der unirten Mittelpartei neben Männern wie Köstlin und Beyschlag an, lieferte Beiträge zu des letzteren Evangelischen Blättern und stand fest zur Union, an deren geschichtlichen Beruf und Zukunft er glaubte. Das tief religiöse Wesen Herbst's lernen wir besonders in seinem Verkehr mit R. Kögel kennen, der in ihm den treuesten bis über den Tod hinaus geliebten Freund fand, mit dem er durch alle Kämpfe der Zeit hindurch eines Sinnes blieb. Kögel bekennt, daß Gott ihm durch diesen

Freund das Leben sehr weit und reich gemacht habe. Insbesondere waren beide Männer völlig eins in der Würdigung der Reformation und der evangelischen Kirche und in der Erkenntniß ihrer Bedeutung für unsere nationale Cultur. H. hat gerade über diese Frage in einem 1881 in Halle gedruckten Vortrage eingehend gehandelt. Bei solcher Ueberzeugung und solchen Gaben war H. ein überaus wirksames Mitglied der sächsischen Provinzialsynode zu Magdeburg anfangs 1875, dann auch bei der zu Ende d. J. in Berlin tagenden Generalsynode, zu der er durch das Vertrauen des Königs berufen wurde. Einer seiner Schüler (P. Gabriel in Oberschmon) faßt sein Urtheil über den verehrten Lehrer in folgender Gestalt zusammen: „Herbst war eine christliche, ideale, nach dem höchsten strebende Persönlichkeit, ein Schulmann von Gottes Gnaden, jeder Zoll ein Director, ein Schulmonarch, dabei von herzlicher Theilnahme und Fürsorge für seine Schüler, auch über die Schulzeit hinaus. Seine christlich-ideale Gesinnung hat er zur Geltung gebracht als Schulmann, in der Betheiligung an kirchlicher Arbeit, als Patriot, als Schriftsteller, als Docent an der Universität, in seiner Familie, als treuer Freund". — Unerwähnt mag endlich nicht bleiben seine Uneigennützigkeit und seine Wohlthätigkeit, die er z. B. bei seiner schriftstellerischen Thätigkeit bekundete. Verschiedene Schriften, so das „Leben Heiland's", hat er zu milden Zwecken erscheinen lassen, bei anderen aber seinen geschäftlichen Nutzen so wenig gesucht, daß dabei wol auch eine zu wünschende weitere Verbreitung gehindert wurde. Seiner äußeren Erscheinung nach war H. eine stattliche ernste Gestalt, die unwillkürlich Achtung einflößte. Das Brustbild, das den Kögel'schen Nachruf im „Daheim" begleitet, ist nach dem Zeugniß eines Schülers gut getroffen. Es scheint mit Benutzung einer uns vorliegenden Photographie aus der Magdeburger Zeit gefertigt.

An einer der Bedeutung des Mannes entsprechenden Biographie fehlt es noch. Zunächst kommen natürlich seine eigenen Schriften, unter denen sich ja aus dem letzten Lebensjahr eine hier im Text erwähnte selbstbiographische befindet, in Betracht, sodann die Programme der höheren Schulen in Köln, Elberfeld, Cleve, Bielefeld, Magdeburg, Pforta aus den Jahren seiner dortigen Thätigkeit. Dazu gehört besonders das Pförtner Ecce vom 8. Januar 1883 von Prof. Buchbinder, und es schließt sich daran auch die Chronik der Universität Halle vom Jahre 1882. — Werthvoll ist der Nachruf seines Schülers Dr. H. Zurborg in Zerbst auf 4½ Seiten 8⁰, der uns als Sonderabdruck vorlag, ohne daß es uns bisher gelungen wäre, das Organ, worin er erschien, festzustellen. R. Kögel gedachte des Freundes im Jahrg. 1884 des „Daheim" S. 268 f.: „Zur Erinnerung an Wilhelm Herbst" und in der Neuen Christoterpe v. J. 1886, S. 380—387: „Ein Künstlerabend zu Dresden". Von besonderer Bedeutung für die Würdigung von Herbst ist das biographische Werk: „Rudolf Kögel. Sein Leben und Wirken". 3 Bde., Berlin 1899—1904. Außerdem wurden uns werthvolle schriftliche Mittheilungen von der in Halle a. S. lebenden Wittwe und von Hrn. Pastor Gabriel in Oberschmon, einem treuen Schüler Herbst's, dargeboten. Letzterer, dem ein Theil des Herbst'schen Briefwechsels zur Verfügung stand, bereitete eine größere Biographie seines Lebens vor, die wichtige Mittheilungen über sein Gemüthsleben im Verkehr in seiner Familie und als Freund darbieten sollte, wurde aber an der Ausführung dieses Planes gehindert. Ed. Jacobs.

Herder: Benjamin H., der jüngere Sohn des als Begründer der großen Verlags- und Kunsthandlung in Freiburg im Breisgau wohlbekannten Bartholomaeus H., wurde am 31. Juli 1818 in Freiburg geboren. Als im

J. 1839 dieser und seine Gemahlin kurz nach einander starben, ergab sich, daß sich das ausgedehnte Geschäft in einer kritischen Lage befand. Durch Universitätsstudien und längere Beschäftigung in einer großen Pariser Buchhandlung wohl vorbereitet, theilte sich Benjamin H. mit seinem kaufmännisch gebildeten älteren Bruder Karl Raphael in die Leitung des Geschäftes, das sich rasch wieder zu anerkannter Bedeutung erhob. Als 1856 der ältere Bruder ausschied, um das Bad Krankenheil bei Tölz zu übernehmen, wurde Benjamin der alleinige Inhaber der Buchhandlung. Der Herder'sche Verlag gewann bald eine große Ausdehnung und erstreckte sich zuerst über alle wissenschaftlichen Disciplinen, concentrirte sich aber später, den Tendenzen seines Inhabers entsprechend, auf Theologie, politische Geschichte, Kunst- und Litteraturgeschichte, Pädagogik durchweg in katholisch-conservativem Sinne und nimmt wol gegenwärtig auf dem Gebiete der katholischen Litteratur die erste Stelle in Süddeutschland ein. Unterstützt von den namhaftesten katholischen Gelehrten und Schriftstellern gab die Firma, welche mit der Zeit eine Anzahl von Zweigniederlassungen in Straßburg, München, St. Louis, Wien u. a. gründete, eine große Reihe wissenschaftlicher Werke, Zeitschriften, Lehrbücher u. s. f. heraus. Ein 1874 erschienener Katalog, der seitdem durch Jahreskataloge regelmäßig ergänzt wird, weist sämmtliche seit 1801 im Herder'schen Verlag erschienene Schriften nach. Den großen Anstrengungen, welche die Leitung eines so bedeutenden Geschäftes erfordert, war die Gesundheit Herder's in seinen späteren Lebensjahren nicht mehr gewachsen. Nach mehrjähriger Kränklichkeit starb er am 10. November 1888, hochgeschätzt von Allen, die geschäftlich oder persönlich mit ihm in Beziehungen getreten waren.

Badische Biographien IV, 175 ff., wo auch die bedeutendsten Werke des Herder'schen Verlages aufgeführt sind.

v. Weech.

Hergenhahn: Theodor H., Oberlandesgerichtsrath, wurde zu Wiesbaden als Sohn des dort als Appellationsgerichtspräsident am 29. December 1874 verstorbenen August H. am 12. Februar 1833 geboren, besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt und bezog dann, zuerst um Theologie zu studiren, die Universität Heidelberg. Sehr bald wandte er sich jedoch dem Rechtsstudium dort und in Gießen zu. Er wurde nassauischer Hofgerichtsaccessist, verheirathete sich 1864 in Wiesbaden, wurde dann Assessor und 1868 Kreisrichter in Limburg a. d. L., 1869 der Staatsanwaltschaft in Hameln a. d. W. zugetheilt, 1870 an die Kronanwaltschaft in Hildesheim versetzt, wo er zum Obergerichtsrath befördert wurde. Auch hier blieb er nicht lang: er kam 1879 nach Koblenz und 1881 als Landesgerichtsdirector nach Limburg a. d. L. zurück, endlich 1886 als Oberlandesgerichtsrath nach Kassel. Nach sechsjähriger Thätigkeit ließ er sich wegen Schwerhörigkeit pensioniren und zog nach Eisenach, wo er am 12. November 1893 an einem Herzschlage verstarb. Ausgezeichnet durch vornehmes Wesen und liebenswürdigen Humor, war er ein Jurist von scharfem Verstand, ein einsichtiger, eifriger Politiker, der namentlich nach 1866 die Interessen Preußens verfocht. Mit großer Wärme vertrat er die Bestrebungen des Protestantenvereins und war zehn Jahre lang Schriftführer des Vaterländischen Frauenvereins. An Auszeichnungen erhielt er den Rothen Adlerorden 4., dann 3. Cl. Besonders anerkennenswerth war seine schriftstellerische Thätigkeit, namentlich auf handelsrechtlichem Gebiete. Neben kleineren Schriften „Das Antragsrecht im deutschen Strafrecht", Berlin 1878; „Königthum und Verfassung", ebd. 1881 (Deutsche Zeit- und Streitfragen Hefte 105 u. 154); „Die Entwicklung des Preußischen Staates mit besonderer Hervorhebung seines

deutschen Berufs", 2. Aufl. Hildesheim 1881; auch dem größeren Werke „Das Eheschließungs- und Ehescheidungsrecht, dargestellt nach der Rechtsprechung des deutschen Reichsgerichts" (zuerst im Magazin f. d. deutsche Recht d. Gegenwart, Hannover 1888), 2. Aufl. 1891—93, sind in dieser Richtung zu nennen „Berufung und Thätigkeit der Generalversammlung der Actiengesellschaften nach dem RG. vom 18. Juli 1884", Berlin 1888; „Das Reichsgesetz, betr. die Commandit-Gesellschaften auf Aktien und Aktiengesellschaften vom 18. Juli 1884", ebd. 1891; „Das Reichsgesetz, betr. die Gesellschaften mit beschränkter Haftung vom 20. April 1892", ebd. 1892 (3. Aufl. von J. Liebmann 1895); „Der Vorstand der Aktiengesellschaft", Lpz. 1893; mit Tuchatsch „Die offene Handelsgesellschaft (Art. 85—149 des Allgem. dtsch. H.G.B.)", Lpz. 1894; „Rechtsprechung der höheren und höchsten deutschen Gerichtshöfe über Prozeßbevollmächtigte und Rechtsanwälte", hsg. von O. Eccius, 2 Bde., Hannover 1894. Auch hatte er Renaud's rechtliche Gutachten in zwei Bänden (Mannheim 1886) herausgegeben und viele Abhandlungen in der Monatsschrift für Aktienrecht und Bankwesen Bd. 1—4 veröffentlicht.

Nach gefl. Mittheilungen d. Verwandten. — Monatsschrift f. Aktienrecht u. Bankwesen II, 407. — Grünhut's Zeitschr. VI, 779—82; XIV, 662; XVI, 760; XXV, 201. — Ztschr. f. dtschn. Civilprozeß XVI, 165; XIX, 185; XX, 500 ff. — Ztschr. f. Handelsrecht Bd. 36, S. 361, Bd. 40, S. 280 ff.

A. Teichmann.

Hergenröther: Joseph H., Cardinal, Kirchenhistoriker, geboren am 15. September 1824 zu Würzburg als Sohn des damaligen Professors der Medicin Johann Jakob H., † am 3. October 1890 zu Mehrerau. H. absolvirte die Gymnasialstudien zu Würzburg, studirte dann noch zwei Jahre, 1842—1844, Philosophie und Theologie an der Universität daselbst und trat im Herbst 1844 in das deutsche Colleg in Rom ein, um hier seine Studien fortzusetzen. Durch den Ausbruch der Revolution verhindert, dieselben hier bis zur Erlangung des Doctorgrades zu vollenden, empfing er am 28. März 1848 noch die Priesterweihe, kehrte dann in die Heimath zurück, trat in das Würzburger Priesterseminar und hörte noch während zweier Semester theologische Vorlesungen an der Universität. Im März 1849 wurde er Kaplan in Zellingen, wirkte aber nur während eines Jahres in der Seelsorge, da ihn sein Bischof für das Lehramt in Aussicht nahm, bezog auf dessen Wunsch im Mai 1850 die Universität München und wurde daselbst am 18. Juli 1850 Dr. theol. Im Mai 1851 habilitirte er sich an der Münchener theologischen Facultät als Privatdocent. Am 3. November 1852 wurde er zum außerordentlichen Professor der Kirchengeschichte und des Kirchenrechts in Würzburg ernannt, am 15. Mai 1855 zum ordentlichen Professor. Neben den Hauptfächern auch die Patrologie vertretend, wirkte er hier bis 1879 als hervorragender akademischer Lehrer, der mit Hettinger und Denzinger den Ruf der Würzburger theologischen Facultät mächtig hob. 1868 wurde er mit Hettinger als Consultor zur Vorbereitung des Concils nach Rom berufen. 1877 ernannte ihn Papst Pius IX. zum päpstlichen Hausprälaten. Am 12. Mai 1879 wurde er von Papst Leo XIII. zum Cardinal ernannt und siedelte nach Rom über, wo ihm der Papst alsbald das Amt des Präfecten der Apostolischen Archive übertrug. In diesem Amte war er berufen, im Sinne des Papstes die Neuordnung des Vaticanischen Archivs und dessen Oeffnung für die wissenschaftliche Forschung durchzuführen. Er war auch Mitglied der Congregationen des Concils, des Index, der außerordentlichen kirchlichen Angelegenheiten und der Studien. Auf der Rückreise von seinem letzten Besuche in Deutschland im Sommer 1890 starb er in dem von ihm gern besuchten Cistercienserstift

Mehrerau am 3. October 1890 infolge eines Schlaganfalles. Er ist in der Stiftskirche daselbst begraben.

Die bedeutende und umfangreiche wissenschaftliche Thätigkeit Hergenröther's beginnt mit der patristischen Dissertation: „Die Lehre von der göttlichen Dreieinigkeit nach dem heiligen Gregor von Nazianz, dem Theologen, mit Berücksichtigung der älteren und neueren Darstellungen dieses Dogma" (Regensburg 1850). Es folgt die Münchener Habilitationsschrift: „De catholicae Ecclesiae primordiis recentiorum Protestantium systemata expenduntur dissertatione historico-dogmatica" (Regensburg 1851). Mit der durch die Entdeckung und Veröffentlichung der Philosophumena (1851) neu in Fluß gebrachten Hippolytus-Frage befaßte sich die Arbeit: „Ueber die neu entdeckten Philosophumena" (Tübinger Theologische Quartalschrift 1852, S. 416 bis 441). Nachdem H. in den für den Ergänzungsband des Kirchen-Lexikons von Wetzer u. Welte (1856) verfaßten Artikeln Calixtus I. (S. 206—209), und Hippolytus (S. 569—572) eine kürzere Darstellung im Lichte der neuen Entdeckung und im Anschluß an das Werk Döllinger's gegeben hatte, kam er später nochmals eingehend auf die Vertheidigung der Autorschaft des Hippolytus zurück: „Hippolytus oder Novatian? Nochmals der Verfasser der ‚Philosophumena'" (Oesterreichische Vierteljahresschrift f. katholische Theologie, II. Jahrg., 1863, S. 389—440). Den Hauptgegenstand seiner Studien in den fünfziger und sechziger Jahren bildeten sodann Photius und die Geschichte des griechischen Schismas. Als erste Frucht seiner Beschäftigung mit den Schriften des Photius seit 1854, für die er nicht nur gedrucktes Material, sondern insbesondere auch die Handschriftenschätze der bedeutendsten Bibliotheken heranzog, erschien 1857 seine Ausgabe der bisher unedirten Schrift: „Photii Constantinopolitani Liber de Spiritus sancti mystagogia, quem notis variis illustratum ac theologicae crisi subiectum nunc primum edidit" (Regensburg 1857); dazu die Abhandlung: „Die theologische Polemik des Photius in seiner Schrift vom heiligen Geist" (Theologische Quartalschrift 1858, S. 559—629). Derselbe Jahrgang der Quartalschrift (1858, S. 252 ff.) brachte die Abhandlung: „Die Amphilochien des Photius". Dann lieferte H. Beiträge zu der Migneschen Ausgabe des Photius (Patrologia graeca T. 101—104, Paris. 1860), besonders zu der Ausgabe der Amphilochia; auch seine Ausgabe der Mystagogia Spiritus sancti wurde darin (T. 102) gegen seinen Willen wieder abgedruckt. Zu kritischen Auseinandersetzungen gab ihm das Werk von A. Pichler, Geschichte der kirchlichen Trennung zwischen dem Orient und Occident (München 1864 f.) Veranlassung; zur Kritik des 1. Bandes schrieb H.: „Neue Studien über die Trennung der morgenländischen und der abendländischen Kirche" (Chilianeum, Bd. V, 1864, S. 8—26, 56—70, 97—122; auch separat, Würzburg 1864); vgl. ferner Chilianeum Bd. VI, 1865, S. 246—255, und Bd. VII, 1865, S. 20—33; und Archiv für kathol. Kirchenrecht Bd. XII, 1864, S. 471—474; Bd. XIV, 1865, S. 140—155. Eine Uebersicht über andere neuere Litteratur zur Geschichte des griechischen Schismas hatte er vorher gegeben: „Studien und Kritiken über die neuesten Bestrebungen des katholischen Abendlandes für die Wiedervereinigung mit der orientalischen Kirche" (Chilianeum, Bd. III, 1863, S. 369—382). Endlich erschien als Frucht zwölfjähriger Arbeit das monumentale Werk: „Photius, Patriarch von Constantinopel. Sein Leben, seine Schriften und das griechische Schisma. Nach handschriftlichen und gedruckten Quellen" (3 Bde., Regensburg 1867—1869), „eine weit angelegte Monographie, die im Rahmen einer Geschichte der griechischen Kirche vom 4. Jahrhundert bis zur Befestigung der Kirchentrennung im 12. und 13. Jahrhundert mit Heranziehung eines großen ungedruckten Quellen-

materials geboten wird; Gründlichkeit, große Gelehrsamkeit und Objectivität sind anerkannte Vorzüge dieses Werkes" (A. Ehrhard in Krumbacher's Geschichte der byzantinischen Litteratur, 2. Aufl. 1897, S. 78). Als Ergänzung schloß sich daran die Sammlung ungedruckter Schriftstücke: „Monumenta graeca ad Photium ejusque historiam pertinentia" (Regensburg 1869). Von Hergenröther's übrigen Schriften bis 1870 ist an erster Stelle das Werk zu nennen: „Der Kirchenstaat seit der französischen Revolution. Historisch-statistische Studien und Skizzen" (Freiburg i. Br. 1860; zuerst in einer Reihe von Artikeln in den Historisch-politischen Blättern, Bd. 43 u. 44, 1859; eine französische Uebersetzung erschien Leipzig 1860); von kleineren Arbeiten: „Der Zeitgeist und die Souveränetät des Papstes" (Katholik 1861, I, S. 513—543); „Die Reordinationen der alten Kirche" (Oesterreichische Vierteljahresschrift für kathol. Theologie, I. Jahrg. 1862, S. 207—252, 387—456); „Die Rechtsverhältnisse der verschiedenen Riten innerhalb der katholischen Kirche" (Archiv für kathol. Kirchenrecht, Bd. VII, 1862, S. 169—200, 337—363; Bd. VIII, 1862, S. 74—97, 161—200); „Spaniens Verhandlungen mit dem römischen Stuhle" (Archiv für kathol. Kirchenrecht, Bd. X, 1863, S. 1—45, 185—214; Bd. XI, 1864, S. 252—263, 367—401; Bd. XII, 1864, S. 46—60, 385 bis 430; Bd. XIII, 1865, S. 91—106, 393—444; Bd. XIV, 1865, S. 211 bis 252; Bd. XV, 1866, S. 169—215); „Kirche — und nicht Partei. Eine Antwort auf die jüngste Broschüre des Herrn Dr. Fr. Michelis" (Würzburg 1865; aus dem Chilianeum, Bd. VI, 1865, S. 8—26, 56—75); „Die Irrthümer der Neuzeit gerichtet durch den heiligen Stuhl; nach vier Vorträgen über die Encyclica vom 8. Dec. 1864" (Chilianeum, Bd. VI, 1865, S. 192 bis 208, 295—310, 337—348, 385—402, 425—437); „Die französisch-sardinische Uebereinkunft vom 15. September 1864" (Frankfurt a. M. 1865; = Broschüren-Verein, 1. Jahrg., Nr. 3); „Die Marienverehrung in den zehn ersten Jahrhunderten der Kirche" (Münster 1870; = Zeitgemäße Broschüren, Bd. VI, Heft 8); „Das griechische Kirchenrecht bis zum Ende des neunten Jahrhunderts" (Archiv für kathol. Kirchenrecht, Bd. XXIII, 1870, S. 185—227). Viele kleinere Aufsätze kirchenhistorischen, kirchenrechtlichen und apologetischen Inhalts erschienen ferner insbesondere in der Würzburger „Katholischen Wochenschrift" (herausgeg. von Himmelstein, 1853—1857), und im „Chilianeum" (1862—1869). — In den aus Veranlassung des Vaticanischen Concils sich erhebenden Streitigkeiten stand H. in der ersten Reihe der Vertheidiger des Concils und seiner Beschlüsse. Von ihm gemeinsam mit Hettinger verfaßt ist das von der bairischen Regierung verlangte, vom 7. Juli 1869 datirte „Gutachten der theologischen Facultät in Würzburg über fünf ihr vorgelegte Fragen, das bevorstehende ökumenische Concil in Rom betreffend" (Chilianeum, Neue Folge, Bd. II, 1869, S. 258—307; auch separat, Würzburg 1869); von ihm allein das spätere, vom Ministerium nicht mehr eingeforderte und darum nicht eingereichte, aber im Druck veröffentlichte Gutachten: „Ueber das Vaticanische Concil. Entwurf einer Beantwortung der elf vom königl. bayerischen Staats-Ministerium des Cultus den theologischen und juristischen Facultäten vorgelegten Fragen" (Katholik 1871, I, S. 129—180; auch separat, Mainz 1871; auch im Pastoralblatt für die Erzdiöcese München-Freising 1871, Nr. 15 u. 17 zum Abdruck gebracht). Dem Döllinger'schen „Janus" trat H. mit dem Buche entgegen: „Anti-Janus, eine historisch-theologische Kritik der Schrift: ‚Der Papst und das Konzil' von Janus" (Freiburg i. Br. 1870). Es folgten die kleineren Schriften: „Die ‚Irrthümer' von mehr als vierhundert Bischöfen und ihr theologischer Censor. Ein Beitrag zur Würdigung der von Herrn Dr. v. Döllinger veröffentlichten ‚Worte über die Unfehlbarkeitsadresse'" (Frei-

burg i. Br. 1870); „Die Conciliums-Briefe der Allgemeinen Zeitung" (Histor.-polit. Blätter, Bd. 65, 1870, S. 707—723, 737—761, 865—886; Bd. 66, 1870, S. 21—40, 132—157, 198—223, 421—447); „Die päpstliche Unfehlbarkeit vor dem vaticanischen Concil" (Histor.-polit. Blätter, Bd. 66, 1870, S. 500—526, 557—583, 653—681); „Die alten Gallikaner und die modernen Appellanten" (Histor.-polit. Blätter, Bd. 66, 1870, S. 721—735); „Das unfehlbare Lehramt des Papstes; drei Vorträge" (Passau 1871); „Kritik der v. Döllinger'schen Erklärung vom 28. März 1871" (Freiburg i. Br. 1871). Endlich das große kirchenpolitische Werk: „Katholische Kirche und christlicher Staat in ihrer geschichtlichen Entwickelung und in Beziehung auf die Fragen der Gegenwart. Historisch-theologische Essays und zugleich ein Anti-Janus vindicatus" (2 Abtheilungen, Freiburg i. Br. 1872; 2. Aufl. mit Litteraturbelegen u. Nachträgen, 1876; italienische Uebersetzung Pavia 1877 f., 3 Bde.; englische Uebersetzungen London 1876 u. Baltimore 1889).

Nach diesen Kämpfen verfaßte H. für die Herder'sche Theologische Bibliothek als Zusammenfassung seiner kirchenhistorischen Studien sein zweites großes Hauptwerk, das „Handbuch der allgemeinen Kirchengeschichte" (3 Bde., Freiburg i. Br. 1876—80; 2. Aufl. 1879 f.; 3. Aufl. 1884—86; als 4. Aufl. erscheint eine von Joh. Peter Kirsch unternommene Neubearbeitung, 1. u. 2. Bd. 1902, 1904; eine französische Uebersetzung war in Paris 1880 ff., eine spanische in Madrid 1883 ff. erschienen). Im J. 1877 übernahm H. die Redaction der zweiten Auflage des Kirchenlexikons von Wetzer u. Welte und leitete die Vorbereitungsarbeiten, bis er sich durch seine Berufung nach Rom genöthigt sah, diese dann von Kaulen übernommene Thätigkeit niederzulegen. Von kleineren Arbeiten sind aus den letzten Würzburger Jahren außer Recensionen (in der Literarischen Rundschau, dem Archiv für Kirchenrecht u. a.) zu nennen: „Papst Pius IX. groß in seinem Wirken und in seinem Leiden" (Würzburg 1876); „Athanasius der Große" (in der Vereinsschrift der Görres-Gesellschaft für 1876 u. separat, Köln 1876); „Das Armuthsgelübde bei den orientalischen Mönchen" (Archiv für kathol. Kirchenrecht, Bd. 37, 1877, S. 20—28); „Cardinal Maury. Ein Lebensbild aus dem Ende des vorigen und dem Anfange des jetzigen Jahrhunderts" (Würzburg 1878; = Kathol. Studien, 4. Jahrg., Heft 3/4); „Abriß der Papstgeschichte" in dem von Leo Woerl herausgegebenen Papst-Album (Würzburg 1878; 2. Aufl. des Textes 1879); „Ueber den kirchenrechtlichen Begriff der Nomination" (Archiv für kathol. Kirchenrecht, Bd. 39, 1878, S. 193—214).

In Rom nahm H. die Herausgabe der Regesten Leo's X. in Angriff: „Leonis X. Pontificis Maximi Regesta e Tabularii Vaticani manuscriptis voluminibus aliisque monumentis collegit et edidit Jos. Card. Hergenröther" (T. I, = fasc. 1—6, Freiburg i. Br. 1884—85; den Anfang von T. II, fasc. 7/8, ließ 1891 sein jüngerer Bruder Franz Hergenröther folgen; damit ist das bis 1515 fortgeführte Werk einstweilen ins Stocken gerathen). Ferner übernahm er die Fortsetzung der Conciliengeschichte von Hefele, von der er noch zwei starke Bände erscheinen lassen konnte (Bd. VIII u. IX, Freiburg i. Br. 1887 u. 1890).

J. B. Stamminger, Zum Gedächtnisse Cardinal Hergenröthers (Freiburg i. Br. 1892; mit Porträt). — [Heinrich], Cardinal Hergenröther; Katholik 1890, II, S. 481—499. — Hollweck, Ein bayerischer Cardinal †; Histor.-polit. Blätter, Bd. 106, 1890, S. 721—729.

Lauchert.

Hergt: Karl H., geboren am 2. November 1807 in Tauberbischofsheim, ursprünglich Apotheker, verwandte diese genaue Kenntniß der Arzneikunde

später mit Vorliebe und großem didaktischem Erfolg in seinem ärztlichen Beruf, in welchem das Bestreben, zu heilen und zu lindern, seine größte Lebensfreude blieb. Nach vollendetem Studium besuchte er Wien, Paris, Montpellier, Marseille, Mailand, Pavia, Bologna, Florenz, Rom und Neapel, überall Hospitäler und Kliniken frequentirend. Zwei Jahre konnte er sich diesem Zwecke widmen, überall mit offenem Auge für Kunst und Natur, um so werthvoller für ihn, da er später nie wieder Zeit und Gelegenheit fand, den Ort seiner Wirksamkeit anders als zum Zwecke der Begleitung leidender Angehörigen für kurze Zeit in die Schweiz zu verlassen. 54 Jahre der Berufsthätigkeit, anfangs einige Jahre mit seinem Freunde Roller in Heidelberg, hielten ihn dann dauernd in Illenau. Unter ihnen wurde Illenau in Bau, Administration und innerem Leben rasch ein bewundertes Vorbild. Roller's Genie des kräftigsten Willens einte sich Hergt's Genie des reichen Herzens; die modernen Anschauungen, daß die Irrenanstalt ein Krankenhaus sein müsse unter ärztlicher Leitung, wurden in Illenau langsam eingeführt; H. war buchstäblich Tag und Nacht in den Abtheilungen thätig, was ihm als Unverheiratheten Erholung und Arbeit zugleich war. Alle Einzelheiten der Pflege und Behandlung leitete und überwachte er selbst. Sein kindlich-naives Naturell befähigte ihn, sich mit gebildeten und einfachen Leuten zurechtzufinden und ihre Interessen zu theilen. Der Typus des patriarchalischen Verhältnisses zwischen dem Anstaltsleiter und seinen Kranken sowie Untergebenen bildete sich in H. aus, wie er in jener Zeit bald auch in anderen Anstalten zu finden war. Das Erziehen war seine große Kunst, die er auch nach der Entlassung aus der Anstalt noch manchen Kranken brieflich und bei Besuchen wieder zuwandte; er blieb ihr väterlicher Freund und geistiger Führer durchs Leben, oft im stillen sie auch materiell unterstützend. Beharrliche Geduld, nie zu verzagen in der Behandlung, belohnte ihn oft mit schließlichen vollen Erfolgen. Sein Optimismus war gepaart mit scharfer Beobachtungsgabe und mit großer Erfahrung in allen Behandlungsmethoden, wobei seine großen Kenntnisse in der Botanik und Arzneimittellehre ihn sehr unterstützten. Die vielen Besucher Illenaus überraschte er auch noch in seinen späteren Lebensjahren durch die jugendliche Begeisterung in und für seinen Beruf; übertriebene Tagesmeinungen bekämpfte er wol in aufflammender Lebhaftigkeit, im Grunde aber hatte er immer ein offenes Auge für jeden Fortschritt und freute sich herzlich über uns jungen Aerzte, die Illenau zahlreich besuchten. Zu schriftstellerischer Thätigkeit blieb ihm nur wenig Zeit; die neuere „Illenauer Schule“ aber, welche durch Gudden, Krafft-Ebing, Schüle und Kirn ihre bekanntesten Vertreter fand, trägt mehr oder minder den Stempel seiner Einwirkung. Nach dem Tode seines Freundes Roller übernahm er die Direction, welche er noch 11 Jahre, bis zu seinem Tode am 23. December 1889 behielt.

Schüle's Nekrolog in Allgem. Zeitschrift für Psychiatrie und psych.-gerichtl. Medicin, Bd. 47 (1891), S. 199—209. — Literaturverzeichniß in Laehr's Gedenktagen der Psychiatrie, 1893, S. 334.

Th. Kirchhoff.

Hermann: Johann H. von Hermannsdorf, k. k. Hauptmann, geboren in Prag am 30. November 1781 als Sohn eines kaiserlichen Gubernialrathes, trat nach Absolvirung der Genieakademie am 16. September 1799 als Cadet in das Geniecorps, in welchem er am 14. October 1800 zum Oberlieutenant, am 1. Juli 1805 zum Hauptmann zweiter, am 25. Januar 1809 zum Hauptmann erster Classe befördert wurde. Nach dem Rückzuge des Erzherzogs Johann aus Italien meldete er sich freiwillig, so wie Hauptmann Hensel (s. o. S. 205) zur Vertheidigung des wichtigen Forts Predil. Er ver-

fügte über 4 Officiere und 218 Mann des Szluiner Grenzinfanterieregiments und 35 Artilleristen mit zehn Geschützen. Die Aufforderung der Franzosen zur Uebergabe lehnte H. ab und auch der Fall von Malborghet und die Vorführung österreichischer Gefangenen, die ihm den grauenvollen Untergang der Besatzung jenes Forts zu schildern hatten, erschütterten den Entschluß Hermann's nicht. Der Angriff der Franzosen, der schon seit dem 15. Abends bis 18. Morgens ununterbrochen stattgefunden hatte, wurde nun mit aller Kraft fortgesetzt. Die ganze Division Serras wurde zum Sturm herangezogen und schon verzweifelten die Gegner an der Möglichkeit das Fort zu nehmen, als eine Haubitzgranate im Holzwerk des Blockhauses zündete. Der Brand, von einem heftigen Wind genährt, griff immer weiter um sich. Schon drohte das Feuer die Pulverkammer zu ergreifen, und nun versuchte Hauptmann H. einen Ausfall. Im Handgemenge wiederholt verwundet, bricht er endlich zusammen und wird von feindlichen Bajonetten durchbohrt. Fast seine ganze Heldenschar fällt mit ihm, nur einzelne Verwundete, die nach der Einnahme des Forts unter den Todten hervorgezogen wurden, geriethen in Kriegsgefangenschaft. Ein Denkmal an jener Stelle, wo einst das Blockhaus stand, gibt Kunde von dem Heldentod des Hauptmann H. und seiner Braven.

Wurzbach, Biogr. Lexikon. — Krones, Die Erstürmung d. beiden Blockhäuser Malborghet u. Predil durch d. Franzosen i. J. 1809. — (Hartwig) Malborghetto u. Predil. — Teuffenbach, Vaterländisches Ehrenbuch II.

Criste.

Herpfer: Karl H., Genremaler, geboren am 30. November 1836 zu Dinkelsbühl, ertrank am 19. Juni 1897 beim Baden im Wörthsee (bei Starnberg). Sein Vater, welcher in der Heimath des bekannten Jugendschriftstellers Christoph v. Schmid ein Strumpfwirkergeschäft betrieb, wird von den artistischen Bestrebungen seines Sohnes wenig erbaut gewesen sein. Dessenungeachtet bezog H. im Alter von 18 Jahren die Münchener Akademie, trat in das Atelier des Professors Philipp Foltz und des Freiherrn v. Ramberg, dessen Meisterschaft in der Behandlung des Rococo für H. maßgebend wurde. H. arbeitete mit colossalem Fleiße und löblichster Ausdauer; um Mittel zum weiteren Studium zu gewinnen, malte er in den Ferien „Kreuzweg-Stationen für Kirchen“ — ein meist sehr armselig bezahlter Artikel! Sein Eifer wurde belohnt: seine Bilder gefielen. Sie folgten rasch, trotz ihrer exacten Durchführung, fanden bereitwillige Abnehmer und durch Photographie, Holzschnitt und Farbendruck weite Verbreitung. So das vornehme „Mutterglück“ (in Nr. 11 Ueber Land u. Meer 1872), die „Unterbrochene Verlobungsfeier“, die „Ueberraschung nach der Jagd“ (Nr. 8 Ueber Land u. Meer“ 1875) und mehrere in zopfigen Prunkgemächern und Antichambren spielende amouröse Tändeleien, wozu die Prunkgemächer der Schleißheimer und Nymphenburger Schlösser die entsprechenden Interieurs boten. Für weiteren Export nach England und Amerika sorgte der Kunsthandel, welcher für Herpfer's Erzeugnisse Faible erregte. Als Muster seiner Bilder mag das durch einen leichten Regen gefährdete „Kellerfest“ gelten (1885; als Holzschnitt in Nr. 50 Ueber Land u. Meer 1888), eigentlich eine nur im Costüm der Zopfzeit veranstaltete Maskerade, die möglicher Weise auch am Rhein, in Franken und Schwaben spielen könnte, da alle Gesichter modernes Gepräge zeigen und nur die Bierkrüge altbairische Signatur tragen. Ebenso international geben sich die bei einem Zöfchen der Gnädigsten versuchten Galanterien („Rose in Gefahr“) oder die „Belauschte Liebeserklärung“, die Ankunft eines „Taufpathen“ oder des „Brautwerbers“ (Nr. 32 Daheim 1892), die „Vorstellung eines Verlobten“, eine „Dame am Kamin“ oder „Am Schachbrett“, wo zarte List den

Gegner doppelt „matt“ setzt. Gewöhnlich machten Herpfer's Darstellungen keine besonderen Ansprüche an das Denken oder feinere Fühlen des Beschauers, aber der ansprechende Vortrag, ein zierliches Colorit, insbesondere die möglichste Ausführung alles Nebensächlichen, der Möbels und des architektonischen Hintergrundes ergaben ein nie seine Wirkung versagendes Ensemble. „Der junge Maëstro an der Orgel“ kann wol Mozart heißen (Nr. 13 Deut. Illustr. Ztg. 1885, II, 276). Die späteren Bilder, wie der „Polterabend“, die „Schmückung einer Braut“ (Illustr. Welt 1897, S. 161), das „Geständniß“, die „Grüße in die Ferne“, eine „Verhaftung“ und ähnliche Costümbilder glitten ihm später nur zu bereitwillig aus der Hand; ein guter „Herpfer“ wird indessen noch längere Zeit für Sammler begehrenswerth bleiben. Seltsamer Weise war, als H. so unerwartet aus dem Leben schied, sein im Glaspalast ausgestelltes Bild „Sein letzter Lorbeer“ betitelt. — Ein großer Theil seines Nachlasses, darunter alle Skizzen zu den sämmtlichen Bildern wurde am 1. December 1897 durch Karl Maurer versteigert und eine am 10. December im Münchener Kunstverein ausgestellte Serie von 180 Naturstudien und Zeichnungen schnell verkauft.

Vgl. Fr. v. Bötticher, 1895. I, 508. — Nekrolog in Nr. 170 der Allgem. Zeitung vom 21. Juni 1897. — Kunstvereinsbericht f. 1897. S. 71. — Bettelheim's Jahrbuch 1898. S. 176.

Hyac. Holland.

Herrig: Hans H., Dichter, vorzugsweise Dramatiker, wurde am 10. December 1845 zu Braunschweig als Sohn eines Kammermusikus und Clavierlehrers geboren, den er 1858 durch den Tod verlor, und der Luise Huben. Bis dahin im heimathlichen Progymnasium, kam H. 1859 ins Haus seines Oheims, des bekannten Philologen und Schulmanns Prof. Ludwig H. (s. S. 243) zu Berlin, wo er nun das Friedrichsgymnasium besuchte. 1864 bis Ostern 1865 studirte er die Rechte an der Berliner, danach zwei Semester an der Göttinger Universität, seit 1866 wieder an ersterer, wo er im Mai 1868 zum Dr. iur. promovirte mit einer Dissertation: „De rebus agrariis suecicis et danicis“. Einer seiner damaligen Opponenten, der nachher als Dichter, Litterarhistoriker und Bibliophile bekannt gewordene Dr. Eduard Grisebach, schon in Göttingen sein Hausnachbar gewesen, ward nunmehr auch Herrig's College als „Auscultator“ (später Gerichtsreferendar) am Berliner Stadtgericht und blieb ihm in dauernder Freundschaft verbunden. 1872 trat H. aus der juristischen Praxis, um hinfort, wie seit 1866 am Schreibtisch ohne die Oeffentlichkeit, seit 1871 journalistisch, als freier Schriftsteller thätig zu sein, schied jedoch endgültig officiell erst aus dem Justizdienste, als er Feuilleton-Redacteur des eben gegründeten „Deutschen Tageblatts“ wurde, 1881. Die Annahme dieses letzteren Postens an der deutschconservativen, etwas christlichsocial angehauchten Berliner Zeitung großen Stils, die den herrschenden linksliberalen der Reichshauptstadt Paroli biegen sollte (was ihr freilich bis zu ihrem frühen Umschwenken bezw. Eingehen nicht gelang), war wol kein Zufall. Denn in Otto Glagau's radical-antisemitischem und -chauvinistischem Journal „Der Culturkämpfer“ hatte er 1880 (in Heft IV, S. 1—9, und Heft IX, S. 1—11) „Die Aufgaben des deutschen Adels“ und „Die Werthlosigkeit des modernen Parlamentarismus“ anonym in obigem Sinne erörtert, und 1882 ließ er bei dem selbst energisch jener Tendenz huldigenden Verleger desselben Journals und des Deutschen Tageblatts, Friedr. Luckhardt, anonym drucken: „Heraus aus den Wirren! Die Nationalpartei der Zukunft! Ein Wort an alle Vaterlandsfreunde“ (56 Seiten). Daß H. zehn Jahre vorher dem Mitarbeiterkreise des jüdisch-fortschrittlichen „Berliner Börsenkuriers“ angehört hat,

erscheint damit bloß scheinbar ein unlösbarer Widerspruch; denn dieses geschickt alles Neue ins Publicum lancirenden Blattes bediente sich H. lange vor dem Einsetzen der antisemitischen Bewegung, nur zu seiner Propaganda für Richard Wagner (die der Gründer [1868] und Leiter des „B. B.", George Davidsohn, eifrigst betrieb), sowie für Schopenhauer, jedoch nur in der feuilletonistischen Wochenbeilage jener Zeitung namens „Die Station". Er war durchaus ein Mann von Charakter, der als Litterat jederzeit im Banne seiner festen Anschauungen verblieben ist, seit seinem 21. Lebensjahre, als — wie uns das Vorwort zu „Konradin" erzählt — durch das denkwürdige Jahr 1866 ihm die ganze Bedeutung der Geschichte, vornehmlich der vaterländischen, aufging und ihn erfaßte, so daß sie ihn fürder nie wieder freigeben sollte. Die folgerichtige Entwicklung seiner ästhetisch-nationalen und litterarischen Ideen führte ihn 1883 auf ein, äußerlich durch den Anlaß der Jubelfeier angeregtes Luther-Festspiel, das vielerorts mit großem Beifall aufgeführt ward und seinem Dichternamen weit rascher Geltung verschaffte als die vorher veröffentlichten Dramen und sonstigen Dichtungen. Doch verharrte er vorläufig noch bei seiner ausgedehnten publicistischen Thätigkeit, indem er, was ja auch aus dem lebhaften Drange hervorging, seinen einschlägigen Ansichten weiteste Verbreitung zu geben, in verschiedenen Zeitschriften zahlreiche Aufsätze ästhetischen, litterarischen, dramaturgischen Inhalts veröffentlichte. Er machte zwischendurch Mitte der achtziger Jahre eine italienische Reise, die in Feuilletons des Deutschen Tageblatts einen interessanten Niederschlag fand. Nachdem er 1888 die Redactionsführung an dieser Zeitung niedergelegt hatte, übersiedelte H., in Berlin vielfach unbefriedigt mit den Eindrücken seiner Poesien und enttäuscht, von Berlins Vorort Friedenau nach Weimar, um sich ganz und gar der Ausbildung und Verwirklichung seiner eigenthümlichen Gedankenwelt hinzugeben: nämlich einerseits der Neubelebung des religiösen Elements in volksmäßig-nationaler Färbung, andererseits der Förderung der damals mächtig aufstrebenden Pflege Schopenhauer'schen Geistes, die er schon 1870/71 an seinem Theile — wie Alles, was der leicht Feuer fangende und deshalb Extravaganzen nicht Ausschließende einmal ernstlich erfaßt — eifrigst gefördert hatte. Daselbst war ja auch seine Gattin, die Harfenistin Marie Stöhr, als Tochter eines Weimarer Capellmeisters daheim. Leider sollte weder der scharfe Denker, noch der phantasievolle Poet in der erinnerungsreichen Ruhe der classischen Ilmresidenz mehr dazu gelangen, auszugestalten, was seit lange in ihm gährte und nach lebendiger Form rang. Die 1878 durch einen bezeichnenden Prospect angekündigten „Grundlinien einer modernen Kunstanschauung" blieben ebenso unausgeführt wie mancherlei dramatische Pläne Herrig's, und an ganz Neuem trat zur Ueberraschung seiner Freunde nur „Das Kaiserbuch. Acht Jahrhunderte deutscher Geschichte von Karl dem Großen bis Maximilian I.", 1890/91 hervor. Inzwischen begann Anfang 1891 eine seinen genaueren Freunden schon seit etlichen Jahren voll erkennbare Gehirnerweichung, die seine dramatische Schaffenskraft bereits empfindlich beeinträchtigt hatte, als ernste Krankheit mit Lähmung des rechten Arms um sich zu greifen, dazu verlor er den Ortssinn; vergebens besuchte er eine Nervenheilanstalt zu Kassel und starb, erst 46½ Jahre alt, am 4. Mai 1892 zu Weimar. Die letzte Ruhestätte hat er, seinem Wunsche gemäß, in der Vaterstadt Braunschweig gefunden.

Ob H. von der warmherzigen und verständnißvollen Darlegung und Würdigung seiner ästhetisch-litterarischen Absichten in theoretischer und praktischer Hinsicht, welche Arnold Fokke zu Ostern 1891 zunächst für engere Kreise drucken ließ, noch Kunde und freudige Genugthuung empfangen hat, ist ungewiß. Uns aber muß es höchst angenehm berühren, daß ein heutiger deutscher Dichter,

der es mit der Kunst und seinem Antheile daran überaus ernst nahm, noch bei Lebzeiten einen so begeisterten, tief schürfenden Erklärer gefunden hat wie Fokke, und noch dazu in dem, meistens bloß rein pädagogischen oder weltabgekehrten streng fachgelehrten Studien bestimmten Rahmen eines Gymnasialprogramms.

Dieses letztere hat nun freilich infolge der Art seines Erscheinens kaum in weiteren Kreisen Aufmerksamkeit und Einsicht für seinen Helden gewinnen können, muß aber immerhin hier, wo Raummangels halber eine ausführlichere Charakteristik des planmäßigen überzeugungsvollen Strebens unmöglich ist, als Rückhalt genauerer Aufklärung genannt werden; bloß mit der Reserve, daß Fokke vielleicht etwas zu weit geht, indem er die auch ihm selbst an die Seele gewachsene Tendenz, in der Kunst die dualistisch auseinander ziehenden gegensätzlichen Kräfte — Stoff und Geist, Wissen und Glauben, Kopf und Gemüth — im Zeichen christlicher Ethik zu einer Einheit, zu harmonisch lebensfähigem Ausgleiche zu vermählen, überall bei H. als das „allwaltende Gesetz“ aufzeigen und in dieser Erkenntniß und Anschauung „seine dichterische Bedeutung“ erblicken will. Dessen ungeachtet gebührt diesen Darlegungen Fokke's erhebliches Verdienst, auch in allgemein ästhetischem Betracht, nicht weniger aber dem nachdrücklichen Hinweise auf die Thatsache, daß alle Dramen Herrig's historischen, und zwar trotz seiner nationalen Richtung nicht etwa nur vaterländischen Stoff verarbeiten. H. hält es da mit des Dramatikers Schiller programmatischer Aeußerung an Goethe vom 5. Jan. 1798: „Ich werde mir gesagt sein lassen, keine andre als historische Stoffe zu wählen.“ In H. kreuzen sich eben mehrere einschneidende Probleme, deren jedes allein schon eine Dichterkraft hätte absorbiren können. Sein reicher, auf vielen Tummelplätzen modernen Denkens thätiger Geist, mit mannichfaltigem Wissen gesättigt, verfällt leicht ins Grübeln, ohne logischer Schärfe zu entbehren, auch, wo Humor und Phantasie sein Empfinden rührig leiten, in Reflexion. Ohne Chauvinismus wandte er sich gegen die kritiklose Masseneinfuhr ausländischer Litteraturwaare und das Aufpäppeln undeutschen Litteraturgeists, wie sie die Décadence-Strömung hätschelte, und ward auch bei dem undogmatischen Ringen Paul de Lagarde's, Heinr. v. Stein's, der „Deutsch-Socialen“ und Wagnerianer nach einem „deutschen Gott“ in den Achtzigern ein Rufer im Streit. Seine Religiosität ruht auf tiefem eigenen Grunde, und um sie ist es ihm nicht weniger heiliger Ernst, wie um seinen unabhängigen deutschen Sinn und die ästhetischen Maxime, welche seine Feder mit immer eifrigerer Ausschließlichkeit verfochten und in die That umzusetzen versucht hat.

Dafür hat er schon früh das Theater als geeigneten Boden erkannt, sobald er nach 1866 mit Bewußtsein in die litterarische Arena hinabgestiegen. „Alexius“, die bekannte mittelalterliche Heiligenlegende, und „Geminianus“, ein Thema aus der Periode der Christenverfolgungen, sind in der vorliegenden Form von 1869 wol Herrig's controllirbare dramatische Anfänge, die er 1881 kaum unabsichtlich mit der von dem Schweden A. Hallén componirten und in Leipzig und Stockholm sehr beifällig aufgeführten freien Bearbeitung des scandinavischen „Hagbarth und Signe“-Stoffs, „Harald der Wiking“, als „Drei Operndichtungen“ zusammenfaßte, ein ganz in Richard Wagner's Geleise gehendes Vorwort über das Verhältniß zwischen Poeten und Componisten vorausschickend. „Richard Wagner in treuester Anhänglichkeit zugeeignet 1871“, „In treuestem Gedächtniß 1888“ bei Gelegenheit der 3., umgearbeiteten Auflage (2. [Titel-]Auflage mit neuem Vorwort 1879) ist Herrig's eigentliches Erstlingsdrama „Alexander“, welche, durch das Leitmotiv, der Mensch verschulde durch Ueberschreiten des ihm seitens der Natur gesetzten Maßes sein tragisches Geschick, ver-

knüpfte Vorführung der Hauptmomente aus dem Leben des großen Macedonierkönigs bei der Kritik einer günstigen Aufnahme begegnete, wie drei Auflagen bestätigten. Seinen übrigen dramatischen Leistungen, die sich über anderthalb Jahrzehnte vertheilen, haftet ein Mangel an, der aus Leixner's Urtheil hervorblickt: sie seien durch den Ernst der Schicksalsauffassung ausgezeichnet, in einzelnen Auftritten groß gedacht, aber in den entscheidenden Augenblicken, wo Leidenschaft mit ursprünglicher Kraft hervorbrechen dürfe, mache sich eine Dämpfung des Gefühls bemerkbar. Sogar Herrig's innigster Verehrer Fokke spricht den meisten seiner Schauspiele die zündende und fortreißende dramatische Kraft ab und bezeichnet z. B. in „Nero", für welches Stück er die Handlung demgemäß besonders fein zersiebt, die klare consequente Durchführung der Idee, ohne die streitenden Gegensätze durch eine Intrigue in ein gespannteres Verhältniß zu einander zu bringen, als Hauptsache, weshalb auch hier, wenn auch nicht so sehr in den ersten vier Acten, die Dramatik („d. h. was man augenblicklich hierunter versteht") zurückstehen müsse. Zu den Dramen höheren Stils rechnen jedenfalls Herrig's Erzeugnisse sämmtlich: sie verrathen durchweg eine theatralische Begabung unverrückbar rhetorischer Farbe, konnten allerdings, jeder Pikanterie oder den, oberflächlichen Wünschen des Durchschnittszuschauers schmeichelnden Effecten geradezu peinlich ausweichend, das Rampenlicht entweder nicht gewinnen oder nicht behaupten. Dahin gehören: „Kaiser Friedrich der Rothbart" (1873; 4., endgültige Ausgabe 1890); „Jerusalem" (1874), das Judenthum in seinem letzten Unabhängigkeitskampfe gegen die Römer, mit „Nero" (1883) die zwei ersten allein gebliebenen Glieder einer Tetralogie über die Grundgedanken des Christenthums in den Hauptmomenten seiner Entstehung; „Der Kurprinz" (als solcher reift der sogen. „Große Kurfürst" von Brandenburg im Haag; 1876, 2. Aufl. 1884); „Konradin" (1881, 3. Aufl. 1885), dessen von Act zu Act gesteigerte, doch ins Melodram verfallende poetische Stimmung (vgl. Karl Bleibtreu's Anzeige im „Magazin f. Literatur", 42. Jahrg., 1884, S. 643—45) zuerst 1884 im Berliner Kgl. Schauspielhaus einen starken Achtungserfolg erreichte; „Columbus" (1887), mit welchem jüngsten seiner Geschichtsdramen H. dem verdächtigenden Vorwurfe, er ziele mit seinen Festspielen auf Abschaffung des stehenden Theaters, die Spitze abbrechen wollte. Der Historiker des Columbusstoffs in der deutschen Poesie, Loevinson, weist auf Richard Wagner's Vergleichung Beethoven's mit dem Amerika-Entdecker als von H. (S. VIII) vermerkte Anregung hin. H. war inzwischen mit voller Wucht der Bannerträger einer Bewegung geworden, die er mit Feuereifer gefördert hat, ohne ihren Sieg erreichen, ihr schließliches Versanden verhindern zu können. Das 400jährige Lutherjubiläum von 1883 gab einer Gruppe von Festspielen das Leben, die nach Art der Volksstücke des Reformationszeitalters Bürgerdilettanten darstellten „und unter denen das Spiel von H. die weiteste Verbreitung und Geltung erlangte" (Meyer's Konversationslexikon[5] XI, 635 s. v. Luther): „Martin Luther. Ein kirchliches Festspiel, zur Feier des 400jährigen Geburtstages Martin Luthers in Worms gedichtet". An die Mysterienspiele des Mittelalters sich anlehnend, ersetzte H. den üblichen steigernden Aufbau des Regeldramas durch abgeschlossene scenische Bilder mit knappen, deutlichen Bericht-Einlagen: eine in ihrer Schlichtheit packende Lebensskizze der weltgeschichtlichen Gestalt ohne theologischen Einschlag, deren volksthümliche Farbe bei der Erstaufführung in der Wormser Dreifaltigkeits-Kirche durch dortige Bürger tief wirkte, wie danach vielfach anderwärts. Das Werk erlebte nicht nur bis zu Herrig's Tode 21 Buchauflagen, sondern zog auch den Bau eines in sechs Wochen entstandenen großartigen Festspielhauses für derartige volksthümliche Dramen in Worms nach sich, woran dem dortigen

Widmungsträger und mittelbaren Veranlasser der Herrig'schen Luther-Dichtung, Friedrich Schön (s. u.), der Löwenantheil gebührt. Herrig's heißes Sehnen, diesen geglückten Versuch, einst naiv und allverständlich gewesene Kunstübung unter dem Eindrucke einer mächtigen Zeiterinnerung neu zu beleben, eine volksthümliche Erneuerung oder wenigstens Ergänzung unseres Theaterwesens anzuknüpfen, blieb ein Traum dieses leidenschaftlichen Idealisten. Er ist fürder theoretisch wie praktisch energisch für diese seine Ueberzeugung eingetreten: die Flugschriften „Luxustheater und Volksbühne. Mit drei lithographischen Skizzen" (1887) und „Ueber christliche Volksschauspiele" (1890) schlossen sich direct an die im „Luther" verkörperten Ideen an, während das ‚Weihnachtsspiel für die Volksbühne' „Christnacht" (1887) sofort an mehreren Orten unter größter Theilnahme, doch auch nach heftigem Widerstande aufgeführt, und „Drei Jahrhunderte am Rhein. Schauspiel für die Volksbühne" (1889) schon unter vieler Mühe mit Friedr. Schön's Veranlassung und ständiger Correctur für die Eröffnungsaufführung (20. November) des Wormser Fest- und Spielhauses geschrieben und verwendet, diese bei veränderter Unterlage in die Praxis umsetzten.

Auf erzählendem Gebiete hat sich H. ebenfalls stets auf ernstem Boden, wenn auch scheinbar einmal mit halb heiterem Stoffe versucht. Geistreich und durchaus originell ist die Satire, bewußt in H. Heine's Stil (gemäß Herrig's Selbst-Auszug), die das philosophirende Gedicht „Die Schweine" (1876) gegen den platten Materialismus richtet. Zwei dem Schlachten geweihte Schweine retten sich allein von einem Schiffsuntergang auf ein paradiesisches Eiland, wo sie anfangs glücklich leben, bis ihre unzählige Nachkommenschaft Alles verwüstet und die Schweine die brutalste Zerstörungswuth gegen einander kehren. Der letzte Mensch, vor der rein materiellen Cultur im Ekel flüchtig, landet auf der öden Insel zum Tode resignirt; doch die Stimme des von ihm in seiner Sprache gelehrten Vogels, seines Begleiters, und die aufgehende, weltbeglückende Sonne machen den Sterbenden lächeln, frei von hoffnungslosem Haß und bewußt siegreich über Leben und Natur. Der Kehrvers „O wie selig bist du Mensch!" am Ende correspondirt mit demjenigen der ersten Capitel „O wie glücklich seid ihr Schweine!" Ein mit eigenstem Gedankeninhalt erfülltes Phantasieerzeugniß, dabei naturalistisch im guten alten Sinne. Daneben vertritt „Der dicke König. Ein Gedicht" (1885; 2. Aufl. 1888) das historische Epos in anziehender Weise. König Sancho von Leon, den Genußsucht überaus dick und regierungsunfähig gemacht hat, schaffen die Großen auf einem Lastwagen über die Grenze. In Cordova am Hofe des muhamedanischen Erbfeinds heilt ihn der gelehrte jüdische Arzt Cohn ben Levi von der Fettsucht, worauf auch sein Charakter dermaßen erstarkt, daß er den Thron wieder erobert und nun kräftig und weise herrscht. Obwol Stoff und Stil dieser bald liebenswürdig-humoristischen, bald — in der Charakteristik — fein satirischen Dichtung mannichfach an Cervantes' „Don Quixote" erinnern, so bezeugt sie eine besondere Seite in Herrig's poetischem Talent, deren Ausbildung sein lebhafter dramatisch-dramaturgischer Hang und Drang gehemmt hat. So hat es auf dem Felde epischer Kleinkunst, für die ihm eine ungewöhnliche Begabung eignete, bei dem schmächtigen Bändchen „Mären und Geschichten. Gesammelte kleinere Dichtungen" (1878; 2. Aufl. 1879) sein Bewenden gehabt, die, nach Inhalt und Form (reimlose und durchgereimte Strophen, solche mit Reim der geraden Verse, Reimpaare) abwechselnd, bald morgenländisch-mystische, bald mittelalterlich-germanische Sage und Legende zu Grunde legen. Die Darstellungsweise ist theils philosophisch angehaucht, wofür die sentimentale Balladenreihe „Buddha" (sein Erdendasein) ein schönes

Beispiel kräftig-persönlichen Empfindens (S. 4—24), theils launig oder spöttisch und gemahnt dann auch hier öfters an Heinrich Heine, bei ernsten wie bei heiteren Stoffen: man sehe das sarkastische grausig-humorvolle Ende der Maria Stuart im Versklange, der uns durch Wilhelm Busch geläufig, und dann die neben einander stehenden Nummern „Der Eisbär" und „Maria die Katholische". Eigentliche Lyrik fehlt übrigens ganz.

Um nun der Prosaschriftstellerei Herrig's ihr Recht zu gönnen, so weit sie außer der fleißigen publicistischen Wirksamkeit in Buchform vorliegt, so repräsentiren die betreffenden drei Bücher ganz verschiedene Interessen der vielseitig gebildeten Persönlichkeit. Das dünne Heft (57 Seiten) „Die Meininger, ihre Gastspiele und deren Bedeutung für das deutsche Theater" (1879; 2., unveränd. Aufl. 1880/81), gleichsam ein theatergeschichtlich-dramaturgischer Begleiter zur officiellen Ausgabe des in demselben Verlage (R. v. Grumbkow) gleichzeitig erscheinenden „Repertoire des Herzoglich Meiningenschen Hoftheaters" kennzeichnet Herrig's Standpunkt über die auf letzterem einstudirten verschiedenen Zweige und Blüthen des classischen Dramas und die grundsätzliche Bedeutung eines so intensiven Mäcenatenthums wie an Herzog Georg's II. Hofbühne (von der übrigens Herrig's Production nie etwas profitirt hat) rückhaltlos, aus einer Fülle kundiger Glossen über die selbstgeschauten Aufführungen heraus. „Das Kaiserbuch. Acht Jahrhunderte deutscher Geschichte von Karl d. Gr. bis Maximilian I. Mit farbigen Initialen, Randleisten, Tafeln und vielen Abbildungen im Text", letztere von Theodor Kutschmann in Charlottenburg (1843—1901), der den Text zu den nach alten Originalen höchst lehrreich ausgewählten sauberen Zeichnungen des Anhangs selbst schrieb und mit H. „vor langen Jahren geplant, den Leser durch die deutsche Geschichte zu führen, indem wir ihm in Deutschland selbst zeigten, was von dieser Geschichte noch übrig ist [. Eine Anzahl von gleicher Liebe zum Vaterlande erfüllter Männer hat uns jetzt in den Stand gesetzt, unsere Absicht durchzuführen . . . .]", ist ein großes Prachtwerk von fünftehalbhundert Seiten und in gleicher Weise eine buchhändlerisch-litterarische, eine künstlerische, eine national-volkspädagogische That, für die außer dem auch textlich für den, geistig gemach versagenden H. vielfach einspringenden Kutschmann — H. Schmerber's Nekrolog auf diesen im Biogr. Jhrbch. u. Dtsch. Nekrolog VI, 368 erwähnt von diesem ganzen Werke kein Wort — der Freund Herrig's Fr. Schön und Otto March in Charlottenburg (der Erbauer der Wormser Bühne) vor und nach dem Erscheinen (ohne Jahr, 1890; Vorwort datirt: „Weimar, 1. Mai 1889") sich materiell stark eingesetzt haben. Endlich zeigt das Bändchen Nr. 3187 von Reclam's Universalbibliothek uns H. den idealistischen Pessimisten: „Gesammelte Aufsätze über Schopenhauer. Von Hans Herrig. Nach dem Tode des Verfassers herausgegeben von Eduard Grisebach" (1894) mit der philologisch-bibliographischen Akribie, die diesen vieljährigen Berufsconsul und Dichter als Litterarhistoriker auszeichnet, zumal hier als gewiegtesten Schopenhauer-Herausgeber und -Monograph des Verblichenen Freund, der den zu ihm 1884 von H. geäußerten Plan ausführte. Den Inhalt machen aus die vier selbständigen Aufsätze: „Wagner und Schopenhauer", „Schopenhauer und Darwin", „Zwei Schüler Schopenhauer's" [Eduard v. Hartmann und Julius Bahnsen], „Schopenhauer und das Christenthum", der letztere, zumal er auch an Richard Wagner und dessen Schopenhauer-Verehrung anknüpft, 1888 in d. „Bayreuther Blättern" Hans v. Wolzogen's gedruckt, die ersten drei 1871 bezw. 1872 in der in unserer obigen Lebensskizze Herrig's dafür genannten Berliner Feuilletonbeilage. Auch in einigen Recensionen (Magaz. f. die Lit. des Auslds. 1872 Nr. 17, S. 217 bis 219; Die Gegenwart, 1881 Nr. 3 u. 7 u. ö.), die Grisebach a. a. O. S. 114 f.

auszieht, behandelte H. die Schopenhauer'sche Philosophie mit verehrendem, aber unabhängigem Urtheile. Nämlich seine Lebensanschauung und philosophische, auch ästhetisch zum Ausdruck gebrachte Grundansicht war keineswegs schlechtweg pessimistisch (vgl. auch R. M. Meyer, Jhrsbrchte. f. neuere dtsch. Litteraturgesch. V, IV 5, 149), insbesondere schon durch seinen stark nationalen, späterhin deutsch-evangelischen Zug modificirt. Herrig's sonstige gedruckte Prosa, litterarhistorischen und verwandten, so cultur-, zumal reformationsgeschichtlichen Inhalts, ist nirgends gesammelt, wie er um Neujahr 1885 vorhatte, oder auffindbar verzeichnet: mehrere wichtige Aufsätze älteren Datums über das Drama, im „Magazin für die Literatur des Auslands", wo er mancherlei veröffentlicht hat, erwähnt Grisebach, „Die dtsch. Literatur seit 1770", S. 9, einen Brentano-Säculartartikel, „Allgem. literar. Correspondenz" 15. April 1878, Grisebach, „Das Goethe'sche Zeitalter der deutschen Dichtung" S. 132. Jahre lang geplant, aber wol nie ausgeführt, jedoch wiederholt 1878—80 als „demnächst erscheinend" angekündigt waren „Grundlinien einer modernen [1880 bezeichnend geändert: einer deutschen] Kunstanschauung. Aesthetische Anregungen", für welche Systematik seiner Ideen er folgendes Programm auf Umschlägen der „Mären und Geschichten" drucken ließ: „Der Verfasser geht in diesem Werk nicht darauf aus, das gegebene Kunstmaterial classificatorisch und begrifflich zu behandeln; die moderne Kunstanschauung betrachtet vielmehr die Vergangenheit nur, um von ihr für die Zukunft zu lernen. Dem vielfach verbreiteten Pessimismus gegenüber, welcher meint, daß sich die Kunst, vor allem die Poesie, bereits erschöpft habe, wird hier gezeigt, daß ihr noch weite Wege offen stehen und unsere Kunstanschauung hinter der modernen Weltanschauung in ihren letzten und neuesten Consequenzen zurückgeblieben ist. Inmitten des politischen Wirrwarrs, angesichts des Niederganges des religiösen Gedankens ist die Kunst der letzte ideale Hort der Menschheit, und wenn man der modernen Weltanschauung, vornehmlich den Lehren Schopenhauer's und Darwin's den Idealismus abspricht, so hat sie den Beweis zu führen, daß dieser damit Unrecht geschieht. Soll die Kunst aber dies, so wird zuerst ihr schöpferisches Selbstbewußtsein wieder zu heben sein." Als 1886—91 in 7 Bänden seine „Gesammelten Schriften" erschienen, welche Ausgabe aber das Epische ganz, die Dramatik etwa zur Hälfte ausschloß, gab H. auf den Umschlägen der drei letzten Bände anonym kurze Charakteristiken und Inhaltsangaben. Allerlei Pläne des das Beste wollenden, mehrmals mit unzulänglicher Kraft das Höchste erstrebenden Dichters sind in seinem letzten Jahrzehnt gescheitert, ein Drama „Heinrich IV.", in dem sich seine dramatischen, nationalen, religiösen Gedanken endgültig verdichten sollten, mit erlahmtem Griffel äußerlich im Manuscript vollendet worden.

Was das Urtheil über Herrig's Anlagen, Absichten und Leistungen betrifft, so dürfte die Mitte zu halten sein zwischen der ganz außerordentlichen Werthschätzung, die ihm sein Freund Ed. Grisebach — Vorwort zu den Schopenhauer-Aufsätzen, besonders aber „Das Goethe'sche Zeitalter der deutschen Dichtung" (1891), S. 85 f. u. 159 — und in beinahe verhimmelndem Tone Arnold Fokke's (den A. v. Weilen, Jhrsberchte. f. neuere dtsch. Litteraturgesch. II, IV 4, 136 „einen orakelnden Apostel" Herrig's nennt) gründliche, liebevolle Monographie „Ueber Hans Herrig" (Gymnasialprogramm Wilhelmshaven 1891; als Buch Emden 1891) einer- und andererseits der schroff, fast höhnisch ablehnenden modern-naturalistischen Kritik, wie sie O(tto) N(eumann)-H(ofer)'s Nachruf „Magazin für Literatur", 61. Jahrg. Nr. 20, S. 318 f. verkörpert, oder dem Votum „redlich, unzulänglich, verunglückt", wie die heutige typische Litteraturhistorie ihre ebenso einseitige wie dictatorische Censur formuliren könnte.

Ihre Bedeutung wird durch die anerkennenden Stimmen von anderer Seite wesentlich abgeschwächt. Einen Nekrolog, der gerecht Talent und Erfolg mit guter Kenntniß des Herrig'schen Wirkens abzuwägen sucht, schrieb Ludwig Salomon in d. „Illustrirt. Ztg." Nr. 2551, S. 561 (Porträt S. 563), einen engern C. K. in d. Berliner „Täglich. Rundschau" 1892 Nr. 120. Herrig's Leben und Schriftstellerei sind summarisch behandelt in Brockhaus' (14. Aufl., IX, 89, nach authentischen Notizen Herrig's vom Unterzeichneten) und Meyer's (5. Aufl. VIII, 707) Konversationslex., bis zum J. 1882 in Bornmüller's Schriftstellerlex. S. 329, oberflächlich bei Ad. Bartels (dem er doch gerade sehr sympathisch sein müßte) „Gesch. d. dtsch. Liter." II, 642 u. 646 und „Die dtsch. Dichtung der Gegenwart", S. 75, nach den Daten bei Brümmer, Lexik. d. dtsch. Dchtr. u. Pros. des 19. Jhrhs.[5] II, 142, u. Hinrichsen, Das literar. Deutschland[2] S. 559; Leben, Einzel-Besprechung der Dichtwerke und Gedicht-Proben bei Leimbach, Die dtschn. Dchtr. d. Neuzeit u. Gegenw. III, 341—48. Die literarhistorischen Handbücher der gesammten deutschen Literatur übergehen H. öfters ganz; man sehe demgegenüber die freundliche Würdigung in O. von Leixner's G. d. d. L.[2], 1893, S. 1057 f. u. 1064 f., die sympathetische bei Frz. Hirsch, G. d. d. L. III, 1883, S. 729—30, die getheilte bei Vogt u. Koch G. d. d. L.[2], II, 506), während Ad. Stern's, wo er, zufolge Erdmann (s. u.), „einer der größten Lobredner auf Herrig's ‚Luther'" gewesen, Schweigen an den bezüglichen Stellen seiner Werke auffällt, zumal er 1882 „Lexik. d. dtsch. Nationalit." S. 6 u. 17 a u. b einzelne Dramen Herrig's bei ihren Stoffen anführte. Die kleinen Handbüchlein des neuern deutschen Dramas von A. Klaar (1883) und selbst noch 1904 G. Witkowski vergessen ihn; C. Heine, „Das Theater in Deutschland" (1894), S. 88 erwähnt ihn bei den Theater-Reformatoren, R. Prölß, Gesch. d. neuer. Dramas III, 2 (1886), 345 ganz flüchtig. Bio- und bibliographisch sehr wichtig ist Ed. Grisebach's bevorworteter Nachlaßdruck der Herrig'schen Schopenhauer-Aufsätze (Handexemplar Grisebach's mit höchst werthvollen Rand-Glossen nebst andern Angaben mir zur Verfügung gestellt) und Grisebach, „Katalog der Bibliothek eines deutschen Bibliophilen" Nr. 1568 bis 1570 (1569 mit Autogramm) und 1388—1402, auch ebendess. „Weltlitteratur-Katalog", 1898, Nr. 1671 u. 1745/46 (in dessen 2. Aufl. 1905, Nr. 2260—2279, zu vergleichen); bibliographisch von H. revidirt sind die Daten in „Kürschners Litteraturkaldr." bis mit Jhrg. 1892.

Mit Anlage und Idee des Luther-Festspiels, an denen der erwähnte erstaunlich rührige Förderer Frdr. Schön vielfach betheiligt ist, soll H., laut eigener, durch Schön verbürgter Angabe, in den Anfängen zu Weimar Otto Devrient (s. d.), seinen nachherigen Haupt-Wettbewerber, bekannt gemacht und so diesen erst zu seinem Festspiel „Luther. Historisches Charakterbild" (1883) angeregt haben. Betreffend Herrig's Luther-Stück erhielt ich interessante mündliche Mittheilungen über dessen Ursprung, Stätte, Aufführungen, Seitenstücke und Folge-Erzeugnisse durch den Vater der „Fest- und Spielhaus"-Idee, eben Frdr. Schön in Worms, seit 1892 Rentner in München, dessen ebenhier in privatem Kreise gehaltener interessanter Vortrag über diese Vorgänge leider ungedruckt geblieben. Man vergleiche über diese Bühne, ihr Problem und ihre Aufführungen, außer Herrig's eigener Schrift „Luxustheater und Volksbühne": Frdr. Schön, „Ein städtisches Volkstheater und Festhaus in Worms (1887); Raphael Löwenfeld, der Gründer und Director des verwandte Ziele verfolgenden „Schiller-Theater" in Berlin, „Zur Eröffnungsfeier des Spiel- und Festhauses in Worms", Offenbacher Zeitung Nr. 274 v. 21. Novb. 1889; ders., „Vom Wormser Festspiel", Nationalzeitung 23. Novb. 1889, Morgenausgabe; K. und F. Muth, „Festschrift zur Einweihung des Spiel- und Fest-

hauses zu Worms" (1889; die Festschrift des damaligen Redacteurs der „Wormser Zeitung", Oskar Canstatt, „Kunst und Wissen in Worms"; 1890, liefert keinen unmittelbaren Beitrag); Hugo Kaatz, „Die Frage der Volksbühnen" (1890), S. 9—20 (in den Fußnoten u. S. 46 mancherlei verfliegende Speciallitteratur angeführt); Rud. Genée, „Volksbühnen und Volksthümliches", Beilage 72 zur Allgem. Zeitung v. 26. März 1890 (vgl. auch Genée's einschlägige bühnentechnische Schriften von 1877 u. 1889, wogegen seine Notiz über Lutherfestspiele in „Spemann's golden. Buch des Theaters", 1902, Nr. 859, gar keine Autorennamen nennend, einseitig und flüchtig); Fritz Lienhard, „Deutsch-evangelische Volksschauspiele. Anregungen" (1901), S. 10 u. 20. Ueber das Luther-Werk Herrig's insbesondere sehe man: G. A. Erdmann, „Die Lutherfestspiele. Geschichtliche Entwicklung, Zweck und Bedeutung derselben für die Bühne" (1888; bes. S. 94—124 u. 133—158, daneben 9, 26, 53; S. 134 auf „zustimmende Broschüren einiger Geistlichen" und Ad. Wilbrandt's Kritik der Herrig'schen Bühnen-Reformvorschläge verwiesen); L. Feyerabend, „Luther und das Herrig'sche Lutherfestspiel" (1888); Rich. Bärwinkel, „Das Lutherfestspiel von H. H. in seiner Bedeutung für die evangelische Kirche und für die nationale Kultur" (1888); A. Brandt, „Bericht über H. Herrig's Luther-Festspiel in Graudenz" (1893). Adolf Stern, „Wanderbuch. Bilder und Studien"[3] (1890), S. 237—47; Notiz über die Verhinderung einer Trierer Aufführung 3. August 1892 im „Magazin f. Literatur", 61. Jhrg., Nr. 33, S. 534b. Gelegentliches zu Herrig's Dramen bei H. Bulthaupt, Dramaturgie des Schauspiels I[5], 291, IV[2], 596 u. 259. Herrig's „Columbus" behandelt neben seinen Stoffpendants Ermanno Loevinson, Cristoforo Colombo nella letteratura tedesca (1893), S. 101—115. Das „Kaiserbuch" Herrig's würdigten 1890 L. Pietsch, Vossische Ztg. Berlin, Nr. 215, Adolf Rosenberg i. „Die Post" Berlin, Nr. 110. Unter namhaften frühern Mitarbeitern des „Berliner Börsenkuriers" zählt H. auf G. Dahms, Das lit. Berlin (1895), S. 56, wo auch über dieser Zeitung Wagnerianismus (s. o. S. 234) zu vergleichen. Ueber Herrig's Erziehung durch seinen Oheim Ludwig H. vgl. „Archiv f. d. Studium d. neuer. Sprche. u. Liter.", Bd. 82 (1889), S. IIf. und XVI. Vgl. auch Gottschall, D. dtsch. Nationallit. d. 19. Jhrhs.[6] IV, 151—53; II, 439.

Herrig's literarische Bedeutung hat nicht etwa nur sein verhältnißmäßig früher Hintritt verdunkelt, sondern auch sein überaus bewußt, fast trotzig selbständiges Auftreten als Dramatiker und Dramaturg, ja als Kunstreformator, das ihn jeder journalistisch gestützten Richtung absichtlich fernhielt, hemmte den rechten Zoll der Anerkennung seitens der Kritik, der Theaterpraxis und des durch beide beeinflußten Publicums. Denn H. war in erster Linie Dramatiker, der seine Ideen und Besserungsvorschläge auf dem Boden der lebenden Bühne in die That hat umsetzen wollen. Praktisch ging er, betonen Grisebach und Neumann-Hofer, als Erbe in des früh geendeten kraftgenialischen Kleist- und Grabbe-Jüngers Grafen Hans Veltheim Spuren (s. A. D. B. XXXIX, 587—93), auf den sein Aufsatz: „Ein unentdeckter Dramatiker" in d. „Station" des „Berliner Börsenkuriers", abgedruckt „Braunschweiger Tageblatt", 1873 Nr. 3—6, 4—8. Jan., aufmerksam machte. Wie L. Salomon seinen Nachruf schließt: „Seine Bestrebungen, das deutsche Drama in neue Bahnen zu lenken, sind aber nicht vergeblich gewesen; er hat nicht nur weite Kreise, die sonst dem Theater fernstehen, für das Theater begeistert, sondern auch zu weiterer Pflege des edlen Volksstücks und Festspiels angeregt. In der Geschichte des deutschen Theaters und des deutschen Dramas wird daher sein Name unvergessen bleiben", so läßt sogar Herrig's Verkleinerer Neumann-Hofer seine nekrologische Charakte-

ristik wie folgt auslaufen: „Das, was H. immer fehlte, war der starke Führer. Er ahnte das Neue und empfand seine Nothwendigkeit schmerzhaft; aber er, dem die Eigenschaften eines talentvollen und hingebenden Gefolgmannes verliehen waren, konnte nicht Feldherr sein. Er war ein Opfer der mit Neuem kreisenden Zeit. Ein künftiger Geschichtschreiber wird ihn vielleicht als den edelsten und verirrtesten Pfadsucher ansehen, der der jüngsten Periode der Erneuerung der litterarischen Ausdrucksmittel vorangegangen ist."

Ludwig Fränkel.

Herrig: Friedrich Christian Ludwig H., neusprachlicher Pädagog, Anglist und Freimaurerhaupt, wurde am 12. Mai 1816 zu Braunschweig als Sohn eines Kammermusikus und Inhabers der Hofmusikalienhandlung geboren. Er besuchte das dortige Obergymnasium Katharineum als ein Lieblingsschüler des bekannten Latinisten G. Th. A. Krüger, Directors desselben, dann Sommer 1834 das, später in die Technische Hochschule verwandelte Collegium Carolinum, wo er, außer Altphilologie beim Leiter von dessen humanistischer Abtheilung (Petri), bei Lectoren Französisch, Englisch, Italienisch und Spanisch trieb, auch bei Professor Frdr. Karl Griepenkerl (d. Ae.) Aesthetik, Psychologie und Beredsamkeit hörte. 1834—37 studirte er in Göttingen und Halle classische Philologie und lutherische Theologie, wandte sich aber mehr dieser zu und bestand, mit dem vom Vater vererbten, ihn lebenslang auszeichnenden Fleiße, nach genau dreijährigem Studium in Wolfenbüttel am 1. September 1837 das geistliche Anstellungsexamen; des letzteren Zeugniß lobt sein Redetalent, das er nicht nur sogleich daheim öfters auf der Kanzel, sondern auch später im Lehr- und Directoramte sowie innerhalb der Freimaurerei vielfach bewährt hat. Erst zur Aushülfe, seit 1. October 1838 (15. December promovirte er in Tübingen „De Pelagii doctrina", wo er die dem 5. Jahrhundert entstammenden Ketzerdogmen des Pelagianismus, die kurz darauf Jacobi, „Die Lehre des Pelagius", 1842 beleuchtete, bis Kant bis Hegel verfolgt), fest angestellt — mit dem herkömmlichen Anfange von 200 Thalern — wirkte er in der Anstalt, der er die eigene Bildungsbasis verdankte, als Gymnasiallehrer und eignete sich, durch Professor Vultejus, unter dem er am Carolinum englische Studien begonnen, angeregt, auf längerem Urlaube in England und Frankreich die Sprachen dieser Länder gründlich an, welchen Aufenthalt er später immer wieder erneuert hat. 1841 heirathete er Johanna Zwilgmeyer, die, eine treue Lebensgefährtin, ihn überlebt hat. Ende 1841 nahm er wegen pecuniärer Verbesserung (800 Thaler) eine Oberlehrerstelle an der Real- und Gewerbeschule in Elberfeld an, wofür er am 16. August 1842 in Bonn das preußische Examen pro facultate docendi in Deutsch, Französisch, Englisch, Religion für alle, in Latein, Geschichte, Geographie für Mittelclassen bestand; ein Nachtrag des Bonner Lectors Nadaud rühmt seine Vertrautheit mit alt- und neufranzösischer Litteratur. Die neun Jahre Elberfelder Wirksamkeit haben H. auf seinem neuen Pfade weiter vorwärts gebracht. Am 2. Septbr. 1843 forderte eine Schulrede Herrig's über Mittel und Zweck einer guten Erziehung Zusammenwirken von Schule und Haus. 1845 erschien im Schulprogramm ein „Essay on Merlin the Magician". Die Hauptthat aber war die im J. 1846 mit dem damals schon als Litterarhistoriker und Deutschpädagog (1843—44: „Archiv für den Unterricht im Deutschen in Gymnasien, Realschulen u. a. höheren Lehranstalten") bekannten Heinrich Viehoff (s. d.), mit welchem H. 1842 einen auf Gleichheit fortschrittlicher Ansichten in Politik, Religion, Litteratur, Wissenschaft, Pädagogik ruhenden Freundschaftsbund geschlossen hatte, ins Werk gesetzte Begründung des „Archivs für das Studium der neueren Sprachen (und Litteraturen)": dieses ältesten, nach mancherlei

Wandlungen in ununterbrochener Serie bis heute fortlaufenden neuphilologischen Fachorgans, gemäß dem Vorwort aus der Erkenntniß entsprungen, „daß das Studium der Sprachen und Litteraturen der modernen Culturvölker, wenn es auf die rechte Weise betrieben wird, wahres Humanitätsstudium ist, daß in ihm eine reiche Quelle echt menschlicher Bildung fließt“. Bestimmt sollte die neue Zeitschrift, anfangs vierteljährlich, seit Band 6 (1849), wo sie für immer an George Westermann's Verlag (Herrig's guten Freund und Verleger aller seiner Bücher) überging, in acht Heften, später wiederum in starken Quartalheften erscheinend, für Lehrer der Realschulen, daneben anregend für die der Gymnasien sein, Wissenschaft und Schulunterricht fördern, die drei modernen Hauptsprachen in erster Linie berücksichtigen, neben Abhandlungen und Recensionen Programmenschau, bibliographischen Anzeiger, Miscellen bringen. 1846—49 hat H. dem „Archiv“ eine Reihe von Abhandlungen zur Entwicklung des englischen Dramas vor Shakespeare geliefert, darin kurz über Mirakel, Moralitäten und Anfänge der Komödie, ausführlicher über Marlowe und R. Greene redend, alles sehr willkommen in einer Zeit, als man für dies nur auf englische Werke angewiesen war. Mit Jahrgang IV übernahm H., schon bis dahin der Hauptredacteur, die alleinige Herausgabe, dem Titelblatt zufolge unter besonderer Mitwirkung H. Viehoff's und R. H. Hiecke's. Als Mitarbeiter seiner Zeitschrift steuerte er nun sogleich Studien zur Geschichte der irischen Liederdichtung bei, darauf, wol infolge Häufung der Redactionsgeschäfte, nur gelegentliche Besprechungen, ein kurzes Lebensbild P. B. Shelley's, von dem er schon 1840 „Gesammelte Schriften. Deutsch bearbeitet von Ludwig Herrig und Ferd. Prössel. 1. (einziges) Bändchen (mit Shelley's Bildniß): Gedichte“ verdeutscht veröffentlicht hatte, einen Aufsatz über Ben Jonson, einen längern über Beaumont und Fletcher, eine Serie dankenswerther über die erst wenig bekannte Entwicklung der Litteratur, Sprache, höheren Schulen der Vereinigten Staaten. Trotz der Zeit und Kraft, die Lehramt und Redaction beanspruchten, hat H. in jenen Jahren etliche sehr brauchbare und thatsächlich vielgebrauchte Bücher geschrieben: nach der schon frühern Verdeutschung von Reynolds' Pickwick abroad die „Extracts from the German Literature collected and translated“, Band I (1841), ein „Cahier de Littérature française“ als Leitfaden zu Vorlesungen, die Beschreibung einer Reise nach London (Pseudonym H. Hamilton) als kurze, praktische Anleitung zum mündlichen Gebrauche des Englischen, ferner Aufgaben zum Uebersetzen aus dem Deutschen in jenes (12. Auflage 1880); schließlich sein Hauptwerk, zugleich das bekannteste und am meisten benutzte, das Herrig's Namen verbreitet hat soweit die weitest gesprochene Sprache unterrichtet wird, die Chrestomathie „The British classical authors. Select specimens of the National Literature of England from G. Chaucer to the present time, poetry and prose“, zuerst 1850 erschienen und bis zur Herrig'schen „Ausgabe letzter Band“, der 64. von 1889, vielfach umgearbeitet, wie auch bis zur neuesten, der 86. als Neubearbeitung durch Max Förster 1904 herausgekommenen unablässig an diesem vollbewährten Hand- und Schulbuche im Sinne seines Verfassers gebessert worden ist. In späteren Auflagen hat H. biographical and critical sketches der Autoren, schließlich An historical outline of English Literature, sowie als Anhang Musterproben des angloamerikanischen Schriftthums dem Grundwerke hinzugefügt, nach dem Nichterfolge seiner, heutzutage freilich längst überholten, jedoch völlig vergriffenen Sammlung „The American classical authors. Select specimens of the Anglo-american Literature. Preceded by an introductory essay on its origin and progress. With biographical and critical sketches“, die den Nebentitel trägt: „Handbuch der nordamerikanischen National-Literatur. Samm-

lung von Musterstücken nebst einer litterarisch-historischen Abhandlung über den Entwicklungsgang der englischen Sprache und Litteratur in Amerika" (XI u. 434 S.; 1854); man erinnere sich dabei der oben erwähnten Studien Herrig's, die das „Archiv" gebracht hat. Andererseits hat H. seit 1863 leichtern Stoff in ein „First English reading book. Englisches Lesebuch für mittlere Klassen höherer Lehranstalten" verwiesen, das ebenfalls eine außerordentliche, bis heute (24. Aufl. 1904) noch nicht abgerissene Verbreitung erlangte, gleich dem Parallelwerk „Premières lectures françaises" (seit 1863; 23. Aufl. 1904) und dem Pendant der „Br. cl. auth.", der 1854 mit G. J. Burguy (in Berlin) herausgegebenen großen Chrestomathie „La France littéraire. Morceaux choisis de littérature française ancienne et moderne recueillis et annotés", die desgleichen bis dato (48. Auflage in Neubearbeitung von Tendering, 1904) immer wieder durchgefeilt worden ist.

Herrig's Name hatte durch die Leitung des „Archivs" und seiner Publicationen darin rasch einen guten Klang erworben, und 1851 rief man ihn nach Berlin an die Friedrich-Werder'sche Gewerbeschule, mit einem, wie auch die Zeitungen hervorhoben, für einen Schulmann ungewöhnlichen Gehalt; er wurde jedoch sofort für die Dorotheenstädtische Realschule u. a. hauptstädtische Lehranstalten angestellt. Er ertheilte auch Unterricht an Mädcheninstituten, nahm, zu seinen Kindern und dem früh verwaisten Neffen, dem Dichter Hans H. (S. 233), in- und ausländische Pensionäre für Erziehung und Spracherlernung ins Haus, erhielt Juni 1852 den Professortitel, 1854 die neusprachliche Hauptlehrerstelle an Friedrichs-Gymnasium und -Realschule, an der er dann 1863—78 das Ordinariat der Prima führte, wurde daneben April 1853 als definitiver Oberlehrer an der Königl. Kadettenanstalt angestellt und Februar 1854 daselbst etatsmäßiger Professor. Noch andere Aemter gestalteten seine Lehrthätigkeit immer vielseitiger. Schon seit 21. April 1853 erlangte H. als außerordentliches Mitglied der wissenschaftlichen Prüfungscommission Brandenburgs für neuere Sprachen weitgehenden und nachhaltigen Einfluß auf die Lehrerwelt, bald darauf auch als Mitglied der Ober-Militärexaminationscommission. Letztere Function und die in den sechziger Jahren beginnende als Docent an der Berliner Kriegsakademie für höhern und freiern Gebrauch des Französischen hat er bis zum Tode beibehalten. Zu Ostern 1859 gründete H., theils mit fremdem, theils mit eigenem Gelde, das Viktoria-Institut zu Falkenberg in der Mark, wo er einmal in ländlicher Muße den Abend seines rastlosen Daseins zu beschließen hoffte, trat aber wegen der Nothwendigkeit einer Direction an Ort und Stelle und einer Organisationsänderung bald zurück. Dagegen hat er das aus seiner Initiative, durch Eingabe ans Cultusministerium vom Februar 1859, im Mai 1860 entstandene „Seminar für Lehrer der neueren Sprachen" zu Berlin 18 Jahre lang geleitet, auch Uebungen in diesem Institut (Besprechung französischer und englischer Ausarbeitungen von ihm vorgeschlagener und berathener Themata; Redeübungen über litterarische und pädagogische Stoffe; Uebersetzungen aus dem Deutschen, mit Vorliebe der beiden Dahlmann'schen Revolutionsdarstellungen; Hospitiren beim Unterricht und beaufsichtigte Ertheilung eines selbständigen) mit Hingabe und Erfolg abgehalten. Verwandt damit war die lange von ihm geplante „Akademie für moderne Philologie" zu Berlin, die Michaeli 1872 eröffnet, aber noch vor ihm zu Grabe getragen worden ist. In der genannten Eingabe von 1859 hatte H. selbst darauf hingewiesen, wie nothwendig Lehrstühle für moderne Sprachen an den Universitäten seien. Nachdem nun an der Berliner solche für Romanistik und Englisch errichtet wurden, konnte sich die „Akademie" — an der H. über Encyklopädie der modernen Philologie las und Chaucer und Spenser erklärte —

ungeachtet der Einleitungsvorlesungen und der über Lector-Darbietungen hinausgehenden nicht halten. Eine weitere Centrale für den Kreis der Fachgenossen, zumal den immer mehr sich ausdehnenden Berlins, hat H. am 1. December 1857 mit der „Berliner Gesellschaft für das Studium der neueren Sprachen“ ins Leben gerufen, deren Seele und auf allgemeinen Wunsch Vorsitzender er mit unvergleichlichem Rede- und Präsidialgeschick bis an sein Ende geblieben ist.

Wie er bei so vielen Gelegenheiten einen unermüdlichen Schaffensdrang bewährte, so ist H., der gewiegte Redacteur von „Herrig's Archiv“ (wie es meistens kurzweg bis heute heißt), auch vorübergehend Publicist geworden. Aus dem entschieden Liberalen seines frühern Mannesalters allmählich conservativer gemausert, besonders zum unbedingten Bewunderer Bismarck's, übernahm er gern den Antrag, durch ein englisches Blatt das ausländische Urtheil über die preußische Politik zu berichtigen: seit 16. Januar 1869 gab H. in Berlin mehrere Jahre zweimal wöchentlich „The North German Correspondent“ heraus. Herrig's dienstliche Laufbahn erfuhr noch im August 1878 eine eingreifende endgültige Wandlung, als er bei Verlegung der preußischen Hauptkadettenanstalt von Berlin nach Groß-Lichterfelde (vgl. Herrig's damaliges Schriftchen „Die Hauptkadettenanstalt zu Lichterfelde“) zum Ordinarius oder Studiendirector des 1. Bataillons ernannt wurde, weshalb er nach diesem Vorort übersiedeln und beständig zwischen da und Berlin hin- und herfahren, darum jedoch seine übrige Lehrthätigkeit außer der an der Kriegsakademie aufgeben mußte. Letztere behielt er neben der Officiersprüfung bei, als er sich 1885 in den verdienten Ruhestand versetzen ließ und zu einem otium cum dignitate nach Berlin zurückzog. Aber ein längst beängstigendes, mit Asthma verbundenes Herzleiden führte schon am 17. Januar 1889 den Tod des eben aus der Kriegsakademie Heimkehrenden herbei.

Und wie im Amte, so hatte H. auch litterarisch bis zuletzt ohne Aufhören und Sichgenügen gewirkt. Sein Herzblatt, das „Archiv für das Studium der neueren Sprachen und Litteraturen“, hat er als sicherer Pilot durch mancherlei Fährlichkeiten und Mißgunst all die Jahrzehnte lang hindurchgesteuert und, während später entstandene Concurrenzunternehmen — dies gilt z. B. direct vom „Jahrbuch für romanische u. engl. Literatur“ (s. Ad. Ebert's Brief an F. Wolf v. 25. März 1855, Berichte d. Kgl. Sächs. Gesellsch. d. Wissenschft. Philol.-Hist. Kl. 1899, S. 118; übrigens nahm Ebert [s. ebda. S. 131 Brief v. 20. April 1858] Herrig's oben genannten „Compagnon“ Burguy mit als Mitarbeiter in Aussicht) — einen bewußt höhern Standpunkt einnahmen und dadurch zu Grunde gingen, durch Berechnung auf die Bedürfnisse der eigentlichen Lehrerwelt, freilich auch durch Nichthonorirung (die erst nach seinem Tode beseitigt worden ist) dies älteste Organ der sogen. Neuphilologie aufrecht erhalten. Seine englischen (und französischen) Schul-Anthologien hat er ständig vorsichtig revidirt. 1857 besorgte er eine Neubearbeitung von Wagner's Englischer Grammatik, dann leitete er eine „Sammlung englischer Schriftsteller mit deutschen Anmerkungen“ in Th. Chr. Fr. Enslin's Verlag, in der er selbst „Macbeth“ und „The Merchant of Venice“ edirte. 30 Jahre später schloß er seine schriftstellerische Wirksamkeit mit der durch Bernh. Tauchnitz' Buchhandlung veranstalteten „Students Series for School, College, and Home“, die 1886 unter Herrig's Leitung (und Antheil mit einem commentirten Ausschnitt aus Th. Carlyle's „French Revolution“ als „The Reign of Terror“) anhob. Mit angeborener Intelligenz aus Intuition viele Forderungen der jüngern neusprachlichen Reform vorwegnehmend und gutentheils schon in der Praxis erfüllend, hat H., der auf der Universität selbst noch keine eigentlichen Fachstudien zu treiben die Möglichkeit gehabt, sein

immer mehr in die Breite sich dehnendes Wissenschaftsgebiet in verschiedenartigster Hinsicht gepflegt, namentlich aber zu Gunsten des von ihm zu Tausenden aufgezogenen jungen Nachwuchses, sei es, daß dessen Angehörige nur das Englisch und Französisch des Alltags oder die Grundlagen eines akademisch-neuphilologischen Studium aus seinem überaus anregenden und individuellen Unterrichte mit heimbringen sollten. Der von ihm mit geprüften und in die Praxis eingeführten Jüngerschar, der noch um ihre Ebenbürtigkeit und Gleichberechtigung ringenden Neuphilologie hat er unzählige Male mit seinem Ansehen und Einflusse durch Connexionen bereitwilligst stützend unter die Arme gefaßt. „H. gehörte einer Zeit des Werdens, des Uebergangs in seine Wissenschaft an. Er hat überall thätig zugegriffen und die Sache der modernen Philologie gefördert wie kaum ein Anderer, indem er ihr Anerkennung verschafft hat. Seine Erdenbahn ist weniger reich an Erlebnissen als an stiller, von Segen begleiteter Thätigkeit gewesen.“ So urtheilt am Ende seiner, leider nur bibliographisch weder genauen noch vollständigen, ausführlichen Lebens- und Charakterskizze Ludwig Herrig's — die für obigen Artikel die sachliche Hauptquelle bildet — im Archiv f. d. Studium der n. Sprch. u. Litt., Bd. 92 (1889), S. V—XXIV — sein Freund und directer College Prof. Dr. Immanuel Schmidt (12./8. 1823—12./5. 1900). Und was Herrig's am längsten fortdauernde Schöpfung, das „Archiv“, betreffs des öfters abfälligen Votums über dessen gelehrten Rang unter seiner Leitung anlangt, so ist bekannt, daß viele nachherige Leuchten der Wissenschaft einstmals froh gewesen sind, ihre erste litterarische Ernte in dieser Scheune abladen zu dürfen, wie es denn lange Zeit mit Recht ein Asyl für die Ausbeute stillen Gelehrtenfleißes, voran aus noch unbekannter Feder, gegolten hat. Ich selbst besitze dafür Belege in eigener Corresondenz mit H. aus seinen letzten Lebensjahren 1887/88.

In der Freimaurerei, der er schon, 23jährig, nach dem Vorbilde des Vaters in Braunschweig beigetreten, hat er es rasch in Elberfeld zum Redner, mit 32 Jahren ebenda zum Meister vom Stuhl gebracht, wozu ihn 1853 auch die Berliner Loge „Friedrich Wilhelm zur gekrönten Gerechtigkeit“ wählte. Wie er bereits in Elberfeld kräftig für eine Reform der Freimaurerei eingetreten war (vgl. „Freimaurer-Zeitung“ 1849, S. 305), so wirkte er nun auch während seiner langen Berliner Periode. 1852 als Vertreter der Großen Loge von England Mitglied der „Großen Loge von Preußen genannt Royal York zur Freundschaft“ in Berlin geworden, entdeckte er hier die Merkzeichen der Winkelloge der Gymnosophen à la vallée de Londres, wurde 1860 Großredner, 1881 Obermeister des Innern Orients, in welchem Amt er für historische Forschung und gegen die Hochgrade auftrat; 1873 wurde er Großmeister und damit Leiter der Lehrart von Royal York. In diesen Würden, zumal in seiner maßgeblichen letzten Position förderte er treu das maurerische Leben der Logen eifrigst, desgleichen deren Zusammenschluß zu fester Einheit. Sein Hauptverdienst in diesem bis zum Tode 1889 festgehaltenen Range ist neben dem Streben, die Bräuche vereinfachen zu lassen, das Festhalten am Grundgesetze von Royal York, daß das Religionsbekenntniß kein Hinderungsgrund zur Aufnahme in den Bund ist, also auch Israeliten (seit 1872 zu R. Y.) zuzulassen seien. Herrig's bezügliche Auffassungen (die sein nur ein Jahr amtirender Nachfolger Prof. Herm. Settegast noch, auch in Schriften 1892, 1895, 1896, 1898, wesentlich überboten hat) deckten sich in der Hauptsache mit denen des stellvertretenden Protectors, des Kronprinzen, späteren Kaisers Friedrich, der ihm unausgesetzt Gunst und Huld bezeugte, ganz besonders seit nach Errichtung des Deutschen Reichs eine einzige deutsche Großloge angestrebt wurde. Herrig's viele maurerischen Reden und Vorträge sind gedruckt erschienen. Am 10. November

1888 feierte man im festlich geschmückten Saale der Großloge Royal York das 50jährige Lehrerjubiläum unter Theilnahme vieler Fachgenossen und Schüler Herrig's und angesehener Persönlichkeiten, am 21. Januar 1889 fand ebenda die seitens derselben Freimaurercorporation veranstaltete Trauerfeier statt, an die sich der Leichenzug und eine Beisetzung voll hoher Ehren anschlossen. Das schöne Gebot des Maurerthums zu Humanität und Wohlthätigkeit hat H. allzeit voll bewahrheitet, und darum darf J. Schmidt's Nekrolog wie folgt auslaufen: „Durch stete Bereitwilligkeit zu helfen und Gutes zu thun, hat er Unzählige zu tiefgefühltem Danke verpflichtet, seine Familie hat ihn geradezu vergöttert. Mögen manche Hoffnungen ihm fehlgeschlagen, nicht alle Blüthenträume gereift sein, er war ein glücklicher Mensch. Sein Andenken wird stets gesegnet werden."

Die Arbeit J. Schmidt's über H. ist der Abdruck seiner Trauerrede bei der Gedächtnißfeier der Berliner Gesellschaft f. d. Studium der neueren Sprachen (s. Archiv f. d. Stud. d. n. Sprchn. u. Lit., 82. Bd., S. 465 u. 470). — Man vergleiche übrigens betreffs redactioneller und fachlitterarischer Wirksamkeit das von ihm selbst herausgegebene Generalregister von Band I bis L (1873) und das von Herm. Springer herausgegebene zu Bd. LI bis C (1900) seines Archivs; für letzteres selbst haben seit Herrig's Tod als Herausgeber, die den wissenschaftlichen Charakter der alteingeführten Zeitschrift zu heben trachteten, bis dato fungirt: Stephan Wätzoldt († 1904), Julius Zupitza († 1895; s. A. D. B. XLV, 502 f.), Adolf Tobler, Alois Brandl, Heinr. Morf, je zu zweien. — Ueber Herrig's freimaurerische Thätigkeit unterrichtet J. F. A. Flohr, „Geschichte der Großen Loge von Preußen, genannt Royal York zur Freundschaft" (1898), II, 82; außerdem, nebst Lebensabrissen, Freimaurer-Zeitung 1889, S. 41, „Latomia. Neue Zeitschrift für Freimaurerei", Jhrg. 1889, S. 23, Allgem. Handbuch der Freimaurerei (1900; 3. Aufl. von Lenning's Encyklopädie d. Fr.) I, 440 f. u. 96 a.

Ludwig Fränkel.

Herrmann: Emil H. Was den Namen Emil H. der Nachwelt erhält, liegt auf dem Gebiete der wissenschaftlichen Lehre des Kirchenrechts nicht minder als auf dem der Kirchenpolitik. Am 9. April 1812 zu Dresden als Sohn eines Kriegsraths geboren, wurde er gleich nach Erwerb der juristischen Doctorwürde 1834 in Leipzig Privatdocent, 1836 außerordentlicher Professor. In einer kurzen Skizze seines Lebens, die von kundiger aber unbekannter Hand 1872 entworfen wurde, wird berichtet, daß einer seiner damaligen Collegen seine Vorlesungen über Kirchenverfassung der evangelischen Kirche gehört und schon damals dieselben Grundgedanken wissenschaftlich vertreten fand, die H. später verwirklichen sollte. Er galt zu jener Zeit als „ein feuriger junger Mann, der ideale und doch zugleich praktische Zwecke verfolgt, nicht ohne Schroffheiten, aber lautersten Sinnes, voll Hingebung an die Sache, ja im Dienste derselben der größten Aufopferung und Selbstvergessenheit fähig". So scheint er sehr früh seinen innersten Beruf erkannt zu haben. Litterarisch war es aber zuerst das Strafrecht, dem seine kritische Arbeit und sein Forschen galt. Er liefert zunächst werthvolle Beiträge „Zur Beurtheilung des Entwurfs eines Kriminalgesetzbuches für das Königreich Sachsen" (1836). Bald fesselt ihn die Gestalt des berühmten Verfassers der Bamberger Halsgerichtsordnung, und er setzt „Johann Freiherr zu Schwarzenberg" (1841) ein erst von Stintzing (Geschichte d. deutschen Rechtswissenschaft I, 612 ff.) übertroffenes Denkmal. 1842 rückt er zum ordentlichen Professor auf und bleibt in Kiel bis 1847. In dieser Zeit betheiligt er sich an dem Protest der neun Kieler

Professoren gegen die dänischen vergewaltigenden Angriffe auf Schleswig. Sein schriftstellerisches Schaffen bewegt sich auch eine Zeitlang im Bannkreise des bürgerlichen Rechts. In der Ausgabe des Corpus iuris civilis, die die Gebrüder Kriegel veranstaltet hatten und die bis zu derjenigen von Mommsen, Krüger und Schoell die werthvollste war, hat H. den justineaneischen Codex bearbeitet und ferner mit J. N. Falck, Tönsen u. A. zusammen ein „Staats- und Erbrecht des Herzogthums Schleswig“ herausgegeben (1846). Erst mit seiner Berufung nach Göttingen im J. 1847 wendet er sich fast ausschließlich dem Kirchenrechte zu. Er schrieb — von kurzen Arbeiten über die Wiedertrauung Geschiedener, über Bekenntniß- und Lehrfreiheit, über Dissidenten und die Landeskirchen abgesehen — in seinem neuen Wirkungskreise über „Die Stellung der Religionsgemeinschaften im Staate“ (1849). In Göttingen gelangen seine organisatorischen Gedanken, seine religiöse und Weltanschauung zur Reife und befähigen ihn zu epochemachender Wirksamkeit. Er wird ein Auserwählter, nicht nur ein Berufener. Jetzt in Hannover thätig, galt ihm doch Preußen als die Zukunftshoffnung Deutschlands in Kirche und Staat. Allein es war nicht seine Art, sich den Pflichten zu entziehen, die der Tag an ihn stellte. Schon um das Jahr 1850 fertigte er im Auftrage von Minister Braun den Entwurf einer Verfassung für die hannoversche Kirche an. Erst fünfzehn Jahre später kam freilich durch sein und des Abtes Ehrenfeuchter Verdienst — trotz scharfer Spaltungen und vorhergehender Kämpfe — das kirchliche Verfassungswerk zu Stande. H. wurde auch Mitglied der Kammer und ihr Vicepräsident. Als im J. 1866 die Universität Göttingen sich in eine welfische und eine preußisch-deutsche Partei spaltete, schloß er sich eng an diese letztere an. Niemals aber verlor er das Ziel aus den Augen, das Preußen in kirchlicher Beziehung gesteckt schien. Er kämpft mit allen Waffen seines Geistes und mit der ganzen Wucht seiner Persönlichkeit für die Idee, daß der preußischen evangelischen Kirche eine feste, den Forderungen des 19. Jahrhunderts entsprechende Verfassungsreform zu geben sei, eine, die sich aus der geschichtlichen Entwicklung nothwendig ergab und ohne diese nicht zu verstehen ist. Ihre Grundzüge zu geben mag deshalb hier gestattet sein. Sie führen von selbst auf das Lebenswerk Herrmann's.

Das Ideal Luther's und Melanchthon's, die Kirche aus der Gemeinde, als dem geschlossenen Kreise der zur allgemeinen Priesterschaft berufenen Gläubigen, zu organisiren, blieb zunächst unerfüllt. Es ist eine, von vielen Ursachen bedingte, hier nicht weiter verfolgbare historische Thatsache, daß sich zwar in den größeren unabhängigen Städten ein, besonders von der schweizerischen Reformation (Zwingli, Calvin) betontes, Selbstverwaltungsrecht der Kirchengemeinde als solcher durchzusetzen vermocht hatte, nicht dagegen in den fürstlichen Territorien, für deren Herrscher jede volksthümliche Freiheit in der Entwicklung der Kirchenverhältnisse undenkbar, der Gedanke einer Theilnahme der Gemeinde an dem Erlaß der Kirchenordnungen, Besetzung der Kirchenämter, Mitwirkung bei der Kirchenzucht fremd war. Bureaukratisch wird die Kirche regiert von den dem Landesherrn und diesem allein unterstellten Beamten, nicht nur infolge der damaligen Auffassung von der Souveränität des Herrschers, sondern auch deshalb, weil die politische und geistige Unreife des einfachen Mannes eine demokratische Ausgestaltung der Kirchenverfassung nicht duldete und weil seit dem Reichstagsabschied von Speyer 1526 die evangelische Kirche allein auf den Schutz der Territorialgewalten angewiesen war. Eine Zeitlang fühlen sich hier und dort die Landesherren zwar als die Verwalter der alten bischöflichen Gewalt, aber späterhin ist fast nur noch die Rede von dem landesherrlichen Kirchenregiment. Dieses schreitet zur Er-

nennung von Visitatoren (zuerst im Kurfürstenthum Sachsen 1527), aus denen sich die Einrichtung der Superintendenten entwickelt, weiterhin eines Collegiums, des Consistoriums. Zwar haben aus dem Ausland nach Deutschland gekommene, insbesondere französische Reformirte ihre sog. Presbyterial-Synodalverfassung — die die Einwirkung der Staatsmacht auf die Regelung der kirchlichen Gemeindeverhältnisse nicht anerkennt, alle Mitglieder für gleich erachtet und ihre Angelegenheiten durch stufenweise aufsteigende Synoden ordnen läßt — mitgebracht und vorübergehende Bedeutung erlangt, wie der Convent von Wesel 1568 und eine Synode von Emden 1571 beweisen. Allein schließlich bleibt seit dem Ende des 18. Jahrhunderts die allgemeine kirchliche Verwaltung den Consistorien, unter diesen den Aufsichtsbeamten niederer Instanz, den Superintendenten, und endlich unter letzteren wieder den Pfarrern. Seither wird von den drei Systemen, dem Episcopal-, Collegial- und Territorialsystem das letztere herrschend, kraft dessen der Landesherr der Souverän seiner — sich als sichtbare Gemeinschaft der Gläubigen darstellenden — Unterthanen auch inbezug auf kirchliche Angelegenheiten ist. Es herrscht über die Aufklärungszeit hinweg bis zum 19. Jahrhundert und wirkt auch bedeutsam im Preußischen Allgemeinen Landrecht (Th. II, Tit. 11) nach. Erst das 19. Jahrhundert hat, wie Beyschlag einmal ausführt, auf Seiten des Staates wie der Kirche die erforderlichen Bedingungen gebracht, um eine wirkliche evangelische Kirchenverfassung, ein Sich-selbst-Ordnen und Verwalten der evangelischen Kirche im Staate möglich zu machen. Die mit dem Princip der religiösen Toleranz verbundene Cultusfreiheit und die den Zuwachs zahlreicher katholischer Unterthanen bringenden politischen Umwälzungen der Revolutionszeit haben bewirkt, daß die wesentliche Voraussetzung des bisherigen Staatskirchenthums, die confessionelle Einheit der Bevölkerung, hinfiel. Auch die Idee eines freien Staatswesens habe sich geregt und endlich durch die in ihren seitherigen Formen wie abgestorbene Kirche neue Lebensluft geweht.

Speciell in Preußen wurde der ursprüngliche Hauptgedanke der Consistorialverfassung, die Regierung des Landesherrn mittelst rein kirchlicher Behörden, theilweise schon vor, hauptsächlich aber nach Erlaß des Allgemeinen Landrechts infolge einer Ueberspannung des Territorialsystems aufgegeben. Nach dem Tilsiter Frieden wurden 1808 die selbständigen Consistorien sammt dem Oberconsistorium aufgehoben und die Kirchensachen dem Ministerium des Innern und den Regierungen übertragen. Richter hat (in seiner Gesch. der ev. Kirchenverfassung in Deutschland) unfreundlicher Vergangenheit einen Satz entrissen, den die Oberkirchenbehörde bei ihrer Auflösung, sich verwahrend, betonte: „daß die Religionssache nicht dabei gewinnen werde, wenn dieselbe zwischen die Polizei und das Cassenwesen eingeschoben und die Kirche nebst der Schule unter der Kategorie von Bildungsanstalten selbst mit dem Theater in Berührung gesetzt werde". Diese Verstaatlichung der Kirche konnte nicht von langer Dauer sein. Schon in demselben Jahre 1808 hat Schleiermacher den Plan einer presbyterialen und synodalen Kirchenordnung ausgearbeitet und die folgenden drei Jahrzehnte — in die 1817 das Jubiläumsjahr der Reformation mit seinem dem Verfassungsgedanken verschwisterten Unionsgedanken Friedrich Wilhelm's III. fiel — zeitigten eine Fülle von (hier nicht weiter verfolgbaren, etwa bei Dove in der Zeitschrift für Kirchenrecht II, 131 ff.; IV, 131 ff. und Schoen, Das evangelische Kirchenrecht in Preußen [1903] S. 69 vortrefflich behandelten) Entwürfen (vgl. auch Stutz in Holtzendorff-Kohler's Encyklopädie 1904, Bd. II, S. 899 ff.) und von gesetzlichen Maßnahmen in der Richtung der Befreiung der Kirche von der einseitigen Ver-

staatlichung, bis dann die rheinisch-westfälische Kirchenordnung von 1835 und eine Königliche Verordnung vom 27. Juni 1845 auf diesem Wege einen wesentlichen Schritt vorwärts bedeuteten. Jener Ordnung lag die Presbyterial- und Synodalordnung zu Grunde, die, wenn auch nicht consequent durchgeführt, doch über dem Presbyterium der Einzelgemeinden Kreise und über diesen Provinzialgemeinden mit synodaler Organisation schuf. Weitere Bestrebungen bewegten sich in der Richtung, der H. zum Siege verhelfen sollte. Eine Ueberspannung des in der synodalen Organisation liegenden, auf volksthümliche Mitwirkung der Gemeindemitglieder gerichteten zukunftreichen Gedankens würde ebenso gut eine Verkennung der geschichtlichen Entwicklung und der historisch gewordenen Nothwendigkeiten bedeutet haben, wie die Uebertreibung des Consistorialsystems allem widersprach, was das neu erwachte kirchliche Leben, die politische Neugestaltung der veränderten Zeitbedingungen verlangte. Es entspricht ganz der eigensten Gedankenrichtung Herrmann's, was in dem Entwurfe der ersten preußischen evangelischen Generalsynode 1846 enthalten ist und fruchtbar fortgewirkt hat: jene maßvolle Verbindung der beiden entgegengesetzt scheinenden Ordnungen. An den 1850 in Preußen neu errichteten Oberkirchenrath knüpfen sich auch Herrmann's Hoffnungen auf eine dem innersten Bedürfniß der evangelischen Landeskirche entsprechende Verfassungsreform. Unermüdlich ist H. in ihrem Interesse thätig gewesen. Seine Grundansichten kommen besonders in den beiden Schriften des Jahres 1861 „Ueber den Entwurf einer Kirchenordnung für die sächsische Landeskirche“ und „Zur Beurtheilung des Entwurfs der badischen Kirchenverfassung“ zum Ausdruck. Classische Formulirung haben sie gefunden in der Schrift „Die nothwendigen Grundlagen einer die konsistoriale und synodale Ordnung vereinigenden Kirchenverfassung“ (1862). Ihr gebührt eine nähere Betrachtung.

Für H. ist es keine Frage mehr, ob der Dienst, den die Verfassung der Kirche begehrt, auf andere Weise, insbesondere durch bloße selbständige Gestaltung der Consistorien mittelst Beseitigung der Spuren des Territorialismus oder durch Wiederherstellung eines wahren Episcopats geleistet werden könne. Für ihn steht es fest, daß in der Verbindung der consistorialen und synodalen Ordnung die Aufgabe liegt, um welche sich die bauenden Kräfte zu scharen haben. Ihn beschäftigt bei diesen Auseinandersetzungen die Verfassung der Landeskirche als solcher, nicht die Verfassung ihrer Gliedtheile, der Gemeinden, nicht die Art der Einfügung der Landeskirche in den Gesammtkörper der evangelischen Kirche. Die Grundlage für die Verknüpfung der synodalen und consistorialen Ordnung könne nicht die bloß historische und deshalb äußerlich verbindende sein, derart, daß man an der Hand der Geschichte und Erfahrung durch Combination der beiden Verfassungstypen eine Einrichtung des evangelischen Kirchenregiments zu erreichen versucht, welche die eigenthümlichen Nachtheile eines jeden durch die Vortheile des anderen compensirt. Denn durch eine solche Verbindung würde der Widerspruch der beiden Typen nicht gelöst sein, sicher würde er schroffer in die Erscheinung treten. Anders sei es, wenn der Verbindung der beiden Ordnungen ein Princip zu Grunde gelegt werde. Daß es nicht das des „kirchlichen Constitutionalismus“ (Richard Rothe) ist, sucht H. mit vielem Geschick nachzuweisen. Kurzerhand dürfe man nicht bei der analogen Anwendung des Constitutionalismus auf die Kirche stehen bleiben. Denn in der Kirchengemeinde schon organisire sich die Idee der Kirche, nicht aber in der bürgerlichen Gemeinde die Idee des Staates. Auch sei die Vorstellung völlig unhaltbar, nach der das landesherrliche Kirchenregiment und die consistoriale Ordnung die kirchliche Ausprägung des monarchischen, dagegen die Synode die des parlamentarischen Elementes sei. Denn das Kirchen-

regiment des Monarchen werde abgeleitet aus dem Rechte der Gemeinden, während Synode und parlamentarischer Körper nach Grund, Bestimmung, Attributen, Organisationsprincip, Stellung zu den Organen der Regierung durchaus verschieden seien. Das wahre Princip der evangelischen Kirchenverfassung und insbesondere der Verbindung der consistorialen und synodalen Ordnung könne nur ein individuell kirchliches, natürlich evangelisch kirchliches sein, das sogenannte Gemeindeprincip. Die Landeskirchen seien organische Verbindungen von Gemeinden zu einem gemeinsamen Kirchenregimente auf territorialer Grundlage, bei der es bleiben müsse, wenn der Landesherr als Organ auf die Dauer auch nicht sollte festgehalten werden können. Die Aemter in den Gemeinden sollen nicht in die Stellung von bloßen localen Ausführungsorganen der Landeskirche kommen. Für die Verbindung der consistorialen und synodalen Ordnung ergaben sich so einige Hauptforderungen. Der Träger des Kirchenregiments in der Landeskirche müsse als Subject eines kirchlichen Berufs erscheinen, welcher aus dem objectiven Grunde des Ungenügens der Einzelgemeinde zu seiner Erfüllung ein eigenes selbständiges Organ bekommen hat und deshalb auch die Mittel und Bedingungen seiner Führung über und gegen die Einzelgemeinden in sich trägt. Das Kirchenregiment ist nicht nur Mandatar der unter ihm verbundenen Gemeinden. Dieses Erforderniß erkennt die rein synodale Verfassung ebenso wie die consistoriale an, nicht minder das weitere, daß der Träger des Kirchenregiments, wie seine Function und Aufgabe stets vorhanden, ständig sein müsse, also nicht bloß durch zeitweisen Zusammentritt räumlich zerstreuter Personen gebildet wird. Hier kommt das Bedürfniß nach dem sog. consistorialen Element zur Geltung. Endlich bedarf es der Ausprägung des gemeindlichen Charakters der Verfassung; das Consistorium verlange die Synode, erst beide zusammen bilden den vollständigen, dem Principe des landeskirchlichen Verbandes entsprechenden Organismus.

Immer klangvoller wird Herrmann's Name in der Gelehrtenwelt und in der evangelischen Kirche, immer größer die Achtung seiner Berufsgenossen — mehrmals wählt ihn die Universität Göttingen zum Rector. Trotzdem gelingt es 1868 der Universität Heidelberg, ihn zu gewinnen. Durch das Vertrauen des Großherzogs wird er zum Mitglied der Ersten Kammer ernannt, ist für wichtige Fragen als Berichterstatter thätig z. B. bei der hinsichtlich des Zutritts Badens zum deutschen Strafgesetzbuch, bei der über die Zulässigkeit katholischer Orden für den Volksunterricht u. a. m. Das Jahr 1869 bringt noch eine Arbeit von staatsmännischer Weisheit und wissenschaftlicher Meisterschaft: „Das staatliche Veto bei Bischofswahlen nach dem Rechte der oberrheinischen Kirchenprovinz“. In dem Streite über die Wahl des Erzbischofs von Freiburg hat er das Recht des Staates gegen ultramontane Ansprüche vertheidigt. Der aus den Arbeiten seiner langjährigen Docentenzeit entstandene „Grundriß zu Vorlesungen über das deutsche Strafrecht“ bildet 1871 die letzte seiner litterarischen Leistungen als Professor. Denn 1872 wird er — nach v. Bethmann-Hollweg und Nitzsch — zum Präsidenten des evangelischen Oberkirchenraths in Berlin ernannt und gilt als die Seele derjenigen Bewegung, deren Ziel es war, durch Ueberwindung der einseitigen consistorialen und der presbyterial-synodalen Elemente ein Verbindungswerk herzustellen, das für die evangelische Kirche am Ende des 19. Jahrhunderts unentbehrlich schien. Die Kirchengemeinde- und Synodalordnung für die Provinzen Preußen, Brandenburg, Pommern, Posen, Schlesien und Sachsen vom 10. September 1873 gilt als sein Werk, ohne daß die verständnißvolle und treue Mitwirkung des Ministers Falk gering geschätzt werden dürfte. Das Staatsgesetz vom 3. Juni 1876, betr. die evangelische Kirchenverfassung in

den acht älteren Provinzen bedeutet die Krönung seines Lebenswerkes. Nicht lange konnte er sich dessen erfreuen. Seine Kirchenreform wurde von der sog. strengen Orthodoxie als zu liberal bekämpft. Seine Entlassung im März 1878 war die Folge von Machenschaften seiner erbitterten und kurzsichtigen Gegner. Er zog sich erst nach Heidelberg, dann nach Gotha zurück, wo er am 16. April 1885 starb.

Die Bedeutung seines Werkes ist aber, unabhängig von jedem religiösen Standpunkte, nicht hoch genug zu veranschlagen. Das, was die Reformatoren nicht erreichen konnten, nämlich der Kirche eine feste, zeitgemäße Verfassung zu geben, das war H. — freilich getragen von der Zeitströmung und dank mancher Vorarbeiten und Mithelfer — zu vollenden vergönnt. In der klaren Erkenntniß der geschichtlichen Bedingungen einer richtigen Vereinigung der consistorialen und der presbyterial-synodalen Elemente liegt auch die Kraft der neuen Verfassung. Mäßigung ist ihr Kennzeichen und ihre Concordanz auch mit den politischen verfassungsrechtlichen Zuständen unverkennbar. Mag H. es für nothwendig gehalten haben, nicht die Verwandtschaft des presbyterialen und des constitutionellen Elements, sondern ihre Unterschiede zu betonen, so war doch gerade jene in der Oeffentlichkeit mehr empfunden worden und diente zum Hebel für die Verwirklichung der Reform.

Ein Werk von solcher Tragweite konnte nur ein Mann von hoher geistiger Bedeutung vollbringen, der gleichzeitig eine lautere, hochragende Persönlichkeit war. Seiner wissenschaftlichen Werke ist bereits gedacht worden. Er war aber nicht nur Gelehrter, sondern auch ein beliebter, erfolgreicher Docent, galt lange als einer der ersten Kirchenrechtslehrer Deutschlands, den Wenigen, mit denen er verglichen werden kann, überlegen durch eine bei einem Juristen angeblich seltene Einsicht in Wesen und Princip des Protestantismus, durch seine nicht bloß historische Bildung, sondern durch seine lebendige Erfassung der Ideen der evangelischen Kirche und ihrer Aufgaben. Als ein schöpferischer, bauender, nicht bloß kritischer oder historisch referirender Geist wird er bezeichnet.

Seine Persönlichkeit kennzeichnet mit knappen Worten die schon eingangs erwähnte anonyme Skizze von 1872 dahin: „Er war ein Mann von schlichter aufrichtiger Gottesfurcht, wurzelnd in evangelischen Ueberzeugungen, aber ohne alle Enge, vielmehr fähig und geneigt, das Gesund-Christliche in jeder Richtung zu ehren, wobei er von einem sehr ausgeprägten Gerechtigkeitssinn und seiner Abneigung gegen alles faktiose Parteiwesen unterstützt wird“. Abgerundet wird sein Bild durch eine dankenswerthe briefliche Mittheilung des Hrn. Oberconsistorialraths D. Th. Braun in Hildesheim. Sein Urtheil, das er sich in langjährigen, bis 1855 zurückreichenden Beziehungen, als Schüler und schließlich als Amtsgenosse im Berliner Oberkirchenrath gebildet hat, faßt er dahin zusammen: „Er war eine durch und durch edle, vornehme Natur, voll Thatkraft und Glaubensmuth, reichsten Wissens, ideal gerichtet, aber doch praktisch verständig; ein Mann, der auf alles Gemeine und Schlechte mit stolzer Verachtung herabsah und daraus allerdings auch kein Hehl machte. Er konnte bei Gelegenheit schroff sein und in einen für manchen vielleicht unsympathischen docirenden Ton verfallen. Die Anfeindungen und Kabalen jedoch, mit denen er im Amte zu kämpfen hatte und denen er endlich ja auch unterlag, galten weit mehr seinen Tugenden als seinen Schwächen“.

Fritz Stier-Somlo.

Herter: Wilhelm H. von Dußlingen wurde um 1424 in Tübingen als Sohn Jakob's H. v. D. und der Anna v. Stetten geboren, war seit 1455 gräflich württembergischer Rath und Vogt zu Wildberg, hatte 1462 im

Feldzuge Graf Ulrich's des Vielgeliebten den Oberbefehl über sämmtliche württembergische Kriegsvölker, gerieth am 30. Juni bei Seckenheim in pfälzische Gefangenschaft, war 1465—67 Hauptmann zu Mainz, seit 1467 zu Bischofsheim, trat aus württembergischem Dienste und in die Herzog Sigmund's von Oesterreich, der ihm 1468 die Stadt Waldshut anvertraute. Als Herzog Sigmund 1469 Waldshut dem Herzog Karl von Burgund überließ, verblieb H. in seinem Amte. Als sein alter Herr, Herzog Sigmund 1474 dem Burgunder seinen Dienst auffsagte, hielt H. sich mit Recht der Dienstpflicht gegen letzteren entbunden und nahm am Aufstande gegen diesen Theil. Er erhielt den Oberbefehl über die Truppen Herzog Sigmund's, die Straßburger und die Schweizer, sowie auch die Basler und schlug die Burgunder am 14. November 1474 bei Héricourt, nahm im April 1475 an der Eroberung und Belagerung von Granson Theil, entwarf den Schlachtplan zur siegreichen Schlacht bei Murten am 22. Juni 1476, vermittelte im Juli zwischen den Eidgenossen und Savoyen und entwarf am 4. Januar 1477 den Schlachtplan zur Schlacht bei Nancy, durch welche die Burgundermacht vernichtet ward. Schon am 2. März 1477 erlag er in Basel im besten Mannesalter „groß am Leibe, groß an Klugheit, groß an Weisheit und Beredsamkeit, von Allen betrauert, von Fürsten und Edlen, wie vom gemeinen Volk". Seit 1466 mit Anna v. Heudorf vermählt, hinterließ er einen gleichnamigen, seit 1486 mit Elisabeth v. Wittingen, einer natürlichen Tochter Herzog Sigmund's von Tirol, vermählten Sohn, der sich als herzoglich württembergischer Zeugmeister (seit 1516) um das Geschützwesen des Landes große Verdienste erwarb.

Chronik des Johann Knebel I, 27; II, 61, 65, 71, 124, 145. — Petermann Etterlin, Kronika von d. löbl. Eidgenossenschaft S. 209. — Crusius, Annal. suev. Tom. III, lib. VII, p. 446, 447, 449. — Steinhofer, Wirtemb. Chronik III, 123, 138. — Johannes v. Müller, Geschichten schweizerischer Eidgenossenschaft IV, 565, 575; V, 1, 57, 67, 68, 70, 93, 111, 119. — Sattler, Wirtemberg unter den Grafen III, 13, 58, 59. — Ochs, Gesch. von Basel IV, 229. — Ch. F. v. Staelin, Wirt. Geschichte III, 542, 543, 558, 564, 579 Anm. 4. — Tuefferd, Histoire des comtes souverains de Montbéliard, S. 258, 265. — Digot, Histoire de Lorraine III, 285, 329, 343—345. — Barante, Histoire des ducs de Bourgogne II, 521, 524, 530, 535—538. — Kirk, Charles the bold III, 116—117, 394—399, 422, 426, 430, 468, 484, 485, 488. — Archiv f. schweiz. Geschichte XI, 414; XIII, 309. — Eidgenössische Abschiede II, 380, 582, 583, 596, 558, 601, 602, 603, 604, 605, 608 fl., 613, 615, 618, 619, 621, 622, 625, 632, 636, 638. — Rodt, Die Feldzüge Karl's des Kühnen I, 313, 318, 324, 360. — Oberrheinische Zeitschrift XX, 283; XLI, 29, 30. — Liebenau, Die Herren v. Baldegg, S. 75. — P. F. Staelin, Geschichte Württembergs I, 647. — Reutlinger Geschichtsblätter V, 1894, S. 77 bis 81, 96—99; VI, 1895, S. 4—7, 21—23. Theodor Schön.

Hertslet: William Lewis H., dieser ganz eigenartige und hervorragende Encyklopädist, am 21. November 1839 als Sohn des großbritannischen Berufsconsuls W. J. Hertslet zu Memel geboren, trat jederzeit in seiner bescheidenen, ganz in der Sache aufgehenden Schriftstellerei hinter seines Fleißes Ergebnissen in den Hintergrund, und so ist bei Lebzeiten der Name dieses völlig eingedeutschten Sprossen englischen Blutes gar wenig genannt worden, obwol er seinen litterarischen Veröffentlichungen, die zunächst Zeugnisse eines ungewöhnlichen lexikalischen Genies waren, den Stempel seines Geistes und seiner Klarheit sowie seines Wahrheitsdranges und erstaunlichst umsichtiger Belesenheit aufgedrückt hat. Auch als er nach einem still theils im Eisen=

bahn- und Bankfache, theils, erst seit 1895, mit alleiniger Pflege vieljähriger Liebhaberstudien und deren litterarischer Verwerthung meistens, seit langer Zeit gänzlich in Berlin zugebrachten Leben am 2. Mai 1898 in Berlins freundlichem Vorort Friedenau einem Gehirnschlag erlegen war, vermochten sogar die zu zählenden üblichen Zeitungsnachrufe in Berlin wenig über ihn zu sagen. Ja, selbst nicht einmal der in Hertslet's letzter Zeit mit ihm correspondirende Verfasser des litterarischen Porträts, welches Bd. III des Biogr. Jahrbuchs und Dtschn. Nekrologs S. 63—66 ihm 1899 widmete, Alfred Frhr. v. Mensi, hat die äußern Lebensumstände Hertslet's aufhellen können — diese hat H. fast geflissentlich zeitlebens im Dunkel gehalten — und gab, nothgedrungen mit einigen Vermuthungen darüber hinweggehend, eine liebevolle und des stets im Factenbestande seiner Arbeiten peinlich genauen Mannes würdige Charakteristik der ihm bekannt gewordenen, fast durchweg repertorienartigen Veröffentlichungen. Auf diese Würdigung sei in Hinsicht der litterarischen Leistungen und der daraus erkennbaren persönlichen Originalität dieses Sammlers, Finders und Aufzeichners vorläufig verwiesen, während über die, übrigens sehr einfachen Hauptgeschehnisse seines 58jährigen Erdenwallens — das äußerlich abseits dem öffentlichen Leben verlief und ihm doch mit vollstem Antheile folgte — das „Gedenkblatt", nach Angaben von Verwandten vor der letzten, (textlich unveränderten, aber leider registerlosen) 5., posthumen Ausgabe seines Lieblingswerks „Der Treppenwitz der Weltgeschichte" Auskunft geben mag. Eine größere Studie über die schriftstellerische Wirksamkeit Hertslet's hat der Unterzeichnete fertiggestellt und wird sie sofort nach dem (Herbst 1904) erfolgten Erscheinen der 6., nebst Registern von Hans F. Helmolt „durchaus neu bearbeiteten" Ausgabe des eben genannten Buches drucken lassen. In einer Menge wärmstens anerkennender Zeitungsstimmen (auszugsweise hinter des letzteren 4., verkürzt hinter der 5. Auflage abgedruckt) kamen Hertslet's bezügliche bewundernswerthe Umsicht und anziehende Darstellung seiner Resultate zum Ausdrucke.

Verzeichnet seien darum nur seine selbständig hervorgetretenen Schriften, da man bis dato deren Titel nirgends vollständig zusammengestellt finden kann: eine ihrer Zeit sehr nothwendig gewesene „Alphabetische Zusammenstellung technischer Ausdrücke, welche besonders bei Eisenbahn-Bauten häufig gebraucht werden. Glossary of technical terms etc. Deutsch-Englisch und Englisch-Deutsch" (185 S., 1865), in sinngemäßer Uebersetzung, angelegt um den Verkehr englischer Ingenieure — zunächst der Ostpreußischen Südbahn Bray's, wo H. amtirte — mit Behörden und Publicum zu erleichtern; „Die norddeutschen Werthpapiere auf dem Gebiete des Korporations-Kredites. Mittheilungen über alle norddeutschen Kreis-, Stadt-, Provinzial- und Deich-Obligationen u. s. w., sowie der von Kaufmannschaften und religiösen Korporationen emittirten Wertpapiere. Nach officiellen Quellen und Mittheilungen zusammengestellt" (1870), wol der Beginn seiner überaus erfolgreichen Bank- und Börsenschriftstellerei; aus den 1870er kleinen Anfängen des Börsenlitteraten Saling (vgl. G. Dahms, Das literarische Berlin, 1895, S. 154) wurden „Saling's Börsen-Papiere. 2. (finanzieller) Theil. Saling's Börsen-Jahrbuch. Ein Handbuch für Bankiers und Kapitalisten. Bearbeitet von W. L. Hertslet", von 1872—98 von H. alljährlich frisch redigirt und zu einem Compendium von größter Nutzbarkeit, Weltruf und fast officiellem Range emporgehoben; „Hertslet's Coupon-Warner für Nord- und Süddeutschland und Oesterreich" („13., sorgfältig ergänzte" Auflage f. 1897/98); „(Der) Treppenwitz der Weltgeschichte" (zuerst 60 Seiten stark 1882; 4. Aufl. 1895, u. 5. o. J. [1898/99] 454, 6. Aufl. [1905] 509 Seiten Text), ein erstaunlich fleißig

angelegtes und anmuthendes Reservoir für die unter den — nach ‚esprit d'escalier‘ selbstgeprägten — Titelbegriff fallenden historischen „fables convenues“, ein, jedoch ganz selbständiges, Supplement zu Georg Büchmann's (s. A. D. B. XLVII, 322) berühmten „Geflügelten Worten“; „Schopenhauer-Register. Ein Hülfsbuch zur schnellen Auffindung aller Stellen, betreffend Gegenstände, Personen und Begriffe sowie der Citate, Vergleiche und Unterscheidungen, welche in Arthur Schopenhauer's Werken, ferner in seinem Nachlasse und in seinen Briefen enthalten sind“ (1890; für S. 256 f. ergänzt durch Hertslet's Artikel „Ueber einige Citate in Arthur Schopenhauer's Werken“, Frkf. Zeitung Nr. 359 vom 24. Dec. 1892, 1. Mrgnbl. S. 2 f.), eine Sinn- und Stellenconcordanz solch sorgfältigster Durchführung, wie wir sie beispielsweise für Goethe noch entbehren; „Spiegelungen zwischen Arithmetik und Geometrie“, eine nicht lange vor dem Tode gedruckte Broschüre (4 Seiten) rein mathematischen Stoffs mit Ausblicken auf Kant's „Metaphysische Anfangsgründe der Naturwissenschaft“, Schopenhauer's „Tafel der Praedicabilia der Zeit, des Raumes und der Materie“ und Friedrich Zöllner's „Natur der Kometen“ (nicht im Buchhandel und hier nach Baron Mensi's Angaben notirt; Druck von Trowitzsch & Sohn in Berlin).

Man vgl. noch: Kürschner's Literaturkaldr. XX, 535 (ungenügend aus Zurückhaltung Hertslet's); Liter. Centralbl. 1898, Sp. 791; Illustr. Ztg., 110. Bd. Sp. 594 (nicht 592, wie Biogr. Jahrb. u. Dtsch. Nekrol. Bd. V Todtenliste *28 zu lesen), wo falsch die Taufnamen-Initialen „W. H.“ und das Geburtsjahr 1811 heißen. Sogar A. v. Mensi's Artikel konnte die Vornamen noch nicht ausschreiben. Zur Weiterführung des „Saling“ siehe Hinrichs' Fünfjahrs-Katalog II, 1896—1900, v. H. Weise, 1901, S. 1075b. Die Schopenhauer-Bildnisse, die H. besaß, gingen aus dem Nachlasse in das Eigenthum Eduard Grisebach's und dann in die 2. Auflage von dessen Buch „Schopenhauer's Gespräche“ (1902) über (s. Vorwort dazu). Einen Beleg für die allgemeine Aufnahme des Hertslet'schen Gattungsnamens „Treppenwitz der Weltgeschichte“ in den publicistischen Jargon s. Münchn. Nst. Nachr. März 1904.

Ludwig Fränkel.

Hertz: Heinrich Rudolf H., geboren am 22. Februar 1857 in Hamburg als ältester Sohn des Rechtsanwalts, späteren Senators und Chefs der Justizverwaltung Gustav H., trat nach Vorbereitung in einer Bürgerschule und im elterlichen Hause zu Ostern 1874 in die Oberprima der Gelehrtenschule, des Johanneums, ein. Schon als Knabe zeigte er neben einem erstaunlichen Gedächtniß vielseitige Anlagen, namentlich nach der naturwissenschaftlichen und technischen Seite hin. Eine Lieblingsbeschäftigung war ihm, an der Hobelbank oder der Drehbank, die er als Eigenthum im elterlichen Hause besaß, zu arbeiten, wo er sich allerlei Instrumente zum Privatgebrauch anfertigte, z. B. ein vollständiges Spektroscop. Daneben zeichnete und malte er gern, trieb auch etwas Botanik. Aber nicht nur die Realien, auch die philologischen Fächer betrieb er mit großem Eifer. Er konnte noch in späteren Jahren Seiten lang den Homer und die griechischen Tragiker recitiren. Sogar mit Sanskrit und Arabisch beschäftigte er sich privatim, sodaß einer seiner Lehrer den Vater zu bereden versuchte, ihn Philologie studiren zu lassen. Ostern 1875 verließ er das Gymnasium mit dem Zeugniß der Reife. Er zweifelte damals an seiner Befähigung für die reine Wissenschaft, und so widmete er sich zunächst dem Ingenieurfach. Ein Jahr lang arbeitete er praktisch in Frankfurt am Main, dem Geburtsort seiner Mutter. Hier wurde er als Volontär beim städtischen Bauamt beim Bau der neuen Mainbrücke beschäftigt. Während des Sommersemesters 1876 studirte er am Polytechnikum

in Dresden. Alsdann diente er sein Jahr als Einjährig-Freiwilliger in Berlin beim Eisenbahnregiment ab. Im October 1877 bezog er die Universität München und entschied sich nun dafür, sich den reinen Naturwissenschaften zu widmen. Ein Brief an seine Eltern (datirt München, 1. November 1877) zeigt, mit welcher Klarheit der zwanzigjährige junge Mann seine Berufswahl traf. Er blieb ein Jahr lang in München. Das Wintersemester 1877—78 widmete er in aller Zurückgezogenheit dem Studium der Mathematik und Mechanik, wobei er meist zu den Originalwerken griff, wie die von Laplace und Lagrange. Im darauf folgenden Sommersemester verlegte er sich hauptsächlich auf die praktischen Uebungen im physikalischen Laboratorium, sowol an der Universität, wie an der technischen Hochschule in den von v. Jolly und v. Bezold geleiteten Instituten. Im October 1878 zog H. nach Berlin, um v. Helmholtz' und Kirchhoff's Schüler zu werden. Als er die Anschläge am schwarzen Brett in der Universität musterte, fiel sein Blick auch auf die Ankündigung einer Preisfrage der philosophischen Facultät nach der „Trägheit bewegter Elektricität“. Er beschloß sich an ihrer Bearbeitung zu versuchen. Zahlreiche Briefe an seine Eltern geben uns über den Fortgang der Arbeit Aufschluß. Helmholtz hatte ihm Anleitungen gegeben; es wurde ihm ein eigenes Laboratoriumszimmer eingeräumt; am 31. Januar 1879 kann er den Eltern berichten: „Mit meiner Arbeit bin ich jetzt eigentlich ganz fertig“. Die Ausarbeitung geschah dann während einer militärischen Uebung zu Freiburg. Seine Arbeit gewann den Preis; am 4. August 1879 berichtet er den Eltern: „Für mich war der Erfolg ein günstiger, ich habe nicht nur den Preis erhalten, sondern das Urtheil der Facultät war so lobend abgefaßt, daß mir dies den Werth des Preises fast auf das Doppelte erhöht“. Im März 1880 wurde er auf Grund einer theoretischen Dissertation über die Induction in rotirenden leitenden Kugeln oder Hohlkugeln zwischen Magneten nach einem glänzend bestandenen Examen magna cum laude zum Doctor promovirt. Im October 1880 wurde H. Assistent bei v. Helmholtz. Es entstand nun eine Reihe von Arbeiten, zunächst eine theoretische Untersuchung „Ueber die Berührung fester elastischer Körper“, dann eine Abhandlung „Ueber die Härte“, ferner „Ueber die Verdunstung der Flüssigkeiten, insbesondere des Quecksilbers im luftleeren Raume“, „Ueber den Druck des gesättigten Quecksilberdampfes“; besonders hervorzuheben aber ist die Abhandlung „Versuche über die Glimmentladung“, mit der er wieder das Gebiet betrat, auf dem er dann seine großartigsten Triumphe feiern sollte. Diese Arbeit trug ihm auch ein besonderes Anerkennungsschreiben Helmholtz' ein. Allen diesen Arbeiten ist, wie Planck anmerkt, besonders nachzurühmen die besonnene Selbstkritik ihres Verfassers. Bemerkenswerth ist, daß viele der von ihm erhaltenen Sätze eine negative Form haben: „Es gibt keine lebendige Kraft der bewegten Elektrizität“, „Die Glimmentladung ist nicht immer diskontinuirlich“, „Die Kathodenstrahlen bezeichnen nicht den Gang des Stromes“, u. s. w. Es zeigt dies, daß es ihm zunächst durchaus nicht darauf ankam, durch Aufdeckung neuer überraschender Thatsachen äußere Erfolge zu erringen, sondern vielmehr darauf, sich selber durch einwurfsfreie Methoden die nöthige Klarheit von dem Wesen der betreffenden Vorgänge zu verschaffen.

Im J. 1883 habilitirte sich H. an der Universität Kiel; er erhielt dort einen Lehrauftrag für theoretische Physik. Wohl mit die Lage des neuen Wohnortes führte ihn zu meteorologischen Untersuchungen, sowie zu Studien über das Gleichgewicht einer schwimmenden elastischen Platte, z. B. einer Eisscholle, auf dem Wasser. Dort begann er alsbald sich auch wieder mit der

Elektrodynamik zu beschäftigen, ein Gebiet, das er dann nicht wieder verließ. In Wiedemann's Annalen der Physik und Chemie veröffentlichte er 1884 eine Abhandlung: „Ueber die Beziehungen zwischen den Maxwell'schen elektrodynamischen Grundgleichungen und den Grundgleichungen der gegnerischen [d. h. der Weber'schen und Neumann'schen] Elektrodynamik". Seine Thätigkeit in Kiel befriedigte indeß H. wenig; er war zu sehr Experimentalphysiker; mit eigenen Mitteln schuf er sich in seiner Wohnung ein kleines Laboratorium, und eben wollte er sich daran machen, mit Erlaubniß und Unterstützung des Directors des Kieler physikalischen Instituts, Gustav Karsten, thermoelektrische Versuche anzustellen, als ihn ein ehrenvoller Ruf selber an die Spitze eines solchen Instituts, nämlich am Polytechnikum in Karlsruhe, stellte, wohin er nun im Frühjahr 1885 übersiedelte. Hier lernte er auch seine zukünftige Gemahlin, Elisabeth Doll, die Tochter des bekannten Geodäten Doll, kennen. Es begann nun die Reihe von Arbeiten über die elektrischen Schwingungen, die seinen Namen unsterblich gemacht haben. Sie sind im zweiten Bande seiner gesammelten Werke als „Untersuchungen über die Ausbreitung der elektrischen Kraft" zusammengefaßt; sie sind bekanntlich nicht nur für die Praxis von größter Tragweite geworden, sondern auch von allergrößtem theoretischen Interesse, insofern durch sie die lange geahnte Identität zwischen Licht und Elektricität erwiesen wird. Im J. 1889 wurde H. auf den Lehrstuhl von Clausius nach Bonn berufen. Hier hatte er sich u. a. als Organisator zu bethätigen. Das physikalische Institut mußte erweitert, die Räume mußten neu ausgestattet, der Arbeitsplan der Praktikanten geändert werden. Daß er auch dieses Auftrags sich mit Umsicht entledigte, beweisen die mancherlei guten Arbeiten, die unter seiner Leitung und auf seine Anregung aus dem Institut während jener Zeit hervorgegangen sind. Hauptsächlich beschäftigte er sich in Bonn aber nunmehr mit dem theoretischen Ausbau der Maxwell-schen Theorie, wozu ihm ein Colleg, das er über denselben Gegenstand las, willkommene Anregung bot. Diese Untersuchungen führten ihn dann zu den letzten und schwierigsten Fragen über die ponderable Materie und den Aether und deren gegenseitiges Verhalten. Es zeigte sich, daß die Theorie hier zu einer völlig befriedigenden Lösung aller Fragen doch nicht ausreichte, nämlich nicht für die Classe der elektrochemischen Erscheinungen. Diese Forschungen und das Bedürfniß, einen noch höheren Standpunkt für seine Naturauffassung zu gewinnen, drängten ihn dann zur Beschäftigung mit den allgemeinen Principien der Mechanik; dieses Werk vollendete er kurz vor seinem Tode. Es erschien mit einer Einleitung von v. Helmholtz. Den elektrischen und magnetischen Erscheinungen, so schloß H., müssen Bewegungen im Aether zu Grunde liegen, verborgene Bewegungen, in gewissem Sinne der Wärmebewegung der Atome vergleichbar. Helmholtz hatte gezeigt, wie man über solche unbekannten Bewegungen gewisse Aussagen machen könne, anknüpfend an das Princip der kleinsten Wirkung. Hertz' Arbeit war nun darauf gerichtet, die Betrachtungsweise der ganzen theoretischen Mechanik so umzugestalten, daß eine Verallgemeinerung jenes Princips als erstes und einziges an ihre Spitze trat. Aber auch hierbei blieb er nicht stehen. Er plante wieder neue Experimente, diesmal mit Strömen von außerordentlich hoher Spannung, sodaß die Seinen schon besorgt wurden wegen der damit verbundenen Gefahr. Er sollte zu diesen Versuchen nicht mehr kommen. Im Sommer 1892 zeigten sich bei ihm, der sich bis dahin einer guten Gesundheit zu erfreuen hatte, eigenthümliche Krankheitserscheinungen, bestehend aus Anschwellungen der Nase und Schmerzen im Ohr, nach seiner eigenen Ansicht veranlaßt durch einen cariös gewordenen Zahn. Das Leiden wurde zunächst als ein harmloses be-

handelt; die Beschwerden steigerten sich indeß mit der Zeit derartig, daß schließlich eine Operation hinter dem Ohre nöthig wurde, welche zur Beseitigung einer im Felsenbein entstandenen Eiteransammlung führte. Ein Aufenthalt an der Riviera im Frühjahr und zu Reichenhall im Herbst des Jahres 1893 besserte sein Befinden; leider nicht auf die Dauer. Am 7. December mußte er seine bis dahin mit dem größten Energieaufwand fortgesetzten Vorlesungen unterbrechen; die letzten Wochen brachte er unter steigenden, zuletzt unsäglichen Schmerzen und immer bei klarem Bewußtsein hin, bis ihn endlich am 1. Januar 1894 der Tod von seinen Leiden erlöste. Er hinterließ eine Wittwe mit zwei Kindern.

Seine Abhandlungen finden sich in Crelle's Journal für Mathematik, Schlömilch's Zeitschrift für Mathematik, Wiedemann's Annalen und sind als „Gesammelte Werke" herausgegeben (Leipzig, Joh. Ambr. Barth).

Gesammelte Werke von Heinrich Hertz. — Heinrich Rudolf Hertz. Rede zu seinem Gedächtniß von Max Planck. — Chronik der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität zu Bonn. Jahrgang 19. 1894.

Rob. Knott.

Hertz: Karl Reimer H., geboren am 16. Juni 1817 und † am 11. Februar 1897 in Bonn; Besitzer und Leiter einer Privat-Irrenanstalt in Endenich, kann als der Typus eines Irrenarztes in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts angesehen werden. Eine patriarchalische Stellung zu Kranken und Angestellten einnehmend, machte er die Wandlungen der Zeit in der Behandlungsweise der Geisteskranken mit, in Praxis und Theorie den Fortschritten folgend. Schließlich stand „der alte Hertz" unter uns Jüngeren als ein ehrwürdiger, immer liebenswürdiger Vertreter der alten Zeit.

Nekrolog und litter. Verzeichniß in Allg. Zeitschr. f. Psych. u. psych. gerichtl. Medicin von Laehr, Bd. 54, S. 306—313 (verfaßt von Thomsen) — vgl. auch Register in Bd. 38 der genannten Zeitschrift —.

Th. Kirchhoff.

Hertz: Martin (Julius) H., namhafter classischer Philologe, ist geboren am 7. April 1818 in Hamburg als Sohn des Apothekers Johann Jakob H. aus dessen Ehe mit einer geborenen v. Halle. 1828 siedelte die Familie nach Berlin über und drei Jahre später bezog Martin H. das Gymnasium zum grauen Kloster, dessen Lehrer (Bellermann, Bonnell, Pape, Alschefski) in ihm die Liebe zum classischen Alterthum weckten. So hat er denn in seiner (durch eine hartnäckige Augenkrankheit auf sieben Jahre verlängerten) Studienzeit in Bonn Welcker, in Berlin Lachmann und Böckh, daneben auch Droysen, Panofka, Schöll, Trendelenburg u. A. mit Fleiß und Eifer gehört, nachhaltige Anregungen besonders von Lachmann empfangen. Zwar die Doctordissertation „De L. Cinciis" (1842) geht, obwol Lachmann gewidmet, von Niebuhr aus, aber wenn von da ab die Grammatiker unter Hertz' wissenschaftlichen Interessen in erster Reihe stehen, so hat sie nach Hertz' eigenen Aeußerungen Lachmann dahin gerückt. Material für kritische Ausgaben des Gellius, Priscian und der Germanicusscholien zu gewinnen war der Zweck der großen Studienreise, die H. im Herbst 1845 unmittelbar nach seiner Habilitation an der Berliner Universität antrat. Diese Reise führte durch Süddeutschland, Holland, Belgien, Frankreich, Italien und Oesterreich; die Verwerthung ihres wissenschaftlichen Ertrages hat H., obwol er die Ausgabe der Germanicusscholien anderen Händen überließ, sein ganzes Leben beschäftigt.

Die nach der Rückkehr von der erfolgreichen Fahrt einsetzende Lehrthätigkeit in Berlin hat bis in den Sommer 1855 gedauert. Eine Ablenkung brachte anfangs die 48er Bewegung, bei der der jugendlich temperamentvolle

H. als Mitglied des Studentencorps, Wahlmann der Nationalversammlung und energischer Vertreter der Rechte der Privatdocenten gegenüber den Ordinarien eine gewisse Rolle spielte. Danach aber bethätigte er sich umso unablässiger als Lehrer und Forscher. In beiden Eigenschaften prägt er jetzt seine Eigenart aus, indem er sich ganz vorzugsweise der römischen Litteratur widmet. Nach Lachmann's Tode übertrug ihm Böckh bis zur Berufung Haupt's die Mitdirection des philologischen Seminars; als Haupt selbst sie im J. 1853 übernahm, gründete H. eine lateinische Gesellschaft, aus der eine Anzahl tüchtiger Arbeiten über lateinische Autoren hervorgegangen sind. Auch Hertz' Vorlesungen befaßten sich ausschließlich mit römischen Schriftstellern, römischer Litteratur und römischen Alterthümern. Nicht anders seine litterarische Thätigkeit. Außer einer Reihe durchweg in der angegebenen Richtung sich bewegender kleinerer kritischer und litterarhistorischer Schriften ließ H. als Vorläufer einer großen kritischen Edition 1853 eine Textausgabe des Gellius, sodann 1855 den ersten Band seiner grundlegenden Ausgabe des Priscian erscheinen. Daneben fand er noch Zeit 1851 seinem verehrten Meister Lachmann ein größeres biographisches Denkmal zu setzen.

Der Lohn dieser reichen Thätigkeit war seine Berufung als Ordinarius nach Greifswald im J. 1855. Hier hat H. sieben Jahre gewirkt, den Priscian mit dem zweiten Band abgeschlossen, von seiner Textausgabe des Livius drei Bände fertig gestellt (der vierte und letzte erschien erst während der Breslauer Zeit) und mit mehreren umfänglicheren Arbeiten dem großen Gellius präludirt. Der Lehrer aber schritt über die in Berlin inne gehaltenen Schranken hinaus: neben den in Berlin gelesenen Collegien trägt er über Sophokles' Antigone und die Encyklopädie der Philologie vor, ja, da ihm vom Rector und Senat die Leitung des akademischen Kunstmuseums und der Alterthümersammlung übertragen wird, hält er mit frischem Muthe auch eine vierstündige Vorlesung über griechische Kunstgeschichte. Auch hier trägt seine Lehrthätigkeit erfreuliche Früchte in werthvollen Arbeiten seiner Schüler.

Der Sommer 1862 brachte H. den Ruf an die Universität Breslau, der er dann, trotz eines verlockenden Anerbietens von Tübingen, trotz eines Vorschlags in Heidelberg treu geblieben ist bis an sein Lebensende. Hier sind die wissenschaftlichen Arbeiten, die Berlin und Greifswald entstehen sahen, zum Abschluß gekommen. Von Livius war schon die Rede; 1883 und 1885 folgten die zwei Bände der großen kritischen Ausgabe des Gellius, begleitet von einer Reihe litterarhistorischer, erläuternder, kritischer Arbeiten, die zum größeren Theil 1886 in den „Opuscula Gelliana“ zusammengefaßt wurden, ein unverrückbares Fundament für alle weitere Thätigkeit an diesem Autor. Aber auch neue wissenschaftliche Pläne wurden ausgeführt, Cicero mit kritischen Beiträgen bedacht, die Geschichte der Gedichte des Horaz an der Hand der Nachahmungen bis ins Mittelalter verfolgt; ja diesem seinem Lieblingsdichter widmete H. 1892 eine besondere Ausgabe mit ausgewähltem kritischem Apparat. Was an kleineren Arbeiten in der Breslauer Zeit erschien, kann hier nicht aufgezählt werden; aber Hervorhebung verdienen die Reden, Programme und Aufsätze, mit denen H. für das Zustandekommen des „Thesaurus linguae latinae“ gewirkt hat; wenn wir heute das große Werk kräftig heranwachsen sehen, dürfen wir uns wol fragen, ob wir ohne Hertz' beständig wiederholte energische Mahnrufe so weit wären.

Seine Vorlesungen hat H. in Breslau eingeschränkt durch die Aufgabe des archäologischen Collegs, erweitert durch ein Colleg über Platon. Auch hier hat er einen großen und die Anregungen des Lehrers in eigene litterarische Thätigkeit umsetzenden Schülerkreis gefunden, der dankbar an ihm hing: höher

als Orden, Titel u. dgl., woran es nicht fehlte, hat H. die Gaben geschätzt, die ihm an seinem 70. Geburtstag und bei seinem 50jährigen Doctorjubiläum die Treue und Liebe seiner einstigen Hörer darbrachte, die Festschrift des Jahres 1888 und den Fonds, aus dem tüchtige junge Philologen unterstützt werden sollen. Des Lehramts hat er treu gewaltet bis Ostern 1893, wo die Beschwerden des Alters übermächtig wurden; seine Feder hat auch dann noch nicht geruht und am Arbeitstisch ist er am 22. September 1895 sanft entschlafen. Er wurde hinweggenommen aus der Mitte einer liebenden Familie, aus der ihm, wie jedem deutschen Gelehrten, die schönsten Freuden neben den wissenschaftlichen sproßten, hinweggenommen aus einem Kreis ihn mit Verehrung umgebender Collegen und Schüler.

Wer H. als Philologen würdigen will, muß das nicht vom heutigen Standpunkt der Wissenschaft versuchen. Anders sind unsere Probleme geworden, anders auch vielfach die Mittel, mit denen wir sie zu lösen streben. Wir versuchen die großen Zusammenhänge im Werden und Vergehen antiker Cultur, Litteratur und Sprache zu erkennen, und eng gesteckt erscheinen uns die Ziele einer Zeit, die in Text- und Wortkritik allermeist ihr Genüge fand. Es wäre wol gut, sich hin und wieder klar zu machen, daß unsere Arbeit nicht gethan werden könnte ohne jene Vorgänger mit ihrer oft rührenden Bescheidung: der Grammatiker, der Antiquar, der Litterarhistoriker verdankt der strengen Akribie, die Hertz' Gellius und Priscian auszeichnet, mehr als vielen noch so geistreichen modernen Hypothesen und Combinationen. Beim Thesaurus linguae latinae aber hat ihm selbst schon das Ideal vorgeschwebt, die antike Entwicklung der Worte zu zeichnen vom Anfang bis zum Ende.

Den Philologen Hertz schätzt gerecht nur wer ihn aus seiner Zeit heraus beurtheilt; den Menschen Hertz würdigt jeder, der ihn kannte, rückhaltlos. Die unbedingte Lauterkeit seines Charakters, seine sich nie genug thuende Gewissenhaftigkeit, seine freudige Anerkennung für die Leistungen Anderer, sein unermüdliches Wohlwollen für Freunde und Schüler, seine Milde, die über eine gewisse ohnehin im Verlauf seines langen Lebens mehr und mehr sich verlierende Schärfe schließlich immer den Sieg davontrug — sie sichern ihm ein unverlöschliches Andenken bei Allen, die ihm jemals nähergetreten sind.

R. Förster in der Chronik d. königl. Universität Breslau X, 1896, S. 118 ff. — F. Skutsch im Jahresbericht über die Fortschritte d. klass. Alterthumswiss. Bd. 107 (Biogr. Jahrbuch, 23. Jahrg. Lpz. 1901), S. 42 ff.

F. Skutsch.

Herwarth von Bittenfeld: Karl Eberhard von H., königl. preußischer Generalfeldmarschall, am 4. September 1796 zu Großwerther bei Nordhausen geboren, trat am 15. October 1811 bei dem am 14. Mai d. J. durch Abgabe von Mannschaften aus allen Infanterieregimentern aufgestellten Normalbataillone in den Dienst, ging, am 21. Februar 1813 zum Secondlieutenant befördert, am 10. Juni d. J. mit dem Bataillone in das neugebildete 2. Garderegiment zu Fuß über, nahm mit diesem am Kriege von 1813/14 und 1815 am Marsche nach Paris theil, wurde 1820 Hauptmann und Compagniechef, 1835 Major im Garde-Reserve-(Landwehr-), dem jetzigen Garde-Füsilierregimente, mit dem er der Truppenschau bei Kalisch beiwohnte, 1839 in das 1. Garderegiment zu Fuß versetzt, zu dessen Commandeur er 1847 ernannt ward und an dessen Spitze er den Straßenkampf vom März 1848 in Berlin mitmachte. In der Nacht vom 17./18. war er dort Commandant des Schlosses. Im Mai 1850 zum Commandeur der 16. Infanteriebrigade in Stettin befördert, erhielt er im Sommer das Commando einer, der bei Kreuznach zusammengezogenen Division unter dem General v. Bonin zugetheilten combi-

nirten Infanteriebrigade, gehörte mit ihr im Herbst zu dem in Hessen einrückenden Corps des General v. der Groeben, erhielt dann das Commando der preußischen Truppen in Frankfurt a. M., wurde, seit 1852 Generalmajor, 1854 für einige Zeit Commandant von Mainz, woneben er das Commando der 31. Infanteriebrigade und der Infanteriebrigade dieser Bundesfestung führte, bis er die letztere Stellung 1856 mit der als Commandeur der 7. Division in Magdeburg und diese, zum Generallieutenant aufgerückt, wieder mit der an der Spitze der 13. Division zu Münster vertauschte, wo er am 28. Juni 1860 zum commandirenden General des VII. Armeecorps und am 17. März 1863 zum General der Infanterie ernannt wurde.

Das Jahr 1864 brachte ihm einen größeren Wirkungskreis. Am 18. Mai wurde er, an des mit dem Oberbefehle der verbündeten Armee betrauten Prinzen Friedrich Karl von Preußen Stelle, als Commandeur der preußischen Truppen auf den Schauplatz des Krieges gegen Dänemark berufen. Für den Fall, daß die Versuche der Londoner Conferenz, den Frieden zu vermitteln, sich zerschlagen sollten, beabsichtigte man deutscherseits die Feindseligkeiten mit einem Angriffe auf die Insel Alsen von neuem zu eröffnen. Am 26. Juni war der Waffenstillstand abgelaufen, aber schon am 19. Juni hatte General v. H. in Schleswig den Befehl erhalten, sein Armeecorps am 25. im Sundewitt zu versammeln, am 28. Nachmittags gab er im Schlosse zu Gravenstein die Dispositionen zum Uebergange nach der Insel Alsen aus und am 29. Vormittags konnte er vom Sonderburger Brückenkopfe aus dem Könige melden, daß das Unternehmen gelungen, die Insel erobert sei. Der Orden pour le mérite und das Ritterkreuz des österreichischen Militär-Maria-Theresienordens waren die höchsten unter den Auszeichnungen, durch welche H. belohnt wurde. Nach Friedensschlusse blieb er in den Elbherzogthümern, bis er am 29. Juni 1865 zum commandirenden General des VIII. Armeecorps in Coblenz ernannt wurde.

Ein Jahr darauf stand er von neuem im Felde. Aus seinem Armeecorps und einer Division des VII. war eine Elbarmee gebildet, deren Commando ihm übertragen wurde. Er führte es zuerst selbständig und besetzte am 20. Juni Dresden, trat aber nach dem Ueberschreiten der böhmischen Grenze unter die Befehle des Prinzen Friedrich Karl von Preußen, des Oberbefehlshabers der I. Armee. Am 26. bestanden seine Truppen bei Hünerwasser das erste Gefecht, am 28. fochten sie bei Münchengrätz, bei dem Entscheidungskampfe von Königgrätz am 3. Juli bildete die Elbarmee den rechten Flügel der preußischen Schlachtlinie. Inbezug auf die Verwendung der Elbarmee und das Unterlassen der Verfolgung werden der Führung von der Kritik mancherlei Vorwürfe gemacht. H. erhielt indessen den Schwarzen Adlerorden und eine Dotation. Am Kriege gegen Frankreich hat er nicht mehr theilgenommen. Als das Heer mobil gemacht wurde, war er bereits um den Abschied eingekommen. Er wurde nun an der Spitze des VIII. Armeecorps, dessen Commando er weitergeführt hatte, durch General v. Goeben ersetzt und zum Generalgouverneur im Bereiche des VII., VIII. und XI. Armeecorps ernannt, auch ward ihm der Charakter als Generalfeldmarschall verliehen. Dienst hat er bis zu seinem am 2. September 1884 zu Bonn, wohin er seinen Wohnsitz verlegt hatte, erfolgten Tode nicht mehr gethan. Seinen Namen führte seit 1873 das zu den jetzt aufgelassenen Befestigungen von Sonderburg-Düppel gehörende frühere Fort Engelshöhe und trägt seit dem 27. Januar 1889, bleibend das 1. Westfälische Infanterieregiment Nr. 13.

Seine Persönlichkeit wird von einem seiner Generalstabsofficiere (Major Wiebe) mit nachstehenden Worten gezeichnet: „Sehr bestimmt, streng im Dienst,

wohlwollend, gewöhnt sich mündlich und schriftlich präcise auszudrücken, außerordentlich redegewandt, klarer Verstand, treffendes Urtheil, stattliche Erscheinung, gewinnende Formen, konnte recht deutlich, sogar derb werden" (Th. Krieg, Wilhelm von Doering, Berlin 1899, S. 106).

Militär-Wochenblatt Nr. 78, Berlin, 20. September 1884.

B. v. Poten.

Herwegen: Peter H., Maler, Zeichner, Lithograph, geboren am 15. Februar 1814 zu Köln a. Rh., † am 28. December 1893 in München, erhielt in seiner Heimath den ersten Unterricht im Zeichnen und Malen bei E. Mengelberg 1826—1830, wobei er sich frühzeitig auf eigene Füße stellte. Im Jahre 1837 kam H. über Frankfurt nach München, angezogen von der damals hochflorirenden Aera, welche sich gern im Spitzbogenstil erging, eine Richtung, die Herwegen's ganzes Sinnen und Trachten mit der freudigen Begeisterung eines echten Kölners erfaßte. Sein erfindungsreicher, origineller Geist schuf eine fast zahllose Reihe von Gedenkblättern, Diplomen, Geschäftsanzeigen, Adressen, Visitenkarten, die er theilweise im Sinne mittelalterlicher Miniaturmalerei auf Pergament ausführte oder durch Steinstich, Radirung und Farbendruck zur Vervielfältigung brachte. So arbeitete H. längst schon vor Gründung des „Kunstgewerbe-Vereins", wozu er übrigens in erster Reihe wesentlich beitrug und zu dessen thatkräftigsten und anregendsten Mitgliedern er lange gehörte, an der Veredlung des Geschmacks, indem er bereitwillig für Handwerker und Gewerbemeister strenge, stilgerechte Zeichnungen entwarf. Dabei ging er als Praktiker beim Bau seines in der Heustraße gelegenen Hauses, dessen Aussicht damals noch die ganzen Alpenkette beherrschte, mit dem besten Beispiele voraus, da, nach dem vollsten Sinne des Wortes, jeder eingeschlagene Nagel nach seiner Zeichnung gefertigt war. Ebenso wurden alle, die Innenwände schmückenden Teppiche und Tapeten, die ganze Schreiner-, Glaser-, Schlosser- und Steinmetzarbeit genau nach seinen Mustern ausgeführt — ein unvergleichliches, freilich nicht immer bequemes, aber liebenswürdiges, trautes und anheimelndes Bijou. Auch durch kluge Berechnung aller Verhältnisse und die gewissenhafteste Ausnützung derselben wußte er ganz besondere Effecte zu erzielen, so daß ein beziehungsweise kleiner Raum doch noch als „Rittersaal" überraschte.

Obwol ein feuriger Bannerträger der Gothik, welche er nach dem Vorbilde von Friedrich Hoffstadt (s. A. D. B. XII, 618) und Daniel Ohlmüller (ebd. XXIV, 185) viel gründlicher erfaßte als andere fanatische Anhänger dieser nur zu bald wieder ins Kraut schießenden und insbesondere in der religiösen Kunst schnell verholzenden Richtung, bequemte er sich doch auch zur Pflege anderer Stilarten, ohne deshalb seinen Idealen treulos zu werden. Zu seinen besten Leistungen gehören die Zeichnungen zum kunstreichen Schrein für das sog. König-Ludwig-Album, zwei Werke, welche bei der Enthüllung des Riesenstandbildes der „Bavaria" dem hochgefeierten Maecen überreicht wurden und nach dem Tode des Monarchen als sehenswerthe Zierstücke dem Kupferstich- und Handzeichnungscabinet einverleibt wurden. Herwegen's unermüdliche Hand lieferte eine Menge Entwürfe zu Standarten, Pokalen, Prunk- und Hausgeräth, welche im Wetteifer mit Eugen Neureuther und Franz Seitz in die Welt gingen. An allen Fragen und Angelegenheiten der Münchener Kunstgenossenschaft nahm H. den regsten Antheil; die decorative Einrichtung der Kneipherberge zum alten „Stubenvoll" am Anger und die architektonische Inscenirung des darauf folgenden Künstlerheims im sogenannten „Café Schafroth" waren größtentheils sein Werk. Für Dr. Trettenbacher, den kunstsinnigen praktischen Arzt, lieferte H. die Zeichnungen zu einem originellen

Arbeitspult, ebenso sämmtliche Entwürfe zu dessen Gartenhäuslein, ein Wunderwerk subtiler Invention. H. zeichnete außer zahlreichen Porträts auch viele Bildnisse, z. B. die „Pilgerfahrt des Herzogs Eberhard“ nach Gegenbauer (1848) und Schraudolph's „Ruth“ (1863 für den Salzburger Kunstverein) auf Stein, dann lieferte er Blätter zu den Prachtwerken über die Münchener Ludwigskirche, für G. Pezolt's „Hohen-Salzburg“, gravirte mit Rheingruber u. A. die Glasgemälde der Auerkirche und publicirte eine Reihe von kunsthistorischen Denkmalen aller Art. Zu seinen eigensten Leistungen gehören beispielsweise das Erinnerungsblatt an die sechste Säcular-Feier der Grundsteinlegung zum Kölner Dom (1868), die goldene Chronik von Rákoczy, das Blatt „Zum Cannstatter Volksfest“ (1852), die prachtvolle „Aufnahms-Urkunde zum Stubenvoll“ (1848), welche dann häufig als Zimmerschmuck unter Glas und Rahmen bei den Mitgliedern prangte; das köstliche Gedenkblatt an den großen zur Enthüllung des Bavaria-Standbildes am 9. October 1850 veranstalteten Künstlerfestzug; zur Eröffnung der Industrieausstellung (1854) und das Diplom aus Anlaß der 7. Säcular-Feier der Stadt München (1858), zum Schützenfest (1863) u. s. w. Seinen Bemühungen gelang auch die Errichtung eines freilich sehr bescheidenen „Senefelder-Denkmals“ auf dem Sendlingerthorplatz (1877), wobei H. als Festredner hervortrat.

Im J. 1869 traf ihn der harte Schlag, seinen einzigen Sohn Ernst H. (geb. 1845), welcher völlig in die Fußtapfen seines Vaters zu treten versprach, durch raschen Tod zu verlieren, doch ersetzte die Lücke alsbald in überraschender Weise die Kunstbegabung seiner Tochter Veronica Maria H. (geb. am 30. November 1851), welche als geistvolle Architekturmalerin, auch im coloristischen Sinne als Schülerin Lindenschmit's, mannhaft sich hervorthat und einen achtungsvollen, ausgezeichneten Namen gewann. — Zu Herwegen's besonderen Eigenschaften gehörte eine unerbittliche Geradheit, womit er seine Meinung und Ueberzeugung stets laut und vernehmlich kundgab. Es war ihm nicht gegeben, gleich Moriz v. Schwind, mit eleganter Grazie seine jeweilige Laune sprudeln zu lassen; H. ließ seinen Unwillen dick heraus, so daß Jakob Heinrich v. Hefner-Alteneck, der auch bisweilen, immer aber sehr vorsichtig in diesem Artikel sich bethätigte und dann jedes Mal zuerst seine eigne Person in scurriler Manier einführte, über H. herausplatzte, derselbe sei in seiner Kunst zwar ein Zuckerbäcker, sonst aber ein Grobschmied. Gleich dem Wiener Porträtmaler Fr. Amerling erschien H. stets in Sammtjacke mit einem quastengezierten hellen Schlapphut; eine kleine, später etwas embonpointirte, stadtbekannte Persönlichkeit. Zu seinen neidenswerthen Vorzügen gehörte, nie durch eine Krankheit behelligt zu werden, bis endlich doch eine heftige Lungenentzündung nach kurzer Qual sein kräftiges Leben brach. Kurz zuvor war es ihm noch beschieden, das Fest seiner goldenen Hochzeit zu feiern. — Die richtige Aussprache seines Namens war, zu seinem großen Verdrusse, nicht Jedem gegeben; das Wort war weder als Daktylus, noch als Anapäst, noch weniger als Cretikus oder Antibachius, sondern als echter Molossus zu betonen. Sein Andenken bleibt gewiß immer als das eines Ehrenmannes in treuer Erinnerung. Sein schöner Garten und sein köstliches Haus verloren durch Vorbauten bald die reizende Fernsicht, schließlich mußte auch das ganze unvergleichliche Anwesen der Straßenerweiterung und stattlichen Neubauten weichen. Eine bloße Ahnung des Kommenden hätte ihm zu Lebzeiten das Herz zersprengt.

Vgl. Vincenz Müller, Handbuch f. München, 1845, S. 137. — Merlo, Kölner Künstler, 1850, S. 176. — Maillinger's „Bilderchronik“ registrirt (1876) an vielen Stellen, insbesondere II, 4163 ff. über 40 meist viel-

blätterige Nummern und Werke, ohne nur annähernd eine Vollzähligkeit zu erreichen. — Nagler's Monogrammisten, 1861, III, 534 ff. (Nr. 1356) verzeichnen nur 11 Blätter. — Seubert, 1878. II, 213 thut den ganzen Mann mit 7 Zeilen ab; in H. A. Müller's Biogr. Künstler-Lexikon 1882 fehlt der Name ganz; sehr kurz behandelt ihn Fr. v. Bötticher, 1895. I, 514 und Merlo-Firmenich-Richartz in Kölner Künstler, 1895, S. 346. — Vgl. die gleichlautenden Nekrologe in Nr. 361 d. Allgem. Ztg., 30. December 1893 und im Kunstvereinsbericht f. 1893, S. 77. — Luise von Kobell erwähnt einen Entwurf für die geplante Burgcapelle auf Neuschwanstein, als Albumblatt (König Ludwig II. u. die Kunst, 1898, S. 453).

Hyac. Holland.

Herxheimer: Salomon H., hervorragender Theologe, geboren am 6. Februar 1801 zu Dotzheim bei Wiesbaden, † am 25. December 1884 zu Bernburg. Den ersten Unterricht erhielt H. vom Lehrer des Ortes und von seinem Vater, der trotz seiner anstrengenden Erwerbsthätigkeit ihm seine Mußestunden widmete. In seinem 13. Lebensjahr kam er nach Mainz, wo sich seiner R. Herz Scheyer annahm. Gehörte er dort auch nicht zu den scharfsinnigsten Schülern seines Meisters, so zählte er doch zu den fleißigsten und erfreute sich wegen seines anmuthigen witzigen Wesens allgemeiner Beliebtheit. In Mainz wirkte damals auch Michael Creizenach, zu dessen Schülern auch H. gehörte. 17 Jahre alt, übernahm er die Stelle eines Lehrers in Herborn, woselbst er 1818—1824 segensreich wirkte und lange Zeit in dankbarer Erinnerung blieb. In seinem 23. Jahre bezog er die Universität Marburg, woselbst er Philosophie, Geschichte, Pädagogik und orientalische Sprachen mit Fleiß und Eifer studirte. Nach dreijährigem Aufenthalte daselbst bezog er, mit einem Herzoglich Nassauischen Stipendium versehen, die Universität Göttingen. Am 8. Mai 1827 bestand er die Rabbinatsprüfung bei dem Provinzialrabbiner zu Marburg, und am Rüsttage des jüdischen Neujahrsfestes 1827 trat er die Stelle eines Religionslehrers in Eschwege an, woselbst er auch in der Synagoge Predigten hielt. Nachdem er auch durch den Rabbiner J. B. Levita in Rotenburg zum Rabbiner diplomirt war, wurde ihm das Kreisrabbinat in Eschwege übertragen. Am 16. November 1830 erlangte er in Marburg die philosophische Doctorwürde. In Eschwege ist sein nachmals in zahlreichen Auflagen erschienenes, weitverbreitetes und sehr geschätztes Schulbuch „Jesode ha Thora", Glaubens- und Pflichtenlehre, erschienen. 1831 wurde H. nach Bernburg als anhaltischer Landrabbiner berufen, welche Stelle er am 3. August desselben Jahres antrat und bis zu seiner am 1. September 1879 erfolgten Pensionirung inne hatte. H. hat sich große, bleibende Verdienste um die Hebung der Volksbildung und um die Verbesserung des Jugendunterrichtes erworben, und unter seinem Einfluß wurden Juden, mehr wie früher dem Handwerk und der Landwirthschaft zugeführt. Sein Hauptwerk, durch das er in weiteren Kreisen populär geworden, ist sein 1841 erschienenes Buch „Der Pentateuch im hebräischen Texte mit wortgetreuer Uebersetzung und fortlaufender Erklärung", dem 1841—1848 „Die Propheten und Hagiographen" gefolgt sind. In seinem Bibelcommentar popularisirte er die wissenschaftlichen exegetischen Resultate der bedeutendsten Forscher auf diesem Gebiete und finden in demselben neben Talmud und Midrasch, neben den Ansichten von Raschi, Ibn Esra, Kimchi, Nachmaides und Abrabanel auch die von Rosenmüller, Hitzig, Bohlen, Ewald, Delitzsch u. A. Beachtung und Berücksichtigung. Auch hat er die Bibel durch eine Reihe trefflicher homiletischer Bemerkungen für den Prediger nutzbar gemacht. Er hat es verstanden in seinen Predigten, in welchen er sich an christliche Meister wie Reinhard, Ammon, Zollikofer, Draeseke, Schleier-

macher u. A. anlehnte, seinem Fühlen und Denken volksthümlichen Ausdruck zu verleihen und ihnen ein jüdisches Gepräge zu geben. Er nahm auch an den Rabbinerversammlungen in Braunschweig 1844, Frankfurt a. M. 1845, Breslau 1846 thätigen Antheil und gab im J. 1869 auf der Synode zu Leipzig ein mustergültiges Referat über den jüdischen Religionsunterricht, erstattet auf Grund seines gründlichen Wissens und seiner reichen Erfahrung auf diesem Gebiete. Am 26. September 1877 feierte er sein fünfzigjähriges Amtsjubiläum, aus welchem Anlaß durch den Deutsch-Israelitischen Gemeindebund die „Herxheimer-Stiftung" ins Leben gerufen wurde, welcher ihn an seinem 80. Geburtstage in Anerkennung seiner großen Verdienste zu seinem Ehrenmitglied ernannte.

Ein Vorkämpfer des modernen Judenthums, Vortrag gehalten im Mendelssohn-Verein zu Frankfurt a. M. am 15. December 1884 von D. S. Salfeld. — Brüll's Pop.-wiss. Monatsblätter, Jahrg. V, S. 25, 50, 80. Adolf Brüll.

Herz: Henri H., geboren am 6. Januar 1803 zu Wien, † am 5. Januar 1888 zu Paris. Ein beim großen Publicum einst außerordentlich beliebter Modecomponist, der gut ein halb Jahrhundert den Spielstoff der Damenwelt beherrscht hat. Schon sehr jung zeigten sich seine bedeutenden Anlagen zur Musik, und kaum 8 Jahre alt, trat er schon als Claviervirtuose auf. Hierauf brachte ihn der Vater nach Paris aufs Conservatoire de musique, wo er Pradher's Clavierclasse zugewiesen wurde und in kurzer Zeit den ersten Preis erlangte. Ebenso machte er in der Compositionsclasse unter Dourlen reißende Fortschritte, so daß er schon 1818 Variationen und ein Rondo eigener Composition herausgab. Der überraschende Erfolg dieser Erstlinge verleitete ihn, auf der begonnenen oberflächlichen Bahn fortzufahren, aus der er sich kaum in größeren Werken, wie in seinen Concerten mit Orchester, herauszureißen im Stande war. Als Virtuose errang er sowol in Frankreich, wie 1831 und 1834 in Deutschland und England unbestrittene Erfolge. Als speculativer Kopf und im Verlangen reich zu werden, betheiligte er sich an der Pianoforte-Fabrik von Klepser als Theilhaber, gerieth aber in Verlust und gründete eine eigene Fabrik, doch gelang es ihm nicht, den erhofften Gewinn herauszuschlagen, daher unternahm er 1845 eine große Concerttour in den Vereinigten Staaten Amerikas und 1849/50 in Californien und Südamerika. Zurückgekehrt nach Paris, begann er nun im großen zu fabriciren und brachte die Fabrik auch in der That zu hoher Blüthe, die seinen Säckel nach Wunsch füllte. Dabei vergaß er nicht das Fabriciren von Variationen, Rondos, Polkas, Transcriptionen italienischer Opernmelodien, Phantasien u. A. und fand stets willige Verleger, die hohe Honorare zahlten. Hofmeister's Handbuch von 1828—1871 verzeichnet Opus 1—218 neben einer langen Reihe von allerhand Clavierpiècen ohne Opuszahl. Noch 1875 werden die beiden Clavierconcerte Nr. 5 opus 180 und Nr. 8 opus 218 neu aufgelegt (Mainz bei Schott, seinem Hauptverleger). Dennoch hat H. für die Jugend manches brauchbare Werk geschrieben, und sein Heft „Gammen und Fingerübungen auf 5 Tönen" bilden heute noch für den Anfänger den ersten Unterrichtsstoff.

Riemann's und Mendel-Reißmann's Lexikon. — Urtheile in der Berliner Musikztg. 2, 212; 4, 281 ꝛc. — In der Leipziger Allgem. Musik-Zeitung sehr reichlich vertreten, siehe die Generalreg., sein Porträt in Bd. 42 als Titelblatt nebst seiner Hds. in Nr. 1. Rob. Eitner.

Herzl: Sigmund A. H., lyrischer Dichter unter den Pseudonymen Idnum, Franz Emil von Rudolf und besonders Alfred (nicht Adolf) Teniers,

wurde am 26. Mai 1830 als Sohn des jüdischen Kaufmanns Adam H. in Wien geboren, den er noch vor dem Schulantritte verlor. Er besuchte die deutschen Volksschul- und Realclassen, übersiedelte jedoch am 25. October 1845 nach Ungarn. Für den Kaufmannsstand bestimmt, widmete er sich diesem mit Ernst und Eifer, hing dabei aber, wenn auch in größern Zwischenräumen litterarischen Neigungen nach. Nach mannichfachen Reisen und gründlichen Sprachstudien, vor allem im Französischen und Italienischen, brachte er es zu unabhängiger geschäftlicher Stellung im Bankfache. Zeitweise war er als einheimischer Beamter der Wiener französischen Botschaft unter dem Herzog von Gramont zugetheilt. Seit dem Jahre 1873 zog sich H. infolge nicht näher feststellbarer trauriger Ereignisse — hängen die 1874 veröffentlichten „Lieder eines Gefangenen" intimer damit zusammen? — in die Einsamkeit zurück und beschäftigte sich, um sich herauszureißen, fast ausschließlich mit kaufmännischen Arbeiten. Im März 1886 erkrankte er schwer, suchte in Baden bei Wien und anderwärts Genesung und lebte nun, wo die alte Lust zur Poesie neu und bisweilen stark erwacht war, als Privatmann, vielfach kränkelnd, zu Wien, das überhaupt auch den größten Theil des Mannesalters sein Heimathsort gewesen. Hier endete das innerlich zerrissene, äußerlich ganz normale Dasein „des im Leben todunglücklichen Dichters" (wie Kohut sagt) am 9. Februar 1889.

Außer Feuilletonbeiträgen verschiedenartigen Inhalts zu vielen österreichischen und süddeutschen Zeitungen, Reiseschilderungen und Kritiken hat H. vorzügliche Uebersetzungen aus dem Magyarischen und Französischen ins Deutsche geliefert; so eine neueste, wohlgelungene der Gedichte von Alexander Petöfi (1887, in Hendel's „Gesamtliteratur"), über welchen magyarischen Nationalpoeten er schon 1866 eine kleinere biographische Schrift verfaßt hatte. Als wesentlich lyrischer Dichter tritt H. meistens unter der Maske „Alfred Teniers" hervor in den Büchern: „Liederbuch eines Dorfpoeten" (1853), „Lieder eines Gefangenen" (1874; anonym), „Prager Elegieen" (1880; „von Alfred Teniers"), letzteres nur als Manuscript gedruckt, während die für 1887 angegebene Anthologie „Für Lebemänner" überhaupt zurückgehalten worden zu sein scheint. Zwei Jahre nach seinem Tode wurden „Alfred Teniers' gesammelte Dichtungen herausgegeben von Gustav Andreas Ressel", einem jungen (geboren 1861) Wiener Beamten und Litteraten, und diese Zusammenfassung der poetischen Erzeugnisse eines Dichters, der sich in den Vierzigern seines unbefriedigenden Lebens des Umgangs mit bekannten Meistern der Muse, wie Anastasius Grün, Graf Schack, Dranmor (F. v. Schmidt) hatte erfreuen dürfen, ist sogar 1895 in 2. Auflage nochmals herausgekommen.

Das „Liederbuch eines Dorfpoeten", die Sammlung der lyrischen Ausbeute seiner Jugend, enthält noch mancherlei Unreifes, läßt aber die entschiedene lyrische Ader des Dichters deutlich zur Geltung gelangen. Als Stimmung herrschte schon in diesem ganzen Bändchen Sentimentalität, während seine reiche spätere Lyrik in der Hauptsache sogar der Melancholie untersteht. Im „Liederbuch" sind die Lieder „An Emma", die nach kurzer Freude den Verlust, und die „verwehten Blätter", die den Tod der Geliebten betrauern, das Charakteristische. Was unter „Balladen und Romanzen" darin vereinigt steht, beweist, daß dem Dichter für die Epik und epische Lyrik höhere Anlage fehlt. Die Sammlung „Lieder eines Gefangenen" führt mit stark subjectiver Farbe Bilder härtester Noth und des Elends, durch die nur selten als Sonnenstrahl Hoffnung oder Erinnerung brechen, vor, aus der Seele des Gefangenen heraus gesungen, weltschmerzlich verzweifelnd, andererseits oft in drastischer Parallele zwischen dem Aufschwunge des idealistischen Dichterdrangs und dem äußern

Druck des Kerkers zu schreiender Dissonanz ausklingend. Das im Buchhandel nicht zugängliche Bändchen „Prager Elegieen“ führt seinen Namen von dem Umstande, daß sein ganzer Inhalt während des halben Novembers 1879 in Prag entstanden ist: ein Zeichen für des Verfassers Vermögen, den in ihm thätigen seelischen Schwingungen in kürzester Frist eine entsprechende künstlerische Fassung zu verleihen. Es gehören allerdings keineswegs alle Nummern darin unter die Gattung Elegie. Beim neuen Liederfrühling, der in den letzten Jahren über Herzl-Teniers gekommen war, steigert sich der derbe und herbe Naturalismus jener „Lieder eines Gefangenen“, häufig in der Weise Heinrich Heine's mit kaustischem Witze die Wirkungen der Poesie zerstörend, theilweise noch. Alles in Allem ist Herzl-Teniers eine durchaus beachtenswerthe litterarische Gestalt, die in ihrer Eigenthümlichkeit nicht bloß den rauhen Gegensatz eines von Haus aus weichen Poetengemüths mit einer innerlich völlig enttäuschenden, durch Leiden und trübste Erfahrungen noch mehr verbitterten äußern Lage ausdrückt, sondern auch den harten socialen, nationalen, religiösen Zwiespalt, an dem das moderne Oesterreich-Ungarn krankt. Wie hier die Gesammtheit, so findet auch der Dichter Teniers im Menschen Herzl nicht die Brücke zur Harmonie.

Lebensskizze bei Brümmer, Lex. d. dtsch. Dichter u. Pros. d. 19. Jhrhs.[5] II, 148 f., ausführlichere mit litterarischen Notizen und Proben bei Leimbach, Die dtsch. Dichter der Neuzeit u. Gegenwart III, 366—9, beide nach theilweise denselben authentischen Mittheilungen des Dichters, die daher auch hier zu Grunde liegen. — G. A. Ressel's verdienstliche Sammelausgabe ist jünger als diese Biographie. — Ad. Kohut, Berühmte israelitische Männer und Frauen (1900) II, 107; der daselbst für eine Beilage angekündigte bezeichnende Brief (Facsimile) des Pessimisten H. an den Schriftsteller Leo Herzberg-Fränkel (geboren 1827) fehlt. Brümmer und Kohut geben unrichtig „Adolf Teniers“ an. — Kürschner's Literaturkalender X (1888), 159b. — Blätter f. lit. Unterh. 2c. Ludwig Fränkel.

Herzog: Johann Jakob H. wurde am 12. September 1805 als Sohn einer angesehenen Kaufmannsfamilie in Basel geboren. Früh verwaist, besuchte er erst ein Institut in Neuveville und später das Pädagogium seiner Vaterstadt. Während seiner sechssemestrigen theologischen Studien in Basel übte de Wette den entscheidenden Einfluß auf ihn aus. In Berlin, wohin er mit seinem Freunde Abel Burkhardt gegangen war, schloß er sich Schleiermacher und Neander an. Was ihn an ersteren fesselte, waren weniger die wissenschaftlichen Gedanken als die mächtige Persönlichkeit und die starke Eigenart, welche auch den Schüler in erster Linie nach Selbständigkeit ringen hieß. Hingegen bot Neander seinem früh erwachten Interesse für die Kirchengeschichte reiche Nahrung. Dem Candidatenexamen folgten in Basel rasch die Licentiatur und die Habilitation. Da H. sich bald darauf auch verheirathet hatte, so dauerte ihm die Wartezeit des Privatdocenten in Basel zu lange. Er nahm deshalb 1835 eine provisorische, 1838 die definitive Anstellung als Professor der historischen Theologie an der Akademie in Lausanne an. Der deutsche Gelehrte war so anders geartet als seine französischen Collegen, daß er sich selbst neben einem Alexander Vinet mit Ehren zu behaupten vermochte. Denn er brachte neben staunenswerthem Wissen ein gemüthliches Wesen mit, vermöge dessen er rasch in persönliche Beziehungen zu den Studenten trat. Auch war er mit Glück bestrebt, seine Schüler nicht nur zu kirchenhistorischen Vorlesungen, sondern auch in seinem Hause zu theologischen Uebungen um sich zu versammeln. Die gleichzeitige litterarische Thätigkeit ging von den Interessen des Landes aus. Er vertheidigte Zwingli gegen den Vorwurf des

pantheistischen Dualismus, behandelte Calvin in einem mit innerer Theilnahme abgefaßten populären Schriftchen und widmete dem Baseler Reformator Oekolampadius nach einem kleineren Aufsatz die bekannte zweibändige Monographie. Sie ist inhaltlich erschöpfend, von großem Zug in der allgemeinen Anlage und klar in der Darstellung. Daneben verfolgte H. das kirchliche Leben der Schweiz und speciell des Waadtlandes mit regem Interesse. Die in Genf auftretenden Irvingianer beschäftigten ihn nicht minder wie die Conflicte, welche in Zürich über die Berufung von David Friedrich Strauß entstanden. An die Evangelische Kirchen-Zeitung berichtete er über derartige kirchliche Vorgänge durch mehrere Jahre. An bevorzugter Stelle unter diesen Artikeln stehen seine kritischen Schilderungen des um sich greifenden Darbysmus. Indessen sollte er rasch genug selbst in die kirchenpolitischen Conflicte des Waadtlandes mit hineingezogen werden. Seit den zwanziger Jahren war es auch in der Schweiz gegen den vom 18. Jahrhundert hinübergreifenden Rationalismus zu einer religiösen Erweckung gekommen, die in ihren ersten Anfängen freilich nicht ohne methodistischen Beigeschmack war. Sie hatte von Anfang an den Spott des Pöbels und die Intoleranz der liberalen Regierung gegen sich. Die letztere brachte, um von vornherein alle hierarchischen oder orthodoxen Bestrebungen unmöglich zu machen, durch das Kirchengesetz von 1839 die waadtländische Kirche in eine drückende Abhängigkeit vom Staate und hob zugleich die helvetische Confession als bindende Bekenntnißschrift auf, was die kirchlichen Kreise nicht minder verstimmte. Die Lage verschlimmerte sich, als mit der Revolution von 1845 der Liberalismus dem Radicalismus weichen mußte. Man eiferte mit gleicher Schärfe gegen „Aristokraten“ wie gegen „Methodisten“. Anlaß gegen die letzteren vorzugehen boten die außergottesdienstlichen, wenngleich öffentlichen Gebetsversammlungen, in denen ebensowol das neue religiöse Leben pulsirte wie in ihnen die krankhaften Begleiterscheinungen vornehmlich zu Tage traten Es kam zu rüpelhaften Straßendemonstrationen unter dem Schutze der Regierung, welche den Geistlichen sogar die Theilnahme an diesen Versammlungen untersagte, während der Große Rath bereits auf Entziehung des Gehaltes bei den Widerstrebenden drang. Und dazu sollten noch diese selben in ihrer persönlichen Freiheit beschränkten Pfarrer am 3. August 1845 von der Kanzel eine Proclamation verlesen, welche eben jene sie schwer drückende demokratische Verfassung öffentlich empfahl. Die durch diese Zumuthung hervorgerufene Separation von 185 Pfarrern wurde der Anlaß zur waadtländischen Freikirche. So lange man die Facultätsmitglieder unbehelligt ließ, hatte H. keinen Anlaß gehabt, zu diesen Vorgängen irgendwie Stellung zu nehmen. Erst als er vom Staatsrath am 17. Februar 1846 zum Mitglied einer neu gegründeten Commission ernannt wurde, welcher Prüfung, Ordination und Anstelluug der landeskirchlichen Pfarrer oblag, mußte er sich fragen, ob er durch den Eintritt in diese Commission das Recht der gegenwärtigen radicalen Regierung und ihre brutalen Freiheitsverletzungen sanctioniren dürfe. Er entschied sich für das Gegentheil und lehnte ab, indem er zugleich seine Professur niederlegte. Der Unabhängigkeit der Kirche in ihrer eigenen Angelegenheit brachte H. damals gern seine sociale Stellung zum Opfer, obwol er von Hause aus ein principieller Anhänger der Vereinigung von Staat und Kirche und ein entschiedener Gegner des individualistischen Freikirchenthums war. Deshalb lag es ihm auch durchaus fern, mit seinem alten Freunde Vinet in die waadtländische Separation einzutreten. Lieber ging er vielmehr auf die Wünsche seines Freundes Tholuck ein, der ihn für Preußen zu gewinnen suchte. Binnen Jahresfrist erhielt er denn auch schon einen Ruf

nach Halle, und im Herbst 1847 siedelte er als Professor der Kirchengeschichte und neutestamentlichen Exegese dorthin über.

In die sieben Jahre seiner Halleschen Thätigkeit fallen Herzog's Arbeiten über die Waldenser. Das Interesse für dieselben hatten ihm zwei in Lausanne studirende Piemontesen eingeflößt. Er unterwarf die älteste Litteratur der Waldenser einer Kritik, deren Ergebniß war, daß die wichtigen Schriften vom Antichrist, vom Fegefeuer, vom Anrufen der Heiligen, sowie der Katechismus und das Glaubensbekenntniß vom 12. in das 16. Jahrhundert herabgerückt werden mußten. Reisen durch die europäischen Bibliotheken, besonders nach Genf und Dublin, vermehrten in wünschenswerther Weise den Bestand des Quellenmateriales, so daß er den Ertrag dieser Forschungen, von kleineren Artikeln abgesehen, 1853 in einem abschließenden größeren Werke niederlegen konnte. Im Gegensatze zu Dieckhoff, der ihm mit einer gleichen Darstellung um zwei Jahre zuvorgekommen war, scheidet er in den waldensischen Schriften zwischen einer kleineren älteren Schicht und der großen Masse von Originalen bezw. Bearbeitungen, welche der husitischen oder gar erst der reformatorischen Bewegung ihren Ursprung verdanken. Und er constatirt dieser Scheidung entsprechend, daß das Waldenserthum trotz seines Biblicismus den mittelalterlich-katholischen Boden doch erst unter dem Einflusse von Hus bezw. der Reformatoren verlassen hat.

Wenn H. trotz der angenehmen Verhältnisse in Halle und ungeachtet seiner Freundschaft mit Tholuck und Julius Müller gleichwol 1854 einen Ruf nach Erlangen annahm, so gab diesmal die Aussicht auf eine ausgesprochen reformirte Professur, welche Herzog's confessionellen Wünschen besser entsprach, den Ausschlag. Der specifisch schweizerischen und der wissenschaftlich waldensischen Periode reiht sich die encyklopädische Periode im Leben Herzog's an. Bereits von verschiedenen Seiten war erwogen worden, wie der Ertrag der wissenschaftlichen Forschung seit dem Erwachen des kirchlichen Lebens in einem großen theologischen Sammelwerke festgelegt werden könne; indessen hatte die Ungunst der politischen Verhältnisse diesen Gedanken immer wieder zurückgedrängt. Dazu war Schneckenburger, den man für die Leitung anfangs in Aussicht genommen hatte, unerwartet früh gestorben. Tholuck brachte nunmehr seinen Freund H. in Vorschlag, der Alles zu besitzen schien, was zu einer solchen Aufgabe nöthig war: wissenschaftliche Productivität bei sicherem Urtheil und vielseitigem Wissen, confessionelle Weitherzigkeit neben energischer Geltendmachung seines kirchlich positiven und gläubigen Standpunktes, dazu eine reiche Fülle von persönlichen Beziehungen, welche der liebenswürdige Mann geschickt zu pflegen wußte. Somit konnte man wagen, das Werk in Angriff zu nehmen. Den ersten Band dieser „Real-Encyklopädie für protestantische Theologie und Kirche" hat H. noch 1854 in Halle herausgegeben, der 22. erschien 1868 in Erlangen. H. hat zu dieser ersten Auflage von sich aus über fünfhundert Artikel beigesteuert und es noch erlebt, daß eine zweite Auflage nöthig wurde, welche er mit Unterstützung erst von Gustav Plitt, dann von Albert Hauck in den Jahren 1877—1882 bis zum zehnten Bande fördern konnte. Gleichwol fand er in den Erlanger Jahren noch Zeit für eine Fülle von kleineren Aufsätzen, Vorträgen und Predigten. Zeigte indessen schon das Bedürfniß die Redactionsgeschäfte der zweiten Auflage der Encyklopädie mit einer jüngeren Kraft zu theilen die Abnahme der Leistungsfähigkeit bei H., so stand erst recht sein gleichzeitig unternommenes „Lehrbuch der Kirchengeschichte" nicht mehr auf der Höhe. Ein Schlaganfall gab ihm den Anlaß, sich vom Katheder zurückzuziehen; das neue litterarische Unternehmen sollte ihm ein Ersatz für die mangelnde Lehrthätigkeit sein. Dasselbe hat in drei Bänden seinen Abschluß

erreicht, blieb aber um seines compilatorischen Charakters willen ohne alle Bedeutung uud veraltete sofort. Es ist eben doch nicht jedem Specialforscher beschieden, auf der Höhe seines Lebens einen Ueberblick über das ganze Gebiet in seiner vollen Weite zu gewinnen. Am 30. September 1882 endigte nach mehrmonatlicher Krankheit der Tod ein Gelehrtenleben, das ebenso geordnet verlaufen war, wie es harmonisch abschloß; Gattin, Sohn und Tochter trauerten an Herzog's Grabe.

Herzog's Schriften aus Basel und Lausanne: „Dissertatio exegetica de loco Paulino Rom. 3, 21—31“, Basil. 1830; „Johannes Calvin, eine biographische Skizze“, Basel 1843; „Das Leben Oekolampad's und die Reformation der Kirche zu Basel“, 2 Bde. Basel 1843. — Aus Halle: „De origine et pristino statu Waldensium secundum antiquissima eorum scripta cum libris Catholicorum eiusdem aevi collata“, Halis 1848; „Die romanischen Waldenser, ihre vorreformatorischen Zustände und Lehren, ihre Reformation im 16. Jahrhundert und die Rückwirkungen derselben, hauptsächlich nach ihren eigenen Schriften dargestellt“, Halle 1853. — Aus Erlangen: „Real-Encyklopädie für protestantische Theologie und Kirche“, 22 Bde. Hamburg (Gotha) 1854—68. 2. Aufl., 18 Bde. Leipzig 1877—88 (Bd. 10 1882); „Abriß der gesammten Kirchengeschichte“, 3 Theile. Erlangen 1876—1882; Ergänzungsheft: „Kirchengeschichte des 19. Jahrhunderts von G. Hoffmann“, 1887; „Die Rückkehr der vertriebenen Waldenser in ihre Thäler im J. 1689“ (Sechs Vorträge gehalten zum Besten der Herberge zur Heimath in Nürnberg). Erlangen 1876.

Biographische Artikel über Herzog von F. Sieffert in der Beilage zur Allgemeinen Zeitung 1883, Nr. 31 und in der Real-Encyklopädie für protestantische Theologie und Kirche, 2. Aufl., Bd. 18; 3. Aufl., Bd. 7.

Friedrich Wiegand.

Hese: Johann H. (auch Hesse oder Helt, in der Berliner Handschrift seines Werkes Johann Witte de Hese genannt), Verfasser einer fabelhaften, aber im Reformationszeitalter viel gelesenen Reise in die Morgenländer, lebte nach der wahrscheinlichsten Annahme gegen Ende des 14. Jahrhunderts als Priester im Utrechter Kirchsprengel. Ueber seine Lebensumstände ist nichts bekannt, auch hat sich sein Name bisher nicht urkundlich nachweisen lassen. Er scheint vom Niederrhein zu stammen, da er in seinem Buche bei der Beschreibung einer orientalischen Stadt Köln zum Vergleiche heranzieht. Das einzige Werk, das sich unter seinem Namen erhalten hat, führt in der ältesten Ausgabe den Titel „Itinerarium ad Jerusalem per diversas mundi partes“. Handschriften finden sich in Berlin, Gießen, München, Prag, Wien, Gent und Cheltenham. Von Drucken, fast sämmtlich in Quartformat, sind aus dem 15. und 16. Jahrhundert acht bekannt, die vielfach abweichende Lesarten enthalten. Die beiden ältesten erschienen etwa 1489 oder später ohne Angaben über Ort, Jahr und Drucker, der eine wol bei Quentell, der andere bei Guldenschaff in Köln. Zwei andere, vermuthlich der Zeit um 1500 angehörend, kamen bei Gottfried Back in Antwerpen, zwei bei Robert Gourmont in Paris heraus. Drei datirte gingen aus den Pressen von Deventer hervor, zwei in den Jahren 1499 und 1505 aus der des Richard Pafraet, eine 1504 aus der des Jakob v. Breda. Weiterhin veröffentlichte der Dichter und Geschichtschreiber Nikolaus Mameranus 1565 auf Grund einer jetzt verschollenen Handschrift eine Octavausgabe bei Johannes Withagius in Antwerpen. Im 19. Jahrhundert hat Gustav Oppert in seiner Abhandlung über den Priester Johannes 1864 einen Neudruck des Textes von 1504 veranstaltet und die abweichenden Lesarten der Berliner Handschrift beigefügt. Auch Friedrich Zarncke hat in seinem Buche über den

Priester Johannes 1876 einen Abdruck der Berliner Handschrift gegeben. Eine holländische Uebersetzung, die Johann Voet, Priester zu Utrecht, 1398 verfaßte, hat de Vries 1845 in den Verslagen en Berichten der Vereeniging voor oude Nederl. Letterkunde theilweise publicirt. Obwol das Werk keine wirklich vollbrachte Reise beschreibt, sondern ohne Zweifel von Anfang bis Ende erfunden ist, muß es doch als culturhistorisch interessant bezeichnet werden, da es in anschaulicher Weise erkennen läßt, wie man sich gegen Ende des 14. Jahrhunderts in Deutschland die Zustände im Orient vorstellte, und da es namentlich eine Menge damals für wahr gehaltener Nachrichten über den sagenhaften Priester Johannes mittheilt. Nach der Behauptung des Verfassers besuchte er im Frühjahr 1389 (in der Ausgabe von 1504 ist infolge eines Druckfehlers 1489 angegeben, während Pez in seinem Thesaurus anecdotorum 1, LXXXVII irrthümlicher Weise sogar das Jahr 889 setzt) Jerusalem und die heiligen Orte der Umgegend. Im Mai zog er nach dem Jordan, wanderte dann ans Rothe Meer, wo ihn die große Zahl der fliegenden Fische in Verwunderung setzte, und traf schließlich in Hermipolis, der Hauptstadt Aegyptens ein. Von hier aus durchquerte er die Sinaihalbinsel, besichtigte das altberühmte Catharinenkloster, begab sich vorübergehend nach Chaldäa und kehrte dann an den Nil zurück, auf dem er bis Damiad fuhr. Nachdem er diese Stadt wieder verlassen hatte, reiste er zur See nach Aethiopien, hörte hier von Zwergvölkern und einäugigen Menschen, vom Magnetberg und Lebermeer berichten und kam endlich in der großen Stadt Andronopolis in Indien an, wo viele Thomaschristen wohnten und ein König Brandicanus unter der Oberhoheit des Priesters Johannes herrschte. Er hielt sich hier nicht lange auf, sondern segelte 30 Tage hindurch weiter bis zu den Hafenorten Beliad und Gadda, dann abermals 24 Tage bis nach Edissa am Tigris, der Hauptstadt des Priesters Johannes, dem 11 christliche und 7 heidnische Könige gehorchten. Er besuchte dessen prächtigen Palast und beschreibt ihn ziemlich eingehend. Dann pilgerte er nach Hulna oder Ulua in Mesopotamien zum Grabe des Apostels Thomas. Von hier aus trat er eine wunderbare Fahrt durch allerlei Fabelländer an. Er gelangte an die unübersteigliche Mauer des Paradieses, besuchte den Ort des Fegefeuers, wo er das Geschrei der gequälten Seelen hörte, landete auf einem Kraken, den er für eine Insel hielt und der ihn sammt seinem Schiffe beinahe in die Tiefe gezogen hätte, und erblickte den Felsen der Sirenen, deren Gesang ihn ergötzte. Endlich kam er glücklich wieder in Jerusalem an. Hier bricht die Erzählung ab. Das Buch ist lediglich aus älteren Schriften fabelhaften Inhalts compilirt. Als wichtigste dieser Quellen erscheinen mehrere auch sonst in der spät mittelalterlichen Litteratur vielfach benutzte Schriftwerke, wie die Epistola Presbyteri Joannis, der Tractatus de decem nationibus Christianorum, der Liber de infantia Mariae und der Bericht De adventu Patriarchae Indorum ad Urbem sub Calixto Papa secundo. Einzelheiten sind aus der Reisebeschreibung des heiligen Brandanus, dem Volksbuche vom Herzog Ernst und verschiedenen Gedichten oder Romanen aus dem Gebiete der Gralsage entlehnt.

Beckmann, Litteratur der Reisebeschreibungen. Göttingen 1810. 2, 390—99 u. 561. — Barante, Histoire des Ducs de Bourgogne. Brüssel 1835. 5, 425—37. — Oppert, Der Presbyter Johannes. Berlin 1864. S. 180—93. — Van der Aa, Biographisch Woordenboek der Nederlanden. Haarlem 1867. 8, 706. — Zarncke, Der Presbyter Johannes. Lpz. 1876. S. 159 bis 171. — Röhricht, Bibliotheca geographica Palaestinae. Berlin 1890. S. 92—93 u. 160.

Viktor Hantzsch.

Hesekiel: Ludovica Karoline Albertine Emanuele H., verehelichte Johnsen, als Schriftstellerin „Ludovika Hesekiel“, älteste Tochter des Dichters und Schriftstellers George H. (s. A. D. B. XII, 270 ff.); sie wurde geboren am 3. Juli 1847 in Altenburg. Bei ihrer Taufe waren Ludwig Tieck und Emanuel Geibel unter den Pathen, darum trug sie beider Dichter Namen. Tieck stand dem Hause Hesekiel persönlich näher und gab den Anlaß, daß George H. 1848 nach Berlin übersiedelte, wo er die Redaction des ausländischen Theils der neugegründeten „Kreuzzeitung“ übernahm. Ueber die Wiege der kleinen L. brausten die Schrecken der Revolution hin. Sie mußte einmal, weil das Haus des als Reactionär bei den Republikanern verhaßten Vaters bedroht war, von einer Schwester ihrer Mutter über die Straße durch die Aufständischen hindurch in Sicherheit gebracht werden. So wurde die Revolution für sie ein Schreckgespenst bis in ihre Kindesträume hinein und prägte sich der früh geistig geweckten und geistig erregten Kleinen als das auf Erden zumeist zu hassende ein. Ihr haftete von daher etwas scheues gegen die Außenwelt an, zugleich aber erfaßte sie früh eine fast abgöttische Verehrung für ihren Vater, die ihr bis ans Ende geblieben ist. Im Hause des Vaters in Berlin, wo er mitten in die Hochfluth des politischen Treibens hineingestellt war, verkehrte alles was mit conservativer Politik, auch aber was mit der schönen Litteratur in Berührung kam. So wurde auch das Kind sehr früh von dem bewegten Treiben der Poesie und Litteratur berührt. Bald war sie in geistiger Entwicklung ihren Jahren weit voraus. Sehr früh schon in die Schule geschickt, lernte sie spielend und setzte oft genug durch wunderbare Fragen, oft genug auch durch allerlei altkluge Bemerkungen Lehrer und Lehrerinnen in staunende Bewunderung. Besonders auffallend waren ihre Fähigkeiten auf dem Gebiet fremder Sprachen, wie der Geschichte und Litteratur. Kaum zwölfjährig, mußte sie der Schule entnommen werden; das Pensum war absolvirt. Sie arbeitete nur noch privatim, dadurch erhielt ihre Erziehung und Denkweise eine gewisse Einseitigkeit. Auch auf die Redaction nahm der Vater sie jetzt schon mit. Sie hatte hier unter den vielen schreibenden Herren ihren eigenen Tisch; Niemand störte sie und sie ließ sich auch nicht stören. Sie machte Auszüge aus ausländischen Zeitungen, übersetzte kleine Essays und bereicherte ihre Kenntnisse nach allen Seiten. Nebenbei wurde hier mancherlei gesammelt, was dem Vater bei der nächtlichen Abfassung seiner Romane dienen konnte. Ihm kleine Dienste erweisen zu können, war ihr größter Stolz und mächtig fühlte sie sich gehoben als der Vater sie eines Tages bei der redactionellen Arbeit „mein lieber junger College“ anredete. So weiblich die Grundstimmung ihres Gemüthes war, so bekam sie doch durch die straffe Schule und Disciplin des Vaters eine feste Geschlossenheit.

Großen Stolz empfand L. besonders dann, wenn der Vater sie in geheimer Mission in die Wilhelmstraße schickte, um dem großen Leiter der Politik eine wichtige Correspondenz zuzutragen oder ihm diesen und jenen Artikel aus dem Bereich der hohen Politik im ersten Bürstenabzug zur Correctur vorzulegen und sein Placet oder seine Randglossen in Empfang zu nehmen. Dabei fiel dann auch wol einmal, wenn der „Eiserne“ gerade in guter Stimmung war, eine kleine schmeichelhafte Bemerkung für die niedliche Ueberbringerin ab. Bald war L. des Vaters rechte und linke Hand. Er konnte sie so wenig entbehren, wie die Mutter das jüngere Töchterchen die Lise, die im Haushalt ebenso praktisch wie L. ungeschickt war. Kochen hat sie nie gelernt, obwol sie mit ihrem etwas epikureisch angelegten Vater zusammen ein interessantes Kochbuch verfaßte und herausgab: „Speise und Trank — Ein deutsches Kochbuch von George und Ludovica Hesekiel“.

Sehr ernst nahm L. die Vorbereitung auf ihre Confirmation durch den alten ehrwürdigen Generalsuperintendenten Büchsel. Außer ihrem Vater hat wol L. in ihren Jugendjahren keinen Mann so hoch verehrt wie diesen ihren Seelsorger. Daß der Vater ihr zur Confirmation das Büchlein der Augsburgischen Confession schenkte, darf als charakteristisch für den Geist des Hesekiel'schen Hauses erwähnt werden. Es kamen die ersten kleinen Sommerreisen mit ihren Eltern in den Harz, zu den Kreideklippen Rügens. Dann schickten die Eltern sie, damit sie doch etwas haushälterische Fähigkeiten sich aneigne, in ein ländliches Pfarrhaus der Provinz Sachsen zum Bruder des Vaters. Die ländliche Idylle dünkte sie ein wahres Paradies, doch aber kehrte sie nach einigen Monate gerne wieder zu ihren Büchern und Schriften in ihr „Sanctuarium" nach Berlin zurück.

Schon in früheren Jahren hatte L. einige nicht üble Uebersetzungen geliefert, 1868 trat sie mit dem dreibändigen Roman „Eine brandenburgische Hofjungfer" in die Oeffentlichkeit. Sensationell wirkte die Novität nicht gerade; ihre Erfindungsgabe war überhaupt nicht groß, aber die Arbeit zeigte ein liebenswürdiges Talent, warme Empfindung und Anschaulichkeit der Zeichnung; die weitverbreitete Lesewelt des Vaters kam der Tochter freundlich entgegen. Schon war L. mit den Entwürfen ihres zweiten Romans „Lenz Schadewacht" fertig, da unterbrachen öffentliche und private Verhältnisse die Ruhe des Schaffens. Der französische Krieg war ausgebrochen und daheim nahm jetzt die Liebesthätigkeit für die im Felde Stehenden und die verwundet Heimkehrenden Herz und Hände der Frauenwelt in Anspruch. Mit vollster Hingebung stellte sich auch die zarte Schriftstellerin in den aufreibenden Dienst der Baracken und des Vaterlandes. Ihre Thätigkeit in den Berliner Lazarethen beschrieb sie in dem Buche „Barackenleben" (Berlin 1872). Wie sie monatelang die schwere Arbeit auszuhalten vermochte, ist kaum zu begreifen. Aber die Tochter des Schreibers der Soldatengeschichten fühlte auch sich selbst hier im Soldatendienst und leistete ihn mit voller Treue; mit stolzer Freude durfte sie dafür die erste ihr verliehene Decoration anlegen.

Aber andere schwere Prüfungen folgten unmittelbar nach. Ein zartes Herzensverhältniß, welches sich angeknüpft hatte, fand durch das Verschulden des anderen Theils eine schmerzliche Lösung und zugleich trübten sich andere tief eingreifende Beziehungen. Bismarck vollzog seinen Bruch mit der Kreuzzeitungspartei. Hesekiel, bisher sein treuer Bannerträger, der an dem Programm der Kreuzzeitung festhielt, konnte den neuen Bahnen des gewaltigen Staatsmannes weder politisch noch kirchenpolitisch folgen. Unter schweren Seelenkämpfen löste er sich von dem bisher Bewunderten los. Es ist wol denkbar, daß dies zum ersten Nagel zu seinem Sarge ward. Erst 55jährig schloß er am 6. Februar 1874 die Augen. Bald nach seinem Tode siedelte die Mutter mit den Töchtern nach Potsdam über, wo sie in der Jägerallee ein kleines Haus besaßen. Viel Vermögen hatte der Vater ihnen nicht hinterlassen, trotz seiner nicht unbedeutenden Einnahmen bei der Kreuzzeitung und der Honorare für die mehr als 140 Bände seiner Schriften. Jetzt wurde die damals 26jährige L. gewissermaßen Chef des Hauses. Sie nur konnte des Vaters Nachlaß ordnen; ihr bestes Erbe war die Feder des Vaters; sie allein war im Stande den Haushalt, wenn auch unter bedeutenden Einschränkungen weiterzuführen. Des Vaters Segen ruhte auf ihrem tapferen Muth und ihrer Geistesarbeit. Hatte der Alte einmal geschrieben: „'s wird nicht alles ausgesungen, manches wird nur angeklungen", so war es nun der Tochter schöner Beruf, Vieles auszusingen von dem, was der Vater in seinen Gedanken und Elaboraten nur leise hatte anklingen lassen. Ihre Muse diente

dem Broterwerb, wir wollen sie aber darum nicht minderwerthig schelten. Ein großer Theil ihrer späteren Romane erschien zuerst im Feuilleton der Kölnischen Zeitung gegen ein Honorar von 4—5000 Mk. und darüber, zu dem dann noch der Ertrag der Buchausgabe kam. So konnte die kleine Familie nicht nur ganz behaglich leben, indem mindestens jedes Jahr ein größerer Roman erschien, sondern es blieben auch noch Mittel für vielerlei Wohlthätigkeitsbestrebungen übrig. Es konnten aber auch noch allsommerlich kleinere und größere Reisen gemacht werden, meistens Reisen zu Studienzwecken für die Romane, auf denen L. bald von der Mutter, bald von der Schwester begleitet ward. Auch wenn L. ihre Erzählung in alte Zeiten verlegte, suchte sie sich eine lebhafte Anschauung der Oertlichkeiten und Verhältnisse zu schaffen, welche sie zu schildern vorhatte. Dadurch wußte sie ihren Erzählungen ein frisches locales Gepräge zu geben, wie sie überhaupt mit großer Gewissenhaftigkeit den jeweiligen Stoff ihrer Darstellung durchzuarbeiten und zu ergründen bestrebt war. Ihre Reisen führten sie recht weit umher, bis nach Dänemark, Norwegen und Schweden, nach Frankreich und den Niederlanden, wie in die Gebirgswelt des Südens. So im Sommer, und ihre winterliche litterarische Thätigkeit hatte in diesen 12 Jahren mehr als 40 Bände an historischen Romanen wie einfach vaterländischen Geschichten und Erzählungen auf den Büchermarkt gebracht. Da stellte ihr im J. 1887 Fürst Heinrich Reuß j. L., den Antrag ein Lebensbild der verewigten Fürstin Agnes Reuß zu schreiben und lud sie dafür in das Schloß zu Schleiz ein, wo sie das Material erhielt. Hier schrieb sie, von fürstlicher Gastfreiheit geehrt, in ungefähr fünf Wochen das Buch der Fürstin Reuß, für das sie neben hohem Honorar zu ihren bisherigen preußischen Decorationen die goldene Medaille für Kunst und Wissenschaft erhielt. Dann aber gab ein anderer Antrag ihrem Leben eine ganz neue Wendung. Ihr blühte ein später Frühling, dessen Glückes sie aber nicht lange mehr froh werden sollte. Ein verwittweter coburgischer Geistlicher, der Diakonus Johnsen in Neustadt bei Coburg, den sie im Sommer 1886 im Harz hatte kennen lernen, trug ihr seine Hand an und sie folgte ihm 1887 in die neue Heimath, wo sie drei Knaben und ein kleines Mädchen, das der ersten Mutter das Leben gekostet hatte, an ihr treues, liebewarmes Herz nahm. Mit ihr zog neuer Sonnenschein und Freude in das Pfarrhaus ein. Auch der Gemeinde ward die treue Gattin und Mutter bald eine Trost und Segen spendende Wohlthäterin. Aber dies schöne neue Glück war ihr und den Ihrigen nur kurz bemessen. Sie hatte ihrer zarten Constitution schon zu viel zugemuthet, zu viel gearbeitet, zu viel auch gelitten. Und auch hier im Pfarrhaus setzte sie trotz lähmender Kopfschmerzen ihre Schriftstellerei fort. Außer der anmuthigen Erzählung „Der Musterschreiber“ aus der Zeit des Frundsbergs und kleinen Novelletten wie „Der lustige Gascogner“ schrieb sie im Neustädter Pfarrhaus noch den gehaltvollen Roman „Andernach und Clairveaux“.

Der erste Winter in Thüringen hatte ihrer Gesundheit sehr geschadet; im Sommer zog sie mit Mann und Kindern zum Besuch der Mutter und Schwester ihrem lieben Potsdam zu. Im folgenden Winter kränkelte sie und ihre sonst so rastlose Feder mußte gänzlich ruhen. Da traf sie am 1. April 1889 ein Schlaganfall, dessen Folgen sie schon am 6. April erlag. „Fromm und feudal“, das ist das eine große Thema ihres Lebens, das uns in ungezählten Variationen und Stimmungsbildern wiederkehrte wie ein Wagnerisches Leitmotiv. Fromm und feudal, so steht ihr eigenes Bild im Kranz der Treuen und in diesem Colorit wird es ein Vermächtniß sein für das deutsche Volk und seine Fürsten.

Ein Verzeichniß der Schriften Ludovica Hesekiel's findet sich in Brümmer's Lexikon der deutschen Dichter und Prosaisten des 19. Jahrhunderts. (Nach einem uns gütigst zur Verfügung gestellten ausführlicheren Lebensbilde von der Hand des noch heute zu Neustadt, Sachsen-Coburg, lebenden Oberpfarrers Johnsen.)

Hesselloher: Hans H., Dichter des 15. Jahrhunderts. Ueber seine äußeren Lebensumstände geben uns theils Wiguleus Hundt's Stammenbuch, theils Urkunden einigen Aufschluß. Vermuthlich war er zu Wolfratshausen (Oberbaiern) geboren. Sein Vater Niklas H. ist dort 1410—1421 als Landrichter, 1423 als herzoglicher Zöllner zu München, 1430—1436 als Landrichter und Pfleger zu Pähl und Stadtrichter zu Weilheim beurkundet; er starb 1453, wie noch ein Grabstein im Friedhof des Dorfes Pähl anzeigt. Dessen Söhne „Andre und Hans die Hesselocher zu Päl" tauschten im gleichen Jahre 1453 zwei Höfe und ein Lehen zu Rösselsberg ein. Aus dem Namen dieses letzteren Gutes, das im Thal unter dem südlich vom Ammersee sich erhebenden mächtigen Bergschloß Pähl liegt, erklärt sich das Hesselloher'sche Wappenbild: ein doppelter Pferdekopf, als Schachfigur („Rössel") gestaltet. Im J. 1460 verliehen Herzog Johann und Sigmund von Baiern den „Gebrüdern Anndre und Hans H. die pfleg Päl ir lebenlanng, irer getreuen diennst halb, die sy Irem anherrn, vatern und Inen gelaistet". Wegen dieses „gefreiten Sitzes" wurden sie „in die Landtafel beschriben" (Recht zur Mitwirkung am Landtag). In Urkunden der Jahre 1453—1472 begegnet Hans H. (wie früher sein Vater) als Pfleger (Verwalter des landesherrlichen Besitzes) zu Pähl, 1466—1483 als Land- und Stadtrichter zu Weilheim.

Seine Lieder geben meist heitere Schilderungen des Bauernlebens, ähnlich wie jene Neidhart's von Reuenthal. Durch des Letzteren Eigenart offenbar beeinflußt, erscheint H. doch nicht als bloßer Nachahmer, sondern als selbstständiger Fortsetzer. Den späten Vertretern mittelhochdeutscher Dichtung, Oswald von Wolkenstein und Hugo von Montfort reiht er als jüngster sich an und bildet so einen der allerletzten Ausläufer höfischen Minnesangs, dessen strenge metrische Form und Sprache er freilich nicht mehr bewahrt. Nach Wiguleus Hundt hat er „viel schöner deutscher lächerlicher und artlicher (= komischer und ernster) Lieder gedichtet". Doch sind uns nur inbezug auf sechs oder sieben dieser Lieder zuverlässige Nachrichten überliefert. Von vier derselben besitzen wir einen ganz oder beinahe vollständigen Text.

Das erste („Wes sol ich beginnen? Die fröd wil mir zerrinnen") stellt sich mit dem aus den Minnesängern und insbesondere aus Neidhart gewohnten Natureingang (Strophe 1 und 2) zunächst als Winter- oder Herbstlied dar, ist dann (Str. 3—15) die spöttische Beschreibung eines verliebten und eitlen jungen Bauern, woran sich aber eine derbe humoristische Selbstkritik des Dichters (Str. 16—17) und zuletzt (Str. 18) ein freundlicherer Zuruf an die Geliebte des vorher durchgehechelten Bauern (die „schöne Ell") anschließt. Das zweite Lied: „Tantzen het ich mich vermessen (verabredet), Da man den Hesseloher sprang" führt uns in den beiden ersten Versen auf ein damals schon als Tanzweise verbreitetes Lied unseres Dichters hin. Er erzählt dann, wie er zwei junge Damen adeligen Standes („Hofejungfrauen") zum Tanze auffordernd von ihnen abgewiesen wurde, was er nun durch neckende Verse rächt. Doch auch hier schließt er mit einer versöhnlichen Wendung: „Die schult die wär wol halbe mein . . . Das leg sie mir aus zum besten!" Das dritte Lied: „Mir ist gesagt von einem gatten (= gättling, mhd. getelinc Geselle, Bursche) Wie er an dem tantz künn watten" schildert wieder einen ländlichen Stutzer (Ueberschrift: „Eßellocher von dem pawrenknecht zu Stra-

wing"). Das beste dieser interessanten Lieder ist das vierte („Von üppiglichen dingen So will ichs heben an"), welches in erzählender Form ein aus der Wirklichkeit gegriffenes sehr einfaches Stückchen Dorfgeschichte, die bei einem Tanze entstandene Schlägerei, auf höchst lebendige und dramatische Weise vor Augen führt. So streng hier die Thorheiten übermüthiger Bauern gerügt werden, so läßt sich doch eine belehrende Absicht für das Volk und damit ein gewisses Wohlwollen gegen dasselbe nicht verkennen. Das fünfte Gedicht ist ein Minnelied, von dem aber nur der Anfang vorliegt: „Es taget von dem Holnstein" . . . „das ist einer Jungfrau dieß Namens zu Ehren von ihrem Freyer Hensel Heseloher gemacht". Das sechste Stück bringt wieder die Selbstironie des Verfassers: „Item auch ein Lied von Jme selbs, anfachent, Hännsl Heseloher wie lanng wilt leppisch sein, 2c." In einer jetzt verschollenen Handschrift des 15. Jahrhunderts, 1815 durch J. C. v. Fichard herausgegeben, findet sich ein Gedicht: „Ich weiß ein dörppel, heißt der Glantz; Er springt gar höfflich an dem dantz 2c." Der Urheber ist nicht genannt, aber das Versmaß stimmt vollständig mit dem obigen ersten Lied überein; Inhalt, Ton und Sprache machen es sehr wahrscheinlich, daß auch dieses Gedicht von H. verfaßt ist.

Ein Druck vom Anfang des 16. Jahrhunderts, das Volksbuch „Neidhart Fuchs" enthält neben wenigen echten viele angebliche Neidhart-Lieder. Eines der letzteren: „Der mei ist wider in daz land" wird ebenfalls Neidhart zugeschrieben („Hie nach sagt Neidhart von dem hoffertigosten törpel, den er ie gesehen hat"), bildet aber in Wirklichkeit eine Umarbeitung von Hesselloher's „Mir ist gesagt von einem gatten" (oben Nr. 3). Besonders große Verbreitung fand das Lied „Von üppiglichen Dingen" (oben Nr. 4). Hierauf deutet schon der Umstand, daß acht von Späteren stammende Gedichte dessen Versmaß oder Melodie und einen gleichen oder ähnlichen Anfang haben. Von Hesselloher's Lied selbst sind noch aus dem 16. Jahrhundert vier Drucke vorhanden. Die älteste Handschrift, welche Lieder von ihm enthält, ist aus dem Jahre 1454. Daß uns der wol größere Theil seiner Dichtung, namentlich die „artlichen" (ernsten) Lieder verloren gegangen, bedauern wir umsomehr, wenn wir das Lob vernehmen, welches ihm ein Zeitgenosse, der bairische Dichter und Maler Ulrich Füterer spendet. Letzterer sagt im Epilog zum „Abentewr vom herr Lohergrim", H. übertreffe ihn so weit, daß er „aus scham kunsthalb erröte" . . . „fürwar sein ticht an künsten ist nicht klaine".

In seiner Jugend zog H. als fahrender Sänger umher, wie er selbst scherzhaft andeutet („Wo ich in dem land umbsapp, So hat man mein genug" Lied 2) — zunächst im heimischen Baiern („im land"), kam aber auch in größere Ferne, wenn das obige Lied (7) wirklich von ihm stammt, worin er auf den hochgewölbten Rittersaal des Stuttgarter Grafenschlosses anspielt. Er sang wol meist in Burgen des Adels, dessen Widerstand gegen das stolze Emporstreben der Bauernschaft seine Dichtung ebenso, wie die Herrn Neidhart's, spiegelt. Wir sehen ihn aber auch gleich diesem an Bauernreigen seiner Heimath theilnehmen: „Ich wand (wähnte), es war die selbig Ell, Da ich vor offt mit tantzet han Auff dem kirchtag ze Pel" (Lied 2).

Wie bemerkt, erscheint H. urkundlich zuletzt 1483 als Landrichter in Weilheim; 1486 ist seiner als verstorben gedacht. Er wurde nebst seinem Bruder Andreas in der von Beiden gestifteten Allerheiligencapelle des Klosters Andechs bestattet. Nahe dem Schlosse Rösselsberg (s. o.) steht auf der Wiese eine hohe Steinsäule von hübschen gothischen Formen. Der obere Theil bildet eine sogenannte Todtenleuchte; er zeigt in einer Nische der Vorderseite die plastische Darstellung von Jesus am Kreuze mit Johannes und Maria, auf

der Rückseite das Hesselloher'scher Wappen, auf einer der Seitenwände die Jahrzahl 1483. Nachdem Hans Hesselloher's Tod in den Zeitraum von 1483 bis 1486 fallen muß und die Figur des Apostels Johannes an den Vornamen unseres Dichters erinnert, so wird diese Betsäule wol seinem Andenken gewidmet sein.

Hans Hesselloher's Lieder. Von August Hartmann (Texte und Abhandlung mit Uebersicht der bis dahin erschienenen Litteratur) in „Festschrift Konrad Hofmann zum 70sten Geburtstag 14. November 1889 gewidmet von seinen Schülern" (= Romanische Forschungen hsg. v. K. Vollmöller, Bd. 5) S. 449—518. Auch als Sep.-Abdr. Erlangen 1890, Verlag von Fr. Junge. — Johannes Bolte, Der Bauer im deutschen Liede, S. 46—53 (aus Acta Germanica I, 3) Berlin 1890. — F. W. Hoffmann, Gotische Betsäule bei Schloß Rösselsberg (mit Abbildung) in „Altbayerische Monatsschrift" I, 158—161. München 1899.

August Hartmann.

Heß: Heinrich Georg August H., einer der hervorragendsten Wasserbautechniker, wurde am 20. Mai 1827 in Lüneburg geboren. Seine Schulbildung erhielt er auf dem Gymnasium in Lüneburg und später in Verden. Nach Absolvirung des Gymnasiums besuchte er drei Jahre hindurch die Polytechnische Schule in Hannover und zwei Jahre das Polytechnikum in Karlsruhe, von wo aus er mehrere größere Studienreisen in die Schweiz, Italien und Oesterreich unternahm. Darauf studirte er noch fünf Semester auf der Universität Göttingen. Hier veröffentlichte er bereits ein beachtenswerthes Werk: „Die Leuchtthürme" (Berlin 1851). Nachdem er das erste Staatsexamen im Wasserbaufach bestanden, wurde er am 1. April 1851 zum Bauführer ernannt und der Wasserbauinspection Neuhaus a. d. Oste zugewiesen. Hier wurde er vorwiegend mit Meliorationssachen beschäftigt und das war wol entscheidend für seine späteren Arbeiten. Außerdem nahm er auch an den Geschäften der Wasserbauinspection Neuhaus theil und führte namentlich die Reparatur der durch Sturmfluthen entstandenen Schäden der Otterndorfer Canalschleuse aus und leitete den Bau des Neuhauser und Basbecker Canals.

Nach wohlbestandenem zweiten Staatsexamen wurde H. am 12. Juni 1857 zum Wasserbauconducteur ernannt und zur Bearbeitung größerer Meliorationsprojecte, namentlich der Entwässerung des Wietzenbruchs in die Wasserbauinspection Celle versetzt. Am 1. Mai 1858 wurde ihm diese Inspection übertragen. Der Bezirk umfaßte 11 Aemter und die drei Städte Celle, Burgdorf und Gifhorn, das Gebiet der Aller von der Braunschweiger Grenze bis zur Grenze des Amts Verden. Hier bot sich ihm Gelegenheit zur Projectirung und Ausführung einer ganzen Reihe von Landesmeliorationen, namentlich in der Umgegend von Celle und Meinersen, welche von um so größerer Bedeutung für die Landescultur waren, als in den meisten Ortschaften zur Hebung der Landwirthschaft auch die Hebung der Wiesencultur unumgänglich erforderlich war. Es wurde jetzt auch von ihm das Project der Entwässerung des Wietzenbruch nach Ausführung der umfassenden Vorarbeiten speciell bearbeitet und veranschlagt. Die Fläche betrug 1000 ha, die Kosten der Ausführung wurden auf 2 141 000 Mk. berechnet. Es war jedoch bei der geringen Intelligenz der dortigen Bevölkerung nicht möglich eine Majorität für die Ausführung des Projectes zu gewinnen. H. wurde damals auch zu den Commissionsberathungen behufs Revision des Gesetzes über Ent- und Bewässerung und Erhaltung der natürlichen Wasserzüge berufen. In den Jahren 1860—1863 führte H. die Oberleitung über die Correction der Oberaller vom Drömling bis Dickhorst. Nach Angabe Sachkundiger trat eine Verzinsung des Baucapitals von rund $1/2$ Million Mk. von $33 1/3$ % ein. 1861 unternahm H. im Auftrage und

auf Kosten der hannoverschen Regierung eine Reise zum Studium größerer Meliorationsanlagen in Deutschland, Belgien und Holland und im J. 1864 in gleicher Weise eine Reise nach Belgien, Holland und Frankreich zum Studium der Schifffahrtscanäle und des Einflusses derselben auf die Landwirthschaft. In den Jahren 1864—1866 leitete er die Vorarbeiten zu einem Project des Rhein=Weser=Elbe=Canals in der Provinz Hannover und führte die Bearbeitung des Projects und den Kostenanschlag aus. Ebenso bearbeitete er das Project der Entwässerung des Geester Moores bei Osterholz im Kreise Fallingbostel und leitete die Ausführung desselben. Während der Verwaltung der Stelle eines Oberbauraths bei der Landdrostei Lüneburg vom 1. Januar 1870 bis 1. April 1871 bearbeitete er neben den Dienstgeschäften die Melioration der Alpe=Niederung im Auftrage des Ministers für Landwirthschaft. Sie umfaßte eine Fläche von 4500 ha und wurden die Kosten auf rund 1 Million Mk. berechnet. „Die Melioration der Alpe=Niederung" (Hannover 1871). Zugleich veröffentlichte er in der Zeitschrift des Architekten= und Ingenieurvereins zu Hannover Bd. XVII eine interessante Arbeit über „Die künstliche Entwässerung bedeichter Küstenmarschen mittelst der Fluth".

Am 1. April 1871 nahm H. das Anerbieten, in die landwirthschaftliche Verwaltung überzutreten, an und siedelte als Meliorationsbauinspector nach Hannover über. Sein Bezirk umfaßte die Landdrosteien Hannover, Hildesheim, Lüneburg und Stade. Die beiden anderen Landdrosteien Aurich und Osnabrück wurden damals noch von Münster aus verwaltet, doch kamen sie am 15. Juli 1887 ebenfalls unter Heß' Aufsicht, so daß er von dieser Zeit ab das Meliorationswesen der ganzen Provinz zu verwalten hatte. In seiner neuen Stellung erwartete ihn eine Fülle von Arbeiten. Zunächst setzte er seine Thätigkeit in Beziehung auf Meliorationen mittlerer Größe namentlich in der Gegend von Celle fort. Ferner bearbeitete er in Gemeinschaft mit dem Baurath Michaelis in Münster auf Grund seines ersten Projectes ein neues Project für den Rhein=Weser=Elbe=Canal und veröffentlichte dasselbe. Ferner wurde er im Juni 1871 nach Ungarn berufen, um ein Gutachten über die projectirte Verbesserung des Franzenscanals zwischen Donau und Theiß, sowie über die geplante Bewässerung einer an demselben belegenen Fläche von 400 000 Joch abzugeben. Infolge dieser Arbeiten, welche von der ungarischen Regierung volle Anerkennung fanden, sprach ihm der Minister Tisza den Wunsch aus, die Superrevision verschiedener großer Canal= und Meliorationsprojecte zu übernehmen und er wurde zu diesem Zwecke mehrfach nach Ungarn, Kroatien, Nieder=Oesterreich und Mähren berufen. Es handelte sich um Meliorationen, die zu den größten Europas gehören und deren Kosten 20—80 Millionen Mk. betrugen. Von dem Ministerium für Landwirthschaft wurde ihm in dieser Zeit auch die Oberleitung der Ausführung der Magdeburger Elb=Umfluth übertragen. In den folgenden Jahren bearbeitete er das Project eines Schifffahrtscanals zwischen Rostock und Berlin: „Das Project des Rostock=Berliner Schifffahrts=Kanals" (3 Hefte, Rostock 1873, 1874 und 1875) und „Die Bedeutung des Rostock=Berliner Schifffahrts=Kanals für die landwirthschaftlichen Interessen" (Rostock 1878). Bemerkenswerth ist noch eine kleine Arbeit: „Bemerkungen über Feststellung der Normaldimensionen für Schifffahrtskanäle" (Hannover 1874). In diesen Jahren unternahm er mit einem Zuschuß vom Ministerium für Landwirthschaft eine Reise in die Schweiz zum Studium der Wildbäche und im folgenden Jahre eine Reise nach Oberitalien zum Studium der Bewässerungsanlagen. Die Resultate legte er nieder in: „Die Bewässerungs=Anlagen Ober=Italiens" (Hannover 1874). Am 16. Mai 1879 wurde H. zum Baurath ernannt.

Der Ansicht, daß die Ueberschwemmungen durch Sammelteiche gemildert

oder gar beseitigt werden können, trat H. in ihrer Allgemeinheit entgegen in seinen „Bemerkungen über die Anlage von Sammelteichen“ in der Zeitschrift des Architekten- und Ingenieur-Vereins zu Hannover, Band XXVIII, 1882. 1883 unternahm er eine Reise nach Jütland und Schweden, namentlich zum Studium der größeren Bewässerungsanlagen in Jütland und der Seesenkungen in der Nähe von Stockholm. In demselben Jahre veröffentlichte er: „Die Bewässerungs-Anlagen im südlichen Theile der Landdrostei Lüneburg, insbesondere die Müden-Nienhofer Melioration“ (Hannover 1883). In diesen Jahren bearbeitete H. noch die Projecte der Geeste-Brinkumer Melioration, der Melioration im Amte Bruchhausen, Syke und Thedinghausen und der Correction der Ilmenau, veröffentlichte über dieselben eingehende Erörterungen und Gutachten und führte sie aus.

Als Mitglied des Architekten- und Ingenieur-Vereins zu Hannover hat er 15 Jahre lang in der Zeitung des Vereins über 45 Fachzeitschriften in fünf Sprachen Bericht erstattet. Für das „Handbuch der Ingenieurwissenschaften“ bearbeitete er das Capitel über Landesmeliorationen. Am 1. Juli 1891 legte er sein Amt als Meliorations-Bau-Inspector nieder, aber er gab sich der wohlverdienten Ruhe nicht hin, sondern arbeitete rastlos weiter. 1893 veröffentlichte er noch eine bemerkenswerthe Schrift: „Fortschritte im Meliorationswesen“. Außer mehreren kleineren Projecten bearbeitete er noch das Project einer Canalisation der masurischen Seeen in Ostpreußen, zu welchem Zwecke er eine längere Reise in diese Gegend unternahm. Am 11. März 1894 ging die vollendete Arbeit nach Königsberg ab und am folgenden Tage machte ein Schlaganfall seinem Leben ein Ende.

Wenn auch nicht alle der zahlreichen Meliorationen, welche er ausgeführt hat, den Erwartungen völlig entsprochen haben, so sind doch Tausende von Hektaren unfruchtbaren, sumpfigen Landes durch ihn in üppige Wiesen verwandelt und noch spätere Geschlechter werden die Früchte seiner rastlosen Thätigkeit ernten. Das Ausland hat auch die große Bedeutung der von ihm ausgeführten Meliorationen dadurch anerkannt, daß eine ganze Reihe von Culturingenieuren aus fast allen Ländern Europas zum Studium der Anlagen zu ihm gesandt wurde. Als Mensch hat sich H. bei allen, die ihn näher kannten, hohe Verehrung und Werthschätzung erworben. Er war ein Charakter ohne Falsch. Ein Fehler war vielleicht seine zu große Bescheidenheit, welche ihn hinderte, mehr hervorzutreten. In ihm hat, wie das Centralblatt der Bauverwaltung sagt, das Meliorationswesen seinen Altmeister verloren.

W. Heß.

Heß: Georg H. Geboren am 15. December 1613 in Gotha als Sohn eines geachteten Bürgers, wurde privatim vorbereitet, besuchte von 1623 an das unter dem berühmten Rector M. Andreas Wilke 1592—1631 (A. D. B. XLIII, 234) stehende Gymnasium Illustre in Gotha und genoß den öffentlichen und privaten Unterricht des M. Peter Fuldnerus und des Conrectors M. Joh. Weitz, in Prima den Wilke's. 1631—34 studirte er in Jena Theologie bei Major, Gerhard und Himmel, die Humaniora bei Horstius, Praetorius, Slevogt, Stahl, Hofmann, Dilherr und Zeisold. Im Hause des bekannten Prof. Medicinae Dr. Zacharias Brendel war er eine Zeitlang Hauslehrer. 1634—35 besuchte er die Universität Erfurt, wo er Zapf, Großhain und Schwarz hörte. 1635—36 war er Informator in der Familie des Kriegscommissars Reinhard v. Wangenheim in Gotha; 1636 wurde er Pfarrsubstitut in Hayna, eine Stelle, die er aber wegen der Pest und des Krieges — Bannier fiel ins Land — bald verlassen mußte. 1636—37 hielt er sich als Informator in Eisenach auf. Im September 1637 erhielt er die Stelle

als Conrector am Gothaer Gymnasium, die er bis 1673 treu bekleidete. Das ihm mehrmals angebotene Rectorat des Lyceums in Ohrdruf schlug er immer aus. Nach dem Tode des Gothaer Rectors M. Andreas Reyher (1641—73) wurde ihm 1673 trotz seines hohen Alters von Herzog Friedrich I. das Rectorat des Gothaer Gymnasiums übertragen, das er bis 1694 bekleidete, seit 1692 durch M. Rumpel, 1693 durch M. Vockerodt unterstützt. † am 28. August 1694. Verheirathet war er mit einer Tochter des Professors der Mathematik und Physik M. Mich. Wolf in Jena, einer Enkelin von Andreas Wilke. Sein gesammtes Vermögen vermachte er, da seine 10 Kinder gestorben, zu wohlthätigen Stiftungen: 1. zu einem Wittwen- und Waisenfiskus der Lehrer des Gothaer Gymnasiums, 2. zur Vermehrung der Gymnasialbibliothek, der er auch seine eigene Bücherei schenkte, 3. zu einem Stipendium für Studirende, 4. zu einem Legate für arme Leute der Stadt u. s. w. Seine Werke sind: „Disputatio physica de igni elementari“ 1635; „Parentatio M. Joh. Weitzii“ 1642; „Suada Gothana Latialis: Andreae Wilkii Orationes“ 1657; „Festa Christiana“ desselben in 2 Bänden 1676 herausgegeben; „De causis nigredinis lusus poeticus denuo editus“ 1690.

Vgl. Leichpredigt von Tob. Dürfeld mit der von Heß selbst bis 1692 verfertigten Vita. Gotha 1694 fol. — Vockerodt, Sermones Panegyrici p. 58 bis 93. — Jöcher II, 1570. — Sagittarius, hist. Gothana, p. 212—217. — Ludovici, historia Rectorum I, 22. — Rudolphi, Gotha diplomatica III, 116; IV, 227 ff. — Gelbke, Kirchen- u. Schulenstaat I, 93, 191. — Stuß, Schola Gerontotrophos, Progr. 1763. — Schulze, Gesch. d. Gymnasiums zu Gotha, 1824, S. 180—87. — Eichstädt, Opusc. Orat.[2] p. 133. — Beck, Gesch. d. Goth. Landes II, 517; — ders., Ernst d. Fr. II, 31. — M. Schneider, Das Coenobium beim Gymn. Illustre. Gymn.-Progr. 1895, S. 39; — ders., Die Lehrer d. Gymn. Illustre zu Gotha (1524—1859). Progr. 1901, S. 10; — ders. in d. Zeitschr. „Aus der Heimath“ II, 99 u. ausführl. ebd. III, 129—150: D. Leben d. Rektors Georg Heß u. die an ihn gerichteten Briefe i. d. Bibl. d. Hzgl. Gymnasiums. Max Schneider.

Hessemer: Friedrich Maximilian H., geboren zu Darmstadt am 24. Februar 1800, † zu Frankfurt am 1. December 1860. Er machte in seiner Vaterstadt mehrere Jahre den Cursus des Gymnasiums durch, trat dann aber in die großherzoglich hessische Artillerie ein, wo er theils lernend, theils lehrend an der Militärschule Gelegenheit hatte, sich in seinem Lieblingsfach, der Mathematik, zu vervollkommnen. Noch in dieser Stellung benutzte er zwei Jahre großen Urlaub, um zu naturwissenschaftlichen und philosophischen Studien die Universität Gießen zu besuchen. Dann, nach Darmstadt zurückgekehrt, trieb ihn der Einfluß und nähere Verkehr mit seinem Oheim Gg. Moller (geboren 1786 in Hoya, 1810 Hofbaurath in Darmstadt, † 1852) zur Ergreifung seines Fachstudiums, der Baukunst. Um seinem Drange nach weiterer künstlerischer Ausbildung zu genügen, unternahm er im J. 1827 eine auf zwei Jahre berechnete Reise nach Italien und Sicilien mit Malta und Kreta. In Rom erhielt er den Antrag zur Uebernahme des Lehramts der Architektur am Städelschen Kunstinstitut in Frankfurt. Er nahm die Stelle an, mit dem Vorbehalt jedoch, vorher eine Reise nach Aegypten ausführen zu dürfen, was von der Administration des Städel'schen Instituts acceptirt wurde, so daß H. erst im August 1830 sein Lehramt antrat. Veranlassung zur Reise nach Aegypten, wobei H. bis zur Insel Philä vordrang, gab der englische Kunstgelehrte Gally-Knight, welcher gut ausgeführte Zeichnungen arabischer Baukunst gesammelt wünschte, um Belege seiner künstlerischen Ansichten in einem späteren Werke herausgeben zu können, doch währenddem veränderten sich die

Verhältnisse des Engländers, die Herausgabe des vorerwähnten Werkes unterblieb, und alle die schön ausgeführten Hunderte von Zeichnungen blieben unveröffentlicht in Hessemer's Hand; sie kamen nach seinem Tode in die Sammlung der Handzeichnungen des Städel'schen Kunstinstituts. Das Werk „Altitalienische und arabische Bauverzierungen" (Berlin, Reimer 1840. Mit 120 Tfln. Folio. Zweite Aufl. 1853) beruhte theils auf den gelegentlich jener ersten, theils auf den 1838 bei einer zweiten Reise nach Italien gesammelten Studien. Einen 1838 an ihn ergangenen Ruf an die Bauschule in Dresden lehnte H. ab und blieb dem Städel'schen Institut bis zu seinem Tode getreu. 1835 veröffentlichte H. zu Mainz „Vorlegeblätter für den ersten Unterricht im Zeichnen". 44 Tafeln. 4°. Zu dem Archiv für Frankfurts Geschichte und Kunst hat H. mehrere Arbeiten über Bauwerke geliefert, worunter vor allem sein Aufsatz über den Pfarrthurm und dessen alte Baurisse (im dritten Heft) zu nennen ist. Von seinen in Frankfurt ausgeführten Bauwerken erwähnen wir die kurfürstlich hessische Grabcapelle auf dem Friedhof. H. war eine poetisch reich begabte Natur. Er hat veröffentlicht: 1) „Saul und David". Frankfurt 1832. 2) „Deutsch-christliche Sonette". Frkft., litterarische Anstalt, 1845. 3) „Jussuf und Nafisse", Gedicht. Ebenda 1847. 4) „Lieder der unbekannten Gemeinde". Leipzig 1854. 5) „Neckische Tanzgespräche". Frankfurt, litterarische Anstalt, 1858. 6) „Ring und Pfeil", Gedicht. Frankfurt, Verlag für Kunst und Wissenschaft, 1859.

Fünfter Bericht über das Städel'sche Kunstinstitut, 1863. — Familiennachrichten. W. Stricker.

Heßler: Franz H., Arzt und Indologe, geboren am 15. October 1799 in Krombach in Baiern und als Mitglied der k. bairischen Akad. d. Wiss. in München, 91 Jahre alt, am 17. Juni 1890 verstorben, war der Sohn einfacher Bauersleute, besuchte bis 1822 das Gymnasium in Würzburg, studirte in Heidelberg und Erlangen Medicin und erwarb am 18. October 1827 die philosophische Doctorwürde mit der Abhandlung: „De antiqua, inter Alexandrinos quae viguit, Philologiae indole". 1828 trat er als Assistenzarzt des vierten Stadtdistrictes in Würzburg ein, bestand 1830 die Proberelation vor der Prüfungscommission in Bamberg mit der Abhandlung: „De antiquorum Hindorum medicina et scientiis physicis quae in Sanscritis operibus exstant", einer Schrift, die bereits die Richtung seiner künftigen Studien bezeichnete, Studien, die die spätere Lebensaufgabe und den eigentlichen Ruhmestitel Heßler's bilden. 1833 wurde H. Gerichtsarzt in Miesbach und war später in Wemding (seit 1834), seit 1862 als Bezirksarzt II. Classe in Geisenfeld thätig, bis er 1873 in den Ruhestand trat, den er in München in Zurückgezogenheit lediglich in wissenschaftlicher Beschäftigung verlebte. Heßler's Name ist mit der erstmaligen lateinischen Ausgabe des litterarischen Hauptdenkmals der indischen Medicin verknüpft. Das betreffende Werk, durch das H. trotz mancher Mängel sich ein großes, unsterbliches Verdienst erworben hat, führt den Titel: „Susrutas Ayurvedas. Id est medicinae systema a venerabili d'Hanvantare demonstratum a Súsruta disciulo compositum. Nunc primum ex Sanskrita in Latinum sermonem vertit, introductionem, annotationes et rerum indicem adjecit" etc. (Erlangen 1844—1855, 5 Bde.). Es verschaffte H. 1848 die Ernennung zum correspondirenden, 1852 die Auszeichnung als ordentliches Mitglied der k. bair. Akad. d. Wissenschaften. Zu den Verhandlungen dieser Körperschaft lieferte H. noch etwa fünf Beiträge: „Ueber die Materia medica des ältesten indischen Arztes Tscharaka" (1883); „Ueber Entwickelung u. System der Natur nach Gangādhara, dem Scholiasten des Tscharaka" (1884); „Ueber Naturgeschichte der alten Inder" (1887); „Bei-

träge zur Naturphilosophie der alten Hindu" (1888); „Generelle Uebersicht der Heilmittel in dem Ayurvéda des Súsrutas" (1889).

v. Kerschensteiner in d. Münchn. Medic. Wochenschr. 1890.

Pagel.

Hettinger: Franz H., katholischer Theologe, geboren am 13. Januar 1819 in Aschaffenburg, † am 26. Januar 1890 in Würzburg. Er besuchte das Gymnasium in seiner Vaterstadt und von 1836—39 die damals dort bestehende philosophisch-theologische Lehranstalt; die Aufhebung der theologischen Section derselben veranlaßte ihn, seit Herbst 1839 seine Studien in Würzburg fortzusetzen. Auf Veranlassung des Professors und späteren Bischofs Stahl trat er im Herbst 1841 in das deutsche Colleg zu Rom ein, wo er in vier Jahren seine Studien vollendete, am 23. September 1843 die Priesterweihe empfing und 1845 Doctor der Theologie wurde. Eine ausführliche Schilderung dieser Jahre enthält der 1. Band seines Werkes: „Aus Welt u. Kirche". Nach seiner Heimkehr wurde er zunächst am 3. October 1845 Kaplan in Alzenau. Am 25. October 1847 wurde er vom Bischof als Assistent an das Clericalseminar in Würzburg berufen und am 20. Mai 1852 zum Subregens desselben ernannt. Am 1. Juni 1856 wurde er außerordentlicher, am 16. Mai 1857 ordentlicher Professor der Patrologie und der theologischen Einleitungswissenschaften an der Universität Würzburg; am 1. Januar 1867 übernahm er die Professur der Apologetik und Homiletik mit der Leitung des homiletischen Seminars; seit 1871 hielt er an Stelle des erkrankten Denzinger auch Vorlesungen über Dogmatik, und nach dessen Tode wurde ihm am 16. December 1884 das Ordinariat der Dogmatik übertragen. In den Jahren 1862/63 und 1867/68 bekleidete H. das Rectorat der Universität. 1859 ernannte ihn die Würzburger philosophische Facultät zum Ehrendoctor der Philosophie; 1866 wurde er Ehrenmitglied des Doctoren-Collegiums der theologischen Facultät zu Wien, 1867 Ehrendoctor der Theologie von Löwen, 1885 Ehrenmitglied der Academia religionis catholicae in Rom. 1868 wurde er mit Hergenröther als Consultor zur Vorbereitung des Concils nach Rom berufen. Am 21. November 1879 ernannte ihn Papst Leo XIII. zum päpstlichen Hausprälaten.

Unter den Vorzügen der schriftstellerischen Arbeiten Hettinger's sind der philosophische Geist, die universale Bildung des Verfassers und die geradezu classische Sprache besonders hervorzuheben. Sein Hauptarbeitsfeld war das der Apologetik, sein Hauptwerk die „Apologie des Christenthums" (2 Bände in 5 Abthlgn., Freiburg i. B. 1863—67), von welcher während seines Lebens noch fünf weitere Auflagen erschienen (2. Aufl. 1865—67; 3. Aufl. 1867—69; 4. Aufl. 1871—73; 5. Aufl. 1875—80; 6. Aufl. 1885—87; weitere Auflagen gab nach seinem Tode einer seiner Schüler, der Straßburger Professor Eugen Müller heraus: 7. Aufl. 1895—98; 8. Aufl. 1899 f.); ein Werk, das bei seiner allgemein verständlichen Darstellung nicht bloß für Theologen, sondern auch für weitere gebildete Kreise bestimmt ist. Demselben folgte später das strenger fachwissenschaftliche „Lehrbuch der Fundamental-Theologie oder Apologetik" (2 Theile, Freiburg 1879; 2. Aufl. 1887). Mit Vorliebe beschäftigte sich H. mit Dante; aus seinem Studium desselben gingen die folgenden Schriften hervor: „Grundidee und Charakter der göttlichen Komödie von Dante Alighieri" (Bonn 1876); „Die Theologie der Göttlichen Komödie des Dante Alighieri in ihren Grundzügen dargestellt" (Köln 1879); „Die göttliche Komödie des Dante Alighieri nach ihrem wesentlichen Inhalt und Charakter dargestellt. Ein Beitrag zu deren Würdigung und Verständniß" (Freiburg 1880; 2. Aufl. 1889); „De theologiae speculativae ac mysticae connubio in Dantis prae-

sertim trilogia“ (Wirceburgi 1882); „Dante und Beatrice“ (Frankfurt 1883); „Dante's Geistesgang“ (Köln 1888). Eine Frucht seiner wiederholten Aufenthalte in Rom und Italien und seiner sonstigen Ferienreisen in verschiedenen Gegenden Deutschlands, Oesterreichs (besonders Tirols), der Schweiz und Frankreichs ist das schöne Werk: „Aus Welt und Kirche. Bilder und Skizzen“ (2 Bde. Freiburg 1885; 2. Aufl. 1887; 3. Aufl. 1893; 4. Aufl. 1897). Die einzelnen Reiseskizzen, aus denen dasselbe großentheils besteht, waren theilweise vorher in verschiedenen Jahrgängen der Historisch-politischen Blätter zuerst erschienen. Von seinen übrigen Schriften (abgesehen von einigen Gelegenheitspredigten) sind noch zu nennen: „Das Priesterthum der katholischen Kirche. Primizpredigten“ (Regensburg 1851; 2. Aufl. herausgegeben von Eugen Müller, 1897); „Die kirchlichen und socialen Zustände von Paris“ (Mainz 1852); „Die Idee der geistlichen Uebungen nach dem Plane des heil. Ignatius von Loyola“ (Regensburg 1853); „Herr, den du liebst, der ist krank. Ein Kranken- und Trostbuch“ (Würzburg 1855; 3. Aufl. 1878); „Die Liturgie der Kirche und die lateinische Sprache“ (Würzburg 1856); „Der Organismus der Universitätswissenschaften und die Stellung der Theologie in demselben“ (Rectoratsrede. Würzburg 1862); „Die Kunst im Christenthum“ (Rectoratsrede. Würzburg 1867); „Die kirchliche Vollgewalt des Apostolischen Stuhles“ (Freiburg 1873; 2. Aufl. 1887); „Der kleine Kempis. Brosamen aus den meist unbekannten Schriften des Thomas von Kempis“ (Freiburg 1874; 2. Aufl. 1900); „David Friedrich Strauß. Ein Lebens- u. Literaturbild“ (Freiburg 1875); „Thomas von Aquin und die europäische Civilisation“ (Frankfurt 1880); „Die ‚Krisis des Christenthums‘, Protestantismus und katholische Kirche“ (Freiburg 1881); „Dreifaches Lehramt. Gedächtnißrede auf den Heimgang des hochw. Herrn Heinrich Joseph Dominicus Denzinger“ (Freiburg 1883); „Aphorismen über Predigt und Prediger“ (Freiburg 1888); erst nach seinem Tode erschien sein letztes Werk: „Timotheus. Briefe an einen jungen Theologen“ (Freiburg 1890; 2. Aufl. besorgt von Albert Ehrhard, 1897; spanische u. englische Uebersetzung Freiburg 1901. 2). Zahlreiche Aufsätze und größere Abhandlungen, zum Theil Vorarbeiten seiner größeren Werke, ließ er ferner in verschiedenen Zeitschriften erscheinen („Katholik“, „Historisch-politische Blätter“, Würzburger „Katholische Wochenschrift“, Würzburger „Chilianeum“, Linzer „Theologisch-praktische Quartalschrift“, „Oesterreichische Vierteljahresschrift f. kath. Theologie“ u. A.).

Gedenkblatt an den hochw. Herrn Dr. Franz Ser. Hettinger. Würzburg 1890. (Mit Porträt.) — Renninger, Prälat Hettinger, ein Lebensbild; Katholik 1890, I, S. 385—402. — Jahresbericht der Görres-Gesellschaft für 1890, S. 25—29 (Atzberger). — Eugen Müller im I. Bd. der von ihm besorgten 7. u. 8. Aufl. der Apologie des Christenthums. — Fr. Kaufmann, Franz Hettinger, Erinnerungen eines dankbaren Schülers. Frankfurt a. M. 1891. Lauchert.

Hettstedt: Louise H., geb. Beil, Schauspielerin, wurde am 1. December 1829 in Mannheim als Tochter des Souffleurs, Bibliothekars und Hülfsregisseurs am Mannheimer Hoftheater Karl Beil geboren. Ihr Großvater war Johann David Beil, der Freund und College Beck's und Iffland's aus der Mannheimer Zeit. Frühzeitig regte sich das großväterliche Talent in ihr, sie debutirte daher schon im J. 1845 in ihrer Vaterstadt und kam dann über Darmstadt, Hanau und Aschaffenburg nach Weimar, wo sie am 18. März 1849 als Parthenia im „Sohn der Wildniß“ auftrat. Seit dieser Zeit blieb sie der Weimarer Hofbühne treu und entwickelte sich an ihr zu einer der besten deutschen Helden- und Charakterdarstellerinnen, die sich vor allem in Shakespeare'schen Rollen bewährte. Sie betheiligte sich im J. 1864 an der

ersten Aufführung des Cyklus der Shakespeare'schen Königsdramen und erntete namentlich als Königin Margarete von Anjou in Heinrich V. und Richard III. großen Beifall. Auch in anderen Shakespeare'schen Rollen fühlte sie sich ganz zu Hause und wußte sogar die Rolle des Puck im „Sommernachtstraum“ erfolgreich zu gestalten. Von dem Jahre 1850 bis zum Jahre 1892 war sie mit dem Weimarer Hofschauspieler Karl Hettstedt vermählt. Sie starb in Weimar am 1. September 1893.

Jahrbuch d. Deutschen Shakespeare-Gesellschaft, 29. u. 30. Jahrgang. Weimar 1894, S. 270, 277. — Neuer Theater-Almanach. Hsg. von d. Genossenschaft Deutscher Bühnen-Angehöriger, 5. Jahrgang. Berlin 1894, S. 201—203. — L. Eisenberg's Großes Biographisches Lexikon d. Deutschen Bühne im 19. Jahrhundert. Leipzig 1903, S. 429.

H. A. Lier.

Hetz: Johann Karl H., Genremaler und Professor, geboren am 11. November 1828 zu Kulmbach, † am 5. August 1899 in München; Sohn eines Instrumentenmachers und Schreinermeisters, zeigte er in frühester Jugend besondere Anlage zu technischen Arbeiten, mußte aber Lehrer werden nach dem Wunsche der Eltern. Seine Neigung zur Kunst zog ihn 1858 nach München, wo er das Polytechnikum besuchte und an der Akademie bei Arthur v. Ramberg Aufnahme fand. Einen Ruf an die Kunstgewerbeschule nach Heilbronn lehnte H. ab, wirkte dann in Neuburg und in München (1864), seit 1868 als Professor der Zeichnungs- und Modellirabtheilung der Kunstgewerbeschule bis 1893, jeden freien Augenblick im Landschaft- und Porträtfach thätig und die Ferienzeit zu weiteren Studienreisen nach Tirol, Dalmatien, Bosnien und der Herzegowina ausnützend. Noch 1897 brachte er eine stattliche Anzahl von Aquarell-Veduten aus diesen südlichen Ländern. Seine Genrebilder behandelten in guter Zeichnung und ansprechender Farbe ziemlich harmlose Stoffe aus dem Volks- und Kinderleben. Dazu gehören ein „Confirmations-Morgen“, „Vergebliche Strafpredigt“, ein „Angebinde“ und „Ostergeschenk der Pathin“, der „Kindertanz in einem Tiroler Wirthshaus“ (in „Blätter für den häuslichen Kreis“, 1874, S. 80), Kartenspiel mit dem „Schwarzen Peter“, ein „Schenken-Mädchen“ aus der durch ihre Würste und Bier berühmten Eisenbahnstation „Kulmbach“; Kinder begrüßen mit einem „Guten Tag Caro!“ einen Leonberger Hund; drei Kinder erwarten „In gespannter Erwartung“ das Mittagessen u. s. w. Eine schöne „Dalmatinerin“ erschien zuerst in der „Gartenlaube“ (1893, Nr. 18) und 1898 als Oelbild im Münchener Kunstverein.

Vgl. Fr. v. Bötticher, 1895. I, 523 und Singer, 1896. II, 173.

Hyac. Holland.

Heubner: Heinrich Leonhard H. wurde am 2. Juni 1780 als Sohn des Pfarrers in Lauterbach bei Marienberg im Erzgebirge geboren. Den Keim der Frömmigkeit legte dem frühzeitig seines Vaters Beraubten die Mutter ins Herz. Von seinen Lehrern in Schulpforta zog ihn besonders der bibelfeste Mathematiker J. G. Schmidt an, der, ein Schüler des Bengel'schen Apokalyptikers Christian August Crusius (s. A. D. B. IV, 630), den Anstrich eines Sonderlings hatte (s. F. C. Kraft, Vita Caroli Davidis Ilgenii. Altenburgi 1837, S. 204 f.). Auf der Universität Wittenberg (seit 1799) übten den meisten Einfluß auf ihn aus der Kirchenhistoriker Schröckh (siehe A. D. B. XXXII, 498) und der Kantianer Karl Ludwig Nitzsch (XXIII, 723). Des letzteren formaler Supernaturalismus vertiefte sich ihm durch das Studium der Schriften des ehemaligen Wittenberger Professors und nunmehrigen Oberhofpredigers Reinhard in Dresden (XXVIII, 32). Infolge der durch einen Studienfreund ihm vermittelten Bekanntschaft mit der Brüder-

gemeinde und den Schriften Zinzendorf's gestaltete sich seine Frömmigkeit zur innigsten Gemeinschaft mit dem Herrn, der sich ihm auch zu erkennen gab. Nach bestandener Candidatenprüfung habilitirte er sich 1805 als Privatdocent mit der Dissertation „Historia antiquior dogmatis de modo salutis tenendae et justificationis seu veniae peccatorum a Deo impetrandae instrumentis“ (Viteb. 1803). Als Adjunct der philosophischen Facultät (seit 1807) verfaßte er eine gegen die natürliche Wundererklärung gerichtete Abhandlung („Miraculorum ab Evangelistis narratorum interpretatio grammatico-historica asserta contra eos, qui e naturae causis illa deducere conantur et ab ipsis scriptoribus sacris deducta esse affirmant“, Viteberg. 1807). Im J. 1808 wurde er zum dritten Diakonus an der Stadtkirche, 1811 auch zum außerordentlichen Professor der Theologie ernannt. Er hat sein geistliches Amt, in welchem er 1825 zum Archidiakonus, später zum Superintendenten und Consistorialrath aufrückte, während der Belagerung Wittenbergs 1813 und 1814 treu und muthig verwaltet, und es ist ihm so theuer gewesen, daß bei seinem Verlust ihm zu Muthe sein würde, als hätte ihn der Herr von seinem Angesicht verstoßen. Für die Erhaltung der Wittenberger Hochschule hat er zu Gott gefleht, und als dieselbe 1816 gleichwol aufgehoben und mit Halle vereinigt wurde, da war es ihm, als habe Gott sich von ihm gewendet. Die Umwandlung des Universitätsgebäudes in eine Kaserne begleitete er mit den Worten: ubi olim Musae habitarunt, nunc Bellona resonat. Am dritten Jubelfeste der Reformation war aus dem Universitätsfonds das evangelische Predigerseminar gestiftet und eröffnet worden („Das königliche Predigerseminar in Wittenberg“, Berlin 1862. „Lebenslauf der sämmtlichen Mitglieder des k. Predigerseminars zu Wittenberg vom 1. Juli 1817 bis Ende December 1866. Stuttg. 1868). H. wurde Ephorus und dritter, nach Nitzsch's und Schleusner's (s. A. D. B. XXXI, 474) Heimgang (1832) erster Director desselben. Seine Seminaristen (unter ihnen Liebner, R. Stier) verehrten ihn als ihren geistlichen Vater. Auch bei seinen Mitbürgern, unter denen er umherging „als ein wandelndes Gewissen“ (Tholuck), genoß der Vater Heubner, wie er allgemein genannt wurde, unbedingte Verehrung. Durch seine Autorität ward die lichtfreundliche Bewegung, welche Uhlich in Wittenberg entfachen wollte, im Keime erstickt, und die politische Bewegung des Jahres 1848, ihm als Abfall von Christo erscheinend, ging still an Wittenberg vorüber. Durch Jesu Gnade für sich ein Plätzchen im Himmel, ob auch nur auf der Armensünderbank, erhoffend, ist er entschlafen am 12. Februar 1853. Ein Nachruf der Seminargemeinschaft hebt mit den Worten an: „In Zion ist ein Held gefallen, ein Rüstzeug in des Herren Hand“.

Heubner's Stärke liegt nicht auf dem Gebiete der Wissenschaft, sondern in der durch seine gesalbte Persönlichkeit getragenen geistlichen Praxis. Nicht im Schreiben — so lautet ein Ausspruch von ihm — ist das wahre Verdienst eines Menschen, sondern im Handeln, und in einem Briefe an Neander (1843) bemerkt er: „Eins ist was christliche Herzen bindet, Jesum lieben, das Ihnkennen für die Wissenschaft aller Wissenschaften halten und sich seines Namens, seines Kreuzes, seines Blutes vor dieser Welt nicht schämen“. Mit den Erweckten in Nord- und Süddeutschland (Kottwitz, Barth, Schubert) stand H. in enger Fühlung, er selbst „eine eherne Säule in der Zeit des herrschenden Unglaubens, festgewurzelt wie eine Ceder Libanons, ein Lichtpunkt in den Finsternissen dieser verweltlichten Zeit“. Er hat eine Höllenfahrt in das eigene Herz gefordert, bis an sein Lebensende fromme Seelen zu häuslichen Bibelstunden um sich versammelt, hinter den schwärmerischen Bewegungen in Pommern den lebendigen Christus vermuthet. Mit seinen Seminaristen hat

er mehr Andachtsübungen als gelehrte Studien getrieben. Bibelkritische Untersuchungen dünkten ihm Kärrnerarbeit, geistlich Unlebendigen zu überlassen. Das innere Zeugniß sei mehr werth, als die Argumente der Wissenschaft. Die Frage, warum Jesus nichts Schriftliches hinterlassen habe, beantwortete er dahin: das Schreiben wäre unter seiner Würde gewesen. Der neueren, von Schleiermacher und Hegel beeinflußten Theologie stand er mißtrauisch gegenüber. Schleiermacher hat er nur als Philosophen gelten lassen wollen, Herder ein Großmaul genannt, auch die Theologie seines Schwagers R. Rothe nicht unbedenklich gefunden. Wenn er auch, wie die Erweckten insgemein, die christliche Frömmigkeit nicht an eine bestimmte Confession gebunden achtete, so war es doch für den „urechten Erben des vom großen Reformator nachgelassenen Vermächtnisses“ (Niedner), „das brennende und scheinende Licht auf dem Leuchter Wittenberg“ (G. Rietschel), naturgemäß, daß sein Pietismus lutherisch accentuirt war. Er hat sich daher, wenn auch unbrüderlicher Parteigeist ihm fern lag, gegen die Union und den Genuß des Abendmahls nach unirtem Ritus gesträubt. J. A. Dorner nennt H. das Musterbild eines Lutheraners in supernaturalistischer Gestalt, imponirend nicht durch Wissenschaft, aber durch schlichte, gesunde Frömmigkeit, durch Lauterkeit des Charakters, Würde des Gemüthes und feurigen Eifer im Predigtamt, Seelsorge und Vorbildung der Seminaristen auf ihren praktischen Beruf. Von pietistischen Staatsmännern (Geheimrath Nikolovius in Berlin und Graf Einsiedel in Dresden) ist bei Besetzung theologischer Professuren und geistlicher Stellen sein Rath „unter Garantie völliger Verschwiegenheit“ eingeholt worden.

Von Heubner's litterarischen Arbeiten sind zu nennen die von ihm besorgte 5. Auflage von Reinhard's „Versuch über den Plan, welchen der Stifter der christlichen Religion zum Besten der Menschheit entwarf“ (Wittenberg 1830). Sodann die neubearbeitete 6. Auflage von Büchner's „Biblischer Real- und Verbal-Handconcordanz“ (Halle 1840). Noch auf der 23. Auflage (Berlin 1899) steht zu lesen: „durchgesehen und verbessert von Dr. L. Heubner“. Aus seinem handschriftlichen Nachlaß hat A. Hahn die „Praktische Erklärung des Neuen Testamentes“ (4 Bde., Potsdam 1855—68), H. Heubner „Predigten über freie Texte“ (Potsdam 1857) und „Katechismuspredigten“ (2. Auflage, Halle 1865) sowie eine „Christliche Topik oder Darstellung der christlichen Glaubenslehre für den homiletischen Gebrauch“ (Potsdam 1863) herausgegeben.

(Schmieder) Nekrolog in der Evangel. Kirchenzeitung 1853, Nr. 30 f. — Zum Gedächtniß Heubners. Hsg. von den Mitgliedern des k. Predigerseminars. Wittenberg 1853. — G. Rietschel, Predigt bei der Gedächtnißfeier des hundertjährigen Geburtstags H. L. Heubners. Wittenberg 1880. — Wachs, Erinnerungen an Vater Heubner. Wittenberg 1880. — Einige Züge aus dem Leben des unvergeßlichen Vaters Heubner (1881). — A. Koch, H. L. Heubner. Züge und Zeugnisse aus und zu seinem Leben u. Wirken. Wittenberg 1885. — Tholuck und G. Rietschel in: Realencyklopädie für protestant. Theologie und Kirche. 3. Aufl. VIII, 19. — A. Hausrath, Richard Rothe und seine Freunde (Berlin 1902) I, 158 ff.

G. Frank.

Heubner: Otto Leonhard H., Jurist und Politiker, wurde am 17. Januar 1812 in der sächs. Kreisstadt Plauen i. Voigtlande geboren. Sein Vater Johann Leonhard H., ein Mann von klarem Verstand und fester Willenskraft, aber von heftiger, leicht erregbarer Gemütsart, war Advocat, Gerichtsdirector und Mitglied des Stadtrathes, später auch Bürgermeister und Abgeordneter der Stadt auf den alten ständischen Landtagen, wo er mit unerschrockenem

Freimuth für die Grundforderungen des Liberalismus eintrat und sich mit Umsicht und Gründlichkeit an der Berathung der noch heute geltenden Landesverfassung betheiligte. Da ihn seine vielseitige und angestrengte berufliche und öffentliche Thätigkeit völlig in Anspruch nahm, lag die Erziehung der Kinder fast ausschließlich der energischen und feingebildeten Mutter ob. Der Knabe war in seiner frühesten Jugend ein zwar äußerst lebhaftes, aber in körperlicher Hinsicht zartes und schwächliches Kind, so daß er keine öffentliche Schule besuchen konnte, sondern von einem Privatlehrer unterrichtet werden mußte. Erst in seinem 12. Lebensjahre war er soweit gekräftigt, daß er Ostern 1824 in die Fürsten- und Landesschule zu Grimma aufgenommen werden konnte. Hier gehörte er nach dem einstimmigen Urtheil seiner Lehrer zu den besten Schülern. Die schöne Lage und Umgebung des Ortes erweckte in ihm einen ausgeprägten Sinn für Naturschönheit, der ihn bis in sein höchstes Alter nicht verließ. Seine gründliche Beschäftigung mit den Dichtern des classischen Alterthums förderte die in ihm schlummernde, vom Vater geerbte poetische Begabung und regte ihn schon früh zu dichterischen Versuchen an, die als nicht unglücklich zu bezeichnen sind. Michaelis 1829 nahm er mit einer lateinischen Elegie auf den Tod des Socrates, den er als einen Märtyrer seiner Ueberzeugungen pries, von der Schule Abschied und bezog die Universität Leipzig, um sich der Rechtswissenschaft zu widmen. Seine Studienjahre fielen in eine politisch tief bewegte, gährende Zeit. Die großen Ereignisse jener Jahre, namentlich die französische Julirevolution, die belgische Erhebung, der polnische Aufstand und das Ueberhandnehmen demokratischer Bestrebungen in Deutschland verfehlten nicht, den für Vaterland und Freiheit begeisterten Jüngling mächtig anzuregen. Er beschloß, sein Leben der Sache des Volkes und der deutschen Einheit zu widmen. Allerdings setzten sich seine Stimmungen vorläufig nicht in Thaten um, sondern er begnügte sich, sie in Gedichten auszudrücken. Einige von diesen veröffentlichte er in verschiedenen Zeitschriften unter dem Decknamen Otto Leonhard, so einen „Gruß an Lafayette“ (1830), ein „Lied an den polnischen Landsturm“ (1831) und einen schwungvollen Aufruf „An das deutsche Volk“ (1832). Besondere Anregung empfing seine poetische Begabung durch seinen häufigen Verkehr mit dem voigtländischen Dichter Julius Mosen, der damals in einem Dorfe unweit Leipzig als Actuar angestellt war.

Michaelis 1832 verließ H., noch nicht 21 Jahre alt, nach wohlbestandener Prüfung die Universität und kehrte in das Elternhaus nach Plauen zurück, um sich hier unter Anleitung seines Vaters in dessen Anwaltsexpedition in die juristische Praxis einzuarbeiten. Da der Vater sehr stark und vielseitig beschäftigt war, fand der Sohn reichliche Gelegenheit, seine Kenntnisse zu verwenden und sich auf allen Gebieten der privaten und öffentlichen Rechtspflege zu vervollkommnen. So wurde er dem Vater bald eine zuverlässige Stütze. Da ihn seine Berufsarbeit den ganzen Tag in Anspruch nahm, fand er auch jetzt noch keine Zeit zu politischer Bethätigung. Die Freuden des Familienlebens, der Umgang mit der Natur und die Liebe zur Dichtkunst füllten seine wenigen Mußestunden aus. Um seine Gesundheit durch die sitzende Lebensweise nicht zu schädigen, gab er sich mit Eifer und Ausdauer dem Turnen hin, das er aus den Schriften Friedrich Ludwig Jahn's kennen gelernt hatte. Er richtete den Garten seines Vaters zu einem Turnplatz her, und die Uebungen, die er bei schönem Wetter mit seinen jüngeren Geschwistern daselbst vornahm, lockten viele Zuschauer an. Bald stellten sich Freunde und Bekannte als Theilnehmer ein, allmählich versammelte sich die ganze turnlustige Jugend der Stadt, und H. ertheilte nicht

nur in seinem Garten, sondern auch in mehreren Schulen, namentlich im Lehrerseminar, unentgeltlich Turnunterricht. Er veranstaltete auch Turnfahrten, turnerische Wettkämpfe und Turnfeste, die er durch begeisterte Reden und selbstgedichtete Turnerlieder verschönte. Allmählich entwickelte sich ein Turnverein, das fröhliche Treiben der Turner erregte die wohlwollende Aufmerksamkeit der Behörden, und es wurde eine städtische Turnanstalt errichtet, von der aus sich das Turnwesen über das ganze Voigtland und nach andern Theilen Sachsens verbreitete. H. erfreute sich in den Kreisen der Turner allgemeiner Beliebtheit, er wurde als der Turnvater Sachsens gepriesen und blieb der Turnsache bis an sein Ende treu.

1834 siedelte sein Vater nach dem einige Stunden von Plauen gelegenen Städtchen Mühltroff über, wo man ihm eine einträgliche Stellung als Justitiar angeboten hatte. Da er aber seine Expedition in Plauen nicht aufgeben wollte, übertrug er seinem Sohne die dortigen Amtsgeschäfte. Bald aber wurde der Vater kränklich, und der Sohn mußte ihn immer häufiger auch in Mühltroff vertreten. Als rüstiger Wanderer legte er den vierstündigen Weg zwischen beiden Orten meist zu Fuße zurück. Auf diesen einsamen Gängen entstanden viele seiner besten Gedichte. Als die Kränklichkeit des Vaters immer mehr zunahm, wurde der Sohn als Vice-Gerichtsdirector für Mühltroff verpflichtet, und als der Vater 1838 im 70. Lebensjahre starb, verlegte H. seinen Wohnsitz dahin und trat ganz an des Vaters Stelle, doch behielt er seine Expedition in Plauen bei und erledigte daselbst jede Woche einen bis zwei Tage hindurch die laufenden Geschäfte. Da ihm seine vielseitige Thätigkeit reichliche Einnahmen gewährte, beschloß er einen eigenen Hausstand zu gründen und verheirathete sich 1842 mit Cäcilie Dietsch, der siebzehnjährigen Tochter eines wohlhabenden Kaufmanns. Seine hervorragende Tüchtigkeit, die er namentlich bei der glänzenden Durchführung schwieriger Criminaluntersuchungen bewährte, lenkte bald die Aufmerksamkeit des Ministeriums auf ihn, und man suchte ihn für den Staatsdienst zu gewinnen. Im Herbst 1843 wurde er als Kreisamtmann nach Freiberg berufen, und da die bevorstehende Aufhebung der Patrimonialgerichte die Sicherheit und Einträglichkeit seiner bisherigen Stellung wesentlich erschüttert hätte, vertauschte er sie gern mit der neuen. In Freiberg nahm er an allen gemeinnützigen Bestrebungen regen Antheil und wirkte namentlich eifrig für die Turnsache. Da er aber auch anfing, sich um politische Angelegenheiten zu kümmern und liberale Ideen zu vertreten, erregte er das wachsende Mißfallen seiner Vorgesetzten. Als das verhängnißvolle Jahr 1848 herangekommen war, gab er vielfach in Vereinen und Volksversammlungen seiner Sehnsucht nach einem einigen deutschen Vaterlande begeisterten Ausdruck. Da man in der ganzen Gegend seine glänzende rednerische Befähigung und die einwandfreie Lauterkeit seines Charakters schätzte, wurde er im Mai vom Wahlkreis Frauenstein zum Abgeordneten für die Nationalversammlung in Frankfurt gewählt. Er schloß sich hier der Fraction der Linken vom Deutschen Hofe an und nahm an den meisten Sitzungen theil, trat aber nicht als Redner hervor. Mit Ende des Jahres legte er sein Mandat nieder, weil ihn die Bezirke Freiberg, Mohorn und Oederan zum Abgeordneten für die erste Kammer des sächsischen Landtags gewählt hatten und weil er glaubte, im engeren Vaterlande der deutschen Sache besser dienen zu können als in Frankfurt. In der Kammer hielt er sich zur Partei der gemäßigten Linken, die damals die Majorität innehatte. Seine begeisternde Beredsamkeit, mit der er namentlich für die von der Nationalversammlung entworfene deutsche Reichsverfassung eintrat, die er nicht nur gegen die reactio-

nären Gelüste der Rechten, sondern auch gegen die radicalen Angriffe der äußersten Linken vertheidigte, erwarb ihm den Beifall seiner Gesinnungsgenossen, und so wurde er bald als der einflußreichste Führer der Partei betrachtet. Auch im ganzen Lande gewann er bald große Popularität, besonders als er am 12. April den von der Kammer fast einstimmig angenommenen Antrag auf sofortige Anerkennung und Durchführung der Reichsverfassung einbrachte. Leider fand seine parlamentarische Thätigkeit bereits am 30. April 1849 durch die Auflösung der Kammern einen vorzeitigen Abschluß.

Trauernd über die schwierige Lage des Vaterlandes, aber in der frohen Hoffnung, nach so vielen Anstrengungen im Kreise seiner Familie Ruhe und Erholung zu finden, kehrte er nach Freiberg zurück. Er wurde hier von der Bevölkerung feierlich empfangen, und die städtischen Behörden ernannten ihn in Anerkennung seiner Verdienste zum Ehrenbürger. Noch an demselben Tage aber kam aus Dresden die Kunde, daß der König die Anerkennung der Reichsverfassung abgelehnt und das Volk sich deshalb gegen ihn erhoben hatte. In Freiberg wurde alsbald eine Volksversammlung abgehalten und von dieser H. aufgefordert, im Interesse der nationalen Sache sogleich nach Dresden zurückzukehren und dort mit Rath und That für die Durchführung der Verfassung einzutreten. H. glaubte sich diesem dringenden Wunsche seiner Mitbürger nicht entziehen zu dürfen. Er fuhr die ganze Nacht hindurch und kam am Morgen des 4. Mai erschöpft und aufgeregt in Dresden an, wo die Bevölkerung im offenen Aufstand begriffen war und den Bau von Barrikaden begonnen hatte. Als er hörte, daß sich mehrere ebenfalls von auswärts eingetroffene Mitglieder der aufgelösten Kammern auf dem Rathhause versammelten, begab er sich auch dahin. Auf die Nachricht von der Abreise des Königs und der Minister nach dem Königstein, die man als Flucht zu deuten geneigt war, wurde beschlossen, eine provisorische Regierung einzusetzen, welche die Durchführung der Reichsverfassung übernehmen sollte. Zu Mitgliedern dieser Regierung wählte man H. als Vertreter der gemäßigten Linken, den Geheimen Regierungsrath Todt als Vertrauensmann des Centrums und den Advocaten Tzschirner als das Haupt der äußersten Linken. Die Rechte war nicht vertreten. H. nahm die Wahl an, da die anderen Führer seiner Partei nicht erschienen waren, doch verhehlte er sich nicht, daß er in diesem verhängnißvollen Augenblick seine gesicherte Existenz, seine geachtete öffentliche Stellung und das Glück seiner Familie aufs Spiel setzte. Die erste Regierungshandlung des Triumvirats war der Erlaß einer Proclamation, durch welche Sachsen unter den Schutz der Reichsverfassung gestellt und der Zuzug von bewaffneten Freischaren aus allen Orten des Landes nach Dresden angeordnet wurde. Die Thätigkeit Heubner's bei dieser Regierung dauerte vom 4. bis 9. Mai. Mit dem Aufgebot aller Kräfte des Körpers und des Geistes hielt er während dieser Zeit aus und suchte namentlich jede Gewaltthätigkeit nach Möglichkeit zu vermeiden, um der Bewegung ihren reinen und idealen Charakter zu wahren. Daß der Aufstand nicht ohne Zerstörungen und Blutvergießen verlief, war nicht H., sondern hauptsächlich dem Auftreten des russischen Revolutionärs Bakunin zuzuschreiben. Als durch das Eingreifen preußischer Truppen die Lage der provisorischen Regierung unhaltbar wurde, ergriffen Todt und Tzschirner die Flucht und entkamen glücklich in die Schweiz. Auch H. sah sich am 9. Mai gezwungen, der Uebermacht zu weichen. Mit Bakunin und den Resten der Freischaren begab er sich über Freiberg nach Chemnitz. Da er sich hier im Kreise von Freunden und Gesinnungsgenossen zu befinden glaubte, wollte er sich einige Ruhe gönnen und Abgeordnete des Landes zusammenrufen, um die Sache des Volkes weiter zu berathen, doch wurde er am 10. Mai durch einige ent=

schlossene Gegner seiner Bestrebungen verhaftet und zunächst nach Dresden, dann auf den Königstein ins Gefängniß gebracht. Während der langwierigen Untersuchungshaft suchte er sich hauptsächlich durch dichterische Versuche zu erheitern. Zwei Sammlungen seiner Gedichte, theilweise Uebersetzungen aus dem Griechischen, Lateinischen, Englischen und Französischen enthaltend, wurden von seinen Brüdern zum Besten der ihres Ernährers beraubten Familie veröffentlicht: „Gedichte", mit der Lebensbeschreibung und dem Bilde des Verfassers (Zwickau 1850), und „Neuere Gedichte aus der Gefangenschaft" (ebd. 1850).

Nachdem er mehrere Monate in strenger Abgeschlossenheit von der Außenwelt zugebracht hatte, wurde ihm die Anklageschrift zugestellt. Diese bezeichnete ihn als einen der Haupturheber des Dresdner Aufstandes und warf ihm vor, auf gewaltsamen Umsturz der Verfassung und auf Einführung der Republik hingearbeitet zu haben. Auch ließ sie durchblicken, daß man ihn als mitverantwortlich für die stattgefundenen Brandlegungen betrachtete, durch welche das königl. Opernhaus und das Naturaliencabinet mit seinen unersetzlichen Schätzen vernichtet worden waren. H. reichte alsbald eine Selbstvertheidigung ein, in welcher er alle diese Beschuldigungen zurückwies und behauptete, daß er lediglich beabsichtigt habe, die sächsische Regierung zur Anerkennung und Durchführung der von der Nationalversammlung angenommenen und dadurch rechtsgültigen deutschen Reichsverfassung zu veranlassen. Er betrachtete die Erhebung lediglich als eine Nothwehr des Volkes gegen ungesetzliche Handlungen der Regierung und darum als straflos. Das Dresdner Appellationsgericht sah indessen für erwiesen an, daß er die persönliche Sicherheit und die Regierungsfähigkeit des Staatsoberhauptes bedroht und gegen die Staatsverfassung in der Absicht, sie umzustürzen, einen gewaltsamen Angriff unternommen habe. Es verurtheilte ihn demgemäß, trotzdem es die Lauterkeit seiner Beweggründe anerkannte, am 14. Jan. 1850 auf Grund von Artikel 81 des sächsischen Criminalgesetzbuches wegen Hochverraths zum Tode. H. nahm dieses harte Urtheil mit männlicher Ruhe und Würde entgegen, legte aber, überzeugt von der Reinheit seiner Bestrebungen, sogleich Berufung ein und arbeitete eine neue Vertheidigungsschrift aus, die später im Druck erschien. Er verlangte darin, vor ein in voller Oeffentlichkeit verhandelndes Schwurgericht gestellt zu werden und beantragte seine Freisprechung. Das Oberappellationsgericht schloß sich indessen allenthalben den Entscheidungsgründen der Vorinstanz an und bestätigte das Urtheil, doch wurde die Todesstrafe auf ein vom Vertheidiger Heubner's mit dessen Zustimmung eingebrachtes Gesuch durch landesherrliche Gnade in lebenslängliche Zuchthausstrafe umgewandelt. Bei dem lebhaften Interesse, das der Proceß sowol wegen der Person als wegen der That des Verurtheilten erregte, sowie wegen der juristischen und staatsrechtlichen Wichtigkeit der in beiden gerichtlichen Erkenntnissen erörterten Fragen entstand eine umfängliche Litteratur über den Fall. Die Gattin und Mutter Heubner's suchten beim König um eine Audienz nach, um eine Milderung des Urtheils zu erbitten, doch wurde ihr Gesuch abgelehnt. Ebenso vergeblich waren ihre Bemühungen, auf dem Gnadenwege eine Umwandlung der Zuchthausstrafe in Festungshaft oder Landesverweisung zu erlangen. Am 1. Juli 1850 wurde H. nach dem Landeszuchthause in Waldheim überführt, wo sich schon viele der Maigefangenen befanden. In Kleidung und Nahrung wurde er den übrigen Züchtlingen gleichgestellt, doch gestattete man ihm, sich litterarisch zu bethätigen. Während der neun Jahre, die er im Zuchthaus zubrachte, beschäftigte er sich mit dem Studium der modernen Sprachen, namentlich des Englischen, sowie mit poetischen Versuchen. Die Ergebnisse

seiner Arbeiten schickte er an seine Brüder, die sie zum Besten der vaterlosen Familie veröffentlichten. So erschienen einige Bände Erzählungen, die er für seine Kinder geschrieben hatte, damit sie ihn nicht vergessen sollten: „Kleine Geschichten für die Jugend“ (Leipzig 1852, 2. Aufl. 1860), „Herr Goldschmid und sein Probirstein, Bilder aus dem Familienleben“ (Leipzig 1852, 2. Aufl. 1859), sowie später „Schau's an, lern' dran! Bilderbüchlein mit Versen, den Kindern von den Müttern vorzusagen“ (Dresden 1862), ferner unter dem Titel „English Poets“ eine Auswahl englischer Dichtungen von 125 Verfassern von Chaucer bis Tennyson mit deutscher Uebersetzung (Leipzig 1856), endlich „Klänge aus der Zelle in die Heimath“ (Dresden 1859).

Am 28. Mai 1859 wurde H. bei Gelegenheit der Vermählungsfeier des Prinzen Georg von Sachsen vom König begnadigt. Nach seiner Befreiung wendete er sich zunächst nach Mühltroff, um hier im Kreise seiner Familie wieder aufzuleben. Später siedelte er nach Dresden über, wo er bei der Sächs. Hypothekenversicherungsgesellschaft zuerst als Commissar, dann als Director Anstellung fand. Nachdem 1865 eine allgemeine Amnestie für alle wegen des Mai-Aufstandes Verurtheilten ergangen war, wurde er wieder in die Liste der Advocaten aufgenommen und eröffnete 1867 in Dresden eine Anwaltsexpedition. Bald sandte ihn das Vertrauen seiner Mitbürger in die 2. Kammer der sächsischen Ständeversammlung und in die evangelisch-lutherische Landessynode. Anfang 1869 trat er auch in das Stadtverordnetencollegium zu Dresden ein und nahm an allen communalen Angelegenheiten regen Antheil. Im Sommer 1871 wurde er zum besoldeten Stadtrath erwählt und ihm die Leitung des städtischen Schulwesens übertragen. Dasselbe gelangte unter ihm zu hoher Blüthe. Die durch das sächsische Schulgesetz von 1873 bedingte Neuordnung, besonders die Einrichtung der durch dieses Gesetz geforderten Fortbildungsschulen ging unter seiner kräftigen Mitwirkung rasch und befriedigend von statten. Auch entwarf er eine neue, im wesentlichen noch heute gültige Localschulordnung für die evangelischen Volks- und Fortbildungsschulen der Stadt. Ebenso verdanken ihm das städtische Kirchenwesen und die Turnvereine der ganzen Gegend vielfache Anregung und Förderung. Im Sommer 1887 wurde er in Anbetracht seines hohen Alters auf seinen Antrag in den Ruhestand versetzt. Die letzten Jahre seines Lebens verbrachte er in körperlicher und geistiger Frische in seinem Landhause in Blasewitz bei Dresden, wo er, nachdem er 1892 im Kreise der Seinen den 80. Geburtstag und das goldene Ehejubiläum gefeiert hatte, am 1. April 1893 starb. Sein Grab befindet sich auf dem alten Annenfriedhofe in Dresden.

Der Leuchtthurm, herausgegeben von Ernst Keil, 4. Jahrg., Leipzig 1849, S. 592—596 (mit Bild). — Gedichte von O. Heubner. Zum Besten seiner Familie herausgegeben von seinen Brüdern. Mit der Lebensbeschreibung und dem Porträt des Verfassers. Zwickau 1850. — Selbstvertheidigung von O. Heubner in seiner auf Hochverrath gerichteten Untersuchung. Zum Besten seiner Familie herausgegeben von Angehörigen des Verfassers. Zwickau 1850. — O. L. Heubner und seine Selbstvertheidigung über seine Theilnahme an den Vorfällen zu Dresden im Mai 1849. Für das deutsche Volk bearbeitet von Eduard Sparfeld. Zwickau 1850. — Entscheidungsgründe des Königl. Oberappellationsgerichts in Untersuchungssachen wider O. L. Heubner und Michael Bakunin. Dresden 1850. — Die Erkenntnisse in der gegen den Kreisamtmann O. L. Heubner geführten Untersuchung. Mit Genehmigung des Kgl. Justizministerii aus den Jahrbüchern für sächsisches Strafrecht besonders abgedruckt. Leipzig 1850. — Nekrologe in den Dresdner Tagesblättern vom 2. bis 5. April 1893. — Deutsche Turn-

zeitung 1893, S. 141 ff. u. 254. — E. Isolani, O. L. Heubner, Lebensbild eines deutschen Mannes. Dresden 1893 (mit Bild). — Das Ecce der Fürsten- u. Landesschule Grimma in d. Jahre 1893. Grimma 1893, S. 28—42. — C. Euler, Encyklopädisches Handbuch des gesammten Turnwesens. Wien und Leipzig 1894. I, 497. — Dresdner Rundschau 1900, IX, 44 (mit Bild). — H. Rühl, Deutsche Turner. Wien und Leipzig 1901, S. 110—111 (mit Bild).

Viktor Hantzsch.

Heusinger: Johann Friedrich Christian Karl H. von Waldegg, Arzt und Professor der Medicin, geboren zu Farnroda (einem Dorf zwischen Eisenach und Ruhla) am 28. Februar 1792 und als Veteran der deutschen Aerzte und Gelehrten am 5. Mai 1883 in Marburg verstorben, stammte aus einer alten Gelehrtenfamilie. Er studirte seit 1809 Medicin und Naturwissenschaften in Jena und gewann hier bereits eine besondere Vorliebe für vergleichende Anatomie. Nachdem er 1812 die Doctorwürde erlangt hatte, setzte er seine Studien in Göttingen fort, hier besonders mit Forschungen über den Bau der Milz beschäftigt, die er später fortsetzte. Im Befreiungskriege von 1813 trat er als Militärarzt in preußische Dienste und machte die Feldzüge in Deutschland, Holland und Frankreich mit. Erst nach einem dreijährigen Aufenthalt in Thionville, und nachdem er im Februar 1818 Paris besucht und 1819 ein Hospital in Sedan geleitet hatte, kehrte er nach Göttingen zurück, wurde Assistent an der Klinik von Himly und erhielt bereits 1821 auf Empfehlung Blumenbach's einen Ruf als außerordentlicher Professor nach Jena. Von hier siedelte er 1824 als Nachfolger Döllinger's und ordentlicher Professor der Anatomie und Physiologie nach Würzburg über und folgte schließlich 1829 einem Ruf als Professor der praktischen Medicin und Director der Klinik als Nachfolger von Bartels nach Marburg, wo er bis zu seinem Lebensende verblieb. 1867 zog er sich von seinem Lehramt ins Privatleben zurück, 1876 wurde er in den Adelstand erhoben. H. war ein außerordentlich vielseitiger Gelehrter und fruchtbarer medicinischer Schriftsteller. Knüpft sich auch keine eigentlich epochemachende Leistung, keine neue Entdeckung an seinen Namen, so hat er doch durch seine Arbeiten sich ein großes Verdienst erworben. Von ihnen verdienen besonders diejenigen zur Geschichte der Medicin, zur Geographie der Pathologie resp. Epidemiographie, eine Reihe anatomisch-physiologischer Forschungen (über den Bau der Milz, der Nieren, über Pigmentbildung, Haarbildung), vergleichend-anatomische, klinisch-casuistische, medicinisch-topographische Publicationen Anerkennung. Nicht ohne Nutzen ist auch heute noch Heusinger's „Grundriß der Encyklopädie und Methodologie der Natur- und Heilkunde“ (Eisenach 1839; 2. Aufl. 1868), ferner sein Werk: „Recherches de pathologie comparée“ (Kassel 1844), mit einer darin enthaltenen, werthvollen „Histoire comparée de la médecine vétérinaire“. H. war Mitarbeiter am großen Virchow'schen Handbuch der speciellen Pathologie und erstattete für viele Jahre umfang- und inhaltreiche Referate über medicinische Geographie resp. geographische Nosologie in dem großen Canstatt'schen Jahresbericht. Eine fast vollständige Zusammenstellung von Heusinger's Arbeiten gab der Unterzeichnete im Biogr. Lex. herv. Aerzte hsg. von A. Hirsch u. E. Gurlt III, 191—93.

Pagel.

Heuß: Eduard von H., Dr., großherzoglich hessischer Hofrath und Hofmaler, geboren am 5. Juli 1808 zu Oggersheim (Rheinpfalz), † am 24. October 1880 in Bodenheim bei Mainz. Sein Vater war erst Advocat zu Oggersheim, Kreisdirector zu Alzey, dann Obergerichts- und Stadtrath in Mainz. Nachdem Eduard H. schon als Dreizehnjähriger zu

Mainz mit Zeichnen und Lithographiren sich beschäftigt hatte, setzte er diese Uebung, sogar mit Wiedergabe anatomischer Präparate, am Gymnasium zu München fort, nach dessen Absolvirung er, gemäß dem Wunsch seiner Mutter, zum Studium der Medicin überging, in der ausgesprochenen Absicht, selbe so bald wie möglich mit der Kunst zu vertauschen. Während H. für den berühmten Physiologen Döllinger viele pathologisch-anatomische Zeichnungen fertigte, betrieb er mit dem für den Zauber der Farbengebung beflissenen August Riedel allerlei Malertechnik, zeichnete zahllose Bildnißskizzen seiner Studiengenossen und Freunde und benutzte die dazwischen liegenden Ferien zu Ausflügen, die sich in der Herbstvacanz zu einer Fußtour mit dem nachmals so gefeierten Louis Agassiz und Anderen durch Italien und Sicilien ausdehnten. Da es nicht an Mahnungen fehlte, sein Fachstudium wieder aufzunehmen, so legte der gehorsame Sohn „Pinsel und Palette unter Schloß und Riegel und bezog das Krankenhaus mit dem festen Vorsatz, nicht eher wieder den Tempel der Musen zu betreten, bis dem Aeskulap der geforderte Tribut gezollt". Bald war alles Nöthige nachgeholt und die Hochschule 1829 mit der Note der Auszeichnung absolvirt. Während der zum Prosector ernannte junge Doctor am Scheideweg stand, erging an ihn eine Einladung des Ministers v. Montgelas zu einem lebensgroßen Bildniß, das ein gleiches für den Großherzog Ludwig II. in Darmstadt nach sich zog. Von da eilte H., mit besten Empfehlungen ausgestattet, nach Rom, wo er in den blühenden Künstlerkreis der Thorwaldsen, Cornelius, Overbeck, Veit, Jos. Ant. Koch, Reinhart u. s. w. eintrat. „Als Sterne erster Größe funkelten diese hochbegnadeten Lieblinge, von göttlicher Hand an den ewig blauen Himmel Italiens geheftet, in das weichende Dunkel der darniederliegenden Kunst. Der schlummernde Marmor von Carrara erwachte von den pochenden Meiselschlägen des großen Dänen, die kahlen Wände der Villa Massimi schmückten sich mit den unsterblichen Fresken eines Philipp Veit und Jos. Koch, unter deren Pinsel Virgil und Dante ihre Auferstehung feierten. Dort lebte in kleinem Körper der titanische Geist (Cornelius), in welchem die Bibel, Homer, die Nibelungen, Goethe und Shakespeare ihren Meilen langen Schatten (?) werfenden Illustrator fanden. Overbeck, der sanfte, edle, große Meister, nahm hier aus der unerschöpflichen Quelle der Religion Nahrung für seine hohen Werke. Reinhart war der Meister der heroischen Landschaft." Dieser emphatische Erguß mag als Heuß' Programm für seine Kunst, seinen Stil und Charakter gelten. Als echter Epigone und Eklektiker trat er in ihre Fußstapfen, hatte von jedem etwas, entbehrte aber in Zeichnung und Farbe der gründlichen Schulung, blieb also bei aller Anerkennung seines tüchtigen selbsteigenen Vorraths von Talent und Genie doch auf dem halben Wege autochthonen Dilettantismus haften. Die Diagnose der Fachleute lautete über H. wie in Lessing's Fabel das Urtheil des Adlers und des pfeilschnellen Rennthiers über die Flug- und Lauffähigkeit des Vogel Strauß: ersterer sah den Strauß und sprach: das Laufen des Straußes ist so außerordentlich eben nicht, aber ohne Zweifel fliegt er desto besser; ein ander Mal sah der Adler den Strauß und sprach: fliegen kann der Strauß wol nicht; aber ich glaube, er muß gut laufen können! — Seine glänzende Salonfähigkeit und eine oberflächliche Treffsicherheit gewannen ihm die oberen Regionen, deren bereitwillige Gunst ihn wenig förderte, aber bei den Künstlern blassen Neid erregte, umso mehr, da H. seine gesellige Ueberlegenheit den artistischen Genossen nur zu fühlbar machte, welche dann nur zu sehr sich revanchirten. Eine ähnliche Doppelstellung wurde Hermann Allmers (geboren am 11. Februar 1821 zu Rechtenfleth, † am 9. März 1902 ebendaselbst) als Dichter und Landschafter zu theil. — H. malte den prägnanten Kopf des

lustigen J. A. Koch, wobei derselbe wahrscheinlich mithalf, während die anderen Porträts nach Philipp Veit, den beiden Plastikern Hermann Wilhelm Bissen (geboren 1798 zu Schleswig, † am 10. März 1868 zu Kopenhagen) und Thorwaldsen denselben flauen, süßverschwommenen Ausdruck tragen, welcher allen anderen Werken Heuß', auch seinem Selbstbildnisse eignet. Unter den Damenporträts erscheint auch Mademoiselle Dumont und „omen et nomen“ die durch ihre Schönheit und stattliche Männerreihe berühmte Tochter des Admiral Henry Digby, die taubenäugige Lady Ellenborough, die als Gattin des Karl Freiherrn v. Venningen 1832 für die König-Ludwigs-Schönheiten-Gallerie verewigt, vielen anderen bekannten Diplomaten ihre entzückende milchweise Hand reichte und endlich bei ihrem neunten Gatten, dem syrischen Scheich Abdul von Palmyra 1873 zu Damascus ihre vielbewegte Laufbahn schloß. Sie hat außer Balzac und Edmond About viele Biographen gefunden, wie Freiherr v. Maltzan („Wallfahrt nach Mekka“, 1865. II, 189) und L. Hevesi („Glückliche Reisen“, 1895, S. 334 ff.); die berühmtesten Maler und Kupferstecher, darunter Thom. Lawrence und viele Andere weihten ihr den entzückten Pinsel. So lebte in Bild und Wort, um mit dem biederen Kater Hidigeigei zu sprechen, die entschwundene Schöne „lang' noch in der Nachwelt Klatsch!“

H. war drei Mal im gelobten Lande Italia; dahin hatte ihn auch die Hochzeitsreise mit seiner Gattin Amalia, der Tochter des Mainzer Stadtrathes J. Krätzer, geführt. Außerdem besuchte H. auf vielen Reisen Holland, Paris und London, theils um alte Meister an Ort und Stelle zu studiren oder eigene Werke zu hinterlassen. In München, wo er eine Ausstellung seiner Arbeiten veranstaltete, malte H. ein Bildniß König Ludwig I. und trat auch mit dem Kronprinzen Maximilian in Fühlung; in Darmstadt verlieh ihm der Großherzog für den „Raub der Europa“ das Ritterkreuz Philipp des Großmüthigen. Ehren und Auszeichnungen begleiteten ihn auf allen Wegen. In Rom entstanden auch mehrere Architekturbilder: Interieurs aus dem Palazzo Colonna; andere Ideen wurden zur Ausführung für spätere Zeiten zurückgelegt. Anfangs wählte er Mainz mit dem benachbarten Edelsitz zu Bodenheim zum bleibenden Aufenthalt, von wo er nach dem Tode seiner Gattin 1853 für längere Jahre nach München übersiedelte. Gewöhnlich begab er sich zur Ausführung seiner Porträts an Ort und Stelle, wodurch ein unruhiges Wanderleben entstand. Seine Thätigkeit blieb unermüdlich, man staunt über die Menge von Arbeiten, welche allein 1844 entstanden; freilich unterlief dabei auch viel Flüchtiges und manche Oberflächlichkeiten. Da waren, meist im wiederholt wechselnden Etat, die Bildnisse des Fürsten Metternich, der Erzherzoge Karl, Stephan und Johann, der Barone Rothschild, des Bürgermeisters Rabecka, B. v. Kübeck's, Graf Kolowrat's, des Fürsten von Leiningen-Amorbach, des Grafen Schönborn-Wiesentheid. In London malte er mehrere Bildnisse für die Königin Victoria, copirte, nach Reynolds und Lawrence, auch viele Köpfe aus den Raphael'schen Tapeten zu Hampton-Court; in Paris hatte H. die Bildnisse Guizot's, Soult's und der Madame Adelaide vollendet, als ihn über dem Porträt Louis Philipp's die Revolution vertrieb. Dann entstanden religiöse Stoffe: Christus als Tröster der Kranken, und mancherlei Altarbilder, die der Maler an arme Kirchen verschenkte, die Bildnisse vieler Kirchenfürsten und Bischöfe (Vicari, Frhr. v. Ketteler), eine Kreuzigung, Heimsuchung, ein Cyklus mit 5 religiösen Genrestoffen, welchen der Maler in die Neue Pinakothek stiftete und hiefür als Recompense, auch auf Grund seines Güterbesitzes, die erbliche Nobilisirung erhielt. Sein nie rastender Geist ersann eine ganze Reihe von Compositionen über die Schöpfung, die Kindheit Jesu, den Weg des Kreuzes, die Geheimnisse des Rosenkranzes, das

Ammergauer Passionsspiel. Auch im Gebiet der Landschaft bewegte sich H. mit freierfundener, meist an italische oder französische Motive sich anlehnender Inscenirung. Dann wendete er sich wieder zur Ilias, zu Goethe's Faust, dessen Gedichten und anderen deutschen Lyrikern. Viele seiner Entwürfe ließ er durch jüngere Kräfte, wie durch den Tiroler Jos. Ant. Mahlknecht (geboren 1827 zu Rifeils in Gröden, † am 6. April 1869 zu München) vergrößern und in Farbe setzen. — Einer seiner Söhne Ferdinand v. H. promovirte als Arzt, wendete sich aber gleichfalls zur Malerei und betrieb auch die Bildhauerkunst (Colossalbüste seines Vaters).

Der reiche Nachlaß von Ed. v. H., in welchem sich auch vier Original-Aquarelle von Jos. Anton Koch zur Divina Commedia befanden, wurde 1883 zu Mainz, 1901 und 1903 durch Hugo Helbing in München ausgestellt und zur Auction gebracht. Die betreffenden Kataloge waren mit einer Biographie und vielen Reproductionen nach den Arbeiten des Künstlers ausgestattet.

Vgl. Raczynski, 1840. I, 305; II, 441—442. — Beil. 32 u. 33 zur Augsburger Postzeitung vom 21. u. 25. Juli 1883. — Fr. v. Bötticher, 1895. I, 524. — Singer, 1896. II, 174 (9 Zeilen!).

Hyac. Holland.

Heyde: Georg Moritz H., Director des Kgl. Stenographischen Instituts zu Dresden, geboren am 22. Januar 1810 zu Dresden, † daselbst am 20. Juli 1886. Nach dem Besuch der Kreuzschule in Dresden studirte H. seit 1830 in Leipzig Theologie und Philologie, promovirte 1833 zum Dr. phil. und bestand 1835 in Dresden das Candidatenexamen. Seit 1836 bildete er sich unter Wigard's Leitung als Stenograph aus und wurde vom November 1839 ab als Landtagsstenograph des sächsischen Landtags beschäftigt. Eine Zeitlang arbeitete er daneben als Hülfsarbeiter bei der Kgl. Bibliothek in Dresden, gab diese Stelle aber 1849 auf und widmete sich ausschließlich der Stenographie. 1850 wurde er Stenograph erster Classe im Kgl. Stenographischen Institut und erhielt 1857 den Professortitel. Am 1. Januar 1866 wurde ihm die Vorstandschaft des Kgl. Stenographischen Instituts mit dem Titel Director übertragen; diese Stelle bekleidete er bis zum 1. October 1878, wo er seine Pensionirung nachsuchte und zum „Ehrenmitgliede" des Instituts ernannt wurde. H. war ein bedeutender stenographischer Praktiker und außer im sächsischen Landtage in vielen parlamentarischen und anderen Versammlungen als Stenograph thätig; u. a. wurde er 1859 nach Kopenhagen berufen, um die Reden der deutschen Reichstagsmitglieder aufzunehmen. Auch als stenographischer Schriftsteller und Lehrer war er geschätzt. 1863 hielt er als Wanderlehrer im Auftrage des Instituts und der Gabelsberger'schen Vereine neue stenographische Unterrichtscurse in Hannover und Braunschweig ab und gründete den Stenographenverein in den Städten Hannover und Braunschweig. In den Jahren 1854 und 1855 gab er mit dem Institutsmitgliede Dr. Krause die Zeitschrift „Stenographische Mittheilungen" heraus, 1863 des „Echo", 1870 mit Krieg die „Stenographische Militärzeitung"; von 1856 bis 1878 leitete er die Zeitschrift des Instituts, das „Correspondenzblatt", das er auch abwechselnd mit Rätzsch und später mit Krieg autographirte. Außerdem veröffentlichte er 1853 in Gemeinschaft mit den Institutsmitgliedern Dr. Krause und Steinmann ein „Lehrbuch der Gabelsberger'schen Stenographie", 1854 ein Lesebuch, 1858 zusammen mit Rätzsch das Lesebuch zur Preisschrift, das vielfach aufgelegt wurde (36. Tausend, Dresden 1894), 1875 mit Zeibig „Stenographische Lehrstunden" im „Illustrirten Familienjournal" und in Payne's „Panorama des Wissens und der Bildung" (Leipzig 1875). Bei den Systemberathungen des Stenogr. Instituts in den Jahren 1854—1857

und an den Commissionsberathungen des Jahres 1857 zu Dresden, in denen das Gabelsberger'sche Stenographiesystem einer umfassenden Regelung unterzogen wurde (sog. „Dresdner Beschlüsse"), war H. hervorragend betheiligt; ebenso hatte er dem 1863 gegründeten Systemausschuß der Gabelsberger'schen Schule eine Anzahl Anträge zur Vereinfachung der Vocalbezeichnung der Gabelsberger'schen Stenographie unterbreitet, die neuerdings meist angenommen worden sind. In mehreren Aufsätzen trat er für die weiteste Verwendung der Stenographie ein.

Vgl. Correspondenzblatt des k. stenogr. Instituts 1864 u. 1886, Nr. 4. — Festschrift des k. stenogr. Instituts. Dresden 1889, S. 70, 77 u. 80. — Trachbrodt, Illustr. Ztg. 1879, S. 100. — Deutsche Stenographenzeitung 1886, S. 245. — Krumbein, Entwickelungsgesch. d. Schule Gabelsbergers, 1901, S. 241. — Ein Verzeichniß d. Bücher u. Aufsätze Heyde's bei Näther, Stoffregister f. Vorträge u. Abhdlgn. stenogr. Inhalts. Dresden 1890, S. 10.

Johnen.

Heydebrand: Tassilo (nicht Tassilone) von H. und der Lasa wurde geboren am 17. October 1818 zu Berlin (oder in Potsdam?), wohin seine Eltern, nach ihrer Vermählung, von Breslau übergesiedelt waren.

Er ist der Stammvater der jüngeren Linie dieses alten schlesischen Adelsgeschlechtes, die zum Theil evangelisch wurde, zum Theil aber römisch-katholisch geblieben oder wieder geworden ist. Er selber war evangelisch und der einzige Sohn des späteren preußischen Generalmajors a. D. Heinrich Joseph Karl v. H. u. d. L. (geboren am 4. Mai 1790, † zu Warmbrunn am 29. September 1868), der im Ruhestande von 1843 bis 1856 die Herrschaft Klein-Tschunkawe im Kreise Militsch bewirthschaftete. Dieser hatte sich als Premierlieutenant im 1. schlesischen Cürassierregiment und designirter Rittmeister im Regiment Garde du Corps, geschmückt mit dem Eisernen Kreuz der Befreiungskriege, am 18. Januar 1818 zu Breslau vermählt mit Emilie geb. Thomann, einer verwittweten Frau v. Kleist. Sie war fast fünf Jahre älter als ihr zweiter Gatte und überlebte ihn länger denn sechs Jahre (geboren zu Hirschberg am 6. Juli 1785, † zu Warmbrunn am 30. Januar 1875).

Ein drei Jahre älterer Vetter (d. h. Vaters-Bruders-Sohn) Oskar Ernst Sylvius v. H. u. d. L. (geboren zu Militsch am 21. Januar 1815, † zu Kl.-Tschunkawe am 24. April 1888) wurde der Stammvater der älteren, ausschließlich protestantischen Linie des Hauses.

Der Beiname „und der Lasa", obwol nicht urkundlich, hat zu der unhistorischen Contraction: „v(on) d(er) Lasa" geführt; eine Kürzung, deren sich auch Tassilo als Autor sehr oft bedient hat. In wichtigen Fällen, z. B. bei Unterschriften, brauchte er aber die volle Form: „v. H. u. d. L.". Auf dem Titelblatt seines Hauptwerkes steht: „T. von der Lasa". Die ältere Schreibung des Vornamens („Thassilo") wird noch im Handbuch für den Preußischen Hof und Staat consequent bevorzugt. Auf jener Kürzung und der durch sie hervorgerufenen irrigen Annahme zweier Personen, mag die Anekdote beruhen, der zufolge Wilhelm I. seinen Diener mit der scherzhaften Anrede zu begrüßen pflegte(!): „Guten Tag, lieber Heydebrand! Was macht von der Lasa?"

Mehrere Jugendjahre verbrachte Tassilo mit den Eltern in Potsdam. Später bezog er das Friedrich-Wilhelms-Gymnasium in Berlin, welches er als Abiturient zu Michaelis 1838 mit dem Zeugniß der Reife verließ. Ursprünglich zum Verwaltungsdienste bestimmt, studirte er in Bonn und Berlin Jura und Cameralia. Das Militärjahr ward bei den Garde-Ulanen in Potsdam abgeleistet. Seit 1845, in welchem Jahre v. H. nach bestandenem ersten Examen bei der Regierung in Trier arbeitete, erschloß sich ihm in regel-

rechter Folge der staffelförmige cursus honorum einer langen und überaus wirkungsreichen, zuerst preußischen, dann reichsdeutschen Beamtencarriere. Noch im J. 1845 erfolgte der Uebertritt in die diplomatische Laufbahn. Zuerst war v. H. Attaché in Wien, wo er die Angelegenheiten des deutschen Bundes gründlich kennen gelernt haben mag. Dann rückte er zum Legationssecretär auf und wurde als solcher während der nun folgenden Jahre bei den preußischen Gesandtschaften in Stockholm, Frankfurt a. M. und Brüssel beschäftigt. König Friedrich Wilhelm IV. ernannte ihn 1851 zum Kammerherrn; im folgenden Jahre wurde er Legationsrath. In die Nähe der europäischen Küste ward er 1857 verschlagen durch seine Wirksamkeit bei der Gesandtschaft im Haag. Im nächsten Jahre ging er dann zum ersten Male über das große Wasser, und zwar nach Rio de Janeiro in Brasilien, als Geschäftsträger und designirter „Ministerresident“. In Rio mag v. d. L. seine spanischen und romanischen Sprachkenntnisse erweitert haben, was ihm bei seinen historischen Schachstudien später zu Gute kommen sollte. Den Portugiesen Damiano hatte er allerdings damals schon edirt (mit R. Franz, Berlin 1857).

Zwei Jahre später finden wir v. d. L. wieder in Deutschland, wo er nun eine glückliche Häuslichkeit sich begründete. Am 24. April 1860 vermählte er sich zu Baden-Baden mit der protestantischen Anna v. Helldorf (geboren zu Weimar am 11. December 1831, † zu Baden-Baden am 21. November 1880). Sie war die Tochter des königlich preußischen Kammerherrn Bernhard v. Helldorf auf Gleina in der Provinz Sachsen und seiner Gemahlin Therese, einer geborenen Köhne.

Der zwanzigjährigen ungetrübten Ehe ist nur ein Sohn entsprossen: der jetzige königlich preußische Kammerherr Heinrich v. H. u. d. L. (geboren zu Baden-Baden am 6. October 1861), welcher der protestantischen Religion seiner Eltern folgte.

Nach seiner Vermählung wurde Tassilo v. H. u. d. L. als außerordentlicher Gesandter und bevollmächtigter Minister an den Hof zu Weimar entsendet, wo das glanzvolle Leben auf dem altclassischen Boden, wenn auch weit ruhiger geworden als vordem, die ersten Jahre der Ehe auf das günstigste inaugurirte. Häufig weilten die Gatten zu Besuch bei den Schwiegereltern in Baden-Baden.

Die „deutsche Frage“ spitzte sich während der ersten Jahre seiner Ehe immer schärfer zu. Sie nahte ihrer Lösung durch Bismarck.

Während des dänischen Krieges war v. d. L. in den Elbherzogthümern beim Obercommando thätig. Nach dem Friedensschlusse vertraute ihm der König das verantwortungsvolle Amt des preußischen Gesandten in Kopenhagen an; gewiß ein hoher Beweis für das diplomatische Geschick, den feinen Tact und die reichen Erfahrungen v. Heydebrand's. In der dänischen Hauptstadt vertrat v. d. L. während der folgenschweren Ereignisse von 1866 und 1870/71 mit politischem Scharfblick die Interessen Preußens; connivent und doch energisch. Seine Persönlichkeit ist dadurch in Oesterreich, wie auch in Frankreich nicht unbeachtet geblieben. Auch nachdem der Friede von Versailles geschlossen war, blieb v. H. auf seinem Kopenhagener Posten, jetzt als Gesandter des Deutschen Reiches. Im J. 1878 folgte als äußere Anerkennung der geleisteten Dienste die Verleihung des Titels: „Wirklicher Geheimer Rath“, mit dem Prädicate „Excellenz“, von Seiten des Reiches.

Bevor v. H., der im J. 1880 seine Gattin und mit ihr die Lust am Herrendienste verlor, sich nach der „Pensionopolis“ Wiesbaden, das er auf seinen Reisen liebgewonnen hatte, ins Privatleben zurückzog: — kurz vor

seiner Pensionirung also ist v. d. L. noch etwas über ein Jahr (1878—80) am königlich württembergischen Hofe zu Stuttgart beglaubigt gewesen.

Im „Ruhestande“ unternahm v. H. einige Weltreisen; die letzte 1887/88, auf welcher er auch den fünften Erdtheil Australien kennen lernte. Er starb an Altersschwäche im 81. Lebensjahre, ohne Krankheit sanft hinüberschlummernd, auf Storchnest im Kreise der Seinigen am 27. Juli 1899.

Der Verstorbene war Ehrenritter des Johanniterordens (von der Ballei Brandenburg). Er besaß den preußischen Rothen Adlerorden 2. Classe mit dem Stern und Eichenlaub, sowie den preußischen Kronenorden 1. Classe; nebst vielen hohen ausländischen Orden.

Die militärische Laufbahn v. d. Lasa's blieb auf seine Zugehörigkeit zum Beurlaubtenstande, zur Reserve und Landwehr, beschränkt. Er wurde zuerst geführt beim 20. Landwehrregiment Cavallerie 1. und 2. Aufgebots, zuletzt bei der Cavallerie des 22. Landwehrregiments. Hier sei daran erinnert, daß ein Bruder von ihm, der Major a. D. Leopold v. H. u. d. L., werthvolle hippologische Schriften verfaßt hat.

Ueber die politische Thätigkeit v. Heydebrand's ruht gewiß noch viel unveröffentlichtes Material in den Acten des Auswärtigen Amtes zu Berlin. Nicht ausgeschlossen, wenn auch unwahrscheinlich, ist der Fund eigener Aufzeichnungen im handschriftlichen Privatnachlaß, welchen der Sohn des Verstorbenen verwaltet. Seine ganze schriftstellerische Thätigkeit war eben ausschließlich seiner Privatneigung, dem Schach gewidmet. Die Erfahrungen, die er als Beamter seines Königs sammelte, hat er zeitlebens als „Dienstgeheimniß“ angesehen und für sich allein behalten. Auch diese fast subalterne, direct vorbildliche Treue ist ein Zug, der in seinem Bilde nicht fehlen darf. Es widerstrebte ihm, seine Person in den Vordergrund zu rücken.

Die Schachthätigkeit v. Heydebrand's kann man in drei Theile zerlegen: in die praktische, die theoretische und die historische Periode. Als Wissenschaft, und nicht anders, hat v. H. die Schachspielkunst stets behandelt. Er hat dieses Studium als ein philologisch und bibliothekarisch geschulter Fachmann betrieben. v. H. war dabei allerdings in der glücklichen Lage, über große Mittel verfügen zu können. Es ließe sich fragen, ob das Schachspiel eine Wissenschaft, eine Kunst oder nur ein Sport sei. Es gibt bereits eine Litteratur über diese Frage, eine ernsthafte und eine scherzhafte; die letzte überwiegt wol. Es sei von dieser Art hier nur eine Probe gestattet: „Nichts ist subjectiver als die Urtheile, welche man gewöhnlich über das Schachspiel fällen hört. Wer mit tüchtigen Geistesgaben ausgestattet, ein wenig allzusehr in diesem Mikrokosmus sich verloren hat, citirt Leibniz und setzt Alles daran, eine ‚Schachwissenschaft‘ zu construiren; wer es nicht so weit zu bringen vermag, behauptet, daß er es nur ‚zum Vergnügen‘ spiele, und wer endlich ganz unglücklich mit seinen Versuchen bleibt, der citirt Lessing und sagt, ‚daß das Schach für ein Spiel zu ernst und für Ernst zu viel Spiel sei‘ — wobei er freilich aus der Noth eine Tugend macht und sich obendrein darin irrt, daß das fragliche Dictum nicht Lessing, sondern Montaigne zum Urheber hat“ (G.[ottl.] Sch.[napper], Vom Frankfurter Schachcongreß. Frkf. Ztg., Feuill. v. 11. Aug. 1878, mitgetheilt von Johannes Minckwitz, Die Schachcongresse zu Düsseldorf, Köln und Frankfurt a/M. u. s. w. Leipzig 1879, S. 91 ff.).

Die Wechselbeziehung zwischen dem Beruf und der Erholung ist uns heute beim Schach gänzlich verloren gegangen. Professions- und Gelegenheitsspieler stehen einander jetzt scharf gegenüber. Das war früher anders. Im 18. Jahrhundert, und noch später, betrachteten in Europa die Militärs und die Diplomaten, besonders wol bei den Franzosen und Engländern, das edle

Schachspiel als eine ihres Berufes würdige, weil ihm verwandte, Beschäftigung für die Mußestunden. Man denkt etwa hierbei an das „Kriegsspiel“, das in den Officiercasinos außerdienstlich, aber doch halb-officiell betrieben wird. In ähnlicher Weise interessirten sich Diplomaten und höhere Staatsbeamte für das Schachspiel. Es ist vielleicht kein Zufall, daß die „Analyse nouvelle des ouvertures du jeu des Echecs“ I/II, Leipzig und Petersburg 1842/43, ein Lehrbuch des Schachspiels, das namentlich in Rußland und Frankreich als vorbildlicher und maßgebender Nachschlage-Codex angesehen wurde, von einem russischen Hofrath, dem Professor der Mechanik C. F. v. Jaenisch († 1872), verfaßt worden war (der Titel nach Philidor's Analyse v. J. 1749).

Für Deutschland war etwas ähnliches noch nicht geleistet worden, doch fehlte es nicht an guten Vorarbeiten. Am besten war immer noch die „Neue theoretisch-praktische Anweisung zum Schachspiel“, von dem Oesterreicher Johann Allgaier († 1826), Wien 1795 und öfter, zuletzt 1841 erschienen; nach v. d. L. ein „vorzügliches Lehrbuch“ (Zur Gesch. u. Lit. des Schachspiels, S. 243 f.), welches jedoch nun veraltet sei (Handbuch[4], 1864, S. 42 a).

Hier waren seit der dritten Auflage (1811) die Spiele in Tabellen dargestellt, was sehr übersichtlich war und später von A. Alexandre in seiner Encyclopédie des Echecs, Paris 1837, noch vollkommener ausgeführt wurde (51 Tabellen, mit Partieen aus ungefähr 30 Autoren). Alexandre bediente sich zwar bereits der algebraischen Notation; aber sein Werk sollte international sein, und deshalb ließ er die Bezeichnung der Figuren fort. Dies erschwerte die Uebersicht und hat der Verbreitung des Werkes sehr geschadet. (Vgl. Zur Gesch. u. Lit., S. 257 f.) So behauptete Allgaier's Buch mit sieben Auflagen das Feld. Die algebraische Notation, nebst Bezeichnung der Figuren, wurde seitdem in Deutschland und den deutschredenden Ländern allgemein üblich; im Gegensatz zu England und Frankreich, die noch heute an ihrer umständlichen, gewissermaßen ausmalenden oder umschreibenden Notation festhalten, bei der obendrein immer auf die Stellung des Brettes, d. h. auf die Lager der Weißen und Schwarzen, Rücksicht genommen werden muß. (Wenig bekannt ist übrigens, daß die algebraische Notation eigentlich auf die hundert Endspiele des Syrers Philipp Stamma, Paris 1737, zurückgeht.) Allgaier's verdienstliche „Anweisung“ wurde einem größeren Publicum nutzbar gemacht durch Joh. Frdr. Wilh. Koch, Die Schachspielkunst, Magdeburg 1801, Elementarbuch der Schachspielkunst, ebenda 1828; ferner durch die Arbeiten von Hirsch Silberschmidt (1826—45, vgl. darüber Handbuch[4], S. 45 a f.).

Indessen genügten in der deutschen Schachwelt gegen die Mitte des 19. Jahrhunderts alle diese Werke nicht mehr, und die Analyse nouvelle des russischen Meisters v. Jaenisch, mit dem v. d. L. übrigens eng befreundet war (vgl. Z. Gesch. u. Lit., S. 258 mit Anm. [1]) sollte für Deutschland durch ein ähnliches Werk ersetzt, nicht aber aus Deutschland verdrängt werden, denn sie war dort wol kaum jemals eingebürgert. Die sog. „ältere Berliner Schule“ ist es gewesen, aus deren Mitte die Anregung zur Abfassung eines derartigen Buches ganz unwillkürlich durch die Spielpraxis hervorging. Junge Leute aus den verschiedensten Ständen versammelten sich an bestimmten Wochentagen des Abends regelmäßig, aber zwanglos, im „Blumengarten“ in der Potsdamer Straße; etwa seit dem Ende der dreißiger Jahre. Im Sommer 1837 wurde v. H. durch Bledow eingeführt. Adlige und Bürgerliche, Officiere, Beamte und Künstler verkehrten hier miteinander, freundschaftlich, ungezwungen. Das Schach mischte die Stände, was in der „vormärzlichen“ Zeit ein Ereigniß war. Auch Studenten hatten Zutritt. In diesem bunten Kreise fühlte sich v. H. stets am wohlsten. Er ist niemals exclusiv gewesen, im Gegentheil hat er von

seiner Mutter eine ausgesprochene Vorliebe für das bürgerliche Element geerbt. Im späteren Leben ist es ihm durch seine hohe Stellung oft erschwert worden, mit Schachspielern und in Schachclubs zu verkehren; im In- wie im Auslande aber hat er diese Vorurtheile stets siegreich zu überwinden gewußt. Der Kreis im Blumengarten ging noch auf den alten Mendheim zurück, der sich aber mehr für das Problemfach interessirt hatte, welches später etwas zurücktrat. Die Spielpraxis wurde nun bald fast ausschließlich gepflegt, am eifrigsten von dem „Siebengestirn", von der „Berliner Plejade". Der glänzendste dieser Sterne war der Mathematiker Ludwig Bledow († 1846), ein Gymnasiallehrer, dessen Spielstärke bekannt und gefürchtet war. v. H., der 1837 noch Gymnasiast war, bekennt sich dankbar als seinen Schüler.

Bledow ist das eigentliche Haupt, der Begründer der älteren Berliner Schule; seine Thätigkeit als Organisator ist nicht hoch genug zu bewerthen. Seine auswärtigen Beziehungen waren beträchtlich. Die anderen Mitglieder dieses Kreises, sowie auch die damals beliebten und unbeliebten aufkommenden und abkommenden Spiel-Eröffnungen, hat uns v. H., der stets mit großer Liebe bei dieser Jugendperiode verweilte, mehrfach geschildert. (v. d. L., Berliner Schacherinnerungen, Leipzig 1859. [Mit Berliner Spielen aus den Jahren 1837—43.] Brief an den Breslauer Landsmann und Coaetanen Adolf Anderssen zum 50jährigen Schachjubiläum, bei Emil Schallopp, Der Schachkongreß zu Leipzig im Juli 1877, Leipzig 1878, S. 58—65; Z. Gesch. u. Lit., S. 256 f.) Eine höchst beachtenswerthe Trias, wenn auch wol weniger stark am Brette als Bledow, war: der spätere Regierungsrath W. Hanstein († 1850), sein Vetter, der nachmalige Stadtgerichtsrath Karl Mayet († 1868) und der Künstler Horwitz, der später nach England ging († 1885). Etwas ferner stand der Maler Schorn († 1850). Als sechster und siebenter kamen v. d. Lasa und sein früh (1840) verstorbener Freund Paul Rudolf v. Bilguer hinzu (s. A. D. B. II, 635 f., ferner v. d. L. im Vorwort zur vierten Auflage des Handbuches, Leipzig 1864; daselbst auch das Porträt v. Bilguer's).

Mit dem Lieutenant v. Bilguer, auf den die Idee des neuen Lehrbuches zurückzuführen ist, war v. H. intim befreundet. Er hat den handschriftlichen Nachlaß des Verstorbenen, die Vorarbeiten zum „Handbuch", kritisch gesichtet. In pietätvoller Weise ließ v. H. seinem verstorbenen Freunde auf dem Titelblatte, und auch sonst immer, den Vortritt, während er selber die Hauptarbeit leistete. Im Texte heißt es stets: „Wir", worunter die Autoren, v. Bilguer und v. d. Lasa, zu verstehen sind. Für die Anlage des Ganzen, welche auf der Allgaier'schen Tabellenmanier fußte, war speciell vorbildlich die kurz vorher erschienene Abhandlung v. Bilguer's: Zur Theorie des Schachspiels. Das Zweispringerspiel im Nachzuge. Berlin 1839. (Mit 11 Tabellen in 4°.) Drei Jahre nach v. Bilguer's Tode erschien das Werk zum ersten Male unter dem Titel: „Handbuch des Schachspiels. Entworfen und angefangen von P. R. v. Bilguer. Fortgesetzt und herausgegeben von seinem Freunde v. d. Lasa". Berlin, Veit & Co., 1843. Auf dem Titel der zweiten („durchaus verbesserten") Auflage (Berlin, Veit, 1852), fehlt der Zusatz: „von seinem Freunde", und ebenso in den folgenden Auflagen, die dann später, nach v. Heydebrand's Tode, durch Andere besorgt wurden. Bis zur 5. Auflage incl. (Berlin 1873) hat v. H. das Handbuch noch persönlich geleitet. Die 7. Auflage (Leipzig 1891) hat Emil Schallopp redigirt. Die 8. Auflage erschien seit 1901 in Lieferungen. Die Anordnung nach den Eröffnungen ist sehr übersichtlich. Am Schluß ist auf die Endspiele Rücksicht genommen; vorn auf die Spielregeln, die damals noch sehr schwankend waren. Es ist dies ein Hauptverdienst des Herausgebers, das viel zu wenig gewürdigt wird. Durch die Festsetzung all-

gemein gültiger Spielregeln (wol nach englischem Muster), die später vom „Deutschen Schachbunde“ acceptirt wurden, hat v. H. überhaupt erst das Zustandekommen der heutigen großen internationalen Meisterturniere ermöglicht. Deutschland gewann auf diesem Gebiete die Führung. Anderssen's Londoner Siege (1851 und 1862) stärkten das patriotische Gefühl. Die Schachcongresse, zuerst in den 60er Jahren im Rheinlande beginnend, sowie auch die in den größeren Städten gegründeten Schachclubs, haben ihre Bedeutung für Deutschlands innere Geschichte ebenso gut gehabt, wie die Turner-, Schützen- und Sängerfeste. Auch die Schachspalten in den Familienzeitschriften beginnen jetzt zu erscheinen. Es fehlte nur noch an einem gemeinsamen periodischen Organe, in welchem sich die deutschen Schachfreunde gegenseitig über ihre Angelegenheiten aussprechen konnten. Dieser Mangel ist ebenfalls durch v. H. beseitigt worden, indem er 1846 die Anregung zur Gründung der Berliner Schachzeitung gab, in welcher er dann selber oft das Wort ergriff (vgl. die unten citirte Zusammenstellung von Max Lange). Hervorragend betheiligt an diesem Unternehmen waren der Obertribunalsrath v. Oppen, der 1856 zu Berlin, mit Benutzung von Bledow's Nachlaß, die Endspiele Stamma's herausgegeben hatte, und ein Berliner Schachfreund Namens Lehfeldt. Auch Bledow war daran betheiligt, als Präsident der Berliner Schachgesellschaft. Der Verlag dieser bis heute lebensfähig gebliebenen Zeitschrift ist später nach Leipzig übergegangen (Veit & Co.). Bald wird der 60. Jahrgang erscheinen. Redacteur war lange Zeit der verstorbene Schachmeister Johannes Minckwitz. Jetzt sind die Herausgeber Johann Berger und Karl Schlechter. Die erwünschte Möglichkeit einer schnelleren Berichterstattung über Turniere u. s. w. hat inzwischen das „Deutsche Wochenschach“ ins Leben gerufen (bisher 20 Jahrgänge, Potsdam, A. Stein's Verlagsbuchhandlung). Die „Berliner Schachzeitung“ ist mit diesem Blatte vereinigt worden. Leiter des „Wochenschach“ ist Heinrich Ranneforth. Nun hatten auch die Deutschen ihr Organ; wie die Franzosen ihren Palamède, die Engländer ihr „The Chess Players Chronicle“.

Sehr bald wußte England auch auf dem schachlichen Gebiete das „Made in Germany“ sehr wohl zu schätzen; wie der Titel des nach dem Bilguer (aber kürzer), von keinem Geringeren als von Howard Staunton, bearbeiteten Werkes deutlich verräth: „The Chess-Players Handbook“, London 1847; 2. Aufl. 1848. Die Tabellenform war jedoch hier nicht mit herübergenommen, da sich die englische Notation nicht gut für dieselbe eignet. Dies hat der Uebersichtlichkeit des englischen Buches Abbruch gethan, und viele Engländer, wie auch Franzosen, benutzten damals schon, und jetzt natürlich noch viel mehr, dankbar das deutsche Werk, den „großen Bilguer“, direct.

Als „kleinen Bilguer“ könnte man den „Leitfaden für Schachspieler“ bezeichnen, den v. H. ganz allein herausgab; zuerst Berlin 1848, 2. Auflage ebenda 1857. Die 5. Auflage hat Constantin Schwede bearbeitet, Leipzig 1880. In der 6. Auflage, Leipzig 1894, ist dieses kleine Werk durch Bardeleben und Mieses mit der modernsten Spielführung nachträglich bereichert werden. Der 75jährige Autor widmete sich damals schon fast ausschließlich den historischen Studien. Der „kleine Bilguer“ gibt den Extract des „großen“, auch die Endspiele, läßt aber die werthvolle chronologische Litteraturübersicht am Anfang, sowie die geschichtliche Einleitung fort. Das Buch war für den Anfänger bestimmt, für den es aber doch wol zu hoch ist. Es scheint eine Abneigung v. Heydebrand's bestanden zu haben, Musterpartien mitzutheilen; später ist er selber dem Verlangen der Leser entgegengekommen, mehr noch die Bearbeiter seiner Werke. Ein Lehrbuch bekommt gleich einen frischeren Ton durch die enge Berührung von Praxis und Theorie; es braucht deshalb noch

nicht so populär gehalten zu sein wie z. B. „Das A B C des Schachspiels" von Johannes Minckwitz. Der Anfänger will vor allen Dingen die Partien berühmter Meister nachspielen, dann erst analysiren.

Bei v. Heydebrand war nun aber durch das Spielen im Blumengarten die Praxis direct in die Theorie hinübergeflossen. Manche Partieen waren, vielleicht die meisten, nur gewechselt worden, um den Werth gewisser Eröffnungen zu erproben. So kam es denn, daß v. H. in jeder praktischen Partie nur eine Analyse sah, die bis zu einem gewissen Punkte gleich in den Tabellen untergebracht werden konnte. Auch wissen wir von ihm zufolge einer gelegentlichen Aeußerung, mitgetheilt von Oskar Cordel, Analysen und Analytiker, Deutsches Wochenschach, 15. Jahrgang, Berlin 1899, S. 20, daß seine Spielstärke durch das häufige Analysiren ungünstig beeinflußt worden sei. Immerhin blieb seine praktische Stärke am Brett wol Zeit seines Lebens eine recht respectable. Mit Anderssen und Staunton hat er sich erfolgreich gemessen.

Bledow (geb. 1795) gehörte, wenn er auch das moderne Schach inaugurirt hat, noch zum alten Stamm der Philidorischen Schule. Das zeigt sich z. B. in der Zurückhaltung, die er beobachtete, wenn es galt, sich über die Quellen zu äußern, aus denen er seine Kenntniß neuer Eröffnungen und Endspiele geschöpft hatte. Dieser mittelalterliche Turnierrest hatte sich im Zeitalter der internationalen Schachwettkämpfe merkwürdig lange conservirt. (Staunton-St. Amant; Mac Donnell-Labourdonnais. [Letzterer wurde im J. 1846 Commandant der Tuilerien!]) Man denke auch an die Correspondenzpartien, die zwischen den Clubs großer Hauptstädte z. B. Paris-Petersburg, Edinburg-London, Berlin-Posen gewechselt wurden. Die Kriegslisten durften bei Leibe nicht verrathen werden! (Bledow's Schachbücherei ist übrigens zum Theil in den Besitz der kgl. Bibliothek zu Berlin übergegangen.)

Mit diesem alten Vorurtheil der Schachspieler hat v. H. gründlich aufgeräumt, womit er die Schachspielkunst aus den Schranken der nationalen Eitelkeit (vgl. z. B. die Bezeichnungen: französische, englische, spanische, italienische Partie) zum Range einer kosmopolitischen, freien Wissenschaft erhob. Das ist ihm um so höher anzurechnen, als er durch seinen diplomatischen Beruf von Hause aus nur auf die Reservirtheit angewiesen war. Sein vorsichtiges Urtheil ist ein Beweis hierfür; nicht minder sein Stil, der sich gern in Hypothesen, Conjunctiven und umschreibenden Hülfszeitwörtern äußert. Allerdings kann man diese Eigenthümlichkeit auch vielleicht auf sein bescheidenes Wesen zurückführen. Alle diese Rücksichten ließ er jedoch außer Acht, wenn es die Freiheit der Wissenschaft galt. So sagt er ausdrücklich (Vorwort zur ersten Auflage des „Handbuches", Berlin 1843, S. VII): „Abweichend von dem Gebrauche der meisten Schriftsteller, welche sich fast immer mit dem eignen Urtheile sehr zurückhaltend zeigen, wagen wir es, vor jedem Abschnitte unumwunden unsere Ansicht auszusprechen und dann die Ausführung folgen zu lassen. Wir wissen zwar, daß wir uns dadurch der Kritik mehr bloßstellen, als wenn wir den Leser unsere Meinung aus den verschiedenen Resultaten einzelner Spiele errathen ließen. Vielleicht dürfen wir aber dem Tadler des Dichters Worte zurufen: (folgt ein Citat aus der sog. Ars poëtica des Horaz.) . . . ." Und noch deutlicher heißt es (im Vorwort zur 2. Auflage, Berlin 1852, S. VII): „Abweichend von dem fast allgemeinen Gebrauche, sich mit dem eignen Urtheile zurückhaltend zu zeigen, wagen wir, überall unsere Ansicht auszusprechen. Wir glauben dem Leser diese uns vielleicht manchmal bloßstellende Offenheit zur möglichsten Erleichterung seines Studiums, nach dem Plane dieses Werkes, schuldig zu sein. Aus demselben Grunde suchen wir sowol das Benutzen der älteren oft nicht gut geordneten Quellen, wie der gleichzeitigen

Schriftsteller, durch häufige Citate bequemer zu machen, und geben dabei, wenn wir Stellen in fremder Sprache aufnehmen, wenigstens den Sinn derselben auch deutsch an". Hier ist bereits der Historiker zu erkennen, der dem Praktiker und Theoretiker zur Seite steht.

Die historischen Studien v. d. Lasa's gingen Hand in Hand mit dem Wachsen seiner Bibliothek, über die ein als Manuscript in zwei Auflagen gedruckter, mehrere tausend Nummern umfassender Katalog Auskunft gibt. Derselbe ist eine unentbehrliche Ergänzung des Buches von Antonius van der Linde († 1898): Das erste Jahrtausend der Schachlitteratur. Berlin 1881. Der Katalog verzeichnet auch mehrere Manuscripte, allerdings meist Abschriften. Ferner hingen aber die historischen Studien v. d. Lasa's aufs engste mit seinen, oft nur zum Zwecke der Durchforschung von Bibliotheken unternommenen Reisen zusammen. Die eingehende gerechte Würdigung dieser ganzen streng gelehrten Thätigkeit muß aber nothwendig einer fachwissenschaftlichen Monographie vorbehalten bleiben, welche ich präparire. Dabei wird es sich empfehlen, die Annalen- oder Regestenform heranzuziehen. So erst wird man auch sein monumentales Lebenswerk zu begreifen im Stande sein, das den Titel führt: „Zur Geschichte und Litteratur des Schachspiels. Forschungen von T. v. d. Lasa". Leipzig 1897. (Verlag von Veit & Co.) Dieses Buch ist nun seinerseits wiederum eine Ergänzung des werthvollen Quellenwerkes von Antonius van der Linde: Geschichte und Litteratur des Schachspiels. I/II. Berlin 1874.

In Heydebrand's Werk ist die Disposition straff, aber doch harmonisch. Der gelehrte Apparat wird meist in die Anmerkungen verwiesen, um die Lectüre nicht gar zu sehr zu erschweren. Die Darstellung ist schlicht und sachlich, manchmal fast trocken; sie schreitet gleichmäßig vom Alterthum über das Mittelalter bis zur neuesten Zeit. In der Polemik, die übrigens nur sehr sparsam gehandhabt wird, tritt zuweilen ein gutmüthiger Humor zu Tage, eine „feine Ironie" (vgl. O. Koch, Tröchtelborn, Deutsches Wochenschach 15, Berlin 1899, S. 334), die den Gegner nicht verletzt, aber doch gründlich ad absurdum führt. So ergänzen sich die beiden Werke gegenseitig auf das glücklichste. Erstaunlich reich ist der Inhalt des v. Heydebrand'schen Buches. Ueber den indisch-persisch-arabischen Ursprung des Schachs; über die Benennung und die Gangart der einzelnen Figuren, sowie über die Spielregeln bei den verschiedenen Völkern und in den verschiedenen Zeiten; über Vierschach und früheres Problemwesen; über die Schicksale der alten Autoren und ihrer Werke: — über dieses und vieles andere werden wir bei v. d. Lasa in einer leichtflüssigen Schreibart angenehm belehrt. Besonders die alten Autoren, namentlich die italienischen, hat er uns näher gerückt, was Koch, Allgaier und Silberschmidt theilweise noch versäumt hatten. Ueber den Portugiesen Damiano sprachen wir bereits (siehe oben S. 298). Den Italiener Greco und den Spanier Lucena finden wir bereits in den „Berliner Schacherinnerungen". Von den später behandelten sind wol die wichtigsten der Spanier Ruy Lopez und der mittelalterliche, lateinische Moralist Jacobus de Cessoles. Ueber manchen Autoren, wie z. B. über dem ‚Bonus Socius' schwebt noch ein geheimnißvolles Dunkel, das sich hoffentlich einst lichten wird. Jedenfalls hat v. d. L. das Verdienst, alle diese Räthsel ihrer Lösung bedeutend näher gebracht zu haben.

Zur Genealogie vgl. nebst den bekannten Adelslex. u. Wappenbüchern: Joh. Sinapius, Des Schles. Adels anderer Theil (1728), S. 675. — Zur Biographie und amtlichen Laufbahn: Illustr. Zeitung, 5. April 1873, S. 251: „Die Vertreter des Deutschen Reiches im Ausland", m. Porträt.

— Genealog. Taschenbuch d. adl. Häuser (Brünn), 1882, S. 186 f., 616 f.; 1888, S. 225 f., 642 f.; 1893, S. 223 f., 655.

Zum Schachspiel: Illustr. Zeitung, 7. Juli 1894, Nr. 2662, S. 21, m. Porträt. — J. B. (Joh. Berger?) in: Deutsche Schachzeitung 54 (1899) Nr. 8, S. 225 ff., 254. — Münch. Allgem. Zeitung 1899, Nr. 174. — Osc. Cordel in: Deutsches Wochenschach (Berlin 1899), Nr. 31/32. — O. Koch, Tröchtelborn: Der Altmeister des deutschen Schach, Herr von Heydebrand und der Lasa in seiner Bedeutung für seine und unsere Zeit, in: Wochenschach 1899, Nr. 39, 40/41 (mit einer guten Zusammenstellung der wichtigsten Schriften u. Aufsätze). — W. Uhl, „v. d. Lasa", m. Porträt nach einem Familienbilde, in: Wochenschach 20 (1904) Nr. 1. — Schachaufsätze von v. Heydebrand u. d. Lasa (in d. Schachzeitung 1846—1887). Als Mscr. gedruckt. (Von M. Lange. Nur die Titel.) — Dazu Mittheilungen der Familie und von Hrn. Joh. Kohtz. W. Uhl.

Heydemann: Heinrich Gustav Dieudonné H., Archäologe. Er ward am 28. August 1842 in Greifswald geboren, wo sein Vater Gustav H. Rechtsanwalt war, siedelte aber schon bald mit seiner Familie nach Stettin über. Zehnjährig kam er auf das dortige Gymnasium, dem er neun Jahre angehörte; unter den Lehrern gewannen namentlich Franz Kern und K. E. A. Schmidt, auch Ludwig Giesebrecht, auf ihn Einfluß. Nach bestandenem glänzendem Abgangsexamen ging er im Herbst 1861 nach Tübingen. Anfängliche Neigungen zur Germanistik traten bald zurück und wirkten nur noch in einer selbstgeschaffenen Orthographie nach, an der H. trotz mancher Abmahnungen lange festhielt und durch die er das Lesen seiner Arbeiten unnöthig erschwerte. Unter den Tübinger Lehrern war es besonders Bursian, von dem er lebhafte Anregungen empfing: von ihm ward er auch in die alte Kunstgeschichte eingeführt. Im Herbst 1862 ging H. nach Bonn und trieb dort vorwiegend philologische Studien bei Ritschl und Jahn, an dessen archäologischen Studien er auch theilgenommen zu haben scheint: er erreichte durch seine philologischen Studien das leichte Verständniß der alten Classiker und eine gute Orientirung in der Litteraturgeschichte. Durch Anton Springer ward er gleichzeitig in die neuere Kunstgeschichte eingeführt. Mit der Absicht, die Kunst, besonders die antike Kunst, zum Hauptgegenstande seiner Studien zu machen, begab sich H. im Herbst 1863 in seine Vaterstadt Greifswald, wo er zugleich seiner Dienstpflicht genügen wollte; ein Beinbruch machte ihn freilich bald dienstunfähig. Mit großem Fleiß ergab er sich den archäologischen Studien unter der Leitung von Ad. Michaelis, mit dem er ein bleibendes Freundschaftsverhältniß schloß; daneben setzte er die philologischen Studien bei Schömann und Usener fort. Wiederum nach Jahresfrist, Herbst 1864, siedelte H. nach Berlin über und fand nach vier Semestern den Mittelpunkt seiner Studien in den archäologischen Uebungen bei Eduard Gerhard und in dem Verkehr mit dem blinden Greise, woneben Friederichs' Einfluß zurücktrat. Gerhard's staunenswerthe Monumentenkenntniß und ebenso umfassende und sichere Bekanntschaft mit der antiken Schriftwelt wie mit der archäologischen Fachlitteratur begegneten bei H. verwandten Neigungen, neben denen bei ihm wie bei seinem Lehrer die künstlerische Seite der antiken Denkmäler in die zweite Reihe zurücktrat. Dieser Richtung entsprachen auch Heydemann's zwei erste Schriften, seine Promotionsschrift „Analecta Thesea" (Berlin, 24. Juli 1865) und „Iliupersis auf einer Trinkschale des Brygos" (Berlin 1866), seinen heißgeliebten Eltern zur silbernen Hochzeit gewidmet, eine gelehrte und gründliche Arbeit, deren ausgebreitete Denkmälerkenntniß bei einem Anfänger überraschen konnte.

Inzwischen war H., nach einem kurzen Ausflug zu den Museen in Stockholm und Kopenhagen (Arch. Anz. 1865, 147* ff., Arch. Ztg. 1866, 130 ff.), im Herbst 1865 bei Gerhard als Amanuensis eingetreten und half ihm bei der Redaction der Archäologischen Zeitung, bei der Drucklegung von Gerhard's Akademischen Abhandlungen und Etruskischen Spiegeln, als Vorleser und Secretär bei einer sehr ausgedehnten Correspondenz. Manche Klippen dieser schwierigen Stellung mied H. mit Hülfe der warmen Verehrung, die er für den blinden alternden Lehrer wie für dessen treffliche Gattin Emilie, geb. von Rieß, empfand, wie denn überhaupt Treue und hingebende Liebe zu den schönsten Charakterzügen Heydemann's gehörten.

Noch ehe Gerhard starb (12. Mai 1867), hatte H. mit seinen Lehrjahren abgeschlossen und sich auf die Wanderschaft nach Italien gemacht (Nov. 1866). Der Schüler Gerhard's suchte in besonderem Maße seinen Anschluß bei dessen Stiftung, dem Archäologischen Institut in Rom, und bei dessen erfahrenem Leiter Henzen; Brunn war kurz zuvor nach München übergesiedelt. H. fand auf dem Capitol einen größeren Kreis von „ragazzi“ vor, jungen Männern, die dort archäologische, epigraphische, philologische Studien betrieben. Gelang es dem empfindsamen, leicht etwas weiblich erregbaren H. auch nicht, mit Allen sich gut zu stellen (es bildeten sich sogar manche Mißverhältnisse, die lange nachwirkten), so gewann er doch auch wahre Freunde, von denen Eugen Bormann, ebenfalls ein ehemaliger Amanuensis Gerhard's, Karl Justi und Otto Donner ihm besonders nahetraten. In üblicher Weise schrieb er sich in „das capitolinische Fremdenbuch“ ein durch mancherlei Beiträge zu den Schriften des Instituts, unter denen eine Untersuchung über das Kottabos-spiel (Annali 1868) und der Nachweis, daß die vielgedeutete „mystische“ Leiter auf unteritalischen Vasen ein Musikinstrument sei (Ann. 1869), hervorgehoben sein mögen. Mit einer gründlichen Orientirung in Rom und seiner weiteren Umgegend verband H. eine wiederholte Bereisung des monumentenreichen Unteritaliens, wo ihn vor allem die jener Gegend eigenthümlichen bemalten Vasen anzogen. Als Schüler Gerhard's und Jahn's fühlte er sich verpflichtet eine genaue Denkmälerkenntniß durch Katalogisirung oder Zeichnen des zerstreuten Materials zu fördern. In Ruvo verschaffte ihm seine stete Dienstbereitschaft die Freundschaft Giov. Jatta's und die Erlaubniß in dessen reicher Vasensammlung nach Herzenslust zu zeichnen (Herbst 1867); eine Frucht dieses Aufenthaltes bot die „zur Erinnerung an Winckelmann's hundertjährigen Todestag“ (8. Juni 1868) herausgegebene Schrift „Ueber eine nacheuripideische Antigone“ auf einer Vase jener Sammlung (Berlin 1868). In Neapel verwandte H. den Sommer und Herbst 1868 auf die Katalogisirung der sehr umfangreichen dortigen Vasensammlung, gewann aber als schönste Frucht dieses arbeitsvollen Aufenthalts seine Verlobung mit Aline Reichert, Tochter des Berliner Anatomen (12. Sept. 1868). Das nächste Jahr führte H. über Sicilien, wo er wiederum die Vasen in Palermo katalogisirte (Arch. Ztg. 1870 f.), nach Athen, das damals noch kein deutsches Institut besaß, wol aber von einer Anzahl deutscher junger Gelehrten besucht ward, die sich um Ulrich Köhler scharten. Binnen dreier Monate war H. auch hier neben Matz für die Katalogisirung zerstreuter Sculpturen thätig und suchte zu zeichnen, was ihm von bemalten Vasen vorkam; die Frage nach dem Verhältniß der attischen zu den in Italien gefundenen Vasen stand damals gerade auf der Tagesordnung.

Im Mai 1869 kehrte H. nach Deutschland zurück und habilitirte sich im November in Berlin für Archäologie. Da diese bereits von E. Curtius und K. Friederichs vertreten war, blieben ihm meist nur kleinere Nebencollegien

übrig, die er gründlich und mit Begeisterung hielt und in denen er sich dankbare Zuhörer erwarb, ebenso wie in Damenvorlesungen, die er theils im Museum, theils im Victorialyceum hielt. Daneben begab er sich an die Verarbeitung seiner südlichen Ausbeute. Die zuerst erschienenen „Griechischen Vasenbilder" (Berlin 1870), dem Andenken Ed. Gerhard's gewidmet, hatten mit ihren nicht eben kunstmäßigen Abbildungen (H. war als Zeichner nur Dilettant, dabei mehr auf den Inhalt als auf getreue Wiedergabe des Stils bedacht) einen schweren Stand neben Benndorf's gleichzeitig begonnenem großen und trefflich ausgeführten Werke über griechische Vasen. Langsam im Drucke gefördert folgte 1872 das umfangreiche Verzeichniß der „Vasensammlungen des Museo Nazionale zu Neapel" (Berlin), nach dem Vorbilde von Otto Jahn's Münchener Vasenkatalog angelegt und dem Andenken dieses seines Lehrers gewidmet. Im nächsten Jahre bearbeitete er einen weiteren Katalog: „Die Marmor-Bildwerke in der sog. Stoa des Hadrian, dem Windthurm des Andronikus, dem Wärterhäuschen auf der Akropolis und der Ephorie im Cultusministerium zu Athen" (Berlin 1874). Neben Kekulé's Verzeichniß der Sculpturen im sog. Theseion machen diese zerstreuten Brocken attischer und römischer Sculptur keine anziehende Figur, aber deshalb war die Ausfüllung dieser Lücke doch verdienstlich. Ein drittes Bändchen, in dem Matz die Bildwerke der Akropolis katalogisiren wollte, blieb unausgeführt. Neben diesen selbständigen Büchern gingen zahlreiche Arbeiten her, theils für die römischen Institutsschriften (z. B. über die Neapler Perservase Annali 1873), theils für die damals von E. Hübner redigirte Archäologische Zeitung, die H. geneigt war als eine Art besonderen Vermächtnisses Gerhard's zu betrachten; auch schrieb er für die Archäologische Gesellschaft das 30. Winckelmannsprogramm („Humoristische Vasenbilder", 1870). Je mehr er sich als den pietätvollsten Erben Gerhard's fühlte, desto schwerer empfand er es, daß nach Hübner's Rücktritt die Leitung der Zeitung nicht ihm übertragen ward, sondern er nur als besoldeter Gehülfe der neuen Redacteure mitwirken sollte, was zu einem jahrelangen Fernbleiben von der Zeitung führte. Auch die Hoffnung, nach Friederichs' Tode (Oct. 1871) das archäologische Extraordinariat zu erhalten, schlug fehl; ebenso zunächst die Aussicht, als Friederichs' Nachfolger am Antiquarium als Assistent einzutreten, wozu er von dem Director E. Curtius vorgeschlagen worden war. Diese Mißerfolge kränkten den leicht erregbaren Mann, der sich im Mai 1870 sein eigenes Haus begründet hatte, tief. Er fand für alle seine Sorgen einen treuen väterlichen Vertrauten an dem bejahrten Director des Münzcabinets Jul. Friedländer, dem er auch seinen athenischen Katalog widmete. Endlich, im Sommer 1873, bekam H. zunächst provisorisch, jene Assistentenstelle, in die er sich mit ganzem Eifer hineinarbeitete; als die Stellung aber nach einem halben Jahre definitiv ward, stand bereits eine völlige Aenderung vor der Thür.

Zu Ostern 1876 war Heydemann's Reisegenosse Friedr. Matz als Nachfolger von Friederichs nach Berlin berufen worden, und das von ihm in Halle bekleidete Extraordinariat für Archäologie ward nunmehr H. übertragen. Mit diesem selbständigen Wirkungskreis änderte sich seine ganze Thätigkeit. Er dehnte jetzt seine Vorlesungen auf das ganze Gebiet der Archäologie aus und legte besonderes Gewicht auf die archäologischen Uebungen, in denen er den einzelnen Theilnehmern nahetrat. Mit großer Hingebung widmete er sich der Bereicherung der von Ludwig Roß begründeten, dann besonders von Conze weiterentwickelten Abgußsammlung, der er einen archäologischen Apparat an die Seite stellte. Die beschränkten Mittel des Instituts, mit denen man den erfolgreichen Ausgrabungen jener Zeit (Olympia, Pergamon, Delos) nicht

folgen konnte, wußte er durch wiederholte öffentliche Vortragreihen zu erhöhen, durch die er zugleich das Interesse für die alte Kunst weiteren Kreisen vermittelte. Einen besonders liberalen Gönner gewann er in dem Bankier H. Lehmann; seine Freundschaft mit O. Donner führte zur Erwerbung einer guten Copie der sog. aldobrandinischen Hochzeit. Alljährlich beging er nach römischer und Berliner Sitte, auch hierin Gerhard's Beispiel getreu, eine Feier von Winckelmann's Geburtstag (9. December), zunächst im eigenen Hause im Kreise der Fachgenossen und Freunde, zu denen er in herzlichem Verhältnisse stand, sodann durch Herausgabe von „Hallischen Winckelmannsprogrammen“, deren dreizehn erschienen sind (1876—1888). In zweien von ihnen veröffentlichte er, wiederum in Katalogform, die Beobachtungen, die er auf seinen einzigen späteren Reisen, nach Ober- und Mittelitalien (1877) und nach Paris (1883), in den dortigen Museen gemacht hatte: (3) „Mittheilungen aus den Antikensammlungen in Ober- und Mittelitalien“, Halle 1879, und (12) „Pariser Antiken“, 1887. Die anderen Programme behandeln meistens Gruppen inhaltlich oder stilistisch zusammengehöriger Denkmäler: (1) „Zeus im Gigantenkampf“, 1876; (2) „Die Knöchelspielerin im Palast Colonna zu Rom“, 1877; (4) „Verhüllte Tänzerin, Bronze im Museum zu Turin“, 1879; (5) „Satyr- und Bakchennamen“, 1880; (6) „Gigantomachie auf einer Vase aus Altamura“, 1881; (7) „Terracotten aus dem Museo Nazionale zu Neapel“, 1882; (8) „Alexander d. Gr. und Dareios Kodomannos auf unteritalischen Vasenbildern“, 1883; (9) „Vase Caputi mit Theaterdarstellungen“, 1884; (10) „Dionysos' Geburt und Kindheit“, 1885; (11) „Jason in Kolchis“, 1886; (13) „Marmorkopf Riccardi“, 1888. Dazu das Festprogramm der Universität zur fünfzigjährigen Feier des Archäologischen Instituts „Nereiden mit den Waffen des Achill“, 1879. Nebenher gingen zahlreiche andere Arbeiten, z. B. der wohldurchdachte Aufsatz „Heroisirte Genrebilder auf bemalten Vasen“ in den Commentationes philol. in honorem Th. Mommseni scriptae, 1877; mehrere Beiträge zu den Berichten der sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften (Niobedenkmäler 1875. 1877. 1883, „Bildnisse aus dem Fajum“ 1888) und zu anderen Zeitschriften. Seit der Reorganisation der Institutsschriften arbeitete H. auch wieder mit an dem zuerst von Fränkel, dann von Conze redigirten Jahrbuch (z. B. „Ueber Phlyakendarstellungen auf bemalten Vasen“, 1886) und an den Römischen Mittheilungen (z. B. über die Sorrentiner Basis, 1889). Zum Abschluß einer größeren Arbeit über antike Kinderspiele, zu der er reichen Stoff gesammelt hatte, ist H. nicht mehr gekommen.

Heydemann's energische und anregende akademische Thätigkeit fand, nach mehrfachen Fehlschlägen, im J. 1882 die ersehnte Anerkennung durch Verleihung der ordentlichen Professur. Um dieselbe Zeit dehnte er, der ehemalige Schüler Springer's und warme Verehrer der Kunst der Renaissance, seine Thätigkeit auch auf die heimische mittelalterliche Kunst aus, als Leiter der betreffenden Abtheilung der hallischen Industrieausstellung von 1881, als Mitbegründer und Vorstandsmitglied des Kunstgewerbevereins (1882—87), als Mitglied des Ausschusses für das Provinzialmuseum; überall entfaltete er Thätigkeit und verbreitete Anregung. Dabei war er von zarter Gesundheit, mancherlei Krankheiten, namentlich einem peinlichen Ohrenleiden, unterworfen, aber seine körperliche und geistige Spannkraft behielten immer die Oberhand. Ein äußerst glückliches Familienleben, durch drei Kinder verschönt (den jüngeren Sohn nannte er Gerhard), zuletzt im eigenen Hause, bot ihm Erholung und Erfrischung; als der Wünsche Ziel plante H. eine Reise mit der ganzen Familie nach seinem geliebten Italien. Da zeigten sich im Frühjahr 1889

die ersten Anzeichen eines schweren Magenleidens. H. führte im Sommer trotz Schmerzen und zunehmender Schwäche seine Vorlesungen zu Ende, versuchte eine Cur in Kissingen, mußte sie aber bald aufgeben: das Leiden erwies sich als unheilbar und er erlag ihm am 10. October 1889. Die Gedenkblätter, die sein College und Freund W. Dittenberger zum nächsten Winckelmannstage seiner Wittwe und seinen Freunden darbot, rühmen als Grundzug in Heydemann's Wesen einen hohen lauteren Idealismus. „Unbedingte Wahrhaftigkeit, felsenfeste Treue, Unterordnung aller persönlichen Wünsche und Interessen unter das Gebot der Pflicht, uneigennützige und rückhaltlose Hingabe seiner ganzen Person an den Dienst des Guten und Schönen waren ihm selbstverständliche Dinge. Und bei diesem erhabenen Schwung der Seele war doch garnichts Herbes und Strenges in ihm; im Gegentheil, eine gewinnende Liebenswürdigkeit, eine rührende Güte, eine überaus zarte Rücksicht und Aufmerksamkeit, grenzenlose Bereitwilligkeit Anderen zu nützen und zu helfen erwarben ihm die allgemeine Liebe und Verehrung." Ganz im Sinne des Verstorbenen hat die Wittwe Heydemann's ganzen Apparat von Durchzeichnungen (darunter viele Inedita) und Kunstblättern dem Archäologischen Museum der Universität Halle geschenkt, und als dieses am 9. December 1891 in neuen, von H. ersehnten und erstrebten, aber erst nach seinem Tode erbauten Räumen eröffnet ward, schmückte die Vorhalle des Gebäudes ein Marmorrelief Heydemann's, von Rob. Cauer ausgeführt und von Freunden gestiftet.

Ad. Michaelis in d. Zeitschr. f. bild. Kunst, N. F. I, 1890, S. 71 ff. — W. Dittenberger, H. H. Ein Gedenkblatt f. seine Freunde (handschriftlich gedruckt z. 9. Dec. 1889), umgearbeitet u. bedeutend erweitert in Bursian-Müller's Biogr. Jahrbuch f. Alterthumskunde XIII, 1890, S. 53 ff.

Ad. Michaelis.

Heyden: Karl Heinrich Georg von H., geboren am 20. Januar 1793 zu Frankfurt a. M., † am 7. Januar 1866 ebendaselbst, bedeutender Naturforscher und Sammler, entstammte einem alten Adelsgeschlecht und war Mitglied der adeligen Gesellschaft Frauenstein. Sein Vater war der Schöffe Heinrich Dominicus v. H., seine Mutter Luise v. Cloz. Nach damaliger Sitte von Hofmeistern unterrichtet, erhielt H. die ersten Anregungen für die Naturbeobachtung durch den Mitherausgeber der wetterauischen Flora Dr. med. Scherbius und seine ersten entomologischen Anschauungen durch die berühmte Sammlung des Herrn v. Gerning. Von 1810—1812 studirte er die Forstwissenschaften unter dem berühmten Naturforscher Bechstein zu Dreißigacker bei Meiningen und bis 1813 besuchte er die Universität Heidelberg. In diesem Jahre aber trat er bei den Freiwilligen Jägern ein, machte die Feldzüge gegen Frankreich mit, wurde 1815 Oberlieutenant und blieb nach seiner Rückkehr als Officier im Frankfurter Linienbataillon, bis er im J. 1827 zum Senator erwählt und als Deputirter zum Kriegszeugamt und Forstamt berufen wurde. Im J. 1836 war er jüngerer Bürgermeister, 1837 Schöff, und die Stelle eines regierenden Bürgermeisters bekleidete er in den Jahren 1845, 1848, 1850 und 1852. Besonders im J. 1848 trat er viel in Beziehung zu den damals maßgebenden politischen Persönlichkeiten, dem Erzherzog Johann von Oesterreich und dem Prinzen von Preußen, dem nachmaligen Kaiser Wilhelm I. H. war vermählt mit der Tochter des Oberjägermeisters Frhrn. v. Dörnberg und hinterließ zwei Söhne und eine Tochter. Die beiden Söhne widmeten sich dem Officiersberuf und der älteste von ihnen, Professor Dr. Lukas v. Heyden, Major a. D., setzte die bedeutenden Sammlungen des Vaters in rühmenswerther Weise fort.

v. Heyden's hervorragende Bedeutung liegt auf dem Gebiet der Natur-

wissenschaften; er war einer jener treuen und gewissenhaften Beobachter der lebenden Natur, die, angeregt durch tieferes wissenschaftliches Interesse, die Sammlungen nur als Mittel zum Zweck ansehen. Daher sind die von ihm hinterlassenen überaus reichhaltigen Sammlungen von besonders hohem Werth; denn überall sind den Objecten genaue biologische und andere Notizen beigefügt. Vorzugsweise Entomologe, beschäftigte er sich hauptsächlich mit den Kleinschmetterlingen und ihren biologischen Verhältnissen, sodaß er bald eine anerkannte Autorität auf diesem Gebiet war. Aber auch die übrigen Insectenordnungen waren Gegenstand seiner ausgebreiteten Forschungen und Sammlungen, und bald konnte er vielen Specialisten in uneigennütziger Weise sein reichhaltiges Material zu weiterer Verwendung zur Verfügung stellen, wodurch er der Entomologie außerordentlich wichtige Dienste leistete.

Wie vielseitig er aber sein Interesse bethätigte, zeigen seine Abhandlungen über die Reptilien in Rüppell's Atlas zur Reise im nördlichen Afrika (1827) und über Insecten in der Braunkohle, die er in Gemeinschaft mit seinem Sohne Lukas v. Heyden in v. Meyer's Palaeontographica herausgab. Die Zahl der von ihm veröffentlichten größeren und kleineren Schriften aus den verschiedenen Gebieten der Biologie beträgt 64. Die entomologischen Arbeiten (34) finden sich verzeichnet in Hagen, Bibliotheca entomologica Bd. I, S. 363. 364, die übrigen in der Berliner entomologischen Zeitschrift, 1866, S. 314 ff.

v. H. war Mitbegründer der Senckenbergischen naturforschenden Gesellschaft (1817), des Physikalischen Vereins (1824) und des Vereins für Geographie und Statistik (1836) zu Frankfurt a. M., sowie der Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte (1822). Gerühmt wird auch seine Thätigkeit im Verein für Geschichte und Alterthumskunde in Frankfurt a. M. Einem solchen, auch von seinen politischen und wissenschaftlichen Gegnern hochgeachteten Mann, der durch sein feines, biederes und freundlich entgegenkommendes Wesen auf Jedermann Eindruck machte, konnte es an Anerkennung nicht fehlen. Fünfunddreißig wissenschaftliche Gesellschaften und Vereine zählten ihn zu ihrem Mitgliede, die Universität Gießen ertheilte ihm 1861 die Doctorwürde honoris causa und 3 Gattungen und 33 Arten von Thieren und Pflanzen tragen ihm zu Ehren seinen Namen. Die Senckenbergische naturforschende Gesellschaft wählte ihn wiederholt für mehrere Jahre zum Mitgliede ihrer Direction.

Vgl. Zoologischer Garten, 1866, S. 40. — Mittheilungen d. Vereins für Geschichte und Alterthumskunde III, 56. — Jahrbuch des Nassauischen Vereins für Naturkunde, Heft 19 und 20, S. 511—516. — Berliner entomologische Zeitschrift, Jahrgang X, 1866, S. 314.

Reichenbach.

Heydrich; Gustav Moritz H., Dramatiker und Dramaturg, wurde am 13. März 1820 zu Dresden geboren. Er studirte, auf der altehrwürdigen Thomasschule zu Leipzig vorgebildet, ebenda sowie zu Berlin Philologie, Geschichte und Litteratur, obwol ihn schon im 17. Jahre ein Nervenleiden heimgesucht hatte, das seitdem nicht bloß auf seine geistig-litterarischen Bestrebungen hemmend einwirkte, sondern ihm auch die Fähigkeit zu jeder praktischen Thätigkeit benahm. Dies verhinderte ihn namentlich auch seine von früh an auf das dramatische Kunstgebiet gerichtete Schaffenslust dauernd und intensiv zu pflegen. Nachdem er mehrere Jahre abwechselnd in Hamburg, Berlin und Leipzig zugebracht hatte, ließ er sich 1852 im lieblichen Loschwitz bei Dresden gesundheitshalber nieder und hier gelang es ihm in verhältnißmäßiger Zurückgezogenheit sein ziemlich freudeleeres Dasein bis zum 27. Januar 1885

hinzuhalten. Das Gefühl eines verpfuschten Lebens ist er wohl nie los geworden.

Zwischen 1851 und 1857 schrieb und veröffentlichte H. seine ersten Dramen. Die anhaltende Kränklichkeit veranlaßte dann eine Pause und erst 1861 konnte er wieder einige Stücke vollenden. Seine theatralischen Arbeiten greifen in verschiedene Stoff- und Stilgebiete und verdienen als eifrig gefeilte und mühsam einem hinderlichen Körperzustande abgerungene Erzeugnisse eines Mannes, der es mit dem dramatischen Schaffen sehr ernst nahm, eine Beachtung bei den Litterarhistorikern, welche nicht einmal seiner unten zu besprechenden Herausgeberschaft Gerechtigkeit widerfahren lassen. Große Hoffnungen hatte namentlich „Tiberius Gracchus, geschichtliches Trauerspiel in fünf Aufzügen" erregt, wie der Jahrzehnte lang in Heydrich's Sphäre lebende Dramaturg Robert Prölß mittheilt; es wurde 1861 gedruckt, im selben Jahre das recht frische, doch weil seiner Natur abliegende, mißlungene Stück „Prinz Lieschen, Posse in 3 Aufzügen", in der Manier der vorvorigen Generation geschrieben, das ebenfalls damals großen Beifall erntete. Der oben abgetrennten jüngeren Periode gehören an die nur als Manuscript gedruckten Theaterstücke: „Die schöne Magelone", ein Zaubermärchen, der Operettentext „Der Pastetenbäcker", das Liederspiel „Der Schatz", welche drei er 1861 privat drucken ließ. Sein Debüt war 1851 das, gemäß H. Laube zu wilde und jähe historische Trauerspiel „Leonore von Portugal". Zur Feier des 50jähr. Ehejubiläums seines Landesvaters König Johann von Sachsen mit der bairischen Prinzeß Amalie Auguste am 10. November 1872 dichtete und veröffentlichte er in diesem Jahre das Festspiel „Goldene Hochzeit". Dazu kommt die Gedichtsammlung „Sonnenschein auf dunklem Pfade", Ende 1869 mit der Ziffer 1870 erschienen; dies lyrische Bändchen zeigt schon im Titel die in ihm vorwaltende elegische Stimmung des unbeachteten und nicht zur Sonnenhöhe der Anerkennung Gelangenden. „Dramaturgische Skizzen" eröffnete 1. „Lilla von Bulyovszky, K. Sächs. Hofschauspielerin" 1861.

Am meisten genannt wird Heydrich's Name in Verbindung mit der durch ihn besorgten Drucklegung der Nachlaßbände des genialen Dramatikers Ludwig, in dessen Nähe und „langjährigem vertraulichen Umgange" (Ludwig, Skizzen und Fragmente, hrsg. von H., S. 3) als Freund H. eine Reihe von Jahren gelebt hatte. 1871 bezw. 1874 sind diese beiden Bände herausgekommen, die mit außerordentlicher Hingabe und Verehrung für den hochoriginellen dramatischen Speculirer und verbitterten Einsiedler dessen theoretische Reflexionen und den, rein litterarisch genommen, unbedeutenden dramatischen Torso zugänglich gemacht haben. Der erstere Band enthält die seitdem unter seiner Titelaufschrift „Shakespeare-Studien" bezeichneten, theils feinkritischen, theils übermäßig grüblerischen dramaturgischen Glossen und Erwägungen, die außer allgemeinen Betrachtungen zur Theorie der dramatischen Kunst besonders über Shakespeare und Schiller Eigenartiges, Scharfes dargeboten und so H. ein erhebliches Verdienst weit über die „Otto Ludwig-Philologie" (um einen Ausdruck Karl Reuschel's, der eigentlich mit Heydrich's Publicationen ansetzen sollte, zu gebrauchen) hinaus erworben. Daß diese Niederschriften O. Ludwig's in Erich Schmidt's und Adolf Stern's vollständiger Revision der „Gesammelten Schriften" — Bd. V (s. das. S. 3—32) und VI, als „Studien", 1892 — reichhaltiger und in vielen Einzelheiten berichtigt vorgelegt wurden, vermag den an H. schuldigen Dank nicht zu beeinträchtigen. H. hat übrigens den „Shakespeare-Studien" eine mit mancherlei fesselnden Auslassungen durchwobene Einleitung vorangeschickt. Viel mehr an eigenen Urtheilen und dramatisch-ästhetischen Auseinandersetzungen liefert der um drei Jahre jüngere

andere Band: „Otto Ludwig, Skizzen und Fragmente. Mit einer biographischen Einleitung und sachlichen Erläuterungen von Moritz Heydrich". Dies merkwürdige Buch ist aus einem Abdrucke der wenig umfänglichen Entwürfe und Pläne aus Otto Ludwig's Dichterwerkstatt nebst Bericht über die äußere Ueberlieferung dieser Fragmente zu einer ausgedehnten Charakteristik der Dramen und dramatischen Bruchstücke — wobei die letzteren natürlich, weil Unbekanntes bietend, ausführlicher bedacht sind — angeschwollen, während eine ziemlich breit angelegte „biographische Skizze" (S. 6—122) vorausläuft, die, wie auch die charakterisirenden Abschnitte über den Dramatiker, viel intime Kenntniß der ringenden herben und kräftigen Poetennatur Ludwig's verrathen. Aus Briefen, Tagebuchblättern, Gesprächen, alten Heften hebt H. vieles und Interessantes allenthalben heraus. Wenn die Herausgabe der „Shakespeare-Studien" eine, schon wegen der außerordentlich anregungsreichen Nachwirkungen, hochwillkommene That war und als solche zu würdigen ist, so stellen die fast 500 Seiten unter der Aufschrift „Otto Ludwig, Skizzen und Fragmente" einen theils erstaunlich liebevoll zergliedernden, theils biographische Aufschlüsse spendenden psychologisch-litterarhistorischen Commentar über die dabei mit eröffneten vereinzelten Blätter von Ludwig's Schreibtisch dar: in ihrer Art ein Muster pietätvollen Sichversenkens eines Dichter-Biographen trotz vielfachen, auch bei den „Studien" nachgewiesenen Mangels philologischer Akribie (welche eben Schmidt's und Stern's erwähnte Gesammtausgabe nachholen sollte) und öfters auch Mangels tieferer Kritik.

Die Lebensabrisse in Meyer's Konversationslexikon, Bornmüller's Schriftstellerlexikon (1882) S. 334 f., Brümmer's Lex. d. dtsch. Dichter u. Pros. d. 19. Jahrhs.[5] II, 156 f. (falscher Titel „Die schöne Magdalena"!) geben auch die Werke an, Brümmer die Ludwig-Bücher nicht. Aus persönlicher Bekanntschaft stammt die Anm. 4 bei R. Prölß, Gesch. d. modernen Dramas II 2, 344. — Zur Edirung der „Shakespeare-Studien" vgl. R. M. Meyer, Die dtsch. Literatur d. 19. Jahrhs. S. 328, der aber in seinem bibliograph. Ergänzungsapparat (Grundriß z. Gesch. d. dtsch. Lit. d. 19. Jhs. S. 136 f. Nr. 2287—2301a) Heydrich's beide Ludwig-Bände ebenso todtschweigt wie die ältern in seinem kritischen Erguß über „Otto Ludwigs Shakespearestudium" Jahrb. d. dtsch. Shakespeare-Gesellsch. Bd. 37, 59—84 (s. 61). Dagegen ist Heinrich Bulthaupt, wenn auch nicht dem Dramatiker Heydrich — den er wol gar nicht kennt — wol aber dem Otto Ludwig-Biographen und -Herausgeber in seiner „Dramaturgie des Schauspiels" gerecht geworden, wie deren Register ausweisen. Die Römertragödie „T. G." bespricht mit ziemlich starkem Lobe, die Posse „P. L." dagegen setzt sehr herab das von Heinrich Kurz, Gesch. d. dtsch. Lit. IV, 490 f. gegebene Resumé beider. Die zwei verdienstlichen Veröffentlichungen zur Vervollständigung und genaueren Kenntniß von O. Ludwig's Schaffen, die wir Heydrich's Liebe zur Person wie zum Gegenstande verdanken, hat der Verlag Herm. Gesenius in Halle a. S. unverändert erneuert. — „T. G." lobt Gottschall, D. dtsch. Nationallit. d. 19. Jhs.[5] III, 547. — W. Haan, Sächs. Schriftsteller-Lex. S. 131 Bibliographie (Selbstbiographie, Dramen, litterar- u. theatergesch. Auss. nie gedruckt). Ludwig Fränkel.

Heyer: Eduard H., Dr. phil., Forstmann, geboren am 27. Februar 1819 in Gundernhausen (bei Dieburg), † am 9. Mai 1898 in Darmstadt. Er war das zweite Kind des am 6. Januar 1856 verstorbenen großherzoglich hessischen Forstmeisters Friedrich H. zu Ober-Ramstadt (s. A. D. B. XII, 364), welcher durch seine hervorragende cultivatorische Thätigkeit, insbesondere durch rationelle Begründung und Behandlung von Mischbeständen, für viele Forst-

männer in Hessen zum Vorbild geworden ist. Er besuchte das Gymnasium zu Darmstadt und bezog im Frühjahr 1836 nach abgelegter Reifeprüfung die Universität Gießen, wo er unter der Leitung seines Onkels, des berühmten Karl Heyer (s. A. D. B. XII, 364) vom Sommersemester 1836 bis zum Sommersemester 1840 incl. Forstwissenschaft studirte. Hier bestand er im Herbst 1840 die sog. Facultätsprüfung, kurze Zeit darnach das specielle Oberförsterexamen und 1842 die allgemeine Prüfung für den Staatsforstdienst in Darmstadt. Hierauf war er als Forstcandidat unter Einschluß des vorschriftsmäßigen Accesses, im ganzen ca. sieben Jahre lang mit Betriebsregulirungen und Waldtheilungen beschäftigt, wozu er besondere Neigung und Befähigung an den Tag legte. Am 24. December 1847 erhielt er seine erste Anstellung als Oberförster der Oberförsterei Nieder-Eschbach (bei Homburg v. d. H.). Am 29. April 1857 wurde er in gleicher Eigenschaft nach Gießen versetzt, und durch Decret vom 12. Mai wurde ihm zugleich — als Nebenamt — die Stelle eines zweiten Lehrers der Forstwissenschaft an der Universität übertragen. Auf Grund seiner früheren Facultätsprüfung erwarb er sich am 3. Juni bei der philosophischen Facultät die für seine Stellung als akademischer Docent erforderliche Doctorwürde. Er wirkte hier neben seinem Vetter und Schwager Gustav Heyer, welcher das Ordinariat für Forstwissenschaft bekleidete und zugleich als Director des akademischen Forstinstituts (eine bloße Verwaltungsstelle) fungirte, hauptsächlich durch Abhaltung praktischer Curse über Forstvermessung, Waldwegebau und Waldbau. In Verbindung hiermit standen zwar auch einige Kathedervorträge, allein diese hatten mehr den Charakter einer Einleitung zu den genannten Cursen, bezw. einer theoretischen Ergänzung der praktischen Uebungen, weil der theoretische Unterricht in allen Zweigen der Forstwissenschaft in der Hand seines Vetters Gustav H. lag.

Nachdem aber dieser infolge eines an ihn ergangenen Rufes als Director an die neu gegründete Forstakademie zu Münden am 7. März 1868 aus dem hessischen Staatsdienste ausgeschieden und die hierdurch erledigte erste Professur der Forstwissenschaft dem Verfasser dieser Biographie übertragen worden war, erfolgte eine anderweite Vertheilung des Lehrstoffes. H. erhielt nunmehr auch gewisse theoretische Lehrvorträge über forstliche Betriebsfächer (Waldwerthrechnung incl. Forststatik, Waldwegebau, Holzmeßkunde, Forstvermessung und Waldtheilung), unter Beibehaltung des zugehörigen praktischen Unterrichts, zugewiesen. Hingegen trat er dafür den praktischen Unterricht in den forstlichen Fächern, welche das Vorlesungs- und Forschungsgebiet des Ordinarius ausmachten (Waldbau, Holzarten, Forstschutz, Forstbenutzung, Forsttechnologie, Waldertragsregelung) an diesen ab. Diese naturgemäße, noch heute in Kraft stehende Arbeitstheilung, welche es ermöglichte, die zu jeder einzelnen forstlichen Disciplin gehörigen praktischen Unterweisungen den betreffenden theoretischen Vorträgen sachlich und zeitlich auf das engste anzupassen, war für beide Lehrer und die studirende Jugend von entschiedenem Vortheil, was die Erfahrung bestätigt hat. Nach fast 16jähriger Lehrthätigkeit wurde H. am 3. Februar 1873 zum Forstmeister des Forstamtes Reinheim mit dem Wohnsitze in Dieburg ernannt. Er blieb auch daselbst, nachdem infolge von Organisationsveränderungen das Forstamt Reinheim aufgehoben worden war, unter Beibehaltung seines Titels, als Verwalter der Oberförsterei Dieburg. Am 1. Mai 1880 wurde ihm die Leitung des Forstamtes Lorsch übertragen. Aus dieser (seiner letzten) amtlichen Stellung schied er erst 1892 im Alter von 73 Jahren durch Uebertritt in den Ruhestand, in welchem ihm später noch der Titel „Oberforstmeister“ verliehen wurde. Seit April 1848, also gerade ein halbes Jahrhundert, war er mit seiner Cousine Emilie Heyer, Tochter Karl Heyer's

und Schwester Gustav Heyer's, in glücklichster — wenn auch kinderloser — Ehe verheirathet, da er in seiner Gattin eine verständnißvolle Theilnehmerin aller seiner Gedanken, Arbeiten und Bestrebungen und vortreffliche Beratherin gefunden hatte.

H. war ein Forstmann von umfassenden und zugleich äußerst gründlichen Kenntnissen in fast allen Zweigen der Forstwissenschaft. Außerdem besaß er auch eine vorzügliche allgemeine Bildung, welche besonders für einen Docenten, der auf einer Universität zu wirken hat, unerläßlich ist. Sein Hauptfeld bildeten die forstmathematischen Fächer, die er mit voller Hingebung pflegte und förderte. Unter seinen forstlichen Zeitgenossen war er jedenfalls einer der besten Kenner der Mathematik — insbesondere der höheren — und beherrschte deren Anwendung auf die Praxis in vorzüglicher Weise. Aber auch in anderen forstlichen Betriebszweigen — Waldbau, Forstschutz, Forstbenutzung — besaß er hervorragende Kenntnisse und Erfahrungen, wie zahlreiche Abhandlungen (vorwiegend in der Allgemeinen Forst- und Jagdzeitung erschienen) beweisen. Es ist geradezu bewunderungswürdig, daß ein Mann mit dieser Vielseitigkeit doch eine solche Gründlichkeit bis ins kleinste Detail zu verbinden im Stande war. Hierzu kommt, daß er von Haus aus nicht zu den Naturen gehörte, welche mit rascher Auffassung begabt, wie z. B. sein Vetter Gustav H., gleichsam spielend Kenntnisse und Fertigkeiten sich aneignen. Er bedurfte — bei seinem bedächtigen, langsamen und etwas umständlichen Wesen — Zeit und ernstes, angestrengtes Studium, bis er einen Gegenstand nach allen Seiten hin erfaßt und sich systematisch zurecht gelegt hatte. Aber bei seiner peinlichen Gewissenhaftigkeit ließ er nicht nach, bis er eine in sein Lehrgebiet einschlagende oder ihn sonst interessirende Materie gründlich beherrschte.

Seine selbständigen Schriften erstrecken sich vorwiegend auf die forstlichen Betriebsfächer und sind in chronologischer Anordnung folgende: „Die Waldertrags-Regelungsverfahren der Herren Dr. Carl Heyer und H. Karl nach ihren Principien geprüft und verglichen" (1846); „Beitrag zu näheren Würdigung des Flächenfachwerks" (1852); „Flächentheilung und Ertragsberechnungsformeln" (1859); „Ueber die praktische Ausbildung der Forsteleven, mit besonderer Berücksichtigung des Unterrichts auf der Forstlehranstalt zu Gießen" (1860); „Zur Holzmassen-Ermittelung, Bonitirung und Kritik der Taxations-Methoden ein Beitrag" (1861); „Anleitung zum Bau von Waldwegen, welche zum Forstproducten-Transport auf der Axe dienen. Mit 16 Figuren-Tafeln" (1864); „Ueber Messung der Höhen sowie der Durchmesser der Bäume im Allgemeinen, besonders aber bei forststatischen Untersuchungen, nebst einleitenden Bemerkungen über Bildung der Massen- und Ertragstafeln. Mit 3 lithographirten Tafeln" (1870); „Tafeln zur Erdmassen-Berechnung beim Bau der Waldwege, nebst Anleitung zum einfachsten Verfahren in besonderen Fällen" (1879).

Sein Hauptwerk ist ohne Zweifel die „Anleitung zum Bau von Waldwegen". Diese Schrift ist ein höchst werthvoller Beitrag zum wissenschaftlichen Ausbau der Lehre vom Waldwegebau und — was die mathematische Begründung betrifft — von einer Ausführlichkeit und Gründlichkeit, wie sie kein zweites Buch über diesen Fachzweig besitzt. Nur ist dem baulichen Theile, bezw. der Technik des Wegebaues nicht in entsprechendem Umfang Rechnung getragen. Die Schrift hat wol aus diesen Gründen bei den praktischen Forstwirthen, die im allgemeinen nicht für lange Formeln und weitschweifige mathematische Deductionen schwärmen, nicht die Verbreitung gefunden, welche sie eigentlich verdient hätte. Auch seine anderen Werke und Abhandlungen in den forstlichen Zeitschriften blieben mehr auf die Kreise der betreffenden Fachgelehrten

beschränkt, da zu ihrem vollen Verständniß eine Vertiefung in den Inhalt gehörte, die bei der dem Verfasser eigenen, etwas schwerfälligen und oft übertrieben schematisirenden Darstellungsweise eine große Ausdauer voraussetzte.

Erwähnung verdient noch, daß H. eine Baumkluppe und ein Hypsometer construirt hat, mit welch' letzterem man sogar die Höhe schief stehender Bäume richtig, und zwar sehr genau, ermitteln kann.

Als Lehrer entwickelte H. in seinen Vorträgen und auch bei seinen praktischen Cursen eine Gründlichkeit — um nicht zu sagen Weitschweifigkeit —, welche den Durchschnittsstudenten leider fast abschreckte. Dies um so mehr, als er in seinen Vorträgen der anregenden, ja geistreichen Darstellungsweise entbehrte, welche seinen gleichzeitig mit ihm lehrenden Vetter Gustav Heyer in so hohem Grade auszeichnete. Wer aber die Willenskraft besaß, bis zur letzten Vortragsstunde und letzten praktischen Uebung bei ihm auszuharren, der brachte ein tüchtiges Stück gründliches Wissen mit nach Hause und wird — namentlich bei der späteren Verwendung seiner Kenntnisse im praktischen Dienste — auch dem Lehrer ein dankbares Andenken bewahren.

Er verband mit einem vortrefflichen Charakter und einer durch und durch lauteren Gesinnung eine vollendete Herzensgüte. Seinen Untergebenen ein wohlwollender Vorgesetzter, seinen Collegen und Fachgenossen ein treuer Freund, seinen Schülern inbezug auf Eifer, Fleiß, Kenntnisse, Erfahrungen und Pflichtgefühl ein Vorbild, ein Gelehrter in des Wortes bester Bedeutung, erwarb er sich bei allen Kreisen, mit denen er verkehrte, die höchste Achtung und innigste Zuneigung.

Fr. v. Löffelholz-Colberg, Forstliche Chrestomathie, II. S. 280, Nr. 587c, S. 372, Nr. 673; IV. S. 151 und 152, Nr. 2699; S. 215, Nr. 2793; S. 234, Nr. 2847. — Bernhardt, Geschichte des Waldeigenthums 2c. III. S. 287, 289 und 290. — Richard Heß, „Der forstwissenschaftliche Unterricht an der Universität Gießen in Vergangenheit und Gegenwart", 1881, S. 27, 30, 31 und besonders S. 91, 92 (Biographie). — Allgemeine Forst- und Jagd-Zeitung, 1898, S. 413 (Nekrolog von Wimmenauer). — Zeitschrift für Forst- und Jagdwesen, 1899, S. 364 (Forstliche Totenliste). — Universitäts-Acten und persönliche Kenntniß. R. Heß.

Heyer: Friedrich Casimir Gustav H., Dr. phil., Forstmann, geboren am 11. März 1826 in Gießen, † (verunglückt) am 10. Juli 1883 bei Fürstenfeldbruck (in Oberbaiern). Dieser hervorragende Gelehrte, welcher auf forstlichem Gebiete nahezu dieselbe Bedeutung erlangte, wie Liebig für die Chemie, erreichte hiernach nur ein Alter von nur 57 Jahren.

Er war der älteste Sohn des berühmten Professors der Forstwissenschaft Dr. Karl Heyer (s. A. D. B. XII, 364) und widmete sich gleichfalls dem forstlichen Berufe. Nachdem er das Gymnasium seiner Vaterstadt im Alter von 17½ Jahren mit der Note I absolvirt hatte, studirte er vom Sommersemester 1843 bis incl. Wintersemester 1846/47, im ganzen also 8 Semester, Forstwissenschaft und die einschlagenden Grund- und Hülfswissenschaften unter der Leitung seines Vaters an der Universität Gießen, die als forstwissenschaftliche Bildungsstätte schon damals einen guten Klang hatte, und promovirte im März 1847 als Dr. phil. Hierauf absolvirte er bis Ostern 1848 den vorgeschriebenen einjährigen Cursus bei der damaligen Oberforst- und Domänendirection zu Darmstadt, welchem ein ebenfalls einjähriger praktischer Cursus in der Oberförsterei Schiffenberg bei dem Oberförster Dr. Draudt (s. A. D. B. XLVIII, 73) zu Gießen folgte. Im Herbst 1849 habilitirte er sich als Privatdocent der Forstwissenschaft an der Universität Gießen und eröffnete im Wintersemester 1849/50 seine Vorlesungen. Am 1. Juli 1853

wurde er zum außerordentlichen Professor der Forstwissenschaft ernannt, und nach dem Tode von Zimmer (1854) rückte er in die hierdurch erledigte zweite Lehrerstelle der Forstwissenschaft auf, mit der Verpflichtung, vorzugsweise die praktischen Fächer zu lehren. Neben seinem Lehramte verwaltete er vom Frühjahr 1854 ab bis dahin 1857 die Oberförsterei Gießen. Am 29. April 1857 erfolgte seine Beförderung zum ordentlichen Professor, unter Entbindung von seiner praktischen Thätigkeit. Bereits 1860 wollte ihn das Eidgenössische Polytechnikum zu Zürich für eine forstliche Professur gewinnen. Die Liebe zur Heimath und seine ausgesprochene Vorliebe für das Wirken an einer Universität, die er von jeher für die allein richtige Bildungsstätte auch für den Forstmann erkannt hatte, veranlaßten ihn, den ehrenvollen Ruf abzulehnen. Aus demselben Grunde lehnte er auch den 1865 an ihn ergangenen Ruf als Vorstand der Forstschule des großh. badischen Polytechnikums zu Karlsruhe ab. Hingegen folgte er am 7. März 1868 einer Berufung als Director an die neu gegründete königl. preußische Forstakademie zu Münden, theils wegen der verlockenden äußeren Anerbietungen, insbesondere der mit dieser Stellung verbundenen pecuniären Vortheile, theils weil er befürchtete, daß die schon damals zusammengeschmolzene Frequenz in Gießen (15 Studirende der Forstwissenschaft) infolge der Gründung und reichen Dotirung der neuen — in der Nähe Gießens befindlichen — Anstalt noch eine weitere Schmälerung erleiden würde. Im J. 1872 wurde ihm der Charakter „Geheimer Regierungsrath" ertheilt. 1875 suchte ihn die österreichische Regierung unter glänzenden pecuniären Bedingungen als o. Professor der Hochschule für Bodencultur — und zwar für die Lehrkanzel der forstlichen Betriebsfächer — zu gewinnen; allein er nahm — nach langem Kampfe — auch diese Berufung nicht an. Für diesen Entschluß waren wol ausschlaggebend theils seine Freude an der herrlichen Umgebung Mündens, theils der Umstand, daß er nach manchen Verdrießlichkeiten, die ihm namentlich anfangs durch seine Stellung als Director bereitet worden waren, auch die Früchte seiner reformatorischen Thätigkeit genießen wollte, nicht zum letzten auch der Gedanke, daß die in Deutschland immer mehr Boden gewinnende Universitätsrichtung schließlich auch in Preußen zu einer Wandlung, d. h. zu einer Verschmelzung der Forstakademie mit der Universität, führen werde.

Als aber die Universität München, dem Beispiele Gießens folgend, im Sommer 1878 die Forstwissenschaft als vollständig ebenbürtiges Glied in den Kreis der akademischen Wissenschaften aufnahm und ihm die ordentliche Professur für Betriebslehre (Waldertragsregelung mit praktischen Beispielen, Waldwerthrechnung und Forststatik) anbot, konnte er, als ein entschiedener Anhänger der Universitätsbildung für die Forstwirthe, nicht widerstehen und siedelte im October mit seiner Familie dorthin über. Befreit von der lästigen, mit so vielen Unannehmlichkeiten verknüpften und mit Verwaltungsgeschäften reich belasteten Directorial-Stellung, fühlte er sich, von neuem den Pulsschlag der universitas fühlend und durch größere Muße zu wissenschaftlicher Geistesarbeit, in der freieren Stellung des Gelehrten hoch beglückt. Allein ein tückisches Geschick bereitete ihm schon nach 5jähriger Thätigkeit ein überaus jähes und beklagenswerthes Ende.

Am 10. Juli 1883 begab er sich, um seinem Lieblingsvergnügen, der Angelfischerei, nachzugehen, mit dem Frühzuge in die Nähe von Bruck an der Amper (bei München). Für den Nachmittag hatte er eine Vorlesung anberaumt. Als er zum Abend noch nicht nach München zurückgekehrt war, bemächtigte sich seiner Familie eine begreifliche Unruhe. Es wurden alsbald Nachforschungen nach seinem Verbleiben von seinen Freunden und Collegen

am Amperfluß, einem schmalen und seichten Gebirgswasser, angestellt. Nach längerer Zeit fand man daselbst erst seinen Hut, später eine im Schilf verwickelte Angelschnur, daneben ein Täschchen, sowie die Fußbekleidung. Erst am 14. Juli entdeckte man bei Emmering, etwa 1/4 Stunde von Bruck, die über mehrere Wehre getriebene, entsetzlich verstümmelte Leiche des hochverdienten Gelehrten im Wasser. Nach ärztlichem Gutachten und dem Sectionsbefund ist anzunehmen, daß ihn ein Herzschlag in dem kalten Wasser getroffen haben muß, während er — barfuß und mit aufgestülpten Hosen — im Begriff war, die Angelschnur zu lösen. Die Beisetzung der Leiche fand unter großartiger Theilnahme von nah und fern am 15. Juli auf dem nördlichen Friedhof in München statt. Der Verfasser dieser Biographie hatte der Bestattung seines ihm unvergeßlichen Freundes zugleich als Vertreter der Universität Gießen beizuwohnen.

H. gehört mit zu den hervorragendsten Fachgelehrten. Mit ausgezeichneten Kenntnissen — namentlich auf forstmathematischem Gebiete — ausgerüstet, besaß er eine geradezu einzige Klarheit im Denken, Sprechen und in seinen Schriften. Auch seine naturwissenschaftlichen Kenntnisse waren umfassend und dabei gediegen.

Als Lehrer eroberte er sich wegen seines streng wissenschaftlichen, logisch geordneten, klaren, formvollendeten und fesselnden Vortrages, sowie wegen seiner Liebenswürdigkeit — zumal der Jugend gegenüber — die Herzen aller seiner Zuhörer im Fluge. Als Meister des Stoffes überwand er die schwierigsten Fragen gleichsam spielend. Seiner Redegabe gelang es, die Waldformen und forstlichen Wirthschaftsverfahren, die er schildern wollte, zu plastischer Anschaulichkeit herauszuarbeiten; selbst der trockensten Materie verstand er Geist einzuhauchen und ihr hierdurch eine interessante Seite abzugewinnen. Sein Lehr- und Forschungsgebiet war hauptsächlich Waldertragsregelung und Waldwerthrechnung. Er hatte aber während seiner langen Docententhätigkeit in Gießen auch die auf naturwissenschaftlicher Grundlage beruhenden forstlichen Productionsfächer (Waldbau, Forstschutz und Forstbenutzung) mit vorzutragen, worüber er — wie aus der späteren Aufzählung hervorgeht — höchst anerkennenswerthe Werke verfaßte.

Auf den Gebieten der Waldwerthrechnung und Forststatik schuf er als Schriftsteller ganz neue Bahnen. Neben Preßler und Judeich muß er entschieden als Mitbegründer der Bodenreinertragstheorie bezeichnet werden. Er lieferte zu deren Fundamentirung und weiteren Vervollkommnung so werthvolle Bausteine, daß man ihn als den Begründer einer besonderen Richtung dieser Lehre bezeichnen kann, die später — durch seine Schüler fortgebildet und verbreitet — immer weitere Kreise erfaßt hat. Seine bezüglichen Schriften, die später in chronologischer Reihenfolge aufgezählt werden sollen, sind inbezug auf Inhalt und Form wahre Meisterwerke.

In der forstlichen Unterrichtsfrage stand er streng auf dem Universitätsstandpunkt. Durch die Annahme der Directorstelle an der Forstakademie Münden gewann es zwar den Anschein, als ob er diesem Standpunkte untreu geworden sei. Er motivirte aber die Annahme seiner Berufung damit, „daß der Beweis für die Richtigkeit seiner Ansichten über den forstlichen Unterricht nicht durch zähes Ausharren auf seiner seitherigen Stelle (d. h. in Gießen) zu erbringen sei; daß hingegen die große preußische Monarchie mit ihrem Wälderreichthum ihm einen viel ausgedehnteren Wirkungskreis gewähren und ihm Gelegenheit bieten werde, dasjenige, was er in seiner Wissenschaft als wahr und nützlich erkannt, einer weit größeren Schülerzahl mitzutheilen“ (Allgemeine Forst- und Jagd-Zeitung, Aprilheft 1868, S. 121).

Obschon er sich nur kurze Zeit auf dem forstpraktischen Gebiet bewegt hatte, war es ihm, bei seiner großen Verstandesschärfe und vortrefflichen Beobachtungsgabe, sowie bei seinem raschen Orientirungsvermögen doch gelungen, sich auch das für den Docentenberuf erforderliche Maß praktischer Kenntnisse und Erfahrungen anzueignen. Wenn auch sein Sinn und ganzes Wesen in erster Linie der wissenschaftlichen Forschung zugewendet war, so fehlte ihm doch keineswegs das Verständniß für die praktische Seite seines Berufes, was sich schon dadurch kund gab, daß er (unter Beihülfe des Mechanikers Staudinger in Gießen) eine der besten und nach ihm benannten Kluppenconstructionen erfunden hat.

Durch reiche Beiträge seitens seiner zahlreichen Schüler, Freunde und Verehrer wurde es ermöglicht, ihm auf seinem Grabe in München ein Denkmal in Form einer wohlgetroffenen Marmorbüste zu errichten. Ein Gypsabguß hiervon hat in der kleinen Aula des Universitätsgebäudes zu Gießen geeignete Aufstellung gefunden.

Aus Heyer's Feder stammen folgende Werke: „Grundsätze über den Entwurf von Holzschadenersatztarifen". Doctor-Dissertation (1849). Diese Arbeit bezeugte bereits die Befähigung des Verfassers zu streng wissenschaftlicher und eigenartiger Vertiefung in ein schwieriges Thema. „Das Verhalten der Waldbäume gegen Licht und Schatten". Mit 2 Tafeln in Farbendruck (1852). Hier findet sich die Lehre von den gemischten Beständen nach ihren Grundlagen, Vorzügen und Regeln in mustergültiger Weise entwickelt. Die Schrift wurde 1856 von Aloys de Loes in das Französische übersetzt. Es folgte als erste forstmathematische Schrift: „Ueber die Ermittlung der Masse des Alters und des Zuwachses der Holzbestände". Mit 19 lithographischen Tafeln (1852). Lediglich dem Umstande, daß dieses Werkchen inbezug auf mathematische Vorkenntnisse und Bildung ziemlich hohe Ansprüche stellt, ist es zuzuschreiben, daß es weniger zum Gemeingut der im allgemeinen formelscheuen Forstwirthe wurde, wie Heyer's andere Publicationen. „Lehrbuch der forstlichen Bodenkunde und Klimatologie". Mit 183 in den Text eingedruckten Holzschnitten, einer lithographirten schwarzen und zwei Farbentafeln (1856). In diesem Werke zeigt sich der ganze reiche Umfang seiner naturwissenschaftlichen Kenntnisse auf den Gebieten der Mineralogie, Chemie, Physik und im angewandten Theil auch der Physiologie. Seine hervorragendste Leistung ist aber unzweifelhaft die „Anleitung zur Waldwerthrechnung. Mit einem Anhang: Zur forstlichen Statik" (1865). 2. Aufl. (1876; hier fehlt dieser Anhang). 3. Aufl. Mit einem (erweiterten) Abriß der forstlichen Statik (1883). Eine vierte, theilweise neue und umfangreichere Bearbeitung ist unter demselben Titel von seinem Schüler Karl Wimmenauer herausgegeben worden (1892). Die 2. Auflage ist 1878 in das Russische, Italienische und 1882 in das Kroatische übersetzt worden. Das Buch muß als eine streng wissenschaftliche, objective, klare, systematische und ausgezeichnet logisch disponirte Darstellung bezeichnet werden; es enthält eine Fülle origineller Gedanken und Beweisführungen. In nahem Zusammenhang mit der ersten Auflage steht die weitere classische Schrift: „Handbuch der forstlichen Statik. I. Abtheilung. Die Methoden der forstlichen Rentabilitätsrechnung" (1871). H. verstand unter der forstlichen Statik, die Hundeshagen als Meßkunst forstlicher Kräfte und Erfolge aufgefaßt hatte, die Rentabilitätsberechnung forstlicher Wirthschaftsverfahren. Auch dieses Werk wurde in mehrere fremde Sprachen übersetzt. 1872 erschien eine Uebersetzung in spanischer Sprache von Professor Francisco de P. Arrilaga (Madrid) und 1878 eine in russischer (St. Petersburg). Beabsichtigt waren — in Verbindung mit mehreren Fachgenossen (wozu auch der Schreiber dieser Zeilen

gehörte) — noch zwei weitere Abtheilungen. Die II. Abtheilung sollte die Statistik der Erträge und Productionskosten umfassen. Die III. Abtheilung sollte wirkliche Bemessungen liefern, d. h. Vergleichungen der Effecte von Wirthschaftsverfahren, insbesondere auf Grund statistischen Materials. Leider unterblieb die Bearbeitung dieser beiden Theile aus Mangel an Muße und infolge seines frühzeitigen Ablebens. Außerdem besorgte H. die späteren Auflagen der beiden Hauptwerke seines Vaters. Eine zweite Auflage der „Waldertrags-Regelung“ erschien 1862, eine dritte 1883. Dies war sein letztes Werk, dessen vollständigen Druck er nicht mehr erlebte. „Der Waldbau oder die Forstproduktenzucht“ von Karl Heyer wurde vom Sohn in 2. Auflage (1864) und 3. Aufl. (1878) herausgegeben. Eine 4. wesentlich erweiterte Auflage rührt von dem Verfasser dieser Biographie (1893) her. An diesem weit verbreiteten classischen Werke, welches gleichfalls in verschiedene fremde Sprachen übersetzt worden ist, haben also die drei auf einander folgenden Inhaber der ordentlichen Forstprofessur in Gießen ihre Kräfte erprobt — gewiß ein seltener Fall, da ja oft genug der Nachfolger einreißen möchte, was der Vorgänger aufgerichtet hat. Die beiden späteren Herausgeber haben sich hingegen aus Pietät bemüht, dem Karl Heyer'schen Waldbau sein eigenartiges Gepräge möglichst zu erhalten.

Die Zahl der von H. in die Allgemeine Forst- und Jagd-Zeitung, welche er von 1856 ab bis zu seiner Uebersiedelung nach München im Herbste 1878 redigirte, gelieferten Abhandlungen ist zwar nicht groß, allein dieselben sind zum größten Theil von einer fundamentalen Bedeutung. Die wichtigsten sollen daher im Nachstehenden angeführt werden: „Unsere Aufgaben in der nächsten Zeit“ (1857, S. 1); „Einige Anwendungen der Wahrscheinlichkeitsrechnung auf Gegenstände des Forststrafwesens“ (1857, S. 161); „Forstliche Reinerträge“ (1858, S. 1 und 1859, S. 1); „Ueber den praktischen Unterricht in der Forstwissenschaft“ (1858, S. 253); „Beim Jahreswechsel“ (1860, S. 1); „Ueber die Größe der Probeflächen“ (1861, S. 399); „Ueber Wirthschaftsregeln“ (1862, S. 1); „Sonst und Jetzt“, Artikel I und II (1862, S. 409 und 1863, S. 1); „Ueber die Bestimmung des mittleren Alters ungleichaltriger Holzbestände (Supplemente, IV. Band, 1863, S. 30); „Die Wahl der Umtriebszeit“ (1866, S. 1); „Zur forstlichen Statik. Offenes Sendschreiben an Herrn Oberforstmeister von Manteuffel zu Colditz“ (1866, S. 469); „Ueber die Bestimmung der einträglichsten Abtriebszeit abnormer Bestände“ (1872, S. 104); „Ueber die Aufstellung von Holzertragstafeln“ (1877, S. 185). In allen diesen Abhandlungen zeigt sich sein hoher wissenschaftlicher Sinn und sein ernstes Bestreben, an Stelle der damals in forstlichen Kreisen noch vielfach üblichen einfachen Beobachtung die auf vergleichenden Beobachtungen und Untersuchungen beruhende exacte Forschung einzubürgern. Dabei ist die Darstellung des bearbeiteten Themas so klar, so durchsichtig und so fesselnd, daß das Studium zum Vergnügen wird. Wahrhaft köstlich sind seine hier und da eingestreuten feinen satirischen Bemerkungen, die namentlich in der Polemik gegen den Oberforstrath Pfeil (s. A. D. B. XXV, 648), seinen größten Antipoden, und in den beiden Artikeln „Sonst und Jetzt“ zu Tage treten. Letztere betreffen eine Entgegnung auf die gleichnamige Abhandlung des Oberforstrathes von Berg (Monatschrift für das Forst- und Jagdwesen, 1862, S. 121 und 161), welcher den forstlichen Universitätsunterricht (damals bloß in Gießen vorhanden) in einer leidenschaftlichen Weise angegriffen hatte. Auch diese Abhandlungen trugen mithin — nicht minder wie seine selbständigen Schriften — zu einer wesentlichen Klärung hochwichtiger Fragen (Umtriebszeit, Versuchswesen, Reinertragstheorie, Unterrichtsthema &c.) bei. Sie wirkten mächtig

anregend auf seine Zeitgenossen und sind noch heute eine Fundgrube für seine Schüler und sonstigen Verehrer, die — theilnehmend am Kampfe der Wissenschaft — seine Lehren und Grundanschauungen durch Wort und Schrift weiter verbreitet haben und noch verbreiten.

Zum Abschluß dieses Lebensbildes des hochverdienten Gelehrten noch einige Bemerkungen nach anderer Richtung hin.

H. war eine fein angelegte, tactvolle Natur von diplomatischer Befähigung und weitem Ausblick. Dabei kümmerte er sich aber auch um die kleinsten Dinge. Seine Vorsorglichkeit nach allen Richtungen hin bewährte sich namentlich während seiner Dienstzeit als Director in Münden. Als warmer Freund der Natur, zumal des Waldes, benutzte er die ihm sogar in den Ferien nur spärlich zugemessene Muße zu Studienreisen, welche ihn bis in die Wälder von Schweden und Norwegen führten. Sein Familienleben war ein äußerst glückliches. Seine Frau und eine (bei ihm wohnende) Schwägerin nahmen sogar thätigen Antheil an seinen wissenschaftlichen Arbeiten, indem sie ihm manchen Fingerzeig gaben, den er weiter verfolgte. Als Freund der Geselligkeit versammelte er, so oft es Zeit und Umstände erlaubten, gern einen Kreis von ihm nahe stehenden Personen, auch Schülern, um sich. Durch zündenden Witz und musikalische Vorträge auf einer großen Ziehharmonika, die er meisterhaft handhabte, wirkte er gern als belebendes Element. Als Grundzüge seines Charakters sind Einfachheit, Bescheidenheit und eine nahezu fascinirend wirkende Aufopferungsfähigkeit sowie Liebenswürdigkeit gegenüber seinen Schülern und anderen jungen Fachgenossen, die er als besonders befähigt erkannt hatte, zu erwähnen. Allen war er ein trefflicher Rathgeber, Vielen ein treuer Helfer. Gar mancher Schüler verdankt ihm seine Stellung. Allerdings verlangte er dann in wissenschaftlicher Hinsicht strenge Gefolgschaft; das Gegentheil verzieh er niemals. Mit vollem Rechte konnte sein früherer Schüler Professor Lehr, als er die erschütternde Trauerkunde von Heyer's jähem Dahinscheiden vernahm, ausrufen: „Er war mir Lehrer und wohlwollender Freund, ja er war mir mehr als Freund, er war mir ein zweiter Vater!“

Fraas, Geschichte der Landbau- und Forstwissenschaft, 1865, S. 603, 611 und 626. — Fr. von Löffelholz-Colberg, Forstliche Chrestomathie, II. 1867, S. 179 und 284; IV. 1868, S. 102, 126, 150, 151, 201 u. 235; V. 1874, S. 55, 57, 76 und 137. — Allgemeine Forst- und Jagd-Zeitung, 1868, S. 121 (Uebersiedlung der Redaction der Allgemeinen Forst- und Jagd-Zeitung von Gießen nach Münden); 1878, S. 331 (Der forstliche Unterricht an der Universität München); 1879, S. 40 (Biographie); 1883, S. 288 (Todesnachricht), S. 353 (Nekrolog, von Lehr). — Ratzeburg, Forstwissenschaftliches Schriftsteller-Lexikon, 1874, S. 243. — Bernhardt, Geschichte des Waldeigenthums ꝛc. III. 1875, S. 201, 241, 286, 287, 290, 297, 299—301, 305, 310, 322, 323, 357, 382 und 393. — Forstliche Blätter, N. F. 1875, S. 255 (Berufung nach Wien); 1883, S. 285 (Nekrolog). — R. Heß, Der forstwissenschaftliche Unterricht an der Universität Gießen in Vergangenheit und Gegenwart, 1881, von S. 26 ab und besonders S. 83 (Biographie). — Centralblatt für das gesammte Forstwesen, 1883, S. 416 (Nekrolog, von v. Seckendorff) u. S. 548 (Gustav Heyer und seine neueste Publication). — Forstwissenschaftliches Centralblatt, 1883, S. 484 (Todesanzeige). — Zeitschrift für Forst- und Jagdwesen, 1883, S. 458 (Nekrolog, von Danckelmann). — Kölner Zeitung, Nr. 199, Erstes Blatt vom 20. Juli 1883. — Schwappach, Handbuch der Forst- und Jagdgeschichte Deutschlands, 2. Band, 1888, S. 815, 820, 822, 834, 848 und 859. — Universitätsacten. — Eigene Kenntniß.

R. Heß.

Heyßler: Moritz H., einer der verdientesten österreichischen Rechtsgelehrten neuerer Zeit, wurde als Sohn eines Bankalassessors in Wien am 25. October 1814 geboren und verstarb in demselben Stadttheile (Landstraße) nach 67 Jahren am 21. März 1882. Seine juridisch-politischen Studien begann er an der Wiener Universität 1832/33 und beendete sie mit ausgezeichnetem Erfolge Ende des Studienjahres 1835/36, promovirte am 30. Juli 1838 zum Doctor beider Rechte und erhielt am 16. März 1840 seine Ernennung zum Assistenten der Lehrkanzel für Naturrecht und österreichisches Criminalrecht an der k. k. Theresianischen Ritterakademie, an der damals Hye lehrte, zwei Jahre später an die Universität übergehend. H. wurde schon am 2. April 1844 ordentlicher Professor des natürlichen Privat- und öffentlichen Rechts, sowie des österreichischen Criminalrechts. Inzwischen hatte er die Prüfung zur Erlangung einer Fiscaladjuncten-Stelle und darauf die Advocatenprüfung mit nicht gewöhnlicher Auszeichnung bestanden. Von der daneben bekleideten Stelle bei der k. k. Hof- und niederösterreichischen Kammerprocuratur wurde er am 16. April 1844 entbunden. Während der Jahre 1847 und 1848 führte er, zuletzt mit Moriz v. Stubenrauch, die Redaction der „Wiener Zeitung“. Nach Aenderung des juristischen Unterrichtswesens wurde er auffälligerweise nicht an die Universität berufen, sondern am 31. Mai 1850 in den Ruhestand versetzt, sodaß er sich eine neue Lebensbahn eröffnen mußte. Er wurde am 30. December 1850 k. k. Notar der innern Stadt, welche Stelle er bis 1856 versah, dann bis 1864 als Hof- und Gerichtsadvocat amtirend. Am 13. Juli d. J. wurde er zum ordentlichen Professor der Rechtsphilosophie an der Wiener Universität ernannt. Zu diesem Fach trat später das civilgerichtliche Verfahren, zeitweilig auch Handels- und Wechselrecht. Seit November 1864 Examinator der judiciellen k. k. Staatsprüfungscommission, übernahm er nach Haimerl's Tode (1868) die Stelle des zweiten Vicepräses, legte sie jedoch schon 1873 nieder, nachdem er am 1. Juli 1872 zum ständigen Referenten des Reichsgerichts gewählt worden war, dem er seit 9. Juni 1869 angehörte. Decan der juridischen Facultät war H. 1868/69 und 1874/75, eine Zeit lang 1867 Mitglied des Unterrichtsrathes, ferner Mitglied des Ausschusses und des schiedsgerichtlichen Comités im Wiener juridischen Doctorencollegium, Mitglied des akademischen Senats, Superintendent der Kallmünzer'schen Universitätsstiftung u. s. w.; er erhielt in Anerkennung seiner ausgezeichneten Wirksamkeit am 19. Juni 1881 Titel und Charakter eines Hofrathes. Einer Nierenkrankheit erlag er am 21. März 1882. Er wird als Prototyp eines eleganten Juristen im besten Sinne des Wortes geschildert, in politischer Beziehung unwandelbar deutsch und liberal, dabei einer der treuesten, edelsten Söhne Oesterreichs, von fleckenlosem Charakter. Die sehr oft wechselnden äußeren Verhältnisse brachten es mit sich, daß seine den verschiedensten Rechtsgebieten angehörigen wissenschaftlichen Publicationen weder sehr zahlreich noch sehr umfangreich waren. Nur wenige Früchte emsiger Arbeit, wie „Das Civilrecht und seine Formen“, Wien 1870, brachte er zur Veröffentlichung, vieles andere hielt er schüchtern zurück, wie sein sehr umfangreicher wissenschaftlicher Nachlaß bewies (vgl. eine solche Arbeit in dem 11. Bande der Zeitschrift von Grünhut S. 14—42). Hervorgehoben seien sein „Handbuch für die Geschworenen im österreichischen Strafverfahren“, Wien 1850, und seine Beiträge zu der Zeitschrift von Grünhut in Bd. 1, 2, 3, 5—8.

Nekrolog von Schrutka-Rechtenstamm in der Zeitschr. von Grünhut X, 770—778. — Zeitschr. f. Notariat u. freiwillige Gerichtsbarkeit 1882,

Nr. 13. — Gerichtshalle 1882, Nr. 132. — Juristische Blätter 1882, Nr. 13 u 14. — Wurzbach's Biogr. Lexikon XI. Bd. s. v. Stubenrauch. — Helfert, Die Wiener Journalistik im J. 1848. Wien 1877, S. 10, 24, 51, 70, 74, 86 ff. — Haimerl's Magazin II, 325—440. — v. Mohl, Geschichte u. Literatur der Staatswissenschaften I, 102. — Verhandlungen des 5. deutschen Juristentages 1864 Bd. I, 43—53. — Gesch. d. Wiener Universität von 1848 bis 1898. Wien 1898, S. 155, 158, 163.

A. Teichmann.

Hildebrand: Rudolf H., deutscher Philolog und Volkserzieher (1824 bis 1894). Heinrich Rudolf H. wurde am 13. März 1824 in Leipzig als Sohn eines armen Schriftsetzers geboren. In einem fragmentarischen Lebensabriß (bei Berlit S. 555 f.) erzählt er, wie der Tod über dem Hause in der „Bettelgasse", wie die Johannisgasse im Volksmund hieß, lastete und den Vater, aber dadurch auch ihn selbst zum Hypochonder machte. „Ich habe später die tiefsten Hebel der Philosophie an meine Seele setzen müssen, um mein freies Gemüth aus dem Schutte einer finstern Menschen- und Weltanschauung herauszuholen." Jene Abneigung gegen alles Verdüsternde, jene Dankbarkeit selbst für den kleinsten Spaß, die seiner Persönlichkeit eigen ist, beruhte also auf tiefster eigener Erfahrung. — Schon auf der Schule trieb er dilettantische Sprachvergleichung. Der berühmten Thomasschule hat er wiederholt seine dankbare Erinnerung bezeugt, vor allem auch ihrem Rector Stallbaum; nur vermißte er selbst bei den anregendsten Lehrern jede Beziehung zur Welt unserer Classiker, vor allem Goethe's (vgl. Beiträge S. 109). Er selbst dichtete damals gern und legte vor allem schon damals zu seiner erstaunlichen, von einem bewundernswerthen Gedächtniß gestützten Belesenheit den Grund (Berlit S. 559). — Auf der Universität ging er bald von der Theologie zur Philosophie und Philologie über; die größte Macht auf ihn gewann sein Landsmann Moriz Haupt, dem er auch in gleichmäßigem Studium der classischen und deutschen Philologie nachzufolgen hoffte (Aufsätze S. I; vgl. Berlit S. 562). Dann ward er zwanzig Jahr lang Lehrer derselben Anstalt, der er die eigene Bildung verdankte, und der mit Eifer und Herzenswärme gepflegte Beruf ward ihm die wichtigste Vorschule für seine spätere Pädagogik größeren Stils. Die Lehrerarbeit half ihm auch das feine Gefühl für individuelle Ausdrucksweise entwickeln, das später allerdings öfter neben allgemeineren Gesichtspunkten zurücktreten mußte. 1869 ward er außerordentlicher, 1874 ordentlicher Professor an der Universität, ohne sich der Eigenart des akademischen Lehrvortrags näher anzupassen. Die engere Umgebung Leipzigs hat er kaum verlassen; wie anderen sächsischen Hochschullehrern — ich nenne Fechner und vor allem Drobisch — genügte auch ihm das Spazieren oder allenfalls Reisen innerhalb eines innig vertrauten Bezirks. Hier aber suchte er Verkehr mit aller Art Volk und neben dem Gelehrten und Studenten war ihm die Waschfrau oder der Landmann eine willkommene Quelle der beiden Dinge, die er im Gespräch suchte: Belehrung und Erheiterung. Uebrigens hat er ziemlich einsam gelebt, still im Schooß der Familie und der Schüler, die ihm leicht Vertraute wurden; den früh verstorbenen österreichischen Volksdichter Franz Michael Felder sah er als seinen einzigen eigentlichen Freund an.

Moriz Haupt, der Begründer des Deutschen Wörterbuches, hatte seinen Schüler sofort als Helfer für dies Werk gewonnen, für das er ja auch wie kein Anderer berufen war, und Jakob Grimm zeichnete ihn sofort unter allen Mitarbeitern aus. Nach Wilhelm Grimm's Tod rückte er zur Hauptarbeit ein; zum Buchstaben D hatte er viel beigesteuert, K und G, soweit dieser umfänglichste Band vollendet wurde, gehören ihm ganz und zwar in einem

Sinne, wie keinem zweiten Bearbeiter ein Theil des Riesenwerks gehört. Von jetzt an war Wortkunde und Wortgeschichte sein Lebensberuf. März 1863 erleichterte der Rath der Stadt Leipzig, vor allem auf Franz Pfeiffer's Bitte, seine Arbeitslast am Gymnasium; bei Uebernahme der Professur fiel sie ganz fort. Er hielt mit lebhaftem Antheil Vorlesungen, doch mindestens später so, daß sie ihn von dem Arbeitskreis des Wörterbuchs nicht entfernen durften. Während der letzten Jahre gab er wegen schwerer Leiden die Collegia auf. Am 13. März 1892 feierte er unter vielseitiger Theilnahme seinen 70. Geburtstag, den insbesondere auch Genossen und Schüler mit einer inhaltreichen Festgabe (Forschungen zur deutschen Philologie. Leipzig 1894, Veit & Co.) ehrten. Bald darauf, am 28. October, ist er sanft entschlafen.

Rudolf H. nimmt unter den Meistern der deutschen Philologie eine durchaus eigenartige Stellung ein — eigenartig durch sein Arbeitsgebiet und durch seine Arbeitsweise. Beides aber hatte in seiner Lebens- und Berufsauffassung die individuellen zwingendsten Bedingungen.

In der „Wortkunde" hat man mit vollem Recht seine eigenthümliche Bedeutung gesucht (Laube S. 96 f.). Das Wort spielt für H. eine ganz andere Rolle als für unsere anderen bedeutenden Lexikographen, unter denen er nach Benecke und Schmeller neben Schade der letzte war; er überragt sie aber hierdurch alle. Für die andern war die Kenntniß der Worte eine rein grammatische Disciplin, mochte nun Benecke der Synonymik, Schmeller der mundartlichen Deutung oder Schade der Etymologie das Hauptaugenmerk zuwenden. H. hingegen nimmt die Wortkunde als litterarhistorische, fast als culturhistorische Disciplin. Die Sprache ist ihm vor allem Kunst — eine Kunst allerdings, die dem Aermsten im Volk mit den vornehmsten Geistern gemein ist, ja an der die Kleinen auch schaffend mehr Antheil haben als die Großen und fast so viel wie die Höchsten. Ja gerade diese Frage: wie der einzelne moderne Deutsche in seinem Denken und Empfinden mit dem Volke zusammenhänge, erklärt Burdach (S. 6) für den Mittelpunkt seiner Forschung und Lehre. Das einzelne Wort nun ist ihm ein greifbares Stück aus diesem von Jahrhunderten geschmiedeten und aufgeschmückten Schatz und es hat ihm Bedeutung vor allem insoweit, als es ein Kunstwerk ist. Wie ihm der Sprachunterricht wesentlich Denkübung ist, so ist ihm auch die Sprache eigentlich nur die Kunst, Gedanken zu formen, und das Wort ist ihm Concentration eines bestimmten Gedankens oder noch lieber Anschauungsinhalts. Daher kommt es, daß seine Sprachforschung, wo sie sich zwanglos bewegt, fast völlig eine Philologie der Substantiva ist, während J. Grimm, der mehr das Fließen und die Entwicklung selbst als ihre Ergebnisse im Auge hat, die Verba stärker betont. Das Wort ist für H. vor allem ein lebendiger Geschichtschreiber, der von nationalen Erfahrungen, historischen Eindrücken, individuellen Anschauungen erzählt; H. prüft diesen Bericht mit allen Hülfsmitteln: Etymologie, Vergleichung, in erster Linie aber durch das Verhör classischer Zeugen. Aber was das Wort erzählt, bleibt ihm Hauptsache; oder vielmehr auch dies nicht, sondern was aus dem Inhalt der Wortgeschichte sich für die Geschichte des nationalen Empfindens, der Volksseele ergibt. Ich habe deshalb H. einmal dahin charakterisirt, er sei im Sinn der gewöhnlichen Terminologie weder ein „Wortphilolog", noch ein „Sachphilolog"; ein „Gemüthsphilolog" müsse er heißen.

Diese Freude an dem geistigen und gemüthlichen Ertrag der Wortforschung ließ H. an andern Seiten der Grammatik immer gleichgültiger vorbeigehen. Der Metrik zwar hat er gerade auch in den letzten Jahren werthvolle Untersuchungen gewidmet; aber doch auch dies hauptsächlich im Interesse jener Grundanschauung,

daß die Kunst des nationalen Ausdrucks vom Kindervers bis zu Goethe's Rhythmen innerlich gleichartig sei. Gerade hier ist er dann auch in der Ueberschätzung des Goldes, das auf der Straße liegt, mit einem gewissen freudigen Trotz zu weit gegangen und hat in dem Ausruf der Leipziger „Gebackenesausträger" (Beiträge S. 223) wichtige rhythmische Aufschlüsse, wie in Kinderliedchen und Zaubersprüchen (Aufsätze S. 174 f., 209; Vorrede zu Albrecht S. IV—V) mythologische oder historische Hintergründe wol auch da gesucht, wo vielleicht nur eine spielende Willkür vorlag.

Im allgemeinen ging er aber gern entfernt von den rein formalen Gebieten der Grammatik einher und verfolgte die Kunst der Sprache da nicht, wo sie am staunenswürdigsten ist und die breiteste volksthümlichste Grundlage benutzt: im Sprachbau selbst, im Aufbau der Flexionen; wie er denn Systeme überhaupt nicht liebte (Beiträge S. V). Er entfernte sich dadurch auch von der Art seines verehrten Meisters Jacob Grimm und seine Neigung, das Wort gewissermaßen als Frucht vom Baum zu pflücken, diesen aber nur als Fruchtträger zu würdigen, hat bei geringeren Nachfolgern zu schädlicher Isolirung der Worte geführt. Freilich aber ward sie bei ihm durch glänzende Versuche vergütet. H. Grimm konnte selbst von den älteren Theilen des Deutschen Wörterbuchs urtheilen, daß seine Beiträge „wie köstliches Gestein inmitten des übrigen schlichten Mauerwerks hervorglänzen". Man lese nicht nur die berühmten Artikel „Geist" und „Gemüth", sondern auch kleinere wie etwa „Geld", „kehren", „Kraut", um zu begreifen, daß J. Grimm sich das Wörterbuch als Familienlesebuch dachte. Noch reicher sind seine freieren Aufsätze, in denen etwa plötzlich die Erklärung des Wortes „original" (Beiträge S. 151) oder die culturhistorischen Deutungen von „Geselle", „der Beste", „helfen", „dringen" (Aufsätze S. 40 f.) neues Licht über scheinbar bekannte Dinge ergießen, oder die Wortgeschichten vom „Geschmack" (Beiträge S. 314) und „Charakter" (ebd. S. 289) großartige Zusammenhänge eröffnen.

Er plante ein umfassendes Handbuch (Sprachunterricht, 2. Aufl., S. IV); aber seine Abneigung gegen System und Definition (Materialien S. 1) hätte wol auch hier jene scharfe Eintheilung vermissen lassen, die den reichsten Artikeln Hildebrand's eine sicherere und leichtere Benutzung verschafft hätte. Sehr hübsch hat man seine Methode als die des „angelehnten Sprachunterrichts" (Laube S. 108) bezeichnet. Denn er, dem nach seinem eignen Zeugniß Herder's Weltanschauung angeboren war, scheute wie dieser große Prophet des historischen Sinns alles Mechanische und wollte die Erkenntniß wie die Dichtung nur unter dem Drang einer besondern Gelegenheit reifen lassen. An Worterklärungen in der Schule, wie sein „Sprachunterricht" und spätere Aufsätze sie reichlich darbieten, hat seine ganze Art sich herangebildet und seine vier Leitsätze (Sprachunterricht S. 5) haben in dieser Anknüpfung an den bestimmenden Anlaß ihre gemeinsame Wurzel. Der Unterricht soll mit der Sprache ihren Inhalt erfassen; soll nichts lehren, was der Schüler aus sich finden kann; soll auf die gesprochene Sprache das Hauptgewicht legen; soll das Hochdeutsch an die Volkssprache anschließen.

Diese Hauptsätze lassen Hildebrand's Lebensanschauung und Berufsauffassung klar erkennen. Abgesehen ist es vor allem auf eine Ausbildung des Empfindungsvermögens (Beiträge S. 156) und zwar bei Lehrer und Schüler. Vor allem das Lautlesen, die Ausbildung des Gehörs ist H. (wie nach ihm sein Verehrer Otto Schroeder) nicht müde geworden zu predigen. Dieser Ausbildung wird nun aber doch nicht, wie zu erwarten wäre, völlige Freiheit der individuellen Entwicklung gelassen; vielmehr wird vorausgesetzt, daß sie zu bestimmten Idealen führe, die H. als Wiedergewinnen der eigenen Natur

(Materialien S. 3), als Rückkehr zur echt deutschen Art auffaßt. Dem unbedingten Individualismus war er durchaus abhold; er sah mit Altersgenossen wie Karl Goedeke auch in der Kunst das Volksthümliche als Gipfel an und stellte (Materialien S. V) das Volkslied unmittelbar neben Shakespeare. Dabei blieb nun aber (vgl. Materialien S. 1 f.) das Wesen des Volksthümlichen ziemlich unbestimmt und wurde oft lediglich im Gegensatz zur „Ueberbildung" aufgefaßt; wie denn dem Großstädter H. doch der Arbeiter und die städtische „Frau aus dem Volk" mehr als der Bauer den Begriff des „Volkes" nahebrachten. Es kam dazu, daß diese einfache Scheidung in Volksthümliches und Modern-Verbildetes auch auf der Seite der Kunstdichtung eine schärfere Zeichnung immer entschiedener ausschloß: wie der ihm vielfach verwandte Ludwig Richter aus Dresden ließ er es sich in liebenswürdig-unbestimmten Umrissen allgemeiner Typen gern genügen und fügte individuellere Beobachtungen lieber anhangsweise („dabei von einer bedeutsamen Eigenheit in Goethe's Denk- und Sprachweise" Beiträge S. 149) als in selbständiger Untersuchung hinzu. Daher auch sein oft, übrigens in freundlichem Ton, hervorgehobener Gegensatz zu dem scharf individualisirenden Scherer, dessen Schlagwort „physiologisch" (Aufsätze S. 127 u. ö.) ihm einen Abweg der neueren Forschung überhaupt zu bezeichnen schien. — Diese Verwischung der persönlichen Eigenheiten, diese von seiner versöhnlichen Natur dictirte Ausgleichung von Volks- und Kunstdichtung, von volksthümlicher und Goethe-Schillerischer Weltanschauung also ließ ihn auf die Entwicklung des Schülers und des Volkes fest vertrauen; er sah in seinen Fehlern, oft selbst in den Abwegen der Sprache (Beiträge S. 311) nur Schuld falscher Leitung! War er doch geneigt, überhaupt zu bestreiten, daß es da etwas völlig Falsches oder Verkehrtes gebe (Aufsätze S. 133). Wenn man nur in der Schule Empfindung und Gefühl wecke und das Denken übe, so werde die Jugend schon auf den rechten Weg kommen oder wieder kommen. Denn darin stimmte der freisinnige Pädagog doch mit Leipziger Schulhäuptern wie Gottsched und Adelung überein, daß er die sonst abgelehnte Regelung des Sprachgebrauchs (Beiträge S. 64) und der litterarischen Entwicklung gegenüber „modernen Auswüchsen" für durchaus geboten hielt; insbesondere zur Abwehr der Fremdwörterei (Sprachunterricht S. 113 f. u. o.). Von neuerer Litteratur erkannte er überhaupt, trotz seiner Verehrung ihres Vorfechters Wienbarg (Aufsätze S. 309) wenig an, verlor wol auch die Fühlung mit ihr und beurtheilte sie (wie sein Schüler Wustmann) zu ausschließlich auf Grund der eifrig studirten Zeitungen. Auf diese Weise kam er, der freie Ausbildung zu lehren glaubte, durch den Gegensatz zu dem herrschenden Ton doch zu einem stark gesetzgeberischen Auftreten. Freilich unterschied sich seine Art in ihrem herzlichen Klang und ihrer geistvollen Ausführung stark von der engherzigen Pedanterie seiner Vorgänger. Man hat für seine Warnungen und Empfehlungen das schöne und treffende Wort von der „nationalen Seelsorge" (Berlit S. 574) geprägt. H. gehört in diesem Sinn mit Männern wie P. de Lagarde, Fr. Th. Vischer, Treitschke eng zusammen, wie er denn auch eifriger Politiker war und jubelte, von der Sprachgeschichte als der „fast noch einzig reinen und schmerzlosen Darstellung unseres armen großen Vaterlandes" (Berlit S. 571) zur Verehrung Bismarck's (ebd. S. 568) fortschreiten zu dürfen. Wie aber seine Art der nationalen Seelsorge nicht bloß durch seine Person, sondern auch durch den Stoff besonders individuell bedingt war — wo er sich von diesem loslöste, wie in den schönen „Tagebuchblättern", hat er viel geringere Erfolge erzielt — so war auch die Nachahmung bei manchen Schülern mit allen Gefahren verbunden, die beim „Verfliegen des Spiritus" sich zu ergeben pflegen.

Bei H. selbst aber wirkte alles harmonisch zusammen. Selbst daß er zu einer Zusammenfassung so wenig kam, wie sein gleich ihm im Sammeln und gelegentlichen Mittheilen glücklicher Landsmann Reinhold Köhler, hatte das Gute, ihm jederzeit die Frische unmittelbarer Gelegenheitsdeutung zu bewahren. Immer auf ein geistiges Nachschaffen (Aufsätze S. 133) bedacht, immer voll Liebe zum Großen bei aller „Andacht zum Unbedeutenden" ward er eine vorbildliche Gestalt und aus seiner Lehrthätigkeit wie aus seinen Schriften erwuchs die „stille Macht seiner Person" (vgl. Burdach, Festgabe S. 323). Mehr noch als auf die Forschung hat er auf die Schule gewirkt, wie R. Laube (freilich seinem Einfluß wol auch davon Unabhängiges zuschreibend) ausführlich dargethan hat. Aber auch die Schriftsteller- und nicht zum wenigsten die Lesewelt ist von ihm zu feinerem Aufmerken, zu sorgfältigerem Sprachgebrauch, vor allem zur Freude an der deutschen Sprache selbst unmittelbar und auch durch seine Nachfolger erzogen worden. Deshalb durfte Sievers ihn im Nachruf einen „praeceptor Germaniae" nennen. Das Deutsche Wörterbuch konnte in seinem großen Sinn nicht fortgeführt werden; aber sein anderes Lebenswerk, der Sprachunterricht im höchsten Sinne des Wortes wird von Rudolf H. für immer eine neue Epoche datiren.

Zusammenfassend charakterisiren wir den Nachfolger Ludwig Uhland's (dem man auch in Nachbildung der Widmung von Lachmann's „Walther" an den Dichter auf sein Grabmal schrieb: „Zum Dank für deutsche Gesinnung, Forschung und Lehre") und J. Grimm's mit Burdach's schönen Worten: „Durch eine lichtarme enge Jugend, durch Druck und Sorge hat er sich seinen Weg bahnen müssen, aber im täglichen Kampf um die materielle Sicherung des Daseins, den er bis ins Mannesalter führen mußte, verließ ihn keinen Augenblick der angeborene Idealismus, der grenzenlose Enthusiasmus seiner innersten Natur, der unverwüstliche naive Optimismus seines gütigen Herzens. Das Kind des Volkes ist ein Gelehrter geworden, aber immer behielt er die Fühlung mit dem Volke, fortwährend war er bemüht, mit liebevollem Verständniß seiner Eigenart in Rede, Sang und Brauch nachzugehen. Halb unbewußt, durch eine unwiderstehliche Macht kam er zu dem Beruf seines Lebens. Früh von den großen Meistern der Philosophie tief ergriffen, warf er sich dann der jungen Wissenschaft vom deutschen Alterthum in die Arme, die Jacob Grimm und Lachmann begründet hatten. Als ein begeisterter persönlicher Schüler Moriz Haupts gedachte er eine Zeit lang, die antike und die moderne Welt zu umfassen. Gereift und selbständig geworden, hat er später wie kein Zweiter geschichtliches Denken geübt und gelehrt auf dem Gebiet der Sprache wie auf dem der Litteratur. Und im Gegensatz zu Jacob Grimm beherrschte er auch die neuere Zeit gleich der alten. Aber er war und blieb, treu seinen philosophischen Jugendneigungen, der einsam spekulirende Weltweise, der Freund und Kenner von Spinoza, Leibniz, Meister Eckhard. In einziger Weise verband er historische und ethische Betrachtung. Er übertrug etwas von dem reformatorischen Idealismus Schillers und Fichtes in die Deutsche Philologie. Der Erbe und Mitarbeiter der Brüder Grimm, der Schüler Haupts wollte zugleich die sittlichen Schätze, den Ertrag der Gedankenarbeit des 18. Jahrhds. in Umlauf bringen. Denn ihn leitete bei jedem Wort, das er lehrend schrieb und sprach, der tief eingewurzelte Trieb zur nationalen Pädagogik, der ihm in seiner Jugend einst nahe gelegt hatte, Journalist zu werden. Auch das Studium Goethes, den er kannte gleich wenigen, trieb er nur in diesem Sinne. Die Wissenschaft, wie er sie verstand, sollte dem nationalen Leben dienen, und dieses wiederum dachte er sich immer als reinen Accord in den Harmonien der Menschheit".

Schriften: „Vom deutschen Sprachunterricht in der Schule und von deutscher Erziehung und Bildung überhaupt", Leipzig 1867, 4. Aufl. 1890; „Soltaus Historische Volkslieder, Zweites Hundert", Leipzig 1856; „Gesammelte Aufsätze und Vorträge zur deutschen Philologie und zum deutschen Unterricht", Leipzig 1890; „Tagebuchblätter eines Sonntagsphilosophen", Gesammelte „Grenzboten"-Aufsätze, Leipzig 1896; „Beiträge zum deutschen Unterricht", Leipzig 1897 (enthält auch verschiedene schon in den „Aufsätzen" abgedruckte Artikel aus der Zeitschrift für deutschen Unterricht). Aus dem Nachlaß noch: „Materialien zur Geschichte des deutschen Volkslieds" herausg. von Berlit I (nicht mehr erschienen), Leipzig 1900; „Ueber Walther von der Vogelweide." Eine Jugendarbeit (1848) hrsg. von G. Berlit, ebd. 1900. Ferner gab H. 1853 J. Weiske's „Sachsenspiegel" mit Glossar heraus und leitete 1881 K. Albrecht's „Leipziger Mundart" ein (vgl. Aufsätze S. 122 f.).

G. Berlit, R. H. Ein Erinnerungsbild. Leipzig 1895. — K. Burdach, Zum Gedächtniß R. Hildebrand's. Rede. Bamberg 1895 (Sonderabdruck aus der Zeitschrift „Euphorion" III). — R. M. Meyer, Die Literatur des 19. Jhs., S. 887. — R. Laube, R. H. und seine Schule. Leipzig 1903.

Richard M. Meyer.

Hildebrandt: Johann Maria H., Afrikaforscher, geboren am 19. März 1847 zu Düsseldorf, widmete sich zuerst dem Maschinenbau, bis der Verlust eines Auges infolge einer Explosion ihn zwang, einen anderen Beruf zu wählen. Er wurde Gärtner, ging 1872 als Sammler nach Arabien, von Aden nach Massaua, begleitete Munzinger nach Nordabessinien, besuchte 1873 den Assalsee und den Vulkan Pertale. Ausgeraubt kam er zur Küste, ging nach Aden und besuchte von da mit Hauptmann v. Kalckreuth das nördliche Somaliland, wo er bis zum Ahlgebirge gelangte, und machte von Sansibar Ausflüge am Wami und Kingani. Krankheit zwang ihn, 1874 nach Europa zurückzukehren. Ende 1875 ging er, unterstützt von der Berliner Gesellschaft für Erdkunde und der Afrikanischen Gesellschaft, von neuem an die Somaliküste, besuchte die Komoreninsel Johanna, und drang auf dem Weg zum Kenia bis Kitui vor, wo er infolge der feindseligen Haltung der Massai umkehren mußte. 1879 ging er im Auftrag derselben Gesellschaft nach Madagaskar, stellte an der Westküste die Umstände des Todes des jungen Bremer Reisenden Rutenberg fest, der 1878 bei Beravi ermordet worden war, drang ins Ambargebirge vor, und machte von Antananarivo aus mehrere Vorstöße in Centralmadagaskar. Nach mehreren heftigen Krankheitsanfällen starb er am 29. Mai 1881 in Antananarivo.

H. hat die Berliner Museen mit großen naturgeschichtlichen und ethnographischen Sammlungen bereichert, über die in den Fachzeitschriften von Bastian, Beyrich, Kersten u. A. berichtet worden ist; seine Erlebnisse und Beobachtungen hat er in Berichten niedergelegt, die leider niemals zu einem Ganzen vereinigt worden sind. Die wichtigsten derselben sind: „Ausflug in die nordabessinischen Grenzländer im Sommer 1872" (Z. d. Berl. G. f. Erdkunde 1873); „Erlebnisse auf einer Reise von Massûa in das Gebiet der Afar und nach Aden" und „Ausflug von Aden in das Gebiet der Wer Singelli-Somalen" (ebd. 1875); „Naturhistorische Skizze der Comoro-Insel Johanna" (ebd. 1876); „Von Mombassa nach Kitui" (ebd. 1879); „Westmadagaskar" und „Ausflug zum Ambergebirge in Nordmadagaskar" (ebd. 1880); „Skizze zu einem Bild central-madagassischen Naturlebens im Frühling" (1881). Reich an neuen Beobachtungen waren auch Hildebrandt's Berichte über die Wakamba und ihre Verwandten und die Somali in der Berliner Zeitschrift für Ethnologie. Kleinere Aufsätze brachte besonders der „Globus".

Hildebrandt's Reiseschilderungen zeichnen sich durch große Lebendigkeit, vielseitige Beobachtung, feines Naturgefühl aus. Wäre es H. vergönnt gewesen, seine Erlebnisse in einem Buche niederzulegen, so würden wir ihn zu den hervorragendsten Reisebeschreibern, Natur- und Völkerschilderern aus der classischen Zeit der deutschen Afrikalitteratur zählen. Seine besten Abschnitte erinnern an Schweinfurth. Leider sind diese weitzerstreuten Aufsätze und Abhandlungen viel zu rasch vergessen worden. Aber ein Juwel der Schilderungskunst, wie die „Skizze zu einem Bilde centralmadagassischen Naturlebens im Frühling" darf nicht ganz in Vergessenheit gerathen. H., der auf seinen ersten Ausflügen nur unvollkommen für Messungen ausgerüstet gewesen war, hat auf der Keniareise und in Madagaskar werthvolle Messungen angestellt. Siehe darüber Kersten's Bericht in der Berliner Zeitschrift 1879. Doch liegen seine besten Ergebnisse auf dem botanischen und ethnographischen Gebiet.

Nekrolog in den Geogr. Mittheilungen 1882. — Mittheilungen über seine Reisen in der Berliner Ztschr. f. Erdkunde, deren „Verhandlungen" und dem „Globus". Friedrich Ratzel.

Hilderich, König der Vandalen, a. 523 bis August 533, aus dem Hause der Asdingen, Sohn Hunerich's (a. 477—484, s. den Artikel) und der Kaisertochter Eudokia, Enkel Geiserich's. Nach dem von diesem unter Zustimmung des Volkes eingeführten (den eingebornen Berbern abgelernten) Seniorat, gemäß dem stets der älteste Mann des Geschlechts, ohne Rücksicht auf Linie und Gradnähe der Verwandtschaft mit dem letzten Inhaber, zur Thronfolge berufen ward, war H., als sein Vater König Hunerich starb, von seinen älteren Vettern, Gunthamund (a. 484—496) und Thrasamund (a. 496—523, s. die Artikel), den Söhnen Genzo's, ausgeschlossen worden.

Stammtafel der Asdingen:

Godigisel † 406
|
Guntherich † 429, Geiserich † 477
|
Hunerich † 484, Genzo, Theoderich
|
Hilderich † 533, Godagis, Gunthamund † 496, Thrasamund † 523, Gelarich
|
Gelimer Tzazo, Ammata.
gestürzt 632,

Zum schwersten Schaden des Reiches hatten seine Könige schon seit Geiserich den Katholicismus — zuweilen grausam — verfolgt: zum Theil aus politischen Gründen, da die katholischen Unterthanen, die Römer, der Herrschaft der ketzerischen — arianischen — Barbaren widerstrebten und der Befreiung durch Byzanz entgegenhofften, zum Theil in Wiedervergeltung der vom Kaiser über seine arianischen Unterthanen verhängten Verfolgungen.

Der eifrig arianische Vorgänger Hilderich's, Thrasamund, besorgte von dem schwachen Sohn der katholischen Kaisertochter Eudokia allzustarke Hinneigung zu Byzanz und unvorsichtige Hinneigung zu den Katholiken; er ließ sich daher noch auf dem Sterbebett versprechen, H. werde, so lange er König sei, den Katholiken die entzogenen Kirchen und Rechte nicht zurückgeben. Das Versprechen umging H. in einer der Jesuiten würdigen Schlauheit: er rief die verbannten Bischöfe zurück und verstattete Wiederbesetzung der erledigten Stühle, noch bevor er den Königsnamen annahm. Dieses echte Pfaffenstücklein kennzeichnet die Art des ganz von den Priestern beherrschten Königs, dessen Milde zwar die Feinde seines Volkes zu Byzanz und in Afrika rühmten,

dessen Schwäche aber den Untergang des Reiches des gewaltigen Geiserich vorbereitete. Thörigerweise verwandelte er die für dies Reich so wichtige Freundschaft mit dem mächtigen Ostgothenreich durch die Ermordung von Theoderich's des Großen Schwester Amalafrida (s. A. D. B. XLV, 761) in bitterste Feindschaft, so daß das ostgothische Sicilien für den alsbald erfolgenden Angriff der Byzantiner den wirksamsten Stützpunkt gewährte. H. verkannte völlig die von dorther drohende Gefahr, neigte vielmehr ganz zu Justinian, mit dem er schon vor dessen Thronbesteigung befreundet war und Briefe und Geschenke wechselte. Diese verderbliche Unterordnung unter Byzanz, die sich selbst in der Münzung (nur mit dem Bilde des Kaisers) ausdrückte, erweckte den Verdacht, H. plane die Auslieferung des Reiches an den Kaiser unter Ausschluß des nach dem Senioratgesetz zur Thronfolge berufenen Gelimer, eines Urenkels Geiserich's (s. A. D. B. VIII, 539). Dieser tapferste Held seines Volkes befehligte jetzt statt des durchaus unkriegerischen Königs das Heer der Vandalen; nach einem Sieg über die Mauren, der seine Beliebtheit noch erhöhte, scharte der ehrgeizige, aber auch die Freiheit und das Volksthümliche in dem Reich vertretende Mann die Gleichgesinnten eng um sich, ließ H. und zwei andere Asdingen gefangen setzen und sich selbst zum König ausrufen (a. 530). Als der Krieg mit Byzanz ausbrach (a. 533) — Justinian hatte zuerst versucht, Gelimer zum Rücktritt, dann zur Entlassung Hilderich's nach Byzanz zu bewegen — ließ Gelimer, während er Belisar entgegenzog, seine Gefangnen hinrichten.

Quellen und Litteratur: Dahn, Die Könige der Germanen I. München 1861 (daselbst weitere Litteratur); — Dahn, Prokopius von Caesarea. Berlin 1865; — Dahn, Urgeschichte der germanischen und romanischen Völker II, 2. Auflage. Berlin 1899. Dahn.

Hildesheimer: Israel H., Dr., hervorragender Theologe, geboren am 20. Mai 1820 zu Halberstadt, † am 12. Juni 1899 in Berlin. Den ersten Unterricht erhielt H. in der Hascharoth-Zewi-Schule seiner Vaterstadt. Siebzehn Jahre alt, kam er nach Altona, woselbst er die talmudische Hochschule des Rabbiners Jakob Ettlinger besuchte und gleichzeitig auch das Studium der classischen Sprachen und profanen Wissenschaften mit Fleiß und Eifer betrieb. Nach zehnjährigem Aufenthalte daselbst kehrte er nach Halberstadt zurück und besuchte daselbst das Domgymnasium. Nach dem Tode seines Vaters R. Löb Gilse, der in ihm die hingebende Liebe zum traditionellen Judenthum erweckte, hatte seine verwittwete Mutter zu kämpfen, um ihrem begabten Sohne die weitere Fortbildung zu ermöglichen. Durch die Verlobung mit der Tochter des damaligen Chefs des Hauses Aaron Hirsch und Sohn, Joseph Hirsch, war H. aller materiellen Sorgen enthoben und konnte sich ganz seinen Studien widmen. 1840 bezog er die Universität in Berlin und war daselbst besonders eifrig philosophischen Studien hingegeben. Später besuchte er die Universität Halle, an der damals Gesenius und Rödiger lehrten und erhielt daselbst 1844 die philosophische Doctorwürde auf Grund seiner Inauguraldissertation „Ueber die rechte Art der Bibelinterpretation“. Er nahm dann wieder seinen Aufenthalt in Halberstadt, wo er ohne jeden Beruf einzig und allein seinen Studien lebte und war daselbst auch mit der Copirung alter Grabsteine des historisch wichtigen Friedhofes der jüdischen Gemeinde beschäftigt und mit Studien über die Septuaginta (vgl. seine Materialien zur Beurtheilung der LXX, Orient, 1848, Nr. 30 ff.). 1851 folgte er einem Rufe als Rabbiner der israelitischen Gemeinde nach Eisenstadt in Ungarn und hatte in diesem Lande neben seinen Kämpfen mit den Neologen auch solche

mit den Orthodoxen zu bestehen, die, entgegen seiner Anschauung, traditionelles Judenthum und moderne Bildung für unversöhnliche Gegensätze hielten. H. gründete in Eisenstadt neben einer Gemeindeschule auch eine solche zur Heranbildung von Rabbinern und entfaltete an derselben eine vielseitige Thätigkeit, indem er nicht bloß Bibelexegese, hebräische Grammatik und Talmud, sondern auch deutsche Sprache und Litteratur, Geschichte, Mathematik und classische Sprachen unterrichtete. 1869 folgte er einem Rufe an die in Berlin ins Leben gerufene orthodoxe Separatgemeinde „Adath-Jisrael“ und gründete daselbst 1873 ein Rabbinerseminar, aus welchem Theologen hervorgingen, die auch die jüdische Wissenschaft mit Erfolg pflegen und nicht in so schroffem Gegensatze zu den modernen Strömungen im Judenthume sich befinden, wie die Anhänger von S. R. Hirsch, obwol sie selbst persönlich auf streng orthodoxem Standpunkte stehen. Von den wissenschaftlichen Arbeiten Hildesheimer's sind neben vielen in Zeitschriften zerstreuten Aufsätzen besonders zu erwähnen: „Die vaticanische Handschrift der Halachoth Gedoloth besprochen und in Auszügen mitgetheilt“ (Berlin 1886); „Halachoth Gedoloth. Nach dem Text der Handschrift der Vaticana, herausgegeben und mit kritischen Noten versehen“ (Berlin 1888) und „Mufteach (Schlüssel) und Indices zu den Halachoth Gedoloth“ (Berlin 1892). Hervorzuheben wären noch die Willenskraft, die hingebende Selbstlosigkeit und die rastlose Thätigkeit im Dienste der Wohlthätigkeit und Menschenliebe, die ihm, dem hervorragenden Vertreter des orthodoxen Judenthums, auch in gegnerischen Kreisen die Hochachtung und Würdigung brachten, die er verdiente. Adolf Brüll.

Hille: Christoph Werner H., unter dem Beamtenthum Friedrich Wilhelm's I. von Preußen eine der markantesten Persönlichkeiten, auf dessen Wirken zuerst Ranke hingewiesen, dann in noch eingehenderer Weise Schmoller und Koser. Ueber das Geburtsjahr und die Jugendzeit Hille's wissen wir nicht das geringste; nach einem Bildniß des Mannes ist noch neuerdings vergebens geforscht und gesucht worden (vgl. Petersdorff, Friedrich der Große, 1902, Vorrede S. IV). H. tritt uns zum ersten Mal in bedeutsamer Stellung entgegen als Steuerrath in Frankfurt a. O., wo er seit 1717 eine neue Epoche städtischen Lebens, Handels und Wandels herbeiführte, der Stadt, den Messen, ja auch der Universität mit großem Erfolge vorstand, unbeirrt von den fiskalischen Künsten der Zeit die Verwaltung führte und die Messen dadurch in die Höhe brachte, daß er dem Handel möglichst geringen Zwang anthat und selbst falsche Angaben der Fremden bei der städtischen Accise durchließ, um nur nicht von dem Besuche des neben Leipzig und Breslau kühn aufstrebenden Handelsplatzes abzuschrecken. H. war dann in die Cüstriner Kammer als Kammerdirector eingetreten, und er hat bis zu seinem Tode, 1740, bedeutenden, ja nicht selten ausschlaggebenden Einfluß auf die auswärtige und die innere Handels- und Gewerbepolitik des preußischen Staates geübt; seine Stimme wog in diesen Dingen weit mehr als es sein Rang würde vermuthen lassen. In den handelspolitischen Kämpfen und Reibungen zwischen Stettin und Frankfurt, die, aus Jahrhunderte langer Verfeindung beider Städte herrührend, auch in die Zeit Friedrich Wilhelm's I. noch so bedeutsam hineinspielen, hat H. als der Wortführer der Frankfurter Interessen leidenschaftlich Partei ergriffen; gegenüber den Versuchen der Oesterreicher und Schlesier, Antheil am Oderhandel zu gewinnen, freie Fahrt in die Ostsee zu erreichen, war es H., der die jahrelangen Bestrebungen des österreichischen Gesandten in Berlin, des Grafen v. Seckendorff in handelspolitischer Beziehung durchkreuzte, hingegen freilich seine weitergehenden Absichten des offenen Zollkrieges mit Oesterreich bei

Friedrich Wilhelm I. 1728 nicht durchsetzte. Während H. Oesterreich gegenüber zum Handelskriege entschlossen war, rieth er umgekehrt Sachsen gegenüber zu einem Handelsvertrag, und er hat als preußischer Bevollmächtigter 1728 jenen preußisch-sächsischen Handelsvertrag in Leipzig geschlossen, der, auf sechs Jahr geschlossen, dann stillschweigend verlängert in der Hauptsache bis 1748 bezw. 1755 in Geltung war und den Verkehr beider Staaten mit einander sehr erleichterte. Bei den handelspolitischen Berathungen über die preußisch-polnischen Handelsbeziehungen 1724 und 1734/35 hat H. zu einer milden Praxis hinsichtlich der auf dem polnischen Getreide ruhenden preußischen Einfuhrzölle gerathen und hat — im Gegensatz zu den in Berlin herrschenden Anschauungen — den polnischen Transithandel durch Preußen zu heben gesucht. Im J. 1727 ist auf Hille's Antrieb die Beseitigung der Zollschranken erfolgt, die der sog. neue Kornzoll bisher in dem Complex der mittleren Provinzen Preußens aufgerichtet hatte: es war eine der bedeutsamsten Etappen auf dem Wege der Verschmelzung der mittleren Provinzen Preußens zu einem festen Staatsganzen, zu einem einheitlichen Handelsgebiet, in dem Augenblicke, wo die scharfe handelspolitische Absperrung und Absonderung gegen das Ausland ihren Höhepunkt erreichte.

Auch in Handwerks- und Gewerbesachen war H. nahezu die erste Autorität damals in Preußen. Immer wieder wird er von Berlin aus um sein Gutachten ersucht; er ist die treibende Kraft für das deutsche Reichsgewerbegesetz von 1731, und in der von ihm so eifrig geförderten preußischen Innungsreform glaubte H. eine Art innerer Freizügigkeit und Gewerbefreiheit erreicht zu haben. H. erscheint unter den Beamten Friedrich Wilhelm's I. nicht nur als einer der fähigsten, sondern auch als ein Mann von selbständigem Urtheil, der nach eigenen Ideen denkt und handelt und in seinen Reformplänen seiner Zeit oft weit vorausgreift. Nicht selten ist er in Widerspruch mit den herrschenden Anschauungen und mit der von Berlin aus dictirten Politik. Alles in allem erscheint er als ein entschiedener Anwalt der kaufmännischen und industriellen Interessen des Landes; aber nicht frei von einer stark localpatriotischen Färbung zu Gunsten seiner eigensten Schöpfung, der Stadt Frankfurt. Nach dem Urtheil des Kronprinzen Friedrich von eingefleischtem Adelshaß, hatte H. jedenfalls für die agrarischen Interessen des Landes bei weitem nicht das Verständniß und die Vorliebe wie für die mercantilen und die industriellen Interessen; und wenn Friedrich Wilhelm I. ein Industrie und Landwirthschaft gleichmäßig förderndes Solidarschutzsystem befolgte, so hat umgekehrt H. Industrie und Exporthandel zur Basis der Wirthschaftspolitik Preußens machen wollen.

1730 und 1731 ist H. in Küstrin der Lehrer des Kronprinzen in der Staatswirthschaft gewesen; und seine Vorträge über preußische Handelspolitik haben damals großen Eindruck auf seinen jungen reichbegabten Hörer gemacht: die Denkschrift, die Friedrich 1731 niederschrieb: „Plan wegen des Commercii nach Schlesien“ (Oeuvres de Frédéric le Grand 27, 3. 35 ff.) spiegelt ganz die Gedankenwelt Hille's wieder. H. besaß, nach dem Urtheil des Kronprinzen, einen feinen für alles empfänglichen Geist, reiche Kenntnisse, eine große persönliche Liebenswürdigkeit; er war von allgemeiner, auch philosophischer Bildung, und so fand sich Friedrich in den Cüstriner Tagen mit dem Kammerdirector auch auf dem gemeinsamen Boden der litterarischen Bildung und er hat sich selbst in seinen religiösen Anschauungen von ihm damals beeinflussen lassen.

H. kam später von Cüstrin als Kammerdirector nach Stettin; und sofort

nach seinem Regierungsantritt hat Friedrich den Mann, an dem er „das eigenartige Genie“ für alle Fragen der Handelspolitik bewunderte, in seine Nähe ziehen wollen: er gedachte ihm die Stellung eines Geheimen Finanzraths in dem am 27. Juni 1740 neu begründeten 5. Departement des Generaldirectoriums für Handel und Gewerbe einzuräumen. Gewiß, daß Hille's Kenntnisse und Fähigkeiten hier ein neues reiches Feld der Thätigkeit gefunden hätten. Aber der bereits stark kränkelnde Mann lehnte den Posten ab; er starb im October 1740.

Der Einfluß Hille's auf Friedrich hat dann noch Jahre hindurch nachgewirkt; und die Oderschifffahrtspolitik, die Friedrich nach dem ersten schlesischen Kriege begann, sie ist einerseits von eigenen Entwürfen und selbständigen Neigungen Friedrich's getragen, daneben aber ist auch der Einfluß unverkennbar dessen, was dem Kronprinzen einst in Cüstrin der Kammerdirector H. immer wieder vor Augen geführt und womit er damals Sinn und Geist des Thronerben erfüllt hatte.

Ranke, S. W. 27, S. 123 ff.; S. 289. — Schmoller, Das Städtewesen unter Friedrich Wilhelm I. (Zeitschr. f. Preuß. Gesch. 1874, S. 529/530); — Schmoller, Die Erwerbung Pommerns und der Handel auf der Oder und in Stettin bis 1740 (Jahrb. f. Gesetzgebung u. s. w. 1884, VIII, 397, 417); — Schmoller, Die preuß. Wirthschaftspolitik im Herzogthum Magdeburg 1680 bis 1786, hauptsächlich das Transitzollsystem (Jhrb. f. Gesetzgebg. u. s. w. 1886, X, 700 ff.); — Schmoller, Das brandenburgisch-preußische Innungswesen von 1640 bis 1800, hauptsächlich die Reform unter Friedrich Wilhelm I. (Umrisse und Untersuchungen zur Verfassungs-, Verwaltungs- und Wirthschaftsgeschichte, besonders des Preußisch. Staates im 17. u. 18. Jahrhundert, 1898, S. 356 ff.). — Koser, Friedrich der Große als Kronprinz, 2. Aufl. 1901, S. 75 ff., 249 ff.; — Koser, Briefwechsel Friedrich's mit Grumbkow (Publicationen aus den Preußischen Staatsarchiven, Bd. 72, 1898, S. 9, 69). — Naudé, Die Getreidehandelspolitik und Kriegsmagazinverwaltung Brandenburg-Preußens bis 1740, 1901 (Acta Borussica, Getreidehandelspolitik, Bd. 2, S. 241, 333); — Naudé, Die merkantilistische Wirthschaftspolitik Friedrich Wilhelm's I. und der Küstriner Kammerdirector Hille (Histor. Zeitschr. Bd. 90, 1902, S. 1 bis 55). — Abdruck der beiden bisher bekanntesten großen Denkschriften Hille's: 1) über den Handel der Kurmark 1725 bei Schmoller, Die russische Kompagnie in Berlin 1724—1738 (Zeitschr. f. Preuß. Gesch. 20, 71 ff.), 2) über den polnischen Handelsverkehr 1734 bei Naudé (Acta Bor. Getreidehandelspolitik 2, 445 ff.). — Ueber Hille's letzte Schicksale unter Friedrich dem Großen: Hintze, Einleitende Darstellung der Behördenorganisation und der allgemeinen Verwaltung in Preußen beim Regierungsantritt Friedrichs II. (Acta Borussica Behördenorganisation VI, 1, 388). — Weiteres Material über Hille passim bei Ludo M. Hartmann, Preußisch-österreichische Verhandlungen über den Crossener Zoll (1901) und bei Wuttke, Die schlesische Oderschifffahrt in vorpreußischer Zeit. Urkunden und Aktenstücke. (Codex diplomaticus Silesiae 1898). — Der Grundriß Hille's für den Unterricht des Kronprinzen in der Staatswirthschaft: „Kurzer Bericht von dem Finanzwesen in der Neumark und incorporirten Kreise“ ist gedruckt bei Graevell, Drei Briefe über Preßfreiheit und Volksgeist, 1815, S. 131 ff. — Ueber die Oderschifffahrtspolitik Friedrich's nach dem ersten schlesischen Kriege bringt das nähere der in der Vorbereitung begriffene 3. Band der „Getreidehandelspolitik“ in den Acta Borussica.

W. Naudé.

Hillebrand: Karl H., hervorragender Essayist, Kritiker und Historiker, geboren am 17. September 1829 in Gießen, † am 18. October 1884 in Florenz.

H. war der Sohn des Philosophen, Litterarhistorikers und Scholarchen Joseph Hillebrand (s. A. D. B. XII, 415). Von dem Vater erbte er wohl die jederzeit stark betonte Abneigung gegen den Ultramontanismus (vgl. z. B. Reumont, Charakterbilder S. 286), die liberale Weltanschauung, die der Sohn freilich stark in aristokratischem Sinn modificirte, und besonders die Hochschätzung der Philosophie, die ihn alle bloße Empirie verachten ließ. Kunst und philosophische Speculation galten ihm unbedingt als „die höchsten Tätigkeiten des Menschengeistes“ (Essays 5, 366). Im übrigen liegt zwischen der Schrift des Vaters über „Deutschlands Nationalbildung“ (1818) und dem Bildungsideal des Sohnes natürlich die ganze Entwicklung der Zeit, die ja schon Joseph Hillebrand selbst von dem Schillercultus jenes Werkes (S. 104) zu den oft harten Urteilen über unsern Nationaldichter in seiner „Deutschen Nationallitteratur“ (2. Ausg. 2, 413 u. o.) geführt hatte. Wenn aber der Vater ein Gelehrter von specifisch deutschem Gepräge war, so ist der Sohn trotz seinem starken, ja leidenschaftlichen Patriotismus ein Schriftsteller von kosmopolitischem Anstrich; noch 1870 hat er geradezu Deutschland und Frankreich als „seine beiden Vaterländer“ bezeichnet (Villari S. 4). Nichts konnte deshalb ungerechter sein, als der gegen ihn von Rothan (Souvenirs diplomatiques. L'Allemagne et l'Italie Vol. 2, S. 261) 1871 erhobene Vorwurf, er habe nach dem Krieg seinem Adoptivvaterland die Aufnahme mit chauvinistischem Haß vergolten — eine Beschuldigung, die P. Villari sofort in der „Rivista storica“ ausführlich und glänzend widerlegte.

Ueber Hillebrand's Jugend berichtet ein Freund und Schulkamerad, Herr Geh. Med.-Rath Weber in Darmstadt, daß das Haus des Professors und Gymnasiarchen Joseph H. den Mittelpunkt des geistigen Lebens in Gießen bildete, bis durch Liebig's Berufung ein Schisma zwischen philosophisch-ästhetisch und naturwissenschaftlich gerichteten Kreisen entstand — ein Gegensatz, der in Karl Hillebrand's theoretischen Aufsätzen unzweifelhaft nachklingt. Vier Söhne und drei Töchter — eine später die bekannte Schulvorsteherin Marie H. (vgl. über sie Jean Roland, Marie H. Gießen 1895) — wurden früh in die Bildung und die Interessen der Zeit eingeführt; Karl H. hat beides stets als einen selbstverständlichen Besitz angesehen, für dessen Mangel weder Fachgelehrsamkeit noch Talent, weder vornehme Herkunft noch großes Ansehen entschädigen könnten. Der „schöne, blonde Knabe (später nannte ihn Bülow seiner röthlichen Haarfarbe wegen gern ‚volpe‘, Fuchs) mit angenehmen, weichen Gesichtszügen, etwas aufgeworfenen aber scharf geschnittenen Lippen, großen, hellblauen Augen und treuem Blick“ war eine heitere Natur, dem besonders das Erlernen von Sprachen leicht fiel. Als Lieblingslectüre schon des Gymnasiasten wird neben Börne und Heine, Goldsmith, Bulwer, und zum Theil auch Shakespeare, besonders die französische Roman- und Geschichtslitteratur genannt. Fielding hat er immer unter die größten Meister gerechnet. In Mathematik und Physik stand er dagegen hinter den Mitschülern zurück. Körperlich nicht sehr kräftig, in Körperübungen sonst wenig geübt, war er doch ein unermüdlicher Schwimmer.

Ein lebensvolles Bild dieser jugendlichen Zustände gibt Dernburg aus eigner Erinnerung. Er hebt schon in den Knabenjahren einen litterarischen Zug hervor. Cooper's „Letzter Mohikaner“ wurde nachgelebt oder in dem nahen Wetzlar an Wertherstätten Homer gelesen. So früh wäre das Einfühlen in Dichtungen, das den Kritiker H. auszeichnet, in ihm vorgebildet gewesen! Dann soll Bulwer's „Pelham“ ihm die Richtung auf den „Gentleman“ gegeben haben, die Freude an der Eleganz der Erscheinung, die er selbst in der

revolutionären Zeit der Calabreserhüte und Heckerbärte aufrecht gehalten habe. In der Studentenzeit spürt D. Einflüsse des „Wilhelm Meister“ auf; jedenfalls ist hier alles für die litterarische Doppelexistenz der 48er Jugend charakteristisch. Als Corpsbursche ward er auch mit Otto Roquette befreundet und dichtete natürlich selbst.

Fast unerklärlich trat plötzlich in dies glatt gebahnte Leben ein verhängnißvolles Ereigniß, zuerst durch den Waffenstillstand von Malmö, dann durch die Ablehnung der Kaiserkrone seitens Friedrich Wilhelm IV. (Dernburg IV, VI); erregt lief er als neunzehnjähriger Student mit den Freischaaren nach Baden (vgl. Bamberger, Schriften 2, 141 f.), nachdem er schon vorher in Frankfurt auf den Barrikaden gestanden hatte, ward bei der Capitulation von Rastatt (vgl. zu dieser Corvin, Erinnerungen aus meinem Leben 2, 240) gefangen genommen und wäre unzweifelhaft wie Kinkel zum Tode verurtheilt oder „zu Zuchthaus begnadigt“ worden. Aber seine Schwester Marie wußte ihn ins Spital zu bringen und von hier ward er durch einen anderen Freischärler ins Freie gebracht und auf einem französischen Kahn nach Straßburg gerettet.

So hatte auch Hillebrand's Leben seinen „Bruch“ wie das so vieler Altersgenossen, G. Keller's voran; aber mit wunderbarer Kunst wußte er das Unglück sich zum Segen zu wenden. Der sonst vielleicht ein stiller, kaum bemerkter deutscher Professor geworden wäre, ward einer jener großen, noch keineswegs genügend gewürdigten Völkervermittler, einer jener kühnen Vorbereiter einer neuen europäischen Bildung; und im specifischen Sinn der vertieften Cultur hat er seine revolutionären Schicksalsgenossen wie Bamberger, Kapp, Karl Blind u. s. w. alle überragt.

Er ging nach Paris und ward Heine's Secretär. Er dachte des Dichters jederzeit mit freundlicher Dankbarkeit (Brief bei H. Hüffer, Aus dem Leben H. Heine's S. 156 f.) und hat für seine Würdigung der Arbeit aus Form und Stil gewiß hier viel gelernt. Dann bereitete er sich in Bordeaux auf ein französisches Lehramt vor und legte 1862 mit einer Arbeit über den italienischen Historiker Dino Compagni sein Examen ab („Dino Compagni, Etude historique et littéraire sur l'époque de Dante“) — einer culturhistorisch angelegten Schrift, durch die er den lebhaften Kampf um die Echtheit von Dino's Chronik anregte, der schließlich in Hillebrand's Sinn mit der Anerkennung des bedeutenden Schriftstellers Dino Compagni endete (vgl. noch Essays 5, 309).

Die Arbeit wurde gleichsam fortgesetzt in den „Etudes historiques et littéraires: Tome I Etudes Italiennes“ 1868 (mehr ist nicht erschienen). Das geistreiche Buch handelt über Epos (Dante, Karolingische Epik) und Drama (Italienische Komödie), wie er denn auch 1863 eine Preisschrift über die Epoche der „bonne comédie“ in Frankreich verfaßt hatte, die gekrönt wurde. Die „Etudes“ zeigen bereits jene Meisterschaft psychologischer Charakteristik (z. B. Macchiavells S. 316 f.) und jene breite Entfaltung des culturhistorischen Hintergrundes (etwa für die Mediceer S. 207), jene Neigung zu völkerpsychologischen Parallelen (das Volksepos S. 96 f.), die für ihn bezeichnend sind. 1863 war er Professor der romanischen Litteratur in Douai geworden, hielt sich aber viel in Paris auf, besonders seit ihn (Bamberger S. 147) das politische Interesse wieder gepackt hatte.

Seine Aufgabe, zwischen den Culturnationen zu vermitteln, übernahm er nun gleichsam officiell. Ein Buch „La Prusse contemporaine“ 1867 sollte das seit Sadowa grollende Frankreich mit dem werdenden Deutschland versöhnen und mit seinen Kräften bekannt machen; er faßte die Aufgabe mehr im descriptivculturhistorischen Sinne, die gleichzeitig Bamberger in „Mr. de Bismarck“ vom politischen Standpunkt glänzend löste. Es folgten in der „Revue des

deux mondes“ Aufsätze „De la société de Berlin 1798—1815“ (analysirt bei Bamberger S. 151).

Aber mitten in die Veröffentlichung fiel der Ausbruch des Krieges. H. war in Paris eingebürgert, in den besten Salons zu Hause; gleichwohl entschloß er sich natürlich sofort, sein wahres Vaterland wieder aufzusuchen. Unvorsichtiger Weise reichte er einen nach Darmstadt adressirten Brief aus dem Eisenbahncoupé einem Schaffner und wurde darauf als „Spion“ von der Menge fast zerrissen, bis der tüchtige Präfect ihn in Sicherheit brachte. Er kehrte dann doch nicht dauernd nach Deutschland zurück, sondern lebte seit 1871 in Florenz, dessen Klima, das eigentliche wie das culturelle, dem feingebildeten Bewunderer der Renaissance am meisten zusagte. Berufungen an deutsche Universitäten (Bamberger S. 157) und das italienische Istituto di studi superiori (Homberger S. 185) lehnte er ab. Er schuf sich eine ganz neue Stellung: persönlich als Mittelpunkt und anerkanntes Haupt jener glänzenden deutschen Colonie in Florenz, der Adolf Hildebrand, Arnold Böcklin, Hans v. Marées, K. Bayersdorfer, später auch Isolde Kurz angehörten; schriftstellerisch als Essayist großen Stils. Wie er schon früher französisch geschrieben hatte und mit solchem Erfolg, daß die akademisch strenge „Revue des deux mondes“ ihm die Pforten öffnete, so schrieb er auch englisch für die größten Zeitschriften („German thoughts“, nach Vorlesungen, 1879 erschienen), weniger italienisch. Ueberall wird seine Sprachmeisterschaft gerühmt (Bamberger S. 162); freilich war die freie Beherrschung mehrerer Sprachen gerade in jenem Kreis der Rudolf Lindau, Bamberger, Georg v. Bunsen u. s. w. häufiger, als sie es jetzt ist. Er berichtete auch regelmäßig für Zeitungen, z. B. über die Eroberung Roms 1870 für die „Times“ (vgl. Homberger, Essays S. 183) und konnte sich bald auf gesicherter Grundlage ein glückliches Heim gründen, indem er eine seit lange geliebte, in Florenz lebende Engländerin heimführte. Die Ehe blieb kinderlos; der noch in voller Geisteskraft lebenden Wittwe bin ich für gütige Mitteilungen und Berichtigungen verpflichtet.

Jetzt begann erst Hillebrand's große Zeit. Zwar mußte die Zeitschrift „Italia“ (1874—77) bald eingehen, die „ein Jahrbuch zur Verbindung der Geister zwischen Italien und Deutschland“ sein sollte. Aber 1874 erschienen auch die geistsprühenden „Zwölf Briefe eines ästhetischen Ketzers“, anonym schon deshalb, weil sie gleichsam ein officielles Manifest der ganzen deutsch-florentinischen Künstlergenossenschaft waren (Bayersdorfer, Leben und Schriften S. 435). Sie vertreten zuerst jene Anschauung, die später durch Nietzsche, Fiedler, Langbehn, Helfferich &c. mit so viel Glück verfochten wurde: daß das Uebermaß wissenschaftlichen Betriebes und volksthümlicher Bestrebungen der Kunst gefährlich werde, und daß eine echte Cultur nur auf aristokratisch-ästhetischer Basis möglich sei. Die „Museomanie“, das bürgerliche Mäcenatenthum, die leere Virtuosität werden schroff abgelehnt. Das Schriftchen hat seinerzeit wie ein Blitz eingeschlagen. Man versteht bei seiner Lectüre leicht, daß H. der erste bedeutende Schriftsteller Deutschlands war, der (Essays 2, 291, 311) auf Nietzsche rühmend hinwies.

Für sich selbst vertrat er die gleichen Anschauungen in seinem Hauptwerk, den sieben Bänden gesammelter Essays, die unter dem Gesammttitel „Zeiten, Völker und Menschen“ (1872—1882) erschienen. (Eingehende Analyse bei Bamberger S. 154; über Hillebrand's Bedeutung für den deutschen Essay Homberger S. 124, R. M. Meyer, Deutsche Litteratur des 19. Jahrhunderts S. 590 f.; Vergleichung der einzelnen Bände bei Reumont S. 280 f.). Es sind litterarische, psychologische, culturhistorische Einzelstudien, auf Grund eingehendster Arbeit (vgl. Bamberger S. 150 und besonders Homberger S. 280 f.) mit

leichter Hand und sicherer Kunst entworfen. Ich möchte nicht mit Bamberger (S. 169) sagen, daß H. hier „eine vergleichende Wissenschaft von den socialen Verhältnissen der großen Culturvölker" schaffe; dazu sind die Essays vor allem viel zu actuell gemeint. Durchaus sind sie aufzufassen als abwehrende oder werbende Manifeste des einer neuen Culturblüthe vor allem Deutschlands mit Leidenschaft vorarbeitenden Mannes.

Aristokrat ist er auch hier, in der strengen Auslese des Besten (vgl. die charakteristischen Briefe an S. Schott, Biographische Blätter 1, 452) wie in der Abneigung gegen alles schwer pathetisch, streng sachmäßig Auftretende, die ihn gern die „Unzünftigen" bevorzugen läßt, Schopenhauer (2, 353), Varnhagen (2, 389, 5, 344), die Gräfin Hahn (2, 394) und die ihn dem Dilettantismus immer noch mehr Gunst zuwenden läßt als dem Specialistenthum (2, 447 Anmerkung). „Er verkörperte das Recht der unzünftigen Litteratur", sagt Reumont (S. 270) von ihm selbst. Die „schönste Zeit" ist ihm die der Restauration, wenn er auch einschränkend hinzufügt: „in vieler Beziehung" (2, 242 vgl. 4, 88 und 5. 346, 359); einer neuen deutsch-nationalen Cultur von ähnlicher Feinheit strebt er (2, 337) entgegen und sucht besonders auch seine schon im französischen Staatsdienst unternommenen Studien zur Schulreform (Bamberger S. 149) in den Dienst dieses Ideals zu stellen (6, 362 f.). Demokratie (6, 152) und Halbbildung (6, 365) scheinen ihm die schlimmsten Feinde; der historische Sinn (2, 311 f.) ist ihm wie Nietzsche ein gefährlicher Mitarbeiter an der Untergrabung der Individualität (Ketzerbriefe S. 77 u. o.), die ihm die selbstverständliche Basis aller echten Cultur ist.

Diese praktische Absicht leuchtet überall unverkennbar durch, und wenn Ste Beuve (5, 354 f.) ihm das Ideal des Kritikers war, gilt das der Redlichkeit, dem Fleiß, der Kunst des großen Litterarpsychologen mehr als seiner Objectivität. Verliert doch H. zuletzt in dem paradox-geistreichen Aufsatz „Vom alten und neuen Roman" (7, 168 f.) alle Unparteilichkeit so weit, daß er den Verfasser des „Wilhelm Meister" gegen die angeblich überall herrschende moralistische Absicht der modernen Romanschriftsteller ausspielt und sich einseitig immer nur auf Fielding bezieht, dem doch der Moralist Goldsmith zur Seite steht. (Anderswo verkannte er dessen herrschendes sociales Interesse keineswegs: 5, 67.) Und hat die Tendenz, die an „Madame Bovary" so heftig getadelt wird, Cervantes gehindert, ein Meisterwerk zu schaffen?

Aber diese Absichtlichkeit und Parteilichkeit des aristokratischen, lebensfreudigen, formstrengen Schülers Goethe's und der Franzosen hat ihn allerdings nie gehindert, in feiner eingehender Analyse zahlreiche glänzende Charakterbilder zu entwickeln, die originellen, ihm verwandten Naturen wie Carlyle oder Mérimée, Rahel oder Mme de Rémusat mit Sympathie, die steifen, selbstgerechten wie Guizot oder Gervinus, Metternich oder (nach seiner Vorstellung) Zola mit Antipathie (vgl. Homberger S. 204 f.), alle aber mit aufrichtigem Bedürfniß zu verstehen und verstehen zu lehren. Die unübersehbare Gemäldegalerie, die besonders die Renaissance, das 17. und den Anfang des 19. Jahrhunderts bei den vier großen Culturnationen fast vollständig in Typen und Persönlichkeiten vorführt, versetzt H. in die Reihe jener letzten geschichtlichen Polyhistoren, die noch einmal allen Reichthum des historischen Charaktervorraths zusammenfassen, wie Ranke und Droysen vom universalhistorischen, Burckhardt und Buckle vom culturhistorischen Standpunkt; man denke etwa an die ungeheure Mannigfaltigkeit der Vortragsthemata Burckhardt's! Doch herrscht bei H. eben immer doch eine gewisse Beschränkung durch jenen Hinblick auf die Culturnoth der Gegenwart: was dazu nichts zu sagen hat, interessirt ihn wenig. Gerade diese lebhaft anregende und oft anreizende Auffassung machte

ihn zum Meister des Essays. „In der Kunst des historischen Essays", urtheilt selbst Giesebrecht (S 225), „werden ihn wenige erreichen". Seine Anforderungen an den Stil entwickelt besonders der Aufsatz gegen Gervinus (2, 205 f.), an dessen maßloser Heftigkeit freilich wohl auch der Mensch H. Antheil hat: es erzürnte ihn, daß man seines Vaters Werk über der Geschichte der deutschen Nationallitteratur des so gründlich unphilosophischen Gervinus vergaß. Doch war dieser freilich so recht sein Antipode in engherzig politischer Befangenheit, Vergessen der Lebensfülle über magern „Gesetzen", Formlosigkeit, und Mangel an Ehrfurcht vor wahrer Größe.

Hillebrand's eigenem Urtheil war Augustin Thierry der größte Geschichtsschreiber (2, 215 u. o.; 5, 278). Er schätzte den Anteil der Kunst an der Geschichtsschreibung sehr hoch ein (2, 218 u. o.) und interessirte sich für die Darstellung mindestens so sehr wie für das Dargestellte. Spät rief ihn eine äußere Aufforderung (vgl. Giesebrecht S. 224) zu einem großen Werk: der „Geschichte Frankreichs von der Thronbesteigung Louis Philipps bis zum Falle Napoleons III." für die Heeren-Ukert'sche Sammlung. Nur zwei Bände (1830—48 umfassend) sind 1879 erschienen; fünf waren geplant (Bamberger S. 160) und für den dritten lag das Manuscript fast druckfertig vor (Homberger S. 191); das Vorwort ließ Villari in der Rivista storica abdrucken.

Ueber den dauernden geschichtlichen Werth des Werkes urtheilt einer unserer besten lebenden Kenner französischer Geschichte, Professor R. Sternfeld: „In der Vorrede entschuldigt sich der Verfasser, daß dieser 1. Band so umfangreich ausgefallen, obwol er nur bis 1837 gehe. Er motiviert dies, indem er die 40 Jahre von 1830—1870 mit einem großen Drama vergleicht und im 1. Acte die Erlaubniß beansprucht, wie in einer Exposition ausführlich die dramatis personas einzuführen. Grade deshalb vermißt man eine Einleitung, die in großem Zuge die Juli-Revolution und ihre Ursachen darlegen mußte: auf der ersten Seite ist Louis Philipp bereits König. Was man zweitens hier vermißt, eine Darstellung „der geistigen Bewegung der 30er Jahre", verspricht der Verfasser für den zweiten Band; und hier hat er in der That im ersten, fast 300 Seiten umfassenden Drittel ein großes Bild der geistigen Entwicklung Frankreichs bis 1848 gegeben. In diesen Capiteln — worin der Verfasser die Gesellschaft, die litterarische, religiöse, sociale, wirtschaftliche, legislative und administrative Bewegung nacheinander umrissen hat — zeigt sich H. in seinem vollen Können; hier kann er seine intime Bekanntschaft mit der französischen Geistesarbeit und seine langjährigen Erfahrungen vom gesellschaftlichen Leben verwerthen. Die andere Hälfte des 2. Bandes ist dann angefüllt durch die politische Geschichte von 1837—48; ziemlich kurz ist endlich die Darstellung der Februar-Revolution und die Schlußbetrachtung ausgefallen.

Was die Quellen zu der Darstellung der politischen Ereignisse anbetrifft, so hat H. seine Aufgabe sehr ernst genommen. Er hat nicht nur alles gedruckte Material benutzt und sorgfältig gesichtet, daß ihm nichts entgehe, sondern auch durch Heranziehung ungedruckter Archivalien, besonders aus den Archiven von Turin, Berlin, Karlsruhe, die Forschung bereichert. Sein litterarischer Geschmack bewahrt ihn in der Anwendung dieser Quellen davor, zu weitschweifig zu werden; so ist z. B. die Darstellung der „spanischen Heirathen" von 1846 ein Muster dafür, wie man eine Reihe höchst verworrener diplomatischer Intrigen auf Grund eines reichen Materials knapp und richtig auseinandersetzt.

Für die allgemeine historische Auffassung kam es H. sehr zu statten, daß er — sieben Jahre nach dem deutsch-französischen Kriege — die richtige Distanz gewonnen hatte; wie so mancher Achtundvierziger war er ein Verehrer Bismarck's

geworden und konnte so mit nüchternem Urtheil den Werth der Institution betrachten, die jener französischen Periode vor 1848 das Gepräge aufgedrückt hat: des Parlamentarismus und seines Verhältnisses zum Bürgerkönig, der herrschen, aber nicht regieren sollte. „Erkannte er die Schwächen und Unwahrheiten jener constitutionellen Doctrinen, besonders im napoleonisch-centralisirten Frankreich, so bewahrte ihn doch die Anerkennung und Zuneigung zu dem Lande, in dem er so lange gelebt hatte, vor dem entsprechenden Tadel, den so viele andere deutsche Kritiker jener Epoche zu theil werden ließen . . .“

Als lernender Laie möchte ich diesem sachkundigen Urtheil hinzufügen, daß H. mit seiner Darstellung mir nicht erreicht zu haben scheint, was er (2, 215) mit besonderem Nachdruck von dem Geschichtswerk fordert: daß sich dem Leser die großen Linien der Ereignisse für immer ins Gedächtniß prägen. Er bleibt auch als Historiker zu sehr Essayist und schafft freilich glänzende Portraits wie von Lafayette und Lamartine; aber die im liberal-conservativen Sinn geschriebene (oder, wie H. selbst es nennt, vom Standpunkt des „höheren Conservativismus“, Essays 5, 66 vgl. 342 aufgefaßte), Casimir Périer und noch mehr fast Martignac als unvergleichliche Staatsmänner feiernde Schilderung überrascht uns durch eine plötzliche Wendung, die eigentlich alles seit der Charte Geschehene als überflüssig oder schädlich ansieht. Auch schädigten den Verfasser zuweilen seine ästhetischen Idiosynkrasien. Geht es an, bei der Herzogin von Berry von der verzeihlichsten der Sünden zu sprechen, wenn eine Fürstin ihr Kind und die Ehre ihres Geschlechts einer Schäferstunde opfert? Und wenn man hier etwas mehr von der moralischen Entrüstungskraft Schlosser's gewünscht hätte, sieht man mit doppeltem Erstaunen der Presse und den Agitatoren gegenüber ein Maaß von Entrüstung aufgewandt, das der eleganteren Corruption der höheren Stände vielleicht mit größerem Recht zugemessen würde.

Hillebrand's großer Anspruch auf Unsterblichkeit werden die Essays bleiben, so schwer er auch selbst daran trug, daß seine „Geschichte Frankreichs“ Fragment blieb. 1881 brach der bis dahin kerngesunde Mann, überarbeitet, zusammen; erbliche Anlage scheint (Bamberger S. 168) mitgewirkt zu haben. „Er trug sein Leiden heiter und philosophisch, murrte nur gegen die Abhaltung von der Arbeit, die er aber nicht aufgab, bis ihn im letzten Sommer die Kräfte verließen.“ Todkrank kam er aus Baden Baden in seiner Häuslichkeit an und starb sanft am 18. October 1884. Die Feuerbestattung fand in Rom am 27. October statt; der berühmte Historiker Pasquale Villari, der H. auch männlich gegen Angriffe Rothan's und anderer (vgl. Homberger S. 183 Anmerkung) vertheidigte, brachte die Aschenurne nach Florenz (Notiz des „Berliner Tageblatts“ vom 26. October 1884). Die neue Heimathstadt stiftete an sein Haus eine schöne Inschrifttafel (bei Homberger S. 220 Anmerkung), in der sie ihn „bene merito del popolo italiano“ nannte. Aber der geistreiche Vermittler zwischen vier Culturnationen und zwei durch eine tiefe Kluft (Ketzerbriefe 2, 47) geschiedenen Generationen hat sich wohlverdient gemacht vor allem um das eigene Volk, dem er neben Herman Grimm die Kunst des Essays neu geschenkt hat und für dessen Zukunft jede Zeile seiner Schriften seit dem großen Kriege wirken wollte.

Außer der bereits im Text citirten Litteratur, besonders den Aufsätzen von Bamberger (Schriften 2, 137) und Homberger (Essays S. 180), vgl. A. v. Reumont, Charakterbilder aus d. neueren Geschichte Italiens, S. 267. — F. Dernburg, Nationalzeitung, März 1885: „Erinnerungen an K. Hillebrand“ I—IV. — W. v. Giesebrecht, Berichte der Kgl. Bayr. Akad. d. Wissensch., 28. März 1885, S. 220 f. — Mario Pratesi, Illustrazione Italiana, 16. März 1884, S. 310 f. — Persönliche Mittheilungen von H. Geh. Med.-Rath Weber

in Darmstadt und Frau Jessie Hillebrand. — Den Abdruck von Briefen verbot H. ausdrücklich; nur die Briefe an Schott (s. o.) und auf eine vom Großherzog von Weimar gewünschte Anstellung bezügliche Aeußerungen sowie zwei Briefe an H. v. Bülow (Br. 4, 357, 532) machten eine Ausnahme.

Richard M. Meyer.

Hillebrand: Wilhelm H. wurde in Paderborn geboren. Er studirte Medicin und Naturwissenschaften. Nachdem er promovirt und das medicinische Staatsexamen bestanden hatte, begab er sich 1844 nach Honolulu auf den Hawaii-Inseln. Hier erwarb er sich bald eine umfangreiche Praxis, benutzte aber seine freie Zeit, um sich seiner Lieblingswissenschaft, der Botanik, zu widmen. Er entdeckte zahlreiche neue Pflanzen, welche von Bentham, Hooker u. A. beschrieben wurden. Durch seine Entdeckungen und sorgfältigen Beobachtungen wurde unsere Kenntniß dieser merkwürdigen Flora wesentlich bereichert. Oliver nannte nach ihm eine Begoniazeen-Gattung, welche H. entdeckt hatte, „Hillebrandia“. Um die Bewohner der hawaiischen Inseln erwarb er sich nicht nur durch Einführung neuer Culturpflanzen, sondern auch durch Einrichtung von Wohlfahrtsanstalten große Verdienste. Veranlaßt durch seine geschwächte Gesundheit verließ er 1872 Honolulu und begab sich nach Madeira und Teneriffa. Auch hier sammelte er eifrig Pflanzen und entdeckte verschiedene neue Arten, namentlich aber arbeitete er an einer ausführlichen Flora der hawaiischen Inseln, wobei ihm seine umfassenden Sammlungen ausreichend Material boten. Er hat diese Arbeit zwar im Manuscript vollendet, doch war ihm die Veröffentlichung nicht vergönnt, da ihn der Tod vorher hinwegraffte. Er starb am 13. Juli 1886.

Botanische Zeitung v. 6. Aug. 1886. Heß.

Hiller: Ferdinand (von) H., ein hervorragender Componist, geboren am 24. October 1811 zu Frankfurt a. M., † am 10. Mai 1885 zu Köln, Sohn eines jüdischen Kaufmanns, erhielt er eine sorgsame wissenschaftliche Erziehung nebst Unterricht in der Musik. Letztere wurde ihm durch Aloys Schmitt und Vollweiler erteilt. Schon mit zehn Jahren begann er zu componieren, sowie als Clavierspieler Bedeutendes zu leisten, so daß alle Sorgfalt auf seine musikalische Ausbildung gelegt wurde. Im J. 1825 brachte ihn der Vater zu Hummel in Weimar, wo er sich zum Virtuosen ausbildete und Hummel's Compositionen zur Aufführung brachte. 1827 begleitete er seinen Lehrer nach Wien, trat daselbst als Pianist auf und gab bei Haslinger sein Opus 1, ein Clavierquartett heraus. Von hier kehrte er ins Elternhaus zurück, trat öfter öffentlich auf, wurde Begleiter am Clavier im Schelble'schen Gesangvereine und benützte zugleich die Gelegenheit, seine Gesangscompositionen singen zu lassen. 1829 begab er sich nach Paris, wurde Lehrer der Theorie im Choron'schen Musikinstitut, trat als Virtuose auf, verband sich 1835 mit dem Violinisten Baillot und gab mit demselben eine Reihe Kammermusikconcerte, brachte im Conservatorium eine Sinfonie zu Gehör und erregte in jeder Hinsicht in Paris Aufsehen. In diese Zeit fallen die Compositionen von opus 5: ein Clavierconcert, und opus 15: 24 Etüden für Pianoforte. 1836 kehrte er nach Frankfurt a. M. zurück und leitete in Vertretung des erkrankten Schelble den Cäcilienverein, ging im folgenden Jahre nach Italien und brachte seine Oper „Romilda“ auf die Bühne, die aber total Fiasko machte, dagegen wurde er durch die Leipziger Aufführung seines Oratoriums „Die Zerstörung Jerusalems“ glänzend entschädigt, welches sowol dort wie in anderen Städten Deutschlands mit stets gutem Erfolge zur Aufführung gelangte. In den Jahren 1839/40 lebte er in Leipzig, ging 1841 abermals nach Italien, besuchte Rom und lernte durch den Capellmeister Baini die alten italienischen

Gesangswerke eines Palestrina, Lotti, Caldara u. A. kennen und vertiefte sich in ihre wundervollen Meisterwerke. 1842 lebte er wieder in Deutschland, vertrat 1843/44 den in Berlin weilenden Mendelssohn als Dirigent der Gewandhausconcerte, veranstaltete darauf in Dresden Abonnementsconcerte, brachte seine Oper „Conradin" auf die dortige Bühne, die aber ebenso durchfiel wie in Mailand die Romilda. 1847—1849 leitete er in Düsseldorf die Orchesterconcerte und in letzterem Jahre erhielt er von Köln den Antrag städtischer Capellmeister zu werden und die Errichtung sowie die Direction eines zu gründenden Conservatoriums zu übernehmen. 1850 trat er die vielfach verantwortliche Stellung an und behielt sie bis zum Jahre 1884, in dem er am 1. October pensionirt wurde. In den 60er Jahren traten arge Zerwürfnisse ein. Man warf ihm vor, daß er seine Pflichten vernachlässige, nicht genügend Proben mit dem Orchester abhalte und sich um das Conservatorium zu wenig kümmere, sondern Monate lang sich auf Reisen befinde, theils als Virtuose auftrete, theils seine Werke in anderen Städten aufführe, und man drohte ihm mit Entlassung, wenn er nicht bindende Versprechungen gäbe. Ehe er sich weiter band, kam er nach Berlin, gab ein Concert, wurde bei Hofe empfangen und hoffte auf eine einträgliche Stellung; da sie aber ausblieb, gab er in Köln nach und verpflichtete sich von neuem.

Hiller's musikalische Begabung war keine gewöhnliche, er besaß eine ergiebige Erfindungskraft, hatte tüchtige Studien gemacht, doch fehlte ihm die so nothwendige Selbstkritik, so daß sich in seinen Compositionen neben Bedeutendem viele Gemeinplätze finden, die zum Schaden des Werkes sich breit machen. An diesem Mangel der Selbstkritik, die unsere Altmeister in so hohem Grade besaßen, gehen die meisten Genies unter. So lange sie ihren persönlichen Einfluß geltend machen können, der oft recht bedeutend ist, werden ihre Werke gespielt, gesungen und aufgeführt, sobald er aber durch ihren Tod aufhört, verschwinden ihre Werke in kurzer Zeit und Niemand frägt mehr nach ihnen, kaum daß sich ein oder das andere Werk auf Staatsbibliotheken rettet. H. war auch ein gewandter Feuilletonist, und zahlreich finden sich seine Artikel in Zeitschriften und in eigenen Schriften, doch ergeht es ihnen wie seinen Compositionen, sie sind für den Augenblick geschrieben und verschwinden mit ihm. Von seinen Compositionen erschien schon in den 20er Jahren opus 1: ein Quartett für Pianoforte, Violine, Viola und Violoncell in Wien, dem sich in schneller Folge Trios und Streichquartette anschlossen, also sämmtlich Werke der classischen Form. Diesen folgten Concerte für Pianoforte, kleinere Stücke, Etudenwerke, zahlreiche Lieder für eine und mehrere Stimmen. Im J. 1886 erschienen als nachgelassene Werke opus 206: 3 Stücke für Violine und Pianoforte, und opus 207: ein Trio für Violine, Viola und Violoncell in Leipzig. Von seinen Schriften in Buchform sind zu nennen: „Uebungen zum Studium der Harmonie und des Contrabasses", 2., veränderte Aufl., Köln 1860, gr. 8°, 3 u. 145 S. Das Lehrbuch zeigte sich so brauchbar, daß es bis 1897 in 16 Auflagen erschien; „Die Musik und das Publikum", Vortrag, ebd. 1864, gr. 8°, 34 S.; „Aus dem Tonleben unserer Zeit. Gelegentliches", 2 Theile, Leipzig 1868, 8°, 9 u. 602 S. Neue Folge, mit Hiller's Porträt, Leipzig 1871, 8°, 9 u. 189 S.; „Ludwig van Beethoven. Gelegentliche Aufsätze", Leipzig 1871, gr. 8°, 5 u. 112 S.; „Felix Mendelssohn-Bartholdy. Briefe und Erinnerungen", Köln 1873, 8°; „Briefe von M. Hauptmann an Spohr und andere Komponisten", 1876; „Musikalisches und Persönliches", Leipzig 1876, 8°; „Briefe an eine Ungenannte", Köln 1877, 8°; „Künstlerleben", ebd. 1880, 8°; „Wie hören wir Musik?", Leipzig 1880, 12°; „Goethe's musikalisches Leben", Köln 1882, 8°; „Erinnerungsblätter", ebd. 1884, 8°.

Biographien in Mendel-Reißmann's Lexikon, in der Rhein. Musikztg. 3, 929; in der Bock'schen Musikztg. 1885, S. 116; Klavierlehrer von Breslauer 1885, S. 111; Hallelujah, Musikztg. 1885, Nr. 19, z. Erinnerung. Eine Beurtheilung in Bagge's Dtsch. Musikztg. Wien 1861, S. 193, 201.

Rob. Eitner.

Hiltalinger: Johannes H., Bischof von Lombès, † 1392. — Johannes Hiltalinger (auch Johannes von Hiltelingen, Johannes von Basel, Johannes Angelus genannt) war im zweiten Jahrzehnt des 14. Jahrhunderts zu Basel geboren. Er trat in den Augustinerorden, zu dessen hervorragendsten Gliedern er in der Folge zählte, studirte zu Paris und erwarb dort 1371 den theologischen Magistergrad. Wie er der Vertraute und Rathgeber des Ordensgenerals Thomas von Straßburg († 1357) gewesen war, so wurde ihm von seinem Ordensbruder Jordan von Sachsen († 1380) dessen Werk „Vitae fratrum ordinis s. Augustini“ gewidmet. Längere Zeit war er Lector des Straßburger Augustinerklosters, 1371—77 und wiederholt 1379 Provincial der rheinisch-schwäbischen Ordensprovinz, dazwischen Generalprocurator seines Ordens. Bei Ausbruch der großen Kirchentrennung trat H. sofort auf die Seite des Gegenpapstes Clemens VII., dessen Dienst er sich bis zu seinem Tode mit hingebender Treue widmete. Am 18. September 1379 übertrug ihm Clemens VII. nach Absetzung des bisherigen Augustinergenerals das Regiment des Augustinerordens, der alsdann auf dem Generalcapitel des Jahres 1381 H. zum Ordensgeneral erwählte. Bis zum Jahre 1389 hat H. dieses Amt bekleidet, daneben aber bedeutsame Verwendung im diplomatischen Dienste der Curie gefunden. So treffen wir ihn im J. 1381 in Südwestfrankreich, 1384 als Gesandten an den englischen Hof und an die niederländischen Prälaten und gleichzeitig beauftragt, als Prediger den Urbanisten in der Provinz Rheims, das heißt wol in den flandrischen Bisthümern Doornik und Terwaan, entgegenzutreten. Als nach dem Tode Herzog Leopold's III. in der Schlacht bei Sempach (1386) der Verlust der bisher der Obedienz von Avignon zugehörenden vorderösterreichischen Gebiete zu befürchten stand, wurde H. von Clemens VII. entsandt, um an den zwischen Herzog Albrecht III. von Oesterreich und Philipp dem Kühnen von Burgund geführten Verhandlungen theilzunehmen, die zur Vermählung des jugendlichen Herzogs Leopold's IV. von Oesterreich mit Katharina von Burgund führten (Sept. 1387). Wenn Leopold IV. in der Folge der Obedienz von Avignon die weitgehendste Duldung in seinem Lande gewährte, so hat man wol nicht mit Unrecht diese Haltung auf Hiltalinger's Einfluß zurückgeführt. Auch zwischen den Herzogen von Burgund und Lothringen, heißt es, habe H. Frieden gestiftet. Als 1388 für den österreichischen, zur Obedienz Clemens' IV. haltenden Theil der Konstanzer Diöcese ein besonderes Kirchenregiment errichtet wurde, finden wir H. daselbst als päpstlichen Vertrauensmann wiederholt in leitender Stellung. Am 10. März 1389 zum Bischof von Lombès (westlich von Toulouse) ernannt, ist H. auch in dieser Stellung fortgesetzt mit diplomatischen Aufträgen bedacht worden. Im J. 1390 wurde er nach Spanien entsandt; im gleichen Jahre ist er für den Anschluß der Straßburger Diöcese an Avignon mit Erfolg thätig gewesen, zu Ende des Jahres 1391 wird er mit der Entscheidung in der Ehescheidungsangelegenheit des Markgrafen Bernhard I. von Baden beauftragt, im Mai 1392 führt er Verhandlungen über die Aussöhnung Berns mit der Curie von Avignon. Im gleichen Jahre ist H. hochbetagt in Freiburg im Breisgau gestorben. Von seinen Schriften werden genannt: „Scriptum in quatuor sententiarum libros; sermonum diversorum volumen; orationes et colla-

tiones plures ad clerum, sed et multae coram papa et collegio cardinalium dictae".

M. Fr. A. Höhn, Chronologia provinciae Rheno-Suevicae ordinis f. eremitarum s. p. Augustini (Würzburg 1744), S. 65 ff. — H. Haupt, Johannes Malkau, in Zeitschr. f. Kirchengesch. VI, 334 ff., 385; — derselbe, Das Schisma des ausgehenden 14. Jahrhunderts in seiner Einwirkung auf die oberrheinischen Landschaften, in Zeitschr. f. d. Gesch. d. Oberrheins, N. F. V, 291, 296, 318 f.; N. F. VI, 212, 231. — C. Eubel, Die Provisiones praelatorum während des großen Schismas, in der Römischen Quartalschr. f. christl. Alterthumsk. u. Kirchengesch. Bd. VII (1893), S. 412 und Bd. VIII (1894), S. 261 f.; — derselbe, Die Avignonesische Obedienz der Mendikanten-Orden (Paderborn 1900), S. XII und Nr. 57—59, 64, 96, 159 f., 166, 321, 342, 357, 435, 559, 579, 613. — N. Valois, La France et le grand schisme T. II (1896), S. 287, 293, 305—307, 367. — Denifle-Chatelain, Chartularium universitatis Parisiensis T. II (1891), S. 684 und T. III (1894), S. 302, 319, 395, 411 ff. — Die Angaben der älteren bibliographischen Werke über Hiltalinger sind zum Theil höchst irreführend. Noch H. Hurter, Nomenclator liter. recent. theologiae cathol. T. IV (1899), S. 555, 609 macht aus H. zwei verschiedene Persönlichkeiten.

Herman Haupt.

Himpel: Felix H., katholischer Theologe, geboren am 28. Februar 1821 zu Ravensburg, † am 18. Februar 1890 zu Tübingen. Er studierte in Tübingen, wurde am 4. September 1845 zum Priester geweiht, 6. August 1847 Präceptorats-Verweser in Rottenburg, 12. Mai 1849 Gymnasial-Professor und Vorstand des Convicts in Ehingen, 8. September 1857 ordentlicher Professor der alttestamentlichen Exegese und der orientalischen Sprachen an der Universität Tübingen. In der für den katholischen alttestamentlichen Exegeten herkömmlichen Weise vertrat er hier neben seinem Hauptfache insbesondere das Armenische. Im Studienjahre 1871/72 war er Rector der Universität. — Himpel's früheste Schriften sind die Gymnasialprogramme: „Geschichte, Entwicklungsformen, Ursprung und Bedeutung der Sigfritssage" (Ehingen 1851); „Die Unsterblichkeitslehre des alten Testaments" (Ehingen 1857). Als Tübinger Professor legte er, ohne zur Ausarbeitung eines größeren Werkes zu kommen, die Früchte seiner Studien größtentheils in der Tübinger Theologischen Quartalschrift nieder, aus welcher die Arbeiten zu nennen sind: „Politische und religiöse Zustände des Judenthums in den letzten Jahrhunderten vor Christus" (Jahrgang 1858, S. 63—85); „Die Messianischen Weissagungen im Pentateuch" (1859, S. 195—256; 1860, S. 41—116, 654—681); „Selbstständigkeit, Einheit und Glaubwürdigkeit des Buches Josua" (1864, S. 385—448; 1865, S. 227—307); „Ueber angebliche makkabäische Psalmen" (1870, S. 407—473); „Erklärung der Inschrift des Moabitischen Königs Mesa aus dem 9. Jahrh. v. Chr. Ihr Ertrag für die politische und Religionsgeschichte Israels" (1870, S. 584—661); „Ueber Wesen des Mosaismus und Bedeutung desselben für die frühere Zeit der Geschichte Israels" (1873, S. 286—324); „Ueber Widersprüche und verschiedene Quellenschriften der Bücher Samuels" (1874, S. 71—126; 237—281); „Ursprung und älteste Wohnsitze der Hebräer und ihnen verwandten Völker. Mythischer oder historischer Charakter der Anfänge ihrer Geschichte in den Patriarchen?" (1875, S. 539—577); „Einiges über die wissenschaftliche Bedeutung und theologisch kirchliche Stellung des sel. Professors Dr. Aberle" (1876, S. 177—228); „Ueber Jesaia c. 40—66" (1878, S. 294—334; 463—527); „Das Fragment der Apologie des Aristides und eine Abhandlung über Luc. 23, 42. 43. Aus dem Armenischen übersetzt

und erläutert“ (1880, S. 109—127); „Der abstrakte Einheitsbegriff Gottes und der Heiligencult im Islam“ (1882, S. 86—113, 206—244); „Der geschichtliche Abschnitt Jes. c. 36—39. Erläuterungen desselben durch assyrische Keilinschriften“ (1883, S. 582—653); dazu zahlreiche, zum Theil sehr umfangreiche Recensionen. In dem Archiv für wissenschaftliche Erforschung des Alten Testaments von Ad. Merx erschien: „Bemerkungen über die Bedeutung der Stele des Mesa für die Geschichte der hebräischen Sprache und Schrift“ (Bd. II, Heft 1, 1871, S. 96—104). Werthvoll sind auch seine zum Theil sehr umfangreichen Beiträge zu den sieben ersten Bänden der 2. Auflage des Kirchen-Lexikons von Wetzer und Welte, insbesondere aus den Gebieten der biblischen Alterthumskunde, der nicht-christlichen Religionsgeschichte und der armenischen Litteratur, unter denen erwähnt seien: „Armenische Sprache, Schrift und Litteratur“ (I, 1344—1353); „Brahmanismus“ (II, 1180—1192); „Buddhismus“ (II, 1403—1433); „Chronologie, biblische“ (III, 309—335); „Fetischismus“ (IV, 1448—1464); „Götzendienst“ (V, 816—831); „Hebräische Sprache“ (V, 1552—1559); „Jüdische Philosophie des Mittelalters“ (VI, 1978—1986).

Keppler, Zur Erinnerung an Felix von Himpel; Theol. Quartalschrift 1890, S. 531—559. — Neher, Personal-Katalog der Geistlichen des Bisthums Rottenburg (3. Aufl., Schw. Gmünd 1894), S. 97 f.

Lauchert.

Hinrichs: Johann Conrad H., Buchhändler, aus Harburg a/E. gebürtig, † am 8. September 1813. H. trat am 1. Juli 1796 in die seit 1. August 1791 von August Lebrecht Reinicke geführte Buchhandlung als Gesellschafter ein, die unter der Firma Reinicke & Hinrichs bis zum 1. Juni 1801 bestand. Zu dieser Zeit übernahm H. das Geschäft für eigene Rechnung unter seinem Namen, seine Wittwe Christiane Wilhelmine H. geb. Reinicke führte es nach seinem Tode fort, zunächst mit J. G. Herold (später in Fa. Herold’sche Buchhandlung in Hamburg), dann, seit 1816, mit ihrem Neffen Christian Friedrich Adolf Rost, der am 1. August 1819 Theilhaber der Firma wurde, die seitdem „J. C. Hinrichs’sche Buchhandlung“ lautet. Adolf Rost wurde 1840 alleiniger Besitzer, am 1. Januar 1850 nahm er seinen einzigen Sohn Hermann Rost als Theilhaber auf, wurde aber schon am 3. September 1856 dem Leben entrissen. Hermann Rost (geb. 1822), von 1857 bis 1868 von Adolf Refelshöfer in der Führung des Sortimentsgeschäfts unterstützt, später von Gustav Herre, nahm am 1. Januar 1887 seinen zweiten Sohn, Adolf Rost, seit 1891 den dritten, David Rost, als Mitbesitzer auf. Hermann Rost starb am 24. Mai 1896.

Die J. C. Hinrichs’sche Buchhandlung ist eine der wenigen alten, größeren Firmen, die neben dem Verlag noch ein umfangreiches, allgemeines Sortiment betreiben. Den Grundstock ihrer Publicationen bilden die bibliographischen, 1798 mit dem „Verzeichniß neuer Bücher, die seit Michaelis 1797 bis Juli 1798 wirklich erschienen sind“, begonnen. Diesem für den Buchhandel und die Gelehrtenwelt unentbehrlichen Halbjahrskatalog schlossen sich an seit 1842 die „Allgemeine wöchentliche Bibliographie“, seit 1846 der „Vierteljahrskatalog aller neuen Erscheinungen“ ꝛc., seit 1849 der „Weihnachtskatalog“, seit 1861 (bez. 1850) der fünfjährige Bücherkatalog, seit 1866 die „Wissenschaftliche Uebersicht bedeutender Erscheinungen“, seit 1871 das von A. Büchting begründete „Repertorium über die nach den halbjährlichen Verzeichnissen erschienenen Bücher, Landkarten“ ꝛc. Schon in den ersten Jahren unternahm die Firma die Herausgabe vieler Reisewerke, denen Karten beigegeben wurden, so auch einer großen Karte

von ganz Deutschland in 30 Blatt. Hieraus entwickelte sich der „Neue Atlas der ganzen Erde für die Gebildeten aller Stände“, welcher 1814 in erster, 1879 in 35. Auflage erschien. Hieran schloß sich 1808 C. G. D. Stein's „Handbuch der Geographie und Statistik“, 1872 in 7. Auflage und 11 Abtheilungen vollendet. Bald war die Firma auch auf den Gebieten strenger Wissenschaft thätig, in Jurisprudenz, Staatswissenschaften, Geschichte sind die Werke von Dirksen, Hänel, Haubold, v. Langenn, Pölitz u. A. noch heute nicht vergessen. Hermann Rost begründete vor allem die Disciplinen, die die Firma neben der Bibliographie jetzt fast ausschließlich pflegt: Theologie und Orientalia, speciell: Erforschung der ersten christlichen Jahrhunderte, Aegyptologie und Assyriologie. Insbesondere sind zu nennen: die Realencyklopädie für protestantische Theologie und Kirche (3. Aufl. seit 1896, mit ca. 350 Mitarbeitern), die Texte und Untersuchungen zur Geschichte der altchristlichen Litteratur (seit 1882, mit etwa 130 Einzelarbeiten), die Griechischen Christlichen Schriftsteller der ersten 3 Jahrhunderte (seit 1896, auf 50 Bände in gr. 8° berechnet), die Theologische Litteraturzeitung (seit 1876), P. Haupt's internationales Bibelwerk (die sog. Regenbogenbibel, seit 1893), Zeitschrift für ägyptische Sprache und Alterthumskunde (seit 1863), Untersuchungen zur altägyptischen Geschichte (seit 1896), die Assyriologische Bibliothek (seit 1881), die Beiträge zur Assyriologie (seit 1889), die Veröffentlichungen der Deutschen Orient-Gesellschaft (seit 1900), der Alte Orient (seit 1899). Dazu eine stattliche Zahl von Einzelwerken.

Verlagskataloge von 1799, 1803, 1828, 1845, 1864, 1874, 1905. — Zur Erinnerung an den 1. August 1891. — Vorwort zum Halbjahrskatalog 1898, I. K. Fr. Pfau.

Hinschius: Paul H., Rechtsgelehrter, wurde geboren in Berlin am 25. December 1835. Sein Vater, der spätere Geheime Justizrath Franz Sales August Hinschius († am 4. December 1877) war Rechtsanwalt und Notar und gehörte als solcher zu den hervorragendsten Praktikern des preußischen Rechts. Er besaß aber auch wissenschaftliche Interessen, die er später, zusammen mit dem Sohn, durch die Herausgabe der preußischen Anwaltszeitung (1862 bis 1866) und der Zeitschrift für Gesetzgebung und Rechtspflege in Preußen (1867 und 1868) bethätigte; die Berliner Juristenfacultät hat ihn deshalb zu ihrem Ehrendoctor ernannt. In beiden Eigenschaften wirkte Franz H. auf den Sohn ein, der vom Vater nicht bloß die glänzende juristische Begabung, sondern auch eine selten tüchtige praktische Schulung empfing, doch so, daß zugleich die vorwiegend wissenschaftlichen Neigungen des Sohnes durch den Vater die verständnißvollste Förderung erfuhren, der unter anderem die Kosten mehrjähriger großer Reisen für wissenschaftliche Zwecke bestritt.

Seine Schulbildung empfing Paul H. auf dem Gymnasium zum Grauen Kloster in Berlin; erst 16¼ Jahr alt ging er, nachdem er als einer der besten die Reifeprüfung bestanden hatte, Ostern 1852 ab, um an der Universität Rechtswissenschaft zu studiren. Zwei Sommersemester (1853 und 1854) brachte er in Heidelberg zu, die übrigen in Berlin. Hier löste er während seiner Studienzeit eine römisch-rechtliche Preisaufgabe über die Berechnung der falcidischen Quart bei doppelten Testamenten. Der Romanist Friedrich Ludwig Keller hatte es eben auch ihm angethan; zeitlebens sprach er gleich manchen Andern von Keller's juristischer Schärfe und Eleganz sowie von dem Eindruck seiner Vorlesungen und Uebungen nur mit aufrichtiger Bewunderung. Aber entscheidenden Einfluß auf die Richtung von Hinschius' Studien gewann nicht dieser, sondern ein anderer Berliner Rechtslehrer, nämlich Aemilius Ludwig Richter. H. hat nach dessen Tod im Jahrgang 1864 der Zeitschrift für

Rechtsgeschichte IV, S. 351 ff. die wissenschaftliche Bedeutung dieses Gelehrten vortrefflich charakterisirt und gezeigt, daß und weshalb der Aufschwung, den das Kirchenrecht seit den vierziger Jahren des 19. Jahrhunderts nahm, trotz der vorbereitenden Thätigkeit Eichhorn's und Walter's wesentlich Richter's Werk war; höchstens das wäre dazu etwa noch nachzutragen, daß auch die Zeitereignisse (Kölner Wirren!) viel dazu beitrugen, das lange vernachlässigte Kirchenrecht wieder in den Vordergrund des wissenschaftlichen Interesses zu rücken. H. hat aber vor allem in schönen, warmen Worten ausgeführt, worauf der große Lehrerfolg Richter's beruhte, der wie kein Anderer seither, und wie Wenige vor ihm auf dem Gebiete des Kirchenrechts Schule machte. Er hat bekannt, mit welch' unwiderstehlicher Gewalt die Persönlichkeit des Lehrers, sein irenischer und gerechter, einfach frommer, kirchlich gerichteter und dabei doch durch und durch staatstreuer und vom wärmsten wissenschaftlichen Eifer getragener Sinn und nicht zuletzt die angeborene Liebenswürdigkeit die Schüler anzog, an deren geistiger Entwickelung Richter regen Antheil nahm, bald durch wohlwollende Berichtigung, bald durch liebevolle Belehrung, bald durch freundliche Aufmunterung und ermuthigenden Beifall. Und er rühmt dem Lehrer ganz besonders die namentlich in kanonistischen Uebungen bethätigte Fähigkeit nach, „die Blicke seiner Zuhörer, sobald die ersten Schwierigkeiten geebnet und die nothwendigsten Fundamentalkenntnisse erworben waren, auf selbständig zu bearbeitende leichtere Themata hinzulenken, um ihnen durch die Freude an dem ersten, eigenen geistigen Schaffen neuen Mut und neuen Eifer einzuflößen." So erwarb sich denn auch Paul H. durch eine von Richter sehr günstig beurtheilte Dissertation: De jure patronatus regio kaum neunzehnjährig am 10. Februar 1855 magna cum laude zu Berlin die Würde eines Doctors beider Rechte.

Dann wandte er sich, der altbewährten Uebung folgend, zunächst der Praxis zu, um in ihr als Auscultator (März 1855), Referendar (1. December 1856) und Gerichtsassessor (1. December 1859) bis zu seiner Beurlaubung am 1. Februar 1860 thätig zu sein. Auch später noch hat er gerne praktisch gearbeitet, nicht nur, wie wir noch sehen werden, im Spruchcollegium der Facultät und in der Verwaltung der Universität, sondern auch als stellvertretender Vorsitzender des litterarischen und Mitglied des gewerblichen Sachverständigenvereins und als vielbegehrter Gutachter für das preußische Cultusministerium, für andere deutsche Regierungen, für deutsche Bischöfe und — in Patronatssachen — auch für Private. Es wird berichtet, er habe sich noch in späterer Zeit einmal mit dem Gedanken getragen, den Lehrstuhl mit dem Sitz in einem höchsten Gerichtshof zu vertauschen, und ohne Zweifel würde er dank seinem eminent praktischen Sinn, seiner souveränen Beherrschung des praktischen Apparats, dem raschen und sicheren Blick für das im Einzellfall Entscheidende sowie vermöge seiner Unabhängigkeit und Arbeitskraft eine Zierde des Richterstandes geworden sein. Die Kirchenrechtswissenschaft freilich, unter deren auch damals nicht allzu zahlreichen Jüngern es seinesgleichen nicht mehr gab, kann von Glück sagen, daß er sich entschloß, der Lehr- und Forschungsthätigkeit treu zu bleiben.

Am 10. December 1859 nämlich hatte er sich mit einer Schrift „Beiträge zur Lehre von der Eidesdelation mit besonderer Rücksicht auf das kanonische Recht", die 1860 im Drucke erschien, für Kirchenrecht und Civilproceß an der Berliner Universität habilitirt. Auch Richter vertrat die seither selten gewordene Verbindung dieser beiden Fächer, ohne freilich im Gebiet des zweiten je litterarisch thätig zu werden. Außer diesem Vorbild mag die voraufgegangene Praxis und der Einfluß des Vaters mitgewirkt haben, die ihn nachmals auch

das preußische Civilrecht in seinen Arbeitsbereich ziehen ließen, indeß er deutsche Rechtsgeschichte, Handelsrecht und zuletzt auch Familienrecht des Bürgerlichen Gesetzbuchs weniger aus innerem Beruf vortrug, als weil es, wenigstens zeitweise, sein Lehrauftrag ihm auferlegte.

Denn seine Beförderung ließ nicht lange auf sich warten, vielmehr war ihm eine rasche und glänzende Laufbahn beschieden. Schon am 18. April 1863 wurde er mit Wirkung vom 1. October desselben Jahres zum außerordentlichen Professor für Kirchenrecht, deutsches Recht und Civilproceß an die Universität Halle berufen. Dann kam er am 15. Juni 1865 in gleicher Eigenschaft nach Berlin. Aber bereits am 29. Juni 1868 wurde er zum Wintersemester als ordentlicher Professor für preußisches Civilrecht und Handelsrecht an die Universität Kiel befördert. Von da sollte er, nachdem er schon einen ehrenvollen Ruf nach Freiburg i. Br. abgelehnt hatte, als Ordinarius an die neue Straßburger Universität gehen, für die er bereits verpflichtet war. Da holte der Cultusminister Falk, der durch den ersten Band des großen Kirchenrechtshandbuchs und namentlich durch zwei Schriften gegen das Vaticanum („Die Stellungen der deutschen Staatsregierungen gegenüber den Beschlüssen des vatikanischen Conzils“, Berlin 1871 und „Die päpstliche Unfehlbarkeit und das vatikanische Conzil“, Vortrag, Kiel 1871) auf den Gelehrten aufmerksam geworden war, H. unterm 27. März 1872 als ordentlichen Professor wieder an die Universität Berlin. Dort hat er dann 53 Semester, bis zum Schluß des Sommers 1898, gewirkt, sodaß er im ganzen nur 8½ Jahre seines Lebens außerhalb seiner Vaterstadt zugebracht hat; aus Preußen ist er, außer auf nicht sehr zahlreichen Reisen, überhaupt nicht herausgekommen.

In seinen Universitätsstellungen war H. auch als Mitglied der bei den Juristenfacultäten damals noch bestehenden Spruchcollegien thätig, in Halle vom 9. November 1863 ab als außerordentliches, in Kiel und Berlin als ordentliches; besonders zu Anfang wurde er durch die Abfassung von Urtheilsentwürfen stark in Anspruch genommen. Sehr gesucht war der vielgewandte, nie ermüdende Mann für die Besorgung der Verwaltungsgeschäfte, die das Leben unserer Universitäten in wachsender Zahl mit sich bringt. Mehrmals bekleidete er das Dekanat, und für das Jahr 1889/90 berief ihn das Vertrauen seiner Collegen zum Rectorat der größten deutschen Hochschule; in seiner Eigenschaft als Rector der Berliner Universität sprach er am 15. October 1889 über Svarez, den Schöpfer des preußischen Landrechts (auch in den Preuß. Jahrb. LXV 1889, S. 289 ff.), nicht ohne Bezug zu nehmen auf den ein Jahr zuvor veröffentlichten ersten Entwurf zu einem Bürgerlichen Gesetzbuch, an dem auch er scharfe Kritik übte (das Personenrecht der Ehegatten im Entwurf eines B. G. B. für das Deutsche Reich im Archiv für civilist. Praxis LXXIV 1889, S. 55 ff.), und für den er sehnlichst einen zweiten Svarez zu gründlicher Umgestaltung herbeiwünschte. Aber auch den Universitätsrichter vertrat und im Senat saß er lange Jahre; dazu war er Vorsitzender der Professoren-Wittwen- und Waisencasse und gehörte dem Vorstand der von ihm und unter seinem Rectorat begründeten Hilfscasse zum Besten der Hinterbliebenen der Docenten und Beamten der Berliner Universität mit an. In all diesen Stellungen bekundete er seine werkthätige Collegialität und das lebhafteste Interesse an Ansehen, Wohl und Gedeihen wie der Berliner Universität, so überhaupt des deutschen Hochschulwesens. Schon das hätte ihn, als er anläßlich einiger viel umstrittener Einzelfälle im Jahre 1896 ein Rechtsgutachten abgab betreffend „die Disciplin über die Privatdocenten an den preußischen Universitäten“, das in manchen Universitätskreisen Anstoß erregte, wenigstens vor persönlicher Mißdeutung und Anzweifelung des guten Glaubens schützen

sollen; man konnte über die Schlüssigkeit seiner Ausführungen verschiedener Ansicht sein, durfte es ihm aber unter keinen Umständen verübeln, wenn er, wie immer, dem, was er als positives Recht erkannt zu haben glaubte, unbedingt sich unterordnete und, ohne Rücksicht auf Beifall oder Tadel, freimüthigen Ausdruck gab. Uebrigens hat die Berliner theologische Facultät, als sie ihn am 16. Februar 1897 anläßlich der Melanchthonfeier honoris causa zum Doctor der Theologie promovirte, es ausdrücklich ausgesprochen, daß diese Ehrung nicht blos dem erfolgreichsten Erforscher des Kirchenrechts, dem berühmten Schriftsteller und gefeierten Lehrer gelte, sondern auch dem Collegen, der um das Wohl der Berliner Universität während langer Jahre große Verdienste sich erworben hatte.

Ueberhaupt fehlte es H. an äußerer Anerkennung nicht. Von amtlichen Auszeichnungen sei nur die unterm 13. Februar 1884 erfolgte Verleihung des Charakters als Geheimer Justizrath erwähnt. Auch Doctor der Universität Bologna wurde er, als er 1888 die Berliner Universität bei der Jubelfeier dieser einstigen Pflanzstätte der Rechtswissenschaft vertrat.

Die Geschicke seines preußischen und des deutschen Vaterlandes hat H. mit beeinflußt, als er in den Jahren 1872—1876 unter Falk an den Entwürfen der kirchenpolitischen Gesetze mit arbeitete. „An der technischen und stofflichen Ausarbeitung der Maigesetze von 1873 und des Personenstandgesetzes von 1875 hatte er hervorragenden Antheil“ (Seckel). Im einzelnen würde es sich natürlich erst an der Hand der Acten feststellen lassen, wie weit seine Mitarbeit ging, sowie ob und in welchen Punkten er gesetzgeberische Maßnahmen auch angeregt hat. Die technische Durcharbeitung der Gesetze war allerdings vorzüglich; man begreift es, daß H. angesichts der Abänderungsgesetze der achtziger Jahre die Vernachlässigung dieser Seite der Arbeit scharf rügte. Ja, es muß wohl geurtheilt werden, daß gerade in juristischer Folgerichtigkeit des Guten zu viel gethan wurde im Kampf gegen eine Weltanschauung, deren Grundlagen doch nur zum Theil auf politisch-rechtlichem Gebiete ruhen; man wurde infolge dessen weiter getrieben, als man wohl ursprünglich zu gehen dachte, und griff zu Mitteln, die Bismarck in seinen „Gedanken und Erinnerungen“ scharf, aber nicht ganz ohne Unrecht als „juristischen Fangapparat für widerstrebende Priester“ gebrandmarkt hat, freilich ohne vor dem Forum der Geschichte seine Mitverantwortlichkeit mit Erfolg ablehnen zu können. Verfehlt waren aber vor allem die Voraussetzungen, von denen man ausging. Und in dieser Beziehung theilte H. aus vollster Ueberzeugung die Anschauungen der Culturkämpfer, wenn auch seine von niemanden übertroffene Vertrautheit mit dem katholischen Kirchenrecht und sein nie mit Bewußtsein hintangesetzter Gerechtigkeitssinn ihn vor dem blinden Eifer und manchen Ausschreitungen Anderer bewahrten. Zwar wenn er praktisch und, in seiner 1883 (bei Marquardsen, Handbuch des öffentlichen Rechts der Gegenwart I, S. 187 ff.) erschienenen, 1892 ins Italienische übersetzten „Allgemeinen Darstellung der Verhältnisse von Staat und Kirche“, auch theoretisch den Standpunkt der staatlichen Kirchenhoheit vertrat und demgemäß die Sonderung des kirchlichen Gebiets von dem der staatlichen Aufgaben forderte, dem Staat aber die Grenzziehung und, im Interesse der Friedensbewahrung sowie der Glaubens- und Bekenntnißfreiheit, die Aufsicht über die Kirchen zuwies, die für das weltliche Gemeinwesen nur als Körperschaften im Staat in Betracht kommen sollten, so sind das Principien, zu denen mit H. jeder vorbehaltlos sich bekennen wird, der auf dem Boden des modernen Staates steht, und Leitsätze, mit denen unser heutiges deutsches Staatsrecht steht und fällt. Und wenn er weiterhin anerkannte, daß der Staat nicht omnipotent sei, und daß nicht alles Recht

vom Staate ausgehe, so vertrat er dabei Anschauungen, die zwar seit dem Zusammenbruch des Absolutismus und des Naturrechts und seit der Aufrichtung des constitutionellen Rechtsstaates, sowie seit dem Siege der historisch-positiven Schule für alle andern Gebiete der Rechtswissenschaft und Politik zum fast unangefochtenen Gemeingut geworden sind, während im Bereich des Verhältnisses von Staat und Kirche noch heute Manchem der Muth fehlt, solche Grundsätze anzuerkennen. Aber freilich noch bei H., dem hiernach obiges Bekenntniß als ein wahres Verdienst anzurechnen ist, blieb der Satz von der Selbständigkeit auch des Kirchenrechts theoretisch und noch mehr praktisch ein totes Capital. Die verderbliche Folge davon war eine bedenkliche Unterschätzung des Gegners; nicht immer blieb H. dessen sich bewußt, daß auch auf der anderen Seite ein positives Recht ihm gegenüberstand, das von einem zu stets wachsendem Leben erwachenden Rechtsbewußtsein getragen wurde, und nur allzu leicht fiel er in die Anschauung früherer Zeiten zurück, wonach dem nur auf staatlicher Seite zu findenden Recht lediglich widerstrebende klerikale Herrschsucht und Unbotmäßigkeit entgegentrat. Und doch hätte der Historiker in ihm, der sonst so erfolgreich dem Juristen zur Seite stand, ihm sagen müssen, daß es sich von jeher im Verhältniß der beiden Gewalten lediglich um einen bald mehr persönlich, bald mehr sachlich zugespitzten Machtkampf handelt, in dem freilich vorwiegend ethische Kräfte und der jeweilige Gesammtculturzustand den Ausschlag geben, indeß die vom einen oder vom anderen Theil ausgehenden Rechtsnormen, die jeder auch dem Gegner aufzuerlegen bestrebt ist, nur eine untergeordnete Rolle zu spielen vermögen. Jedoch da kam eben bei H. der alte Landrechtsjurist zum Vorschein und daneben der akademische Doctrinär, der gerade bei der Auseinandersetzung zwischen Staat und Kirche, bei der auf staatlicher Seite eine nüchterne Realpolitik mehr als anderswo noth thut, schon so oft unabsehbaren Schaden gestiftet hat; nicht umsonst sind bereits von Justus Möser Professoren für derlei Beschäftigungen als weniger geeignet erklärt worden, weil sie alles durch ein Vergrößerungsglas sähen. An H. bewahrheitete sich dies bei der Beurtheilung des Vaticanums. Auch er war der Meinung, daß die päpstliche Unfehlbarkeit und der Universalepiscopat, die doch nicht nur schon geraume Zeit zuvor in der Luft lagen, sondern auch nach ihrer Definition und Declaration thatsächlich das Verhältniß der katholischen Kirche zum modernen Staat in keiner Weise zu verschieben vermochten, den Gegner praktisch gefährlicher machten; auch er half deshalb mit, die leitenden Staatsmänner zu ihrer bekannten Stellungnahme gegenüber dem neuen Dogma zu veranlassen, die er sich sogar noch energischer gewünscht hätte. Und doch trug er dadurch mit dazu bei, ungezählte Katholiken, denen die religiöse Seite des Katholicismus, wenn auch auf ihre Weise, durchaus im Vordergrund stand, denen in die Arme zu treiben, die er bekämpfen wollte, und wirkte er so mit, die breite Masse gebildeter und ungebildeter Katholiken vom politischen Katholicismus noch mehr abhängig zu machen, die, wenn gleich die staatliche Kirchenpolitik nicht so leicht darauf rechnen kann, von ihnen laut anerkannt und offen unterstützt zu werden, doch als zum mindesten praktisch staatstreue Unterthanen mit ihrem tacitus consensus für den Staatslenker ein werthvoller Rückhalt sind, falls dieser mit ihnen durch sichere Kanäle Fühlung zu gewinnen vermag. Aber gerade solche Fühlung scheint, wie manch höher Stehendem, auch H. gefehlt zu haben, der eben Zeit seines Lebens nur in rein protestantischen Gegenden gelebt und den Katholicismus wesentlich darnach eingeschätzt hat, wie er in der Presse und sonst an die Oeffentlichkeit trat. Auch das führte zur Unterschätzung. Nicht minder folgendes: H. war, soweit sich darüber urtheilen läßt, nicht eigentlich eine religiöse Natur; der

protestantische Sohn des katholischen Vaters, in dessen geistigem Leben zudem die Verstandesthätigkeit des voraussetzungslos nach wissenschaftlicher Wahrheit suchenden Forschers durchaus überwog, hatte kaum religiöse Bedürfnisse. Freilich war er im Verhältniß von Mensch zu Mensch von größter Duldsamkeit. Manche katholische Theologen traten, um unter seiner Leitung zu arbeiten, mit ihm in Berührung; er nahm sie nicht nur, sondern er setzte sie ohne weiteres voraus, wie sie waren, und kam, zumal wenn sie in der ganz protestantischen Umgebung auch ihn sein ließen, wie er war, vortrefflich mit ihnen aus. Aber auch religiös oder sonst andersdenkende Protestanten ertrug er nicht nur, sondern behandelte sie sogar mit ausgesuchtem Wohlwollen, besonders wenn sie ebenso offen und entschieden wie er zu ihrer Anschauung sich bekannten, wenn auch mit der Bescheidenheit, die dem Schüler und jungen Manne gegenüber dem bejahrten Lehrer ziemte. Gerade das hat ihm in den verschiedensten Lagern manchen aufrichtigen und treuen persönlichen Verehrer verschafft. Jedoch in der Kirchenpolitik rechnete er nicht ernstlich mit der Religiosität; wie er selbst im wesentlichen Ordnungschrist war, so hielt er auch die Anderen dafür, wenn nicht geradezu für Leute, welche die Religion nur zu politischen Zwecken ge- oder vielmehr mißbrauchten. Unrecht aber würde man ihm thun, wenn man bestreiten wollte, daß seine theoretische und praktische Stellungnahme in kirchenpolitischen Dingen nicht ganz und gar von idealen Beweggründen bestimmt war. Wenn manche Aeußerungen in und außer der Vorlesung den Anschein erweckten, als ob seine Gegnerschaft gegenüber der katholischen Kirche mit dem Vergnügen entspringe, das raffinirteste aller Rechtsgebilde, das kanonische Recht, mit überlegenem Verstand zu durchschauen und vernichten zu helfen, so handelte es sich dabei doch nur um Stimmungen, die beim einen oder anderen Einzelfall mit wirksam sein mochten, aber H. nicht in der Tiefe seines Denkens bewegten. Ihn trieb vielmehr, trotz aller entgegenstehenden theoretischen Aeußerungen, wenn auch unbewußt, im letzten Grunde jene altlutherische Anschauung, die der moderne, nichtreformirte Protestant angesichts der veränderten Verhältnisse erst langsam sich abgewöhnen muß, nämlich daß alle äußere Ordnung Sache des Staates sei. Und ihn beseelte jener staatliche Idealismus, dem der souveräne Staat, von dem er auch alles erwartet, das Ein und Alles bedeutet, eine Geistesrichtung, die ja gewiß einseitig ist, die aber Preußens und Deutschlands Größe geschaffen hat und dazu unentbehrlich war.

Unter diesen Umständen begreift es sich, daß H. für den Abbruch des kirchenpolitischen Kampfes, in dem er den Staat unmittelbar vor einem vollen, dauernden Erfolge angekommen wähnte, kein Verständniß besaß. Vielmehr schrieb auch er ihn der politischen Kurzsichtigkeit der nationalliberalen Partei, der Zollpolitik und der Laune des Fürsten Bismarck zu. Wohl gab er theoretisch die Möglichkeit einer Waffenruhe zu. Aber er hielt den Augenblick dafür erst nach der, wie er meinte, mit Sicherheit zu erwartenden Niederwerfung allen Widerstandes für gekommen, und konnte sich außerdem mit der Art nicht befreunden, wie der Ausgleich herbeigeführt wurde, Anschauungen, denen er alsbald auch auf dem Katheder unerschrocken Ausdruck gab. Dem abgegangenen Kampfesminister Falk aber widmete er in dankbarer Erinnerung an die Jahre, da er unter ihm und für ihn thätig gewesen, 1883 den vielleicht am besten gelungenen und besonders wichtigen dritten Band seines Kirchenrechts.

Es war nur natürlich, daß ein Mann, der solchen Einfluß auf den Gang der öffentlichen Angelegenheiten ausübte, auch parlamentarisch thätig wurde. Von 1872—1878 und von 1880—1881 saß er im Reichstag als Abgeordneter für Flensburg-Apenrade. Die Universität Kiel sandte ihn 1871—1872 als

ihren Vertreter ins Herrenhaus, in dem er später, nämlich von 1889 bis zu seinem Tode, die Universität Berlin vertrat. Als Reichstagsabgeordneter hat H. 1873 einen von ihm und Dr. Völk eingebrachten Entwurf zu einem Gesetz über die bürgerliche Eheschließung und dann auch über die Beurkundung des Personenstandes ausgearbeitet, der schon am 28. März 1874 in dritter Lesung angenommen wurde, und nach einer im Verein mit den verbündeten Regierungen vorgenommenen Umarbeitung eben zum Reichspersonenstandsgesetz auswuchs.

Auch den verschiedenen Vertretungskörpern der evangelischen Kirche gehörte der berühmte Kirchenrechtslehrer selbstverständlich an. In Berlin saß er in der Gemeindvertretung der Zwölf-Apostel- und der Lutherkirche, 1871 war er Mitglied der Provinzialsynode zu Rendsburg, später saß er in der Synode der Provinz Brandenburg. Seiner dogmatischen Ueberzeugung und kirchlichen Richtung nach zählte er zur liberalen Partei, die er z. B. auf der erwähnten Rendsburger Provinzialsynode geradezu führte.

Seit dem Jahre 1876 zog er sich mehr und mehr von der Politik auf seine Forschungs- und Lehrthätigkeit zurück, um hier das Größeste zu leisten.

Ein Jahr nach seiner Promotion gab H. unter dem Titel: „Das landesherrliche Patronatrecht gegenüber der katholischen Kirche“, Berlin 1856, seine Doctorschrift auch deutsch, als selbständige, Richter gewidmete Abhandlung heraus, wofür ein wirkliches Bedürfniß vorhanden war, da die objectiv gehaltene und nach strenger juristisch-historischer Methode verfaßte Schrift sich vortrefflich dazu eignete, in dem gerade damals über diese Frage heftig tobenden Oberrheinischen Conflict klärend zu wirken. Wenn bald nachher der landesherrliche Patronat im technischen Sinne aufgegeben wurde, so ist das mit das Verdienst von H., wozu freilich bemerkt werden muß, daß nach der neuesten Forschung der Begriff historisch besser begründet erscheint, als H. nach dem damaligen Stande der Wissenschaft es darstellte. Ueber die Succession in Patronatrechte säcularisirter geistlicher Institute veröffentlichte H. mit Rücksicht auf den sog. Kölner Patronatsstreit eine Untersuchung im 2. Jahrgang der Zeitschrift für Kirchenrecht 1862, S. 412 ff., hierbei Fragen, die er schon in seiner Erstlingsschrift erörtert, weiter verfolgend. Auch sonst hat er sich in Specialarbeiten und Gutachten eingehend mit dem Patronatrecht befaßt, dessen historisch-dogmatische Darstellung denn auch ein Glanzpunkt seines Kirchenrechtes (2. u. 3. Band) geworden ist. In diesen Zusammenhang gehört ferner eine gleichfalls in das Handbuch (Bd. 2) übergegangene Untersuchung „Ueber die Geschichte der Incorporation und des Patronatrechtes“, Berliner Festgaben für Heffter zum 3. August 1873, worin er zum ersten Mal den historischen Zusammenhang beider Einrichtungen klarstellte und für spätere und weitergehende kirchenrechtsgeschichtliche Forschungen die Bahn brach.

Seinen wissenschaftlichen Ruf begründete H. mit seiner Ausgabe der falschen Decretalen Pseudoisidor's. Von Anfang 1860 bis Ende 1861 hatte er zu ihrer Vorbereitung eine große wissenschaftliche Reise durch Italien, Spanien, Frankreich, England, Schottland, Irland, Holland und Belgien unternommen, die er 1862 im Herbst durch eine solche in die Schweiz ergänzte. Das Erscheinen der „Decretales Pseudo-Isidorianae et Capitula Angilramni“, Lipsiae 1863, fiel zusammen mit seiner Ernennung zum außerordentlichen Professor in Halle. Um die Ausgabe, der er eine vortreffliche praefatio vorausschickte, gruppiren sich eine Reihe von kleineren Aufsätzen, die in den ersten Bänden der Zeitschrift für Rechtsgeschichte und derjenigen für Kirchenrecht erschienen. Ich hebe nur hervor die scharfsinnige Untersuchung über den Beinamen Mercator in der Vorrede Pseudo-Isidor's, Zeitschrift für Kirchenrecht Bd. VI, 1866, S. 148 ff., worin H., an die Stelle verfehlter

Erklärungshypothesen wissenschaftliche Gewißheit setzend, nachwies, daß der Beiname von der Benutzung des in der ersten Hälfte des 5. Jahrhunderts wirkenden Marius Mercator herrühre, ein Nachweis, dem jüngst noch eine Untersuchung von Joh. Friedr. v. Schulte in den Sitzungsberichten der Wiener Akademie, phil.-hist. Cl. CXLVII 1903, eine späte, aber darum nicht weniger willkommene Bestätigung verschaffte. Ueber die Ausgabe selbst, die bisher die einzige geblieben, und deren Einleitung auch in Punkten, über die seither eine reiche Litteratur sich verbreitete, im großen und ganzen nicht überholt worden ist, urtheilt der berufenste unter den lebenden Kennern der älteren kirchlichen Quellen- und Litteraturgeschichte und zugleich Schwiegersohn von H., Emil Seckel, daß sie ein höchst verwickeltes textkritisches Problem glücklich gelöst, einen ungeheuren Fleiß erfordert und der Sachkunde des Herausgebers ein glänzendes Zeugniß ausgestellt habe. Nur in einem Punkte werde sie den zu stellenden Ansprüchen nicht voll gerecht: „sie giebt die Konzilien und echten Dekretalen in erster Linie nach den gedruckten Texten echter Sammlungen (Hispana u. s. w.), während Maaßen in seinen Pseudo-Isidor-Studien nachgewiesen hat, daß Pseudo-Isidor eine eigentümliche Redaction der Hispana benutzte, die von ihm selbst bereits mit Verfälschungen und falschen Stücken durchsetzt war". Seit der Veröffentlichung dieser wichtigen Edition hat sich H. nur noch gelegentlich mit handschriftlichen und textgeschichtlichen Studien abgegeben. Vielmehr schied er mit Rücksicht auf das allerdings bedauerlicher Weise in den Anfängen stecken gebliebene quellen- und litteraturgeschichtliche Werk von Maaßen und auf die Arbeiten v. Schulte's diese Aufgaben von seinem Arbeitsbereich aus.

Mit seiner kirchenpolitischen Thätigkeit hängen zusammen die Ausgaben und Commentirungen der preußischen Kirchengesetze von 1873 und 1874 und 1875; in Nachtragsheften dazu behandelte er in entsprechender Weise die Gesetze von 1876, 1878, 1880, 1886 und 1887, indeß er in der Zeitschrift für Kirchenrecht XVII, 1883, S. 166 über das preußische Gesetz betreffend Abänderung der kirchenpolitischen Gesetze vom 31. Mai 1882 in seiner Einwirkung auf die bisherige staatskirchliche Gesetzgebung Preußens sich verbreitete. Andere hierher gehörige Aufsätze finden sich in Hartmann's Zeitschrift für Gesetzgebung und Praxis auf dem Gebiete des Deutschen öffentlichen Rechtes, Bd. I und II, 1875 und 1876, und im 4. Supplementband von Holtzendorff's Handbuch des deutschen Strafrechts, Berlin 1874. Die Schrift über die Orden und Congregationen der katholischen Kirche in Preußen (vgl. auch Preußische Jahrbücher XXXIV, 1874, S. 117 ff.) wurde durch Decret vom 11. Decbr. 1874 von der römischen Indexcongregation verurtheilt und kam auf den Index (vgl. neueste revidirte Ausgabe von 1900, S. 156), was H. nicht ohne sichtliches Vergnügen in den Vorlesungen gleich dem Umstand festzustellen pflegte, daß sein Hauptwerk von ängstlichen katholischen Autoren nur mit einem Sternchen aufgeführt werde, und daß ihn dies doch nicht davor schütze, gerade von dieser Seite weidlich geplündert zu werden, ein Loos, das allerdings — übrigens zu seinem Ruhme — wol wenigen Schriftstellern in so reichlichem Maße wie ihm beschieden war. Gleich 1874 hatte er auch einen Commentar zum preußischen Personenstandsgesetz vom 9. März dieses Jahres herausgegeben, dem er dann 1875 einen ebensolchen zum entsprechenden Reichsgesetz vom 6. Februar 1875 folgen ließ; schon 1876 erlebte dieser eine zweite, 1890 eine dritte Auflage. Den Grundstock des preußischen Kirchenrechtes bildeten aber damals noch in weit höherem Maße als heute die Bestimmungen von Theil II, Titel 11 des preußischen Allgemeinen Landrechts. Es war darum für die Abrundung von Hinschius' eigenen particular-kirchenrechtlichen Ar-

beiten wie für die Wissenschaft gleich bedeutsam, daß er 1874 ff. in die Reihe der Nachfolger Koch's für die Commentirung dieses wichtigen Gesetzbuches eintrat. Die Frucht davon war schließlich „Das Preußische Kirchenrecht im Gebiete des Allgemeinen Landrechts", Abdruck aus der 8. Auflage von Koch's Commentar, Berlin 1884, ein Werk, das sich durch praktische Brauchbarkeit und vortreffliche Einarbeitung der zahlreichen neueren Gesetze auszeichnete, wozu allerdings auch Niemand so berufen war wie H., der Urheber eines Theils von ihnen. Während manche, zumal neuere Commentare die Arbeit sich leicht machend und die eigenthümliche Aufgabe dieser juristischen Litteraturgattung verkennend, mit bloßen Umschreibungen des Gesetzestextes sich begnügen, verstand H. es ausgezeichnet, die an den einzelnen Paragraphen sich anknüpfenden praktischen Möglichkeiten und Fragen zu erörtern, und erwies er sich so als Meister auch in einer litterarischen Behandlungsweise, die sonst dem Theoretiker eher fernliegt.

Schon der Umstand, daß die zahlreichen staatlichen Gesetze, mit denen er sich beschäftigte, auf die evangelische Kirche sich mit bezogen, brachte es mit sich, daß H. auch auf das evangelische Kirchenrecht seine Studien mit erstreckte. In der von ihm stets in erstaunlichem Umfang betriebenen Lectüre, welche die Litteratur auch derjenigen kirchenrechtlichen Gebiete, auf denen er nicht oder noch nicht thätig war, ja darüber hinaus die wichtigsten Erscheinungen des außerkirchenrechtlichen juristischen Schriftwesens bewältigte, hat er das evangelische Kirchenrecht aufs aufmerksamste verfolgt. Monographische Arbeiten darüber veröffentlichte er allerdings nur wenige; ich nenne z. B. die Beiträge zur Geschichte des Desertionsprocesses nach evangelischem Kirchenrecht in der Zeitschrift für Kirchenrecht II, 1862, S. 1 ff., die Schrift über die Evangelische Landeskirche in Preußen und die Einverleibung der neuen Provinzen, Berlin 1867, in welchem Jahre auch anonyme Aufsätze aus seiner Feder über den Einfluß der neuen Gebietserwerbungen auf die Union und die lutherische Kirche in der Neuen Evangelischen Kirchenzeitung erschienen, endlich seinen Beitrag über die Juristische Persönlichkeit der Synodalcassen in der evangelischen Landeskirche der älteren preußischen Provinzen in den Juristischen Abhandlungen der Berliner Facultät für Beseler, 1885, S. 31 ff. Daß er dazu neben seinen anderen Arbeiten noch die Zeit und die innere Sammlung fand, war fast ebenso erstaunlich, wie daß er zahlreiche Artikel für die 2. und 3. Auflage der Realencyklopädie für protestantische Theologie und Kirche von Herzog (Hauck), für v. Holtzendorff's Rechtslexikon, für Ersch und Gruber's Allgemeine Encyklopädie der Wissenschaften, und namentlich für v. Stengel's Wörterbuch des deutschen Verwaltungsrechts, sowie nicht wenige Besprechungen für die Zeitschrift für Kirchenrecht, für Rechtsgeschichte, der Savigny-Stiftung für Rechtsgeschichte, für die Historische Zeitschrift und für mehrere Litteraturblätter verfaßte, seiner Arbeiten über Civil-, speciell auch Urheberrecht, und über Proceß- und Verwaltungsrecht, die z. Th. schon oben erwähnt wurden, gar nicht zu gedenken. Man kann jedenfalls nicht behaupten, daß H. nicht auch auf dem Gebiet des evangelischen Kirchenrechtes Großes zu leisten im Stande gewesen wäre, und daß sein Interesse und seine Begabung einseitig auf dem Gebiet des katholischen Rechtes gelegen haben. Seine Anfänge, die erwähnten Erinnerungen an Richter und einige andere Arbeiten weisen auf das Gegentheil hin, wenn auch zugegeben werden mag, daß für Naturen, die, wie H., zu kirchlichen Fragen lediglich in einem wissenschaftlichen, juristisch-historischen Verhältniß stehen, große Theile des auf geschlossener dogmatischer Grundlage ruhenden, juristisch fein durchgebildeten und auf eine Vergangenheit von bald 2000 Jahren zurückblickenden katholischen Kirchenrechts ein besseres

Feld der Thätigkeit geben als manche Materien des evangelischen Rechts, das, wie alles Evangelische, wenigstens in seinen Hauptgegenständen innere, religiöse Stellung- und Antheilnahme erfordert. Jedoch die großen kirchenrechtlichen Schlachten werden doch auf dem Gebiet des katholischen Rechtes geschlagen und auf demjenigen des Staatskirchenrechtes, soweit es sich auf die katholische Kirche bezieht. Und so ist es auch wissenschaftlich nicht sowohl zu bedauern als dankbar hinzunehmen, daß H., als er es unternahm, ein großangelegtes Kirchenrecht der Katholiken und Protestanten zu schreiben, und es sich herausstellte, daß die Arbeit eines Mannes selbst von seiner selten erreichten, kaum jemals übertroffenen Arbeitskraft nicht im Stande sei, die Riesenaufgabe zu bewältigen, seine rastlose Thätigkeit bis zu seinem vielleicht gerade infolge solcher Arbeit verfrühten Ende so energisch fortsetzte, daß wenigstens ein stattlicher Theil des wichtigen katholischen Rechtes von Grund aus neu aufgeführt wurde.

Richter hatte Weihnachten 1863, nicht lange vor seinem Hinscheiden, die Absicht geäußert, im Verein mit H., der dann 1865 aus dem Nachlaß des verstorbenen Lehrers wenigstens Beiträge zum preußischen Kirchenrecht herausgab, sein Lehrbuch gründlich umzugestalten und war mit ihm bereits ans Werk gegangen. Der Umstand, daß es aus Gründen, die nicht im Mangel an Bereitwilligkeit auf Seiten von H. lagen, doch nicht zu einer von diesem bearbeiteten Neuauflage kam, dürfte der Anlaß gewesen sein, dem wir das großartigste und bedeutendste kirchenrechtliche Werk des 19. Jahrhunderts verdanken.

Das Kirchenrecht der Katholiken und Protestanten in Deutschland, d. h. fünfeinhalb Bände System des katholischen Kirchenrechts mit besonderer Rücksicht auf Deutschland, erschien in Berlin, Bd. I 1869, Bd. II 1878, Bd. III 1883, Bd. IV 1888, Bd. V, Abth. 1 1893, Bd. V Abth. 2 1895, Bd. VI Abth. 1 1897; es umfaßt nach der Zählung von Seckel 4600 Seiten großen Formats und engen, durch einen gewaltigen Anmerkungsapparat noch reichhaltiger gemachten Drucks.

Von Richter's ungleich kleiner angelegtem Werk, das eben nur ein Lehrbuch sein wollte, unterscheidet es sich auf den ersten Blick dadurch, daß es auch nicht ein Theilstück von Rechtsgeschichte vorausschickt, vielmehr den ganzen Stoff auf ein System bringt, und daß es das katholische und das evangelische Recht nicht nach Instituten durcheinandergewürfelt, sondern getrennt darstellen will. Letzteres bedeutete wissenschaftlich entschieden einen Fortschritt, wenn auch vielleicht für den Lehrvortrag die althergebrachte Gegenüberstellung der entsprechenden Materien manches für sich hat. Es hätte sogar bei so breiter Darstellung ruhig noch weiter gegangen und das Staatskirchenrecht als dritter Bestandtheil ausgeschieden werden können und sollen. Daß dies nicht geschah, daß vielmehr bei jedem Gegenstand anhangsweise das staatliche Recht, welches je nachdem das kirchliche freigibt, beschränken oder nicht zur Geltung kommen lassen will, mit dargestellt wurde, muß freilich jetzt, nachdem der Verfasser über der Arbeit gestorben ist, als ein wahres Glück bezeichnet werden; so sind wenigstens die in Angriff genommenen Stoffe nach jeder Richtung hin behandelt. Sehen wir von einem Einleitungsbande ab, der die Grundbegriffe und das Verhältniß von Staat und Kirche im allgemeinen erörtern, sowie eine Uebersicht über die Geschichte der Verfassungsentwicklung und einen Abriß der Quellen- und Litteraturgeschichte geben sollte, den aber H. schon im Vorwort zum ersten Bande nur in entfernte Aussicht zu stellen wagte, so sollte zunächst das katholische Kirchenrecht in den zwei Haupttheilen: „Die Hierarchie und die Leitung

der Kirche durch dieselbe" sowie „Die Rechte und Pflichten der Kirchenglieder" abgewandelt werden. Bis zum zweiten Haupttheil ist H. gar nicht gelangt; besonders daß er das katholische Ordensrecht nicht im Stile dieses Werkes bearbeitet hat, wird sich noch auf lange hinaus unangenehm fühlbar machen. Vom ersten Haupttheil fehlen bloß zwei Capitel. Für das allerdings sehr wichtige kirchliche Vermögensrecht sind viele Vorarbeiten Anderer da, auch ist dessen Behandlung in mehreren, innerlich zusammenhängenden Monographien von einem Schüler von H. in Angriff genommen. Das nächste, das H. zu bearbeiten gehabt hätte, wäre die Verwaltung der Gerichtsbarkeit in streitigen kirchlichen Angelegenheiten gewesen; gerade dabei ist es besonders zu bedauern, daß er, der zugleich ein gewiegter Processualist war, die Feder aus der Hand legen mußte. Auch sonst ergaben sich im Verlauf der Arbeit gewisse Abweichungen von dem hergebrachten System, namentlich im vierten Band, mit dem die Darstellung des kirchlichen Verwaltungsrechtes anhebt, wo die Lehren von den heiligen Sachen und vom Asylrecht, die sonst beim kirchlichen Vermögensrecht zur Darstellung gelangen, Unterkunft in dem die Verwaltung des Ordo schildernden Capitel fanden.

Damit soll übrigens keineswegs behauptet werden, daß in der Systematik das Hauptverdienst von Hinschius' Werk zu finden sei. Hierin war vielmehr schon Eichhorn der Bahnbrecher, demgegenüber die Spätern und so auch H. nur als Besserer erscheinen. Ja in einer Hinsicht wirkte die rastlose Aufreihung allen Stoffes auf ein System sogar eher nachtheilig, nämlich bei den geschichtlichen Partien.

Schon das Vorwort hatte eingehende dogmengeschichtliche Einleitungen verheißen. Der erste Band brachte sie noch in verhältnißmäßig bescheidenem Umfang. Dann aber traten sie mehr und mehr in den Vordergrund. Nicht als ob darüber die Dogmatik vernachlässigt worden wäre. Vielmehr mündet die Geschichte jedes einzelnen Instituts in eine erschöpfende Behandlung des geltenden Rechtes aus, das dadurch, daß es als Abschluß und Krone der Entwicklung erscheint, erst recht verständlich wird. H. hat aber auch nicht die Geschichte zur Magd der Dogmatik herabgewürdigt, wie es so Manche thun, die einiges historische Material für ihre dogmatischen Zwecke zurechtstutzen und vergewaltigen, um sich dann gewöhnlich noch recht viel auf ihre im besten Fall von Mißverständnissen freie rechtsgeschichtliche Arbeit einzubilden. Im Gegensatz hierzu war H. ein echter und rechter Rechtshistoriker, der die Vergangenheit des Rechtes zwar als Theil des Werdegangs auffaßte, aus dem die Gegenwart entsteht und die Zukunft hervorgehen soll, der sie aber um ihrer selbst willen studirte und aus ihr selbst heraus verstehen lernen wollte. Daher auch der gewaltige Umfang, den manche historische Abschnitte seines Werkes annahmen. Man vergleiche etwa die meisterhafte Geschichte der Bischofswahlen im zweiten Band, die auf lange hinaus grundlegende der Synoden und des kirchlichen Gesetzgebungsrechtes im dritten, und dann vor allem die im vierten anhebende und bis in den sechsten hinein sich erstreckende historische Entwicklung des kirchlichen Strafrechts und Strafverfahrens; letztere leistet, selbst über die Anforderungen hinaus, die an eine Monographie zu stellen wären, in der erschöpfenden Benutzung des gesammten Materials so Erstaunliches, daß mit dem von H. Gebotenen mit Leichtigkeit mehrere umfassende und wirkungsvolle Einzelarbeiten geschrieben werden könnten. Aber freilich näherte sich auf solcher Weise das Werk stark einer Summe von Monographien an: nur ein solche Massen bezwingender Geist wie H. vermochte ihm nicht nur äußerlich sondern auch im Innern die Einheit und zwar bis in die kleinsten Einzelheiten zu wahren, während es dem Leser und Benutzer, zumal in Ermanglung eines ausführlichen

Registers, erst bei langjähriger Vertrautheit mit dem Werk möglich wird, jeden Gegenstand nach all den Richtungen, nach denen er — jeweilen am passenden Platze — im Text oder in den zahllosen, umfangreichen Anmerkungen behandelt ist, durch das Riesenwerk hin zu verfolgen. Und der große Ueberblick über das Werden des kirchlichen Rechtes im Ganzen sowie der Einblick in das Zusammenfallen und Zusammenwirken der verschiedenen historischen Einschläge ging bei dieser systematischen Verzettelung des geschichtlichen Stoffes verloren. Zwar H. selbst übersah bei der Bearbeitung des einzelnen Gegenstandes kaum einen Zusammenhang; vielleicht hätte auch der Einleitungsband in etwa ihm und dem Leser die vermißte Zusammenfassung vermittelt. Aber in seiner ganzen überwältigenden Größe scheint H. der stolze Werdegang des kirchlichen Rechtes doch nicht vor die Augen getreten zu sein, sonst hätte er uns bei irgend einer Gelegenheit wenigstens einen Act dieses historischen Dramas sondergleichen in machtvollem Zusammenspiel schauen lassen. Die aufbauende Phantasie und der große Stil des Geschichtsschreibers, der in seinem Geiste stufenweis die Vergangenheit zu neuem Leben wieder erstehen läßt und die Triebkräfte ihres Werdens mit einer die Einsicht des Zeitgenossen in den Schatten stellenden Klarheit erschaut, um sie dann mit so starken Farben seinen Lesern vorzuführen, daß auch sie mit ihren stumpferen Augen sie wahrzunehmen vermögen, das war weniger die Gabe von H., der mehr als Geschichtsforscher sich auszeichnete. Man erkennt dies, wenn man die erwähnte allgemeine Darstellung des Verhältnisses von Staat und Kirche und zwei zusammenfassende Bearbeitungen des Kirchenrechts vergleicht, die er, die eine für die fünf ersten Auflagen von Franz v. Holtzendorff's Encyklopädie der Rechtswissenschaft, die andere für Birkmeyers ähnliches Unternehmen schrieb. An letzterem Ort hat er auf die Behandlung der kirchlichen Rechtsgeschichte so gut wie ganz verzichtet, bei Holtzendorff gab er davon kaum einen kurzen Abriß, und auch die geschichtlichen Teile des an erster Stelle genannten Werkes fielen ihm so aus, daß kaum jemand den alle Andern überragenden Erforscher und Wiederbeleber der dort behandelten Dinge als Verfasser vermuthet hätte. Muster von Präcision und von meisterhafter Beherrschung des Gegenstandes sind freilich alle diese in größter Kürze wunderbar vollständigen Zusammenfassungen; aber der Reichthum der Beobachtung, der im Hauptwerk förmlich überquillt, ist mehr, als es die abgekürzte Behandlung mit sich bringen mußte, versiegt, und der Ton ist, statt stärker zu werden, fast völlig verblaßt. Nur darum durfte es schon bald nach des Meisters Tode ein Schüler wagen, an dem einen der genannten Orte des Lehrers Arbeit durch eine neue zu ersetzen. Die Pietät gegen den Verstorbenen forderte recht eigentlich zu diesem Unternehmen heraus, ließ sich dabei doch hoffen, daß es trotz im übrigen ungleich schwächerer Kräfte doch gelingen werde, gerade das historische Lebenswerk von H. für diejenigen wirkungsvoller als bisher herauszuarbeiten, die nicht gleich dem Verfasser täglich in die unergründlichen Schächte des „Kirchenrechts der Katholiken und Protestanten“ zu gewinnreicher Arbeit einzufahren im Stande sind.

Denn darin liegt das Gigantische dieses Buches, und deshalb bildet es seit Jahrzehnten die Grundlage fast aller katholischrechtlichen Forschung, ja wird es sie wohl noch auf Menschenalter hinaus bilden, daß es den Stoff trotz dessen erdrückender Fülle auf Grund eigener, man kann wohl sagen, sachlich erschöpfender Kenntniß der Quellen nach allen Seiten hin gemäß den Regeln juristischer und historischer Methode gleichmäßig gründlich behandelt. Dadurch ist es zu dem unbestritten führenden Werke geworden. Was Richter blos skizzenhaft andeuten konnte, hat H. fertig ausgebaut. Die Vollständigkeit, die Andere in

schwerem Ringen nur für kleine Theile erzielen können, hat er, so weit er gekommen ist, fast mit Leichtigkeit für das Ganze erreicht.

Er hatte es nicht zum voraus durchgearbeitet, weshalb er auch für die noch nicht bearbeiteten Theile nichts als einige Litteraturnotizen hinterließ. Nachdem er sich an monographischer Arbeit erprobt und anläßlich der Herausgabe Pseudo-Isidor's einen großen Theil der Quellen kennen gelernt hatte, machte er sich kühn sofort an die Ausarbeitung des Einzelnen. Nur einen knappen Gesammtplan entwarf er, den er, eben in Holtzendorff's Encyklopädie, vorläufig mit dem, was ihm an Wissen zur Zeit zu Gebote stand, und wie es ihm sich bot, gewissermaßen als Programm veröffentlichte, um dieses dann Schritt für Schritt abzuarbeiten und an Stelle des ersten Entwurfs die fertige Ausführung zu setzen. Wie genau ihm aber im Kopf das Weitere bis in alles Beiwerk hinein vorschwebte, zeigen die zahlreichen Verweise nach unten, die er zuversichtlich anbrachte und zum Theil auch eingelöst hat. Im übrigen arbeitete er so, daß er für jeden größeren Abschnitt die Quellen, namentlich auch die Concilien, diese an Hand von Mansi, von den Zeiten des Urchristenthums an bis herab auf die neuesten Entscheidungen der römischen Congregationen und die Erlasse der deutschen Bischöfe und Staatsregierungen hintereinander durchlief, dann den Abschnitt disponirte, hierauf den Quellen- und Anmerkungsapparat zubereitete und zuletzt den Text dazu schrieb. Letzteres ging meist im Fluge. Mit Entwürfen und Umarbeitungen durfte er sich nicht aufhalten. Daß dabei kleine Unebenheiten mit unterliefen und die Sätze bisweilen etwas schwerfällig wurden, ist weniger verwunderlich, als daß er trotzdem stets den treffendsten und klarsten Ausdruck fand. Zweifel darüber, was gemeint ist, hat man bei ihm nie. Aber auch die Materialbeschaffung und -bearbeitung ging ihm mit fast unheimlicher Behendigkeit von statten. Nur dadurch, sowie durch seine fabelhafte Ausdauer und seine einzig dastehende, stets wachsende Fähigkeit, sich auf dies eine große Werk zu concentriren, erklärt es sich, daß er das Buch in diesem Maßstab überhaupt so weit brachte. Er hielt Colleg, wohnte Sitzungen bei, ließ sich von Studirenden und Andern mit den verschiedenartigsten Dingen behelligen, trieb Lectüre, ja er machte zwischen hindurch Gutachten oder andere, die Anspannung aller Kräfte erfordernde Arbeit, um dann wieder zu seinem Kirchenrecht zurückzukehren, und da, wo er aufgehört, sofort, sammelnd oder producirend, mit vollem Erfolg von neuem einzusetzen.

Erholung gönnte er sich kaum. Besonders nach Naturgenuß hatte er, darin ein echtes Kind der Großstadt, nur ein beschränktes Bedürfniß. Wenige Wochen weilte er im Sommer fern von Berlin, in den letzten Jahrzehnten meist auf Sylt, wohin ihm aber oft genug Correcturbogen von einem Umfang und in einer Zahl nachliefen, daß ihre Bewältigung, die ihm fast wie eine Erholung erschien, für Andere eine schwere Arbeit gewesen wäre. Daneben spielte er dann vergnügt seinen Skat und rauchte mit noch mehr Behagen als sonst seine geliebte Cigarre.

H. war von durchdringendem Scharfsinn und besaß die Gabe eines raschen und sicheren Urtheils. Auch verfügte er über ein selten starkes Gedächtniß. Daraus und aus seiner Gewissenhaftigkeit selbst im Kleinsten erklärt sich die ungewöhnliche Zuverlässigkeit seiner Werke, in denen Versehen sogar geringfügigster Art eine Seltenheit sind. Die todten, aber auch die lebenden Sprachen Europas, besonders das Italienische, waren ihm vollkommen geläufig In der Jurisprudenz, namentlich aber auch in der Geschichte und deren Hülfswissenschaften, deren Kenntniß er sich wesentlich durch rastloses Selbststudium erworben hatte, war er gleichmäßig bewandert. Vor allem aber beherrschte er die juristische wie die historische Methode meisterhaft. Die nie versagende

scharfe juristische Durcharbeitung und sichere Construction ging Hand in Hand mit freier, die Quellen und ihre Thatsachen nie verkürzender oder vergewaltigender historischer Behandlung.

Das Zusammenwirken juristischer und historischer Denkweise, sowie der in Hinschius' Charakter wurzelnde Gerechtigkeitssinn ließen ihn als Forscher einen ungewöhnlich hohen Grad von Objectivität erreichen. Nie verleugnete er seinen Standpunkt auch nur im Geringsten. Aber in die dazu in schroffstem Gegensatz stehenden Voraussetzungen des katholischen Kirchenrechts lebte er sich für dessen wissenschaftliche Behandlung wie nur irgend Einer ein, und meisterlich verstand er es, daraus dann die rechtlichen Folgerungen zu ziehen. Man konnte ihm deßhalb nicht selten den Vorwurf machen hören, er arbeite dem Gegner geradezu in die Hände. Und in der That hat das Hinschius'sche Kirchenrecht an der das 19. Jahrhundert erfüllenden Wiederbelebung des katholischen Kirchenrechts in so fern einen nicht unerheblichen Antheil, als es manches Stück von dem dafür erforderlichen wissenschaftlichen Rüstzeug lieferte, wie z. B. ein Blick in eine neuste, von curialer, ja jesuitischer Seite ausgehende Gesammtdarstellung lehrt. Jedoch ist dies gering anzuschlagen im Vergleich mit den Vortheilen, die eine von apologetischen und dogmatisch-moraltheologischen Trübungen befreite, wahrhaft juristische Erkenntniß des katholischen Rechtes zeitigt. Erst sie macht die erfolgreiche Abwehr dessen möglich, was daran mit dem modernen Staatsleben sich nicht verträgt und dem gleichberechtigten Dasein andersgläubiger Einzelwesen und Kirchen im Wege steht. Erst sie lehrt aber auch den Nichtkatholiken, die abweichende Ueberzeugung und die ihm fremden Einrichtungen seiner katholischen Mitbürger, soweit es ohne Selbstaufgabe geschehen kann, so hinzunehmen, daß ein ehrlicher modus vivendi sich anzubahnen vermag. Und jedenfalls bedeutet die objective Forschung von H. und ihr Erfolg einen Triumph für die Wissenschaft, die frei und ohne andere als in ihr selbst und in dem menschlichen Verstand liegende Schranken der Wahrheit zustrebt, unbekümmert darum, welcher religiösen oder politischen Richtung, welcher Tages- oder Zeitströmung ihre Ergebnisse zu gut kommen.

Nur bei sehr ausgedehntem wissenschaftlichem Gesichtskreis und entsprechend allseitiger wissenschaftlicher Ausrüstung lassen sich im Kirchenrecht größere Erfolge erzielen; gerade deßhalb sind der Arbeiter auf diesem Gebiet von alters her immer so wenige gewesen. Dafür hat dann aber auch die kirchenrechtliche Forschung eine Tragweite wie nicht leicht andere rechtswissenschaftliche Arbeit. Ueber die Grenzen der Jurisprudenz hinaus gewinnen ihre Ergebnisse für die allgemeine Geschichte und deren Theildisciplinen wie für die Kirchengeschichte und die angrenzenden theologischen Fächer weitgehende Bedeutung. Für sie alle hat deshalb auch H. mitgearbeitet. Ein Blick in die Fachlitteratur, besonders in die kirchengeschichtliche, lehrt, welche Fülle von Anregung nach allen Seiten hin von dem Hinschius'schen Kirchenrecht ausgegangen ist. Zu ernsthaften Besprechungen seiner einzelnen Bände ist nicht einmal der Versuch gemacht worden; eine kritische Auseinandersetzung mit ihm hätte ja selbst auch wieder Bände erfordert. Aber besser als das Lob der Recensenten es gekonnt hätte, verkündet die Thatsache den Ruhm des Buches, daß es der Erörterung der von ihm behandelten Fragen auch in der nichtjuristischen Litteratur überall zu Grunde liegt. Darum war auch Hinschius' Name in der gelehrten Welt Deutschlands und des Auslandes so bekannt wie nur wenig andere. Darum wurde H., wenn ihn auch der eine oder andere zeitgenössische Jurist an Geist, schöpferischer Kraft und glänzender Darstellungsgabe überragte, von keinem an Breite und Tiefe des gemeinwissenschaftlichen Einflusses

übertroffen, der noch dazu nach den bisherigen Erfahrungen ungewöhnlich nachhaltig zu werden verspricht.

Den großen Gelehrten suchten als Lehrer von Nah und Fern alle diejenigen auf, die ihren Studien mit Bedacht die Richtung auf das Kirchenrecht hin gaben. Aber auch sonst wurde H., zumal in Berlin, viel und gern gehört. Seine Vorlesungen standen freilich, besonders was ihre Form betraf, nicht ganz auf der Höhe seiner litterarischen Leistungen. Von seinem Heft machte er sich fast nur für die scharfen und oft mit beißendem Sarkasmus gewürzten Auseinandersetzungen los, die er in seinem naturgemäß weit subjectiver als das Buch gehaltenen Colleg mit den von ihm befehdeten kirchlichen und kirchenpolitischen Ansichten anstellte, oder wenn er von seinen stets mit Beifall aufgenommenen Witzen und Anecdoten etwas zum Besten gab. Sonst dictirte er rasch und viel, wodurch er seinen Vortrag des überwältigenden Eindrucks beraubte, den die in Gegenwart des Hörers erfolgende schöpferische Reproduction auch des wohl vorbereiteten Gedankens unfehlbar macht. Freilich auch sein College Goldschmidt befolgte die Dictirmethode, und doch gab es keine Vorlesung, die mehr den Eindruck frischer Unmittelbarkeit hinterließ. Aber Goldschmidt verstand es auch, mit seinem in fortwährendem Fluß befindlichen Dictat den jugendlichen Hörern das erhebende Bewußtsein beizubringen, daß vor dem Forum seines Collegs stets die neuesten Fragen des Handels- und Civilrechts durch die berufenste Autorität feierlich entschieden würden. Mit nicht weniger Grund hätte H. es mit dem Kirchenrecht ebenso halten können. Doch er war, vielleicht weil er von dem kirchenrechtlichen Interesse der studentischen Masse auf Grund langer Erfahrung nicht eben sehr hoch dachte, nicht der Mann, der das, was ihn gerade wissenschaftlich beschäftigte, womöglich noch in voller Gährung aufs Katheder brachte. Lieber vermittelte er ohne Sang und Klang dem Hörer eine schlichte und schmucklose, aber vollständige und präcise Darstellung seiner Disciplin, die wol nur den Fehler hatte, daß sie etwas abstract und zu sehr dem Bedürfniß des Durchschnittsstudenten angepaßt war. Auch im Seminar, in dem er sich naturgemäß freier und ursprünglicher gab, mußte er viel Zeit darauf verwenden, dem Theilnehmer „die nothwendigsten Fundamentalkenntnisse beizubringen“; es gereichte der Studentenschaft zum Lob und zeugte beredt von der unbedingten Hochachtung, die H. als Lehrer genoß, daß sich stets zahlreiche Theilnehmer zu seinen kanonistischen Uebungen drängten, obschon der aller docentischen Popularitätshascherei durchaus abholde Mann die strengsten Anforderungen stellte und vorhandene Blößen schonungslos aufdeckte. In diesen Uebungen gewährte H. auch von Zeit zu Zeit dem Studierenden einen Einblick in seine wissenschaftliche Werkstatt und brachte er mitunter schwierigere Fragen zur Behandlung, an die sich nur Vorgerücktere wagen durften. Schule hat er freilich nur in bescheidenem Maaße gemacht. Das lag jedoch zum guten Theil an den Verhältnissen. H. selbst hat in seiner Berliner Rectoratsrede bitter über „die noch heute zum Theil in Preußen herrschend gebliebene Anschauung“ geklagt, der zu Folge „das wissenschaftliche Studium des Rechts für den jungen Juristen unfruchtbar und unpraktisch sei, und er das, was er in der juristischen Praxis brauche, überhaupt erst in dieser erlerne und auch dort erlernen könne“. Und in der That ist, während der praktischen Vorbereitung eine Zeit gewidmet wird, die in keinem Verhältniß zu dem steht, was darin gelernt werden soll, geschweige denn wird, das akademische Studium in Preußen immer noch auf 6 Semester bemessen. Das mochte genügen zu einer Zeit wie der, da H. studierte, wo das Rechtsstudium noch im wesentlichen Pandektenstudium war, und erst schüchtern auch andere Fächer Anspruch auf das Interesse und das Studium des angehenden Juristen erhoben. Heutzutage reicht es

kaum dazu aus, dem Durchschnitt, und was über ihm steht, mit vieler Noth einen encyklopädischen Ueberblick über die Rechtswissenschaften zu vermitteln. Die Folge ist, daß die wissenschaftliche Bildung in weiten Kreisen unseres Juristenstandes nicht den Fortschritten der Wissenschaft und den Anforderungen des Lebens entsprechend zunimmt, und daß namentlich die Auslese für den akademischen Beruf nicht nach inneren Gründen, sondern nach Zufall sich vollzieht. Denn ein wirkliches Verhältniß zur Rechtswissenschaft gewinnt nur der, der wenigstens in einen Zweig derselben in längerem Studium sich zu vertiefen und womöglich — und wäre es auch nur in bescheidenen Grenzen — selbstthätig an ihrer Förderung mitzuarbeiten vermag. Dazu kommt es jedoch heute fast nur noch in den seltenen Fällen, wo bei den Studirenden und den Eltern die weise Einsicht zusammentrifft, daß eine gründlichere wissenschaftliche Vorbildung mehr werth sei als das höhere Dienstalter von einem oder zwei Jahren, und wo auch die Mittel da sind, diese Einsicht zu bethätigen. Im übrigen spielt ein noch größerer Zufall, die praktische Verwendung am Universitätsort, starke persönliche Eindrücke u. s. w. mit. Auch H. hat unter diesen Verhältnissen sehr gelitten, obschon ja gerade der Kirchenrechtslehrer in der besonders glücklichen Lage ist, von den noch nicht mit solcher Hast studirenden angehenden Theologen und Historikern Zuzug zu erhalten. Zum Theil lag der beschränkte Schulerfolg von H. freilich auch an seiner Persönlichkeit und seinem Wesen. Die Initative ergriff er nicht, Schülern nach-, und auf sie einzugehen lag ihm eigentlich ferne. Er war im wesentlichen durch sich selbst geworden, was er war, und liebte die Leute, die gerade so sicher und selbständig ihren Weg machten. Jedenfalls aber ließ er alles erst an sich herankommen. Dann freilich nahm er sich dessen, von dem er den Eindruck eines ernsten Strebens erhielt, mit größter Bereitwilligkeit und lebhaftestem Interesse an und ging ihm mit Rath und That an die Hand. Dann ließ er es auch an Aufmunterung und an warmer Anerkennung nicht fehlen, die um so höher geschätzt wurden, als man wußte, daß sie aus dem Munde des berufensten, aber auch unbestechlichsten und unerbittlichsten Beurtheilers kamen. Durch solche wissenschaftliche Mitarbeit konnte man sogar, was sonst nicht eben leicht war, dem Menschen Hinschius nahe kommen und zu ihm in ein inneres Verhältniß treten, das er seinerseits mit wahrer Herzlichkeit und rührender Treue erwiderte.

Denn zu den Personen, die alsbald jedermann gewinnen, gehörte H. an sich nicht. Im Gegentheil seine eher rauhe und ausfällige, aber jedenfalls gerade und rückhaltlose Berliner Art hielt, zumal von den feineren Naturen, manche von ihm fern. Und doch war er ein trefflicher Charakter von unbedingter Zuverlässigkeit und wohnten Güte und Wohlwollen in seinem Herzen, dessen Regungen er nur fast ängstlich vor der Außenwelt verbarg. Auch zeichnete er sich durch sittlichen Ernst und durch starken, in langjähriger, glücklicher Ehe bethätigten Familiensinn aus. Dem Körperbau nach war er eher klein, aber mittelkräftig: an seiner Erscheinung fiel namentlich sein lebhaftes, kluges und alles durchdringendes Auge auf.

Am 13. December 1898 entschlief Paul H. nach längerem, schwerem aber mit Stärke und Fassung ertragenen Leiden. Schon jetzt darf auf Grund des oben über sein Hauptwerk und dessen Erfolg Beigebrachten geurteilt werden, daß durch ihn die Kirchenrechtswissenschaft des 19. Jahrhunderts ihren Höhepunkt erreichte, und daß mit ihm einer von jenen Männern aus dem Leben schied, denen es zu danken ist, wenn mit dem militärisch-politischen Aufschwung Preußens und Deutschlands in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts ein nicht weniger achtunggebietender wissenschaftlicher Hand in Hand ging.

Emil Seckel, Art. Hinschius in der Realencyklopädie für protestantische Theologie und Kirche von Herzog-Hauck. 3. Aufl., VIII, 1900, S. 90—97, wo auch ein vollständiges Schriftenverzeichniß und eine Aufzählung der unter andern von Friedberg, Ruffini, Seckel und Stutz herrührenden Nekrologe zu finden ist. Dazu seither noch Teichmann im Biographischen Jahrbuch und Nekrolog für 1898, herausgegeben von Bettelheim, III, 1900, S. 51—53 und Stutz, Die kirchliche Rechtsgeschichte, 1905, S. 7—13.

Ulrich Stutz.

Hipler: Franz H., ein hervorragender, selten fruchtbarer und erfolgreicher Historiker Altpreußens, zumal des Ermlandes, geboren zu Allenstein in Ostpreußen am 17. Februar 1836, † als ermländischer Domherr zu Frauenburg am 17. December 1898. Einer wohlhabenden, aber streng kirchlicher Richtung zugeneigten Familie entsprossen, faßte er, dem Beispiele von fünf Schwestern folgend, schon als Knabe den Entschluß, sich dem geistlichen Stande zu widmen. Mit ausgezeichneten Geistesgaben ausgestattet und von einem eisernen, von früh ab auf feste Ziele gerichteten Fleiß getrieben, konnte er die Vorbereitung auf dem Gymnasium (zu Braunsberg) schon in der Mitte des 18. Lebensjahres abschließen. Bei seinen Universitätsstudien, deren erstes Triennium er in Breslau und auf den Lyceen in Münster und in Braunsberg abmachte, beschränkte er sich durchaus nicht auf sein Lebensfach und was diesem zunächst lag, sondern betrieb in ganz erstaunlicher Weise, überall den bedeutendsten und den gelehrtesten Lehrern aufs engste sich anschließend, vorzugsweise philosophische, (alt- und auch neu-) philologische und vor allem historische Studien. Nach Ablegung des theologischen Examens erhielt er im August 1857 zu Frauenburg die niederen Weihen und genau ein Jahr später vom Bischof die Priesterweihe. Nachdem H. sodann gemäß einer bischöflichen Anordnung eine kurze Zeit priesterlicher Thätigkeit obgelegen hatte, ging er im Mai 1859 noch einmal nach Münster und zu Ostern 1860 nach München, wo die für seine damaligen Zwecke überreiche Hofbibliothek seine Thätigkeit ganz besonders in Anspruch nahm; hier wurde er auch im Januar 1861 zum Doctor der Theologie promovirt. Nach zweijähriger Abwesenheit heimgekehrt, war er noch, bevor er endlich eine feste Stellung in Braunsberg erhielt, zwei Jahre als Caplan beschäftigt, davon die allermeiste Zeit in Königsberg, wo er wieder die Bibliothek und ganz besonders das Staatsarchiv in seiner freien Zeit für seine besonderen Zwecke ausbeutete. Im August 1863 wurde H. mit der Leitung des bischöflichen Knabenconvicts in Braunsberg betraut, aber schon im folgenden Frühjahr als Subregens des dortigen Priesterseminars angestellt, wodurch auch seine akademische Lehrthätigkeit am Lyceum Hosianum, an dessen theologischer Facultät er sich inzwischen als Privatdocent habilitirt hatte, vielfach wieder unterbrochen wurde. Kaum war H. zu Ostern 1870 endlich Regens des Seminars und zugleich Professor der Moraltheologie am Lyceum geworden, als die großen Ereignisse der Zeit ihm dauernde Unterbrechungen auflegten. Zunächst begleitete er seinen Bischof auf die vaticanische Kirchenversammlung, wo er sich zuerst im Widerspruch und dann in der Unterwerfung ganz den deutschen Bischöfen anschloß, sodann wurde er nach Berlin berufen, um bei den französischen Gefangenen die Seelsorge auszuüben, und endlich bedrohte der „Kulturkampf“ das Lyceum fast mit der völligen Auflösung. Der letzte große Wandel in seinem Leben trat endlich für H. im Jahre 1886 ein, als der neu gewählte Bischof ihn in seine bisherige eigene Domherrnstelle nach Frauenburg berief, und in dieser verblieb H., nach den verschiedensten Richtungen hin amtlich thätig, bis zu seinem Lebensende. — Dieser einfache Rahmen des äußern Lebenslaufes umschließt ein farbenreiches, wechselvolles, wahrhaft glänzendes

Bild geistiger Thätigkeit und Arbeit. Hipler's sämmtliche schriftstellerischen Arbeiten, die schon mit der Studentenzeit beginnen und unter denen die kleineren wol nach Hunderten zählen, hier aufzureihen verbietet sich von selbst, ist doch z. B. der Inhalt des Pastoralblattes für die Diöcese Ermland, welches H. von 1869 ab bis unmittelbar vor seinem Tode herausgegeben hat, abgesehen von den amtlichen Mittheilungen fast ausschließlich seiner Feder entflossen — kleine Arbeiten aus allen Gebieten und aus allen Zeiten des Bisthums. Dabei erhielten auch andere Zeitschriften, vor allen die Zeitschrift für die Geschichte Ermlands, dann die Mittheilungen des ermländischen Kunstvereins, die Altpreußische Monatsschrift u. a., reiche Beiträge von H., die sich vom Preußenapostel Adalbert bis auf den Fürstbischof Joseph von Hohenzollern (Anfang des 19. Jahrh.) erstrecken. Von selbständigen, größeren Arbeiten Hipler's seien erwähnt: de b. Dorothea vidua inclusa, die bekannte Klausnerin Dorothea von Montau (in den Acta Bollandiana XIII), die geistlichen Gedichte des Johannes Dantiscus, das Spicilegium Copernicanum (der große ermländische Astronom hat H. immerfort beschäftigt), die gewaltige Arbeit der Briefsammlung des Cardinal-Bischofs Stanislaus Hosius, des Wiederherstellers des Katholicismus im Ermland, welche H. zusammen mit einem polnischen Gelehrten herauszugeben begonnen hat, ein Abriß der ermländischen Litteraturgeschichte; auch ein ermländisches Schriftsteller-Lexikon hat H. geplant und vorbereitet. In seiner frühesten Zeit hatte sich H., von seinen philosophischen, zumal neuplatonischen Forschungen ausgehend, insbesondere der an den Namen Dionysius anknüpfenden „areopagitischen“ Frage zugewendet, nachdem er aber seine fleißigen und tief eindringenden Untersuchungen mit seiner Doctorarbeit „Dionysius der Areopagite“ (1861), deren Hauptresultat der bisherigen Auffassung scharf widerspricht, zum Abschluß gebracht hatte, hat er dieses Problem zwar niemals ganz aus dem Auge verloren, es aber im wesentlichen nicht mehr berührt, seine ersten eigenen Ergebnisse hat er jedoch später in offenem Eingeständniß ihres Irrthums zurückgenommen. — Für die ermländische und die altpreußische Geschichte wird H. immerdar als eine der festesten Stützen bestehen bleiben und allseitig gern anerkannt werden.

Dittrich, Dr. Franz Hipler, Domcapitular in Frauenburg. Skizze eines Gelehrtenlebens (Zeitschrift für die Geschichte und Alterthumskunde Ermlands, XII 2, 1898, S. 383—427). K. Lohmeyer.

Hirsch: August (vor der Taufe Aron Simon) H., Arzt und Historiker der Medicin, geboren als Sohn eines Kaufmanns in Danzig am 4. October 1817, fand bereits als Knabe besonderen Gefallen an historischer und geographischer Lectüre, Reisebeschreibungen u. dgl. Anfangs vom Vater für den Kaufmannsstand bestimmt, trat er mit 15 Jahren in ein Berliner Handlungshaus als Lehrling ein, gewann jedoch gegen den kaufmännischen Beruf eine Abneigung und nahm infolgedessen nach dreijähriger, wenig erfolgreicher Thätigkeit den Schulbesuch auf dem Gymnasium in Elbing wieder auf, das er 1830 absolvirte, um dann Medicin in Leipzig und Berlin zu studiren. An letztgenannter Universität erlangte er mit einer umfangreichen, an litterarhistorischen Notizen außerordentlich reichhaltigen, seinem Gönner Wilhelm Baum, damals noch Oberarzt in Danzig, gewidmeten Inauguraldissertation „De laryngostasi exsudativa vulgo Croup vocata“ 1843 die Doctorwürde. Nach Beendigung seiner Studien und Prüfungen ließ sich H. zunächst als Arzt in Elbing nieder. Von hier aus beabsichtigte er anfangs in holländisch-indische, und nachdem ihm hiervon von privater ärztlicher Seite abgerathen war, in englisch-ostindische Dienste als Arzt zu treten. Auch dieser Plan zerschlug sich

jedoch, und H., der mittlerweile nach Danzig übergesiedelt war, setzte hier die schon früher für den erwähnten Plan zwecks wissenschaftlicher Vorbereitung begonnenen Studien über historisch-geographische Pathologie fort. Als Ergebniß derselben erschien nach mehreren kleineren, in Virchow's Archiv und anderen Zeitschriften veröffentlichten Abhandlungen (über Malariafieber, typhöse Krankheiten, Ruhr, indische Pest, Friesel, Madura-Fuß u. a.) das große „Handbuch der historisch-geographischen Pathologie" (2 Bde., Erlangen 1859—64, 2. Aufl., 3 Bde., Erlangen 1881—86), das dem Verfasser einen Weltruf begründete und zugleich 1863 einen Ruf als ordentlicher Professor der Pathologie und medicinischen Geschichte und Litteratur nach Berlin verschaffte, wo H. bis zu seinem am 28. Januar 1894 erfolgten Ableben in segensreichster Weise als Lehrer, Forscher und Schriftsteller wirkte, nachdem er nur in den letzten Lebensmonaten wegen Krankheit seine Thätigkeit hatte einstellen müssen. Hirsch's Hauptwerk ist das vorhin genannte Handbuch, das mit Recht Aufsehen erregte. Es steht in seiner Art wegen der überwältigenden Fülle litterarhistorischer Notizen, die sich nach einer Zählung des Unterzeichneten auf gegen 15 000 belaufen, wegen einer großen Reihe ätiologischer Aufschlüsse und vor allem als erste, systematische und vollständige Bearbeitung des Gegenstandes noch heute unübertroffen da und wird für immer seinen Werth behalten, obwol inzwischen durch die von der Bacteriologie ausgegangene Umwälzung der Anschauungen manche darin niedergelegte Lehren als veraltet gelten müssen. Als ein Denkmal deutschen Gelehrtenfleißes und in der Art, wie Verfasser es verstanden hat, als ein „vir ex libris doctus" ohne Experiment, ohne Section, ohne Mikroscop, ohne Laboratorium lediglich auf dem Wege gesunder Kritik und einer rationellen Empirie auf Grund statistischer und anderweitiger litterarischer Mittheilungen mit vielem Scharfsinn über einzelne Krankheiten sehr wichtige Aufschlüsse zu gewinnen bezw. zu erhärten (z. B. über Malaria, Kindbettfieber, meningitis cerebrospinalis epidemica) verdient das Werk die höchste Bewunderung. Weitere, nicht minder gediegene Arbeiten von H. zur Geschichte sind seine „Geschichte der Augenheilkunde" (Leipzig 1877 als Bd. VII von Graefe-Saemisch, Handbuch der Augenheilkunde); „Geschichte der medicinischen Wissenschaften in Deutschland" (München und Leipzig, 1893, im Auftr. der histor. Commission der Münchener Akad. d. Wissensch.), seine Habilitationsschrift über die Anatomie der Hippokratiker (Berlin 1864), seine Ausgabe von Hecker's kleineren seuchengeschichtlichen Schriften (ebd. 1865), sein großes, zusammen mit Gurlt herausgegebenes „Biographisches Lexikon hervorragender Aerzte aller Zeiten und Völker" (Wien und Leipzig 1884—88), seine schöne, zur Stiftungsfeier der Kaiser-Wilhelm-Akademie für Militärmedicin am 2. August 1889 gehaltene Rede über die historische Entwicklung der öffentlichen Gesundheitspflege u. a. m. Auch um den letztgenannten Zweig hat sich H. in der vorbacteriellen Zeit wesentliche Verdienste erworben. Er bereiste 1865 im Auftrage der Regierung die von Meningitis cerebrospinalis heimgesuchte Provinz Westpreußen und veröffentlichte über die Ergebnisse dieser Studien eine Monographie (Berlin 1866), veranlaßte zusammen mit v. Pettenkofer die 1873 erfolgte Bildung der „Cholera-Commission für das deutsche Reich", bereiste als deren Mitglied die Provinzen Westpreußen und Posen, nahm 1874 als Delegirter des deutschen Reichs an den Berathungen der internationalen Cholera-Conferenz theil, ging 1879 im Auftrage der Reichsregierung zusammen mit Sommerbrodt und Küßner zu Studien über die im Gouvernement Astrachan herrschende Pest nach Rußland und veröffentlichte auch hierüber die betreffenden Berichte (Berlin 1880), wurde Begründer und hervorragendes Mitglied der 1872 zu Berlin ins Leben getretenen „Deutschen Gesellschaft für öffentliche

Gesundheitspflege", deren erster Vorsitzender er bis 1885 war und zu deren Ehrenmitglied er 1886 ernannt wurde.

Vgl. Pagel, Deutsche Med. Wochenschr. 1893, Nr. 7 und ebenda 1894, Nr. 5 sowie Deutsche Vierteljahrsschr. f. öffentl. Gesundheitspfl. 1894.

Pagel.

Hirsch: Samson Raphael H., geboren am 20. Juni 1808 zu Hamburg, † am 31. December 1888 in Frankfurt a. M., hervorragender Theologe, Pädagoge und Kanzelredner. Ursprünglich für den Kaufmannsstand bestimmt, verließ er diesen ihm nicht zusagenden Beruf schon nach einigen Jahren und kam, nachdem er anfangs in seiner Vaterstadt bei den durch seine Kämpfe gegen die Reform des Judenthums bekannten Chacham Bernays theologischen Studien oblag, später nach Mannheim, woselbst er ein Schüler Jakob Ettlinger's wurde, der daselbst Klausrabbiner war. Später bezog er die Universität in Bonn und stand dort in freundschaftlicher Beziehung zu dem gleichfalls die dortige Universität besuchenden Abraham Geiger, dem späteren hervorragenden Wortführer der Reform des Judenthums. Geiger und H. gründeten in Bonn in Gemeinschaft mit anderen jungen jüdischen Theologen einen Rednerverein, in welchem letzterer die erste Predigt hielt und waren sich beide damals noch ihrer Gegensätzlichkeit in der Auffassung des Judenthums nicht recht bewußt. 1830 wurde H. als Landrabbiner nach Oldenburg berufen, woselbst der jüdische Geschichtschreiber Graetz unter seiner Leitung heranwuchs, der später zu ihm eine gegnerische Stellung einnahm. 1841 trat H. die Landrabbinerstelle in Emden an und folgte 1847 einem Rufe als Landrabbiner von Mähren und Schlesien mit dem Sitze in Nicolsburg, woselbst er bis zum Jahre 1851 verblieb, in welchem er die ihm angebotene Rabbinerstelle an der neu gegründeten „Israelitischen Religionsgesellschaft" in Frankfurt a. M. annahm und wo er bis zu seinem Lebensende mit unermüdlichem Eifer und mit unbeugsamer Festigkeit seine hervorragenden Geisteskräfte in den Dienst des orthodoxen Judenthums stellte, dessen bedeutendster Wortführer er gewesen. Aufsehen erregten seine 1836 pseudonym erschienenen „Neunzehn Briefe". Er trat in denselben gegen die fortschrittlichen Bestrebungen im Judenthum auf und stellte in seinem 1837 erschienenen „Choreb" Versuche über Jisroels Pflichten die historische Entwicklung nicht anerkennend, in sonderbarer Weise die Uebung aller überkommenen religiösen Bräuche für alle Zeiten als Norm des Judenthums auf und versuchte durch eine oft zu weit getriebene Symbolisirung und Allegorisirung den aus der Zeit entstandenen verschiedenen äußeren Gestaltungen des Judenthums unbedingte, immerdauernde Geltung und Anerkennung zu verschaffen, was ihm aber im allgemeinen nur wenig gelang, weil seine dahingehenden Ausführungen, wenn auch geistvoll gehalten, den Stempel des Unnatürlichen an sich tragend, vor dem Forum der Wissenschaft nicht Stand halten konnten. 1855 gründete H. eine Monatsschrift zur Förderung jüdischen Geistes und Lebens „Jeschurun" (1855—1869), in der neben seinen geistvollen, nach Form und Inhalt gleich bedeutenden Predigten, auch seine heftigen, vom Fanatismus nicht freien Ausfälle gegen die reformistischen Richtungen Platz fanden, was besonders stark hervortrat in den gegen das 1854 ins Leben gerufene erste jüdische theologische Seminar in Breslau gerichteten Angriffen und gegen den, um das Judenthum und seine Wissenschaft hochverdienten Leiter desselben, Dr. Zacharias Frankel. In Frankfurt a. M., wo H. in einer von der Hauptgemeinde getrennten orthodoxen Gemeinde wirkte, fand er ein reiches ergiebiges Feld für seine Thätigkeit und hat sich durch Gründung der israelitischen Realschule, der höheren Töchterschule und der jüdischen Volksschule um das Aufblühen seiner Gemeinde bleibende Ver-

dienste erworben, wie er denn auch in Consequenz seiner Richtung an dem Zustandekommen des Austrittsgesetzes thätigen Antheil nahm und jede Verbindung mit einer Gemeinde, die nicht auf seinem Standpunkte stand, für religionsgesetzlich verboten erklärte. Nebstdem entfaltete H. in Frankfurt a. M. eine reiche wissenschaftliche Thätigkeit. 1867 gab er einen Commentar zum Pentateuch heraus, dem 1882 einer zu den Psalmen folgte. Wenn diese Arbeiten auch nicht den Forderungen, die man an eine streng wissenschaftliche Exegese stellt, entsprachen (vgl. Raphael Kirchheim: die neue Exegetenschule, eine kritische Dornenlese aus S. R. Hirsch, Erklärungen der Genesis, Breslau 1867), so haben sie doch durch die hervorragend geistige Begabung des Verfassers vielen Kreisen eine mächtige Anregung gegeben und große Anerkennung und weite Verbreitung gefunden. 1895 wurden aus dem Nachlasse Hirsch's Israels Gebete übersetzt und erklärt herausgegeben und wurden 1894 die „Neunzehn Briefe" und 1899 der „Choreb" neu aufgelegt. Von der Ausgabe von S. R. Hirsch, „Gesammelte Schriften", sind zwei Bände, herausgegeben von seinem inzwischen verstorbenen Sohne Justizrath Naftali Hirsch, bis jetzt erschienen.

Adolf Brüll.

Hirsche: Georg Karl H., lutherischer Theologe, bekannt wegen seiner Arbeiten über Thomas von Kempen, wurde als Sohn eines Bäckers am 19. April 1816 in Braunschweig geboren und starb am 23. Juli 1892 als emeritirter Senior des geistlichen Ministeriums und Hauptpastor zu Hamburg. Er besuchte die gelehrten Anstalten, das Obergymnasium und das Collegium Carolinum, seiner Vaterstadt und studirte dann Theologie in Göttingen und Berlin. In Göttingen hatte vor allem Friedrich Lücke (s. A. D. B. XIX, 357) auf ihn Einfluß; H. nannte sich gern und dankbar einen Schüler Lücke's. In Berlin war er nur wenige Monate im Sommer 1836, sodaß er Schleiermacher († 1834) nicht gehört hat; auch hat Schleiermacher's Theologie ihn nicht beeinflußt. Am 4. November 1836 bestand er die erste und am 7. August 1840 die zweite theologische Prüfung in Wolfenbüttel; zwischen beiden war er eine Zeitlang bei Adolph Monod in Montauban, wo er als Lehrer an einer Knabenpension thätig war. Im November 1840 machte er noch ein Schulamtsexamen und ward darauf im October 1841 Lehrer an der Bürgerschule in Holzminden. Am 13. October 1846 ward er in ein Pfarramt nach Osnabrück berufen; er konnte dieses Amt erst im Sommer 1848 antreten, weil die königliche Bestätigung der Wahl so lange auf sich warten ließ. Es hatte nämlich eine größere Anzahl von Gemeindegliedern gegen Hirsche's Wahl protestiert, weil sie an seiner Wahlpredigt wohl nicht ganz mit Unrecht Anstoß genommen hatten. Die Bestätigung erfolgte, als im Frühjahre 1848 Braun in Hannover Cultusminister geworden war, und galt als ein Sieg des Liberalismus über die Orthodoxie. Im März 1855 wurde er in seine Heimath zurückgerufen als Director der Bürger- und Freischulen und des Schullehrerseminars in Wolfenbüttel. In dieser Stellung hat H. sich mit den Aufgaben des Volksschulwesens eingehend beschäftigt; seine Thätigkeit als Leiter desselben fand vielfache Anerkennung, auch über den Kreis seiner engern Heimath heraus; und infolge dieser Anerkennung geschah es denn auch, daß man in Hamburg, wo man eine staatliche Ordnung des Volksschulwesens beabsichtigte, bei der Besetzung eines Hauptpastorates an ihn dachte. Denn die Hauptpastoren waren vermöge ihres Amtes damals noch Scholarchen, d. h. Leiter des Schulwesens. Am 15. Februar 1863 wurde H. zum Hauptpastor zu St. Nicolai in Hamburg gewählt; er nahm den Ruf an und ist sodann noch beinahe 29 Jahre in dieser Stellung thätig gewesen. Als infolge der Umgestaltung des Schulwesens zur Beaufsichtigung und Leitung desselben im Jahre 1871 eine neue Oberschul-

behörde eingesetzt wurde, ward er wieder Mitglied derselben; um dieselbe Zeit ward er auch Mitglied des Kirchenrathes, und in beiden Behörden verblieb er, bis ihn die Abnahme seiner Kräfte und vor allem eine fast völlige Erblindung am Schluß des Jahres 1891 zur Niederlage aller seiner Aemter nöthigten. Im Jahre 1879 war er vom Kirchenrath zum Senior des geistlichen Ministeriums erwählt. In allen seinen amtlichen Stellungen hat er sich durch seine sachliche Beurtheilung der Verhältnisse und sein großes persönliches Wohlwollen Achtung und Liebe erworben; in vielen Kreisen der Bürger und namentlich auch bei den Lehrern stand er in großem Ansehen. Aber weit über Hamburgs Grenzen heraus ist er bekannt geworden durch seine Arbeiten über Thomas von Kempen, auf die er wenigstens während seiner Hamburger Zeit alle seine Muße verwandte. Das Ergebniß dieser seiner Studien legte er nieder in einem weitläufig angelegten Werke: „Prolegomena zu einer neuen Ausgabe der Imitatio Christi nach dem Autograph des Thomas von Kempen," dessen 1. Band 1873 (bei Carl Habel in Berlin) und dessen 2. Band 1883 (ebenda) erschien. Zwischen diesen beiden Bänden erschien die Ausgabe der Imitatio selbst (1874 in demselben Verlage, 2. Auflage 1890), und der große Artikel über „Die Brüder des gemeinsamen Lebens" im 2. Bande der 2. Auflage der Protestantischen Realencyklopädie von Herzog und Plitt, 1878. Auch diese letztere Arbeit, die mit den Studien über Thomas eng zusammenhing, darf als eine bahnbrechende bezeichnet werden. In Anerkennung dieser Forschungen ernannte ihn im Jahre 1881 die theologische Facultät in Gießen honoris causa zum Doctor der Theologie. Leider ward es ihm nicht vergönnt, den dritten und letzten Band seiner Prolegomena zu vollenden und selbst herauszugeben. Er hatte sich durch seine Beschäftigung mit den meistentheils sehr klein geschriebenen Manuscripten des Thomas ein Augenleiden zugezogen, das allmählich in fast völlige Blindheit überging und ihm unmöglich machte, selbständig weiter zu arbeiten. Er hat dieses große Leiden in wahrhaft christlicher Geduld getragen. Nachdem er wegen desselben auch seine sämmtlichen Aemter auf den 1. Januar 1892 niedergelegt hatte, lebte er in ländlicher Zurückgezogenheit nur noch wenige Monate und starb wenige Tage, nachdem ihn ein Schlagfluß getroffen, am 23. Juli 1892. Soweit der dritte Band der Prolegomena sich in Hirsche's Nachlaß druckfertig vorfand, hat der Unterzeichnete ihn im Jahre 1894 herausgegeben. Als feststehendes Resultat der Forschungen Hirsche's darf ein Doppeltes angesehen werden, einmal der Nachweis, daß Thomas von Kempen wirklich der Verfasser des jetzt unter dem Namen Imitatio Christi („Von der Nachfolge Christi") bekannten Werkes ist, und sodann die Entdeckung, daß sich in diesem Werke Rhythmus und Reime finden. Von diesem Rhythmus gibt Hirsche's deutsche Uebersetzung des ersten Buches der Imitatio, die im dritten Bande der Prolegomena abgedruckt ist, dem Leser, der das Original nicht in Hirsche's Ausgabe lesen kann, einen Begriff; diese vortreffliche Uebersetzung ist die letzte Arbeit Hirsche's gewesen; er hat sie, als er schon selbst garnichts mehr lesen konnte, seiner Frau dictirt.

Vgl. den Artikel über Hirsche im 8. Bande der 3. Aufl. der Protestantischen Realencyklopädie, 1900.

Carl Bertheau.

Hirschfeld: Cristian Cay (Cajus) Lorenz H., geboren zu Nüchel bei Eutin am 16. Februar 1742, † in Kiel am 20. Februar 1792, idyllisch-moralischer Schriftsteller und Theoretiker des Gartenbaus, nimmt in beiderlei Hinsicht unter seinen Zeitgenossen eine hervorragende Stellung ein. Er hatte seit 1760 in Halle und Kiel studirt und wurde Lehrer der Prinzessin Hedwig Elisabeth Charlotte von Holstein-Gottorf und ihrer Brüder Wilhelm August

und Peter Friedrich Ludwig (denen er auch den „Versuch über den großen Mann" gewidmet hat). Die Reise, die er als ihr Begleiter unternahm, führte ihn nach Bern, wo er bis 1767 seine Studien fortsetzte; der Aufenthalt in der Schweiz und der Umgang mit den feingebildeten Berner Patriciern, den Tscharner, Bonstetten u. s. w. machte augenscheinlich Epoche in seinem Leben. Nach der Heimkehr ward er 1769 als Professor der Philosophie und der schönen Wissenschaften nach Kiel berufen, wo er fortan blieb, wie es scheint, unverheirathet.

H. entwickelte seitdem eine lebhafte populär-wissenschaftliche Thätigkeit. Der Prinzenerzieher sucht in dem „Versuch über den großen Mann" (I 1768, II 1769) oder den „Gedanken über die moralische Bildung eines jungen Prinzen" (1768) in die herkömmlichen Declamationen über Tugend und Größe ein wenig Empirie zu bringen, ohne sich doch wesentlich über die umlaufenden Schulgeschichten von großen Männern und ein paar Citate aus La Bruyère, Bossuet, Addison und Abbt zu erheben. Auch andere Schriften („Betrachtungen über die heroischen Tugenden" 1770, „Vom guten Geschmack in der Philosophie" 1770 u. a.) zeigen ihn lediglich als einen Genossen jener mild zuredenden Laientheologie und Weltphilosophie, als deren bester Vertreter etwa Garve zu nennen wäre.

Aber der etwas weichliche Optimismus dieser Richtung ermöglichte es H., eine vorteilhafte Specialität zu finden. Schon 1767 erschien sein Hauptwerk, „Das Landleben", das dann wiederholt gedruckt wurde. H. will nach seinem eigenen Zeugniß nicht Schilderungen, sondern die Moral des Landlebens geben — eine Moral, die etwa auf den Satz herausläuft, daß „für den Weisen die ganze Welt ein unermeßlicher Schauplatz von Vergnügungen ist". Wenn aber etwa Sulzer diesen Standpunkt der Natur gegenüber mit steifer Lehrhaftigkeit durchführt, weiß H. ihn mit wirklicher Anmuth zu erfüllen. Das noch heute lesbare Büchlein bringt freilich keine neuen Gedanken — solche hat H. nie besessen —, aber es gleicht den von ihm gepriesenen Gärten mit den geschickt zu Aussichtspunkten führenden Wegen, mit dem ungezwungnen Zierrath mancher Dichterstellen aus Kleist, Hagedorn, Uz und Geßner, mit der freundlich temperirten Heiterkeit des Tons. In der Beobachtung mancher Farbennuancen zeigt sich sogar eine gewisse Modernität; auch gehört H. zu den Ersten, die eine ausführliche Schilderung des Sonnenaufgangs versuchten, später eine beliebte Uebung. — Es folgte „Der Winter" (1769), eine schwache Vertheidigung der rauhen Jahreszeit, von der der moderne Leser sich etwa aus Lubbock's „Pleasures of life" und ähnlichen Lebensempfehlungen für die gutsituirten Kreise eine Vorstellung machen mag. Angenehm wirkt nur die Humanität, die auch z. B. in der „Apologie für die Menschheit", „Von der Gastfreundschaft" (1777) seinem Lieblingsphilosophen Home gegenüber den angeborenen Fremdenhaß des Menschen empirisch-declamatorisch leugnet.

Hirschfeld's doppelte Neigung, den Sinn für das Schöne in der Natur zu schärfen, und praktische Pädagogie zu treiben, veranlaßte ihn seit 1773 zu seiner erfolgreichsten Specialisirung: er ließ eine Reihe von Schriften über Gartenkunst und Landhäuser erscheinen (besonders „Anmerkungen über die Landhäuser und die Gartenkunst" 1777, „Theorie der Gartenkunst" 1779—85). H. bezeichnet sich selbst als den ersten Theoretiker Deutschlands auf diesem Gebiet. Mit Eifer tritt er für den natürlicheren englischen Geschmack gegen französische Steifheit und italienische Ueberladung ein. Wie weit er auf die großen praktischen Leistungen der neuen deutschen Gartenkunst in Dessau, Weimar, Muskau und Branitz Einfluß geübt hat, entzieht sich meiner Kenntniß; doch scheint wenigstens Fürst Pückler direct auf die englischen Theoretiker zurück-

gegangen zu sein, unter denen besonders der gefeierte Kritiker Home für H. Autorität ist. Jedenfalls hat H. das Verdienst, die große Wendung im Geschmack an der cultivirten Natur vorausgefühlt und befürwortet zu haben.

H. war bei Lebzeiten ein vielgelesener Autor. Die „Gartenkunst“ ward durch Fr. de Castillon, den Secretär der Berliner Akademie der Wissenschaften, ins Französische übersetzt, mehrere andere Bücher ins Holländische. Anthologien bringen Naturschilderungen von H.; aber schon die ausgezeichnete von G. Schwab kennt ihn nicht mehr. Die Biographen Bonstetten's und Zimmermann's nehmen keine Notiz von dem Autor, der auf die „Briefe über ein schweizerisches Hirtenland“ und die „Einsamkeit“ gewiß Einfluß ausübte. Die englischen Landsitze, die er schon recht hübsch beschreibt, mußte Pückler von neuem entdecken. Ein gewisser Nachruhm sollte dem liebenswürdigen Verfasser des „Landlebens“ und der „Anmerkungen über die Landhäuser“ billig gegönnt werden, wenn auch die süßlichen Illustrationen seiner Bücher leider nicht selten zum Text passen.

Meusel 5, 535 (mit vollständiger Bibliographie). — Goedeke, 2. Aufl. 4, 50 (Auswahl). — Für den „Versuch über den großen Mann“ vgl. Dessoir, Gesch. d. deutschen Psychologie, 1. Aufl., S. 339.

Richard M. Meyer.

Hirschfeld: Oscar Gustav H. ist als Sohn eines wohlhabenden jüdischen Kaufmanns am 4. November 1847 zu Pyritz in Pommern geboren. Nachdem er zuerst Privatunterricht genossen hatte, besuchte er seit 1859 das Gymnasium seiner Vaterstadt und bezog dann im Herbst 1865 die Universität Berlin, die er nach einem Jahre mit Tübingen vertauschte. Dann studirte er zwei weitere Semester in Leipzig und schließlich noch ein Jahr in Berlin. Dort promovirte er am 20. Mai 1870 mit der Abhandlung „De titulis statuariorum sculptorumque Graecorum capita duo priora“, welche im folgenden Jahr in sehr erweiterter Form als Buch erschien. Seine Neigung gehörte wol von Anfang an der Archäologie, während er im übrigen seine Studien zunächst sehr schweifen ließ. Bereits in seinen ersten Berliner Semestern hat er bei Friedrichs gehört, in Tübingen hörte er, abgesehen von philosophischen Collegien, bloß bei Michaelis; in Leipzig hat er zwar Vorlesungen bei G. Curtius und Ritschl besucht, aber es war doch hauptsächlich Overbeck, der ihn fesselte. Auch während seines zweiten Berliner Aufenthalts trat die eigentliche Philologie stark zurück, mit der er sich zeitlebens nicht sehr befreundet hat. Dagegen fand er hier in Ernst Curtius auf archäologischem Gebiete einen immer aufs neue von ihm gepriesenen Lehrer, der die großen Talente des Zwanzigjährigen früh erkannte und den etwas Flüchtigen und Zerfahrenen, der seine Gabe rascher Auffassung und gewandter Darstellung schnellfertig zu verwerthen geneigt war, in ernste und strenge wissenschaftliche Arbeit einführte. Neben der Archäologie trieb H. namentlich unter der Leitung Kirchhoff's epigraphische Studien.

Im Januar 1871 unternahm er seine erste Reise nach dem Süden, wobei er nach einigen Monaten durch ein Stipendium des archäologischen Instituts unterstützt wurde. Er besuchte Bologna, wo damals Zanoni seine berühmten Ausgrabungen begonnen hatte, und Ravenna und ging dann nach Athen, von wo aus er eine Reihe von Ausflügen nach Attika, dem Peloponnes und den benachbarten Inseln machte. Neben einer Anzahl kleinerer Arbeiten war die Frucht dieser Reisen namentlich die in den Annali dell' Instituto von 1872 erschienene „Lettera ad A. Conze“ über die Dipylonvasen. Im August traf er in Constantinopel mit Curtius zusammen und nahm unter seiner Führung mit Stark, Adler, H. Gelzer und dem Major Regely an jener Wanderung durch die westlichen Küstengegenden von Kleinasien theil, der wir so werthvolle

Aufschlüsse verdanken. Das Interesse Hirschfeld's wandte sich hier insbesondere den topographischen Arbeiten zu, deren Technik er sich vollständig zu eigen machte, und die Reise wurde entscheidend für seine spätere Studienrichtung. Nach Athen zurückgekehrt, begann er sofort eine topographische Untersuchung der Häfen, deren Ergebnisse 1878 in dem „Topographischen Versuch über die Peiraieusstadt“ veröffentlicht worden sind. Das folgende Jahr verbrachte er in Rom, Unteritalien und Sicilien, wesentlich mit archäologischen Studien beschäftigt, ging dann nochmals nach Nordgriechenland und dem Peloponnes und nahm endlich, im Sommer nach Deutschland zurückgekehrt, noch einen längeren Aufenthalt in London zum Studium der dortigen Kunstschätze. Der Gedanke an die Erforschung Kleinasiens und seiner reichen antiken Ueberreste hat ihn nicht wieder losgelassen. Auch Curtius, dem er auf der Reise sehr nahe getreten war, hatte seine große Begabung für ein solches Unternehmen erkannt, und seinem Einflusse war es zuzuschreiben, daß H. bereits im Frühjahr 1874 von der Berliner Akademie zusammen mit dem damaligen Baumeister Eggert mit der Erforschung eines Theiles des südwestlichen Kleinasiens betraut wurde. Die Reise ging von Adalia über Termessos nach Pamphylien und dann von Side durch das Melasthal nach dem noch fast unbekannten innern Hochplateau. Hier wurde der westliche Rand des Beischehr=Sees festgelegt und nach einem schwierigen Uebergang über den Anamar=Dagh gelangten die Reisenden an das Südende des Sees von Ejerdir. Von dort ging es südlich nach Kremna, dann wieder nordwärts nach Isbarta, wo sich H. von seinem Begleiter trennte, der durch das Maeanderthal nach Aïdin ging, während er selbst durch Pisidien nach Apameia Kibotos vordrang, dessen Lage er aufnahm, und das er später eingehend besprochen hat. Von dort zog er zuerst in südlicher, dann in südöstlicher Richtung nach dem Grenzgebirge zwischen Lykien und Karien, das auf einem bisher unbekannten Passe überschritten wurde. In Karien besuchte er Aphrodisias und ging dann durch bisher unbekannte Gegenden nach Stratonikeia, um von da aus über Lagina und Alabanda Aïdin zu erreichen. Daran schlossen sich dann noch einige Ausflüge an der Westküste von Kleinasien und eine Durchforschung der Insel Teos, die ebenfalls nicht ohne wissenschaftliche Ausbeute blieben.

Die Ergebnisse dieser Expedition waren sehr bedeutend. Die Wege, welche H. eingeschlagen hatte, waren zum großen Theil von früheren Reisenden noch nicht betreten, und die zahlreichen antiken Ruinenstätten meist noch nicht systematisch untersucht worden; H. hatte die gesammte Route in großem Maßstab croquirt, zahlreiche Pläne aufgenommen und eine Fülle von Inschriften copirt, während Eggert die Monumente gezeichnet und photographirt hatte. Dabei hatte sich H. als einen für solche Reisen ganz ungewöhnlich veranlagten Gelehrten bewährt. Mit rastlosem und zielbewußtem Forschungseifer verband er ein immer fröhliches Naturell, das sich mit glücklichem Humor über alle Fährlichkeiten und Mißgeschicke hinwegsetzte. Sein Körper erwies sich als jeder Anstrengung und Strapaze gewachsen, gewandt und ausdauernd, obwol seine untersetzte Gestalt etwas zur Beleibtheit neigte; sein großes Sprachtalent hatte ihn zu dem Neugriechischen, das er schon vollkommen beherrschte, sich rasch auch des Türkischen bemächtigen lassen; in allen praktischen Dingen zeigte er ein großes Geschick und daneben entwickelte er eine außerordentliche Gabe, mit Menschen jeden Standes und jeder Nationalität umzugehen und sie seinen Zwecken geneigt zu machen.

Als daher das deutsche Reich im Jahre 1875 die Ausgrabungen von Olympia beschloß, erschien H. mit Recht als der geeignetste Mann, um dieses große Unternehmen ins Werk zu setzen. Zwei Winter, vom 4. October 1875

bis zum 26. Mai 1877 hat er hier im „Deutschen Hause“ bei Druwa geweilt und die Ausgrabungen geleitet, unterstützt zuerst von Adolf Böttticher, dann nach dessen Erkrankung durch Emil Streichert und K. Steinbrecht, den heutigen Baumeister der Marienburg, zuletzt auch durch Richard Weil. In der zweiten Campagne begleitete ihn seine junge Gattin, Margarethe, geb. Bredschneider, eine Ostpreußin, mit der er sich am 15. Juli 1876 in Berlin vermählt hatte. Mit dem Fortschreiten der Ausgrabungen kamen bald auch gelehrte und ungelehrte Besucher von Nah und Fern, darunter wiederholt Curtius als hochgeehrter Gast. Von dem heiteren und fröhlichen Leben, das sich damals in Olympia entfaltete, hat Ludwig Pietsch in seiner „Wallfahrt nach Olympia“ (Berlin 1879) ein anschauliches und anziehendes Bild entworfen. Unter Hirschfeld's Leitung wurden die wichtigsten topographischen Punkte der Altis festgelegt, der Zeustempel ganz und das Heräon zum größten Theile ausgegraben; die hervorragendsten Kunstwerke, welche er entdeckt hat, sind die Giebelfiguren des Zeustempels, die Nike des Paeonios und der Hermes des Praxiteles.

Nach dem Schlusse der zweiten Arbeitsperiode hat H. mit der Mehrzahl seiner Genossen der weiteren Thätigkeit in Olympia entsagt. Es waren ernste Differenzen mit gewissen Richtungen und Strömungen in der Berliner Centralleitung entstanden. H. hat die daraus erwachsene Verstimmung nie verwunden; von einer der in Berlin damals maßgebenden Persönlichkeiten konnte er nie ohne bitteren Hohn reden. Nach kurzem Aufenthalte in Deutschland ging er zunächst wieder nach London, wo er zu Newton in enge Beziehungen trat, und nach Paris, mit der Absicht, sich nachher in Leipzig zu habilitiren. In dieser Zeit hat er sich auch taufen lassen. Schwerlich aus äußerlichen Motiven. Er war zeitlebens eine tief religiös angelegte Natur und dem Judenthum sehr früh entfremdet. Kirchlich ist er aber so wenig gewesen, daß viele seiner Freunde lange Jahre hindurch nicht mit Sicherheit zu sagen wußten, welchem Glaubensbekenntnisse er formell angehörte.

Ehe er indessen noch zur Habilitation gelangte, wurde H. auf den Antrag der Facultät als Nachfolger Blümner's zum außerordentlichen Professor der Archäologie in Königsberg ernannt, wo zwei Jahre später ein ordentlicher Lehrstuhl für ihn geschaffen wurde.

Die Zahl der Studirenden der Alterthumswissenschaft in Königsberg war damals zwar ziemlich groß und im Wachsen begriffen, das Interesse an Gegenständen, welche nicht unbedingt zum Examen erforderlich waren, aber bei den dortigen eigenthümlichen Verhältnissen nur gering. Allein H. verstand es durch seine außerordentlich anziehende Vortragsweise und seine lebendige und immer anregende Persönlichkeit, dem von ihm vertretenen Fach die gebührende Stellung im Unterrichtsbetriebe zu verschaffen und auch einen anhänglichen Kreis speciellerer Schüler zu archäologischen und epigraphischen Uebungen um sich zu versammeln. Seine Vorlesungen umfaßten das ganze Gebiet der Kunstarchäologie, mit Einschluß der Numismatik; daneben las er über griechische Epigraphik und über Geographie und Topographie von Griechenland und Kleinasien. Seine öffentlichen Vorlesungen, namentlich über berühmte Kunststätten des Alterthums und über die Ergebnisse der neuern Ausgrabungen, wurden auch von vielen Studirenden anderer Fächer besucht. Sein Vortrag verband klare Verständlichkeit mit glänzender Form; selbst immer von der Anschauung ausgehend, wußte er auch bei den Zuhörern deutliche Anschauung zu erwecken, und der echte, niemals nebelhafte Enthusiasmus, von dem seine Ausführungen getragen waren, theilte sich auch ihnen mit. Das trat namentlich auch bei den

Vorlesungen über antike Kunstgeschichte hervor, die er in spätern Jahren vor einem größeren, nicht akademischen Publicum gehalten hat. Gehemmt wurde seine Thätigkeit leider vielfach durch die beschränkten Räumlichkeiten und die zum Theil dadurch bedingte Mangelhaftigkeit der akademischen Sammlungen, für die er sich vergebens bemüht hat, eine geeignetere Stätte zu erlangen.

Seine persönlichen Verhältnisse waren trotz mancher Störungen, welche das nicht immer erfreuliche akademische Leben mit sich brachte, sehr angenehm. Er sammelte einen großen Kreis von Freunden um sich, die er durch seine ungewöhnlichen geselligen Gaben nicht minder entzückte, wie vordem seine griechische und occidentalische Umgebung in Olympia. Immer hatte er etwas Neues, Unerwartetes, Anmuthiges und Anregendes vorzubringen, aber er verstand es auch stets, dankbar auf das einzugehen, was Andere boten. Im Grunde eine ernste Natur, war er doch immer der Fröhlichste der Fröhlichen, und seine Unterhaltung sprühte von Geist und Witz.

So fruchtbringend Hirschfeld's akademische Thätigkeit war, so läßt sich doch bezweifeln, ob seine Talente nicht anderweitig entsprechender hätten verwerthet werden können. Seine Stellung sagte ihm zwar in jeder Hinsicht zu, aber es trieb ihn doch immer wieder hinaus. Schon 1880 war er wieder in Italien und in Griechenland, namentlich auch in Olympia. Dann aber unternahm er vom Juli bis October 1882 mit Unterstützung der Berliner Akademie und der preußischen Regierung eine neue Forschungsreise nach Kleinasien, diesmal nach der Nordküste, dem alten Paphlagonien mit den angrenzenden Teilen von Phrygien und Galatien, einem Gebiet, das fast für unbekannt gelten konnte. Er erforschte von Ineboli aus zunächst das Gebiet des Devrikian Irmak, ging dann östlich an der Küste vor und gelangte, indem er sich darauf nach Süden wandte, in das Thal des Halys, das sich als ganz anders geartet erwies, als man sich bis dahin vorgestellt hatte und auf eine weite Strecke hin festgelegt werden konnte. Die Reise ging dann weiter südlich, über Oejuk und Bogazköi nach Iskelib. Von hier unternahm H. einen Ritt in südöstlicher Richtung nach Amasia, um das Gebiet der Iris aufzuklären, und dann weiter nach Tokat und Niksar. Daran schloß sich endlich die Erkundung des bisher nur an seiner Mündung bekannten Thermodon. Die auf mehr als 1500 Kilometer ausgedehnte Landreise schloß in Samsun, von wo H., nachdem er noch einen Ausflug nach Trapezunt unternommen hatte, nach Constantinopel zurückkehrte. Der Ertrag der Reise war nicht nur in geographischer und topographischer Beziehung ein sehr reicher, auch die archäologische Ausbeute war groß. Namentlich wurden zahlreiche Felsengräber und Sculpturen aus der kleinasiatischen Frühzeit entdeckt, die der wissenschaftlichen Forschung einen reichen neuen Stoff und manches auch heute noch nicht gelöste Räthsel darboten. Eine eigentliche Entdeckungsreise hat H. nachher freilich nicht mehr unternommen, aber er war doch nicht dazu gemacht, still am Schreibtisch zu sitzen. Er besuchte St. Petersburg und Paris, er war wiederholt in London, im Sommer 1888 bereiste er Spanien, 1889 ging er noch einmal nach Griechenland und Constantinopel, immer mit reichem Ertrag für seine Anschauungen, während er auch selbst in der Fremde fruchtbare Anregungen gab. Seine Eindrücke hat er mehrfach auch in größeren oder kleineren Aufsätzen zusammengefaßt.

In Hirschfeld's schriftstellerischer Thätigkeit trat seit der Uebersiedelung nach Königsberg die classische Archäologie mehr und mehr zurück, wenn man von einigen meisterhaften populären Aufsätzen absieht, welche, ursprünglich in Zeitschriften zerstreut, nach seinem Tode mit anderem Verwandten unter dem Titel „Aus dem Orient" gesammelt worden sind. Eingehende Studien hat er dagegen den zum guten Theil ja erst von ihm selbst entdeckten Felsengräbern und

Felsenreliefs von Kleinasien gewidmet. Bedeutend und umfangreich sind ferner seine Arbeiten auf dem Gebiete der griechischen Epigraphik, die in ihrer ganzen Behandlungsweise vielfach als Muster dienen können; die umfangreichste dieser Publicationen ist der vierte Theil der „Collection of ancient Greek inscriptions in the British Museum", welcher die Inschriften von Knidos, Halikarnassos und Branchidae mit ausführlichem Commentar enthält.

Mehr und mehr concentrirten sich indessen die Arbeiten Hirschfeld's auf geographische Fragen. Sein Interesse an diesen Dingen war sehr ausgebreitet, wie er auch als langjähriger Vorsitzender der Königsberger geographischen Gesellschaft bewies; aber für ihn persönlich stand die Geographie im Sinne Karl Ritter's und seines eigenen Lehrers Curtius im Vordergrunde, die von den fertigen Umrissen der Erdoberfläche ausgeht und ihre Wirkung auf den Menschen und ihre Wandlungen als Wohnstätte unseres Geschlechts verfolgt. Er ist auch öffentlich wiederholt für die hohe Bedeutung dieser Betrachtungsweise und dafür eingetreten, daß ihr im Unterricht auf Universitäten und höheren Schulen ihre Gleichberechtigung gegenüber der heute vorzugsweise gepflegten naturwissenschaftlichen Richtung gewahrt bleibe. So wenig er indessen ein einseitiger Liebhaber des Alterthums war — wie er denn z. B. den im Orient so lange vernachlässigten mittelalterlichen Ueberresten lebhaften Antheil entgegen brachte, so lag es doch nahe, daß er sich mit Vorliebe mit den Ländern der antiken Cultur beschäftigte, um so mehr, als ihm mit Recht nirgends der Zusammenhang zwischen Natur und Geschichte deutlicher hervorzutreten schien als hier. Er hat in Wagner's geographischem Jahrbuch drei Berichte über die Fortschritte unserer geographischen Kenntniß der alten griechischen Welt geliefert. Sein Hauptinteresse blieb immer der Erforschung Kleinasiens zugewandt. Er hat hier, wie früher durch seine eigenen Reisen, so später nicht nur durch Studien zur vergleichenden Topographie, sondern insbesondere auch durch die Zusammenfassung und Kritik fremder Ergebnisse ungemein förderlich gewirkt. Mancherlei Unternehmungen zur allseitigen Erforschung des Landes hat er angeregt und unterstützt; der Versuch, Einsicht in die Berichte der englischen travelling consuls zu erlangen, um mit ihrer Hülfe ein Gesammtbild der Halbinsel zu construiren, ist freilich trotz aller Bemühungen an militärischen Widerständen gescheitert.

Er blieb indessen bei der bloßen Erforschung des Einzelnen nicht stehen; sein lebhafter Geist drängte nach Combination und Vergleichung. So entstanden die beiden grundlegenden Abhandlungen über die „Typologie der griechischen Ansiedlungen" und die „Entwicklung des Stadtbildes"; in der letzteren hatte er bereits weit über die Grenzen der griechischen Welt hinausgegriffen.

Mitten aus rüstigster Thätigkeit und sich immer weiter ausbreitenden Studien wurde H. durch eine furchtbare Krankheit, ein Sarkom des Beckens, herausgerissen. Schon 1891 hatten sich die ersten Spuren gezeigt, seit 1893 war die Unheilbarkeit erkannt. Er selbst wollte freilich die Hoffnung lange nicht aufgeben, und es sieht fast so aus, als ob er durch seinen energischen Willen zum Leben das entfliehende länger festgehalten habe, als ihm sonst vergönnt gewesen wäre. Unter furchtbaren Schmerzen hat er 1893 den Druck der Inschriften des Britischen Museums und die Einleitung und die Anmerkungen zu der neuen Ausgabe von Moltke's Briefen aus der Türkei vollendet, welche immer eins seiner Lieblingsbücher gewesen waren, dann fuhr er, begleitet von seiner tapferen Gattin, sogar noch nach New-York, um dort durch ein angepriesenes neues Heilverfahren Rettung zu finden. Hoffnungslos zurückgekehrt, nahm er zuerst seinen Aufenthalt in der Schweiz und dann in

Wiesbaden, wo er am 20. April 1895 gestorben ist, immer noch geistig thätig und von den mannichfachsten Interessen bewegt. Seine Leiche wurde auf seinen Wunsch nach Königsberg übergeführt und dort bestattet.

Vita der Doctordissertation. — Ernst Curtius, Zur Erinnerung an Gustav Hirschfeld (Deutsche Rundschau, Bd. 84 [1895], S. 377 ff.). — Hans Prutz, Gustav Hirschfeld (Altpreußische Monatsschrift, Bd. 32 [1895], S. 311 ff.). — Max Lehnerdt, Gustav Hirschfeld (Jahresbericht über die Fortschritte der classischen Alterthumswissenschaft, 1898, Nekrologe, S. 65 ff.) Dabei ein vollständiges Verzeichniß von Hirschfeld's Schriften.

Franz Rühl.

Hirt: Johann H., Bildhauer, geboren am 4. März 1836 zu Fürth, † am 19. August 1897 in München, erregte schon in der Volks- und Gewerbeschule seiner Heimath Aufsehen durch seine auf schärfster Beobachtung beruhenden, mit Prämien belohnten Zeichnungen. Sein Vater, ein bürgerlicher Kammmacher, brachte ihn bei einem Kunstdrechsler in die Lehre; hier schnitzte der Junge viel in Elfenbein und gewann mit einem Becher auf der Pariser Exposition sein erstes Diplom. Seit 1855 auf der Münchener Akademie, war H. bald unter den Besten, erhielt bei einer Concurrenz den Preis, worauf er unter Professor Max Widnmann die classische Plastik studirte. Hier lieferte er mehrere Büsten, insbesondere aber viele anmuthigen und zierlichen Statuetten und Gruppen: einen etwas opernhaften „Faust und Gretchen", ein neckisches Duett „der verweigerte Kuß", eine Spinnerin, ein Haideröslein, „Hermann und Dorothea", eine Lady Macbeth, Aschenbrödel, eine lauschende Amazone; „Jäger und Fischerin" aus Oberbaiern; ein Ritterfräulein mit der Laute und einen mittelalterlichen Flötenspieler als Gegenstück. Besonderen Beifall fanden eine große „Charitas" (1872), ein mit seinem Hunde spielendes Kind, ein „Mädchen mit Zicklein" (1873), einige sehr sinnige Grabfiguren. In einem Cyklus schilderte H. die vier Jahreszeiten (vgl. Nr. 1844 Illustr. Ztg., Lpz., 2. Nov. 1878). Wie so viele andere Künstler begeisterte ihn auch Scheffel's „Ekkehard" zu einer Gruppe, wie der junge Mönch die in nur zu jugendlicher Schönheit prangende, in Wahrheit schon etwas ältliche herzogliche Witib über die Klosterschwelle trägt. Besonders aber gelang ihm die Wiedergabe des ganzen Zaubers frisch knospender, unberührter Mädchenschönheit, der unschuldigen „naked purity" und der vollen majestätischen Frauengestalt. Dazu gehört eine unter verschiedenen Benennungen öfter wiederholte, viel bewunderte „Quellen-Nymphe" (vgl. Lützow's Zeitschr. 1882. XVII, 59), wovon eine Variante für die Sammlung des Münchener Kunstvereins angekauft, aber leider in einem Winkel aufgestellt wurde, wodurch die gleichmäßig durchgearbeitete Schönheit der Ausführung nur theilweise dem Beschauer zugänglich bleibt. Ihr folgte die vom Schlangenbiß verwundete „Eurydike" (1879 als lebensgroßes Gipsmodell auf der Internationalen Kunstausstellung zu München und 1881 in Carraramarmor für Köln), eine gefesselte „Andromeda" und die im herrlichen Linienrhythmus durchgeführte, um erquickende Regenspende bittende „Arethusa" (nach dem Tode des Künstlers auf Staatskosten im Februar 1898 für die kgl. Glyptothek angekauft), welche mit einem „David" und der wohlgerundeten Gruppe „Nessus und Dejanira" 1888 auf der Münchener Ausstellung erschien. Mit Recht rühmte die Kritik: „Der reine Geist, mit welchem der Künstler die entzückenden Formen des Weibes wiedergegeben und ihr die ganze Fülle des verlockenden sinnlichen Reizes verliehen hat, während doch der hohe Adel der Auffassung dem Beschauer unmöglich macht, einer niederen Regung auch nur für einen Augenblick Raum zu geben, kann nicht hoch genug gepriesen werden". Weitere Schöpfungen

dieser Art waren eine „Klytia“, eine pfeilgetroffene „Niobide“, eine trauernde „Eva“, büßende „Magdalena“, eine dem Amor im Pfeilschießen Unterricht ertheilende „Venus“ und die Gruppe „Fischer und Nixe“. Dazu ersann seine immer schaffende Phantasie eine Anzahl kleiner, reizender Erosspielereien: wie der kleine Schelm mit dem Blasebalg ein Feuerchen anfacht, am Schleifstein und mit der Feile seine Waffen schärft und zu größerer Fährlichkeit glättet, eine ganze Serie von zierlichen Entwürfen, welche aus Hirt's Nachlaß die Kunstgewerbeschule erstand. Für die historische Galerie des Nationalmuseums hatte H. früher schon die Statue Kaiser Ludwig's des Baiers und das Standbild des Herzogs Johann Wilhelm (1680) geliefert, auch allerlei mythisch-allegorische Figuren zu den Prachtbauten König Ludwig's II. und für viele andere Gebäude Münchens, in mehr oder minder ausgesprochenem Decorationsstil. — H. erhielt viele Ehrenauszeichnungen und Medaillen, er war Mitglied der Akademie und kgl. Professor, Ritter des Verdienstordens vom hl. Michael u. s. w. Sein zahlreicher, über 200 Nummern umfassender Nachlaß mit Originalarbeiten in Marmor und Bronze, Gipsmodellen, Entwürfen und Skizzen wurde am 7. Februar 1898 versteigert; der deshalb von E. A. Fleischmann's Hofkunsthandlung herausgegebene Katalog ist mit dem Bildniß und Facsimile Hirt's ausgestattet, dabei aber das Todesjahr irrthümlich mit 1896 (statt 1897) angegeben.

Vgl. die Nekrologe im Abendblatt Nr. 230 d. Allg. Ztg., 20. Aug. 1897; „Kunst für Alle“ v. 15. Sept. 1897, S. 397 (mit Porträt) und Kunstvereinsbericht für 1897, S. 72 ff. — Bettelheim, Jahrbuch 1898, S. 175. — Singer 1896. II, 183. — Die Wittwe Hirt's stiftete in das Museum der Stadt München fünf werthvolle Modelle.

Hyac. Holland.

Hirzel: Heinrich H., schweizerischer Theologe und Träger gemeinnütziger Bestrebungen, geboren am 17. August 1818 zu Zürich, † ebendaselbst am 29. April 1871. Sohn des 1792 geborenen, 1851 verstorbenen Johann Kaspar H., der in seiner Schrift: „Wanderungen in weniger besuchte Alpengegenden der Schweiz“ (1829) und als Sammler von Mineralien sich vortheilhaft bekannt gemacht hatte, auch im Jahr 1831 für kurze Zeit Mitglied des Regierungsrathes geworden war, stammte H. durch seine Mutter als Enkel von Hans Konrad Escher von der Linth (s. A. D. B. VI, 365—372), von dessen thatkräftigem Geiste vieles auf ihn übergegangen ist. Schon in der Jugend zeigte H. seine Willenskraft, indem er den Namen des Spielgefährten, durch dessen Unachtsamkeit beim Spiele der Knaben er auf einem Auge die Sehkraft verloren hatte, niemals verrieth. Die in Zürich begonnenen theologischen Studien setzte er insbesondere in Tübingen in der Baur'schen Schule fort. Nach einem Vicariat bei dem wohl erfahrenen, als Tacitus-Kenner geschätzten Pfarrer Gutmann in Meilen, am Zürichsee, kam H. 1847 in die sehr schwierige Stellung eines Pfarrverwesers in der Berggemeinde Sternenberg, an der Ostgrenze des Kantons Zürich. Durch Vernachlässigung von Seite der Gemeindevorsteherschaft, durch ökonomische Belastung und Theuerung der Lebensmittel war eine außerordentliche Ueberwachung für Sternenberg nothwendig geworden, und der Regierungsrath beauftragte damit, neben einem Commissar, eben den jungen Verweser des Pfarramtes. Die Reorganisation war hauptsächlich sein Verdienst, indem er, wo es nothwendig war, auch mit Strenge eingriff. Er suchte die Einwohner moralisch zu heben, die Thätigkeit fruchtbringend zu beleben, die Ausgaben zu regeln, und als der Commissar den übergroßen Anstrengungen erlag, war nun vollends nach dessen Tode H. der Träger aller dieser Arbeit. So stiftete er auch einen Armenverein, der

selbst rathend und helfend eingriff, aus Jünglingen aller Theile der weitverzweigten Gemeinde. Doch 1850 folgte er einem Rufe an die Kirche von Höngg, einem Dorfe bei Zürich. Im gleichen Jahre trat er auch als Mitglied des Großen Rathes in das politische Leben ein. Von Höngg wurde er 1857 als Diakon an die St. Peters-Kirche der Hauptstadt Zürich gewählt, zu deren Pfarramte er 1870, kurz vor seinem Tode, vorrückte; sein Amtsgenosse an der Kirche war zuletzt sein gleichgesinnter Freund Lang (s. A. D. B. XVII, 598—600). — Blösch nennt — in seiner „Geschichte der schweizerisch-reformirten Kirchen" — den „warmherzigen und edel denkenden Pfarrer zu St. Peter", „der, wie kaum ein zweiter, mit persönlich aufopferndem Wirken die praktisch-socialen Aufgaben des kirchlichen Amtes zu lösen unternommen hat", „das Ideal eines Reformers". Der Thatendrang Hirzel's konnte sich da in Zürich alsbald auch in der Neugestaltung des städtischen Schulwesens darthun; er selbst hielt am 7. Mai 1861 in seiner Kirche bei Eröffnung der neu organisirten Stadtschulen die Eröffnungsrede; und ebenso entsprach es im gleichen Jahre seiner regen Theilnahme an der Hülfsthätigkeit für das abgebrannte Glarus (s. A. D. B. XLVII, 27), daß er auf dem dortigen Landgemeindeplatz am Rande der großen Brandstätte seine ergreifende Predigt: „Gott hilft" hielt. Ueberhaupt war sein gemeinnütziges Wirken, sowol in den dafür bestehenden Vereinigungen, als in seiner eigenen Kraft, ganz umfassend, in vollster Hingebung, die er persönlich muthvoll bei der gefährlichen Cholera-Epidemie 1867 in Zürich bewährte. Dabei bestand für H. keine Differenz in Glaubensansichten, und so zählte er zu den wärmsten Förderern Gustav Werner's (s. A. D. B. XLII, 50—56), der in seinen eine Zeit hindurch großen ökonomischen Verlegenheiten auf Hirzel's Antrieb hauptsächlich aus Zürich Hülfe empfing; ebenso hatte es ganz der Sinnesart Hirzel's entsprochen, daß eine an Wärme des Gefühls ihm gleichstehende Schwester, ohne ihren Angehörigen ein Wort zu sagen — erst nach ihrem Tode fanden sie den abschlägigen Antwortbrief aus Stuttgart —, sich an die höchsten kirchlichen Behörden Württembergs gewandt hatte, um — freilich vergeblich — die Bitte für Zurücknahme der Streichung Werner's aus den Dienern der Kirche des Königreichs auszusprechen. Zu Hirzel's Thaten zählt auch die Entdeckung des Bauerndichters Franz Michael Felder, zu Schopernau im Bregenzer Walde, für weitere Kreise, dessen Empfehlung an den Verleger Salomon Hirzel in Leipzig. Im übrigen freilich gehörte H. als Theologe völlig der Richtung der durch Lang redigirten „Zeitstimmen aus der reformirten Kirche der Schweiz" an; diese brachte er auch 1860 gegenüber Tholuck bei allem Wunsche, das Gemeinsame gegenüber dem ihm 1859 in der Versammlung der Schweizer Predigergesellschaft bekannt gewordenen Vertreter des entgegengesetzten Lagers zu betonen, in der in weiteren Kreisen Aufmerksamkeit erregenden „Rechenschaft von unserem Glauben" zum Ausdruck. Hatte Tholuck in seiner auf Hirzel's „Gruß in die Ferne" gegebenen Antwort dessen Hingabe an das Amt, die begeisterte Beredsamkeit und seelsorgerische Thätigkeit, wie solche einem jeden im Dienste der Kirche Stehenden nur zu wünschen sei, ganz anerkannt, aber an Hirzel's Theologie Kritik geübt, so war Hirzel's Gegenrede „schwungvoll und begeistert", „ein Einsetzen der ganzen Persönlichkeit", so daß Finsler (s. A. D. B. XLVIII, 558) in seiner streng objectiven „Geschichte der theologisch-kirchlichen Entwicklung in der deutsch-reformirten Schweiz seit den dreißiger Jahren" geradezu urtheilte: „Ich weiß nicht, ob im ganzen Verlaufe unseres theologischen Streites etwas Besseres zu Gunsten der neueren Theologie geschrieben worden ist". So war H. in seinem ganzen öffentlichen Auftreten, thatkräftig, im Kampfe auch zuweilen rücksichtslos und

gewaltsam eingreifend, aber als Mensch gewinnend und nach Versöhnung strebend. Diese Gesinnung bewies er auch in dem schweren körperlichen Leiden, das dem muthig erwarteten Tode vorausging.

Nekrologe erschienen nach dem Tode in der Neuen Zürcher Zeitung, Lang's Zeitstimmen aus der reformirten Kirche der Schweiz, bes. Altheer's Religiösem Volksblatt, der Schweizerischen Zeitschrift für Gemeinnützigkeit (1871: S. 290—306). — Vgl. weiter G. Schönholzer, Pfarrer Heinrich Hirzel von St. Peter genannt „der Helfer" (Zürich-Enge 1894) (als Mscr. für Freunde gedruckt). Dazu persönliche Erinnerung.

Meyer von Knonau.

Hirzel: Joh. Kaspar Heinrich H., Alterthumsforscher. H. ward am 8. Juli 1840 in Leipzig geboren. Sein Vater Kaspar, ein älterer Bruder des Verlegers und Goetheforschers Salomon H., war schweizerischer Generalconsul, seine Mutter Therese eine geborene Lampe. Der ebenso geweckte wie liebenswürdige Knabe erhielt seit dem Herbst 1851 seine Ausbildung an der Nicolaischule, erkrankte aber im Frühjahr 1853 so ernsthaft, daß er für mehrere Jahre die Schule verlassen mußte und sich nur im Rollstuhl bewegen konnte. Durch Privatunterricht weitergebildet, konnte H. im Frühjahr 1856 in die Secunda wieder eintreten und verließ die Schule Ostern 1858 mit einem glänzenden Zeugniß, das ihm in allen Fächern den ersten Grad zuwies. Seine philologischen Studien begann er alsbald in Zürich, von wo er nach einem Jahre nach Göttingen übersiedelte. Hier übten besonders Ernst Curtius und Sauppe tiefen Einfluß auf ihn aus und er gewann ihre warme Zuneigung. Den Abschluß seiner Studien bildete ein Jahr in Bonn. Ritschl, Jahn und Springer waren seine Lehrer, und die Kunst gewann in seinen Studien ihren Platz neben der Philologie. Inmitten einer Schar gleichstrebender Genossen, unter denen Benndorf, K. Dilthey und der frühverstorbene Philosoph Zöpperitz ihm besonders nahe traten, nahm er an den Arbeiten und den Freuden dieses Freundeskreises lebhaften Antheil, ebenso geliebt von seinen Genossen wie hochgeschätzt von seinen Lehrern. Im Sommer 1862 bestand H. seine Doctorprüfung mit ausgezeichnetem Erfolge. Seine Arbeit „De Euripidis in componendis diverbiis arte" (Bonn 1862), Sauppe und Curtius gewidmet, war ein scharfsinniger Beitrag zu der damals viel erörterten Frage nach dem Einflusse der Symmetrie und gleichmäßiger Zahlenverhältnisse auf den Bau der dialogischen Partien der griechischen Tragödie. Ausgehend von sicheren Beispielen geregelter Responsion suchte H. mit strenger Methode diese als Gesetz nachzuweisen und mit ihrer Hülfe schwierigere und verderbte Theile des Dialogs kritisch zu heilen. Ist auch die Philologie seitdem ganz andere Wege gegangen, damals lag diese Lösung in der Luft, und z. B. August Nauck (Euripid. Studien II, 187 ff.) sowie Aug. Meineke begrüßten Hirzel's Arbeit mit lebhafter Anerkennung. Am 9. August 1862 promovirte H., am selben Tage mit Benndorf. Das folgende Jahr brachte H. in vielseitigen Studien, die ihn für eine Reise nach dem Süden vorbereiten sollten, im Elternhause zu; auch ein vierwöchiger Aufenthalt in Berlin diente dem gleichen Zweck.

Im August 1863 brach H. auf, widmete ein paar Wochen den antiken Ueberbleibseln der Provence, und langte Anfang October (einem „wunderschönen Monat, wie zum Verrücktwerden") in Rom an, wo er auf dem Capitol in der casa prussiana, dem damaligen Sitze des Archäologischen Instituts, seine Wohnung und einen regen Kreis von Studiengenossen, darunter Ulr. Köhler und Helbig, fand. Im Winter ließ er sich dankbar durch Brunn in die Antikenschätze der römischen Museen einführen und begann auch alsbald mit eigenen Arbeiten sich „in das Fremdenbuch der Institutsschriften einzu-

zeichnen" (Annali 1863, S. 397 ff. über ein Mosaik aus Tusculum; 1864, S. 68 ff. über zwei Adonissarkophage). Im archäologischen Seminar zu Bonn hatte er einst durch methodische Analyse, ohne von Brunn's Entdeckung zu wissen, in einem tanzenden Satyr des lateranischen Museums den Marsyas Myron's erkannt; jetzt glaubte er die zugehörige Athena in einer capitolinischen Statue wiederzufinden (Annali 1864, S. 235 ff.). Der Sommer 1864 führte H. nach Sicilien (Bullettino 1864, S. 89 ff. berichtete er über Ausgrabungen in Syrakus) und Neapel, sodann nach Florenz, wo ihm die ganze Herrlichkeit der Renaissance aufging. Ungern verzichtete er wegen der damals unsicheren Verhältnisse auf einen Besuch Griechenlands und kehrte im Herbst nach Rom zurück, wo bald auch Benndorf zu gleichen Studien eintraf. Aber um die Weihnachtszeit ergriff den lebens- und schaffensfrohen Jüngling der Typhus, der ihn rasch dahinraffte (28. December). Der Verlust des von Allen geliebten Freundes traf die ganze capitolinische Jugend schwer. Er ward an der Cestiuspyramide bestattet, nahe dem Grabe eines vor 5½ Jahren in Rom verstorbenen, ihm sehr nahestehenden Vetters Fritz H. Seine Bücher stifteten die Eltern der Bibliothek des Instituts, dessen Leiter einem grade im Druck befindlichen Aufsatze Hirzel's (über eine kürzlich in Pästum gefundene Vase mit der Darstellung des rasenden Herakles, Annali 1864, S. 323 ff.) einen ehrenvollen Nachruf hinzufügten: „Von seinen Freunden wegen seines offenen Charakters, seines stets heiteren und munteren Gemüths, seines frischen und aufgeweckten Sinnes geliebt, hatte er sich durch sein tiefes Wissen sowie durch die strenge Methode und solide Kritik in seinen Arbeiten bereits die Hochschätzung der Fachgenossen erworben". Die klaren, offenen Züge des Verstorbenen bewahrt eine Lithographie von G. Feckert in Berlin.

C. Keller-Escher, Die Familie Hirzel von Zürich, Leipzig 1899, Taf. VIII. — Die vita hinter Hirzel's Promotionsschrift. — Mittheilungen aus den Acten der Nicolaischule in Leipzig, vermittelt durch J. H. Lipsius. — Briefe Hirzel's an O. Benndorf.

Ad. Michaelis.

Hirzel: Ludwig H., Litterarhistoriker, entstammte einer Zürcher Gelehrtenfamilie. Sein Großvater, der Zürcher Chorherr Heinrich H. (1766 bis 1833) gab die Briefe Goethe's an Lavater heraus. Sein Vater, Ludwig H., war Professor der Theologie am Zürcher Karolinum. Drei seiner Brüder, darunter Salomon, der Goethekenner und Verlagsbuchhändler, lebten in Leipzig. Ludwig H. wurde geboren am 23. Februar 1838 in Zürich. Nach des Gatten Tod 1841 zog seine Mutter nach Leipzig. Dort wurde der Knabe erzogen und erfuhr namentlich die Einwirkung seines Oheims Salomon. Nach Beendigung der Schulzeit studirte Ludwig in Zürich classische Philologie und Sprachwissenschaft. Mit Vischer, Köchly, G. Keller, Herwegh und Richard Wagner verkehrte er persönlich. Sein Lehrer war Schweizer-Sidler. Dann ging er nach Jena zu Schleicher, Göttling und Kuno Fischer; hierauf nach Berlin zu A. Kuhn. Er promovirte in Zürich mit der 1862 gedruckten Dissertation: „Zur Beurtheilung des äolischen Dialektes". 1863 erschien noch eine sprachwissenschaftliche Arbeit in Kuhn's Zeitschrift: „Zum Futurum im Indogermanischen". Im October 1862 kam H. als Gymnasiallehrer nach Frauenfeld (Thurgau), 1866 nach Aarau an die Kantonsschule. Jetzt wandte er sich zu litterargeschichtlichen Arbeiten. 1866 erschien sein Aufsatz über den Schweizer Humanisten Dasypodius, 1871 der Vortrag über Goethe's italienische Reise und das Programm: über Schiller's Beziehungen zum Alterthume. 1874 erhielt H. einen Ruf an die Hochschule in Bern, wo er bis zu seinem Tode am 1. Juni 1897 wirkte.

H. entfaltete als Lehrer und Gelehrter eine reiche Thätigkeit und that mit Aufbietung aller Kraft seine Pflicht, auch wenn Trauer und Krankheit über ihn kamen. 1876 schrieb er ein Buch über den Luzerner Karl Ruckstuhl, einen Bundesgenossen Goethe's gegen romantische Deutschthümelei und Frömmelei. 1882 kam sein Hauptwerk heraus: die Ausgabe von Haller's Gedichten mit einer biographischen Einleitung. 1883 folgten Haller's Tagebücher, die von Hirzel neu erschlossenen Quellen. 1884 gab er Salomon Hirzel's Verzeichniß einer Goethebibliothek mit musterhafter Ergänzung neu heraus. 1888 behandelte er im Zürcher Neujahrsblatt Goethe's Beziehungen zu Zürich, wo Barbara Schultheß mit großer Liebe geschildert wird. Das Buch „Wieland und Martin und Regula Künzli" 1891, ist für die ganze Zeitgeschichte wichtig, indem Wieland's Schweizer Beziehungen trefflich beleuchtet werden. Wieland's „Geschichte der Gelehrtheit", die H. 1891 herausgab, zeigt des Dichters ernsthafte pädagogische Bemühungen. 1894 gab er eine sorgsame Schilderung von Zschokke, dem damals in Aarau ein Denkmal errichtet wurde. H. war ein Mann von ernstem, strengem Charakter, von lauterer Gesinnung, selbständig und unabhängig. Treu den Ueberlieferungen seines Hauses suchte er mit Vorliebe seine Aufgabe darin, die Beziehungen der großen deutschen Dichter zur Schweiz, überhaupt die geistigen Wechselwirkungen zwischen Deutschland und der Schweiz darzustellen.

Vgl. Daniel Jacoby, Goethejahrbuch 19, 320 ff. — Deutscher Nekrolog 2, 401 ff. — Ferd. Vetter, Euphorion 4, 830 ff. — v. Greyerz, Verhandlungen der Schweizer Gymnasiallehrer 28, 33 f.

Wolfgang Golther.

Höchl: Anton H., Architekturmaler, geboren am 20. Februar 1820 zu München, † am 21. Februar 1897 ebendaselbst. Sein Vater Jakob Höchl (geboren am 5. März 1777, † zu München am 6. Januar 1838) hatte in jungen Jahren die kurfürstliche Akademie besucht und sich der Baukunst gewidmet, auf vielfachen Reisen insbesondere nach Italien sich gebildet und eine große Anzahl kostbarer, fachwissenschaftlicher Werke zusammengebracht, trat als Stadtbaumeister in die Dienste seiner Heimath, wo er, ein tüchtiger Praktiker, eine Menge von öffentlichen und Privatbauten führte, dann aber bei der neuen, unter dem Kronprinzen und nachmaligen König Ludwig I. beginnenden Aera bei den vielen neuen Schöpfungen, als ausführende Hand von Leo v. Klenze und Fr. v. Gärtner als Maurermeister sich bethätigte und sowol auf diesem Wege als auch durch selbst geführte Bauunternehmungen und Nützlichkeitsprojecte, in unausgesetzter, umsichtigster Thätigkeit ein schönes, höchst ansehnliches Vermögen erwarb. Beinahe der ganze Baukörper der Ludwigstraße war sein Werk, auch die Anlage neuer Straßen und ihre Ausschmückung durch gefällige Zinshäuser wußte H. zu bewerkstelligen. So entstanden zahlreiche neue Ansiedlungen vor den damaligen Thoren und Mauern Altmünchens, beispielsweise auf dem riesigen Complex in der Karlstraße, wo der seiner Zeit berühmte „Frohsinn" mit einem allerliebsten Theater, großen Tanz- und Musiksaal alles vereinte, was damals zum guten Ton der mittleren Gesellschaft gehörte. Als dann das erst lustig prosperirende Unternehmen sich auflöste, gestaltete H. das Ganze zu einer Anzahl von schönen und heiteren Miethwohnungen, die trotz der erstaunlich billigen Preise mit der Zeit zu einer wahren Goldgrube heranwuchsen. Jedes Unternehmen gelang dem umsichtigen Mann, welcher mit Recht sagen konnte, er habe nächst dem Könige wacker mitgeholfen, das Antlitz der Stadt zu verschönern und ihren Bestand über das Doppelte zu erweitern. H. war ein Ehrenmann im ganzen Sinne des Wortes, ein Bürger von echtem, altem

Schlag, wie der alte Pschorr, der Hunderten und Hunderten von Menschen Beschäftigung und guten Lohn gab, der die höchste Ehre in echte, solide Arbeit setzte, und der alles auf festen Grund baute und den deshalb niemals der geringste Unfall betraf. Da er überall mit dem besten Beispiel voranging, verlangte er das Gleiche von jedem, insbesondere von seinem einzigen Sohne. Da der Vater die Ansicht hegte, daß nicht die Arbeit, sondern der Müßiggang schände und jeglichen Lasters Anfang bilde, jedes ehrsame Handwerk aber einen goldenen Boden besitze, so sollte sein Sohn von der Pike auf dasselbe gründlichst nach allen Seiten prakticiren. So mußte der reiche Bürgersohn frühzeitig als Lehrling Mörtel rühren, Wasser und Steine tragen als Maurer, wie jeder andere im wöchentlich ausbezahlten Tagelohn sich zum „Palier" durcharbeiten, wacker zeichnen, Listen führen, Voranschläge berechnen, Grundrisse und Durchschnitte anfertigen und alles als praktischer Techniker kennen lernen und üben. Der alte Herr hatte auf dem Höhenzuge des rechten Isarufers, wo ehedem schon Görg von Haselbach das Material zum Bau seiner weitragenden Frauenkirche gewann, ein ganzes Königreich des trefflichsten, unergründlichen Lehmbodens erworben, Ziegeleien und Brennöfen etablirt, die das herrlichste Material billigst zu liefern vermochten. Alles verstand und erfaßte der Junge prächtig, insbesondere das Rechnen; über dem Zeichnen kam seine künstlerische Anlage zum Durchbruch, welche sich in anerkennendster Weise geltend machte. So fertigte der „junge Herr" die Modelle zu dem aus gepreßter Ziegelerde bestehenden Prachtthore des Salinengebäudes in der Ludwigstraße. Man war damals nahe daran, in die Fußtapfen der della Robbia zu treten, verfolgte aber das Princip dieser naheliegenden chromoplastischen Methode nicht weiter, nicht einmal die glattglänzenden Vorsatzziegel fanden an einem anderen Bau Verwendung, nur die Pflasterstein-Terrakotten kamen später zur Geltung. Anton Höchl's technischer Eifer erlahmte nach dem Ableben des Vaters (dessen schwerfälliges Grabdenkmal auf dem Südlichen Friedhof entwarf Fr. v. Gärtner, wozu der Bildhauer Peter Schöpf das Portrait-Medaillon lieferte); er schüttelte die widerwillig getragene Last ab und wendete sich nun zu den längst im Stillen betriebenen Fächern der Musik und Malerei. Der Musik, welche als allgemeines Bildungsmittel vom Programm des Vaters nicht ausgeschlossen war, hatte schon der Zehnjährige enthusiastisch gehuldigt, und das Spiel des Cello, der Bratsche und Flöte nach Möglichkeit cultivirt. Auch gehörte es zu seinem seligsten Vergnügen, einen Theil des sauerverdienten Wochenlohnes ins Theater zu tragen und von den Höhen des dortigen Olymp, wo ja die Wirkung am herrlichsten erklang, die Freuden eines Concerts oder einer Oper von Weber, Gluck und Mozart zu genießen. Dazu machte er sich, besser Bescheid wissend von „Pamina und Tamino" als Hermann der Wirthssohn vom goldenen Löwen, „schön" wie die dieser, um am nächsten Morgen im Arbeitskittel am Bauplatz oder im „Bureau" zur Freude des Vaters als der Erste zu erscheinen. Das Geschäftliche überließ er nunmehr einem wohl erprobten Verwalter und Buchführer, welchem die Mutter, die wie ein Mann ihrem „Seligen" (auch Ruodlieb's Pathin gebrauchte schon im X. Saeculum denselben Ausdruck [hero] von ihrem verstorbenen Gatten) zeitlebens in Rath und That beistand, secundirte. Die Mutter, die nach außen herb und fahrig, nach dem Tode ihrer frühe verheiratheten und bald verstorbenen Tochter, den einzigen, mit den innigsten Diminutiven behandelten Sohn in ihr Herz schloß. Der „Tonerl" behielt das Geschäft in der Hand und im Auge, brachte der Führung desselben persönliche Opfer, athmete jetzt aber doch aus freierer Brust, wenn er täglich mehrere Stunden unter Leitung des unvergleichlichen Michael Neher (s. A. D. B. XXIII, 388) die Architekturmalerei zum dilettantischen Lebensberuf erwählte. Der

überaus fleißige Lehrer klagte freilich, daß sein Schüler etwas spät sich zur Kunst gewendet und keinen „guten Sitz“ d. h. nicht die gehörige Ausdauer habe, seiner Leistung den gleichmäßigen Schliff der Vollendung zu geben, wogegen H. die Obliegenheiten des „Geschäfts“ betonte, dessen oberste Leitung er treu den Traditionen des Hauses nicht aus der Hand gab. In kleinen Oelbildern und zahlreichen Aquarellen schilderte H. mit derselben diplomatischen Gewissenhaftigkeit wie sein Meister M. Neher, aber mit geringerer Durchbildung des Detail und ohne die Feinheit der Farbe und die weihevolle Stimmung desselben zu erreichen, das alterthümliche Winkelwerk des früheren München; die etwas unebenen und hügeligen Straßen mit dem malerisch verschobenen Durcheinander des kleinlichen, philisterhaften Häusergedränges und dem wechselreichen Façadenschmuck und Zierrath. Auch auf andere kleinere Städte und Märkte, auf die Schlösser und Burgen Altbaierns und Frankens erstreckte H. diese seine Vorliebe. Wenn es ihm nun gelang, das Interesse eines Sammlers, Kunstfreundes, Kenners oder gar eines Kunstvereines oder Bilderhändlers zu erregen, so kannte seine Freude ob solcher artistischen Anerkennung keine Grenzen und das dadurch erworbene Honorar dünkte ihn köstlicher als ein Silberfund oder der Nibelungenhort. Uebrigens geizte er nicht mit seinen Erzeugnissen, er verwendete sie zum beglückten Austausch mit anderen namhaften Collegen oder beschenkte den historischen Verein von Oberbaiern, dessen Bestrebungen seine volle Theilnahme fesselten, das National-Museum und andere Sammlungen auf das freigebigste. Nach dem Aufkommen der Photographie sendete H. oftmals gute Operateurs oder weniger beschäftigte Künstler nach verschiedenen Gegenden zur Aufnahme von interessanten Grabdenkmalen, Sculpturen und Bauwerken von geschichtlicher Bedeutung; er stellte sogar Anfragen an den Ausschuß des „Historischen Vereins von Oberbaiern“ nach etwaigen Wünschen, deren Erfüllung auf seine Kosten ihm besonderes Vergnügen bereitete. Reproductionen davon stiftete er an andere Vereine und wissenschaftliche Sammlungen mit unermüdlicher Liberalität. Wenn dann, was leider auch vorkam, bisweilen der wohlverdiente Dank ausblieb, so entschuldigte er selbst die Herren Vorstände und Directoren durch ihre dringlichen Geschäfte und Arbeitsüberladung. Ein weiterer, höchst beachtenswerther Zug war, daß H. aus reiner Fürsorge für die Arbeiter, seine Ziegeleien auch bei gemindertem Absatz, solange weiter betrieb, bis ihn die neueste Concurrenz und die riesig veränderte Technik auch von dieser herkömmlichen Praxis ablenkten. Dieser geschäftlichen Thätigkeit wegen, wozu wohl auch eine mit dem Alter zunehmende Bequemlichkeit mithalf, verzichtete er auf eine lange geplante Studienreise nach Venedig. Im Jahre 1847 machte H. mit E. Schleich, Spitzweg, Morgenstern u. A. einen Ausflug an den Rhein, wobei H. fleißig zeichnete; ein sorgfältig geführtes Tagebuch berichtet hierüber. Später wagte er mit seiner jungen Frau — er hatte zur Freude seiner Mutter ein ganz armes braves Mädchen erwählt — eine Fahrt nach Paris; die prächtige Stadt mit ihrem rauschenden Leben gewährte für H. gar keine artistische Ausbeute. Dagegen legte H. eine große Gallerie von kleinen Bildern an, worin er fast alle seine Zeitgenossen mit meist sehr werthvollen Arbeiten in handsamer, lehrreicher Weise vereinte. Hierbei mag ihm bisweilen wohl auch die Charitas manches Stück geliefert haben. Einem braven Künstler, welcher ein gutes Bild vergebens ausgeboten hatte, kaufte H. dasselbe ab und bestellte dazu noch ein Gegenstück. Für solche Bestrebungen hatte er zeitweise eine höchst freigebige, aber doch nicht immer offene Hand. Einem vergessenen Marinemaler griff er bei dessen Atelier- und Garderobe-Nöthen mannhaft unter die Arme, wußte das Interesse anderer Kunstfreunde darauf zu lenken und hielt denselben buchstäblich über dem Wasser,

ein Verfahren, welches dem Betroffenen wohl nie zum Bewußtsein kam. Außerdem pflegte H. eine gemüthliche Hausmusik, wozu er kundige Meister einlud und mit überraschend tiefer Empfindung mitspielte. Auch geschichtlichen Studien oblag er gern, durch ein nie versagendes, treues Zahlen- und Datengedächtniß unterstützt. H. hatte sich ein am Reste eines ehedem gewaltigen, weitverzweigten Stadtwaldes liegendes, einsames, zu seiner Ziegelei gehöriges Herrenhaus „Am Priel“ (bei Bogenhausen) zu einem friedlichen Tusculum etablirt, von wo aus er täglich „zu seinen Leuten sah“ d. h. seine Arbeiter und Bauten zu Pferd oder in einem Landwägelchen inspicirte und seine Mutter in ihrem in der Stadt befindlichen Wittwensitz besuchte. Die Abende verbrachte er meist im stillen „Tivoli“ des sogen. Englischen Gartens, wo er zu einer frugalen Collation einige Collegen oder weiteren Freunde sammelte, welche oft in später Nacht mit Laternen bewaffnet in die Stadt zurückstapfen mußten, während er in sein stilles Haus heimfuhr. In ziemlich regelmäßigen Zwischenräumen gastete H. bei den allen Betheiligten unvergeßlichen abendlichen Symposien im Palais des Herzogs Maximilian, welcher den sonst so stillen Mann seiner gediegenen Eigenschaften wegen schätzte und seine Theilnahme auch auf dessen alte Mutter übertrug, welche er alljährlich dreimal durch seinen Besuch beglückte und die solche gnädige Attention mit derselben Freude aufnahm, wie die „Frau Rat“ und „Aya“ in Frankfurt die weimarischen Hofbesuche. Einmal veranstaltete H. auch eine glänzende hausmusikalische Soirée, die sich zur allgemeinen Freude in eine Matinée extemporisirte, sodaß der Herzog erst am Morgen den fröhlichen Kreis verließ. In seinem vielhundertjährigen Waldheiligthum stellte H. eine von Heinrich Natter gemeißelte, originelle Wuotan-Statue auf, welche merkwürdiger Weise Glück und Namen des Künstlers begründete. Trotz Höchl's prosaischer Aeußerlichkeit saß ihm doch ein feiner, echt künstlerischer Kobold im Nacken, der aber durch einige Zwischenfälle verdrängt wurde. Auf einer seiner mit pünktlicher Pedanterie eingehaltenen nächtlichen Heimfahrten aus der Stadt, überfielen den Wagen des harmlosen Mannes, der keinen Feind zu haben wähnte, vier Strolche, vor deren Hinterlist nur die Geistesgegenwart des Kutschers seinen nie bewaffneten Herrn rettete, der nun plötzlich verschüchtert, sich doch nicht entschließen konnte, seine immer bereitstehende Stadtwohnung zu beziehen, sondern sich ganz in seine ländliche Einsamkeit abschloß, wo der 1893 erfolgte Tod seiner Gattin alle seine bisherige Lebensweise lähmte. H. verschwand ganz in der Stille seines Hauses, besuchte nicht einmal mehr seinen weitläufigen Garten, noch weniger den nahe liegenden Waldfrieden, kaum einigen Auserwählten und diesen nur bisweilen einen kurzen Zutritt gewährend, vielfach geplagt von den wirklichen oder auch eingebildeten Zufällen und Launen des Alters, bis er ohne besondere Krankheit den unabänderlichen Gesetzen der Natur erlag.

Sein umfangreiches Vermögen und die Verwaltung desselben hatte ihm sicherlich mehr Kummer, Sorgen und Verdruß als Vergnügen oder Genuß bereitet. Zu seinen weiteren Charakterzügen gehörte eine ausgebreitete, auch vielfach mißbrauchte oder schlechten Dank einbringende Mildthätigkeit, die er trotz den ärgerlichsten Erfahrungen doch nicht einstellte. Dann die unerhörte Noblesse, daß er die zahlreichen Insassen seiner Häuser in der Wohnungsmiethe niemals steigerte. Mit großer Gewissenhaftigkeit pflegte er seit seiner frühesten Jugend bis in seine letzten Monate ein Tagebuch zu führen, in welches er stets das jeweilige Wetter, etwaige Todesfälle berühmter oder bekannter Personen eintrug, immer mit äußerster Bündigkeit eine stets zutreffende Charakteristik verbindend. Dazu wurden Naturereignisse und Brände verzeichnet; der Besuch von Concerten, Opern und Schauspielen; die Grundstein-

legung und Hebeweinfeier der väterlichen Bauten; die Reihe seiner eigenen Bilder und deren Käufer u. s. w. Sie bilden in doppelter Redaction eine kleine Bibliothek, welche H. nebst vielen anderen Büchern und Werken aus dem Nachlasse seines Vaters dem Historischen Verein von Oberbaiern vermachte. Eine Bearbeitung und Herausgabe dieser Tagebücher ist beabsichtigt. Sein ausführliches Testament verzeichnet eine Menge kleiner Legate an Vereine und nützliche Gesellschaften. Seinen Waldfrieden mit der Wuotan-Statue erbte der Magistrat; die vorerwähnte Bildergalerie überließ H. großmüthig zur beliebigen Auswahl der im Privatbesitze des königl. Hauses stehenden „Neuen Pinakothek“, welche mit den Hauptstücken derselben ein ganzes Cabinet ausstattete.

Vgl. Abendblatt 54 „Allgemeine Zeitung“ vom 23. Februar 1897. — Kunstvereinsbericht f. 1897, S. 73 ff. — Morgenblatt 91 „Neueste Nachrichten“ 25. Februar 1897. — Bettelheim, Jahrbuch 1898, S. 183 ff.

Hyac. Holland.

Hodermann: Richard H., Litterar-, Theater- und Culturhistoriker, wurde am 8. Novbr. 1868 zu Gotha als Sohn eines eingesessenen angesehenen Buchbindermeisters geboren. Er genoß daselbst eine vortreffliche Erziehung und erhielt als Gymnasiast bleibende Eindrücke von seinem Geschichtslehrer Prof. Schulz, welcher ihm später für das große Sammel-Prachtwerk über „Thüringen“ sein eigenes Capitel „Thüringer Schlösser“ übergeben hat, sowie von dem geistvollen philosophischen Kopf Prof. Kurd Laßwitz, seinem Mathematiklehrer. Regelmäßiger Besuch des ausgezeichneten Hoftheaters und nähere Beziehungen zu dessen sowie zu der vielseitigen herzoglichen Kunst-, Alterthümer- und Büchersammlungen leitenden Persönlichkeiten, in Summa das gesammte reiche geistige Leben der Vaterstadt hatten den Gesichtskreis des lebhaften Geistes schon geweitet, als ihm seit 1888 nach ehrenvollst absolvirtem Maturitätsexamen das Studium der „schönen Wissenschaften“ — wie er selbst gern sagte — d. h. der deutschen Sprache, Litteratur, Geschichte und Culturgeschichte an der Universität Leipzig eine ganz neue Welt eröffnete. Namentlich Rudolf Hildebrand's, des geist- und kenntnißreichen Germanisten, Belehrung, zumal in seinem Privatissimum, hat Hodermann's wissenschaftlicher Anschauungsweise die Richtung gegeben. Im übrigen nutzte H. die so verschiedenartigen litterarisch-künstlerischen Anregungen, deren das Bildungscentrum „Pleiß-Athen“ so viele birgt, nach Kräften aus und genoß in fidelem, nichts weniger als einseitigem Burschenkreise auch das gesellige Leben in vollen Zügen. Noch als Leipziger Student 1889 stellte er als Bändchen I einer geplanten Serie „Bilder aus dem deutschen Leben des 17. Jahrhunderts“ die prächtig gelungene Erneuerung „Eine vornehme Gesellschaft. (Nach Harsdörffer's Gesprächspielen.) Mit einem Neudrucke der Schutzschrift für die Teutsche Spracharbeit“ (1890) zusammen. Diese den theuern Eltern zur Silberhochzeit dargebrachte Erstlingsprobe seiner innigen Beschäftigung mit deutscher Sprache, Poesie und Art veranlaßte den „Pegnesischen Blumenorden“ zu Nürnberg, ihn bei Gelegenheit des 250jährigen Jubiläums zum correspondirenden Mitglied zu ernennen. Nach einer Reise durch Sachsen und die Sächsische Schweiz ging er Ostern 1890, wie anfänglich ein Semester, an seine Landesuniversität Jena, wo beide Vertreter der Germanistik, Friedrich Kluge und Berthold Litzmann, sehr wohlthätigen Einfluß auf seine etwas ungeregelte Arbeitsweise gewannen. Aus des ersteren Seminar ging die Doctordissertation über „Universitätsvorlesungen in deutscher Sprache um die Wende des 17. Jahrhunderts“ (1891) hervor, eine an sprachlichen Beobachtungen und culturhistorischen Schlüssen übervolle gedrängte Bearbeitung eines fleißig gesammelten Stoffes, die ihm im Mai 1891 den philosophischen Doctorgrad zu Jena verschaffte und 1895 in einem umsichtigen Nachtrag „Universitätsvorlesungen in

deutscher Sprache. Christian Thomasius, seine Vorgänger und Nachfolger" in den „Wissenschaftlichen Beiheften zur Zeitschrift des allgemeinen deutschen Sprachvereins". Heft VIII, S. 99—115, kundig ergänzt wurde. Aber schon damals nagte die furchtbare Krankheit an seinem Lebensmarke, die dem frischen, frohgemuthen Jünglinge so früh den Tod bringen sollte: von December 1890 bis März 1891 lag er im Landeskrankenhaus zu Jena und hoffte durch Koch's Tuberculin in den ersten Stadien der Schwindsucht noch geheilt zu werden. Mit einem Reisestipendium Herzog Ernst's II., seines Landesherrn, von 300 Mark ausgerüstet, reiste er 1891 nach Italien und Sicilien, kurz darauf, nachdem er in Gotha seine Studien fortgesetzt, zum zweiten Male, mußte jedoch in Palermo, vom Fieber gepackt, rasch heimkehren. Seitdem hat er sich auf die Dauer in der Heimathstadt niedergelassen und ihr seine große Liebe und Anhänglichkeit bezeugt, indem er die Ueberzahl seiner außerordentlich vielen und vielseitigen litterarischen Arbeiten an Gotha und dessen geistiges Leben in Vergangenheit wie Gegenwart angeknüpft hat. Das Lungenleiden, zu dessen Beseitigung er das südliche Klima vergebens aufgesucht hatte, ließ fürder nicht locker, warf ihn wiederholt für länger aufs Krankenlager, ohne daß er sich ergeben wollte. Unter aufopferndster Pflege seiner zärtlich verehrten Mutter erholte sich der junge Kämpfer für Schönheit und Wärme in Cultur und Leben scheinbar immer wieder, bis auch ihm die gesteigerte Bösartigkeit des Zustands jede Hoffnung benahm und er im Vollbewußtsein seines traurigen Schicksals am 16. September 1897 gefaßt verschied, noch nicht 29 Jahre alt; am 14. abends hatte er einen Aufsatz über die ehrwürdige Herzogin Alexandrine mit seinen letzten Schriftzügen abgeschlossen: „Die Liebe währet ewiglich!"

In rastloser, bisweilen erstaunlich weit ausschauender Arbeit hat der hochfliegende und doch hinwiederum sich liebevoll ins Kleine vertiefende Geist dieses hervorragend begabten Litterar- und Culturhistorikers sich getummelt. Mit den litterarischen, künstlerischen, überhaupt allen schöngeistigen Bestrebungen Gothas, auch mit dessen öffentlichem Leben, besonders auf humanitärem und localgeschichtlichem Gebiete, war H. aufs engste verknüpft und hat da als unermüdlicher, ebenso sachbewanderter wie feinsinniger Kritiker, Chroniqueur, rückschauender Historiker eine höchst fruchtbare publicistische Wirksamkeit entfaltet. Vor allem im „Gothaischen Tageblatt", daneben in den „Gothaer Neuesten Nachrichten" u. a. einheimischen Zeitungen, auch Coburgs, haben die Neunziger Jahre ungezählte kürzere und längere Beiträge obenbezeichneter Art aus seiner Feder gestanden. Der „Wartburg-Herold. Mitteilungen über Thüringer Land und Leute" hat 1896/97 von H. nette Aufsätze über „Gothaer Schlösser und Schlößchen" und „Aus dem alten Schloßtheater zu Gotha" gebracht. Auch die „Illustrierte Zeitung", „Ueber Land und Meer", „Wiener Kunstchronik", „Der Sammler", „Musikalisches Wochenblatt" u. a. Journale öffneten dem fesselnden und gewandten Schriftsteller bereitwillig ihre Spalten. Denn leider mußte er sich öfters längere Zeit auf derartige Kleinarbeit beschränken, da die Rückfälle in seiner schwankenden Gesundheit die mehrmalige Aussicht bei Kunst- und Alterthümersammlungen (Coburg, Nürnberg) oder Bibliotheken (Gotha, Coburg) ins Amt zu treten, immer zerstörten und auch die vorschwebenden umfänglicheren litterarischen Publicationen wiederholt hintanhielten. Doch ist's ihm immerhin gelungen, ein paar abgerundetere Arbeiten abzuschließen und in Druck zu bringen. Das sind nach der originellen Dichtung mit litterarhistorischen Anmerkungen „Goldener Hochzeitszauber. Epilog zur goldenen Hochzeit des Weimarer Fürstenpaares" (1892), das wie eine Plauderei flott heruntergeschriebene, originelle Büchlein über „Schloß Friedenstein 1643—1893"

(1893), den imposamten erinnerungsstrotzenden Gothaer Residenzbau; [Gothaer] „Theatergeschichtliche Erinnerungen" von [1669]; dann seine Hauptleistung, die überaus gründliche und materialienreiche „Geschichte des Gothaischen Hoftheaters 1775—1779. Nach den Quellen", in der Monographien-Sammlung seines akademischen Lehrers B. Litzmann „Theatergeschichtliche Forschungen" Band X, eine actengetreue Darstellung eines höchst merkwürdigen Abschnitts deutscher Bühnenhistorie, in der Ekhof, daneben Iffland u. a. bedeutsame Rollen spielen; endlich „Georg Benda. Eine Gelegenheitsschrift. Mit Benutzung des Oberhofmarschallamtsarchives zu Gotha. Im Anhang: Seyler's Contract und Benda's Verzeichniß seiner Gothaer Werke" (1895), eine Studie über den Gothaer Hofcapellmeister G. Benda († 1795) in der Musikgeschichte. Auf Grund der vorstehenden Veröffentlichungen wurde H. eingeladen, die Coburger Hoftheater-Gesellschaft bei ihrem Gastspiel in London als Correspondent zu begleiten, und er berichtete über die Theilnahme an dieser glänzend verlaufenen Tournée im Juni und Juli 1895 in regelmäßigen Briefen vornehmlich in der „Coburger Zeitung"; Herzog Alfred verlieh H. dafür die Medaille für Kunst und Wissenschaft und die Hoftheaterintendanz erkannte ausdrücklich die geschickte und taktvolle Lösung der schwierigen Aufgabe an, der eine Reihe vortrefflicher Stimmungsbilder aus der Riesenmetropole an der Themse entsprungen sind. Auch als Gelegenheitspoet bei Theater- und Wohlthätigkeitsvorstellungen der Heimath hat der dichterisch mit Schwung und Ideenfülle Begabte seine Muse reden lassen. Dabei kam die ihm innewohnende geniale Art wiederholt deutlich zum Durchbruch, die sonst der Ernst culturhistorischer u. ä. Auseinandersetzung, wenn nicht der Druck körperlicher Qual zurückgehalten hat. Was hätte der Wissens- und Plänevolle noch schaffen können!

Die verstreuten kleinen Aufsätze und Artikel nebst Lebensdaten u. s. w. wurden mir, dem Leipziger Studienfreunde, durch Hodermann's Mutter zugänglich. Würdige Lebens- und Charakterskizze im „Gothaischen Tagebl." Nr. 217 (16. Spt.) 1897; kurzer Nachruf mit wärmster Anerkennung seiner Leistungen i. d. „Beil. z. Allg. Ztg." 1897 Nr. 210 (18. Spt.) S. 8; Lebensdaten bei Frz. Brümmer, Lex. d. dtsch. Dicht. u. Pros. d. 19. Jhs.[4 u. 5] II, 178 u. 516; Bibliographie Kürschner's Litteraturkldr. XX, 555. Zu den Werken, die vielfach besprochen und durchweg hoch gelobt wurden, vgl. L. Fränkel für das Debüt, das Harsdörffer-Büchel, i. d. Ztschr. f. d. dtsch. Unterr. IV, 393; für die „Gesch. d. Goth. Hoftheaters" statt aller die Inhaltsbesprechung i. „Litteraturbl. f. germ. u. rom. Philolog." XVIII, Sp. 158 ff. Vgl. Grenzboten 49, 136; D. Protest.bl. 26, 117. Ludwig Fränkel.

Hofer: Johannes Ludwig H., Bildhauer, geboren am 20. Juni 1801 in Ludwigsburg. Aus dürftigen Verhältnissen hervorgegangen kam der kunstbegabte Knabe als Lehrling in das Atelier des noch aus den Zeiten Herzog Karl Eugen's übrig gebliebenen Hofbildhauers Isopi. Von dort kam H. als Stuckatorgeselle im J. 1814 nach München, wohin der Bau der Glyptothek viele Arbeiter anzog. Der Architekt derselben, Klenze, der den jungen Mann als Ornamentformer zu schätzen wußte, veranlaßte ihn, sich auch als Steinbildhauer beschäftigen zu lassen, was auch geschah; ein Streithandel mit einem Italiener trieb ihn 1823, obwol er noch lohnende Arbeit hatte, nach Rom in Gemeinschaft des Dannecker-Schülers Th. Wagner. Dort gelang es ihm unerwartet schnell in dem Atelier Thorwaldsen's Beschäftigung zu erhalten und sich vom Former und Gießer zum Marmorarbeiter und Künstler aufzuschwingen. Fünf Jahre blieb er in diesem Verhältniß; in dieser Zeit schuf er seine erste selbständige Arbeit, ein Basrelief mit Achill und Chiron, welches 1827 der württembergische Kunstverein angekauft hat. 1838 kehrte er in die Heimath

zurück und brachte eine Arbeit „Psyche“ mit, welche König Wilhelm ankaufte. Damit hatte er sein Glück gemacht; der König, welcher bis dahin den größeren Theil seiner Aufträge dem Bildhauer Wagner zugetheilt hatte, der inzwischen Professor an der Stuttgarter Kunstschule geworden war, wandte seine Gunst nunmehr dem Neuankömmling zu. Schon länger plante der König, nach dem Vorbild der Dioskuren von Monte Cavallo, Pferdegruppen im kgl. Schloßgarten aufstellen zu lassen. H. erhielt den Auftrag im J. 1842. Anderthalb Jahre verwendete er auf die Modelle, wozu ihm die schönsten Thiere des kgl. Privatgestüts zur Verfügung standen. Zur Ausarbeitung in Marmor brachte H. drei Jahre in Carrara zu. Die Ueberführung der fertigen Werke zu Schiff von Livorno über Rotterdam, den Rhein und Neckar herauf bis Cannstatt war schwierig, gelang aber ohne Zwischenfälle; 1848 wurden die Gruppen aufgestellt, fanden aber beim Publicum nur getheilten Beifall. In der That verdient aber das Werk, besonders als treffliche Leistung inbezug auf die Charakterisirung der arabischen Pferderassen alles Lob. Zugleich mit den Pferdegruppen brachte H. aus Carrara die Hylasgruppe mit, welche 1850 ebenfalls im kgl. Schloßgarten am untern See aufgestellt wurde.

Mit den bisher aufgeführten Arbeiten hatte sich der Künstler in der Gunst König Wilhelm's so befestigt, daß er zum Hofbildhauer ernannt wurde. Ein weiterer schöner Auftrag erfolgte 1853, indem ihm der König die Ausführung einer ganzen Reihe von Marmorcopien nach Antiken und einiger moderner Werke übertrug, welche ebenfalls im Schloßgarten aufgestellt wurden. Ferner erhielt er die Bestellung für eine Reiterstatue Herzog Eberhard's im Bart, welche der König 1859 im Hofe des kgl. Residenzschlosses aufstellen ließ, die aber später auf Befehl des Königs Karl in das alte Schloß versetzt wurde. In die letzten Lebensjahre König Wilhelm's fällt noch die ursprünglich als Victoria gedachte Concordia auf der Jubiläumssäule (1863) und der nach dem Originale von Giovanni di Bologna modellirte Mercur auf dem ehemaligen Wasserthürmchen an der Nordostecke der „Alten Kanzlei“.

Nach dem Tode des Königs beschäftigte sich der Meister mit allerlei Entwürfen und führte unter anderem eine Proserpina-Gruppe aus, die er dem König Karl zum Geschenk machte. Ein neues Werk unternahm der 70jährige, der an den deutschen Siegen 1870/71 regen Antheil nahm, mit der Schöpfung einer Kriegergruppe, zu der ihm der Tod der beiden Grafen v. Taube in der Schlacht von Champigny Anlaß bot. Das Werk wurde 1885 als Kriegerdenkmal im Geburtsort des Vaters des Künstlers, Pleidelsheim, aufgestellt. Der Stadt Ludwigsburg schenkte H. 1882 eine Schillerstatue, die ursprünglich für Marbach bestimmt war, dort aber keinen Anklang fand. 1884 wurde im Hofe des kgl. Kunstgebäudes in Stuttgart, die Reiterstatue K. Wilhelm's enthüllt, welche der Künstler zum Andenken an seinen königlichen Gönner in München in Erz gießen ließ. Die kurze Zeit der völligen Ruhe verlebte der Greis ohne schwerere Beschwerden des Alters. Noch im Sommer 1886 sahen ihn seine Freunde in Baden-Baden in voller Munterkeit des Geistes. Doch von da an nahmen seine Kräfte allmählich ab, am 6. März 1887 traf ihn ein Schlaganfall, welcher zwei Tage darauf seinem Leben ein Ende machte.

H. besaß ein starkes Künstlerbewußtsein, das sich aber nach seinen eigenen Aeußerungen mehr auf seine Technik, als auf die Einbildung schöpferischer Kraft stützte. Vor den größten Meistern seiner Kunst beugte er willig sein Haupt; über technisches Unvermögen mancher neuerer Kunstgenossen konnte er mit scharfer Zunge reden. Seine näheren Freunde rühmen sein gutes Herz, seinen in den verschiedensten Lebenslagen unverzagten Sinn. Die Kunstgeschichte muß ihn als Marmorarbeiter neben die neueren Italiener stellen;

als Pferdebildner wird sie ihm unter den Künstlern aller Zeiten einen ehrenvollen Rang anweisen.

Wintterlin, Württembergische Künstler in Lebensbildern, 1895.

Max Bach.

Hoefer: Karl Gustav Albert H., Forscher auf den Gebieten der vergleichenden Sprachwissenschaft und der deutschen, besonders der niederdeutschen Philologie, geboren zu Greifswald am 2. October 1812, † daselbst am 9. Januar 1883. (Vgl. den folgenden Artikel Edmund H.) Als zweiter Sohn des Stadtgerichtsdirectors Dr. Karl Andreas H. und seiner Frau Christiane Sophie Luise, geb. Waldeck, der Schwägerin von K. G. Gauß, erhielt er im elterlichen Hause vielfache Anregung, besonderen Einfluß übte seine Großmutter, die geistreiche Hofräthin Waldeck auf ihn. Das Gymnasium seiner Vaterstadt verließ er mit dem Zeugnisse der Reife am 17. April 1832. Gerühmt werden sein sittlicher Ernst, seine Zurückgezogenheit, sein gleichmäßiger musterhafter Fleiß, sowie seine ausgezeichneten, fast gelehrten Kenntnisse der alten Sprachen. Weniger günstig lautet das Urtheil im Deutschen: „Er hat sich oft die Aufgabe für seine Kraft zu hoch gesteckt und sie hat mehr das Wollen als das Können bekundet. Gedankengehalt im Einzelnen und Ordnung im Ganzen hat nie gefehlt. In dem Vortrage und in den Sprachformen sind mehr und weniger Dunkelheit, Ueberflüssiges und sonst Verfehltes zu rügen gewesen“. Er studirte darauf je zwei Semester in Greifswald und Göttingen, dann noch drei Semester in Berlin Sprachwissenschaft, classische und orientalische, indische und deutsche Philologie, besonders angeregt von Schoemann, Kosegarten, K. O. Müller, H. Ewald, J. Grimm, G. F. Benecke, A. Boeckh, K. Lachmann und Fr. Bopp. Letzterem widmete er 1836 seine Erstlingsarbeit, Untersuchungen über den Prakritdialekt, auf Grund deren (propter eximiam literarum orientalium cognitionem dissertatione de pracrita dialecto comprobatam) er am 29. April 1837 von der philosophischen Facultät der Universität Königsberg zum Doctor promovirt wurde. Am 1. August 1838 habilitirte er sich mit einer Vorlesung „De studio etymologico recte instituendo“ an der Berliner Universität für Sanskrit, Sprachvergleichung und altdeutsche Philologie. 1839 erschien sein erstes größeres Werk „Beiträge zur Etymologie und vergleichenden Grammatik der Hauptsprachen des Indogermanischen Stammes. I. Band: Zur Lautlehre“, „den Manen Wilhelm von Humboldts in Ehrfurcht gewidmet“, durch das er sich aufs vortheilhafteste als feinsinniger Sprachforscher aus der Schule Fr. Bopp's und J. Grimm's einführte. Daher wurde er schon am 4. Juli 1840 zur „Anerkennung seiner bisherigen wissenschaftlichen Leistungen und seines beifallswerthen wissenschaftlichen Strebens“ als außerordentlicher Professor für das Fach der orientalischen Sprachen, der vergleichenden Sprachwissenschaft und der altdeutschen Philologie nach Greifswald berufen. Ungern verließ er Berlin, nachdem er seine etymologisch-syntaktische Abhandlung vom Infinitiv, besonders im Sanskrit, die als Probe und Vorläufer einer Sanskritsyntax auftrat, druckfertig gemacht. Gleich nach dem ersten Semester in Greifswald ließ er sich beurlauben und ging mit einem Staatsstipendium nach London, um an den Schätzen des East India House seine Sanskritstudien zu erweitern und zu vertiefen. Er war bis zum Herbste 1842 in England, wo er sich bleibende Verdienste um die indischen Studien erwarb. Unterstützt von seinen Gönnern, A. v. Humboldt und J. v. Bunsen, bewirkte er es, daß König Friedrich Wilhelm IV. die werthvollen Sanskrithandschriften des Sir Robert Chambers für die kgl. Bibliothek in Berlin ankaufte, die so eine der bedeutendsten Sammlungen von Sanskrithandschriften gewann. Die Katalogi-

sirung dieser Handschriften beschäftigte H. bis zum Herbste 1844 in Berlin. Seine wohlgelungenen Uebersetzungen aus dem Indischen, der „Urwasi Kalidasas", 1837, und die „Indischen Gedichte in Nachbildungen", 1841 u. 1844, fanden bei den Kennern und bei dem größeren Publicum großen Beifall. Er galt als einer der Hauptvertreter der indischen Philologie und hatte Aussichten, der Nachfolger des damals kränkelnden Bopp zu werden. Da sich diese Hoffnung nicht erfüllte, mußte H. mit dem Wintersemester 1844/5 seine Greifswalder Lehrthätigkeit wieder aufnehmen. Er begründete in Greifswald 1845 die erste „Zeitschrift für die Wissenschaft der Sprache", für die ihm Beiträge der angesehensten Fachgenossen zuflossen. Leider scheiterte der vierte Band 1853 an der Theilnahm- oder Mittellosigkeit des Verlegers. Am 15. Mai 1847 wurde H. in Greifswald ordentlicher Professor und zwar für das Fach der orientalischen Sprachen und der vergleichenden Sprachwissenschaft. Mit ausgesprochener Vorliebe hielt er grammatische Vorlesungen auf dem Gebiete des Sanskrit, Lateinischen und Deutschen, erklärte ausgewählte Proben aus dem Althochdeutschen, dem Mittelhochdeutschen, das Nibelungenlied, die Gedichte Walther's von der Vogelweide, Hartmann's Gregorius, den Beowulf und den Heliand. Knappe litterarhistorische Bemerkungen eröffneten diese Interpretationsvorlesungen, zu einer eingehenden Behandlung der deutschen Litteraturgeschichte konnte er sich nie entschließen. Als Mitglied der wissenschaftlichen Prüfungscommission wirkte H. fast zwanzig Jahre hindurch mit großer Milde und Sachlichkeit, die er auch in seinem Decanat 1858/9 und in seinem Rectorat 1860/61 bethätigte. 1873 veranlaßte er durch seine Ablehnung einer ferneren Betheiligung an der wissenschaftlichen Prüfungscommission die Begründung eines Ordinariates für deutsche Philologie an der Universität Greifswald. Am 24. April 1878 entschloß er sich, seine definitive Entlassung zu fordern. In seiner Eingabe heißt es: „Ich bin allmählich je älter desto kränker und müder geworden und fühle deutlich, daß ich meinem Amte nicht mehr vorstehen kann und mag. Denn ich leide u. A. an Brust und Hals und vermag lange schon nicht ohne Beschwerde anhaltend zu sprechen. Unter diesen Umständen, von allem Anderen ganz abgesehen, schien es mir längst unabweisbare Pflicht und Nothwendigkeit, meine definitive Entlassung zu fordern und ich muß auch jetzt bei diesem Entschlusse beharren, es wäre denn, daß Ew. Excellenz mir zunächst noch versuchsweise für das ohnehin kurze Sommersemester einen vollständigen Urlaub gewähren wollten, der sich ja vielleicht doch für meine Gesundheit besonders vortheilhaft erweisen möchte". Die Rücksicht auf seine Gesundheit zwang H., sich immer aufs neue beurlauben zu lassen, bis er am 30. November 1880 auf seinen Antrag von allen akademischen Verpflichtungen dispensirt wurde. Er lebte seitdem, soweit seine Leiden es gestatteten, seinen niederdeutschen Studien, durch die er sich ganz besonderer Beachtung werth gemacht hat.

Schon früh wandte H., der von frühester Jugend an in seinem Elternhause plattdeutsch sprechen und lieben gelernt, seine volle Aufmerksamkeit der niederdeutschen Volkskunde zu. Nach umfassenden Untersuchungen über das gesammte Niederdeutsche wollte er zunächst ein Pommersches Idiotikon veröffentlichen. Herbst 1838 forderte er in Nr. 72 der Sundine zur allgemeinen Unterstützung dieses Unternehmens auf, das den im Munde des Volkes erhaltenen Sprachschatz in möglichster Vollständigkeit umfassen und an der Hand des fleißigen und sorgsamen „Platt-Deutschen Wörterbuchs nach der alten und neuen Pommerschen und Rügischen Mundart" von J. C. Dähnert sprachwissenschaftlich bearbeiten sollte. Im Anhang sollten alte Sprichwörter, Aberglauben, Lieder und dergleichen beigefügt werden, als Proben der Mund-

art und als Beitrag zur Geschichte der Entwicklung und Fortbildung des deutschen Volksliedes. Fast gleichzeitig trat J. G. L. Kosegarten mit dem Plan eines „Allgemeinen Wörterbuchs der niederdeutschen oder plattdeutschen Sprache älterer und neuerer Zeit" hervor, deren erste Lieferung aber nicht 1839, wie versprochen, sondern erst 1856 herauskam. H. ließ jetzt seine lexikalischen Pläne, das Pommersche Idiotikon und ein mittelniederdeutsches Wörterbuch bei Seite und beschränkte sich auf die Veröffentlichung der sicheren Ergebnisse seiner niederdeutschen Forschungen in verschiedenen wissenschaftlichen Zeitschriften. Von seiner Arbeit über Entstehung und Entwicklung des deutschen Volksliedes erschien nicht einmal der geplante Vorläufer „Das Lied von den drei Königskindern in 15 verschiedenen germanischen Sprachen und Mundarten als Probe historisch-kritischer Behandlung des Volksliedes". Um der unverdienten Nichtachtung des Niederdeutschen entgegenzuwirken, begründete H. 1850 die „Denkmäler der niederdeutschen Sprache und Litteratur nach alten Drucken und Handschriften", die aber schon nach dem zweiten Bändchen infolge der Energielosigkeit des banausischen Verlegers ins Stocken geriethen. Später beabsichtigte H. noch eine Sammlung von Erzählungen aus Korner's niederdeutscher Chronik nach der hannoverschen Handschrift herauszugeben. Seine peinliche Genauigkeit ließ ihn auch hier nicht zum Abschluß gelangen. Am meisten ist zu beklagen, daß er infolge zunehmender Kränklichkeit seine schönen lexikalischen Pläne nicht verwirklichen konnte. Selten ist jemand während seines Lebens so falsch beurtheilt worden wie H. Auch er war von Hause aus eine lebensfrohe offene Natur, zog sich aber infolge mancher Enttäuschungen und trüber Lebenserfahrungen je länger je mehr zurück. Eine unerwiderte Herzensneigung, der er seit seiner Göttinger Studienzeit treu geblieben, verbitterte seit 1844 sein Leben. So erklären sich leicht die folgenden Strophen S. V der zweiten Lese seiner „Indischen Gedichte in deutschen Nachbildungen":

Blumen hab' ich hier und dort gelesen,
In der Heimath, fern am heil'gen Flusse,
Nicht zu prunken, nein! das liebste Wesen
Zu erfreun mit holdem Frühlingsgruße.

Hab' Ihr manchen bunten Strauß gewunden,
Dacht' Ihr manche reife Frucht zu brechen,
Sonnenlicht, wie bald bist du verschwunden!
Früchte hofft' ich, wo nun Dornen stechen.

H. blieb unverheirathet. Seine einzige Freude war die emsige, unablässige Arbeit, bis schwere körperliche Leiden ihm auch diesen Trost nahmen. Er bedurfte für sich wenig und war beglückt in dem Gedanken, durch seine Ersparnisse auch nach seinem Tode noch wohlzuthun.

Nach Briefen und Tagebuchaufzeichnungen Alb. Hoefer's. — Vgl. meine Nekrologe im Biographischen Jahrbuch f. Alterthumskunde, hsg. von Iwan Müller, VII (1885), S. 99 ff., im Jahrbuch des Vereins f. niederdeutsche Sprachforschung X (1885), S. 148 ff. Al. Reifferscheid.

Hoefer: Edmund Franz Andreas H., einer der besten Novellisten aus der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts und namhafter Litterarhistoriker, geboren am 15. October 1819 zu Greifswald, † am 22. Mai 1882 zu Cannstatt. Jüngerer Bruder des Vorigen, von dem er sich in jeder Hinsicht unterschied. Während jener ernst und verschlossen sich und Anderen das Leben unnöthig erschwerte, dabei leicht empfindlich und mißtrauisch war, hatte dieser ein leichtes und frohes Gemüth und gewann sich ohne Mühe durch seine Offenheit und Herzlichkeit die Zuneigung und das Vertrauen Aller, mit denen

das Leben ihn zusammenführte. Er verband in seinem ganzen Wesen die poetische Natur der Mutter und die edle Humanität des Vaters. Direct übte die Mutter, die stets leidend und ernstlich krank war, keinen Einfluß auf ihren jüngsten Sohn, der sich umso mehr an den Vater, soweit es dessen Beruf erlaubte, anschloß. Der Vater betrieb neben seiner Fachwissenschaft, Geschichte und Philologie mit Hingebung, war ein leidenschaftlicher Sammler von Curiositäten und daneben ein großer Naturfreund, als Richter war er überaus milde und suchte stets die streitenden Parteien zu versöhnen. Edmund verherrlichte ihn später in der Person des alten Friedensherrn, des Senators und langjährigen Stadtrichters Michael Wohlgemut seines Romans „Ein Findling“. Die Schilderung des Frühaufstehens, der kostbaren Liebhabereien Wohlgemut's, besonders seiner Vorliebe für lebendige Wesen aller Art, die seine Wohnräume zu einem zoologischen Garten machten, ihn aber trotz ihres furchtbaren Lärmens weder bei der Unterhaltung noch bei der Arbeit störten, paßt genau auf Hoefer's Vater. Der Bau des Hauses entspricht in allem wesentlichen dem des Elternhauses Hoefer's. Wie dort für Emmerich, wird es auch für diesen der stolzeste Tag seines Lebens gewesen sein, als er an seinem neunten Geburtstage zum Premierminister des ganzen Vogelreiches ernannt wurde. So lassen sich ungezwungen eine ganze Reihe wichtiger Züge und Motive in Hoefer's späteren Erzählungen auf eigene Erlebnisse zurückführen. Er begleitete den Vater auf seinen zahlreichen Ausfahrten und wurde von ihm, der Pflanzen und Gethier wie ein Fachmann kannte, in das volle Verständniß des Lebens der Natur eingeführt und zu genauen Beobachtungen angeleitet. So lernte er frühe seine Heimath, die Eigenart von Land und Leuten richtig kennen und beurtheilen. Weniger gefielen ihm anfangs seine Gymnasialstudien, er unterbrach sie sogar, um in Ludwig Bamberg's Buchhandlung als Lehrling einzutreten. Allein dort behagte es ihm noch weniger und er kehrte daher bald zum Gymnasium zurück, das er am 15. März 1839 mit dem Zeugnisse der Reife verließ. Er war allmählich ein musterhafter Schüler geworden, der sich stets der Liebe und Achtung seiner Mitschüler sowol als seiner Lehrer zu erfreuen hatte. Wiewol mit guten Anlagen ausgestattet, hatte er doch in den oberen Classen mit einer gewissen Unklarheit und daraus hervorgehender Schwerfälligkeit des mündlichen und schriftlichen Ausdrucks zu kämpfen, die er jedoch durch seinen regen und anhaltenden Fleiß größtentheils überwunden hatte. Von seinem deutschen Stil heißt es dann: „er ist höchst einfach und trocken und in dieser Einfachheit im wesentlichen correct und nicht ungefällig, wiewol die Gedanken nicht Rundung genug haben und schiefe und matte Ausdrücke mitunterlaufen“. Am wenigsten befriedigten seine grammatischen Kenntnisse in den fremden Sprachen. H. verdankte es also seinem eisernen Fleiße und seiner energischen Ausdauer, daß er als Schriftsteller über einen tadellosen und schönen Stil verfügte. Die dichterische Thätigkeit Hoefer's beginnt schon 1831. Im J. 1838 lagen ihm 84 eigene Gedichte, meistens Balladen vor, die er später als bloße Stilproben unbeachtet ließ. Angeblich sollen mehrere seiner besten lyrischen Gedichte, einige Liebeslieder, dem Jahre 1837 angehören. Das ist ein böser Irrthum, sie stammen in Wirklichkeit aus den Jahren 1845—46, tragen aber in einer Handschrift Hoefer's Daten aus dem Jahre 1837, weil sie dort in Verbindung mit einer Erzählung gebracht sind, die, um persönliche Beziehungen zu verschleiern, ins Jahr 1837 verlegt worden. Vom Sommer 1839 an hörte H. zwei Semester in Greifswald, eins in Heidelberg, drei in Berlin philologische und geschichtliche Vorlesungen, wol wie Franz „Auf der Universität“ nicht allzu regelmäßig. Wie dieser ging er nach Heidelberg, um die anziehendsten Gegenden Deutschlands leichter

kennen zu lernen und überhaupt in ein etwas weiteres und bewegteres Leben sich hineinzufinden. Rückhaltlos schreibt er aus Heidelberg dem Vater von solchen Ausflügen, bei Tag und Nacht, mit seinen Freunden, in die Nähe und in die Ferne, ebenso, daß er halbe Tage lang auf einem grünen sonnigen Fleck im Walde liegt, oder stundenlang unter der Neckarbrücke in seinem Kahn sitzt, die Angel im Wasser. „Wenn dann die Sonne sich zum Untergang neigt und das Wasser glühend roth ist, wenn sie so die letzten Streiflichter über den tiefblauen Neckar wirft, so daß er fast chamois aussieht, wenn der Himmel so dunkelblau und die Berge so grün und bunt sind und besonders das rothe Schloß in merkwürdiger Farbenpracht dasteht — dann kommts über mich mit einer sonst nie gefühlten Traurigkeit und ich muß dann so bald als möglich nach Hause.“ Kein Wunder, daß er dann wieder stundenlang am Fenster sitzt, all die Eindrücke verarbeitend und seine Gedanken fortspinnend. Solche scheinbare Unthätigkeit brachte ihm dann die schönsten Früchte, die aber noch Zeit zur Reife bedurften. Zum Sommer 1842 war H. wieder in seiner Vaterstadt. Er mußte jetzt seiner Militärpflicht genügen und hatte reichlich Gelegenheit für seine späteren Erzählungen aus dem Soldatenleben den Stoff zu sammeln. Um die wahrgenommenen argen Mißstände freimüthig darstellen zu können, verlegte er die meisten dieser Erzählungen wohlweislich in viel frühere Zeit. Wie sein „Alter Mann“ überragte er damals und später seine Umgebung bedeutend an Bildung, Kenntnissen und vor allem an freiem, weitem, unbefangenem Geist. Man mißachtete ihn aber, wie „Eberhard Waldow“, da er keine Stellung und kein Amt hatte und auch garnicht darnach strebte. Daß die Feder sein Amt und der Kopf sein Titel war („Kriegsleben im Frieden“), erkannte man nicht. Zum Entsetzen braver Staatsbürger suchte er, wie der Erzähler „Im Erker“, nichts verlangender auf und liebte nichts herzlicher als abenteuerliche Menschen und gute Weine. Grund genug für die Kleinstädter ihn völlig aufzugeben. So folgte er gerne den Einladungen seiner Freunde, die ihn zu würdigen verstanden, aufs Land. Besonders oft und lange brachte er auf dem Rittergute Boltenhagen bei Ziemssens zu, wo er sein „Skizzenbuch aus Norddeutschland, Schwanwiek“ vorbereitete. Er kehrte immer wieder nach Greifswald zurück, um seinem kränkelnden Vater durch Vorlesen die unfreiwillige Muße zu erleichtern. Erst 1854, nachdem der Vater gestorben, konnte er frei über sein Schicksal und seinen Wohnort entscheiden. Rechtzeitig bahnte er sich seinen Weg, wie es seiner Eigenart und Begabung entsprach.

Im Herbste 1844 schickte H. seine erste Erzählung „Anno zweiundneunzig“, die erste Tambourgeschichte, an Cotta's Morgenblatt ein. Sie wurde sofort angenommen, Januar 1845 ohne den Namen des Verfassers gedruckt und fand in ihrer Einfachheit und ihrem gesunden Realismus vielen Beifall. Dem Wunsche der Redaction, daß er auch ferner in ähnlicher Weise dem Morgenblatte seine schätzbare Theilnahme schenken möge, entsprach H. und sandte in den nächsten Jahren alle seine Erzählungen, wie sie entstanden, an das Morgenblatt ein, das sie aufs bereitwilligste aufnahm. Cotta selbst suchte am 1. September 1851 die Ehre der Bekanntschaft Hoefer's schriftlich nach, hauptsächlich, um ihm für die trefflichen Beiträge zum Morgenblatt zu danken. H. habe ihn wie seinen Freund Hauff damit wahrhaft erfreut. Er möge auch künftig an dem Blatte lebendigen Antheil nehmen, die Cotta'sche Buchhandlung werde sich freuen, mit ihm in Verbindung zu bleiben. Darauf hin sprach H. im Winter desselben Jahres den Wunsch aus, daß sein Name unter die Erzählungen im Morgenblatt gesetzt werde. Der Vater, der bis dahin von der schriftstellerischen Thätigkeit seines Sohnes nichts erfahren

durfte, hatte sich damals wol, veranlaßt durch den allgemeinen Beifall, den sie gefunden, mit ihr ausgesöhnt. Der Verleger A. Krabbe in Stuttgart machte H. damals den Antrag, eine Sammlung seiner Erzählungen zu veranstalten. Cotta, der ähnliches beabsichtigte, trat zu Gunsten Krabbe's zurück. Einem Nicht-Stuttgarter würde er nicht nachgestanden sein, unter keiner Bedingung. Wenn man aber in derselben Stadt neben einander wohne, so sei es dem vom Glück Begünstigteren schwer dem ärmeren, mit der Lebensexistenz ringenden Mitbürger einen Wunsch abzuschlagen, auf dessen Erfüllung er große Hoffnungen setze. In der That brachte die Verbindung Beiden, Hoefer wie Krabbe, große Vortheile, der eine hatte dem anderen sein Glück zu verdanken. Frühjahr 1852 erschienen die ersten acht Geschichten Hoefer's bei Krabbe unter dem Titel „Aus dem Volk. Geschichten von Edmund Hoefer“. Dieser ersten Sammlung folgten bald darauf aus demselben Verlage weitere. Als 1856 die Greifswalder Hochschule ihr vierhundertjähriges Stiftungsfest feierte, schickte H. die vier Sammlungen „Aus dem Volk“, „Aus alter und neuer Zeit“, „Bewegtes Leben“, „Erzählungen eines alten Tambours“ an Rector und Senat ein „als ein äußerliches Zeichen seiner Anhänglichkeit zugleich und seines Strebens“. Wenn es auch nicht die Wissenschaft sei, der er sein Streben geweiht, so habe er doch in diesen Bänden das Beste niedergelegt, was er in sich trage. Mit offenem herzlichen Danke spreche er es aus, was er auf dem von ihm erwählten Felde erreicht habe und erreichen werde, schulde er zum größten und besten Theile der Heimathsuniversität, die auch ihn einmal in ihre ernste und liebevolle Zucht genommen. Die Universität konnte stolz sein auf H. Er war damals anerkannt als Meister der deutschen Erzählung und als sachverständiger Kritiker schönwissenschaftlicher Werke. 1854 hatte er einem Rufe Krabbe's nach Stuttgart Folge geleistet und dort mit F. W. Hackländer zusammen eine neue Zeitschrift die „Hausblätter“ begründet, an der die angesehensten Schriftsteller gerne mitarbeiteten. Sie hielt sich bis zum Jahre 1868. H., der alle Redactionsarbeiten allein besorgte, trat zu den meisten Mitarbeitern in nähere, freundschaftliche Beziehung. Er veröffentlichte in der Zeitschrift eine große Zahl seiner Erzählungen und besprach die wichtigsten Erscheinungen sachkundig und freimüthig.

Von den größeren Geschichten, die in mehreren Bänden musterhaft durchgeführte Romane waren, nenne ich die, welche die größte Anerkennung gefunden: „Norien. Erinnerungen einer alten Frau“, II, 1858; „Der große Baron“, II, 1861; „Unter der Fremdherrschaft“, III, 1863; „Tolleneck“, III, 1864; „Altermann Ryke“, IV, 1864, sowie seine vortreffliche plattdeutsche Geschichte „Pap Kuhn“ 1878. Eine Sammlung seiner „Erzählenden Schriften“, die 12 Bände umfaßte, veranstaltete er selbst, 1865. Eine andere, „Ausgewählte Schriften“, erschien 1882.

Wirkliches Verdienst um deutsche Volkskunde erwarb sich H. durch die Sammlung urwüchsiger sprichwörtlicher Redensarten „Wie das Volk spricht“, die er seit 1855 in mehreren verbesserten und vermehrten Auflagen veröffentlichte.

Lange Jahre trug er sich mit dem Gedanken eine umfassende Goethebiographie zu schreiben, für die er aufs eifrigste alles, was mit Goethe zu thun hatte, sammelte. Leider fand er keine Muße dazu. 1876 gab er, von seinem Verleger dazu aufgefordert, eine deutsche Litteraturgeschichte für Frauen heraus, die von seinem feinen Verständniß für geistige Entwicklung und Eigenart zeugt. Mit rühmenswerther Unbefangenheit urtheilte er sachverständig über lebende Dichter, wie auch seit 1873 einige Jahre lang in seinem „Literaturfreund“. 1878 verfaßte er eine treffliche Schrift über Goethe und Charlotte

v. Stein, wozu er, ein ebenso gewiegter Goethe- wie Frauenkenner, besser als der pedantische Düntzer berufen war.

Einmal hatte H. sich auch mit strengwissenschaftlicher Arbeit befaßt, mit einer Untersuchung über griechische Colonien auf Sicilien, wozu ihn August Boeckh angeregt hatte, als er, dem Wunsche seines Vaters folgend, sich den Doctorgrad erwerben wollte. Da Barthold in Greifswald die Arbeit nicht zu würdigen wußte, begnügte sich H. 1854 mit dem Doctordiplom aus Jena.

Er kannte genau seine Begabung und ließ sich nicht von Andern aus der gewählten Bahn herausbringen. So forderten ihn 1855 F. Wallner wie L. Schücking vergebens auf, sich im Fache des feineren Lustspiels der Bühne zuzuwenden. Ebensowenig ließ er sich 1869 dazu bewegen, die Redaction einer belletristischen Wochenschrift in Leipzig zu übernehmen. Er war mit Stuttgart seit seiner Verheirathung mit Elise, der Tochter des Rittergutsbesitzers Ch. v. Rodbertus zu Gransebieth in Pommern so verwachsen, daß er die neue Heimath nicht mehr verlassen mochte. Er stand dort im anregendsten geselligen Verkehr mit Gelehrten, Schriftstellern und Künstlern, u. a. mit J. G. Fischer, F. Freiligrath, K. Gerok, F. W. Hackländer, W. Lübke, K. Mayer, dem Germanisten Fr. Pfeiffer, G. Pfizer, W. Raabe, Frau Emma v. Suckow (E. Niendorf), L. Walesrode. Die letzten Jahre seines Lebens brachte H. in Cannstatt zu, von mancherlei Krankheit schwer heimgesucht. Lange quälte ihn ein Husten, der ein Herzleiden zur Folge hatte. Im J. 1881 befiel ihn die Wassersucht, im Juli Gehirnkrämpfe, sodaß seine geistige Klarheit zeitweilig gestört wurde. Gebrochen an Geist und Körper ließ sich der unermüdliche Frühaufsteher noch immer morgens um 5 Uhr an seinen Schreibtisch bringen. Trotz aller Versuche brachte er das vor ihm liegende Manuscript auch nicht eine Zeile weiter. Am 22. Mai 1882 erlöste ihn ein sanfter Tod.

Aus ungedruckten Briefen, die mir zur Verfügung stehen, schließe ich einige Urtheile über H. an, geordnet nach der Zeit, in der sie gefällt worden. Am 21. Mai 1852 schreibt Adolf Stahr: „Seit langem hat mich nichts so frisch und poetisch angemuthet, wie diese ‚Geschichten‘ des Hrn. Edmund Hoefer, wahrhafte Poesie in edel-schlichter, einfach angemessener Sprache, kräftig und gesund wie reines Gebirgsquellwasser“; derselbe am 8. Februar 1857: „Wir beide, Frau Fanny und ich, haben uns an Ihrer letzten Dichtung ‚Das Haus van der Roos‘ wahrhaft erfreut. Diese Dichtung ist fast durchweg ein Meister- und Musterstück, und gewisse Scenen sind darin von einer so wundervollen Pinselführung, daß wenige lebende Dichter es unternehmen dürften, Aehnliches zu malen. Unvergleichlich ist alles Lokale geschildert, hier ist jeder Pinselstrich Poesie und von sicherster Wirksamkeit. Gemälde wie die des alten Hauses des patricischen Handelsherrn v. d. R. sind in der ganzen neueren Litteratur wenig vorhanden“. Fanny Lewald-Stahr hat die Schilderung des „Thurm und Rosenhauses am grauen Herbsttage“ wirklich entzückt. Sie fügt hinzu: „Ich habe diese Stelle als ein Muster der Darstellung verschiedenen Personen vorgelesen ... Ihnen geht es wie dem Riesen Antäus; so wie Sie Ihren rechten Boden berühren, den Boden der nordisch-bürgerlichen Realität, so sind Sie immer unübertrefflich. Die Herzensphantastik der Melusinereien gelingt Ihnen nicht. Ihre einfache, gesunde Natur kann dann nicht. Aber wenn Sie wahres Gefühl zu schildern haben, wie in der schönen tiefen Universitätsliebe, dann sind Sie am Platze. Nur Sie selbst bleiben müssen Sie, um sich zu haben. Sowie Sie in die Romantik verfallen, geben Sie sich auf. Sie sind der Poet der Hanseatik — und das ist ein weites Feld, weil es seine Zweige so weit ausgestreckt hat durch die Zeiten und Länder“. Johann Jacoby freut sich, Königsberg, den 30. März 1857, H. „seinen innigen warmen

Dank für manche genußreiche Stunde der Stärkung und Erhebung auszusprechen“, die ihm durch Hoefer's „treffliche Erzählungen zu Theil geworden“. Gustav v. Struensee gesteht am 13. Mai 1857, daß er H. „um die Autorschaft des Hauses van Roos beneidet, namentlich um die Studien, welche er zu dem Capitel ‚eine helle jugendliche Stimme‘ gemacht“. In langer Zeit habe er nichts in dieser Art Vollendeteres gelesen, welches den ganzen Reiz eines solchen Verhältnisses, ohne die ihm sonst stets angehörende und gewöhnlich zur Hauptsache werdende sinnliche Beimischung schildere. v. Holtei schreibt, Graez, 27. April 1860, von dem eigenthümlichen Zauber der Werke Hoefer's, der den besonderen Reiz besitze, daß Einem, auch wenn etwas Trauriges verhandelt werde, dabei wohl werde, weil Alles auf einem so sicheren Grunde stehe. Er möchte gerne von ihm lernen; nur leider erlerne sich so was nicht. Franz Pfeiffer nennt am 14. Juli 1861, die „Alten von Ruhneck“ eine meisterhafte Geschichte, und leicht die beste, die H. geschrieben. Levin Schücking sagt ihm am 9. Mai 1876, wie oft er mit warmem und dankbarem Herzen an ihn denke und seiner immer gleich frisch sprudelnden füllereichen Thätigkeit folge. Nicht anders lauten die öffentlich über H. ausgesprochenen Urtheile, ich berücksichtige nur das von Paul Heyse, darnach hat er unter den anerkannten Meistern der deutschen Erzählung seinen unbestrittenen Rang. Als seine Vorzüge führt er auf: gesunden Realismus, Naturwahrheit und ungemeine Virtuosität in der Detailschilderung, besonders wo es sich um Land und Leute seiner norddeutschen Heimath handle.

Da die Heimathkunst jetzt immer überzeugtere Anhänger findet, wird auch Edmund H., der sie als einer der ersten ausgebildet hat, nicht so leicht vergessen werden.

Gütige Mittheilungen von Hrn. Gymnasialoberlehrer Dr. Ulrich Hoefer in Saarbrücken und von Fräulein Gertrud Hoefer in Charlottenburg. — Ueber Edmund Hoefer vgl. Unsere Tage VIII, 173—178; Illustr. Zeitung 1882, Nr. 2032, S. 481 fg. (Schmidt-Weißenfels), ferner alle Werke über neuere deutsche Litteraturgeschichte. Die Titel seiner Werke in Fr. Brümmer, Lexikon d. deutschen Dichter u. Prosaisten d. 19. Jahrhunderts.

Al. Reifferscheid.

Hoff: Johann Nikolaus H., Kupferstecher, geboren in Frankfurt a. M. am 4. Mai 1798, † ebenda am 6. März 1873. Widmete sich von seinem siebzehnten Jahre an der Kupferstecherkunst, ermuntert durch den in Frankfurt damals in hohem Ansehen lebenden Landschaftsmaler und Radirer Anton Radl. Da es zur Ausbildung in seinem Fache damals in Frankfurt — vor der Gründung des Städel'schen Kunstinstituts — an hinreichender Gelegenheit fehlte, wandte sich H. nach Stuttgart, wo er 1815 bis 1821 als Schüler des bekannten Kupferstechers Johann Gotthard v. Müller die Kunstschule besuchte. Versehen mit einem Reisestipendium, das ihm Frankfurter Freunde verschafft hatten, später in gleicher Weise auch durch die Administration des Städel'schen Kunstinstitutes unterstützt, begab sich H. 1822 nach Italien, wo er, vorwiegend in Rom und in Florenz, weiteren Studien oblag. In Rom schloß er sich dem Kreise der jüngeren deutschen Romantiker an, dem auch Schnorr v. Carolsfeld und Ludwig Richter angehörten. Besonders zog ihn Richter an, dem er auch später in naher Freundschaft verbunden blieb. Als das werthvollste Ergebniß seiner italienischen Reise brachte H. die Bleistiftzeichnung für einen Stich nach Perugino's Beweinung Christi, die im Pitti-Palast hängt, mit. Der Stich blieb lange unvollendet, da den jungen Meister, der bald nach seiner Heimkehr zur Gründung eines eigenen Hausstandes schritt, vorläufig andere Arbeit in Anspruch nahm, die der Bestreitung

des täglichen Lebensunterhaltes dienen mußte. Obwohl er selbst fühlte, daß er dadurch in seinem eigentlichen künstlerischen Beruf nicht gefördert wurde, entschloß er sich doch nothgedrungen, an verschiedenen Frankfurter Lehranstalten die Ertheilung des Zeichenunterrichts zu übernehmen. Die erfolgreiche Thätigkeit, die er auch in dieser Richtung ausübte, fand dankbare Anerkennung, vermochte ihn selbst jedoch je länger je weniger für die Einbuße an künstlerischen Erfolgen zu entschädigen, die seinem hervorragenden Talente unter anderen Voraussetzungen nicht gefehlt haben würden, während er, wie die Dinge lagen, nur eine beschränkte Zahl von allerdings hervorragenden Werken in seinem eigentlichen Fach hervorzubringen vermochte. Die erwähnte Studie nach Perugino, die später das Städel'sche Institut erwarb, ist das Product einer Zeichenkunst, wie sie in dieser Vollendung auch in der Zeit ihrer Entstehung zu den Seltenheiten gehörte. Dasselbe Verständniß und dieselbe Hingebung der reproducirenden Arbeit bekunden außerdem zwei an gleicher Stelle aufbewahrte Zeichnungen Hoff's, eine „Kreuzabnahme“ nach Paul Veronese und die „Einführung der Künste in Deutschland“ nach Philipp Veit. Nach einem anderen Bilde Veit's, der „Aussetzung Mosis“, fertigte H. in längeren Pausen vier Zeichnungen an. Unter den in Brillantstich ausgeführten Arbeiten des Künstlers ist die verbreitetste ein Blatt nach einem Gemälde der Coblenzer Galerie, der „Verlobung der hl. Catharina“, einem früher dem Leonardo da Vinci zugeschriebenen, jedoch in Wirklichkeit von einem Antwerpener Meister des 16. Jahrh. herrührenden Werke. Der — nie ganz zum Abschluß gelangte — Stich nach Perugino's Beweinung Christi erschien 1867, jedoch hatte H. seine nach dem Original angefertigte Zeichnung bereits im J. 1835 in Steindruck vervielfältigt herausgegeben.

Joh. Friedrich Hoff, Ein Künstlerheim vor 70 Jahren (Frankfurt a. M. 1902); — derselbe, Amt und Muße, Ludwig Richter als Freund (ebenda 1903). — Frankfurter Hausblätter, hrsg. von Franz Rittweger, neue Folge I. Theil, Nr. 38, S. 306. — Katalog der Gemäldegalerie des Städel'schen Kunstinstituts, II. Abtheilung (1903).

H. Weizsäcker.

Hoffmann: Christoph H. ist geboren am 2. December 1815 in Leonberg als zweiter Sohn des Bürgermeisters daselbst Gottlieb Wilhelm Hoffmann, sein älterer Bruder war der bekannte, als Hofprediger und Generalsuperintendent von Brandenburg verstorbene Wilhelm Hoffmann. Seine Jugendzeit verlebte er in der durch seinen Vater ins Leben gerufenen Gemeinde Kornthal. Die Eindrücke, unter welchen er dort aufwuchs, sind von nachhaltiger Wirkung gewesen für seine ganze Entwicklung. In seinem Vater schaute er das Bild einer erfolgreichen und doch der Kirche abgeneigten praktisch-religiösen Thätigkeit, in der vom Kirchenregiment unabhängigen Gemeinde den Versuch einer nach christlichen Grundsätzen organisirten Gemeinschaft. Nachdem er seine Vorbildung durch den Besuch der Oberclassen des Stuttgarter Gymnasiums abgeschlossen hatte, trat er 1832, noch nicht ganz 17 Jahre alt, in das theologische Stift ein, zugleich mit Gerok, Rümelin u. A. Als Kornthaler schloß er sich an die studentische Pietistenstunde an, ging aber daneben auch, begünstigt von einer merklichen poetischen Begabung (Proben in seiner Selbstbiographie, Bibl. Poesien, 1887. Sodann Gedichte und Lieder von Chr. Hoffmann, 1869, Stuttgart, bei Steinkopf) seinen ästhetischen Neigungen nach, ohne daß diese verschiedenen Richtungen sich zur höheren Einheit verschmolzen hätten. Mit der Hegel'schen Philosophie, welche gerade damals durch Strauß ihren siegreichen Einzug im Stift hielt, hat er sich vertraut gemacht, aber bald ihre Unvereinbarkeit mit der christlichen Weltanschauung erkannt. Doch hat er,

Autodidact in der Theologie, auch der Hengstenbergischen Reaction sich nicht angeschlossen. Aber ebensowenig hat er jemals die Bedeutung der neuerwachten historisch-kritischen Richtung der Theologie würdigen lernen, da ihm bei seiner beachtenswerthen Anlage zum Historiker die kritische Ader völlig fehlte. Wahrheit suchte er damals besonders bei den Mystikern. Im weiteren Verlauf jedoch schloß er sich besonders der Theologie des † Pfarrers Phil. Matth. Hahn an. Durch seine freundschaftliche und bald auch verwandtschaftliche Verbindung mit der Familie Paulus (er heirathete 1841 Pauline Paulus, eine Enkelin Hahn's), lernte er dessen Schriften kennen und fand hier, was auch ihm als Grundidee des Christenthums vorschwebte: das Königreich Jesu Christi auf Erden. Sein Werk erschien ihm später nur eine Verwirklichung der Gedanken, die durch Hahn's frühen Tod unausgeführt geblieben waren. Mitbestimmend für seine weitere Entwicklung ist jedenfalls auch das gewesen, daß er nie im eigentlichen Kirchendienst stand, er hat darum auch die pfarramtliche Thätigkeit nie richtig beurtheilen können. Vorübergehend in der von Strebel geleiteten Erziehungsanstalt zu Stetten angestellt trat er bald ganz in das Unternehmen der Familie Paulus ein, welche zuerst in Kornthal, hernach auf dem Salon bei Ludwigsburg ebenfalls eine Erziehungsanstalt gründete. Diese Anstalt wurde von der Familie nämlich in besonderem Sinne als Arbeit für den Bau des Reiches Gottes im Sinne Hahn's betrachtet. Mit nur einjähriger Unterbrechung (1840), während welcher er mit ziemlichem Widerwillen seiner Pflicht als Repetent genügt hatte, gehörte er dem Salon bis 1853 als Lehrer in Philologie und Geschichte an; er schlug sogar eine Berufung als Pfarrer nach Kornthal aus. Oeffentlich aufzutreten fühlte er sich aufgefordert durch Fr. Vischer's Inauguralrede mit ihrem Angriff auf das Christenthum, 1844, (21 Sätze wider die neuen Gottesleugner und andere Schriften), um so mehr, da der in erster Linie bedrohte Pietismus sich allzu schweigsam verhielt. Er ist mit Muth und Geschick gegen Vischer (den er übrigens stets als unbedeutenden Mann taxirte) vorgegangen und hat mit dazu beigetragen, daß die Behörde sich genöthigt sah, einzuschreiten. Aber die Form seiner Vertheidigung fand auch nicht bei Freunden ungetheilten Beifall und sachlich ist das Urtheil wohl begründet, daß er jenes Stadium der geistigen Entwicklung Deutschlands nicht gerecht würdigte. Die von den Hegelianern drohende Gefahr erschien ihm so groß, die Abwehr von anderer Seite so ungenügend, daß er sich auf den Rath des Professors Dr. Schmid in Tübingen entschloß, gemeinsam mit den Brüdern Paulus ein Blatt, „Die süddeutsche Warte“ (seit 1877 „Warte des Tempels“ betitelt) herauszugeben, 1845. Dasselbe fand seine Aufgabe darin, das Bestehende in Kirche und Staat gegen den Geist der Revolution zu vertheidigen, doch mit Verständniß für die Wünsche nach nationaler Einigung und synodaler Vertretung, wie mit freimüthiger Kritik der Schäden. Der bis dahin litterarisch geführte Streit wurde auf den politischen Schauplatz verlegt im Jahr 1848. Nach einem von beiden Seiten mit Aufbietung aller Kraft geführten Kampf gab das Landvolk im Bezirk Ludwigsburg mit großer Majorität den Ausschlag für die Wahl von H. gegen Strauß zum Abgeordneten ins Frankfurter Parlament. Aber die Erfahrungen, welche er damals machte, riefen in ihm eine Wandlung hervor, vielleicht darf man auch sagen, sie brachten schlummernde Ansätze zur Entfaltung. Er stimmte im Parlament für Trennung der Kirche vom Staat, um so entschiedener trat er für das Recht der Kirche auf die Schule bez. für die confessionelle Schule ein, subsidiär dafür, die Schule zur Gemeindesache zu machen. Unbefriedigt durch die Entwicklung der Dinge in Frankfurt, legte er 1849 sein Mandat nieder. Die Wandlung seiner Ansichten hat er dargelegt in den Schriften: „Stimmen der Weissagung über

Babel und das Volk Gottes", 1849, „Die Aussichten der evangelischen Kirche Deutschlands infolge der Beschlüsse der Reichsversammlung in Frankfurt", 1849, „Das Christenthum im ersten Jahrhundert", 1853 (erwachsen aus öffentlichen Vorträgen). Der „christliche Staat" schien ihm völlig zusammengebrochen, von dem religionslosen Staat erwartete er wenig mehr, von der Kirche sollte die Erneuerung des Volkslebens ausgehen, dazu bedurfte sie aber selbst einer Neubelebung und der Zusammenfassung der gläubigen Glieder. Diesem Zweck diente der vom Salon gegründete Evangelische Verein und die Einrichtung einer Evangelistenschule unter dem Inspectorat Hoffmann's. Die in dieser Schule ausgebildeten Laienprediger sollten in den Gemeinden den Pietismus beleben und dem Verein Mitglieder gewinnen. Zunächst noch im Zusammenhang mit der Kirche. Aber bald beginnen die Wege aus einander zu gehen. Die Aufgabe der religiösen, socialen, politischen Reform trat für H. mehr und mehr in den Vordergrund, und die Mittel der inneren Mission, durch welche man die Schäden des Volkslebens heilen wollte, erschienen ihm angesichts der Nothlage der ersten fünfziger Jahre unzulänglich. Gründliche Erneuerung konnte nur kommen durch die „Sammlung des Volkes Gottes". Und zwar sollte Jerusalem der Ort sein, wo diese neue Gemeinde, nach den socialen Vorschriften des mosaischen Gesetzes eingerichtet, sich organisiren und als geistlicher Tempel einen Mittelpunkt des Heils für die ganze Welt bilden sollte. Darin sah er die Erfüllung der von ihm buchstäblich gefaßten Weissagungen der Propheten des alten Testaments und der von jeher dem Pietismus als Lieblingsbuch geltenden Apokalypse.

Gegen die Thätigkeit der Evangelisten wurden bald von kirchlicher Seite Bedenken erhoben. Aber auch der Pietismus weigerte sich, H. auf diesen Wegen zu folgen, kirchenfreundlicher wie er geworden war, und gerade in dem Gefühl, daß H. mit viel größerer Consequenz die praktischen Folgerungen zog aus Voraussetzungen, welche von jeher den Pietisten eigen gewesen waren. Der anerkannte Vertreter des Pietismus, Prälat v. Kapff, wurde zugleich immer mehr Hoffmann's entschiedenster Gegner. Ja selbst seine Schwäger, mit Ausnahme von Christoph Paulus, traten ihm nicht bei. Er fand dafür in dem Kaufmann Georg David Hardegg von Ludwigsburg einen vorandrängenden Bundesgenossen.

So schied er 1853 vom Salon. Von Spittler gerufen, begleitete er das Inspectorat der Evangelistenschule auf Chrischona bis 1855, doch die Verwandtschaft der Bestrebungen war mehr eine scheinbare, die Ziele zu verschieden. Vom Salon wie von seinem Heimathort Kornthal (unter dem Einfluß von Staudt) zurückgewiesen, lebte er als Privatmann in Ludwigsburg. Durch Ranke's Geschichte der Päpste war ihm einst in der Repetentenzeit an Loyola klar geworden, was ein einzelner Mann, ganz dem Dienst seiner Sache geweiht, ausrichten kann. Unter persönlichen Opfern suchte er nun den Beruf, den er von Gott erhalten zu haben glaubte, zu erfüllen. Schon 1854, 24. August, hatte der Ausschuß für Sammlung des Volkes Gottes (Hoffmann, Chr. Paulus, Hardegg und Höhn), eine Versammlung der Freunde Jerusalems nach Ludwigsburg einberufen. Es gelang 439 (zuletzt über 500) Unterschriften zu gewinnen für eine Bittschrift an die Bundesversammlung in Frankfurt (abgesandt 31. October), in welcher diese Behörde ersucht wurde, sich beim Sultan dahin zu verwenden, daß eine Ansiedlung in Palästina gestattet, mit den nöthigen Rechten versehen und geschützt werde. Darauf ließ sich der Bundestag natürlich nicht ein (ebenso wenig Anklang fand H. 1861 beim National-Verein).

Man war also zunächst darauf angewiesen, in der Heimath den Tempel

zu bauen. Mai 1855 erschien der Entwurf einer Verfassung für das Volk Gottes. Außerdem schrieb H. in jener Zeit das Buch: „Geschichte des Volkes Gottes“ als Antwort auf die sociale Frage, in welchem er seine Ideen aus der Geschichte des Volkes Israel begründet.

Zur eigentlichen Gemeindebildung kam es dadurch, daß Januar 1856 das Gut Kirschenhardthof bei Marbach durch die „Jerusalemsfreunde“ angekauft wurde. Hier sollte nun ein Anfang gemacht werden mit der Begründung eines besseren Zustandes.

Daß es bald zum förmlichen Bruch mit der Kirche kam, war eine aus der Lage der Dinge nothwendig sich ergebende Folge. Mit Berufung auf die erstandene Candidatenprüfung beanspruchte H. das Recht zu kirchlichen Handlungen und übte sie trotz der Verweigerung durch das Consistorium aus, eigentlich im Widerspruch mit seinen eigenen Grundsätzen, welche die damalige Gestalt der Kirche als berechtigt nicht mehr anerkannten. So wurde ihm 1856/57 die Ausübung seiner Candidatenrechte untersagt, und da er darin fortfuhr, erfolgte 1859 der Austritt der Kirschenhardthöfer aus der württembergischen Landeskirche. Damals vielleicht ca. 60 Männer. (Vgl. die actenmäßige Darstellung des Consistoriums in seinem Amtsblatt II, S. 507 ff.)

Die apokalyptischen Erwartungen Hoffmann's und seiner Anhänger veranlaßten ihn 1858 zunächst einmal zu der in Gemeinschaft mit Hardegg und Bubeck unternommenen Erforschungsreise nach Palästina. Eine auf dem Kirchentag 1857 durch Hoffmann's Bruder vermittelte Audienz bei Friedrich Wilhelm IV. trug wenigstens Empfehlungen an die preußischen Consulate im Orient ein. Jene Forschungsreise führte zu dem Ergebniß, daß vorläufig noch von einer Niederlassung in Palästina abzusehen sei. So galt das folgende Jahrzehnt dem Ausbau des Tempels in der Heimath. Die Prophetenschule sollte für geeignete Werkzeuge sorgen, man bestrebte sich, die Geistesgaben der apostolischen Zeit, Weissagen und Wunderthaten wieder zu erwecken, Anhänger Hardeggs versuchten sich in sehr zweifelhaften Heilungen. Es ist anzuerkennen, daß H. selbst ein viel nüchterneres Urtheil fällte als Hardegg, dem die Erneuerung der apostolischen Geistesgaben in erster Linie stand. H. ist es gewesen, der einen schmählichen Betrug aufdeckte und dadurch den Tempel vor gefährlichen Abwegen bewahrte. Von da an datirt allerdings auch das Zerwürfniß zwischen beiden. Die ganze Gesellschaft der Jerusalemsfreunde trat 1861 aus der evangelischen Kirche — aus Babylon — überhaupt aus, constituirte sich auf mehreren Synoden als „Deutscher Tempel“ unter einem Rath von 12 Aeltesten mit Hardegg als weltlichem, H. als geistlichem Vorsteher (den vorzüglich mit Rücksicht auf den Orient gewählten ursprünglichen Titel Bischof legte H. 1867 wieder ab). Während dieser ganzen Zeit, seit 1854, erscheint überhaupt Hardegg als eigentlicher Führer der Bewegung. H. begnügte sich mit der Stelle eines Schriftführers und mit litterarischer Thätigkeit. Eine Confession des Tempels wurde 1863 aufgestellt, Reiseprediger warben im Land umher, namentlich im Fränkischen und auf dem Schwarzwald, H. selbst in Stuttgart, neue Glieder, welche der Aufsicht von Aeltesten unterstellt wurden. Litterarisch suchte H. sein Unternehmen zu begründen in der nun ganz von ihm redigirten Warte, sodann durch sein geschichtliches Werk: „Fortschritt und Rückschritt oder Geschichte des Abfalls“, 1864 ff. Der Gegensatz zur Kirche wird nun immer schroffer. Von Seiten der Kirche fanden Hoffmann's weitaussehende Gedanken nicht immer das rechte Verständniß und seine Anhänger nicht überall die dem Gesetz des Staates und der christlichen Liebe entsprechende Behandlung; aber das ist der Kirche auch sehr schwer gemacht worden durch die leidenschaftlichen Angriffe der Templer, welche ihr jede Befähigung zur Er-

füllung ihrer Aufgabe absprachen und zum Austritt aus Babel aufforderten, ganz in der Weise des früheren Separatismus. Bat doch der Tempel 1861 in einer Eingabe an die Abgeordnetenkammer um Abschaffung der staatlichen Vorrechte der Landeskirchen.

Die Ereignisse des Jahres 1866 erschienen, auch wieder in apokalyptischer Beleuchtung, den Jerusalemsfreunden als Zeichen der Zeit, nunmehr mit dem Bau des Tempels in Palästina zu beginnen. Auch hier ging die Nöthigung von Hardegg aus, H., dem das geistige Wirken, „die Mission", jederzeit viel mehr am Herzen lag als die Colonisation, hat damals sogar daran gedacht, die Leitung ganz an Hardegg abzutreten und in Amerika seinen Wirkungskreis zu suchen. Die beiden Häupter, nebst einer Anzahl von Familien (nach und nach ca. 1500 Seelen), siedelten 1868 ins heilige Land über, es entstanden die Colonien Haifa, Jaffa mit Sarona, Jerusalem (Rephaim). Die Differenzen zwischen den beiden Häuptern fanden darin schon Ausdruck, daß Hardegg Haifa, H. Jaffa mit Sarona verwaltete, jeder unabhängig vom andern. Im J. 1874 kam das Zerwürfniß mit Hardegg, einem schwierigen, herrschsüchtigen Charakter, offen zum Ausbruch. Hardegg erklärte seinen Austritt aus der Tempelgesellschaft, H. wurde mit weit überwiegender Mehrheit als alleiniger Vorsteher des Tempels anerkannt, durch Abgeordnete einigten sich sämmtliche Colonien über eine gemeinsame Verfassung, neu geregelt 1879. H. besuchte in geschäftlichen Angelegenheiten 1875 Deutschland noch einmal, 1881 Amerika. Um einen geeigneten Nachwuchs zu erziehen, gründete er 1876 das Hochstift in Jaffa (1878 siedelte er mit demselben nach Rephaim über), eine Art höherer Schule, an welcher er selbst philosophische und theologische Vorlesungen hielt. Proben der letzteren sind erschienen in seiner Auslegung des Römer- und Colosserbriefs, 1882 ff. Zugleich zeigen sie, wie H. seinen nun wesentlich veränderten dogmatischen Standpunkt aus der Schrift zu begründen suchte. Schon 1858 war H. gegen das Dogma der Kirche gleichgültig geworden, nicht das Proselytenmachen für — richtige oder unrichtige — Glaubenslehren, sondern die Erziehung zu einem gerechten und verständigen Leben erschien ihm als Hauptaufgabe der christlichen Kirche. Aber er schritt weiter zur Verwerfung von Lehre und Cultus der Kirche in den wichtigsten Stücken. Dies trat offen zu Tage in den drei Sendschreiben von 1876 über den Tempel und die Sacramente, Dreieinigkeit und Gottheit Christi, Versöhnung der Menschen mit Gott. Dreieinigkeit und Gottheit Christi im Sinn der Kirche betrachtet er nun als Thorheit. Versöhnung und Rechtfertigung im kirchlichen Verstand erkennt er nicht an, die Sacramente entleert er ihres Werthes und sieht in der Weise, wie sie die Kirche verwaltet, ein Haupthinderniß wahrer Frömmigkeit. Er suspendirte ihre Anwendung, bis einmal eine wahre Gemeinde da sei. Dies alles nicht bloß als seine Privatansicht, sondern als Richtschnur für den Tempel. „Wer noch mit einem Faden an der Kirche, ihren Sacramenten und Satzungen hängt, der kann nicht mit getrostem Herzen an der Aufrichtung des Reiches Gottes arbeiten." So ist der einstige Vertheidiger der Orthodoxie fortgeschritten zur Bekämpfung derselben, wesentlich mit rationalen Gründen. Freilich tritt in seiner Theologie eine unklare Mischung von Rationalismus und Traditionalismus zu Tage, der Grund ist auch hier wieder in dem Mangel eines wirklich wissenschaftlichen Schriftprincips zu suchen. Die Folge war ein Zerwürfniß in der Tempelgemeinschaft, einige schlossen sich an Hardegg und den 1876 gestifteten Reichsbruderbund oder den Tempelverein an, andere kehrten zur Kirche zurück. H. legte Alters halber sein Vorsteheramt nieder 1884, er starb am 8. December 1885. Sein Werk wird fortgeführt, weitere Anhänger wird seine Sache nicht gewinnen. Eine Culturmission haben seine Colonien im Orient vollbracht

und werden sie noch weiter vollbringen, darin sind alle Augenzeugen einig. Damit aber hat sich H. selbst nicht begnügt: „Zur Erfüllung der Weissagung sei mit der Colonisation allein noch kein Anfang gemacht, es würde sich dann fragen, ob man nicht besser daheim geblieben wäre.“ Die von ihm gehoffte Einwirkung auf die Erneuerung der Kirche hat er nicht erlebt.

H. war ein Mann von reicher Begabung, aufrichtiger Frömmigkeit, selbstloser Gesinnung, opfermuthiger Hingabe an seine Idee, aber auch unzugänglich für jede Belehrung. Die Ueberschätzung der Weissagung und die Geringschätzung der Kirche, der Mißverstand der Apokalypse, diese ihm vom Pietismus anerzogenen Schranken ist er nicht los geworden. Aber in den z. Th. ungenießbaren und selbst stachlichten Schalen dieser Denkweise steckt doch manches gesunde und fruchtbare Samenkorn. Forderungen der Neuzeit wie die der Ausgestaltung eines christlichen Gemeindelebens und des praktischen Christenthums überhaupt haben ihm längst vorgeschwebt. Und ganz besonders hat er mit einem aus der heiligen Schrift, wenn auch der einseitig aufgefaßten, geschärften Fernblick erkannt, was heut zu Tage von weiteren Kreisen erfaßt wird: die Aufgabe des evangelischen Deutschlands im Orient. Diese Aufgabe und überhaupt die Beziehungen beider zu einander hat H. in einem seiner besten Bücher „Occident und Orient“, 1875, geistvoll dargelegt. Unter den Pionieren deutsch-evangelischer Cultur im Orient wird auch Christoph Hoffmann's Name immer mit Ehren genannt werden.

Ueber den äußeren und inneren Gang seines Lebens giebt Aufschluß seine Selbstbiographie, 2 Bde., 1881 u. 84. Vgl. noch Litter. Beilage zum Staatsanzeiger, 1887, 3. u. 4. — Palmer, Gemeinschaften und Secten, 1877, S. 119 ff. — Stälin, Das Rechtsverh. der rel. Gemeinschaften, 1870, S. 131. — Fr. Lange, Gesch. des Tempels, 1899. — Kalb, Kirchen u. Secten d. Gegenwart, 1905.

Chr. Kolb.

Hoffmann: Alexander Friedrich Franz H., Jugend- und Volksschriftsteller, wird oft mit den Jugendschriftstellern Julius H., der früh verstarb; Friedrich H., der Fabeln, Parabeln, Biographien historischer Persönlichkeiten und Schilderungen bedeutender geschichtlicher Ereignisse herausgab; Karl H., der Abenteurerromane schrieb; Wilhelm H., der fromme Tractate und Missionserzählungen veröffentlichte, sowie mit Heinrich H., dem Verfasser des Struwwelpeter, verwechselt. Er wurde am 21. Februar 1814 zu Bernburg geboren und besuchte bis zum 15. Jahre das Gymnasium seiner Vaterstadt. Dann begab er sich nach Stuttgart zu seinem älteren Bruder Karl, der daselbst eine Buchhandlung inne hatte, und trat in dessen Geschäft als Lehrling ein. Während seiner Lehrzeit besuchte er oft das Theater und empfand große Neigung, sich dem Schauspielerberufe zuzuwenden, doch unterdrückte er auf Zureden seiner Verwandten diesen Wunsch und stand seinem Bruder auch weiterhin als Gehilfe zur Seite. Später machte er sich selbständig und gründete ein eigenes Geschäft, anfangs in Zürich, dann in Goslar. 1842 ließ er seine ersten Jugendschriften erscheinen. Dieselben fanden solchen Beifall, daß er sich entschloß, dem mühseligen Berufsleben zu entsagen und sich ganz der Schriftstellerei zu widmen. Um seine mangelhafte Bildung zu ergänzen, hörte er in Halle philosophische und naturwissenschaftliche Vorlesungen und erwarb den Doctorgrad. In den nächsten Jahren hielt er sich, nicht ohne dann und wann trotz unermüdlicher Thätigkeit in drückende Nahrungssorgen zu gerathen, an verschiedenen Orten Deutschlands, namentlich in Ballenstedt am Harz, Stuttgart, Halle und Dessau auf. 1856 siedelte er nach Dresden über, wo er völlig zurückgezogen fern von jedem gesellschaftlichen Treiben lebte und am 11. Juli 1882 nach langen, schweren Leiden starb. Er war dreimal verheirathet und hinterließ drei Töchter.

Während seiner 40jährigen litterarischen Laufbahn hat er gegen 250 größere und noch viel mehr kleinere Erzählungen verschiedenster Art verfaßt, die theils einzeln, theils in Sammlungen und Zeitschriften erschienen. Die meisten erlebten mehrere Auflagen, und einige wurden in fast alle modernen Cultursprachen übersetzt. In manchen Jahren mußte er infolge contractlicher Verpflichtungen den Buchhändlern mehr als 20 umfangreiche Geschichten liefern, denen man es nicht selten deutlich anmerkt, daß sie rein fabrikmäßig hergestellt und mit innerem Widerwillen geschrieben wurden. Seine Verleger waren Bagel in Wriezen, Wesel und Mülheim, Trewendt in Breslau, Bertelsmann in Gütersloh, Bromme in Dresden, Schreiber in Eßlingen, Stoppani, Hallberger, Kröner und Hoffmann, sowie vor allem Schmidt & Spring in Stuttgart. Eine vollständige Aufzählung seiner selbständig erschienenen Schriften geben die Bücherlexika. Es genügt daher an dieser Stelle, sie zu classificieren und ihren Charakter anzudeuten.

Am besten gelungen erscheinen seine kleine Erzählungen für das erste Kindesalter bis zum achten Jahre. Ihr Inhalt ist dem engen Gedankenkreise der Kleinen gut angepaßt, die Form ist ansprechend und leicht verständlich, und die zu Grunde liegenden religiös-moralischen Gedanken treten eindringlich hervor, ohne aufdringlich zu wirken. Hierher gehören folgende Sammlungen: „150 moralische Erzählungen für kleine Kinder"; „Märchen und Fabeln für kleine Kinder"; „Geschichtenbuch für die Kinderstube"; „Bilder-Quodlibet mit Denksprüchen und Fibelversen"; „Die erzählende Mutter"; „Weihnachtsgabe für gute Kinder"; „Neue moralische Erzählungen für Kinder von 5—8 Jahren"; „Das bunte Buch" und „Die Großmutter im Kreise ihrer Enkel". Zahlreiche andere Geschichten sind für das mittlere und reifere Jugendalter bestimmt. Diese tragen meist einen stark moralisirenden Charakter an sich. Theils verherrlichen sie in allgemeinen Zügen einen sittlichen Wandel oder stellen die Schändlichkeit sittenloser Lebensführung abschreckend dar (Gut und Böse; Der verlorene Sohn; Die Schule der Leiden; Der Tugenden Vergeltung; Wer Sünde thut, der ist der Sünde Knecht; Die mit Thränen säen, werden mit Freuden ernten; Den Gerechten wird Gutes vergolten; Die Macht des Gewissens; Prüfungen; Reue versöhnt; Nur immer brav; Der Bekehrte; Krumme Wege und gerade Wege; Lebenskämpfe), theils empfehlen sie einzelne Tugenden, wie Familienliebe (Eine Familiengeschichte; Die Kinder sollen dankbar sein den Eltern; Ehre Vater und Mutter!; Treue Kindesliebe; Mutter und Kind; Ein guter Sohn; Die Brüder; Geschwisterliebe; Oheim und Neffe; Die Stiefmutter), Freundschaft (Opfer der Freundschaft; Gute Kameraden), Treue (Treue gewinnt; Furchtlos und treu; Das treue Blut), Ehrlichkeit (Du sollst nicht stehlen; Ein rechtschaffener Knabe), Fleiß (Beharrlichkeit führt zum Ziel; Man muß sich durchschlagen; Arbeit und Geld; Fleiß und Trägheit), Geduld (Wenn man nur recht Geduld hat), Wohlthätigkeit und Hilfsbereitschaft gegen Arme und Unglückliche (Liebet eure Feinde; Segen des Wohlthuns; Liebe deinen Nächsten; Die Waisen; Selig sind die Barmherzigen; Wohlthun trägt Zinsen; Ein gutes Herz; Herzlos und herzensgut; Gute Seelen), oder warnen vor einzelnen dem kindlichen Verständniß nahe liegenden Lastern und schlechten Gewohnheiten (Eigensinn und Buße; Folgen des Leichtsinns; Der Widerspenstige; Die Bahn des Lasters; Keine Rückkehr; Böses Gewissen; Nemesis; Ein armer Sünder; Starrsinn und fester Wille; Der Bösen Lohn). In dem Bestreben, recht eindringlich zu wirken, verfällt H. hier nicht selten in Pedanterie, Geschmacklosigkeit und Unwahrscheinlichkeit. Seine Helden überragen jedes normale menschliche Maaß. Sie zeichnen sich fast immer durch unnatürliche Herzensgüte und Sittlichkeit oder durch außer-

gewöhnliche Lasterhaftigkeit aus. Kleine Kinder entwickeln oft eine Seelengröße, wie sie kaum den vielbewunderten Männern des Alterthums eigen war. Ueberdies wird die Tugend ohne Rücksicht auf die Verhältnisse der realen Wirklichkeit durch Leiden schließlich stets zum Siege, das Laster stets zum Untergang geführt. Der Deus ex machina treibt nicht selten ein geradezu phantastisches Spiel. So wird beispielsweise in der Erzählung „Brave Leute“ die unverschuldet eingetretene Noth durch einen Lotteriegewinn, einen zurückkehrenden, verschollen gewesenen Verwandten und einen in der Bibel wiedergefundenen Schuldschein plötzlich gewendet. Häufig wird die Moral, welche die Geschichte veranschaulichen soll, schon im Titel in der kurzen und eindringlichen Form eines Sprichwortes dargeboten (Unverhofft kommt oft; Wie die Saat, so die Ernte; Frisch gewagt ist halb gewonnen; Jeder ist seines Glückes Schmied; Ein Mann, ein Wort; Die Sonne bringt es an den Tag; Untreue schlägt ihren eigenen Herrn; Jung gewohnt, alt gethan; Recht muß Recht bleiben; Zeit ist Geld; Hochmuth kommt vor dem Fall; Wie man's treibt, so geht's). Gelegentlich tritt sie aber auch in religiöser Einkleidung auf (Der alte Gott lebt noch; Des Herrn Wege sind wunderbar; Der Mensch denkt, Gott lenkt; Der Segen des Herrn macht reich ohne Mühe; Was Gott thut, das ist wohlgethan; Wen Gott liebt, den züchtigt er; An Gottes Segen ist alles gelegen). Hierbei war H. sorgfältig bemüht, jeden Anschein einer kirchlichen Parteinahme zu vermeiden. Keine seiner Erzählungen trägt einen ausgesprochen confessionellen Charakter, einige lehren direct die Duldsamkeit gegen Andersgläubige (Moschele; Schmulche-Leben), und so fanden sie bei den Angehörigen aller Bekenntnisse Anklang. Ebenso suchte er die Verschiedenheiten des Standes und des Vermögens als unwesentlich hinzustellen und zu zeigen, daß auch in den bescheidensten Verhältnissen Zufriedenheit und glückliches Familienleben möglich sei (Arm und reich; Brave Leute; Ohnmacht des Reichthums; Glückswechsel; Das wahre Glück; Das große Loos; Aeußerer Glanz und innerer Werth; Graf und Bärenführer; Ein Königssohn).

Obwohl es H. nicht an eigener Erfindungsgabe fehlte, bestand ein erheblicher Theil seiner schriftstellerischen Thätigkeit darin, daß er spannende Geschichten fremdländischer Erzähler für die deutsche Jugend bearbeitete, so das Leben Don Quixote's nach Cervantes und verschiedene Abenteurerromane von Cooper (Lederstrumpf-Erzählungen; Narramatta; Conanchet; Mark's Riff; Der rote Freibeuter; Capitän Spike oder die Golfinseln), Marryat (Der neue Robinson oder der Schiffbruch des Pacific; Jack, der tapfere Midshipman), Reid (Die Ansiedlerin der Prärie; Ein Robinson der Wüste; Der Büffeljäger am Lagerfeuer) und Bird (Die Gefahren der Wildnis). Da diese abenteuerlichen Geschichten großen Beifall fanden, fühlte er sich veranlaßt, ähnliche Geschichten, die in fremden Ländern oder auf fernen Meeren spielten, selbst zu erfinden. Hierher gehören hauptsächlich: Abenteuer zu Wasser und zu Lande; Abenteuer aller Arten und Orten; Aus allen Welttheilen; Zonenbilder; Nord und Süd; Wilde Scenen und Geschichten; Hoch im Norden; Jenseits des Meeres; Der Goldsucher; Die Eroberung von Mexiko; Der Schatz des Inka; Die Belagerung von Boston; Wilde Scenen in Südafrika; Auf der Karroo; Loango, eine Negergeschichte; Ein Negerleben; Scenen und Abenteuer auf Ceylon; Die Familie Waldmann, eine Robinsonade; Der Schiffbruch; Die Ansiedler am Strande; Der Strandfischer; Auf der Flucht; Kriegsbilder; Jagdbilder. In diesen Geschichten überschritt er nicht selten weit die Grenzen dessen, was für die Jugend zulässig ist. Mord und Blutvergießen, Verbrechen und Grausamkeiten aller Art, Unglücksfälle und andere Schreckensscenen häuft er in solcher Fülle, daß die Phantasie der kritiklosen jungen Leser überreizt und auf Irrwege geleitet

wird. Mehrfach entnahm er auch seine Stoffe alten bewährten Fabeln, Märchen und Sagen der in- und ausländischen Litteratur, die er mit einem neuen, nicht immer geschmackvollen und passenden Gewande bekleidete (Die Geschichte von Reineke dem Fuchs; Deutsche Volksmärchen; Die schönsten Märchen der Tausend und einen Nacht; Deutsche Sagen; Rübezahl). Auch merkwürdige geschichtliche Begebenheiten behandelte er wiederholt in ähnlicher Weise (Deutsche Helden der Vorzeit; Die Geschichte vom Tell; Fürst Wolfgang; Aus eiserner Zeit; Der Eisenkopf; Aus vergilbten Papieren; Aus der guten alten Zeit). Ebenso suchte er durch Lebensbeschreibungen großer Männer die Jugend zur Nacheiferung anzuregen (Ludwig van Beethoven; Mozart's Jugendjahre; Schiller's Jugendjahre).

Den größten Einfluß hat H. auf die deutsche Jugend durch seine Sammelwerke ausgeübt, von denen er seit 1844 jedes Jahr kurz vor Weihnachten einen stattlichen Band erscheinen ließ: das Taschenbuch für die deutsche Jugend (1844—46), den Deutschen Jugendfreund (1846—57) und den Neuen deutschen Jugendfreund (1858 ff.), der auch nach seinem Tode fortgesetzt wurde. Jeder Jahrgang enthält Erzählungen, Schilderungen aus der Länder- und Völkerkunde und aus der Naturgeschichte, Biographien, Sagen, Märchen, Gedichte, Räthsel, Spiele und viele meist künstlerisch werthlose Abbildungen. Ein anderes periodisches Unternehmen war die von ihm begründete und lange Jahre geleitete, im Verlage von Schmidt & Spring erschienene Jugendbibliothek. Daneben lieferte er noch Beiträge für Trewendt's Jugendbibliothek, Kröner's Universalbibliothek für die Jugend, Bagels Neue Jugendbibliothek, sowie für eine große Reihe anderer Sammelwerke und Jugendschriften.

Außerdem hat er auch für weite Kreise der Erwachsenen durch seine zahlreichen Volksschriften gewirkt, die zwar jedes höheren künstlerischen Interesses und jeder Vertiefung in die großen Probleme des Einzellebens und der menschlichen Gesellschaft entbehren und deshalb von der strengeren Kritik als breite Bettelsuppen bezeichnet wurden, aber trotz ihrer Trivialität auch noch heute geeignet erscheinen, anspruchslose und unverwöhnte Leser nach den Anstrengungen der Tagesarbeit zu unterhalten und zu belehren, ohne ihren Geist anzustrengen. Hierher gehören hauptsächlich folgende Werke: Abendstunden; Häusliche Abende; Feierstunden; Kalendergeschichten; Beliebte Erzählungen; Schilderungen und Begebenheiten zum Vorlesen im Familienkreise; Bilder und Skizzen nach der Natur; Natur und Leben; Kleine dramatische Spiele; 300 Charaden, Worträthsel und Räthselfragen; sowie als ein überaus zahmes Erzeugniß des Sturmjahres 1848 das Politische Hausbüchlein für den deutschen Bürgers- und Bauersmann. Als ein Mißgriff erwies sich ein Illustrirter Volkskalender, den H. seit 1851 unter Mitwirkung namhafter Schriftsteller und Künstler in Monatsheften erscheinen ließ, der aber wegen seines hohen Preises schon im zweiten Jahre wieder einging. — Alles in allem genommen hat H. nichts von dauerndem Werthe geschaffen, keine seiner Leistungen sichert ihm trotz des großen Einflusses, den er zu seinen Lebzeiten auf die Lesewelt ausgeübt hat, für alle Zukunft einen Platz in der Geschichte der deutschen Litteratur. Will man seine Schriften mit einem Worte charakterisiren, so thut man ihnen nicht Unrecht, wenn man sie als Lesefutter bezeichnet.

A. Merget, Geschichte der deutschen Jugendlitteratur, Berlin 1867, S. 99—101. 2. Auflage ebd. 1877, S. 102—105. — Neuer deutscher Jugendfreund 1868 (Bild). — Illustrirte Zeitung 1882, LXXIX, S. 121 (mit Bild).

Viktor Hantzsch.

Hoffmann: Heinrich H., Arzt und Dichter, in Frankfurt a. M. am 13. Juni 1809 geboren und daselbst am 20. September 1894 (am Schlaganfall) verstorben, studirte und promovirte 1833 in Halle, ließ sich 1834 in seiner Vaterstadt nieder, wurde hier Mitbegründer einer sog. Armenklinik für das Landvolk der Umgegend, dann als Nachfolger von Mappes 1845 Lehrer der Anatomie am Senckenberg'schen Institut und 1851 nach dem Rücktritt Varrentrapp's als dessen Nachfolger Arzt an der Anstalt für Irre und Epileptische. In dieser Stellung erwarb er sich nicht bloß durch seine rege ärztliche Thätigkeit ein Verdienst, sondern auch noch dadurch, daß er für den Neubau einer Anstalt energisch eintrat und diesen durchsetzte, der 1864 eröffnet wurde. H., der am 10. August 1883 noch in voller Rüstigkeit sein 50jähriges Doctorjubiläum erlebte und zuletzt den Titel „Geh. Sanitätsrath" führte, hat sich durch verschiedene Publicationen auf dem Gebiet der Psychiatrie, theils casuistische Mittheilungen, theils Jahresberichte über die von ihm geleitete Anstalt bekannt gemacht. Mehr aber als seine medicinischen Veröffentlichungen haben seine Dichtungen ihm einen Namen in weiten Kreisen gemacht, ganz besonders sein, zunächst für seinen ältesten Sohn als Weihnachtsgabe entworfener, mit großem Beifall aufgenommener und geradezu epochemachender und bereits in 150 Auflagen erschienener „Struwwelpeter", aber auch noch verschiedene andere humoristische und satirische Scherze, deren Verzeichniß W. Stricker im Biogr. Lexikon hervorr. Aerzte, herausgegeben von A. Hirsch und E. Gurlt III, 245 zusammengestellt hat.

Pagel.

Hoffmann: Heinrich Friedr. Karl H., D. theol., Pastor zu St. Laurentii in Halle a. S., geboren zu Magdeburg am 24. März 1821 als Sohn eines Bankbeamten, † zu Halle a. S. am 20. Mai 1899. (Vgl. Kähler u. Hering, D. Heinr. Hoffmann, 1900. — Aus dem Tagebuche des D. H. Hoffmann, 1900. — Briefe, 1901. Sämmtlich bei R. Mühlmann, Halle a. S.) Kindheit und Jugend hat er in Magdeburg verlebt. Unter der Hut und Zucht frommer Eltern wuchs er in der Stille heran. Auf dem Domgymnasium war er ein guter Schüler, obwol er, wie er später gesteht, es sich nicht gerade sauer werden ließ. Aber schon früh fing er an, selbständig zu arbeiten, und wenn auch nicht im Sturmschritt, so ging es doch ziemlich regelmäßig und sicher vorwärts. Seine Gesundheit war von Kindesbeinen an nicht die festeste, und der Knabe schon dachte bei seiner Neigung zur Hypochondrie von jedem Jahre, das er erlebte, dies würde sein letztes sein. Dabei war er in der Schule von einer so unüberwindlichen Blödigkeit, daß die Lehrer sich genöthigt sahen, ihn von allem Declamiren zu dispensiren. Der früh in ihm angeregte religiöse Sinn wurde durch das Leben im Elternhause und durch dessen Beziehungen zu den „Stillen im Lande" gefördert. Namentlich aber übte ein Bruder der Mutter, Onkel August, ein Magistratssecretär, der Theologie studirt hatte, aber wegen schwacher Brust nicht hatte zum Predigtamte kommen können, einen tiefgehenden Einfluß auf ihn aus; ihn nennt G. selbst seinen geistlichen Vater, dem es das größeste Herzensanliegen gewesen, „die Liebe zum Herrn in ihm zu wecken". Auf der Schule fesselten ihn vor anderm die Geographie und zwar nach ihrer physikalischen Seite und die Naturwissenschaften, so daß sein Lehrer in diesen Fächern sich aufs höchste darüber verwunderte, daß H. etwas anderes als Naturwissenschaften studiren wollte. Die Classiker hat er auf der Schule nicht gerade versäumt, hingegen war ihm der Unterricht im Deutschen zuwider, und was er von der schönen Litteratur las, brachte ihm wenig Genuß. Während der Vater seinen Erstgeborenen wie selbstverständlich zum Kirchendienst bestimmt hatte, suchte diesem der Onkel zu

einer selbständigen Entscheidung zu verhelfen, ohne ihn dabei zum Studium der Theologie zu ermuthigen. Zu einer rechten Herzensneigung für die Theologie ist es nach Hoffmann's eigenem Geständniß auch nicht gekommen. „Meine Spontaneität war ja immer sehr gering; in Dingen, die nicht gerade Gewissenssache sind, bin ich wohl stets sehr bestimmbar gewesen. — — Genug, ich weiß wahrlich nicht, wie ich es gewagt habe, Geistlicher zu werden — ein Mensch, der nicht den mindesten Drang gehabt hat, auf andere einwirken zu wollen; der es schrecklich fand, vor andere hervortreten zu sollen; ein Mensch, der ja auch nicht ungern arbeitete, auch Sinn für Ideale hatte, für die Glaubenswahrheiten warm war, aber doch immer geneigt war, für sich zu grübeln und zu graben" — „ich habe nicht gewählt, ich bin geführt worden wie mit verbundenen Augen". „Wenn ich, wiewol mit Beben, die Bahn weiter verfolgte, in welche ich, ich weiß nicht wie, hineingeleitet ward, so war die Erklärung hierfür wesentlich darin zu suchen, daß ich mir immer die harmlose Stellung eines Landpfarrers als mir zugedacht vorstellte. Es ist anders gekommen! Als ich mich zu Berlin für die theologische Facultät inscribiren ließ, da unterschrieb ich, ohne es zu ahnen, den Verzicht auf ein gutes Theil Lebensglück, denn es gehört zum Lebensglück ein Beruf, zu dem man entschiedene Neigung und wirkliche Anlage hat. Beides finde ich für den geistlichen Stand bis zum heutigen Tage nicht in mir." Das sind Hoffmann's eigene Bekenntnisse, um so bemerkenswerther als sie nicht etwa in den Studenten- oder Candidatenjahren aufgezeichnet sind, sondern mitten in gesegneter Amtsthätigkeit der reiferen Jahre, in den für den einzigen Sohn bestimmten Lebensnachrichten.

Der junge Student, der einsam im Postwagen die Vaterstadt verließ, ist auch in Berlin, wo er studiren sollte, einsam geblieben. Das Studentenleben zog ihn ebensowenig an wie die Studenten selbst, und er lebte nach den strengen asketischen Ansichten, die er sich unter pietistischen Einflüssen angeeignet hatte. Fleißig in seinem Fach, war er doch auch täglich zwei Stunden im Lesezimmer, der Zuflucht der Einsiedler, um sich dort mit der geliebten Geographie zu beschäftigen. Von den theologischen Lehrern zog ihn Hengstenberg nicht an, obwol er von Hause her die günstigsten Vorurtheile für ihn mitgebracht hatte, und „die eingefleischten Hengstenbergianer" waren nicht nach seinem Geschmack. Twesten, bei dem er Exegese hörte, enttäuschte ihn gewaltig, während Neander's Schriftauslegung ihm Freude und Befriedigung gewährte — „für den Studenten war er ein Meister in der Schrift, ein geweihter Mystagog". Trendelenburg's verschlungene Gedankengänge blieben ihm fremd, aber Steffens' Psychologie berauschte ihn, und bei Karl Ritter, dem Geographen, hat er dankbaren Herzens hospitirt. Im übrigen hat ihn das Heimweh geplagt; der Verkehr im Hause des Judenmissionars Becker und eines „grundfrommen" Leinewebers, der dem Elternhause durch die Magdeburger Messe bekannt geworden war, boten ihm wenig. Wenn er auch die namhafteren Prediger Berlins an den Sonntagvormittagen mit Eifer kennen zu lernen suchte, so waren die Nachmittage um so schwerer, und wenn er auch hier und da das Theater besuchte, so blieb der Reiz der Bühne für ihn doch gering, und die Abende waren entsetzlich lang. Kurz, die Großstadt war ihm unausstehlich, und in ihrem Getriebe fühlte er sich verloren. Trotzdem waren die Briefe an die Eltern im Tone guten Humors gehalten, wenn er auch bald schon dem Vater die Bitte aussprach, ihn nach Halle gehen zu lassen; er mußte aus sich heraus, mußte lernen, mit Anderen leben und sich über das auszusprechen, was er in sich aufgenommen hatte.

In Halle fand er, was er suchte. Allmählich ging ihm, wie er sagt, ein schwaches Licht auf über die Lage der Dinge auf dem Kampfplatz des geistigen Lebens, und er fing an zu fragen, ob die damalige moderne Geistesphilosophie oder die positiv gerichtete Theologie das Gebiet des schwindenden alten Rationalismus einnehmen werde. Schon in Berlin hatten die Aufregungen im öffentlichen kirchlichen Leben, die der Sintenis'sche Streit und die Thronbesteigung Friedrich Wilhelm's IV. hervorgerufen, auch ihm es fühlbar gemacht, daß der Kirche innere Kämpfe der schwersten Art bevorstehen, und daß ihm selbst sein zukünftiger Beruf zu einer Heerfahrt werden würde. Die Studentenschaft in Halle war in großer Erregung, und eine von R. Haym in Umlauf gesetzte Petition um die Berufung von D. Fr. Strauß nach Halle fand theils mit offener Zustimmung, theils aus schwächlicher Unentschiedenheit zahlreiche Unterschriften, während H. mit seinen Freunden solche verweigerte. Von den damaligen Lehrern der Universität zog ihn am meisten Jul. Müller an, mehr als Tholuck, mit dem er erst später in nähere Berührung kam. Bei seinen häufigen Reisen nach Magdeburg hat Tholuck von 1844 bis 1852 in Hoffmann's Elternhause sein Absteigequartier genommen, um der Unruhe der Gasthöfe zu entgehen, und während Hoffmann's Amtswirksamkeit in Halle ist er diesem ein treuer Freund und Berather gewesen. Viel mehr aber bot ihm der freundschaftliche Verkehr mit gleichstrebenden Altersgenossen, den er hier zum ersten Male kennen lernte und in vollen Zügen genoß. So wenig auch hier das sog. Studentenleben ihn anzog, hat er auf Veranlassung der zahlreichen Mitschüler, die er in Halle vorfand, vorübergehend auch daran theilgenommen und ist sogar eine Zeitlang Mitglied der neugegründeten Burschenschaft gewesen. Aber ungleich werthvoller wurde und blieb ihm die Freundschaft mit zwei Magdeburger Mitschülern, denen er hier erst nahetrat, um mit ihnen fürs Leben verbunden zu bleiben: der spätere Oberconsistorialrath Drenckmann in Darmstadt († 1893) und der Schulrath Ferd. Schaller, Seminardirector in Köpenik († in Wernigerode 1892). Von dieser Gemeinschaft, die Ostern 1841 dadurch, daß H. in dasselbe Haus zog, in dem die beiden Freunde wohnten, zur vollen Ausgestaltung kam, weiß er auch im Alter noch zu rühmen: „So gab es nun von Ostern 41 an drei unvergänglich schöne Semester, das waren sonnenhelle Maientage im Leben". In einer Dorfkirche bei Halle hat er im vierten Semester auch seine erste Predigt gehalten; das war für ihn um so mehr ein Ereigniß, als dieser Erstlingsversuch ganz ermuthigend ausfiel. „Ich sah doch, daß es mir möglich war, vor einer Menschenversammlung den Mund aufzuthun und meine Blödigkeit zu überwinden."

Mit dem Abschluß des sechsten Semesters kehrte er ins Elternhaus zurück. Von hier aus erledigte er die beiden theologischen Prüfungen in vorzüglicher Weise. Der Tod des geliebten Onkel August, eigene schwere Krankheit und der Verlust der Mutter im J. 1846 machten die ersten Jahre der Candidatenzeit ungewöhnlich ernst, aber hinderten ihn nicht an anhaltender und eindringender theologischer Arbeit. Wenn er daneben mit Unterricht in Privatstunden und Schulen sich beschäftigte, nebenher auch das Rectorexamen ablegte und hin und wieder in und um Magdeburg predigte, so hat er die zehn Jahre der Candidatenzeit doch vornehmlich zu ernstester Vertiefung seiner theologischen Erkenntniß benutzt. Beweis dafür war das Ansehn, dessen er sich im „Candidatenverein" erfreute, der ihn im J. 1847 zum Präses erwählte. Wiederholte Reisen mit dem Vater nach Ems, von wo aus er die Rheingegend besuchte, und mit einem Freunde in die bairischen Alpen gaben seinem Sehnen, sich in der Welt umschauen zu können, die erste Befriedigung. Die Erschütterungen des Jahres 1848 waren zwar in Magdeburg nicht so spürbar

wie an anderen Orten, aber haben ihn, wie er sagt, im Innersten durchstürmt. Seine Studien führten ihn zu einer tieferen Würdigung der confessionellen Theologie, und der Gegensatz zwischen Lutherthum und Calvinismus machte seine Vorliebe für den Unionismus wankend, zumal die Bevorzugung der unionistischen Richtung seitens des Staates ihn abstieß, und ihm, einem Gegner des Staatskirchenthums, dieses in Preußen mit dem Unionismus zusammenfiel. Die Versetzung des Vaters nach Berlin führte ihn im September 1852 wieder dorthin, und während er glaubte, weiter studiren und auf der Universität Vorlesungen hören zu können, wurde er bald aus dem Stillleben herausgerissen, das seinen Neigungen und Wünschen so sehr entsprach. Die ungewöhnlich lange und mußereiche Vorbereitungszeit, die in ihrem stillen äußeren Verlauf doch vielfache innerliche Bewegungen umschloß, mit manchem schweren Verzicht und ernstlichen Anfechtungen, über die er sich nur andeutend geäußert, war eine fruchtbare Capitalienansammlung von Kraft, mit der er reich ausgerüstet und befestigt in die Arbeit des Amtes eintreten konnte.

Die Anfänge sollte er in Berlin machen, wo Büchsel ihn zu seinem Hülfsprediger berief. Zu seinem Verdruß mußte er vor dem Brandenburger Consistorium erst noch ein Colloquium bestehen, ehe er am 27. Januar 1853 im Dom zu Berlin von Bischof Neander ordinirt wurde. Es war ein Jahr schwerer und anhaltender Arbeit unter Büchsel's eigenartiger Leitung („Sie sollen des Teufels Jagdhund sein!“ hatte er ihm erklärt, als H. nach seiner Instruction fragte), die ihn aus aller Beschaulichkeit herausriß, und vervollständigte die Vorbereitung für die selbständige Führung des Pfarramtes einer Stadtgemeinde in nicht gerade willkommener und doch erwünschter Weise. Dabei brachte ihm dies Jahr noch eine andere wichtige Bereicherung; er verlobte sich mit Laura, der Tochter des Geheimraths Wentzel, einer Persönlichkeit voll Thatkraft und unermüdlicher Rührigkeit, die seine Eigenart aufs glücklichste ergänzte, so daß die Ehe zu einer Gemeinschaft des Lebens und der Arbeit wurde, wie sie in und außer Pfarrhäusern selten gefunden wird. Endlich erfolgte noch am Schlusse desselben Jahres die Berufung zum Pastor der St. Laurentiusgemeinde in Halle a. S., und am Tage nach seiner Hochzeit, 19. April 1854, zog das Ehepaar in das Pfarrhaus auf dem Neumarkt ein.

Hier war die Pflege und der Ausbau der ihm anvertrauten Gemeinde seine Hauptaufgabe, die ihm umso größer erschien, als genug vorausgegangen war, das Gemeindebewußtsein und die Zusammengehörigkeit zu erschüttern. Von 1841—1846 war G. A. Wislicenus Pastor auf dem Neumarkt gewesen und hatte, als er infolge lebhaften Protestes gegen seine Angriffe auf die Bibel („Ob Schrift, ob Geist“) abgesetzt war, eine freie Gemeinde gegründet. Der Nachfolger, Fr. Ahlfeld, dessen Gaben und Eifer das Vertrauen der Gemeinde zum geistlichen Amte bald wiedergewinnen konnten, war schon nach dreijähriger Thätigkeit in Halle dem Rufe nach Leipzig gefolgt. Dessen Nachfolger, der später katholisch gewordene Heinr. Ahrendts, hatte nur ein und ein halbes Jahr ausgehalten. So bot der Boden Schwierigkeiten genug für die Gemeindepflege. Zum Glück war der Umfang nicht allzu groß. Noch bildeten die alten Stadtmauern im wesentlichen die Grenzen nach außen, während die benachbarte Stadtpfarrei eine Erweiterung nach der Stadt zu unmöglich machte. Im Laufe der Jahre aber gewann die Laurentiusgemeinde eine solche Ausdehnung, daß sie das Gelände bis zum Nachbardorfe Giebichenstein auf der einen Seite und weit ins Feld hinaus nach der anderen umfaßte. Noch zu Hoffmann's Lebzeiten erwuchs in diesem nach außen so gut wie unbegrenzten Pfarrbezirk die Seelenzahl von 3500 fast auf die zehnfache Zahl. Als er die drohende Gefahr übergroßen Wachsthums erkannte, hat er

seinen Gemeindekirchenrath veranlaßt, nach der unbebauten Seite eine Grenze für die Laurentiusgemeinde festzusetzen und damit die Errichtung der neuen Pauluspfarrei angebahnt.

Die damals noch übersehbare, zum größten Theil aus Ackerbürgern, Handwerkern und Arbeitern bestehende Gemeinde konnte dem jungen Pfarrer Muth machen, diejenigen Mittel thatkräftig anzuwenden, die eine wirkliche Gemeindepflege ermöglichen. Von der Predigt werden wir, um der Bedeutung Hoffmann's als Prediger willen, noch besonders handeln. Es gelang ihm bald, den größten Theil der Gemeinde um seine Kanzel zu sammeln. Auch hat es von Anfang an nicht an Zuhörern aus den anderen Gemeinden der Stadt gefehlt, namentlich aber hat er auf die studirende Jugend stets eine große Anziehungskraft ausgeübt. Vor allem war er darauf bedacht, die alten Mittel der Seelenpflege so reichlich wie möglich anzuwenden. Wie es in seiner Natur lag, hat er nie neue Wege für die kirchliche Arbeit zu bahnen gesucht, und wo andere neue Bahnen einschlugen hat er auch da, wo der Erfolg dafür sprach, sich nur widerstrebend dafür gewinnen lassen. Neben dem Hauptgottesdienst richtete er die sonntägliche Kinderlehre für den Sommer wieder ein und im Winter einen Abendgottesdienst um 5 Uhr. Auf die Pflege der liturgischen Seite der Gottesdienste ist er stets bedacht gewesen und hat außerdem viele Jahre lang an Sonnabenden und vor den Festtagen rein liturgische Vespergottesdienste gehalten, von denen die Christvesper mit ihrer Ansprache an die Kinder sich allerdings zuletzt allein erhalten und in den „Christblumen" bleibende Früchte hinterlassen hat. Am Mittwoch Abend hielt er Bibelstunden, einmal im Monat Missionsstunde. Von jenen werden gegenwärtig die „Neutestamentlichen Bibelstunden" herausgegeben, in den anderen erwies er sich als ausgezeichneter Sachkenner und meisterhafter Erzähler, der die Gemeinde nachhaltig für die Arbeit der Mission zu erwärmen verstand.

Im engsten Zusammenhange mit diesen Anstrengungen stand das unablässige Bemühen, auch das Gotteshaus der Gemeinde, das mitten auf dem durch allmähliche Pflege verschönten Gottesacker steht, immer mehr liebzumachen. Die häßliche und verwahrloste Neumarktkirche hat er nach und nach zu einer trauten und würdigen Stätte umgewandelt. Viel ließ sich freilich auch mit dem feinen Geschmack und Geschick, worüber er als trefflicher Kenner christlicher Archäologie und Architektur verfügte, nicht erreichen. Dazu kam, daß die von Anfang an für die Gemeinde kaum zureichende Kirche trotz aller Um-, Ein- und Anbauten in ihrem Innern immer weniger dem stetig wachsenden Bedürfniß genügte. Einem Neubau aber standen auch wegen der großen Ausdehnung der Gemeinde, wegen der staatlichen Patronatspflichten und wegen der Gebundenheit aller hallischen Kirchengemeinden bezw. der Besteuerung für Bauzwecke außergewöhnliche Hindernisse entgegen. Erst gegen Ende seiner Amtswirksamkeit erreichte er den Bau einer zweiten Kirche, einer Succursalkirche für S. Laurentius, nach dem ersten Diakon S. Stephanus genannt, die er am 7. December 1893 einweihen konnte. Die freiwilligen Leistungen der Gemeindeglieder für diesen Bau waren ein schönes Zeichen kirchlicher Opferwilligkeit. In der Einweihungspredigt sagt er daüber: „Ein volles, gedrücktes und gerütteltes Maß von Freude ist dabei diese Baujahre für mich abgefallen. Wie soll mir nicht das Herz frohlocken auf diesen Tag, welcher strahlenden Sonnenglanz göttlicher und menschlicher Freundlichkeit über meinen Lebensabend ausbreitet". Auch dem bald darauf nothwendig gewordenen Kirchbau für die neu errichtete Paulusgemeinde hat er noch seine liebereiche Fürsorge mannichfach zugewendet, aber den Tag der Grundsteinlegung nicht mehr erlebt.

Die Predigt in der Kirche begleitete die Seelsorge, die er unablässig an Vielen, die zu ihm kamen, und durch regelmäßige Hausbesuche bei den Eltern der Confirmanden und der Confirmirten, sowie sonst bei gesunden und kranken Gemeindegliedern ausübte. Außer den allgemeinen pfarramtlichen und seelsorgerlichen Angelegenheiten gab die bald reichlich betriebene kirchliche Armenpflege und die Anmeldung der Abendmahlsgäste, auf die er auf und unter der Kanzel drang, überreiche Gelegenheit im Studirzimmer. Sein Pfarrhaus wurde auch durch die eifrige Mitarbeit der Pfarrfrau ein rechtes Elternhaus für viele Pfarrkinder aus allen Ständen. In den Hausbesuchen aber hat er in stiller Treue nähere Beziehungen zu den Gemeindegliedern zu gewinnen und zu befestigen gesucht; kaum ein Stadtgeistlicher in lutherischem Gebiet wird in unserer Zeit die Hausbesuche in solchem Umfang und so planvoll betrieben haben. Auch in den Jahren beginnenden Alters hat er den Durchschnitt dieser Besuche noch auf 100 im Monat veranschlagen können. Die Arbeit wuchs mit der Gemeinde je länger desto mehr. Wegen ernstlicher Erkrankung wurde ihm durch die Liebe der Gemeinde wiederholt ein Hülfsprediger zur Seite gestellt; in den beiden letzten Jahrzehnten konnte er durch die Maßnahmen des Parochialverbandes ständig einen solchen haben. Trotzdem ist es ein reiches Maß der Arbeit geblieben, das er zu leisten hatte, obwol er es immer mehr lernte, Helfer und Helferinnen für allerlei Gemeindearbeit aus allen Kreisen der Gemeinde heranzuziehen. Namentlich hat er, nach Einführung der Kirchenverfassung für die evangelische Landeskirche in Preußen, auch die Glieder der kirchlichen Körperschaften zur Mitarbeit im Dienst an der Gemeinde angeregt. Als die gewaltige Erschütterung kirchlicher Sitte durch Einführung des Personenstandsgesetzes zu Tage trat, hat er die Aeltesten u. a. auch den Professor Rud. Haym, willig gemacht, durch persönliche Besuche bei den Säumigen darauf hinzuwirken, daß die Zahl der Taufen und Trauungen wieder der Zahl der Geburten und Eheschließungen sich näherte.

Bei anderen Mitteln, die namentlich in der Fürsorge für die Jugend, für die Armen, Kranken und Alten gesucht und gefunden wurden, war von Anfang bis zu Ende die Pfarrfrau die erste und eifrigste Helferin im Dienst an der Gemeinde. Gelang es mit ihrer Hilfe schon sogleich im ersten Jahr, für die Schulmädchen Strick- und Nähstunden an den schulfreien Nachmittagen durch freiwillige Helferinnen einzurichten, so wurde auch bald ein Frauenverein für Armen- und Krankenpflege auf dem Neumarkt eingerichtet und nicht ohne Gegensatz in Geschiedenheit von dem allgemeinen städtischen Frauenverein, der vorher alle Kirchengemeinden umfaßt hatte, erhalten. H. hatte den Werth einer kirchlichen Armenpflege, in der Glieder der Gemeinde einander dienen, alsbald erkannt und in seiner langen Amtszeit immer mehr schätzen lernen. Auch die Pflege der confirmirten Jugend in Mädchen- und Jünglingsvereinen wurde nicht unterlassen; obwol die Gründung und Leitung solcher Vereine weder zu den Neigungen noch zu den Gaben Hoffmann's gehörte, so fanden sich Helfer und Helferinnen genug, die auf seine Anregung und unter seiner gelegentlichen Mitwirkung diese Arbeiten treulich ausrichteten. Außer den Missionsstunden in der Kirche wurde auch ein Missionsnähverein eingerichtet, der unter der Leitung der Frau Pastor durch regelmäßige Arbeit und den jährlichen „Bazar" sehr bedeutende Summen für Berlin I aufbrachte. Am Epiphaniasfest wurde dann alljährlich eine Missionsfeier in der Kirche veranstaltet, zu der die Weihnachtsbäume aus der Gemeinde zusammengetragen wurden — Jahre lang die einzige Missionsfeier in Halle und später vorbildlich für die anderen Gemeinden.

Durch die eigene hingebende Arbeit hat H. auch die Hilfbereitschaft und

Opferwilligkeit der Gemeinde in nicht gewöhnlichem Maaße geweckt und gehoben. Für die kirchliche Armenpflege standen ihm stets beträchtliche Mittel zu Gebote; die Leistungen der Gemeinde für die Heidenmission waren nicht nur im Vergleich mit denen der anderen Gemeinden der Stadt bedeutend; wenn es sich um Unterstützung eines christlichen Liebeswerks handelte, oder wenn es die Abhilfe eines Nothstandes galt, war seine Bitte nie vergeblich und seine Empfehlung stets wirksam. Zeuge hierfür ist vor allem die schon erwähnte S. Stephanuskirche, mit ihrer ganzen Ausstattung, zum weitaus größeren Theile eine Leistung der Gemeinde aus freiwilliger Liebe. Eine Kinderbewahranstalt konnte er im J. 1876 einweihen, ein Feierabendhaus für verwittwete und sonst allein stehende Frauen im J. 1879, — Anstalten, die als kirchliche Einrichtungen von doppeltem Werth für die Gemeinde sind. Eine Frucht seiner Arbeit war auch das Vermächtniß eines zweiten Pfarrhauses, das ein Schwesternpaar in froher Hoffnung auf die zweite Kirche ihm schon Jahre vorher zugesagt hatte.

So hat H. seine Arbeit der Gemeinde gewidmet und diese gebaut. Die wachsende Gemeinde war vielfach eine andere geworden, nicht nur nach Umfang und Seelenzahl. In der Stadt Halle war ein „Zug nach dem Norden" aufgekommen; fast alle Glieder des akademischen Körpers zogen in die ehemalige Vorstadt, und die wohlhabenden Bürger, die sich von ihren Geschäften zurückzogen, bauten sich auf dem Neumarkt an. Durch Uebung waren auch dem Pastor die Kräfte gewachsen; aber ein anderer war er nicht geworden, höchstens darin, daß er die angeborene Zurückhaltung immer mehr überwand, daß der herbe Eindruck der ganzen Erscheinung auch für ferner stehende schwand und nach und nach demjenigen der überströmenden Güte und Freundlichkeit gegen alle Platz machte. Die ihm näher traten, lernten den Melancholiker auch als einen Mann von köstlichem Humor und treffendem Witz kennen. Durch seine Treue hat er sich das Vertrauen der ganzen Gemeinde erworben und erhalten, auch bei solchen, die erst seine Gegner gewesen. Daß er bei seiner Arbeit ständig an Halle gebunden war und mit Ausnahme der jährlichen Erholungsreisen, die womöglich stets ins Hochgebirge gingen, nicht hinauskam und außerhalb Halle wenig bekannt war, beruht nicht nur auf seiner Neigung zur beschaulichen Stille; er ist nie ein Mann der Parteien und Conferenzen gewesen, noch weniger haben ihn Projectenmacher und Neuerer angezogen. Wenn ihn seine Arbeit auch völlig und ständig in Anspruch nahm, sodaß wenig Erholungszeit übrig blieb, so hat er doch, namentlich in dem ersten Jahrzehnt seiner Amtsarbeit sich oft nach brüderlichem Verkehr mit den Amtsgenossen gesehnt. Nur mit Seiler, dem Pastor der anderen Vorstadt von Halle, und mit Plath, der wenige Jahre am Waisenhaus thätig war, hat er näheren Verkehr gepflogen; als er solchen später reichlicher hätte haben können, stand die Rücksicht, die er auf seine Gesundheit nehmen mußte, das Bedürfniß der Ruhe nach erschöpfender Arbeit und mancherlei Beschwerde des Alters entgegen. Trotzdem hat man ihn auch außerhalb Halles schon bald geschätzt. Als im J. 1863 Wallmann sein Amt als Inspector der südafrikanischen Missionsgesellschaft in Berlin (Berlin I) niederlegte, erging an H. der dringende Ruf zu seiner Nachfolge, aber die körperliche Kraft war gerade damals besonders erschüttert, und er war bald entschlossen, in Halle zu bleiben. Später war er für die Stelle eines Consistorialraths und Dompredigers in Magdeburg in Aussicht genommen, und wer ihn kannte, verstand es ohne weiteres, daß er es vorzog, nicht darauf einzugehen. Es war sein Wunsch, seiner Gemeinde bis ans Lebensende zu dienen, und es kostete ihn einen schweren Kampf, nach mehr als vierzigjähriger Amtsführung seine Emeritirung nachzusuchen.

Das vornehmste Mittel aber für Sammlung und Erbauung der Gemeinde und das Hauptstück seiner Lebensarbeit ist ihm die Predigt gewesen. Seine Leistungen als Prediger verdienen hohes Lob und zeigen so eigenthümliche Vorzüge, daß es ihrer eingehenderen Würdigung zum Schluß bedarf. Wie wenig er von Natur zum Prediger ausgestattet zu sein schien, ließen schon seine eigenen Geständnisse erkennen. In der That wirkte auch sein Auftreten als Prediger, die ganze Art des Vortrags, die Betonung und die Gesten zunächst durchaus nicht anziehend, und unter seinen dankbaren Zuhörern hat es immer auch solche gegeben, die an der Mißhandlung, die ihre ästhetischen Empfindungen, wie sie sagten, unter seiner Kanzel erfuhren, fortwährend zu tragen hatten. Dazu kam, daß die ganze theologische Stellung Hoffmann's nicht nur bei der liberalen Bürgerschaft auf Widerspruch stieß, sondern auch vielfach Auseinandersetzungen mit seinen Freunden veranlaßte. Nach seinem eigenen Bekenntniß vereinigten sich in ihm lutherischer Confessionalismus und Pietismus. Diese vertrat er auf der Kanzel nicht selten in einer Weise, daß man überhaupt den Eindruck eines düsteren Eiferers erhalten mochte (Kähler u. Hering a. a. O. S. 29). Der Hallische Dogmatiker Jul. Müller hat ihn deshalb einen Methodisten genannt, und Tholuck hat ihm aus Anlaß seiner Predigt über das Abendmahl erklärt, er werde es vor seinen Schülern nicht verantworten können, darnach weiter bei ihm zum Abendmahl zu kommen, während Hupfeld fortan die Laurentiuskirche mied. Das war im J. 1857. Mit Tholuck kam es bald zur Verständigung. Später hat H. selbst die ersten Jahre seiner Wirksamkeit als eine Sturm- und Drangperiode bezeichnet. Im Eifer um die Kirchenlehre hat er freilich noch manches scharfe Wort von der Kanzel gesprochen, zuletzt mit kund gewordenem Aufsehen in einer Predigt gegen die christologischen Versuche in Beyschlag's Vortrage auf dem Altenburger Kirchentage im J. 1864. Indeß ist auch das Verhältniß zu Beyschlag ein freundlicheres geworden, und dieser, der von Anfang an in der Gemeinde wohnte, ist später auch häufig ein Zuhörer von Hoffmann's Predigten gewesen und hat der Gemeindevertretung von S. Laurentius angehört. „Gar manche Predigt — schreibt H. in seinem Tagebuche — hat die guten Seelen arg gestoßen, die für Konfessionalismus nichts übrig hatten, die wenigsten werden verstanden haben, was ich wollte." Sein Eifer ging nicht darauf, das Dogma zu behaupten und zu beweisen; er glaubte vielmehr, durch solche Predigt feste Grundlagen für eine selbständige Gemeinde in der haltlosen Zeit schaffen zu helfen. Im Alter ist auch er milder geworden. Von dem guten Verhältniß zur theologischen Facultät, deren Glieder in den letzten Jahrzehnten ausnahmslos zu seiner Gemeinde gehörten, zeugt seine Promotion zum Ehrendoctor der Theologie beim Lutherjubiläum im J. 1883. Wenn er in dem Elogium als „ein Mann gründlicher und umfassender Bildung" gerühmt wird, „der nicht wenigen aus der theologischen Jugend den Glauben gestärkt und für die Glaubenspredigt des Evangelii ein Vorbild geboten hat", so hat er in seinem Dankeswort beim Doctorschmaus es ausgesprochen, wie hoch er die Arbeit der theologischen Wissenschaft hat schätzen lernen. Bescheiden und anerkennend ist auch das Scherzwort, das als ein Beispiel seines humorvollen und gesalzenen Witzes hier eingefügt sei — „Wie so mancher Schwache vom Arzt ins Seebad geschickt wird, mit der Weisung, nicht zu baden, aber die Luft zu genießen, so ist es mir an dem mare academicum ergangen, an dessen Gestade ich wohne. Den Wellenschlag von Ihren Kathedern konnte ich mir nicht über Kopf und Brust gehen lassen, aber die heilsame Luft von dieser See, wie ist sie mir zu gut gekommen! Ich habe im Anfang meiner hiesigen Amtsjahre meine Sturm- und Drangperiode gehabt, sie dauerte einige Jahre. Habe ich seitdem objectiver, maßvoller, ge-

rechter über die Dinge des christlichen Lebens und der kirchlichen Wissenschaft denken gelernt, so danke ich es sehr wesentlich jenem Einfluß. Ihre Facultät ist mir ein lebendiges Commonitorium gewesen, dem Satz nachzudenken und nachzuleben: in necessariis unitas, in reliquis (sic) libertas, in omnibus caritas." Daneben sind auch seine „Bibelstunden" Zeugniß dafür, daß er mit den Ergebnissen der neusten Forschung wohl bekannt war und die Schwierigkeit der Aufgaben und Probleme der Theologie in unserer Zeit wohl zu würdigen wußte. Endlich aber ist ihm seine confessionelle Stellung nie Anlaß geworden, an irgend welcher Parteitreiberei theilzunehmen. Gegenüber den bedenklichen Sätzen von dem Recht der lutherischen Kirche in Preußen, die auf der Augustconferenz im J. 1875 beschlossen wurden, hat er seinen Austritt aus dieser erklärt. Von erfreulichster Weitherzigkeit zeugen seine späteren Aeußerungen zur confessionellen Frage. Wie er in der preußischen Landeskirche eine organische Zusammenfassung der lutherischen Gemeinden für unmöglich hält, so sieht er überhaupt mehr Anzeichen von Zersetzung als von Consolidirung des lutherischen Kirchenkörpers; er sieht die Hand Gottes beschäftigt, das Bauwerk der lutherischen Kirche abzutragen, um ein neues aufrichten. „Das Resultat meiner Gedanken ist, daß ich nicht an die Zukunft der lutherischen Kirche glaube, vielmehr glaube, daß der Herr eine neue Gestaltung mit seiner Kirche, soweit sie auf dem Grunde des Evangeliums steht, anbahnt, mag sie früher oder später, gewiß erst unter großen Welterschütterungen in die Wirklichkeit treten."

Aber schon vor diesen Wandlungen ist H. als Prediger geschätzt worden. D. Kähler erzählt, daß er, von einem Freunde in die Neumarktkirche geführt, nach dem Gottesdienst erklärt habe, er würde sich dort nie wieder finden lassen. Trotzdem ist er bald wiedergekommen — vierzig Jahre lang (a. a. S. 29). „Es wehte hier ein kirchlicher Zug, der zog uns mächtig an" fügt er im Gedenken an seine Zeitgenossen hinzu, aber die Anziehungskraft versagte auch bei solchen nicht, die den „kirchlichen Zug" nicht spürten; bedeutsamer ist unzweifelhaft die weitere Kennzeichnung: „Die Unabweisbarkeit, mit der diese Rede das Herz erfaßte, regte nicht nur den Widerwillen innerer Bequemlichkeit auf, sie warf auch Haken hinein, die man nicht los wurde. Damit verband sich überdem eine gewaltige und eigenthümliche Verkündigung Christi, und sie wußte an alle Tiefen und Höhen des Menschenlebens anzuknüpfen." Jene „Unabweisbarkeit" weist auf ein subjectives Moment von außerordentlicher Wichtigkeit, welches erst die Predigt zu der Macht werden läßt, die erfolgreich an Herzen und Gewissen anzudringen weiß. Auch die nach Inhalt und Form trefflichste Predigt erlangt ohne sie nicht jene Kraft, die den Widerstand weckt, um ihn schließlich zu überwinden. Jene günstigen Vorbedingungen aber, die in der gründlichen allgemeinen und theologischen Durchbildung Hoffmann's sowie in seiner gewissenhaften Fortarbeit und ständigen Auseinandersetzung mit den Geistesmächten der Gegenwart gegeben waren, und jene kraftvolle Wahrhaftigkeit schufen, die den Anstoß und Widerspruch nicht scheut, werden jene Wirkung erst dann verbürgen, wenn auch der einzelnen Predigt das volle Maaß eindringender und aneignender Arbeit gewidmet wird. Diese Arbeit hat er in bewundernswerther Treue geleistet, sodaß er jene seltene Freudigkeit des Zeugnisses trotz des fortgehenden Kampfes gegen die eigene Neigung und gegen die vielen Hindernisse persönlicher Verhältnisse und Zustände sowol als auch gehäufter sonstiger Amtsarbeit unablässig und mit heißem Bemühen sich zu erobern suchte. Wie ihm die Arbeit nicht leicht wurde, so hat er sie niemals sich leicht gemacht. Weder die Gewandtheit, die die Uebung gewährt, hat er sich zu nutze gemacht, noch durch Gewöhnung das Widerstreben der eigenen

Natur beschwichtigt. „Kostet es doch dem mehr als Sechzigjährigen noch jeden Sonnabend Ueberwindung, wenn er die Feder ansetzen und seine Predigtgedanken ordnen soll" (Tagebuch S. 158). War die Aufzeichnung und Einprägung der Predigt bis zur späten Nachtstunde beendet, so begann in der frühesten Morgenstunde des Sonntags die Arbeit aufs neue; er konnte sich nicht genug thun, den Inhalt zu vertiefen, den Ausdruck zu verbessern und sich selbst immer mehr in den freien und vollen Besitz seiner Predigt zu bringen. Wenn er dann auch wie erschöpft und unter Seufzen den Weg zur Kanzel ging, so spürten doch alle Zuhörer jene Kraft und Unmittelbarkeit, die die Aufmerksamkeit von Anfang bis zu Ende fesselt.

Dabei hat seine Predigtweise die gesunde Entwicklung genommen, die ebenso vorbildlich ist, wie seine Predigtarbeit. Die eingehende Darlegung der Heilswahrheit, die in der feinen Unterscheidung der einzelnen Seiten und in der Behandlung der einzelnen Lehren nach den verschiedenen Bestandteilen ihresgleichen sucht, gab den Predigten der ersten Jahrzehnte einen vorwiegend lehrhaften Charakter. In den ersten kleinen Predigtsammlungen („Der Heilsweg", 9 Pred., 3. Aufl. und „Sünde und Erhöhung", 12 bezw. 14 Pred., 3. Aufl.) tritt dieser unverkennbar hervor. Aber er ist dazu fortgeschritten, die Wirklichkeit christlichen Glaubens und Heils zur Darstellung zu bringen und das, was er mit der Kraft freudigen Zeugnisses aussprach, als eine Lebensmacht aufzuweisen, die in allen Verhältnissen sich als ebenso unentbehrlich wie segensreich erweist. Der fruchtbare homiletische Schriftsteller ist er erst im Alter geworden. Unter der Last seiner Arbeit fand er auch nicht die Zeit, den vielfach an ihn herantretenden Wünschen nach Veröffentlichung seiner Predigten zu genügen. Erst „langwieriges persönliches Kreuz" brachte ihm die Muße, eine größere Sammlung von Predigten druckfertig zu machen. So erschien 1884 der Band „Unterm Kreuz", 1890 „Kreuz und Krone", 1894 „Eins ist noth" — jeder mit einem vollständigen Jahrgang von je 72 Predigten. Dazwischen sind zahlreiche Einzelpredigten und auch ein Heft mit 14 Predigten über die Bergpredigt veröffentlicht worden. Nach dem Rücktritt vom Amt im Herbst 1895 ließ er noch Passionsbetrachtungen: „Die letzte Nacht und der Todestag des Herrn Jesu" folgen, und nach seinem Tode ist ein Band von „50 Beichtreden" durch D. Kähler herausgegeben. (Die Predigten sind sämmtlich bei R. Mühlmann in Halle erschienen.) Gegenwärtig werden „Neutestamentliche Bibelstunden" (Leipzig, A. Deichert) veröffentlicht. Von besonderem Werth sind zwei kleine Sammlungen jener Ansprachen bei der Christvesper „Christblumen", ebenso homiletisch als schöne Muster von Ansprachen an Kinder beachtenswerth, wie sie von der Gemeinde dankbar willkommen geheißen wurden.

In jenen Jahren, wo die Entfremdung des Volkes von der Kirche so betrübend offenbar wurde, hat auch H. sich mit der Frage beschäftigt, was der Kirche fehlte, um diejenigen festzuhalten, die sich abwandten und diejenigen wiederzugewinnen, die ihr entfremdet waren. „Könnte ich noch einmal jung werden, ich wollte vor allem darauf studiren, daß die Zunge gelehrig würde, dem Einfachsten und Geringsten verständlich und ans Herz zu reden." (Vgl. Kähler u. Hering, S. 52 u. 107.) Wenn auch seine Predigten volksthümlich im gewöhnlichen Sinne des Worts nicht genannt werden können, weil er den Einzelheiten zu sorgfältig nach, den Gemeinplätzen und Schlagwörtern aus dem Wege geht, so gebührt ihnen doch ein Platz unter den edelsten und besten Erzeugnissen unserer evangelischen Volkslitteratur. Wie fein hat er die Regungen des Menschenherzens und die verschiedenen Lagen des Lebens beobachtet, wie überraschend weiß er sie zu beleuchten, wie prächtig die abstracten Begriffe zu

veranschaulichen und in eigenartigen, oft plastischen Bildern unvergeßlich einzuprägen. Trotz allen Ernstes, aller Schwere und Tiefe kann er ganze Scenen aus dem Leben der Gegenwart mit schalkhaftem Humor auf der Kanzel zeichnen und wieder weiß er den entschuldigenden und ausweichenden Gedanken des modernen Menschen mit allen erlaubten Waffen zu begegnen und nachzugehen. Für das gebildete evangelische Haus dürfte kaum ein anderes Predigtbuch sich mehr zum Gebrauch empfehlen, zumal H. auch Rom gegenüber einen klaren und entschiedenen protestantischen Standpunkt vertritt. Aber auch als Muster und Vorbilder homiletischer Kunst werden Hoffmann's Predigten unzweifelhaft auf viele Jahre hinaus ihren Platz behaupten, um so werthvoller darum, weil sie schwerlich zur Nachahmung verführen, aber durch ihren selbständigen Charakter und durch ihre ursprüngliche Kraft zu eigener tiefgrabender Arbeit erziehen können.

A. Wächtler.

Hoffmann: Heinrich Karl Hermann H., Botaniker, geboren zu Rödelheim bei Frankfurt a. M. am 22. April 1819, † zu Gießen am 26. October 1891. Im Hause des Vaters, der ein Knabeninstitut besaß, kam H. vielfach mit jungen Ausländern in Berührung, wodurch er sich frühzeitig gute Sprachkenntnisse im Französischen und Englischen erwarb. Als neunjähriger Knabe kam er nach Gießen in das Haus seines Schwagers Joseph Hillebrand, der die Professur für deutsche Litteratur innehatte und ein geselliges, durch geistige Anregungen verschöntes Hauswesen führte, was auch auf den jungen H. nicht ohne Wirkung blieb. Er absolvirte hier seine Gymnasiallaufbahn, während deren schon seine Neigung zur Botanik hervortrat, die sich durch fleißige Excursionen in die schöne Umgebung seiner zweiten Vaterstadt praktisch bethätigte. 1837 wurde er in Gießen Student der Medicin. Außer Botanik trieb er neben seinem Berufsstudium mit Eifer Ornithologie, wobei ihn ein schönes Zeichentalent unterstützte. 1839 ging H. auf ein Jahr nach Berlin, um den berühmten Physiologen Johannes Müller und unter Link (s. A. D. B. XVIII, 714) Botanik zu hören. Von hier aus unternahm er seine erste größere Reise, die ihn nach Dänemark, Schweden und Rußland führte. Nach bestandener Staatsprüfung wurde H. im April 1841 zum Dr. med. promovirt. Er bereiste darauf Großbritannien und Irland und ließ sich, nachdem er ein halbes Jahr lang behufs Besuches der Krankenhäuser und botanischen Institute in Paris gewesen war, 1842 in Gießen als practischer Arzt nieder. Indessen gab er den ärztlichen Beruf bald auf, um sich noch in demselben Jahre als Privatdocent der Medicin zu habilitiren. In dieser Eigenschaft las er über Physiologie, arbeitete auch auf Liebig's Anregung in physiologischer und pathologischer Chemie, aus welchen Gebieten mehrere Schriften von ihm herrühren. Bald wandte sich H. ausschließlich der Botanik zu. 1843 hielt er seine erste Vorlesung über Pflanzenphysiologie, die von nun an sein Hauptcolleg blieb; auch schriftstellerisch ging er ganz zur Botanik über. Seine erste Publication darin war eine von 12 Tafeln begleitete, im Jahre 1846 erschienene „Schilderung der deutschen Pflanzenfamilien". Nachdem ihm 1847 die philosophische Doctorwürde hon. causa ertheilt war, erhielt er ein Jahr darauf die Stelle eines außerordentlichen Professors und rückte 1853 als Nachfolger Alex. Braun's (s. A. D. B. XLVII, 186), der 1851 nach Berlin übersiedelte, in die ordentliche Professur auf; das Directorat über den botanischen Garten besaß er schon seit Mai 1851. Beide Stellen bekleidete er 38 Jahre lang bis zu seinem Tode. Vor schweren Schicksalsschlägen bewahrt, führte er inmitten eines glücklichen Familienkreises das stille Leben eines echten deutschen Gelehrten, mit nie ermüdender Arbeitslust und bis zuletzt bei voller geistiger

Frische seiner Forschung und dem Lehrberufe sich widmend. Die Ferien benutzte er zu Reisen nach Italien, Belgien, Frankreich, der Schweiz, Tirol und nach vielen Orten Deutschlands, nahm auch wiederholt an den Verhandlungen deutscher Naturforscher und Aerzte Theil. Die verfügbare Zeit galt seinen bis zum Todesjahre fortgeführten wissenschaftlichen Arbeiten, welche in dem unten angeführten Nachrufe seines Schwiegersohnes E. Ihne (Oberhess. Gesellsch. für Natur- und Heilkunde) in chronologischer Reihenfolge verzeichnet sind. An äußerer Anerkennung hat es H. nicht gefehlt. Für seine Abhandlung: „Ueber Bacterien" (Botan. Zeitung 1869) verlieh ihm die Pariser Akademie der Wissenschaften zusammen mit Rabenhorst den Prix Desmazières; zwei Mal wählte ihn die Universität Gießen zum Rector; 1880 wurde er Geheimer Hofrath und im April 1891 konnte er die fünfzigjährige Wiederkehr seiner Doctorpromotion feiern. Der Wunsch, sein 100. Semester noch als Docent vollenden zu können, blieb ihm freilich versagt. Denn schon bald nach der erwähnten Jubiläumsfeier fühlte er seine Kräfte schwinden und reichte sein Pensionsgesuch ein. Die behördliche Genehmigung desselben erhielt er jedoch nicht mehr. Nach wenigen Wochen schmerzloser Krankheit verschied er im 73. Lebensjahre.

H. hat sich nach verschiedenen Richtungen um die Wissenschaft verdient gemacht. Zunächst kamen seine Untersuchungen der Pilzforschung zu Gute. Nachdem mit den fünfziger Jahren des verflossenen Jahrhunderts vornehmlich durch die Arbeiten von Elias Fries, die reine Systemkunde der Pilze, soweit sie durch die Betrachtung der habituellen Formen und der leichter erkennbaren Sporenverhältnisse zu erreichen war, einen gewissen Abschluß gefunden hatte, kam es nun darauf an, die feineren Gewebsverhältnisse jener Pflanzen zu studiren und die Systematik dadurch wissenschaftlicher zu begründen. Hier setzte H. mit seinen Arbeiten ein. Schon seine erste mycologische Arbeit: „Pollinarien und Spermatien von Agaricus" (Bot. Zeitung 1856) verfolgte dieses Ziel, das er noch entschiedener in der größeren Arbeit: „Beiträge zur Entwicklungsgeschichte und Anatomie der Agaricineen" (Bot. Zeitung 1860) und in seinen: „Icones analyticae Fungorum" 1862—65 zum Ausdruck brachte. Die letztgenannte groß angelegte Arbeit giebt auf 24 Tafeln die Analysen von ungefähr 60 Pilzspecies aus verschiedenen Ordnungen. Jede Art ist mit ihren Einzelheiten in natürlicher Größe farbig dargestellt. Im allgemeinen wird durch die Arbeit die Richtigkeit der von Fries auf den Habitus gegründeten systematischen Einteilung der Agaricineen im weiteren Sinne auch durch entwicklungsgeschichtliche Momente bestätigt. Mit der Keimung der Pilzsporen, worüber bis dahin umfassendere Untersuchungen noch nicht vorlagen, beschäftigen sich zwei größere Arbeiten Hoffmann's: „Ueber Pilzkeimung" (Bot. Zeitung 1859) und „Untersuchung über die Keimung der Pilzsporen" (Jahrb. f. wissensch. Bot. 2. Bd., 1860), die auf Grund sorgfältiger Beobachtungen vieles Neue, zum Theil von bisher bekannten Thatsachen Abweichendes über den behandelten Gegenstand bringen, auch die Fragen nach dem Verhalten gegen Temperaturunterschiede, gegen verschiedene Gifte und solche bezüglich der Uebertragbarkeit erörtern, somit also für die Würdigung pilzparasitischer Krankheiten von Wichtigkeit waren. In die gleiche Kategorie gehören noch einige kleinere, später erschienene Abhandlungen Hoffmann's, so die „Ueber den Flugbrand" (Karstens, Bot. Unters. 1866) und „Zur Kenntniß des Maisflugbrandes" (Oest. landw. Wochenbl. 1876). Beiträge zur Befruchtung der Pilze lieferte H. in seinen Arbeiten: „Spermatien bei einem Fadenpilze" (Bot. Ztg. 1854) und in der schon erwähnten Schrift „Pollinarien und Spermatien von Agaricus" (ebendort 1856). In dem Streit über die Natur des Hefe-

pilzes und seine Beziehung zur Alkoholgährung stellte sich H. auf die Seite Pasteur's, wonach die Kohlensäureentwicklung in einer Zuckerlösung unmittelbar an die Lebensthätigkeit der Zelle gebunden sei; er bestritt auch entschieden deren Entstehung durch Urzeugung in den gährungsfähigen Flüssigkeiten. Seine Schriften über diesen Gegenstand sind: „Mycologische Studien über die Gährung" (Botan. Zeitung 1860); „Recherches sur la nature végétale de la levure de bière" (Comptes rendus 1865. Uebers. in Dingler's polytechn. Journal 1865); „Recherches sur les qualités vitales de la levure de bière" (Compt. rend. 1866. Auszug in Bot. Zeitung 1867); „Zur Naturgeschichte der Hefe" (Karstens, Botan. Untersuchungen 1866). Im Gegensatz zu Nägeli verwarf H. die Existenz der Urzeugung auch bei den Bacterien, mit deren Studium er sich als einer der ersten Botaniker beschäftigte, in seiner Arbeit: „Neue Beobachtungen über Bacterien" (Bot. Zeitung 1863), denen eine ebendaselbst veröffentlichte zweite Abhandlung 1869 folgte. Ueber die Mitwirkung dieser von ihm als selbständige Pflanzen erkannten Mikroorganismen bei epidemischen Krankheiten sprach H. Zweifel aus, beharrte auch noch 1885 in einem Vortrage über Hefe und Bacterien bei der Ansicht, daß die Bacillen, nur dem fehlerhaft ernährten Organismus gefährlich, dem gesunden Menschen ganz unschädlich seien. Endlich machte sich H. noch um die Pilzforschung verdient durch die Herausgabe von Zusammenstellungen der mycologischen Litteratur. Er veröffentlichte 1860 einen Index mycologicus (Beilage zur Bot. Zeitung), 1863 dessen vermehrte Ausgabe, den Index Fungorum und schrieb die sehr werthvollen mycologischen Berichte von 1862—72 (Nr. 1—14 in Bot. Zeitung 1862—69; Nr. 15—17 selbständig erschienen in Gießen 1870—72), welche durch ihre Vollständigkeit und Objectivität ein treffendes Bild von der Entwicklung der Pilzforschung innerhalb eines Decenniums aufweisen.

Ein zweites Gebiet wissenschaftlicher Forschung, mit welchem H. sich eingehend beschäftigte, war das der Variation im Pflanzenreich, welches durch Darwin's 1859 erschienenes epochemachendes Werk „Origin of species" in den Vordergrund des Interesses gerückt war und worüber er zahlreiche Culturversuche mit großer Sorgfalt und Geduld anstellte. Noch vor dem Erscheinen des Darwin'schen Buches begann H. seine Versuche mit den Gartenbohnen Phaseolus vulgaris und multiflorus, um den Umfang der Speciesvariation und die Entstehung neuer Arten durch Fixirung etwa auftretender Varietäten zu untersuchen. Von den zahlreichen, diesen Gegenstand behandelnden Schriften seien nur einige hervorgehoben: „Ein Versuch zur Bestimmung des Werthes von Species und Varietät" (Bot. Zeitung 1862); „Zur Geschlechtsbestimmung" (ebenda 1871); „Ueber Variation, Ergebnisse von 1855—71" (ebenda 1872); „Ueber Accommodation" (Rectoratsrede in Gießen, 1876); „Culturversuche" (Bot. Zeitung 1881—84, 87); „Ueber Sexualität" (ebenda 1885); „Ueber Vererbung erworbener Eigenschaften" (Biolog. Centralblatt 1888). Das Resultat, zu dem H. gelangte, war die Anerkennung der Darwin'schen Lehre. Er beweist das thatsächliche Vorhandensein von Umwandlungen gewisser Pflanzenarten in andere und die Unmöglichkeit, den Speciesbegriff scharf zu fixiren. Doch bewege sich, so meinte er, die Variation in so weiten Grenzen und zeigen sich bei verschiedenen Arten so große Verschiedenheiten, daß sich allgemeine Grundsätze darüber nicht aufstellen ließen. Auch nach den Ursachen der Variation hat H. geforscht und durch zahlreiche Versuche den Einfluß äußerer Agentien auf die Pflanzen, namentlich den der Bodennahrung festzustellen gesucht. Das Ergebniß war in Bezug auf die chemische Natur des Bodens ein negatives. Von größerer Bedeutung war nach seiner Ansicht die Dichtsaat, also die Herabsetzung der Nahrung überhaupt, namentlich insofern

als sie bestimmend auf das Geschlecht gewisser Pflanzen einzuwirken scheinen. Den Hauptgrund der Variation verlegt H. auf die Thätigkeit innerer, uns unbekannter Momente und auch die Kreuzung, wenngleich von Wichtigkeit, beansprucht nach seiner Annahme nicht die Bedeutung, die man ihr allgemein zuschrieb.

In dritter, aber dem Umfange nach nicht in letzter Linie ist Hoffmann's floristische Thätigkeit zu nennen, wobei aber die Floristik nicht bloß im engeren Sinne als geographisch-statistische Festlegung der Pflanzenarten bestimmter Gebiete, sondern in ihrer weiteren Ausdehnung auf Klimatologie und Phänologie gemeint ist. Wichtige Schriften sind in dieser Beziehung: „Die geographische Verbreitung unserer wichtigsten Waldbäume“ (Allgem. Forst- und Jagdzeitung 1867. Supplement. Mit 16 Tafeln); „Areale von Culturpflanzen als Freilandpflanzen“ (Gartenflora 1875—79, 81; 30 Kärtchen) und die für jeden Floristen des Mittelrheingebietes als Quellenschrift unentbehrliche Abhandlung: „Pflanzenwanderung und Pflanzenverbreitung“, Darmstadt 1852. Ferner veröffentlichte er „Untersuchungen zur Klima- und Bodenkunde mit Rücksicht auf die Vegetation“ (Botan. Zeitung Beilage 1863); „Pflanzenarealstudien in den Mittelrheingegenden“ (12. u. 13. Bericht der Oberh. Gesellsch. Gießen 1867 u. 69) und Nachträge dazu (daselbst 1879—89). In den letztgenannten Arbeiten giebt H. für ungefähr 700 Gefäßpflanzen des Gebietes vollständige Standortsübersichten an der Hand kleiner, besonders beigedruckter Täfelchen. Zur Erklärung der Pflanzenstandorte zieht er neben den durch Einwanderung entstandenen Veränderungen die Einwirkungen von Boden und Klima heran. Zahlreiche Versuche und Analysen von Bodenarten scheinen ihm dafür zu sprechen, daß nicht die chemische, sondern die physikalische Natur der Bodenarten für das locale Gedeihen der sogenannten bodensteten Pflanzen maßgebend sei. Er behandelte dieses Thema ausführlich in der Arbeit: „Untersuchungen zur Klima- und Bodenkunde mit Rücksicht auf die Vegetation“ (Botan. Zeitung Beilage 1865). Vielfache, sehr detaillirte Untersuchungen stellte H. an über die Einwirkung des Klimas auf die Vegetation, über Schädigung durch Frost, die Fähigkeit zu überwintern, über Acclimatisation der Culturpflanzen u. s. w. Im Zusammenhange damit steht auch das Gebiet, als dessen Hauptschöpfer H. anzusehen ist, das der Phänologie. Wenngleich schon vor ihm Boussingault, A. de Candolle und andere Forscher sich bemüht hatten, zwischen dem Wachsthum der Pflanze und der dazu nöthigen Temperatur gewisse, durch eine mathematische Formel ausdrückbare Beziehungen zu finden, so ging doch H. erst genauer auf dieses Problem ein. Indem er die Wärme als Hauptfactor des pflanzlichen Wachsthums ansah, suchte er für die verschiedenen Entwicklungsstufen der Pflanzen sogenannte thermische Constanten zu finden. Dadurch, daß er vom Jahresbeginn an bis zu dem Tage des Auftretens einer bestimmten Phase im Pflanzenleben, z. B. der Knospenentfaltung, des Aufbrechens der Blüthe, der beginnenden Fruchtreife u. s. f. die täglichen positiven Maxima eines von der Sonne beschienenen Thermometers summirte, erhielt er so übereinstimmende Resultate, daß er dadurch für erwiesen hielt, daß zwischen Sonnenwärme und Pflanzenentwicklung eine quantitative Abhängigkeit bestehe und daß eine bestimmte Pflanzenphase, wenn auch an verschiedene Daten im Jahre gebunden, doch für jede Pflanzenart stets eine constante Temperatursumme verbrauche. Unter letzterer verstand man das Product von Vegetationszeit und Mitteltemperatur. Schon von 1850 an begann H. seine phänologische Thätigkeit, die er zunächst auf Gießen und Umgegend beschränkte, dann aber durch Beobachtungen an anderen Orten ergänzte, welche auf seine Anregung hin und unter Zugrundelegung einer von ihm

ausgearbeiteten Instruction (Gießener Schema) angestellt wurden. So wuchs allmählich ein gewaltiges Zahlenmaterial heran, zerstreut in zahlreichen Einzelschriften, bezüglich deren auf den unten angegebenen Nachruf von Ihne verwiesen sei. Obwol sich nun nicht leugnen läßt, daß trotz dieser Fülle einzelner Beobachtungen, welche auch nach Hoffmann's Tode von anderen Forschern fortgesetzt wurden, ein zusammenhängendes Bild, in welchem der Phänologie ein Platz als selbständiger Zweig innerhalb der botanischen Wissenschaft zukäme, sich noch nicht hat construiren lassen, ja wenn es bei der Complicirtheit der Wachsthumsvorgänge überhaupt zweifelhaft erscheint, ob sich aus der Temperatur allein ein Schluß auf die periodischen Erscheinungen im Pflanzenleben je wird ziehen lassen, so muß doch der immense, nie ermüdende Fleiß Hoffmann's anerkannt werden, mit welchem er die Bausteine zu dem ihm vorschwebenden wissenschaftlichen Gebäude zusammenzutragen suchte. In dieser Kleinarbeit überhaupt, weniger in der Schaffung großer allgemeiner Gesichtspunkte liegt das Hauptverdienst, das sich H. um die Botanik erworben hat. Greifbarer waren die Resultate, welche Hoffmann's Wirken als Director der ihm unterstellten botanischen Sammlungen in Gießen während seiner fast fünfzigjährigen Docentenlaufbahn hinterlassen hat. Die zu Beginn seiner Thätigkeit recht dürftigen Sammlungen der Universität hat er zu einem zweckentsprechend geordneten, wissenschaftlich werthvollen botanischen Museum ausgestaltet, welches nach seinem Tode auch seine eignen Herbarien, sowie seine ganze fachwissenschaftliche Privatbibliothek laut Testamentsbestimmung zugewiesen erhielt. Unablässig war auch seine Sorge um den botanischen Garten. Indem er in diesem in erster Linie ein für Unterrichtszwecke bestimmtes Institut erblickte, war er bemüht, in sorgfältiger Auswahl das für alle Richtungen der systematischen, physiologischen und geographischen Botanik erforderliche Pflanzenmaterial heranzuziehen, namentlich aber durchaus zuverlässige Speciesbestimmungen durchzuführen, so daß die Gießener Samenkataloge sich in letzterer Hinsicht eines großen Rufes erfreuten. Als Lehrer fesselte er durch Gewandtheit der Rede, frischen und lebendigen, nicht selten humoristisch gefärbten Vortrag in hohem Grade seine Zuhörer, mit denen ihn auch im persönlichen Verkehr ein sympathisches Verhältniß verband. Lauterkeit der Gesinnung, Entschiedenheit in der Kundgabe seiner Meinung, Prunklosigkeit und optimistische Lebensauffassung waren die Grundzüge seines Charakters.

Nachrufe: Egon Ihne und J. Schröter in den Berichten der Deutschen Bot. Gesellsch. X. Jahrgang 1892. — E. Ihne im 29. Bericht der Oberhess. Gesellsch. für Natur- und Heilkunde. Gießen. Mai 1893.

E. Wunschmann.

Hoffmann: Karl Heinrich Ludwig H., geboren am 10. April 1807 in Nürtingen, studirte auf der landwirthschaftlichen Akademie in Hohenheim und auf der Universität Tübingen Land- und Staatswirthschaft, erstand 1834 die Prüfung für den höheren württembergischen Staatsfinanzdienst und hielt sich dann zur Erweiterung seiner Bildung eine Zeit lang in Berlin und auf großen preußischen Gütern auf. Er habilitirte sich 1837 in Tübingen für württembergisches Verwaltungsrecht und wurde hier 1838 zum außerordentlichen und 1842 zum ordentlichen Professor für das genannte Fach befördert. 1872 auf sein Ansuchen in den Ruhestand versetzt, siedelte er nach Eßlingen über, wo er am 2. November 1881 starb.

H. war während seiner Zugehörigkeit zur staatswirthschaftlichen Facultät in Tübingen Mitherausgeber der hier erscheinenden Zeitschrift für die gesammte Staatswissenschaft und veröffentlichte in derselben verschiedene Abhandlungen. Von größeren Schriften hat er veröffentlicht: „Die Domanialverwaltung des

württ. Staats", 1842; „Sammlung der württ. Finanzgesetze mit Einleitung" (Bd. 16 von Reyscher's Sammlung der württ. Gesetze) 1845 u. 1848; „Das gesammte württ. Polizeirecht", 1. Bd. 1. Abthlg., 1847; „Das württ. Finanzrecht", 1. Bd. 1857. L. Jolly.

Hoffmann: Karl H., Verlagsbuchhändler in Stuttgart, geboren 1802, † 1883, begründete daselbst durch Ankauf der J. Sattler'schen Buchhandlung und Leihbibliothek die Hoffmann'sche Verlagsbuchhandlung, welche er von 1855 ab unter genannter Firma führte. Unter der pflichteifrigen und geschickten Leitung seines Besitzers blühte das Geschäft rasch empor und wurde binnen kurzem die erste Sortimentsbuchhandlung Stuttgarts. Später widmete sich Karl H. auch dem Verlage und nahm zu diesem Zwecke seinen Schwager, Julius Weise aus Leipzig, als Theilhaber auf. Der erste gute Griff auf dem Gebiete des Verlages war die Herausgabe der Rotteck'schen Weltgeschichte, die ursprünglich bei Franckh erscheinen sollte, aber dort nicht übernommen werden konnte, weil Franckh politischer Verhältnisse wegen verhaftet wurde. Durch dieses Werk wurde Hoffmann's Wohlstand begründet und bald folgten ihm andere, die ebenso durchschlagenden Erfolg hatten: „Die Erde und ihre Bewohner" von Vollrath, „Oken's Naturgeschichte"" (in Lieferungen), welche zur Errichtung einer eigenen Steindruckerei und Coloriranstalt Veranlassung gab (der ersten in Stuttgart), ferner Berge's Schmetterlingsbuch und Käferbuch, das „Buch der Welt", die erste belehrende Zeitschrift (mit 23 000 Auflage), die „Musterzeitung", eine Vorläuferin des „Bazar", die „Modenwelt", eine Sammlung ausgewählter griechischer und lateinischer Classiker, übersetzt von Donner, Minckwitz, Schöll (später an Langenscheidt in Berlin übergegangen) u. a. Das Geschäft nahm mit der Zeit einen derartigen Umfang an, daß H., um seine Kraft nicht zu zersplittern, einen Theil desselben veräußern mußte. Infolge dessen gab er die Kunstanstalt an Hochdanz & Engelhorn ab, den Verlag seiner Jugendschriften an seinen Schwager Schmidt (Schmidt & Spring) und weitere Bestandtheile an weitere Reflectanten. Sein Interesse an der Ausgestaltung und Vervollkommnung des Buchhändlerwesens bethätigte H. durch die Schaffung eines Commissions- und Abrechnungsplatzes in Stuttgart, die auf dem Gebiete der Vertretung buchhändlerischer Berufsinteressen sein Hauptverdienst bildet. Auch im übrigen war er eifrig wirksam im Dienste der Gesammtheit und half als Vorstand des süddeutschen Buchhändlervereins in Stuttgart, wie als Mitglied des Börsenvereinsvorstandes redlich mit schaffen und aufbauen. Hinzuzufügen ist noch, daß H. mit seinen kaufmännischen Eigenschaften auch wissenschaftliche Gelehrsamkeit vereinigte und als bedeutender Botaniker galt. Er starb nach längerem Siechthum an Herzleiden.

Karl Fr. Pfau.

Hoffmann: Ludwig Friedrich Wilhelm H., zuletzt Oberhofprediger in Berlin und Generalsuperintendent der Kurmark. Zu Leonberg in Württemberg ist W. Hoffmann am 30. October 1806 geboren, wo sein Vater Gottlob Wilhelm Bürgermeister war. Dieser, in Ortelsheim bei Calw 1771 geboren, gehörte dem Kreise erweckter Pietisten an, welche sich durch das ganz rationalistisch gesinnte württembergische Kirchenregiment in ihrem Gewissen beeinträchtigt fühlten. Während nun viele aus diesem Kreise sich dieser Kirchenleitung durch Auswanderung entzogen, erlangte H. (Vater) durch eine unmittelbare Eingabe 1817 an den König die Erlaubniß eine eigene Gemeinde zu gründen, für welche das Rittergut Kornthal käuflich erworben wurde. Diese vom Consistorium völlig unabhängige Gemeinde gab sich eine an Herrnhutische Gebräuche vielfach erinnernde Gemeindeordnung. Umfassende

Erziehungsanstalten aller Art, welche von auswärts, auch aus dem Auslande, fleißig benutzt wurden, bildeten den Mittelpunkt der Kornthaler Gemeindearbeit. Schon in den 20er Jahren des Jahrhunderts kam die Colonie Wilhelmsdorf mit ihren Blödenanstalten hinzu. Hier in Kornthal lebte, wirkte und regirte Papa H., wie er noch heute in der Tradition dort genannt wird, bis zu seinem Tode, den 29. Januar 1849. Ist Kornthal auch nicht, wie D. Barth in seiner Schrift 1820: „Hoffmann'sche Tropfen wider die Glaubensohnmacht" erhoffte, der Sammelpunkt aller Christgläubigen in Deutschland geworden, so kann Kornthal doch als das thatkräftigste Erzeugniß des württembergischen Pietismus bezeichnet werden. Diesen gesunden, werkthätigen Pietismus hat auch Wilhelm H. sein Lebelang nicht verleugnet.

W. Hoffmann's Lehrgang war der für strebsame Theologen in Württemberg vorgeschriebene. Seit 1820 besuchte er die Klosterschule Schönthal, hier mit Blumhardt (später in Boll) eine Lebensfreundschaft schließend; 1824 trat er in das Tübinger Stift ein. Hier hätten seine naturwissenschaftlichen Studien welche er neben den philosophischen trieb, fast von der Theologie zum Studium der Medicin geführt. Baur, Kern, Schmid, waren seine theologischen Lehrer. Nach gut bestandenem Examen tritt H. als Vicar dem originellen Nonnenmacher, Pfarrer zu Heumaden bei Stuttgart zur Seite. Hier findet er neben seinen mancherlei Amtsgeschäften Zeit zu einem umfangreichen geographischen Werke: „Beschreibung der Erde". Die Aufgabe, welche er sich mit diesem Werke stellte, ging dahin, die Erde als Wohnstätte des Menschengeschlechts, als Werkstatt der Geschichte, als Erziehungshaus der Menschheit und ihrer Völker darzustellen. Doch bald (1832) kehrte er als Repetent nach Tübingen zurück, um schon im nächsten Jahre als Stadtvicar in Stuttgart wieder als praktischer Theolog wirksam zu sein. 1834 erhielt er die erste feste Anstellung als Diakonus für die Stadt- und Landgemeinde Winnenden; zugleich als Seelsorger an die neu errichtete Irrenheilanstalt Winnenthal. In Winnenden trat er in trauten Umgang mit dem dirigirenden Arzt der Anstalt, Dr. Zeller. Dieser erkannte vielleicht zuerst, was jetzt allgemein angenommen wird, daß alle Seelenstörungen Krankheiten sind und auf körperlichen Störungen beruhen. Freilich war Zeller fern davon, die höheren geistigen Kräfte des Menschenlebens materialistisch zu ignoriren; nein, er erwartete die tiefste, heilsame Einwirkung auf die Seele durch die Religion. „Nur die Religion löst die tausendfachen Mißtöne des Lebens in feierlicher Harmonie auf und zeigt dem zerrissenen Herzen und dem verzweifelnden Geiste die feste ewige Ordnung und die ewige Liebe." „Daß aber kein Heilmittel (als nämlich die Religion) nüchterner und vorsichtiger angewandt werden muß, ist natürlich." Bei H. gestaltete sich die Seelsorge bei den Geisteskranken zu einem eingehenden Studium. In abgerundeten Lebensgemälden ergreifendster und oft schaurigster Art hat er die innere Lebensgeschichte merkwürdiger oder besonders schwierig zu behandelnder Kranken dargestellt. Der beobachtende Umgang mit den Kranken wurde für H. eine Schule seelsorgerischer Menschenkenntniß.

Trotz seiner großen amtlichen Thätigkeit — denn neben der Irrenanstalt hatte er als Diakonus die weitversprengte Gemeinde seelsorgerisch zu versorgen — behielt H. bei seinem stupenden Fleiß Zeit zu litterarischen Arbeiten aller Art.

Mit dem Stadtpfarrer Heim veranstaltete er: „Erbauliche Auslegung der großen Propheten aus den Schriften der Reformatoren". Der äußere Zweck der Herausgabe war das pecuniäre Bedürfniß der Paulinenpflege, einer Anstalt für arme verlassene und für taubstumme Kinder. Diese Anstalt, in

welcher 67 vollsinnige und 34 taubstumme Zöglinge erzogen wurden, hatte ihren Namen von der ersten württembergischen Königin Pauline erhalten.

Mit einem Vorwort begleitet er die von ihm redigirte Ausgabe: „Bengel: Offenbarung St. Johannis.“ Es war als eine Mahnung den Gläubigen zugedacht, nicht wankend zu werden und nicht irre an dem geisterfüllten Lehrer der Württemberger Gemeinschaften, wenn auch die Bengel'sche Berechnung von der Wiederkunft des Herrn, welche er für das Jahr 1836 berechnet hatte, sich als falsch erwiesen. Das bedeutsamste Werk Hoffmann's aus dieser Periode hatte sich die Aufgabe gestellt, das bekannte Buch David's Strauß: „Das Leben Jesu“ kritisch zu widerlegen. Diese Kritik des Strauß'schen Buches erörterte nicht nur die allgemeinen Fragen dieses neuen und radicalen kritischen Verfahrens, sondern H. folgt der ganzen Darstellung des Kritikers im einzelnen und widerlegt Hauptstück für Hauptstück: „Das Leben Jesu, kritisch bearbeitet von Dr. D. F. Strauß, geprüft für Theologen und Nichttheologen von W. Hoffmann“. Die Aufgabe, die sich H. hier stellt, bezeichnet er dahin: „Das Unzureichende der bestrittenen kritischen Behandlung des Lebens Jesu in allen Hauptpartien dieses Lebens an einer gehörigen Zahl von Beispielen aufzuzeigen und überall das denselben zu Grunde liegende Princip ans Licht zu ziehen und kritisch zu beleuchten“. Wenn David Strauß, nachdem er das Leben und Wirken Jesu von Nazareth in zersetzender Kritik in eitel Mythen aufgelöst hat, doch noch die darin symbolisirte Wahrheit festhalten wollte, als den Kern des christlichen Glaubens, so antwortet Hoffmann: „Nicht die Wunder, nicht die Sittenlehre, nicht die in der Geschichte Jesu dargestellten Ideen sind der Kern des Evangeliums, vielmehr ist die ganze Vergleichung mit Kern und Schaale unrichtig: alle jene Seiten der evangelischen Geschichte sind gleich unentbehrlich. Die ewigen Ideen tragen die Geschichte nicht als ihre Schaale um sich, sie sind vielmehr, wenn man vergleichen will, die Seele, deren Leib diese bildet. Wie der Leib ohne die Seele ein Leichnam, so ist die Seele ohne Leib ein bleicher markloser Schatten. Grade die historisch verwirklichten nicht bloß symbolisch dargestellten Ideen bilden das Wesen und den inneren Bestand der christlichen Lehre.“ „Weicht einmal die sinnliche Geschichte vor dem Geist zurück, so hat er seinen Haltpunkt verloren und keine geschichtslose Speculation wird ihm denselben wieder schaffen.“

David Strauß hat sich in der Vorrede zur zweiten Auflage seines Lebens Jesu über diese Schrift Hoffmann's bitter beklagt: „über die Sucht, dem Gegner überall gar nichts gelten zu lassen“. Eine von Strauß verheißene Widerlegung ist nicht erfolgt.

Leider war H. bei seinem sonst so großen Arbeitspensum nicht imstande, diesem Werke, wie er wohl wünschte, die letzte Feile zu geben, sodaß es Nichttheologen schwer fällt, dem gelehrten Detail, welches dargeboten wird, recht folgen zu können.

Im Mai 1839 folgte H. einem Ruf in das durch Blumhardt's Tod verwaiste Inspectorat nach Basel an die dortige Missionsgesellschaft. Zu dieser Arbeit erschien H. wie prädestinirt sowol durch seine Beziehungen zu den pietistischen Kreisen Württembergs, in welcher das Missionsinteresse in Deutschland zuerst erwacht war — vom Vaterhause waren ihm die gelben Basler Missionshefte wohl bekannt — als auch durch seine sprachlichen und wissenschaftlichen Kenntnisse, vor allem durch seine gründlichen geographischen und ethnographischen Studien, welche ihm den nöthigen Einblick in die eigenthümliche Entwicklung der einzelnen Völker gewährten.

H. betrachtete es als seine Aufgabe, während sein Vorgänger nur die Stillen im Lande zur Theilnahme heranziehen wollte, mit seinem Missionsschiff

in die offene See hinauszusteuern. H. besaß ganz besonders die Gabe, größere Kreise für das Werk der Mission zu gewinnen. Die kirchlichen Missionsstunden und Missionsfeste kamen in Aufnahme. Hoffmann's imponirende Gestalt, seine klangvolle Stimme, mit welcher er ohne Mühe die größte Kirche ausfüllen konnte, seine ausgezeichnete Rednergabe, die phantasievolle Darstellung, der Reichthum an neuen Ideen, seine Gewandtheit bei allerhand Verhandlungen, bei welchen er seine geistige Ueberlegenheit niemals auf unfreundliche Weise fühlen ließ, sicherten ihm einen so großen Einfluß, daß man mit vollem Vertrauen ihn monarchisch vorschreiten ließ (vgl. P. Wurm: Die Basler Mission in der Warneck'schen Allgemeinen Missionszeitschrift, II. Band, Gütersloh 1876, S. 319 ff.).

Elf Jahre seines kräftigsten Mannesalters hat H. dieser Arbeit gewidmet. „Das Amt eines Missionsinspectors ist das herrlichste, was ich bekleidet habe und je bekleiden werde“ — so bekennt H. im Rückblick auf diese Jahre in seiner Schrift: „Elf in der Mission verlebte Jahre“; in anziehendster Weise schildert er hier diese seine Baseler Missionszeit. Auch seine litterarische Thätigkeit ist während dieser Zeit der Mission allein gewidmet. Außer der fast 13jährigen Redaction des Basler Missionsmagazins gab H. heraus: „Missionsstunden und Vorträge“, Stuttgart 1847, 1851, 1853; „Missionsfragen“, Heidelberg 1847; „Ueber die Erziehung des weiblichen Geschlechts in Indien“; „Aus der Mission unter den Nestorianern“; „Abbeokuta oder Sonnenaufgang zwischen den Wendekreisen“ (Berlin 1859); „Franz Xaver ein weltgeschichtliches Missionsbild“, Wiesbaden 1869; „Die Kirchengeschichte Indiens“, 1853; „Die christliche Litteratur als Werkzeug der Mission“. Seit 1843 hatte H. als außerordentlicher Professor der Universität Basel zugleich exegetische Vorlesungen zu halten.

März 1850 wurde H. als Ephorus des theologischen Stifts nach Tübingen berufen. Doch konnte er diese Stelle seiner geschwächten Gesundheit wegen erst im Herbst antreten, nachdem er durch die Bäder in Homburg (Nassau) und Dieppe (Normandie) wiederhergestellt war.

In Tübingen hatte er theologische und philosophische Vorlesungen zu halten, zugleich stand er als Ephorus dem theologischen Stift vor. Da aber eine ihm bei seiner Berufung zugesagte Reform des Stiftes unterblieb, da mancherlei Reibungen mit den Universitätsprofessoren nicht ausblieben — grade mit dem ihm theologisch am nächsten stehenden Beck vermochte er sich nicht recht zu stellen, und da der Einfluß auf die Studenten, welche er wohl in seinem Hause zu gemeinschaftlich wissenschaftlichen Besprechungen zu sammeln suchte, doch seinen Wünschen nicht ganz entsprach, so sehnte er sich bald aus dieser für seine Veranlagung vielleicht zu eng begrenzten Thätigkeit heraus. Diese Sehnsucht sollte bald erfüllt werden.

König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen war durch seinen Hofprediger Friedrich Strauß, welcher H. an der normannischen Küste kennen und schätzen gelernt hatte, auf Hoffmann's Persönlichkeit aufmerksam geworden. Im August 1851 hörte Friedrich Wilhelm IV. bei Gelegenheit der Huldigung der ihm zugefallenen Fürstenthümer H. predigen. Alsbald versuchte der König H., der in seiner ganzen Richtung, seinem stupenden Wissen, seiner Weitherzigkeit und Weitsichtigkeit, eine dem König geistesverwandte Natur war, nach Berlin zu ziehen. Diesem königlichen Rufe nach Berlin als Hof- und Domprediger ist H. 1852 gern gefolgt. Des Königs Vertrauen, welches sich H. unbedingt zu erwerben bald verstanden hatte, beförderte H. 1853 zum Oberconsistorialrath und Mitglied des Evangelischen Oberkirchenrathes (die oberste Behörde der Preußischen Landeskirche), zum Generalsuperintendenten der Kurmark; als solcher war er zugleich Mitglied des Brandenburgischen Provinzial-Consistoriums. Als 1854

vom Könige der Staatsrath erneuert worden, wurde H. als Vertreter der evangelischen Kirche in diese höchste (berathende) Vereinigung der hervorragendsten Vertreter des preußischen Staatswesens berufen. Auch wurde ihm eine Domherrnstelle in Brandenburg a. H. übertragen.

In Berlin konnte nun dieser weitsichtige, alle Gebiete des menschlichen Wissens und Denkens umspannende Geist sich erst voll entfalten, hier fand er die für ihn besonders geebnete Bahn zur Wirksamkeit. In erster Linie entfaltete H. im Dom, wo er durch Strauß am X. n. Trin. 1852 eingeführt wurde, eine gewaltige intensive Kanzelwirksamkeit. Die meisten seiner in Berlin gehaltenen Predigten sind durch den Druck in verschiedenen Sammlungen veröffentlicht worden. „Ruf zum Herrn", 8 Bände, 1854—1858; „Die Haustafel", in drei Abtheilungen (1858—1863); „Ein Jahr der Gnade in Jesu Christo" (1864). Jede Predigt erschien wie ein aus gewaltigen Quadersteinen zusammengefügtes Gebäude. Seine gewaltige imponirende Persönlichkeit, sein mächtiges Organ, sein in die Tiefe des göttlichen Wortes grabender Geist machten jede Predigt Hoffmann's zu einem markanten Zeugniß der göttlichen Wahrheit. Auch außer der Kanzel entfaltete H. in den verschiedensten Vereinsarbeiten eine ins riesenhafte gehende Arbeitskraft. Es wird behauptet, daß H. Mitglied von mehr denn 50 Vereinen der mannigfachsten Art gewesen, von vielen der Vorsitzende, daß er oft vier und mehr Vereine zu gleicher Zeit in den verschiedensten Räumen seiner großen Amtswohnung ihre Sitzungen halten ließ, er selbst von einer zur andern Versammlung schreitend, meist die leitenden Gedanken selbst gebend. So ist es rührend, daß der so viel beschäftigte Geistliche noch am Sonntag Nachmittag Zeit gewann, einen evangelischen Jünglingsverein, einen Verein von ihm confirmirter junger Knaben, zu leiten. Oft hielt er ihnen Vorträge, welche freilich leicht über das Fassungsvermögen der jungen Leute hinausgingen.

Doch nicht der Domgemeinde allein, sondern der gesammten evangelischen Landeskirche kam die von König Friedrich Wilhelm IV. geplante, von H. ins Werk gesetzte Neugestaltung des Domcandidatenstiftes zu gute. Hier baute H. auf den Erfahrungen auf, die er in Tübingen sowol als Student, als später als Ephorus des Tübinger Stiftes gesammelt hatte. In diesem Domcandidatenstift, anfänglich in gemietheten Räumen, der ehemaligen Wohnung L. Tieck's, in der Friedrichstraße, dann durch die Munificenz des Königs Friedrich Wilhelm IV. in dem eignen herrlichen Gebäude, erbaut auf einem Theil des Monbijougartens, welchen der König für diesen Zweck hergegeben hatte, sollten Candidaten unter der Leitung von Inspectoren durch Fortsetzung wissenschaftlicher Studien, Uebungen in Predigt und Katechese, durch seelsorgerliche Hausbesuche bei Armen und Kranken der Domgemeinde für den Eintritt ins geistliche Amt angemessen vorbereitet werden. Dr. H. stand als Ephorus dem Stift vor. In den gemeinsamen Besprechungen über die praktische Thätigkeit in der Armenseelsorge, in der Beurtheilung der Candidatenpredigten öffnete sich der reiche Schatz seiner Erfahrungen. Leider hat er den Schlußstein zu dieser Stiftung und zugleich die Frucht seiner unermüdlichen Arbeit, die Einweihung der Stiftscapelle nicht mehr erleben dürfen.

Einen bestimmenden Einfluß auf die Entwicklung der preußischen Landeskirche hat H. im evangelischen Oberkirchenrath ausgeübt. Als H. nach Berlin übersiedelte, herrschte in der gesammten Landeskirche der erbittertste Kampf über Union und Confession. 1852 hat der König die bekannte, den Confessionellen günstige Cabinettsordre (itio in partes) ergehen lassen. Es war Hoffmann's Ueberzeugung, daß auf diesem Wege die Union

gesprengt und die Landeskirche in drei, ja fünf verschiedene Kirchen, die sich unter einander bekämpfen würden, gespalten werden würde.

R. Kögel, Hoffmann's Nachfolger, hat in seinem Aufsatz über H. in der Herzog'schen Encyklopädie für protestantische Theologie und Kirche, 2. Aufl., Band VI, 1880, die Erklärung mitgetheilt, mit welcher H. in die oberste Kirchenbehörde eingetreten ist: Ich bin Mitglied des evangelisch-lutherischen Bekenntnisses, sofern ich in der lutherischen Kirche erzogen, confirmirt und ordinirt wurde, füge aber ausdrücklich bei, daß meine theologische Ueberzeugung auch auf die Union der beiden Bekenntnisse führt, wie sie in der Augsburgischen Confession in Wahrheit längst besteht, daß das lutherische Dogma bloß als solches und ohne Mitaufnahme des reformirten mir ebensowenig den theologischen Ausdruck meiner Glaubensüberzeugung darbietet wie das reformirte ohne seine Erfüllung und Ergänzung im lutherischen, daß ich daher eine wirkliche innerliche Union beider Bekenntnisse für unerläßliche Forderung jedes derselben erkenne und nur eine evangelisch-protestantische Kirche in zwei Bekenntnißtypen, aber nicht zweierlei evangelische Kirchen anzuerkennen weiß!

Seinem Einfluß auf König Friedrich Wilhelm IV. entstammt darum auch die Cabinetsordre vom 12. Juli 1853, welche es ausspricht, daß es nie des Königs Absicht gewesen, die Union zu stören oder gar aufzuheben. H. hat vom 30. April 1853, dem Tage seiner Einführung bis zu seinem Tode den meist bestimmenden Einfluß im evangelischen Oberkirchenrath ausgeübt.

Bei aller Anerkennung aber dessen, was H. als Generalsuperintendent durch Wiedereinführung von Kirchenvisitationen, durch amtliche Förderung von Kirchenbauten, durch Vermehrung der geistlichen Kräfte, durch erfolgreiche Versuche hie und dort, rationalistische Gesangbücher durch kirchlich correctere zu verdrängen und vieles andere geleistet hat, läßt sich nicht verkennen, daß viele seiner Wünsche, Pläne und Projecte so großen Hemmnissen und Hindernissen begegneten, daß sie nicht zur Ausführung gekommen sind. Selbst die Gemeinde- und Synodalordnung für die evangelische Landeskirche Preußens, welche doch die eigentliche Lebensarbeit Hoffmann's gewesen ist, hat nicht als sein Werk, sondern als das Werk des Präsidenten Herrmann wenige Tage nach dem Tode Hoffmann's durch königliche Cabinetsordre vom 10. September 1873 Gesetzeskraft für die Landeskirche erhalten.

War es doch das Verhängniß König Friedrich Wilhelm's IV., über den weiten Perspectiven in die Zukunft — der König hat seine kirchlichen Zukunftsideale wol selbst „seine Sommernachtsträume“ genannt — das Nothwendige, das Erreichbare für den Moment außer acht zu lassen. Für eine Synodalordnung, in welcher die Laien-Repräsentation das Hauptgewicht hatte, war der König überhaupt nicht zu haben (vgl. L. v. Ranke, Aus dem Briefwechsel Friedrich Wilhelm's IV. mit Bunsen, Leipzig 1873, S. 357 u. a. v. O.). Aber auch unter dem Prinzregenten, König und späteren Kaiser Wilhelm, der H. allezeit zu schätzen verstand, ist es H. nicht gegeben gewesen, dauernde Institutionen für die Landeskirche zu schaffen. Hier tritt das Jahr 1866 mit seinen Annexionen von Hannover, Hessen, Schleswig-Holstein, hindernd dazwischen. H. wünschte auch die neuen Provinzen in die evangelische Landeskirche (mit Beibehalt ihrer confessionellen Eigenarten) einzugliedern. Doch scheiterte dieses Project nicht nur an dem Widerspruch der neuen Provinzen, auch Fürst Bismarck, Minister v. Mühler und nicht am wenigsten der König selbst sprachen sich für die Selbständigkeit dieser Provinzialkirchen und gegen die Einverleibung in die preußische Landeskirche aus. Ebensowenig gelang es auch 1870 D. H., die Idee einer deutschen Nationalkirche zu realisiren. Die mit den schönsten Hoffnungen vorbereitete Octoberversammlung 1872, bei

welcher H. noch mit großer Freudigkeit den Eröffnungsgottesdienst gehalten, hatte ein mehr als bloß negatives Resultat. Es zeigte sich, daß in allen deutschen Landeskirchen noch ein stark-particulares Leben und Bewegen vorhanden war, daß diese Kirchen je und je in völlig freien Conferenzen (Eisenacher Conferenz) ihre Erfahrungen austauschen wollten, daß sie aber keineswegs bereit wären, sich zu einer deutsch-evangelischen Nationalkirche organisch zu vereinigen.

Das Jahr 1866 hatte für H. noch eine weitere Bedeutung. An den Württemberger, der mit den alten Freunden in Süddeutschland im regsten (auch kirchen-politischen) Verkehr geblieben war und der doch der Hofprediger des preußischen Königs geworden war, ergingen nach den Annexionen Appellationen an sein Gewissen, die Forderung wurde gestellt „dem König von Preußen sein Unrecht vorzuhalten". Als nun H. diesen Wünschen nicht nachkam, wurde er in unzähligen Briefen vor den ewigen Gerichtshof Gottes gefordert, er wurde als falscher Prophet, als zur Unzeit Schweigender, als solcher gebrandmarkt, der den Dolch eingesegnet, welchen der Räuber in das Herz seines Opfers stoße. H. ließ sich nicht irre machen. Grade diese Angriffe befestigten ihn in seiner Gesinnung. „Meine Liebe zu Preußen ist jetzt, nachdem ich den ganzen Zusammenhang der preußischen Politik überblicke, stärker als je. Doch unsere Aufgabe ist es, durch Liebe zu erwidern, was an uns gefehlt wurde." Möge recht bald", so schreibt er am 5. November 1866 prophetisch an seinen Freund Zeller in Winnenden, „die herzliche Eintracht wiederhergestellt und möge unser Deutschland werden, was es sein soll, das schlagende Herz der Christenheit, das starke Herz Europas". Aus dieser seiner eigenartigen Stellung heraus fühlte sich H. berufen, zur Versöhnung und Einigung des Südens und Nordens eine Zeitschrift herauszugeben. 1868: „Deutschland einst und jetzt im Lichte des Wortes Gottes", 1869: „Europa im Licht der Weltgeschichte" und von da eine periodische Zeitschrift „Deutschland", welche freilich nur kurzen Bestand hatte. Zu dieser Zeitschrift behandelte H. nicht nur kirchliche und kirchenpolitische Fragen. Meist seiner Feder entstammen Beiträge aus anderen wissenschaftlichen Gebieten, wie der Erdkunde, ja den Naturwissenschaften entnommen. Ein Aufsatz: „Die Erdkunde als deutsche Wissenschaft" fand so sehr die freudige Zustimmung des bekannten Geographen Petermann, daß dieser es durchsetzte, daß in den unwirthlichen Eisgefilden am nördlichen Polarmeer in der Nähe des Kap Bismarck ein Berg den Namen Hoffmann nach unserem Theologen erhalten hat. Es versteht sich von selbst, daß Wilhelm H. dem Andenken Friedrich Wilhelm's IV., seines von ihm so hochgeschätzten und meist so völlig verkannten preußischen Königs auch litterarisch ein Denkmal setzen mußte. Das ist geschehen in einem Aufsatze: „Deutschland einst und jetzt", hier verweilt er ausführlich bei der Gegenwart und giebt eine eingehende, durch eigne Anschauung bereicherte Darstellung dieses seines königlichen Gönners. Unter dem Titel: „Ein großes Königsleben" hat er dann in einem anderen Aufsatz dieser Zeitschrift ein umfassendes Charakterbild König Friedrich Wilhelm's IV. gegeben. Endlich ist nach Hoffmann's Tode ein Vortrag, den er über Friedrich Wilhelm IV. gehalten, noch veröffentlicht worden. Auch hat H. eine große Zahl von Aufsätzen in der von der evangelischen Allianz unterstützten Neuen evangelischen Kirchenzeitung, welche seit 1859 von Professor Meßner herausgegeben wurde, veröffentlicht.

Nicht ohne mannigfache Enttäuschungen sind Hoffmann's letzte Jahre geblieben. Actenmäßig steht es nicht fest, wie H. in der Disciplinarsache gegen den Prediger Sydow, welcher wegen Irrlehre vom Berliner Consistorium seines Amtes entsetzt worden war, vom evangelischen Oberkirchenrath aber wieder zu

seinem Amt zugelassen wurde, im Oberkirchenrath seine Stimme abgegeben hat. Jedenfalls hat diese Sitzung, an der theilzunehmen ihm der Arzt strengstens verboten hatte, dem schon längere Zeit Herzkranken den Todesstoß gegeben. Am 28. August 1873 ist H. seinem Herzleiden erlegen.

H. ist wiederholt verheirathet gewesen, zuletzt mit Gräfin Görlitz, deren Vater einst das württembergische Kornthal besessen. Eine große Kinderschaar war diesen vier Ehen Hoffmann's entsprossen.

Unter den Porträts, welche die Hautreliefs an der Siegessäule in Berlin von Drake's Hand darbieten, erinnert die markante Gestalt des Geistlichen, der den ausziehenden Kriegern das heilige Abendmahl spendet, auch die künftigen Geschlechter an den Oberhofprediger D. Wilhelm Hoffmann.

Leben u. Wirken des Dr. L. Fr. Wilhelm Hoffmann aus der Feder des Sohnes Lic. Karl Hoffmann, Superintendenten in Frauendorf. 2 Bde., Berlin 1878. — Wilhelm Baur, Necrolog, Neue Ev. K.-Zeitung, 1873, Nr. 43—49. — R. Kögel in Realencyklopädie für prot. Theol. u. Kirche von Herzog u. Plitt, 2. Aufl. 6. Bd., Leipzig 1880. — Dr. phil. Meusel: Kirchliches Handlexikon, III. Band, S. 224 ff., Leipzig 1891 (in diesem Artikel ein besonders scharfes Urtheil der Wirksamkeit W. Hoffmann's aus der Feder seines eigenartigen Bruders Christoph H. aus der Süddeutschen Warte). — Die Entwickelung der evangel. Landeskirche seit der Errichtung des Ev. Oberkirchenrathes, Berlin 1900. Ebenso im Aufsatz des Freiherrn v. d. Golz: Zum 50jährigen Jubiläum des E. Oberkirchenrathes in Preußen.

O. v. Ranke.

Hoffory: Johann Peter Julius H., zu Aarhus in Jütland am 9. Februar 1855 geboren, studirte 1873—78 in Kopenhagen allgemeine und nordische Sprachwissenschaft, setzte seine Studien, auf das litterargeschichtliche Gebiet übergreifend, in Berlin und Straßburg 1879—83 fort und wirkte seit 1883 als Lehrer der nordischen Philologie und allgemeinen Phonetik an der Berliner Universität. Schon nach sechs Jahren unterbrach körperliche und geistige Erkrankung seine Thätigkeit, und 1893 mußte der Unheilbare eine Anstalt in Westend bei Berlin aufsuchen. Dort trat der Tod am 12. April 1897 ein.

H. hat eine, trotz dem bescheidenen Umfang seiner Schriften, vielseitige und der Wissenschaft wie dem Litteraturleben ersprießliche Wirksamkeit geübt. Zu einer Zeit, als die vergleichende und germanische Sprachforschung in kräftigem Aufschwunge war, hatte H. von Meistern wie Vilhelm Thomsen, Konrad Gislason, Ludvig Wimmer und besonders auch im Austausche mit dem genialen Accentforscher Karl Verner die entwickelte Methode der Lautlehre und gründliche Kenntniß der altnordischen Sprachform erworben, wozu sich die starke Anregung der Brücke'schen Lautphysiologie gesellte. So konnte H. einerseits das planvolle Gebäude Brücke's mit neuem Beobachtungsstoffe stützen und durch strengere Verfolgung der Grundgedanken berichtigen, anderseits in der nordischen Grammatik eine lebendigere, über die Schriftzeichen hinausdringende Behandlung der Lautprobleme zur Geltung bringen. Später widmete sich H., von Karl Müllenhoff mächtig angezogen, der Eddaforschung, vorzugsweise von der textkritischen und mythologischen Seite. Der ihm eigene Drang nach folgerichtiger Durchführung einfacher Gesichtspunkte, verbunden mit der angeborenen Fähigkeit des dichterischen Nachfühlens, führte hier zu stark persönlichen, mehr anregenden als abschließenden Arbeiten. Noch mehr als durch das gedruckte hat H. durch das mündliche Wort, als Lehrer, zu der Ausbreitung der altnordischen Studien in Deutschland beigetragen und dem Streben mehrerer Schüler die Richtung gewiesen. Auch den neueren Litteraturen

wandte H. seine scharfe Beobachtungsgabe zu. Eine Abhandlung über Holberg's Komödien ruht auf einem technischen Verständniß dramatischer Dichtung, das sich auch an Franzosen und Spaniern geschult hatte. Mehr und mehr aber trat Henrik Ibsen bei H. in den Vordergrund. In den lebhaften litterarischen Kämpfen der 1880er Jahre würdigte H. in Ibsen den großen stilvollen Realisten, den Herzenskündiger ohne conventionelle Phrase, den Eroberer des heutigen bürgerlichen Lebens für das ernste Schauspiel. Als Uebersetzer und im persönlichen Umgang mit Männern der Presse und der Bühne wirkte H. erfolgreich für die Einbürgerung des Norwegers in Deutschland. Hierbei wie in seiner sonstigen wissenschaftlichen und gesellschaftlichen Stellung war es Hoffory's dänische Herkunft und Geistesart zusammen mit seiner warmen Empfänglichkeit für das deutsche Wesen, was seinem kurzen Lebenslaufe die Prägung und die befruchtende Kraft verlieh.

Hoffory's Abhandlungen namentlich im Arkiv for nordisk Filologi 1 u. 2, Kuhn's Zeitschr. 23. 25, Zs. f. d. A. 22. 26, Gött. gel. Anz. 1884; „Professor Sievers und die Principien der Sprachphysiologie. Eine Streitschrift", Berlin 1884; „Dänische Schaubühne" (mit Paul Schlenther), Berlin 1888; die Aufsätze zur Edda gesammelt u. d. T. „Eddastudien", Berlin 1889. In der von H. begründeten „Nordischen Bibliothek" rühren von ihm selbst her die Uebersetzungen von Ibsen's „Frau vom Meere" und Edv. Brandes' „Besuch".

Nekrologe Hoffory's boten: Henning in den Acta Germanica 1898, Heusler im Arkiv 14, R. M. Meyer im Goethe-Jahrbuch 19, Pniower im Magazin f. Litteratur 1897, Ranisch im Biogr. Jahrb. 2.

Andreas Heusler.

Höfken: Gustav von H., nationalökonomischer Schriftsteller und österreichischer Staatsmann. Er erblickte am 14. Juli 1811 zu Hattingen in der Grafschaft Mark, als Sohn eines wohlhabenden Kaufmanns, das Licht der Welt. Den ersten Unterricht erhielt er in der Volksschule seines Geburtsortes und in der Bürger- und Gewerbeschule zu Hagen. Siebzehn Jahre alt trat er in das Pionier- und Ingenieurcorps ein und wurde in die vereinigte Pionier- und Artillerieschule in Berlin aufgenommen, in welcher der Grund zu seiner weiteren wissenschaftlichen Ausbildung gelegt wurde. Nachdem er diese Schule absolvirt hatte, kam er als Officier in verschiedene Garnisonsorte. Der Dienst in der Armee genügte ihm jedoch nicht, und da ihm dieser wenig zu thun gab, verlegte er sich mit großem Eifer auf volkswirthschaftliche Studien. In einer zu Sayn stattgefundenen öffentlichen Versammlung kam es zwischen ihm und dem Regierungsvertreter zu einer heftigen Auseinandersetzung über Fragen der Tagespolitik. Darüber in Untersuchung gezogen, wurde er zur Festungshaft auf dem Ehrenbreitstein verurtheilt. Diese unfreiwillige Muße verwendete er zum eifrigsten Studium der spanischen Sprache und freigeworden, begab er sich auf die pyrenäische Halbinsel. Dort trat er in die Reihe der Heerscharen ein, welche für die Sache der Königinnen Christine und Isabella (Christinos) kämpften und stand gegen die Karlisten im Felde. Doch nur kurze Zeit blieb er als Freiwilliger im Generalstabe in Navarra und in den baskischen Provinzen. Ueber Madrid und durch Andalusien, Portugal, Holland, kehrte er nach Deutschland zurück. Nun war er da als Journalist thätig, gerieth aber bald wegen einiger von ihm verfaßten, in deutschen Zeitungen erschienenen Aufsätze, in welchen er die damals herrschende Reaction bekämpfte, mit den preußischen Gerichten in Conflict, welche ihn (Frühjahr 1838) in Berlin verhaften ließen. Er wurde einer langwierigen Untersuchung unterzogen; während dieser verfaßte er sein erstes Werk:

„Tirocinium eines deutschen Offiziers in Spanien", 4 Bände, Stuttgart 1841/42. Aus dem Gefängnisse entlassen lebte er kurze Zeit in Erlangen, dann in München und Augsburg, wo er in die Redaction der „Allgemeinen Zeitung" eintreten wollte, als ihm 1841 der Antrag gestellt wurde, die Redaction der „Rheinischen Zeitung" zu übernehmen. Er folgte diesem Rufe, blieb aber nur einige Monate in dieser Stellung und unternahm größere Reisen, um die Länder von Westeuropa kennen zu lernen. Nach Augsburg zurückgekehrt, war er, jedoch nur sehr kurze Zeit, in der Redaction der „Allgemeinen Zeitung" thätig. Bis 1847 lebte er zurückgezogen, nur mit litterarischen Arbeiten beschäftigt. Da erschienen aus seiner Feder in rascher Folge: „Der deutsche Zollverein in seiner Fortbildung", Stuttgart 1842; „Erweiterung des deutschen Handels und Einflusses durch Gesellschaften, Verträge und Ansiedlung. Mit besonderer Rücksicht auf die Errichtung einer süddeutschen Handels- und Colonisations-Gesellschaft", Stuttgart 1842; „Belgien in seinem Verhältniß zu Frankreich und Deutschland mit Bezug auf die Frage der Unterscheidungszölle für den Zollverein", Stuttgart 1845; „Englands Zustände, Politik und Machtentwicklung. Mit Beziehung auf Deutschland", 2 Theile, Leipzig 1846, und „Vlaemisch-Belgien", 2 Bände, Bremen 1847.

Im J. 1847 arbeitete H., doch nur durch sechs Monate, in der Redaction der „Deutschen Zeitung"; Anfangs 1848 habilitirte er sich als Privatdocent an der Universität Heidelberg und fing an, social-ökonomische Vorlesungen zu halten. Da brach der Märzsturm los und warf H. auf ein anderes Gebiet der Wirksamkeit. Seine engeren Landsleute erinnerten sich seiner und als es zu den Wahlen für die deutsche Nationalversammlung kam, erkor ihn der Kreis Hagen in Westfalen zum Abgeordneten. Obwol H. zwei Mal wegen Kundgebungen in Wort und Schrift gerichtlich war verfolgt worden, war er doch von gemäßigter Gesinnung, blieb auch im Parlamente diesen Ansichten treu und saß in der Paulskirche im Centrum. Er suchte auf dem wirthschaftlich-politischen Gebiete vermittelnd zu wirken und war im völkerrechtlichen Ausschuß für die Erhaltung der Reichsgrenzen thätig.

In Frankfurt lernte Karl Ludwig v. Bruck (später Freiherr und österreichischer Minister), der sich dort als Abgeordneter und Bevollmächtigter der kaiserlichen Regierung beim Reichsverweser befand, H. kennen und als gründlich gebildeten Mann, tüchtigen Schriftsteller und Publicisten schätzen; und nachdem Bruck Handelsminister im Kaiserstaate geworden war, berief er October 1849 H. als Ministerialsecretär in sein Ressort, in dem er schon 1850 zum Sectionsrathe vorrückte, und später in gleicher Eigenschaft in das Finanzministerium versetzt wurde. In seiner amtlichen Stellung und auf publicistischem Wege war er eifrig für die handelspolitische Einigung Oesterreichs mit Deutschland bemüht. Sein erster Artikel über die österreichisch-deutsche Zoll- und Handelseinigung war schon am 26. October 1849 in der Wiener Zeitung erschienen und fand allseitige Beachtung. Nachdem Bruck in seinen Denkschriften vom 30. December 1849 in gleichem Sinne anregend und maßgebend sich ausgesprochen hatte, verfaßte H. eine Reihe von Arbeiten, welche die Grundgedanken des Ministers weiter ausführten und welche in der von H. redigirten Zeitschrift „Austria", aber auch in der Augsburger Allgemeinen Zeitung und in Cotta's Deutscher Vierteljahrschrift veröffentlicht wurden. Auch den übrigen inneren Angelegenheiten Oesterreichs wendete H. seine litterarische Thätigkeit zu. Als Mitglied der Ministerialcommission für die Colonisation Ungarns verfaßte er die Schrift: „Deutsche Auswanderung und Colonisation mit Hinblick auf Ungarn", Wien 1850, als Mitglied der k. k. Staatsprüfungscommission die Broschüre: „Ueber das Studium der Rechts- und Staats-

wissenschaften mit Bezug auf die Neugestaltung des höheren Unterrichtes und die Staatsprüfung in Oesterreich", Wien 1851. Die auf ihn gefallene Wahl zum Verwaltungsrathe der österreichischen Creditanstalt für Handel und Gewerbe mag ihm Veranlassung gegeben haben zur Abfassung der Untersuchung: „Die österreichischen Finanzprobleme bezüglich Bank, Valuta und Defizit. Von G. H.", Leipzig 1862. Er sucht darzuthun, daß vor allem die Valuta hergestellt werden müsse und erst dann Ordnung im Staatshaushalte erzielt werden könne; schließlich unterzieht er die neuesten ministeriellen Finanzvorlagen einer eingehenden Prüfung. Schon 1849 hatte er in Frankfurt a. M. eine populär gehaltene nationalökonomische Zeitschrift herauszugeben versucht: „Volkswohl. Monatsschrift für sociale und politische Reform", von der jedoch nur ein Heft veröffentlicht worden zu sein scheint. Oesterreichischen Verhältnissen waren ferner gewidmet: „Die Reform der directen Besteuerung in Oesterreich auf Grund der Anträge des k. k. Finanzministeriums", Wien 1860 und „Die Steuerreform in Oesterreich", Wien 1864, deren Motto: „Volkswirthschaftlicher Geist, nicht Fiskalismus, soll das Steuerwesen durchdringen, jener befruchtet die Steuerquellen, die dieser nur auszuschöpfen sucht" Inhalt und Charakter der ganzen Schrift zum Ausdruck bringt. Als die galizische Karl-Ludwig-Bahn gegründet wurde, wurde H. in den Verwaltungsrath derselben gewählt und wirkte auch hier thätig und einflußreich.

In seiner amtlichen Stellung wurde er zum Hofrath befördert und es heißt, daß ihm nach dem Tode Bruck's (23. April 1860) das Portefeuille der Finanzen angeboten worden sei, er es jedoch abgelehnt habe. Der Selbstmord dieses seines Gönners und Freundes scheint einen tiefen schwer drückenden Einfluß auf H. geübt zu haben. Diese Katastrophe, sowie überhaupt die zerrütteten Verhältnisse des österreichischen Kaiserstaates im Innern, die immer mehr sich steigernde Spannung zwischen den beiden deutschen Großmächten (1865), deren einer er durch Geburt, der anderen durch Lebensstellung angehörte, veranlaßten ihn frühzeitig in Ruhestand zu treten, in dem es ihm gegönnt war, noch durch länger als zwei Jahrzehnte zu leben. Außer wissenschaftlichen Studien, die er noch immer eifrigst betrieb, beschäftigte er sich nun auch noch mit der Abfassung schöngeistiger Schriften: „Scherz und Ernst", dramatische Spiegelbilder des modernen Lebens", „Der Gallomane", Lustspiel in 2 Acten, „Der vielbeschäftigte Minister", Lustspiel in 3 Acten, „Die sociale Frage", Zeitbild in 5 Aufzügen, u. a.

Die Verdienste, die H. um und in Oesterreich sich erworben, wurden namentlich dadurch anerkannt, daß Kaiser Franz Joseph I. ihn in den Adelstand erhob; es geschah dies, wie es in dem Adelsdiplome heißt, für die Reformen in der Gewerbegesetzgebung, im Postwesen, in der Zoll- und Handelspolitik, für den Zollanschluß an Deutschland, für die Bemühungen zur Colonisirung Ungarns, für die Reform im Münzwesen, zur Wiederherstellung der Valuta und Rehabilitirung der Nationalbank, in welchen Angelegenheiten er theils anbahnend, theils durchführend erfolgreich thätig gewesen.

Mit der innigsten Theilnahme begleitete H. den Heldenkampf der Deutschen gegen Frankreich (1870/71) und begrüßte jubelnd die Siege seiner Landesgenossen. Er war seit 1847 mit Laura Rappold, der Tochter einer Augsburger Patricierfamilie vermählt, mit der er in ungemein glücklicher Ehe lebte; sie starb einige Jahre vor ihm zu Neapel und wurde dort bestattet.

H. war, wie sich aus der Betrachtung seines Lebenslaufes ergibt, Autodidact und daher ein self made man, muß aber als einer der bedeutendsten Publicisten seiner Zeit bezeichnet werden. Ein fester zuverlässiger Charakter zeichnete ihn aus und er besaß bedeutendes Organisationstalent. Seine Ar-

beiten auf volkswirthschaftlichem Gebiete, besonders im Handelsfache wurden allseitig, von praktischer und von wissenschaftlicher Seite, als werthvoll und auf streng wissenschaftlichem Grunde ruhend anerkannt, besonders bemerkenswerth ist auch seine durch Reisen erworbene Kenntniß der politischen und wirthschaftlichen Verhältnisse der Länder West- und Mitteleuropas und sein richtiges Urtheil darüber. Er war Schutzzöllner, also Anhänger der Lehren Friedrich List's. Er starb 78 Jahre alt im Sommer 1889; testamentarisch hatte er angeordnet, daß sein Leichnam in Gotha verbrannt und die Asche nach Neapel gebracht werde, wo die Urne in der Gruft der ihm wenige Jahre vorher entrissenen Gattin beigesetzt wurde.

Wurzbach, Biogr. Lex. IX, 99. — Köln. Zeitung 1889, Nr. 228.

Franz Ilwof.

Hoefler: Karl Adolf Constantin Ritter v. H., Historiker, wurde am 26. (nicht 27.) März 1811 zu Memmingen, der früheren freien Reichsstadt in Bayerisch-Schwaben, geboren. Infolge der wiederholten Versetzung seines Vaters, eines hohen Gerichtsbeamten, welchem gediegen gebildeten und wahrhaft vornehmen, modern denkenden Manne H. bis an die Schwelle des Mannesalters Anregung und Halt zu danken hatte, besuchte er die Gymnasien zu München und Landshut; in letzterer Stadt hörte er jung bei Ph. J. Fallmerayer, dort Professor für Geschichte und Philosophie am Lyceum, Vorlesungen. Seit 1828 widmete er sich anfänglich juristischen, dann mehr und mehr geschichtlichen Studien mit den sprachwissenschaftlichen und besonders philosophischen Ausblicken, welche die Richtung der älteren Münchener historischen Schule und ihr romantischer Grundzug mit sich brachte. H. ist dieser Richtung zeitlebens innerlich treu geblieben, so wie es bei einem Schüler von Görres, Thiersch, Döllinger, Schelling — dieser übte den stärksten Einfluß auf ihn — nicht anders zu erwarten. Ausgebreitete Lectüre geschichtlicher, philosophischer, poetischer Art für Alterthum und Mittelalter, dazu der erlangbaren neueren historischen Bücher that ihr Uebriges, um H. früh mit einer Fülle von Kenntnissen und einem weiten Blick in Welt und Fachlitteratur auszurüsten. So promovirte er schon am 1. Juni 1831 zum Doctor der Philosophie „Ueber die Anfänge der griechischen Geschichte", bildete sich aber im frei erwählten Fache an der Universität Göttingen October 1832 bis Februar 1834 noch fort; die „Geschichte der englischen Civilliste" (1834) ist dort entstanden. Wie hier so nutzte er darauf bis September 1836 ein baierisches Staatsstipendium bestimmungsgemäß zu einem Besuche Italiens, wo er in Florenz und Rom Quellenstudien oblag. Nachdem das Stipendium verlängert worden, kehrte H. mit reicher Ausbeute für allgemeines und specielles Wissen heim, 25 Jahre alt, ein Mensch mit festen Anschauungen. Der Vater war gestorben und so mußte der Mittellose auf Wunsch des Königs vom ultramontanen Ministerium Abel die Redaction der officiellen „Münchener Zeitung" übernehmen, welche Function er jedoch nach wenigen Jahren aufgab. Er hatte sich nämlich am 13. Januar 1838 an der Universität München als Privatdocent für Geschichte habilitirt, wurde bereits 1839 außerordentlicher, 1841, nachdem sein Buch über „Die deutschen Päpste" (2 Bde., 1839) erschienen, ordentlicher Professor, 1842 auch ordentliches Mitglied der kgl. baier. Akademie der Wissenschaften bei deren historischer Classe und ist beim Tode das älteste Akademiemitglied gewesen. Eine Reihe ziemlich schnell folgender Arbeiten, die theilweise, wie „Kaiser Friedrich II." (1844), harte anticlericale Angriffe erfuhren, zeigte ihn sich als Forscher immer mehr von Görres wie Schelling nun befreien, deren Geist ihm allerdings maßgeblich blieb. Uebrigens befestigte sich seine Stellung, auch als begeisterter

Lehrer, stetig. Ein glückliches Heim und Familienleben hatte er durch die Ehe mit der geistesverwandten Isabella Hofmann begründet.

Da trat in Höfler's Dasein eine einschneidende Schicksalswendung durch die 1846 in Baiern entstandenen Zerwürfnisse, die den vorläufigen Abschluß einer in scharfen Gegensätzen wurzelnden Gährung bildeten, jedoch durch die Affaire Lola Montez zum Ausbruche führten (s. A. D. B. XIX, 525 f.). H. folgte nur dem Ausdruck innerster Ueberzeugung mit der Denkschrift „Concordat und Constitutionseid der Katholiken in Baiern", die er Anfang 1847 veröffentlichte. Die Ungnade König Ludwig's I. traf ihn, wie die widersprechenden Collegen seiner Richtung Döllinger, G. Phillips, Lasaulx. Ihn besonders schwer, denn es warf ihn ein für alle Male aus der Universitätsprofessur im Vaterlande, als das Ministerium Abel am 26. März 1847 plötzlich, ohne Angabe von Gründen, Höfler's Pensionirung verfügte. Im Juli reactivirte man ihn als Kreisarchivar in Bamberg, wo er sich mit gewohntem Eifer nunmehr gründlichen fränkischen Studien hingab: die „Quellensammlung für fränkische Geschichte" (4 Bde.) ist seit 1849 (—52) noch in Bayreuth, die „Fränkischen Studien" dagegen (1—5, 1850/53) schon in Wien erschienen. Dazu kamen die Schriften „Baiern, sein Recht und seine Geschichte" (1850) und „Ueber die politische Reformbewegung in Deutschland im Mittelalter und den Antheil Baierns an derselben" (1850). Auch begann 1850 sein dreitheiliges „Lehrbuch der allgemeinen Geschichte", das bis 1856 als Neubearbeitung des Breyer'schen herauskam, aber vielfacher Mißbilligung begegnete. Damals hat sich H. auch der Erforschung der hohenzollern'schen Geschichte zugewendet, und so entstammen denn dieser Periode seine Auffindung der ältesten politischen Urkunde des Hauses Hohenzollern, die Herausgabe der Denkwürdigkeiten des Ritters Ludwig von Eyb, schließlich auch die erst 1867 in Druck ausgegangene Monographie über „Barbara, Markgräfin von Brandenburg". Mittlerweile aber war Graf Leo Thun, in seinem Bestreben nach Neuregelung des österreichischen Unterrichtswesens, auf H. aufmerksam geworden und so wurde dieser, wie im Vorjahr an die Wiener Universität sein Landsmann Oscar Freiherr v. Redwitz 1851/52 an die zu Prag als Ordinarius der Geschichte berufen. Bis 1882, d. h. bis zu der für österreichische Hochschullehrer zulässigen Altersgrenze, hat H. an dieser ältesten alma mater deutscher Zunge, eine Hauptzierde, mit stärkster Hingabe der ganzen Persönlichkeit gewirkt. Zunächst war er ein musterhafter Docent, der seine engere Pflicht als Lehrer der akademischen Jugend ungemein ernst nahm und seine Schüler, namentlich in dem durch ihn gegründeten „Historischen Seminar", nicht nur zu strammem Betriebe der geschichtlichen Studien, den die ganze Seele tragen müsse, anleitete, sondern sie auch als älterer Vertrauter, Förderer und Gönner berieth, stets hilfsbereit, wie überhaupt H. ein durchaus verläßlicher Freund, nicht bloß mit Worten, jederzeit gewesen ist.

Im Zusammenhange mit dieser Fürsorge für seine Studenten stand Höfler's lebhaftester Antheil an der Reform der Prager akademischen Organisationen. Im böhmischen Landtage, in dem er seit 1865 saß, gehörte er zu den Führern des deutsch-böhmischen Zweigs der sogenannten Verfassungspartei und war, mit auf Grund seiner voranliegenden Veröffentlichungen, welche wir unten näher besprechen, dem Czechenthum und seinen Abgeordneten arg verhaßt, so daß es sogar Demonstrationen czechischer Hörer gegen ihn, andererseits dies Vorgehen großen Unwillen hervorrief. Auf Höfler's 1868 im Landtage gestellten Antrag wurde die Prager „Technik" in eine deutsche und czechische Technische Hochschule gespalten, desgleichen 1879, um die ehrwürdige Stiftung Kaiser Karl's IV. nicht eines Tages völlig den deutschen Charakter abstreifen zu sehen, die Universität in zwei verschiedensprachige. H., seit 1872 auch

lebenslänglich in das österreichische Herrenhaus berufen, hat sich fürder an der activen Politik nur noch wenig betheiligt. Der Grund dafür waren sicher die unvermeidlichen Verdrießlichkeiten, in welche er angesichts des immer entschiedener durchbrechenden Gegensatzes zwischen Deutsch und Klerikal und des Anschlusses letzterer Richtung an die slavischen Förderalisten und Feudalen gerieth: er, der ausgesprochen deutsche Mann, der von der Mission seines Volkes, zumal im Donaureiche, heilig überzeugt war, außerdem ein treuer Sohn der römisch-katholischen Confession und damit einigermaßen zu einer conservativen Weltanschauung im besten Sinne neigend. Immerhin hat H., so lange er im politischen Kreuzfeuer stand, stets mit den fortschrittlichen Deutsch-Oesterreichern Seite an Seite den Kampf für den Vorrang des dazumal noch nicht direct bedrängten Volksthums geführt, und erst als die erdrückende Mehrzahl seiner Stammesgenossen unter dem, auch seinerseits kaum abgeleugneten Zwange der verschärften Verhältnisse radicalere Bahnen einschlug, zog der mittlerweile Gealterte, wenn auch noch äußerst Rüstige, sich in seine Gelehrtenklause zurück. Daselbst hat er jedoch nicht gerastet zu forschen und das Erforschte zu verwerthen. Erst sehr spät legte das Alter mahnend die Hand auf seine Schulter, obwol er auch da, als Dichter, seiner hochidealistischen Tendenz weiter diente. An Neujahr 1897 lähmte ihn ein Schlaganfall rechts, doch wehrte sich die Widerstandskraft des Körpers und Geistes, bis H. am 29. (nicht 30.) December desselben Jahres sanft ins Jenseits hinüberschlummerte, 86¾ Jahr alt. Den erblichen Adel besaß er seit langer Zeit, 1872, als Ritter des österreichischen Ordens der Eisernen Krone 3. Classe.

In seinem langen, gesegneten Dasein hat H. durch wahres Verdienst als Mensch, Staatsbürger und Gelehrter reiche Anerkennung errungen und festgehalten. „Durch tüchtige Bemühung und unablässige Selbstzucht, unterstützt von Natur durch einen feinen Verstand, tiefes Empfinden, aber auch durch reiche körperliche Gaben, eine feste Gesundheit und das männlich-schöne Aeußere, ist es ihm vergönnt worden, über manche Entwicklungsstufen und schwierige Lebenslagen hinauf zur Höhe eines weithin geschätzten Gelehrten und hochverdienten Lehrers, zur Umschau und Erfahrung des Staatsmannes, zur sicheren harmonischen Lebensführung des Weisen emporzusteigen. War der Grundzug seines Wesens unbegrenzte Güte, so daß er nicht zuletzt auch dort zu helfen versuchte, wo Förderung unmöglich oder nicht mehr am Platze war, so blieb er um so sicherer . . . bei aller Antheilnahme und allem Verdienste auch dem Jüngeren gegenüber ängstlich bemüht, das Individuelle zu respectiren, . . . stets bestrebt, das Muster feiner Sitte und gerechter Denkungsart zu sein, nicht bloß zu heißen“: so charakterisirt ihn sein Amtsnachfolger Ad. Bachmann. Mit solchem Idealismus in Wort und That stimmt auch sein, des ausgesprochen katholisch gesinnten Mannes außerordentlich lebhafter Antheil an dem Ringen der meist antiklerikalen Deutschböhmen gegen das numerische Uebergewicht ihrer czechischen Landsleute. Während sein durchaus vornehmes Naturell die eigentliche Ausfechtung dieser unlösbaren nationalen Gegensätze in der Oeffentlichkeit und auch auf parlamentarischem Boden abstieß, hat sich H. um so hingebender der Pflege der geistigen Cultur der Deutschen Böhmens gewidmet und ist, ein feuriger Geist, der nie zurückgescheut, die Wahrheit geltend zu machen, seit seiner Uebersiedlung ein Hauptträger der Abwehr geworden, die vom wissenschaftlichen Standpunkte aus die um Mitte des 19. Jahrhunderts stärker einsetzende Bewegung gegen das Heimathrecht deutscher Cultur auf böhmischem Boden zurückweist, somit eine sichere Stütze deutschen Geisteslebens daselbst.

So steht denn H., der als einer der Väter der vergleichenden Methode in der Geschichtsforschung zu betrachten, da als „der hochverdiente Neubegründer

deutscher Geschichtsforschung und Geschichtsschreibung in Böhmen, der Nestor und einer der verdientesten österreichischen Historiker überhaupt" (Bachmann). Schon 1854 erschienen seine „Böhmischen Studien" und seit 1856 edirte er in drei Bänden (II. 1865, III. 1866) die „Geschichtsschreiber der hussitischen Bewegung"; zu dieser Edition war ihm auf dem deutschen Historikertage zu Dresden 1852, von Prinz (dann König) Johann von Sachsen der erste Antrieb gekommen und darauf er das rührigste Mitglied des Ausschusses zum Druck der Quellen des 15. Jahrhunderts geworden, der auf seinen Vorschlag errichtet ward. In seinen einleitenden und sonstigen Beigaben zu den Scriptores rerum Hussiticarum leitete er die hussitische Bewegung aus den Zeitereignissen ab und erwies unzweifelhaft, daß der Hussitismus in erster Linie keineswegs gegen das Papstthum, sondern nach Anlaß und eigentlicher czechisch-nationaler Tendenz gegen das einsässige deutsche Bürgerthum und Städteleben und auf dessen Vernichtung gezielt habe, „eine widrige historische Erscheinung, eine verunglückte Bewegung, die sich bald selbst zur Last wurde". Wie er so in Huß einen Terroristen gegen das Deutschthum als Böhmens Bildungsträger, den Zerstörer der Universität Prag und der Wissenschaft erblickte, so eröffnete er („Abhandlungen aus dem Gebiet der slavischen Geschichte" [5 Bde., 1879—82]) den Deutschen die Einsicht in die slavische Vergangenheit als einen stetig wachsenden Antagonismus gegen das germanische Element und betonte die Wichtigkeit des letzteren für die ganze böhmische Geschichte nachdrücklichst: ja, er mahnte Böhmen, den Traum eines großen Slavenreiches im Interesse einer gedeihlichen Entwickelung fahren zu lassen. Die Autorität des scharf zugespitzten Dogmas, wie es sich in dem bis dahin als maßgebliche Instanz, fast unfehlbar geltenden böhmischen Landeshistoriographen Franz Palacky verkörperte, erfuhr damit einen argen Stoß, indem ihm H. auf Grund glücklich aufgestöberter Archivalien (z. B. „Glagolitische Fragmente", 1857) einseitige, czechisch-tendenziöse Auswahl bezw. Ausbeutung der Unterlagen für das Urtheil über jene Periode und daraufhin Verzerrung ihres Bildes vorrückte. Es hat Palacky's Position nicht wieder zu festigen vermocht, daß er daraufhin in zwei polemischen Schriften seine Auffassung aufrechtzuerhalten versuchte („Die Geschichte des Hussitenthums und Professor Constantin Höfler", 1868; „Zur böhmischen Geschichtschreibung; actenmäßige Aufschlüsse und Worte der Abwehr", 1871); ebensowenig half ihm sein Unternehmen frischer Materialiensammlungen: „Documenta Magistri Joannis Hus vitam, doctrinam, causam etc. illustrantia" (1869) und „Urkundliche Beiträge zur Geschichte des Hussitenkriegs" (2 Bde., 1872—74), in den Augen unvoreingenommener Richter. H. hat seinen quellenmäßig errungenen und belegbaren Standpunkt neben und nach jenem seinem einschlägigen Hauptwerke weiter vertreten: in „Ruprecht von der Pfalz" (1861) sehen wir die Abneigung der Laien gegen die geistliche Herrschaft, die auch ohne Constanzer Concil und böhmischen Aufstand gewaltsam losgebrochen wäre, überall bedrohlich steigen; die Ausgabe der bis auf Hus reichenden „Concilia Pragensia 1353 bis 1413" (1862), „Magister Johannes Huß und der Abzug der deutschen Professoren und Studenten aus Prag 1409" (1864), „Die Zeit der luxemburgischen Kaiser" (1867), wo er die staatsrechtliche Einheit der Länder der „Wenzelskrone" als czechisch-föderalistisches Phantasiegespinnst erwies, setzten dieses Bestreben fort. Eine Reihe einschlägiger Arbeiten erschien in den Denkschriften der Wiener k. k. Akademie der Wissenschaften, deren correspondirendes Mitglied er war, und in den „Fontes rerum Austriacarum". Insbesondere aber war er drauf und dran, die reichhaltigen „Mittheilungen des Vereines für Geschichte der Deutschen in Böhmen" in die Höhe zu bringen, den er 1862 mitgegründet und dem er dann in L. Schlesinger, J. Lippert, Ad. Bach-

mann u. A., ablösende kundige Nachfolger seiner Richtung hinterlassen hat, als er zurück- und abtrat.

In innerer Beziehung zu jenen Studien stehen Höfler's Arbeiten über die kirchlich-reformatorischen Strömungen bei den romanischen Völkern, denen die pragmatische Darstellung „Die romanische Welt und ihr Verhältniß zu den Reformideen des Mittelalters" (1878) gilt, andererseits die über die ersten Habsburger und ihre Familie. Dahin gehören folgende Schriften: „Abhandlungen zur Geschichte Oesterreichs" (2 Bde., 1871—72), „Der Aufstand der castilianischen Städte gegen Kaiser Karl V." (1876), welches interessante Thema vor ihm 1849 Adolf Ebert (s. A. D. B. XLVIII, 231) behandelt hatte, „Zur Kritik und Quellenkunde der ersten Regierungsjahre Karl's V." (3 Thle., 1876—83), „Donna Juana, Königin von Leon, Castilien und Granada" (1885), Karl's V. Mutter geltend. Mit diesen Arbeiten haben gemeinsamen localen Hintergrund „Don Antonio de Acuña, genannt der Luther Spaniens" (1882), nach spanischen Quellen einen tragisch endenden kirchlichen Umstürzler schildernd, und „Das diplomatische Journal des Andrea del Burgo" u. s. w. (1885), während die beiden Bücher „Der deutsche Kaiser und der letzte deutsche Papst: Karl V. und Adrian VI." (1876) und „Papst Adrian VI." (1880) diesen Lehrer Karl's V. als Urheber der katholischen Reform des 16. Jahrhunderts hinstellen. Wie er so, der durch den hohen österreichischen Titel eines „k. k. Hofraths" wie durch die erwähnte Berufung ins Herrenhaus und gleichzeitige Adelung geehrte, die habsburgischen Traditionen immer betonte, so, mochte er auch gegenüber bairischen Landsleuten von seiner „Verbannung" zu reden pflegen, wollte er in Politik und Wissenschaft ein guter „Ostdeutscher" sein. „Als solcher stand er auch schon in seinem imponirenden, germanischen Aeußern, das vielfach an das des alten Goethe erinnerte, seinen deutschen Landsleuten und besonders auch seinen Schülern vor Augen. Er hat durch seine wissenschaftliche Methode Schule gemacht und er hat besonders durch seine ganze, einen romantischen Grundzug tragende Auffassung deutschen Geisteslebens als Gelehrter wie als Führer im Streit unter den Deutschösterreichern einen tiefgehenden Einfluß jederzeit ausgeübt" (Blg. z. Allg. Ztg. 1898, Nr. 2). Seine stoffliche Vielseitigkeit als Historiker zeigen noch die Schriften: „Der Congreß von Soissons" (1871—76), „Die avignonesischen Päpste" (1871), „Anna von Luxemburg . . . 1382—1394" (1871), die 7 Bände „Abhandlungen aus dem Gebiete der alten Geschichte" (1870—80), „Kritische Untersuchung über die Quellen der Geschichte Philipps des Schönen" (1883/84), „Don Rodrigo de Borja (Papst Alexander VI.) und seine Söhne" (1886) und die Parallele „Bonifatius, der Apostel der Deutschen, und die Slawenapostel Konstantinos (Cyrillus) und Methodios" (1887). — Gegen den Ausgang seiner ausgebreiteten schriftstellerischen Thätigkeit, welche er übrigens bis zuletzt schier unvermindert aufrecht erhielt, hat nun H. auch noch eine Anzahl Dichtungen verfaßt und drucken lassen, indem er geschichtliche Personen, die ihn bei seinen Studien besonders angezogen hatten, sei es sympathisch sei es antipathisch, zum Mittelpunkte gedankenreicher, auch formgewandter Dramen machte. Dahin rechnet einestheils seine sogen. Habsburger Trilogie: „Karl's des Fünften erste Liebe. Dramatische Idylle nebst einem Vorspiel: Margareta von Oesterreich" (1888), „Leonore von Oesterreich, Königin von Portugal. Drama" (1888), „Kaiser Karl's V. Ende. Drama" (1889). Andererseits die gleichfalls zusammenhängenden Dramen „Der Anfang vom Ende [der Karolinger]" (1889, Drama), „Das Ende [der Karolinger]. Tragödie mit einem Vorspiel: Lothar's V. von Frankreich Tod" (1890), endlich das Drama „Die Königsmutter" (1891). In weitere Kreise, nicht einmal in die der Bühnenleute und der Kritik, sind diese theatralischen Arbeiten nicht

gedrungen, obwol sie sachlich und sprachlich eine ungewöhnliche künstlerische Vollkommenheit aufweisen, wie Höfler's Epigramme und Sinngedichte den vielseitigen Hort an Lebensweisheit und Welturtheil, den er im Laufe eines außerordentlich langen Daseins aufgespeichert, widerspiegeln. Auch seinem Auftreten als Poet schwebte die Absicht vor, seinen Idealen zum Besten seines Volks und Vaterlands zu dienen. Denn stets hatte er sich das Ziel hoch und immer weiter gesteckt, ist mit seinen Zielen stetig emporgestiegen und hat, einst der katholisch-conservative Romantiker, jederzeit einem echten Liberalismus, einem wahrhaften Fortschritt auf historischer Basis die Bahn frei gemacht, durch und durch eine großzügige, aus dem Vollen des Talents und der Arbeit schöpfende Persönlichkeit.

Man vergleiche die hier mannigfach benutzten Artikel über H.: Ad. Bachmann's verhältnißmäßig kurze, aber gehaltreiche Skizze i. „Biograph. Jahrbuch u. Dtsch. Nekrolog" II, 209/11; A. Kleinschmidt's sorgfältigen Artikel „Illustr. Ztg." Nr. 2847, S. 82 (m. Bildniß S. 81); den anonymen Nachruf aus Prag, „Beilage z. Allgem. Ztg.", 1898, Nr. 2, S. 7; über Höfler's öffentliche Wirksamkeit bes. „N. Fr. Presse" 30. Dec. 1897, Nr. 11 980. Knapper Nekrolog von Joh. Friedrich, i. Sitzungsbericht. d. philos.-philol. u. der histor. Clss. der k. baier. Akad. d. Wisssch., 1898 I, S. 343. — Für die Jugend, die gelehrten Anfänge und die Zeit bis c. 1858 überhaupt ist Wurzbach's Biograph. Lex. d. Ksrtms. Oesterr. IX (1863), S. 102—9 eine ausführliche Quelle, daselbst am Schlusse eine feine anonyme Charakteristik „Höfler u. die Geschichte" von 1852 citirt, S. 104 weitläufige Bibliographie bis 1858. — Ausführlichst: „Mittheilungen des Vereins f. Geschichte der Deutschen in Böhmen", 36. Bd., 1898, S. 381—411 (s. 261): A. Bachmann; „Blg. z. Allg. Ztg." 1899, Nr. 8 u. 9: Vict. Bayer. Bei Ad. Hinrichsen, Das litterarische Deutschland[2], (1891), S. 585, ist ersichtlich über Höfler's specialhistorische Thätigkeit besonderes Material angezogen. — Frz. Brümmer, Lex. d. dtsch. Dichter u. Pros. des 19. Jahrhs.[5] II, 188 u. 518. — Viele Nekrologe in Tagesblättern. Datencontrolle alles Obigen durch Hoefler's einzigen Sohn. Ludwig Fränkel.

Hofmann: Heinrich Albert H., geboren 1818, † am 19. August 1880, ist der Gründer der Firma A. Hofmann & Comp. (1845), die seit 1848 den „Kladderadatsch", ein humoristisch-satirisches Wochenblatt, das sich bald außerordentlicher Verbreitung erfreute, verlegte. Die Verlagsrichtung des Hauses erstreckte sich außerdem auf in- und ausländische Classiker, Prachtwerke, humoristische und Jugendlitteratur. H. war der erste, der eine Ausgabe billiger Classiker des In- und Auslandes auf den Büchermarkt brachte. Außer den zahlreichen, weitverbreiteten humoristischen Werken von den „Gelehrten des Kladderadatsch", Dohm, Kalisch, Trojan, Löwenstein, und anderen Humoristen (z. B. Glaßbrenner, Kossak u. A.) verfaßt, bilden Prachtwerke mit Illustrationen erster Meister den Hauptbestand des Verlags. Anfangs der 70er Jahre begründete die Firma unter dem Titel „A. Hofmann's Separatkonto" den „Verein für deutsche Litteratur", der 1884 in die Hände von Dr. H. Paetel in Berlin überging. In der neuesten Zeit zog das Geschäft auch wissenschaftliche Werke in den Bereich seiner Verlagsthätigkeit, und auf diesem Gebiete sind es besonders die von der Gesellschaft f. D. Erziehungs- und Schulgeschichte durch K. Kehrbach herausgegebenen, bisher in 32 Bänden erschienenen Monumenta Germaniae Paedagogica, welche einen hervorragenden Rang in der Fachlitteratur einnehmen. — Seit dem 1. Januar 1881 ist Rudolf Emil H., der Sohn des Gründers, Alleinbesitzer der Firma.

K. F. Pfau

Hofmann: Eduard Ritter von H., Arzt und Professor der gerichtlichen Medicin in Wien, geboren zu Prag am 27. Januar 1837, † am 27. August 1897 in Abbazia, wohin er sich zur Wiederherstellung seiner Gesundheit begeben hatte, studirte und promovirte 1861 in seiner Vaterstadt, war bis 1865 Assistent an der Lehrkanzel für gerichtliche Medicin, habilitirte sich darauf als Privatdocent und war mit dem Unterricht dieses Faches in czechischer Sprache betraut, bis er 1869 einem Ruf als ordentlicher Professor der gerichtlichen Medicin und Staatsarzneikunde nach Innsbruck folgte. Diese Stellung vertauschte er 1875 mit einer gleichen in Wien, wo er bis kurz vor seinem Lebensende wirkte. 1884 wurde er durch Verleihung des Ordens der eisernen Krone in den Ritterstand erhoben. H. gehört zu den hervorragenden Gerichtsärzten des 19. Jahrhunderts. Indem er die Hülfsmittel der neueren Technik und die exacten naturwissenschaftlichen Methoden, Thierversuch und mikroscopische Untersuchung planmäßig auch für die gerichtliche Medicin verwerthete, gelang es ihm, mehrere Capitel seiner Wissenschaft, die Lehre von der Verbrennung, Strangulation, Fettwachsbildung u. a. durch wichtige Funde zu erweitern und umzugestalten. Diese, in zahlreichen Einzelveröffentlichungen niedergelegten Ergebnisse hat H. für sein Haupt- und Lebenswerk, das sehr beliebte und öfter aufgelegte, auch in fremde Sprachen übersetzte „Lehrbuch der gerichtlichen Medicin“ (1878) verwerthet.

Vgl. noch Biogr. Lex. herv. Aerzte, hsg. v. A. Hirsch u. E. Gurlt III, 250.

Pagel.

Hofmann: Franz H. war am 20. Juni 1845 zu Zdounek in Mähren geboren. Nachdem er zu Kremsier das Gymnasium absolvirt hatte, bezog er 1862 die Universität Wien, wo der talentvolle und rastlos eifrige Student, der immerdar dem Horazischen nil sine magno vita labore dedit treu blieb, mannichfache wissenschaftliche Förderung durch seine Lehrer Arndts und Unger erfuhr. Nach erlangtem Doctorgrade brachte er längere Zeit in Göttingen zu und war es ihm vergönnt insbesondere zu Heinrich Thöl in nähere, persönliche Beziehungen zu treten. Im J. 1868 habilitirte er sich in Wien auf Grund einer Abhandlung über das periculum beim Kaufe, für römisches Recht; nachdem 1869 seine venia legendi auch auf österreichisches Privatrecht, sowie Handels- und Wechselrecht erweitert worden war, erfolgte 1871 seine Ernennung zum außerordentlichen Professor und 1877 zum ordentlichen Professor des österreichischen und gemeinen Privatrechtes. Fügt man noch bei, daß sich H. 1871 vermählte, ihn 1885 die Wiener Akademie der Wissenschaften zu ihrem correspondirenden, 1890 zu ihrem wirklichen Mitglied, das Istituto di diritto Romano ihn 1888 zum Ehrenmitglied erwählte, so haben wir in kurzen Zügen seine äußeren Lebensschicksale wiedergegeben, denn wie bei den meisten Gelehrten war sein Leben wenig bewegt; es ging auf in stiller, unausgesetzter Arbeit. Er starb nach längerem Leiden am 25. October 1897.

H. war ein großer Gelehrter, ein Mann von eindringendem Scharfsinn, voll Geist und dabei ein edler Charakter mit einem weichen, gütigen Herzen, dem fremdes Leid näher ging, als eigenes. Die seltene Vereinigung dieser Eigenschaften in seiner Person hat ihm denn auch mancherlei Anfeindungen von Solchen gebracht, denen, nach Goethe's Worten, „das Wesen wie du bist, im stillen ein ewiger Vorwurf ist“. Daß er in jungen Jahren unter dem Pseudonym Heinrich Falkland ein Bändchen lyrischer und epischer Dichtungen herausgegeben, war nur Wenigen bekannt.

Hofmann's Studien bewegten sich, in bewundernswerther Vielseitigkeit, auf einem überaus weiten Arbeitsgebiet; im alten wie im neuen Rechte gleich bewandert hat er die allgemeinsten Fragen der Rechtswissenschaft er-

örtert, historische Arbeiten, historische Arbeiten mit dogmatischen Zielen, Untersuchungen über die subtilsten Fragen des modernen Rechtes vollendet und in all' diesen Arbeiten, die sich mit griechischem, römischem, gemeinem und österreichischem Recht beschäftigen, zeigt sich dieselbe Unbefangenheit, derselbe scharfe Blick für die Quellen und ihre Kritik, wie für die Bedürfnisse des heutigen Rechtslebens, überall, bei schöner Diction, eine erstaunliche Gelehrsamkeit und sichere Beherrschung des Stoffes auch in Gebieten, die einem juristischen Schriftsteller sonst ferne liegen. Und überall hat H., getreu den programmartigen Sätzen, die er in der Vorrede zu seinem ersten Werke geschrieben, historische Forschung, Dogmengeschichte, Exegese und philosophische Betrachtung verbunden, um die gestellten Probleme zu lösen.

Kurz nach der Publication seiner Arbeit über das periculum 1870 erschienen in rascher Aufeinanderfolge die „Beiträge zur Geschichte des griechischen und römischen Rechtes", „Ueber den Verlobungs- und Trauring", sowie zwei Aufsätze in der Gerichtszeitung von 1870, Nr. 9, 10 und 40 „Ueber dingliche und persönliche, absolute und relative Rechte" und „Ueber das Wesen der Servituten". Ferner zwei Aufsätze zur Theorie des Pfandrechtes in Ihering's Jahrbüchern X. Bd. (1871); in der Zeitschrift für Rechtsgeschichte XI (1873) die drei Abhandlungen „Ueber die Zahlenspielerei in der Eintheilung der Digesten", „Zur Beerbung der liberta", „Zum pr. Inst. de cod. 2, 25"; ein Essay über den ersten nordischen Juristentag (Gerichtszeitung 1873, Nr. 15); „Zur Lehre vom titulus und modus acquirendi und von der justa causa traditionis" 1873, eine Arbeit voll von eigenen Gedanken, die H., in seiner großen Bescheidenheit, einen Commentar und tiefere Begründung der von Arndts aufgestellten Sätze nannte. Im J. 1874 publicirte er „Die Entstehungsgründe der Obligationen, insbesondere der Vertrag" und drei Aufsätze im 1. Band der Grünhut'schen Zeitschrift: „Ueber die Pränotation des Pfandrechts", „Zur Frage nach der Restitution einer durch Schulderlaß bestellten dos", „Ueber den Unterhaltsanspruch des überlebenden Ehegatten nach § 796 a. b. G. B." Aus den folgenden Jahren sind noch hervorzuheben: „Zur Beerbung und Arrogation des libertus", „Zur Zahlenmystik Justinians", beide im 12. Band der Zeitschrift für Rechtsgeschichte; „Wesen und Wirkung des Erbverzichtes und des Erbvertrages" (Grünhut'sche Zeitschr. III. 1876); „Ludwig v. Arndts" ebendas. VI. 1878; „Zur Lehre vom beneficium inventarii und von der separatio bonorum" ebendas. VIII. 1881; „Schenkungen unter Gatten und Brautleuten" ebendas.; „Ueber Lebensversicherungspolizzen" (Jur. Blätter 1882); „Kritische Studien im römischen Rechte" 1885; „Verwandtschaft und Familie" (Vortrag in der feierlichen Sitzung der k. Akademie der Wissenschaften) 1891; Art. „Fideicommisse" im österr. Staatswörterbuch 1894. Außerdem hat H., im Verein mit L. Pfaff, den Commentar zum österr. allg. bürg. Gesetzbuch (Wien 1877 ff. I, 1. 2; II, 1—5) und Excurse, Beilagen zum Commentar (Wien 1877 ff. I, 1—4; II, 1—3) begonnen, das „Lehrbuch der Pandekten" von Arndts in 10.—14. Aufl. (1879 ff.) herausgegeben, für die 3. Auflage des Holtzendorff'schen Rechtslexikons die Artikel bona fides, causa und (Familien-)Gewalt geschrieben und aus dem Papyrusschatz des Erzherzogs Rainer das fragmentum de formula Fabiana edirt und erläutert. Hofmann's reiche Sprachkenntnisse ermöglichten ihm auch bei seiner ausgebreiteten kritischen Thätigkeit (siehe Recensionen insbes. in Grünhut's Zeitschrift) zahlreiche Werke der ausländischen, insbesondere auch der skandinavischen, Litteratur zu besprechen; daß seine Entdeckung des spanischen Ursprunges der Fideicommisse (s. Excurse, Abh. Zur Geschichte der Fideicommisse, 1884) durch seine Kenntniß der spanischen Sprache wesentlich gefördert wurde, sei auch hier gelegentlich erwähnt.

Und wie H. als Schriftsteller vom römischen Recht seinen Ausgang genommen, so hat er uns auch ein romanistisches Werk hinterlassen, das, ein Meisterwerk in Inhalt und Form, ein anschauliches Bild der byzantinischen Zeit und ihrer Verlogenheit gibt, die allgemein herrschende Lehre Bluhme's über die Entstehung der Digesten gründlich widerlegt und eigene, höchst ansprechende und einleuchtende Vermuthungen über die Arbeitsweise der Compilatoren aufstellt. („Die Compilation der Digesten Justinians, Kritische Studien von Franz Hofmann. Nach des Verfassers Tode hgg. von J. Pfaff.") Hat H. einerseits eine erfolgreiche schriftstellerische Thätigkeit entwickelt, die dafür bürgt, daß sein Name unter den besten unserer juristischen Litteratur immerdar ruhmvoll genannt zu werden verdient, so hat er andrerseits auch als akademischer Lehrer wie wenige verstanden, durch Wort und That bildend und veredelnd auf andere einzuwirken. Seine Vorträge, die er, sorgfältig vorbereitet, doch immer erst auf dem Katheder frei sprechend gestaltete, ließen den Schüler, der ihm aufmerksam folgte, thätig mitarbeiten und eiferten zu selbsteigener Forschung an; denn H. gab als wahrer Lehrer sich selbst, seine Person, seine ganze Persönlichkeit „und nicht etwa bloß das, was er von dem Vorrathe seines Wissens abzugeben für gut fand". Und so hat er denn den schönen Satz, daß „alles wahre Lehren auf Geben und Nehmen, auf volle Gegenseitigkeit und Gemeinsamkeit des Besitzes, auf persönliches Zusammensein, auf Liebe und Freundschaft gegründet ist" (Curtius, Alterthum und Gegenwart, S. 193) in seinen Vorlesungen bewahrheitet und eine Menge dankbarer Schüler herangebildet. Wie schmerzlich, daß ein so kostbares Leben so frühzeitig erlöschen mußte! Doch was H. dereinst von seinem verehrten Lehrer Ludwig v. Arndts so schön gesagt hat, das gilt auch von ihm selbst: „Seiner Familie und seinen Freunden ist er nun entrissen; aber ein gut Theil von ihm lebt in seinen Schriften und seinen Schülern fort; und diese Nachwirkung wird selbst dann nicht erlöschen, wenn die Schüler todt und die Schriften dereinst weniger gelesen sein werden. Denn auch in der Wissenschaft liegt eine Gemeinschaft der Geister, ein Meer, in das des Einzelnen Thätigkeit mündet, um bald den Augen zu entschwinden, in Wahrheit aber für immer erhalten zu bleiben".

Nekrolog v. L. Pfaff i. d. Wien. Gerichtsztg. 1897, Nr. 45 u. im Biogr. Jahrb. u. dtsch. Nekrol., hsg. v. A. Bettelheim II (1898), 157 ff. — Almanach d. kais. Akademie d. Wiss. 48. Jahrg., S. 256 ff.; Rede auf Frz. H. geh. am 15. Nov. 1903 bei d. Enth. der in d. Univ.-Arkaden aufgestellten Büste H.s v. L. Pfaff (Ztschr. f. d. Priv.- u. öff. Recht Bd. 31). J. Pfaff.

Hofmann: Konrad H., Professor der altdeutschen und altromanischen Sprache an der Münchener Hochschule, gehört zu den Männern, die an die germanische und romanische Philologie in ihrer Frühzeit herantraten, ihren gewaltigen Aufschwung miterlebten und mit ihr groß wurden. Die Vereinigung altromanischer und altgermanischer Studien, insbesondere der Nachweis der Wechselbeziehungen zwischen Deutschen und Franzosen im Mittelalter war Hofmann's Leitgedanken, für den er in Wort und Schrift eifrig wirkte. Insbesondere den Germanisten hielt er immer wieder die Nothwendigkeit vor Augen, die mittelhochdeutsche Dichtung im engsten Anschluß an die altfranzösische zu erforschen, alles Einzelne immer nur auf breitester Grundlage vergleichender Litteratur- und Culturgeschichte zu betrachten.

Alberich Konrad H. wurde geboren am 14. November 1819 in der oberfränkischen Benedictinerabtei Banz bei Bamberg, wo sein Vater herzoglicher Rentamtmann war. 1837 verließ er das Bamberger Lyceum mit dem Reifezeugniß, und bezog die Münchener Hochschule, um Medicin zu studiren. Im

vierten Studienjahr wandte er sich ganz zur Philologie und hörte Sanskrit, Zend und Neupersisch, bei Maßmann und Schmeller aber germanische Vorlesungen. Er besuchte die Universitäten Erlangen, Leipzig, Berlin, dann wieder München und Leipzig, wo er 1848 auf Grund einer ungedruckten Abhandlung über einen Upanischad promovirte. Bald aber wandte er sich ausschließlich dem Altdeutschen und Altfranzösischen zu. 1850 reiste er mit einem Stipendium nach Paris und lernte das französische Mittelalter unmittelbar aus den Quellen kennen. Mit rastlosem Fleiß schrieb er afz. Gedichte ab und erwarb so ausgebreitete Kenntnisse auf einem damals noch schwer zugänglichen Gebiet. Er kehrte nach München zurück und erfreute sich der eifrigen Förderung Schmeller's, als dessen Nachfolger er 1853 ao. Professor an der Münchener Hochschule wurde. Zugleich war er Hülfsarbeiter an der kgl. Hof- und Staatsbibliothek. 1856 wurde er ordentlicher Professor, 1853 a.o., 1858 o. Mitglied der Münchener Akademie. 1857, 58, 59 machte er mit königlicher Unterstützung wissenschaftliche Reisen nach Paris, London, Oxford, St. Gallen und Bern, um germanische und romanische Handschriften zu vergleichen und abzuschreiben. In seinen Vorlesungen behandelte er bis 1864 neben Germanisch und Romanisch auch Sanskrit und Paläographie. 1869 wurde er auch amtlich neben dem altdeutschen mit dem romanischen Lehrstuhl in München betraut. Bis zum Sommer 1890 las er über Altdeutsch und Altfranzösisch, zum Schluß freilich nicht mehr regelmäßig und vielfach durch Krankheit unterbrochen. H. verheirathete sich zwei Mal, 1853 und nach sechsjähriger Wittwerschaft nochmals 1884. Am 30. September 1890 starb er unerwartet schnell in Waging bei Traunstein, wo er Landaufenthalt genommen hatte.

H. hat sehr viel geschrieben, Ausgaben und Abhandlungen, aber noch weit mehr geplant, als zur Ausführung kam. Sein beweglicher, unruhiger Geist hinderte ihn nur zu oft an der Vollendung bereits begonnener Arbeiten. Von romanischen Texten erwähne ich Amis et Amiles und Jourdain de Blaivies 1852, 2. Aufl. 1882; Girartz de Rossilho 1855; Primavera y flor de romances 1856 (mit Ferd. Wolf zusammen); Joufrois 1880 (mit Muncker); Brut 1877 (mit Vollmoeller). Unvollendet blieben eine Ausgabe der Chanson de Roland und von Karl's d. Gr. Pilgerfahrt. Von deutschen Texten erwähne ich das Hildebrandslied 1850 (mit Vollmer) und Lutwin's Adam und Eva 1881 (mit Wilhelm Meyer). Zahlreiche textkritische und litterargeschichtliche Abhandlungen, so besonders über Gudrun und Nibelungenlied, veröffentlichte H. in den Schriften der Münchener Akademie und in Fachzeitschriften. Für Conjecturalkritik war H. ganz besonders befähigt, da besaß er eine Genialität des Räthselrathens, einen intuitiven Scharfsinn, der sich nicht lehren noch lernen läßt. Oft erlebte er die Bestätigung seiner Besserungsvorschläge durch neue Textfunde. Aber zu großen zusammenfassenden Arbeiten kam H. nicht. Wie in seinen Vorlesungen so blieb er auch in seinen Schriften mehr nur der geniale Anreger. Was er schrieb und sprach, trug alles den Stempel seiner ursprünglichen persönlichen Eigenart, die sich immer rückhaltlos und rücksichtslos gab. Seine geistige Anlage wahrte ihm volle Freiheit und Selbständigkeit, auf wissenschaftlichen Schulstreit sah er mit überlegenem Humor herunter. H. lehrte immer nur durchs Beispiel, anschaulich und drastisch; wohlgeordnete, systematische Darstellung liebte er nicht. Und doch schöpfte er immer aus dem Vollen und sah vieles, was den Andern entging. Ein solcher Mann machte natürlich nie Schule, aber er spendete aus dem reichen Schatz seines selbständigen Wissens gern und freudig allen, die zu ihm kamen. So hat er auf viele Germanisten und Romanisten belebend und anregend gewirkt und ein großer Kreis dankbarer Zuhörer und Schüler bewahrt noch immer diesem

höchst eigenartigen Gelehrten tief dankbares Andenken, vor allem auch dem Gedanken seines Lebens, der Vereinigung mittelhochdeutscher und altfranzösischer Studien, deren Vernachlässigung unser Urtheil beschränkt und einseitig machen müßte.

W. Golther, Zeitschr. f. deutsche Philologie 24, 63—67. — W. Hertz, Gedächtnißrede auf Konrad Hofmann. München 1892, Verlag der Akademie d. Wissenschaften. W. Hertz gibt ein vollständiges Verzeichniß der Schriften u. Ausgaben. Vgl. dieselbe Rede in d. Allg. Zeitung 1892, Beil. Nr. 81.

Wolfgang Golther.

Hohenbühel: Ludwig Ritter von H.-Heufler zu Rasen und Perdonegg, österreichischer Staatsbeamter, Botaniker, staatswissenschaftlicher Schriftsteller und Dichter; geboren zu Innsbruck am 26. August 1817, † bei Hall in Tirol am 8. Juni 1885. Vorgebildet auf dem Gymnasium und Lyceum in Klagenfurt, studirte H. zuerst von 1835—1837 in Innsbruck, darauf in Wien Jura und Cameralia und trat nach beendetem Studium 1842 in den Staatsdienst ein. Zunächst in Trient angestellt, durchlief er in glänzender Carrière die Staffeln seiner amtlichen Laufbahn, kam 1843 in das österreichisch-illyrische Küstenland und wurde 1846 Kreiscommissar für Istrien. Im Jahre 1849 trat er auf Veranlassung des Ministers Bruck in das Handelsministerium und noch in demselben Jahre als Secretär in das Ministerium für Cultus und Unterricht. Nachdem er 1853 zum Sectionsrath befördert worden war, ernannte ihn der Kaiser 1857 zu seinem wirklichen Kämmerer und erhob ihn 1865 unter dem Namen „von Hohenbühel genannt Heufler zu Rasen" in den Freiherrnstand. In seinen wissenschaftlichen Publicationen schrieb er sich Hohenbühel-Heufler. 1871 wurde H. zum Präsidenten der statistischen Centralcommission mit dem Titel und Range eines Sectionschefs ernannt, wurde jedoch schon 1873 genöthigt in den Ruhestand zu treten, da sich mit Beginn der siebziger Jahre die Anzeichen einer geistigen Störung bemerkbar gemacht hatten. Zwar trat nach dem Besuche einer Heilanstalt vorübergehende Besserung ein, doch brach Mitte der achtziger Jahre die Krankheit mit erneuter Heftigkeit wieder aus und führte zu einem schnellen Tode auf seiner Besitzung Altenzoll bei Hall in Tirol im 68. Jahre seines Lebens (1885).

H. war eine geistig hoch veranlagte Persönlichkeit von vielseitigen Kenntnissen. Seine umfassende litterarische Thätigkeit bewegte sich auf dem Gebiete der Geographie, Statistik, Politik, Geschichte, Genealogie, Heraldik, Poesie und nicht zuletzt der Botanik, und in dieser wiederum vorzugsweise auf dem Felde der Kryptogamenkunde. Ein Verzeichniß seiner, das österreichische Küstenland betreffenden botanischen Schriften findet sich in der unten angegebenen Bibliografia Botanica; seine sämmtlichen Druckschriften, nach der Zeit des Erscheinens geordnet und bis Ende 1855 fortgeführt, sind aufgezählt mit Titelangabe und Publicationsort in einem 1855 in Wien bei Leopold Grund erschienenen Sonderabdruck.

Die Neigung zur Botanik entwickelte sich in H. schon auf dem Gymnasium, angeregt durch seinen Lehrer, den verdienten Floristen Friedrich Kokeil, und wurde genährt durch vielfache Ausflüge in die Berge Tirols und der benachbarten Provinzen. Auf einer Reise nach München 1836 lernte er den Botaniker Otto Sendtner (s. A. D. B. XXXIV, 7) kennen, der sein Interesse für pflanzengeographische und kryptogamische Studien weckte und mit dem er bis zu dessen frühzeitigem Tode im J. 1859 in Freundschaft verbunden blieb. Die nächste Folge war die Erforschung der Laubmoose der Innsbrucker Gegend. Später, während seines Aufenthaltes in Wien faßte H. den Plan, mit seinem

Landsmanne und Studiengenossen, dem Geologen Dr. Stotter, eine naturwissenschaftliche Erforschung Tirols anzubahnen. Es erschien denn auch eine gemeinsame Arbeit beider Autoren unter dem Titel: „Geognostisch-botanische Bemerkungen auf einer Reise durch Oetzthal und Schnals" (Zeitschrift des Ferdinandeums für Tirol und Vorarlberg, VI. Band. Innsbruck 1840). Zu einer Bearbeitung der Tiroler Flora aus Hohenbühel's Feder kam es aber nicht. Er überließ vielmehr bei seiner Uebersiedlung nach Triest seine schriftlichen Materialien mit Ausschluß der kryptogamischen Abtheilung dem Naturforscher Franz v. Hausmann in Bozen, der sie in seiner 1851—1854 in Innsbruck erschienenen vortrefflichen „Flora von Tirol", welche die Gefäßpflanzen des Landes umfaßt, verwerthete. Sein reichhaltiges Herbarium tiroler Pflanzen, abgesehen von den Zellenpflanzen, überwies H. öffentlichen vaterländischen Instituten, dem Gymnasium in Bozen, dem zoologisch-botanischen Verein und dem Tiroler Nationalmuseum, dem Ferdinandeum als Geschenk. Für das letztere erwies sich Hohenbühel's Aufenthalt in Wien überhaupt von großem Nutzen. Das Herbar des Museums, welches bisher nur aus einzelnen kleineren Sammlungen bestanden hatte, wurde in zwei Haupttheile, ein allgemeines und ein tirolisches eingetheilt, wobei H. allein es in drei Jahren zu Stande brachte, den Bestand der Sammlungen von 4000 auf 18 000 Nummern zu erhöhen. Gleichzeitig fing man damit an, unter Zusammenwirken mehrerer tiroler Botaniker von der Landesflora 13 gleiche Sammlungen aufzustellen, von denen 12 zur tauschweisen Versendung an die bedeutendsten botanischen Museen Europas kamen. Daß H. bei seiner gründlichen Sach- und Litteraturkenntniß zur Herausgabe einer großen Kryptogamenflora seines Heimathlandes wohl geeignet gewesen wäre, unterliegt keinem Zweifel. Seine amtliche Thätigkeit aber, sowie die unheilvolle Krankheit der letzten Jahre hatten ihn an der Ausführung gehindert. Sein Kryptogamenherbar war seiner Zeit wol die reichhaltigste Privatsammlung dieser Art, welche existirte, da sie nahezu 3500 Arten, d. h. mehr als die Hälfte aller in der großen Rabenhorst'schen Flora beschriebenen Species enthielt. In seinen botanischen Schriften verband H. Schärfe der Beobachtung mit gutem kritischem Urtheil.

Ascherson, Bericht d. Deutschen Botan. Gesellsch. 1885, Bd. III, H. 11. — Wurzbach, Biogr. Lexikon Bd. VIII. 1862. — Reissek, Oesterr. botan. Zeitschr. 1868. — Marchesetti, Bibliografia Botanica, Trieste 1895.

E. Wunschmann.

Wie oben angedeutet wurde ist Ludwig Freiherr v. Hohenbühel auch auf anderen Gebieten als Schriftsteller und zwar mit Erfolg aufgetreten, namentlich seine staatswissenschaftlich-statistischen Werke und die seinem Heimathlande Tirol gewidmeten Arbeiten verdienen volle Aufmerksamkeit. In dem Werke „Oesterreich und seine Kronländer" (Wien 1854—56) schildert er die Gesammtmonarchie in ihren wesentlichen geographisch-statistischen und topographischen Beziehungen. Im J. 1853 gab er „Italienische Briefe", im J. 1854 anonym „Historisch-politische Studien und kritische Fragmente aus den Jahren 1848—1853 von einem Tiroler" heraus. Nachdem ebenfalls schon 1853 „Fragmente über das Unterrichtswesen" erschienen waren, folgten 1861 die „Beiträge zur Geschichte des Unterrichtswesens in Oesterreich" enthaltend 1. Die Reform der österr. Volksschulbücher. 2. Die öffentlichen Unterrichtsbibliotheken Oesterreichs. — Von den Schriften, welche sich mit Tirol beschäftigen, sind die an verschiedenen Orten veröffentlichten und auch in Separatabdrücken erschienenen „Untersuchungen über den tirolischen Ortsnamen Igls" (1882), „Die Holzschnitte der Handschrift des Heilthumbüchleins im Pfarr-

archive zu Hall in Tirol“ (1884), sowie die „Kurze Geschichte des Ansitzes Taschenlehne bei Hall“ (1876) und „Beiträge zur Kunde Tirols“ (1885) zu nennen. — Was Hohenbühel's Begabung als Dichter betrifft, so verstand er es in der Form des kurzen Epigramms seinen Gedanken über äußere Gegenstände hübschen poetischen Ausdruck zu geben, wobei er namentlich auch wieder Gegenstände, Flüsse, Ortschaften und Anderes aus seiner engeren Heimath zum Vorwurfe nahm. Hievon legen die Sammlungen dieser epigrammatischen Stücke: „Auf den Mai. Sinngedichte“ (1879), „Die Flüsse Tirols“ und „Hall am Inn“ (1882), sowie das Büchlein: „Mein Idyll“ schönes Zeugniß ab.

Brümmer, Lexikon d. dtsch. Dichter u. Prof. d. 19. Jhs. Lpz., Bd. 2. — Leimbach, D. dtsch. Dichter d. Neuzeit u. Gegenw. Kassel 1886, Bd. 4.

A. Schlossar.

Hohenburg: Berthold, Titularmarkgraf von Vohburg-Hohenburg, stammte väterlicherseits von Dipold V. aus dem Hause der Dipoldinger, welche ehedem die Markgrafschaft auf dem Nordgau innegehabt und sich meist nach ihrer Besitzung Vohburg bei Ingolstadt benannt hatten, mütterlicherseits von Mathilde aus dem Hause der Grafen von Wasserburg, welche aus ihrer ersten Ehe Anrechte auf Hohenburg mitbrachte; seitdem nannte sich die Familie auch nach dieser Nordgauer Herrschaft. Das Geburtsjahr ist unbekannt.

Familientraditionen und geringer Güterbesitz wiesen den jungen Berthold früh auf kaiserliche Dienste, 1232 begegnet er zuerst in der Umgebung Friedrich's II. Im Dienste des Kaisers, namentlich während der Kämpfe gegen Lombarden und Curie, erwarb er sich in Sicilien ausgedehnte Lehen und hohe Aemter, schwang sich zum Führer der Deutschen im Königreiche empor, gewann die Hand einer italienischen Prinzessin, der Cousine der Bianca Lancia. Sterbend empfahl der Kaiser den jungen Manfred, den Sohn der Bianca Lancia, der Obhut seines Verwandten. In der That dankte es Manfred wol in erster Linie dem deutschen Capitän, daß der Aufstand, den im Frühjahre 1251 die päpstliche Agitation in Verbindung mit einer deutschfeindlichen Bewegung der Guelfen im Königreiche hervorrief, schon im Herbst desselben Jahres als gescheitert gelten konnte. Nach der Ankunft Konrad's IV. vollends war Berthold der erste Vertrauensmann des Königs. Ihm, nicht Manfred, übertrug er auch vor seinem Tode für die Dauer der Minderjährigkeit seines Sohnes Konradin die Regentschaft in Sicilien.

Damit hatte Markgraf Berthold die höchste ihm erreichbare Ehrenstufe erklommen, aber unter Verhältnissen, die eine Katastrophe in nur allzu naher Zeit befürchten ließen. Schon vor der Ankunft Konrad's IV. hatte die Begehrlichkeit des Hauses Lancia eine Entfremdung zwischen Manfred und Berthold und damit eine Spaltung in der staufischen Partei hervorgerufen, Konrad hatte durch seine Politik diese Feindschaft noch verschärft; so war zum Gegensatz zwischen Guelfen und Ghibellinen auch noch der Gegensatz zwischen der legitimen und illegitimen Linie des staufischen Hauses gekommen. Noch Ende August 1254 verband sich Manfred mit den Guelfen und erzwang unter dem Eindruck einer bevorstehenden päpstlichen Invasion und des fälschlich ausgesprengten Gerüchtes vom Tode Konradin's den Rücktritt des Markgrafen von der Regentschaft. Berthold suchte jetzt Fühlung mit der Curie, welche Manfred's Unternehmen gefördert hatte, sich aber von diesem um den Preis ihrer Hülfe betrogen sah. Während aber Berthold mit der Curie unterhandelt, untergräbt Manfred, berathen von seinem genialen Oheim Galvano Lancia, im Rücken seine Stellung. Die Feldzüge, welche Berthold in den Jahren 1254 und 1255 im Bunde mit Innocenz IV. und dessen Nachfolger Alexander IV. gegen Manfred unternahm, endigten mit Niederlagen. Berthold wurde im

J. 1256 sammt seinen Brüdern von den Anhängern Manfred's zum Tode verurtheilt, von Manfred scheinbar begnadigt, um aber noch im nämlichen Jahre mit seinen Brüdern im Kerker zu enden, vermuthlich gewaltsam. In ihre Besitzungen und Würden theilten sich Mitglieder des Hauses Lancia. Manfred selbst ließ sich im J. 1258 zum König krönen; das in Umlauf gesetzte Gerücht vom Tode Konradin's mußte ihm jetzt dieselben Dienste thun, wie beim Staatsstreich vom August 1254. Manfred hatte aber nicht bloß den Erfolg auf seiner Seite, bis in die neueste Zeit hinein galt Bertholb dank einer unkritischen Verwerthung der Tendenzschrift Jamsilla's als Verräther, war dagegen Manfred umgeben mit der Gloriole des letzten großen Vertreters des staufischen Hauses, der unter den schwersten Opfern die Sache seines Neffen Konradin aufrecht erhalten und zuletzt nur im Drange der Verhältnisse, um die Krone Sicilien seinem Hause zu retten, an Stelle des politisch todten Kindes die Regierung ergriffen hätte. In Wirklichkeit war schon der Staatsstreich Manfred's vom August 1254 nur die Einleitung zu einem großartig angelegten Intriguenspiel, das mit der Entthronung Konradin's schloß, war der letzte Vorkämpfer der deutschen Herrschaft und der legitimen Linie des staufischen Hauses Markgraf Berthold von Hohenburg. Nicht bloß die Rettung seiner Stellung im Königreiche, das Interesse des rechtmäßigen Königs selbst schrieben ihm den Bund mit der Curie vor. Schon mit der Niederlage Berthold's, nicht erst mit der Niederlage Konradin's bei Tagliacozzo brach die deutsche Herrschaft im Königreiche Sicilien zusammen.

Als eine innerlich reiche, liebenswürdige Natur, der mitten in einer rastlosen diplomatischen und militärischen Thätigkeit der Sinn für zartes Gemüthsleben, die Empfänglichkeit für die Atmosphäre geistiger Cultur geblieben ist, verräth sich Markgraf Berthold in den wenigen Minneliedern, die sich von ihm erhalten haben; denn er, nicht der Vater Dipold V. ist der markgräfliche Minnesänger von Hohenburg in der Weingartner Handschrift.

Vgl. Doeberl, Berthold von Vohburg-Hohenburg, der letzte Vorkämpfer der deutschen Herrschaft im Königreich Sicilien (Deutsche Zeitschrift für Geschichtswissenschaft Bd. XII und die daselbst angeführte Litteratur).

M. Doeberl.

Hohenlohe: Franz Karl Fürst v. H.-Waldenburg-Schillingsfürst, Weihbischof von Augsburg, geboren am 27. November 1745, † am 9. October 1819. Schon in sehr jungen Jahren wurde er Kanonikus des fürstlichen Stifts Ellwangen (vergleiche „Moderna Ecclesia Augustensis“, Augsburg 1762, wo er als solcher an drittletzter Stelle aufgeführt ist); Decan desselben und Domcapitular von Köln, Wien und Straßburg war er, als er am 7. Juni 1802 von Clemens Wenzeslaus, dem Kurfürsten von Trier und Bischof von Augsburg, zum Domcapitular in Augsburg ernannt wurde. (Ernennungsdecret im bischöflichen Ordinariatsarchiv zu Augsburg. Als Kanonikus von Wien wird er nur hier und in der „Propositio ecclesiae Tempen. i. p. i.“, Romae 1802, bezeichnet; überall sonst, auch in den Augsburger Schematismen, fehlt diese Angabe. Unrichtig ist die bei Neher, daß er Domdecan von Augsburg gewesen sei.) Durch päpstliches Breve vom 17. Juli 1802 wurde er zum Bischof von Tempe in Thessalien i. p. i. und Weihbischof von Augsburg ernannt, vorläufig mit dem Titel eines „episcopus auxiliaris“, solange der derzeitige Suffraganbischof, der altersschwache Dompropst Joh. Nep. Freiherr v. Ungelder noch lebte. Erst mit dessen Tode, der noch 1802 erfolgte, rückte H. in die ordnungsmäßige Stellung des Suffragans ein. Zum Bischof consecrirt wurde er am 15. September 1802 durch Clemens Wenzeslaus in der Pfarrkirche zu Oberdorf unter Assistenz der Aebte von

Irsee und Füssen. Als nach dem Tode von Clemens Wenzeslaus 1812 König Friedrich von Württemberg das Generalvicariat in Ellwangen errichtete, dem bis zur definitiven Ordnung der kirchlichen Verhältnisse der Katholiken im Königreich Württemberg die bisher zur Diöcese Augsburg gehörigen Katholiken desselben untergeordnet sein sollten, wurde H. zum Generalvicar ausersehen. Derselbe trug anfangs großes Bedenken, die Verwaltung des einseitig durch die Staatsgewalt geschaffenen Generalvicariats zu übernehmen, für das die päpstliche Bestätigung infolge der fortdauernden französischen Gefangenschaft des Papstes nicht erfolgen konnte, glaubte sich aber dabei beruhigen zu können, als der Fürstprimas v. Dalberg als Metropolit die Genehmigung ertheilte. Gleichzeitig mit dem Generalvicariat wurde für die Studirenden der katholischen Theologie in Württemberg 1812 eine katholische Landesuniversität und ein Priesterseminar in Ellwangen errichtet. H. residirte in den Jahren 1813 bis 1817 in Ellwangen und kam während dieser Zeit nicht nach Augsburg, um dort Pontificalhandlungen vorzunehmen. 1814—15 weilte hier sein Neffe Fürst Alexander v. Hohenlohe, der spätere Bischof von Sardika, als Studirender der Theologie bei ihm. 1814 wurde auch der bisherige württembergische Antheil des Bisthums Würzburg mit dem Generalvicariat Ellwangen vereinigt. Durch Breve vom 21. März 1816 bestätigte Pius VII. die Errichtung des Generalvicariats und erklärte die von H. inzwischen vorgenommenen kirchlichen Acte für gültig. Dem Generalvicar wurde Johann Baptist v. Keller, der nachmalige erste Bischof von Rottenburg, der für die württembergische Regierung die Verhandlungen in Rom geführt hatte und hier vom Papste selbst zum Bischof von Evara i. p. i. geweiht wurde, als Provicar an die Seite gegeben. 1817 zog sich H. wieder nach Augsburg zurück und trat dort im Mai dieses Jahres seine Functionen als Weihbischof von Augsburg wieder an, während er die Leitung der Geschäfte in Ellwangen dem Provicar überließ. Ende desselben Jahres wurden das Generalvicariat und das Priesterseminar nach Rottenburg verlegt, die katholische Universität als katholisch-theologische Facultät der Universität Tübingen eingegliedert. 1818 wurde H. zum Bischof von Augsburg erwählt und präconisirt; er starb aber vor der Besitznahme am 9. October 1819 an Entkräftung nach achttägiger Krankheit im 74. Lebensjahre; er wurde in der Augsburger Domkirche vor dem Aufgange zum Ostchor begraben.

Die genaueren biographischen Daten, soweit sie festzustellen waren, verdanke ich der gütigen Mittheilung des Herrn bischöflichen Archivars Riedmüller in Augsburg. — Zur Geschichte des Generalvicariates in Ellwangen vgl. besonders J. v. Longner, Beiträge zur Geschichte der oberrheinischen Kirchenprovinz (Tübingen 1863), S. 362—394. Vgl. auch Funk, Die kathol. Landesuniversität Ellwangen und ihre Verlegung nach Tübingen (Tübingen 1889), S. 6 ff., 26 f. — Neher, Statistischer Personal-Katalog des Bisthums Rottenburg (Schwäbisch-Gmünd 1878), S. 7.

Lauchert.

Hohenlohe: Fürst Friedrich Karl zu H.-Waldenburg. Er ist als der erstgeborene Sohn des Fürsten Karl Albrecht zu H.-W. und der Fürstin Leopoldine, geborenen Prinzessin zu Fürstenberg, am 5. Mai 1814 zu Stuttgart geboren. Nach dem Austritt des Vaters aus dem württembergischen Militärdienst zogen die Eltern nach Donaueschingen zu dem Bruder der Fürstin, dem Fürsten Karl Egon zu Fürstenberg. Dort absolvirte der junge Prinz 1823—28 das Gymnasium und studirte sodann 1829—31 auf der Akademie zu Genf, 1831—33 auf den Universitäten zu Heidelberg und Tübingen. Im October 1833 trat er in den österreichischen Kriegsdienst als

Lieutenant bei den Kaiser-Nikolaus-Husaren zu Pardubitz in Böhmen, ging jedoch zum diplomatischen Dienst über und war von 1835—37 Militärattaché der österreichischen Gesandtschaft zu Petersburg. Im Herbst 1837 nahm er auf das persönliche Anerbieten des Kaisers Nikolaus I. russische Dienste als Flügeladjutant desselben; im J. 1838 machte er zwei Feldzüge gegen die Tscherkessen im Kaukasus mit und erhielt vom Kaiser für seine Tapferkeit einen goldenen Ehrensäbel. Am 26. Decbr. 1839 übernahm er die Standesherrschaft Hohenlohe-Waldenburg, die sein Vater ihm freiwillig abgetreten hatte; ein Jahr darauf vermählte er sich mit der Prinzessin Therese Amalie zu Hohenlohe-Schillingsfürst, seiner Cousine, mit der er in überaus glücklicher, mit sieben Söhnen und zwei Töchtern gesegneter Ehe lebte. Seinen dauernden Aufenthalt nahm er im Schlosse zu Kupferzell, das im württembergischen Oberamt Oehringen eine Stunde nördlich von dem Bergschlosse Waldenburg in der hohenlohischen Ebene bei dem Marktflecken gleichen Namens gelegen ist, und stattete es zu einem behaglichen Wohnsitz mit schönem, großem Garten aus. Die stürmische Zeit der Jahre 1848—49 verbrachte er zu Brüssel. 1850 wurde er zum russischen General à la suite ernannt und verweilte als solcher während des Krimkriegs 1854 in Petersburg. Bei der Krönung des Kaisers Alexander II. wurde er Generaladjutant, 1864 Generallieutenant. Die letzten Jahrzehnte seines Lebens verbrachte er ganz in Kupferzell und starb daselbst nach langer schwerer Krankheit am 26. December 1884, wegen seines geraden, festen Charakters, seiner Rechtlichkeit und Leutseligkeit allgemein hochgeehrt.

Im J. 1857 war die treffliche Arbeit des hohenlohischen Domänendirectors Joseph Albrecht über die hohenlohischen Siegel im Mittelalter erschienen; durch das Interesse für diese von ihm sehr geförderte Publication angeregt widmete seitdem der Fürst alle seine verfügbare Zeit der Siegel- und Wappenkunde, mit solchem Erfolg, daß er als der Begründer der modernen Sphragistik bezeichnet werden kann. Diese Wissenschaften waren damals fast ganz in den Händen von Dilettanten; er ging darum vor allem darauf aus, durch streng wissenschaftliche Arbeiten dieselben wieder auf wissenschaftliche Höhe zu bringen und sie auf Grund der Wappenbilder zu einem streng logischen Systeme auszubauen. Er hielt es bei dem damaligen Stand der Sphragistik und Heraldik noch nicht für möglich, umfassende Werke über diese Wissenschaften zu schreiben, und legte darum seine Forschungen in zahlreichen Monographien nieder, die er in dem von Albrecht herausgegebenen Archiv für hohenlohische Geschichte, in der Zeitschrift des historischen Vereins für das württembergische Franken, in den württembergischen Vierteljahrsheften für Landesgeschichte, in der Münchener archivalischen Zeitschrift, im Correspondenzblatt des Gesammtvereins der deutschen Geschichts- und Alterthumsvereine, im Anzeiger des germanischen Museums zu Nürnberg, in den Jahrbüchern des heraldisch-genealogischen Vereins Adler in Wien, im Organe des heraldischen Vereins Herold in Berlin u. a., sowie in manchen Sonderpublicationen veröffentlicht hat. Im J. 1857 schrieb er die Einleitung zu Albrecht's Beschreibung der hohenlohischen Siegel im Archiv für hohenlohische Geschichte 1859, ebendaselbst eine Abhandlung über das Wappen seines Geschlechts. Dann folgten 1860: „Zur Geschichte des Fürstenbergischen Wappens", 1861 „Das Wappen der Reichsschenken von Limpurg", 1862 „Ueber die Siegel der Pfalzgrafen von Tübingen", 1864 „Der sächsische Rautenkranz", 1866 „Die deutschen Farben", 1867 „Das heraldische Pelzwerk"; in letzterer Abhandlung führte er den für die Theorie der Heraldik besonders bedeutungsvollen Nachweis, daß die seither als Eisenhütlein blasonirte Figur thatsächlich die heraldische Darstellung des Pelzwerks sei. Weiter erschienen: „Ueber den Gebrauch der heraldischen Helm-

zierden im Mittelalter“ 1868, „Zur Geschichte des heraldischen Doppeladlers“ 1871, „Sphragistisches System zur Classifikation alter Siegel nach ihren vier verschiedenen Haupttypen“ 1877, „Die Linde in der Heraldik, in der Sphragistik und als Ornament“ 1878, „Ueber Siegelcarenz“ 1882, „Ueber gemeinsame Siegel“ 1883, u. A. Im J. 1863 hatte er das leider nicht vollständig gewordene sphragistische Album begonnen, das mittelalterliche Siegel gegenwärtig noch blühender Geschlechter des deutschen hohen Adels enthält. Die im Anzeiger zur Kunde der deutschen Vorzeit 1866 ff. besprochenen Wappen sammelte er 1882 in seinen Sphragistischen Aphorismen. In allen diesen Abhandlungen suchte er durch scharfe logische Begriffsbestimmung, durch kritische Untersuchung und sorgfältige Vergleichung zahlloser mittelalterlicher Siegel zu möglichst gesicherten Aufstellungen zu gelangen. Viel Verdienste erwarb er sich auch durch seine Theilnahme an verschiedenen historischen Vereinen, sowie durch Anregung und Förderung wissenschaftlicher Werke, so des schon genannten Archivs für hohenlohische Geschichte (I 1, 1857. I 2, 1860. II, 1870), der Geschichte des Hauses Hohenlohe von Fischer (1866—1871), der Abhandlung über die hohenlohischen Münzen von Erbstein 1880, u. a.; ebenso trat er erfolgreich ein für die Veröffentlichung der Züricher Wappenrolle (1858), des wichtigsten aller heraldischen Quellenwerke.

Baumann, Fürst Friedrich Carl Joseph zu Hohenlohe-Waldenburg-Schillingsfürst: Schriften des Vereins f. Geschichte und Naturgeschichte der Baar und der angrenzenden Landestheile in Donaueschingen V. 1885, S. 155—158. — G. A. Seyler, Geschichte der Heraldik (Siebmacher's großes und allgemeines Wappenbuch, Band A). 1885—89, S. 756—759.

Karl Weller.

Hohenlohe: Kraft Prinz zu H.-Ingelfingen, königlich preußischer General der Artillerie, geboren am 2. Januar 1827 zu Koschentin in Oberschlesien, ein Sohn des am 24. April 1873 gestorbenen Prinzen Adolf, welcher im Jahre 1862 kurze Zeit preußischer Ministerpräsident war, und einer geborenen Prinzessin zu H.-Langenburg, ein Enkel des Fürsten Friedrich Ludwig (A. D. B. XII, 685), der 1806 bei Prenzlau capitulirte. Sein Vater hatte sich die Verpflichtung auferlegt, die vom Fürsten Friedrich Ludwig während der napoleonischen Zeit und der Befreiungskriege gemachten Schulden zu bezahlen, sein Haushalt wurde daher mit äußerster Einschränkung, unter Verzicht auf jegliche Annehmlichkeit des Lebens, geführt; die Erziehung der Kinder war hart und streng. Prinz Kraft sollte Officier werden. Sein Vater bestimmte ihn, mit Rücksicht auf die Kosten, für die Artillerie, eine damals als minderwerthig angesehene Waffe, für die auch der Sohn wenig Neigung hatte. Aber Widerrede gab es nicht. Ein militärischer Privatlehrer bereitete ihn für die Prüfung vor, die er, nachdem er am 24. April 1845 als Secondlieutenant der Garde-Artilleriebrigade aggregirt war, am 24. Juni 1845 mit Erfolg ablegte. Im Winter 1845/46 besuchte er die vereinigte Artillerie- und Ingenieurschule. In der sich anschließenden Prüfung zum Artillerieofficier zeigte er so gute Kenntnisse, daß ihm des Königs Belobigung zu theil ward und daß Friedrich Wilhelm IV. ihm den zu jener Zeit noch nicht umgestalteten Johanniter-Orden verlieh. In den Kreisen der Artillerie war er von mancher Seite mit Vorurtheilen aufgenommen; man zweifelte vielfach, daß er sich mit Ernst dem Dienste widmen werde und fürchtete, daß seine Herkunft dazu dienen solle, ihn auf Kosten der Kameraden in seiner Laufbahn zu fördern. Er aber war fest entschlossen, seine Erfolge nur Leistungen danken zu wollen. Daher widmete er sich mit größtem Ernst und Eifer seinen dienstlichen Pflichten. Aber auch außerhalb dieses beschränkten Kreises arbeitete er an seiner militärischen Aus-

bildung. Die Straßenkämpfe in Berlin, seinem Standorte, denen er beiwohnte, gaben ihm keine Gelegenheit zu thatsächlicher Betheiligung, führten ihn aber in manche schwierige Lagen, aus denen er sich mit vielem Geschicke befreite; ein Commando zur Artillerie-Prüfungscommission im Jahre 1849 und die Mobilmachung vom Herbste 1850 trugen viel zur Erweiterung seiner Dienstkenntnisse bei. Dann besuchte er von 1851—1853 die Allgemeine Kriegsschule (jetzt Kriegsakademie). Sein Abgangszeugniß wies in elf Fächern besondere Belobungen auf. Inzwischen zum Premierlieutenant aufgerückt kehrte er nun für kurze Zeit in den Frontdienst zurück bis er im Juni 1854 zur Gesandtschaft in Wien commandirt wurde. Seine dortige Bestimmung faßte er sehr ernst auf. Es gelang ihm während des Krimkrieges, werthvolle Berichte über die österreichische Armee zu erstatten, seine Leistungen wurden durch die Beförderung zum Hauptmann im Generalstabe anerkannt und am 8. Januar 1856 ernannte König Friedrich Wilhelm IV. ihn zu seinem Flügeladjutanten. Daneben blieb er in steter Fühlung mit der Armee und insonderheit mit der damals besonders wichtigen Entwickelung seiner Ursprungswaffe. Durch Vorträge in der Militärischen Gesellschaft, die durch den Druck veröffentlicht wurden, trug er dazu bei. Im Jahre 1864 durfte er in Wrangel's Hauptquartiere den Anfängen des Krieges gegen Dänemark beiwohnen. Am 16. Juni 1864 schied er, seit 1858 Major, seit 1861 Oberstlieutenant, durch die Ernennung zum Commandeur des Garde-Feldartillerieregiments aus der Stellung als Flügeladjutant, in der er auch unter König Wilhelm I. verblieben war. Das Regiment entstand damals durch die Theilung des Garde-Artillerieregiments in ein Feld- und ein Festungsregiment. Der erste Commandeur widmete sich seiner Aufgabe mit ebensoviel Eifer und Verständniß wie Erfolg und förderte es auf eine hohe Stufe der Ausbildung.

Die Kriegsgliederung für den Kampf vom Jahre 1866 wies das Regiment verschiedenen Heerestheilen zu; Prinz H., 1865 zum Oberst aufgerückt, erhielt das Commando der Reserveartillerie des Gardecorps, welche aus nur 5 Batterien und den Munitionscolonnen bestand. Die für Hohenlohe's Kriegsthätigkeit getroffenen Anordnungen waren Folge einer Verwendung der Waffe, die seinen Ansichten durchaus zuwiderlief. Die ihm zugewiesene Rolle machte eine Betheiligung an den Einmarschkämpfen unmöglich, dagegen hatte er seinem energischen Verlangen nach Gefechtsthätigkeit zu danken, daß er am 3. Juli, dem Tage von Königgrätz, in den Gang der Schlacht mit Erfolg eingreifen und bei der Entscheidung wirksam mit helfen konnte. Im Anschlusse an die 1. Garde-Infanteriedivision vorgehend und ihren Anmarsch kräftig unterstützend, trug er wesentlich zum Gelingen des ausschlaggebenden Angriffes auf die Mitte der österreichischen Stellung bei. Eine Contusionierung durch einen Granatsplitter am Oberschenkel hielt ihn nicht ab bis zum Abend im Sattel zu bleiben. Die gewonnenen Kriegserfahrungen verwerthete er in der nachfolgenden Friedenszeit nicht nur für die Ausbildung seines Regiments, sondern er machte sie für die Waffe überhaupt und für die ganze Armee durch später gedruckte Vorträge und durch die ihm aufgetragene Bearbeitung von Dienstvorschriften und Gutachten nutzbar. Die am 22. März 1868 erfolgte Beförderung zum Generalmajor und zum Commandeur der Garde-Artilleriebrigade erweiterte seinen Wirkungskreis.

In dieser Stellung rückte er im Jahre 1870 zum Kriege gegen Frankreich in das Feld. Am 18. August kam er bei dem blutigen Ringen um Saint-Marie-aux-Chênes und um Saint-Privat zum ersten, am 1. September bei Sedan zum zweiten Male ins Feuer, an beiden Tagen ergriff er die Gelegenheit den Massenangriff und die bewußte Feuerleitung, für die er im Frieden mit Nachdruck eingetreten war, dem Feinde gegenüber zur Geltung zu bringen.

Die nächste große Aufgabe, zu deren Lösung er am 23. December berufen wurde, war die obere Leitung des Artillerieangriffes auf Paris, welcher am 28. Januar 1871 zur Capitulation der Stadt führte.

Nach der Heimkehr wurde er am 21. September 1871 zum Inspecteur der 2. Artillerie-Inspection ernannt. Bald darauf trat General v. Podbielski (A. D. B. XXVI, 339), ein Cavallerist, an die Spitze der Waffe, und es erfolgte deren Scheidung in Feld- und Fußartillerie. Prinz H. hatte sich als Mitglied des General-Artilleriecomités gegen die Anordnung ausgesprochen. Am 23. Januar 1873 wurde er zum Commandeur der 12. Division in Neiße, am 22. März d. J. zum Generallieutenant befördert. Als nach Podbielski's am 31. October 1879 erfolgtem Tode der jüngere General v. Bülow (siehe A. D. B. XLVII, 358) zum Generalinspecteur und damit zum Vorsitzenden des General-Artilleriecomités ernannt war, erbat und erhielt der Prinz am 28. November d. J. den Abschied. Er verlegte nun seinen Wohnsitz nach Dresden. Auch nach dem Ausscheiden blieb er mit der Feder thätig. Damals entstanden Arbeiten, die sich auch mit anderen Waffen beschäftigten, während die früheren lediglich artilleristische Stoffe zum Gegenstande gehabt hatten. Es waren militärische Briefe über Cavallerie, Infanterie und Feldartillerie sowie strategische Briefe und Gespräche über Reiterei; alle fanden Anerkennung und weite Verbreitung. Am 22. März 1883 hatte er den Charakter als General der Infanterie erhalten, sechs Jahre später verlieh ihm Kaiser Wilhelm II. den Diensttitel als General der Artillerie. Am 16. Januar 1892 machte der Tod seinen längeren Leiden ein Ende. — Im Jahre 1880 schloß Prinz H. eine morganatische Ehe mit Fräulein Luise Thiem, welcher durch Diplom vom 19. September d. J. der Name einer Frau von Lobenhausen beigelegt wurde; die Ehe war kinderlos, doch hatten die Gatten eine Adoptivtochter.

Die Dresdener Muße hatte der Prinz auch zum Niederschreiben von Aufzeichnungen verwendet, von denen der die Zeit von 1848—1856 umfassende, im Jahre 1897 unter dem Titel „Aus meinem Leben“ von General von Teichmann veröffentlichte erste Band durch den Freimuth des von großem Selbstgefühle des Verfassers zeugenden Inhaltes mannigfach verletzte und so vielseitigen Widerspruch hervorrief, daß die Herausgabe einer Fortsetzung bis jetzt unterblieben ist. Einer den Aufzeichnungen vorangestellten Lebensskizze ist ein Verzeichniß der zahlreichen Schriften des Prinzen beigefügt.

B. v. Poten.

Hölder: Julius (von) H., württembergischer Volksmann und Minister, ist am 24. März 1819 in Stuttgart als Sohn des nachmaligen Directors im Kriegsministerium Eberhard Ludwig H., eines sehr conservativen Mannes, geboren. Schon auf dem Stuttgarter Gymnasium Mitglied eines für die Freiheit und Einheit Deutschlands schwärmenden Turnvereins, betheiligte er sich auf der Hochschule zu Tübingen lebhaft an der verbotenen Burschenschaft, studirte die Rechtswissenschaft und trat 1841 in den Staatsdienst. Nach kurzer Thätigkeit in Stuttgart, wo er sich freisinnigen Männern wie Friedrich Römer und Albert Schott anschloß, wurde er nach der alten Fürstpropststadt Ellwangen versetzt. Immer mehr rückte er zur äußersten Linken; als die Wahlen zur deutschen Nationalversammlung herankamen, wurde er von dieser Seite als Ersatzmann aufgestellt. Er fiel durch und mußte sich wegen seiner Haltung von dem Justizministerium verwarnen lassen. Das Märzministerium des Jahres 1848 berief ihn mit anderen begabten Männern der Linken als Regierungsrath in das Ministerium des Innern. Das hinderte ihn nicht, im Juli bei der Trennung der Linken in den Volksverein und den gemäßigteren vaterländischen Verein mit dem ersteren zu gehen. Seine amtliche Thätigkeit

erstreckte sich namentlich auf die Gesetzgebung zur Ablösung der Feudallasten; auch die Ablösung der Thurn- und Taxis'schen Posten durch den Staat hat er eingeleitet. Im Frühjahr 1849, als er eben wahlfähig wurde, sandte ihn das Amt Stuttgart in die Abgeordnetenkammer. Mit aller Entschiedenheit trat er für Annahme der Reichsverfassung ein; er wurde Schriftführer des Fünfzehnerausschusses der Kammer, der die Annahme mit allen Mitteln herbeiführen sollte, hütete sich aber, als dessen Schritte die Grenze der Gesetzlichkeit zu überschreiten drohten, ein Protokoll weiter zu führen. Schon damals zeigte sich, daß er bei aller Bestimmtheit der Anschauung von Gewalt nichts wissen wollte. Das Märzministerium verschwand im October 1849; im Juli 1850 ergriff der thatkräftige Freiherr von Linden die Zügel der Regierung; er versetzte den feurigen Regierungsrath zu der politisch einflußlosen Ablösungscommission. Dieser war inzwischen bei der Wahl zur ersten constituirenden Landesversammlung im Sommer 1849 gegen den vaterlandsvereinlichen Dichter Gustav Pfizer unterlegen, aber im Februar 1850 in die zweite gewählt worden. Jetzt, im September, fiel er bei der dritten wieder durch. 1852 versuchte er es noch einmal vergeblich gegen einen Regierungscandidaten, den nachmaligen Finanzminister Renner, durchzudringen; jetzt sollte er zur Strafe wieder nach Ellwangen versetzt werden. H. nahm seine Entlassung aus dem Staatsdienste, die ihm sehr gerne ertheilt wurde (Januar 1853). Uebrigens hatte er sich von der äußersten Linken getrennt, als diese den Versuch machte, die Revolution nach Württemberg zu verpflanzen.

H. ließ sich in seiner Heimathstadt als Rechtsanwalt nieder und widmete zugleich seine Dienste der Stuttgarter allgemeinen Rentenanstalt, die ihm sehr viel zu verdanken hat. Bald durfte er in den Bürgerausschuß, 1863 in den Gemeinderath der Stadt eintreten und erwarb sich das allgemeine Vertrauen seiner Mitbürger. Die erwünschte Gelegenheit, sich wieder am politischen Leben zu betheiligen, bot ihm die Wahl in die Landtage von 1856—1868 durch das Oberamt Besigheim, dann bis 1881 durch Göppingen. Es gelang seinem vermittelnden Wesen, die Altliberalen und die Demokraten zur Abwehr reactionärer Bestrebungen zu vereinigen. Er gehörte zu denjenigen, die 1857 das Concordat mit dem päpstlichen Stuhle lebhaft bekämpften. Sein Hauptsieg war die Ablehnung einer Nachtragsentschädigung für die Standesherren wegen ihrer durch die Ablösungsgesetzgebung erlittenen Verluste und die Annahme des Complexlastengesetzes von 1865, die eine große Anzahl von Grundbesitzern des Landes zur Widmung eines Pocals an ihn begeisterte mit der Inschrift: Der freie Bauer dem Bannerträger seiner Entfesselung. Hatte H. zuerst die Neugestaltung Deutschlands durch eine Bundesreform erhofft, so erklärte er sich 1861 für den Nationalverein und gehörte zu den Gründern und Ausschußmitgliedern des zuerst 1862 in Weimar zusammengetretenen deutschen Abgeordnetentags, der in den Kammern für den nationalen Gedanken wirken wollte. Der Frankfurter Tag von 1863, bei dem der Nationalverein zusammen mit dem großdeutschen Reformverein für die Rechte des Augustenburgers auf Schleswig-Holstein eintrat, vereinigte noch einmal auch die württembergischen Parteien. Im März 1864 trat die endgiltige Spaltung ein, da H. mit seinen Freunden immer mehr die Lösung der deutschen Frage bei Preußen suchte. Er war einer der wenigen, die 1866 gegen die Bewilligung von Mitteln zum Krieg stimmten. Als im Sommer dieses Jahres die deutsche Partei in Württemberg erstand, war H. ihr gegebener Führer und blieb es, bis er Kammerpräsident wurde. Er war 1867 die Hauptstütze der Regierung in der Kammer bei Annahme der Verträge mit Preußen. Bei den Zollparlamentswahlen von 1868 ist H. mit seiner ganzen Partei unterlegen. Im December 1870 erlebte

er die Genugthuung, daß er als Berichterstatter im Landtag den Eintritt Württembergs in das Deutsche Reich begründen durfte. Dem ersten Reichstag gehörte H. als Abgeordneter des 10. württembergischen Wahlkreises an; 1875 und 1878 wurde er in Stuttgart gewählt. Er trat der nationalliberalen Partei bei, trennte sich aber 1879 mit Völk und Schauß von ihr wegen ihrer Spaltung in der Zollpolitik.

Die Errichtung des Reichs erhöhte natürlich Hölder's Einfluß in der Heimath. 1872 wurde er zum Vicepräsidenten, 1875 zum Präsidenten der Abgeordnetenkammer ernannt. Am 18. October 1881 erfolgte seine Berufung zum Minister des Innern. Das Land erwartete von ihm, daß er an die Fragen der Veränderung der Verfassung und der Verwaltung Württembergs mit Entschiedenheit herantrete und in dem von ihm als Abgeordneten vertretenen Sinne behandle. Zu Stande gekommen sind unter seiner Leitung außer einigen Ausführungsgesetzen solche über Farrenhaltung, Gemeindeangehörigkeit, Feldbereinigung sowie eine Feuerlöschordnung. In der Frage der Verfassungsänderung fehlte ihm selbst noch ein bestimmter Plan, umsomehr als die Leitung hierin nicht ihm zukam; entschieden lehnte er die Verwandlung der zweiten Kammer in eine reine Volkskammer ab und dachte an eine Vermehrung der ersten durch weitere lebenslängliche und erbliche Mitglieder. Auch die Verwaltungsordnung stand nicht in festen Zügen vor ihm; doch wurde ein Entwurf derselben ausgearbeitet. Sie zerfiel in eine Gemeinde- und Bezirksordnung. Die erstere behielt die Lebenslänglichkeit der Ortsvorsteher bei und wies den Höchstbesteuerten Sitze im Gemeinderath zu. Von den beiden bürgerlichen Collegien, Gemeinderath und Bürgerausschuß, sollte der letztere als der zweiten Kammer entsprechend den Haupteinfluß ausüben. Die Bezirksordnung beließ die Verwaltung den Amtskörperschaften und räumte auch in diesen den Höchstbesteuerten Rechte ein. Für den staatlichen Theil der Verwaltung sollte ein Bezirksrath dem Oberamtmann an die Seite gesetzt werden. Ein Lieblingsgedanke Hölder's war, die vier Kreisregierungen des Landes aufzuheben und dafür vier bis sechs Oberämter zu einem Bezirk zusammenzufassen. Der Tod Hölder's, der am 30. April 1887 nach längerem Leiden erfolgte, verhinderte die Weiterberathung der Entwürfe.

Auf seinem Grabe erhebt sich ein Denkmal mit der Inschrift: Julius Hölder, dem schwäbischen Volksmann, dem Vorkämpfer für Deutschlands Einheit, von den Freunden. Ein glühender Vaterlandsfreund, ein reiner Charakter, ein vertrauenswürdiger Führer nimmt H. einen Ehrenplatz in der Geschichte der deutschen Einheitsbestrebungen ein; ein tüchtiger und ehrlicher, dabei behaglicher und etwas schwerfälliger Kernschwabe war er mehr da am Platze und ist mehr nur da verstanden worden, wo ihm verwandte Gesinnung entgegentrat.

Handschriftliche Aufzeichnungen. — W. Lang, J. Hölder (Preußische Jahrbücher 1888, S. 213 ff. = Von und aus Schwaben, Heft 6). — Schwäbische Kronik 1887, S. 1573. Eugen Schneider.

Holland: Wilhelm Ludwig H., Germanist und Romanist, geboren am 11. August 1822 zu Stuttgart, † am 23. August 1891 zu Tübingen. Der Sohn eines württembergischen Beamten, verbrachte er die Jugend- und Schuljahre in seiner Vaterstadt, studirte in Tübingen und Berlin germanische und romanische Philologie und ließ sich, nachdem er noch ein Jahr zu seiner weiteren Ausbildung in Paris geweilt hatte, 1847 als Privatdocent an der heimathlichen Universität nieder, wo er, später zum außerordentlichen Professor vorrückend, bis an sein Ende über germanische und romanische Philologie und

Litteratur Vorlesungen hielt. Ohne je verheirathet zu sein, führte er ein einsames und stilles Gelehrtenleben; mancherlei bis zu Wunderlichkeiten gesteigerte Eigenthümlichkeiten seines Wesens gaben den Anlaß, daß zahlreiche Anekdoten und Legenden über ihn im Schwung waren. In den Tübinger akademischen Kreisen fühlte er sich nicht recht behaglich. Doch verbanden ihn mit Ludwig Uhland wie mit seinem Fachgenossen Adalbert Keller enge Freundschaftsbande. Seine Beziehungen zu Uhland, dessen alten Schreibtisch er ererbte und in höchsten Ehren hielt, wurden sein Stolz und sein Glück, und wenn er auf den heimgegangenen Freund zu reden kam, ging ihm das Herz auf und floß ihm der Mund über. Sonst legte er auf seine Verbindungen mit fremden Gelehrten den Hauptwerth. In der That fand H. gerade im Ausland reiche Anerkennung, die auch darin sich ausdrückte, daß ihn zahlreiche gelehrte Gesellschaften zu ihrem ordentlichen oder correspondirenden Mitglied ernannten.

Holland's wissenschaftliche Arbeiten tragen alle den Stempel gründlichster Fachkenntniß, unermüdlichsten Fleißes und einer bis zur übertriebenen Peinlichkeit gesteigerten Sorgfalt. Er gehörte zu den zahlreichen deutschen Gelehrten, welche sich in der Genauigkeit gar nicht genug thun können, niemals zum Abschluß gelangen und deshalb keine ihren Fähigkeiten entsprechenden fertigen Werke der Nachwelt hinterlassen. Was H. geleistet hat, bezieht sich in der Hauptsache auf — allerdings sehr werthvolle — Ausgaben fremder Geisteserzeugnisse. Auf dem Gebiete der romanischen Litteratur beschäftigte er sich namentlich mit dem altfranzösischen Dichter Crestien von Troies, dem er (Tübingen 1854) eine eingehende „litteraturgeschichtliche Untersuchung" widmete, und dessen Epos „Li Romans dou Chevalier au Lyon" er (Hannover, 1862) herausgab. Daran reihen sich mehrere kleine, zum Theil in Gemeinschaft mit Adalbert Keller veröffentlichte Arbeiten aus dem Bereiche der romanischen Philologie. In der Germanistik knüpft sich Holland's Thätigkeit in erster Linie an den 1839 von Stuttgarter Gelehrten begründeten Litterarischen Verein, der erst zu rechter Blüte gelangte, als der Sitz von Stuttgart nach Tübingen verlegt wurde und A. Keller die Präsidentschaft übernahm. Nach seinem Tod 1883 trat H., vorher Ausschußmitglied, an die Spitze des Vereins, für dessen Bibliothek er die folgenden Publicationen besorgte: Nr. 21, Meister Altswert (1850), Nr. 36, Die Schauspiele des Herzogs Heinrich Julius von Braunschweig (1855), Nr. 56, Das Buch der Beispiele der alten Weisen (1860), Nr. 88, 107, 122, 132, 144 und 157, Briefe der Herzogin Elisabeth Charlotte von Orleans, 2.—7. Sammlung (1867—1881; die erste Sammlung — Nr. 6 — hatte Wolfgang Menzel 1843 herausgegeben). Von den sonstigen Arbeiten H. seien nur noch seine Neuausgabe des Goethe'schen Faust-Fragments von 1790 (Freiburg i. B. u. Tübingen, 1882) und seine besonders werthvollen Leistungen für Uhland hervorgehoben. Er war es, der im Bunde mit A. Keller und Fr. Pfeiffer „Uhland's Schriften zur Geschichte der Dichtung und Sage" (Stuttgart 1865—73) in acht Bänden herausgab, der nach des Dichters Tod sich seiner Gedichte annahm und von der 47. Auflage an ihre Edition besorgte, sie auf Grund der Handschriften, Einzeldrucke und alten Ausgaben revidirte, bereicherte, im „Inhalt" jedes Stück mit dem Jahr seines Ursprungs versah, später eine besondere „Uebersicht der Gedichte nach ihrer Entstehung" hinzuthat. H. war es ferner, der lange Jahre, unter Benützung des Uhland-schen Nachlasses, Erläuterungen und Textvergleichungen zu einer großen kritischen und commentirten Ausgabe in rastloser Arbeit sammelte, ohne je mit dem Werke zu Stande zu kommen. Das von ihm zusammengetragene Material verwahrt jetzt die Tübinger Universitätsbibliothek; Julius Hartmann und

Erich Schmidt haben für ihre zweibändige kritische Ausgabe der Uhland'schen Gedichte (Stuttgart 1898) daraus geschöpft. H. selbst hat wenigstens noch eine kleinere Schrift zum Abschluß gelangen lassen: „Zu Ludwig Uhland's Gedächtniß. Mittheilungen aus seiner akademischen Lehrthätigkeit" (Leipzig 1886). In den letzten Lebensjahren war seine litterarische Thätigkeit durch körperliche Leiden stark gehemmt.

Zeitungsnekrologe, namentlich in der Tübinger Chronik vom 23. August 1891 (Nr. 196), in der Schwäbischen Kronik vom 24. August 1891 (Nr. 198, Abendblatt), in der Nationalzeitung vom 25. August 1891 (Nr. 491), im Staatsanzeiger für Württemberg vom 1. September 1891 (Nr. 202). Rudolf Krauß.

Holländer: Ludwig Heinrich H., Zahnarzt, in Leobschütz am 4. Februar 1833 geboren, machte seine Studien in Würzburg und Breslau, wo er von Frerichs die Anregung zu seinem späteren Specialfach empfing. 1856 promovirt, widmete er sich nach einem neunjährigen Aufenthalt in Südafrika der Zahnheilkunde, habilitirte sich für dieses Fach 1873 in Halle und erhielt 1878 das Prädicat Professor. Später wurde er an die Spitze des dort gegründeten zahnärztlichen Institutes gestellt und verblieb in dieser Stellung bis zu seinem Tode am 14. März 1897. Einen Ruf nach Genf hatte er 1881 abgelehnt. Als Früchte seines Wirkens in Südafrika publicirte er 1866 und 67 Aufsätze im Globus und ähnlichen Zeitschriften; 1878 übersetzte er Tomes' „Manual of dental anatomy"; 1881 gab er „Beiträge zur Zahnheilkunde" (9 Abh., Leipzig); ferner: „Die Anomalien der Zahnstellung" (nach Kingsley, Leipzig 1881) und „Die Extraktion der Zähne" (2. Aufl., ebd. 1882) heraus.

Vgl. Pagel, Biogr. Lex. hervorr. Aerzte des 19. Jahrh., S. 770.

Pagel.

Holle: Georg von H. wurde am 25. Mai 1825 auf dem väterlichen Gute Eckerde bei Hannover geboren. Nachdem er durch Privatunterricht vorgebildet war, besuchte er seit 1841 das Lyceum in Hannover, 1845 die Ritter-Akademie in Lüneburg und bezog 1846 die Universität Göttingen um Botanik zu studiren. 1849 wurde er promovirt und, nachdem er sich zu seiner weiteren Ausbildung noch ein Jahr in Wien aufgehalten hatte, habilitirte er sich als Privatdocent für Botanik an der Universität Heidelberg. Hier schrieb er außer einigen kleineren Abhandlungen: „Die Zellenbläschen der Lebermoose", Heidelberg 1857. Seine schwächliche Gesundheit zwang ihn jedoch, die Docentenlaufbahn aufzugeben. Er begab sich auf das Gut seines Vaters, welches er nach dessen Tode übernahm. Hier setzte er seine botanischen Studien mit großem Eifer fort und veröffentlichte: „Die Farnflora von Hannover", Hannover 1862 und „Flora von Hannover", Hannover 1882. Ferner machte er Studien über die Arten und Abarten der Brombeersträucher, welche er größtentheils selbst cultivirte. Auch die Entomologie zog er in das Bereich seiner Studien, legte neben seinem Herbarium eine Käfersammlung an und beschäftigte sich namentlich mit der geographischen Verbreitung der Laufkäfer. Leider war es ihm nicht mehr vergönnt, diese Arbeiten zu vollenden. H. starb am 9. October 1893.

Sein werthvolles Herbarium, seine Käfersammlung und seine umfassende Bibibliothek nebst einem Capitale von 1000 Mark, vermachte er der Naturhistorischen Gesellschaft zu Hannover, deren Ehrenmitglied er war.

W. Heß.

Holsten: Karl Christian Johann H., protestantischer Theolog der kritischen Richtung, wurde geboren am 31. März 1825 in der alten Stadt Güstrow in Mecklenburg-Schwerin und wuchs als jüngstes von vier am Leben

gebliebenen Kindern des Actuars Holsten auf. Er selber schildert sich als körperlich urgesundes, dickes und fettes Kind, aber von geistiger Trägheit. In der Schule, die er schon sehr früh besuchte, war er zunächst gleichgiltig und blieb zurück. Das wurde anders, als er im Gymnasium unter die Zucht eines vorzüglichen, aber sehr harten Lehrers (Dr. Raspe) kam, „der die seltene Gabe besaß, in dem Schüler, der wollte, jede Fiber des Geistes in Spannung zu setzen". In den Jahren, die er unter ihm zubrachte, erwachte H. zu geistiger Regsamkeit und konnte Ostern 1843 mit gutem Zeugniß, guten Kenntnissen und einem geübten Willen von der Schule abgehen. Als Studium, das er erwählt hatte, stand seit langer Zeit die Theologie fest. Ihr widmete er sich zuerst zwei Semester lang in Leipzig, dann zwei in Berlin. Er selber gibt indirect zu, in jener Zeit noch zu keiner tieferen Arbeit gekommen zu sein. Ein starker und fröhlicher Jüngling, führte er ein frohes Studentenleben, war auch in Leipzig beim Corps der Meißner activ. Immerhin nahm er schon von seinen ersten vier Semestern her nicht unbedeutende Anregungen mit, die namentlich von dem Studium Schleiermacher's, Hegel's und auch des Tübinger Baur herrührten. Sein drittes Jahr (von Ostern 1845 ab) verbrachte er an seiner mecklenburgischen Heimathsuniversität Rostock.. Dort waren lauter Männer der positiven Richtung thätig: Delitzsch, v. Hofmann, Krabbe, denen er sich nicht geistesverwandt fühlen konnte. Aber sie brachten seinem offenen und freundlichen Wesen und seinem Fleiß Zuneigung und Anerkennung entgegen. Sehr gelobt, wenn auch nicht mit dem ersten Preise ausgezeichnet, wurde eine Arbeit, die er als Lösung einer Facultätspreisaufgabe schrieb: „Die Bedeutung des Wortes *σάρξ* im Neuen Testament". Die Ablegung seines ersten Examens schob sich weit hinaus; einmal, weil er eine alttestamentliche Arbeit erhielt, die ihm viel Mühe machte, an der er aber, nach seiner eigenen Aussage, auf Delitzsch's Anregung hin, die wissenschaftliche Methode lernte, „jedes Problem auf Grund der Sammlung und Verarbeitung des gesammten thatsächlichen Materials zu lösen". Sodann rückte der Examenstermin hinaus, weil das Jahr 1848/49 dazwischen kam, wo H. eine Zeit lang in der Redactionsstube einer freisinnigen Zeitung thätig war. So kam er erst im Herbste 1849 dazu, das erste theologische Examen zu bestehen, im Frühjahr 1852 unterzog er sich dem zweiten. Danach ins Pfarramt zu treten, zu dem die Bahn jetzt offen stand, konnte sich H. nicht entschließen: die Bekenntnißstrenge des durch Kliefoth in die Höhe gebrachten mecklenburgischen Lutherthums hielt ihn ab. So wendete er sich dem höheren Schuldienst zu. Er übernahm eine Lehrerstelle für Religion, Deutsch und Griechisch am Rostocker Gymnasium. 1852—1870 war er in dieser Stellung thätig. 1853 promovirte er zum Dr. phil., im selben Jahre heirathete er Ottilie, die Tochter des Rostocker Rechtsanwalts Kippe. Dem Schuldienste blieb er aus dem angezeigten Beweggrunde treu, auch als ihm die Pfarre an der Marienkirche in Rostock angeboten wurde. Seine spärliche freie Zeit nutzte er für wissenschaftliche theologische Arbeit aus. Ansporn zu einer bedeutenderes Aufsehen erregenden Arbeit bot ihm eine Aeußerung, die Landerer an Baur's Grabe that: Ein Wunder hätte Baur im Neuen Testamente doch stehen lassen müssen, die Bekehrung des Paulus; damit habe er im Grunde alle stehen lassen müssen; seine Lebensarbeit sei vergeblich gewesen. H., der nicht zu Baur's persönlichen Schülern gehört hatte, machte sich nun daran, die Bekehrung des Paulus, die Genesis seines Evangeliums historisch-psychologisch zu analysiren und untersuchte das grundlegende Erlebniß des Paulus: „Die Christusvision des Paulus" (1861). Diese Arbeit vorab qualificirte ihn zu akademischer Lehrthätigkeit im Fache des Neuen Testaments. 1870 erhielt er einen Ruf nach Bern, wo

er zunächst von Ostern ab als Gymnasiallehrer und Extraordinarius angestellt wurde, bis er dann im folgenden Jahre ein Ordinariat erhielt. In Bern blieb er bis 1876. Dann berief ihn Heidelberg, an dessen theologischer Facultät er bis zu seinem Tode (26. Januar 1897) wirkte.

H. war ein starker und muthiger Charakter von großer Wahrheitsliebe, Klarheit des Denkens und Kampfesfreudigkeit, dabei wird er als eine sympathische und schöne Erscheinung, als ein ritterlicher Mann geschildert. Seine Collegien sollen sehr gewirkt haben. Kirchenpolitisch stand er, ein Hauptmitarbeiter der „Protestantischen Kirchenzeitung", in den Reihen des Protestantenvereins, in seiner wissenschaftlichen Anschauung des Urchristenthums hielt er sich zur Tübinger Schule.

Seine wissenschaftlichen Arbeiten, die im Folgenden in der Hauptsache und zwar chronologisch geordnet, angeführt und charakterisirt werden sollen, liegen auf Inhalt und Umfang angesehen, ganz überwiegend auf dem Gebiete des Paulinismus. Getreu seinem Meister Baur, steht H. fest auf dem Boden der vier Hauptbriefe, diese als echt erweisend oder voraussetzend, aus ihnen den paulinischen Lehrgehalt, die Entstehung und den Inhalt des paulinischen Bewußtseinsinhalts beschreibend, die Unechtheitserklärung der andern Paulusbriefe versuchend. Die schriftstellerische Thätigkeit Holsten's begann schon früh in seiner Rostocker Zeit. 1853 handelte er in einem Programm zur Feier der dreihundertjährigen Gründung der Güstrower Domschule über „Deutung und Bedeutung der Worte des Galaterbriefes cap. 3, 21 in ihrem Zusammenhange" (39 S., Rostock). Programmschriften des Rostocker Gymnasiums, an dem er thätig war, sind zwei weitere Arbeiten der 50er Jahre: „Die Bedeutung des Wortes *σάρξ* im Neuen Testament. I. „Die Bedeutung des Wortes *σάρξ* im Lehrbegriffe des Paulus" (44 S., Rostock 1855) — es war das Thema der schon erwähnten Preisarbeit — und: „Inhalt und Gedankengang des Briefes an die Galater" (72 S., Rostock 1859). Ein Aufsatz ferner, der in Bd. 4 der Zeitschr. f. wiss. Theol. (S. 223—284; 1861) erschien, behandelt „Die Christusvision des Paulus und die Genesis des Paulinischen Evangeliums". Die Veranlassung zu dieser Arbeit, Landerer's Aeußerung an Baur's Grabe, wurde bereits genannt. Die eben aufgezählten drei Arbeiten von 1855, 1859, 1861 erschienen in wenig veränderter Form, aber mit Hinzufügung andrer neuer Abhandlungen 1868 in einem Sammelband vereint: „Zum Evangelium des Paulus und des Petrus. Altes und Neues" (XII, 447 S., Rostock). Das Buch war „Ferdinand Christian Baur, dem gestorbenen, aber nicht toten," gewidmet. Die Zusatzarbeiten betreffen eine längere Einleitung, Entgegnungen und Polemik gegen Beyschlag enthaltend, dann einen Aufsatz über die Messiasvision des Petrus und endlich einige kleinere Zufügungen in den Excursen. Das Hauptinteresse, das H. an dieser Publication hatte, lag in der Gegenüberstellung des petrinischen, gesetzlich gebundenen, und des paulinischen, grundsätzlich freien Heidenevangeliums, sowie in dem Nachweise, wieso Paulus zu der Verkündigung des gesetzesfreien Evangeliums gekommen war. Scharfe Problemfassung und feine psychologische Constructionen zeichnen die Untersuchungen aus. Das paulinische Evangelium soll nachgewiesen werden als nicht auf einem Wunder, auf übernatürlichen Eingriffen beruhend, sondern als „die immanente That eines menschlichen Geistes", eben des Paulus. In die Berner Zeit Holsten's fällt zunächst seine Mitarbeit an der „Protestantenbibel Neuen Testamentes", dem gemeinsamen Werke einer Anzahl bekannter freisinniger Theologen. H. übernahm den „Galaterbrief", für dessen Bearbeitung ihn ja seine vorangegangene wissenschaftliche Thätigkeit befähigt hatte („Protestantenbibel", Leipzig 1872, 2. Aufl. revidirt 1874; S. 701—754).

1875 schrieb er als Festschrift der Berner Facultät für Immer und Studer eine „Exegetische Untersuchung über Hebr. 10, 20“ (15 S.; Bern). Zurück auf den Boden paulinischen Schriftthums führt die Reihe von nunmehr zu nennenden Untersuchungen, die teils in Hilgenfeld's Zeitschrift für wiss. Theol., theils in den damals von den Jenensern (Hase, Lipsius, Pfleiderer, Schrader) neu gegründeten Jahrbüchern für prot. Theol. erschienen. 1874 erschien: „Zur Erklärung von 2. Kor. XI, 4—6 mit Rücksicht auf die Deutungen von Beyschlag, Hilgenfeld, Klöpper“ (Zeitschr. f. wiss. Theol. 17, 1—57) und weiter: „Ueber 2. Kor. XI, 32. 33“ (ebenda 388—406). Eine litterar-kritische Untersuchung über die Echtheit des Philipperbriefes, dessen Authentie H. anzweifelt, ist „Der Brief an die Philipper“, 1875 f. erschienen (Jahrb. f. prot. Theol. 1, 425—95; 2, 58—165, 282—372). Eine kurze Bemerkung „Zur Unächtheit des ersten Briefes an die Thessalonicher und zur Abfassungszeit der Apokalypse“ (Jahrb. f. prot. Theol. 3, 731 f.) sucht aus dem einen Verse 1. Thess. 1, 3, verglichen mit Apok. 2, 2 und 1. Kor. 13, 13 die Unechtheit des größeren Schreibens nach Thessalonich nachzuweisen. Endlich legt H. 1879 in einer längeren Untersuchung den „Gedankengang des Römerbriefes cap. I—XI mit Beziehung auf ‚des Paulus Römerbrief‘ von Volkmar“ dar (Jahrb. f. prot. Theol. 5, 95—136; 314—364; 680—719). 1880 begann die reifste Frucht von Holsten's Paulusstudien zu erscheinen: „Das Evangelium des Paulus. Theil I: Die äußere Entwicklungsgeschichte des paulinischen Evangeliums, Abtheilung 1. Der Brief an die Gemeinden Galatiens und der erste Brief an die Gemeinde in Korinth“ (XVI, 498 S., Berlin). Das Ganze war gedacht als eine Auslegung der Paulusbriefe und eine Darstellung der paulinischen Theologie. Die 2. Abtheilung des 1. Theiles sollte die Auslegung der beiden andern Hauptbriefe (2. Kor., Röm.) bringen. Der 2. Theil war als Darstellung der paulinischen Theologie geplant. Diese Arbeit ist ein Torso geblieben. H. schob ihre Vollendung hinaus, bis der Tod ihn daran hinderte. Nach seinem Tode gab sein „Freund und litterarischer Testamentsvollstrecker“ Mehlhorn das vielmals durchgearbeitete Collegheft Holsten's über die paulinische Theologie heraus, das den Aufriß und den Inhalt dessen verdeutlicht, was H. im 2. Theile seines Werkes bieten wollte: „Das Evangelium des Paulus. Theil II. Paulinische Theologie nebst einem Anhang: ‚Die Gedankengänge der paulinischen Briefe‘“ (XXVI, 173 S., Berlin 1898). Theil I, 2. Abtheilung erschien überhaupt nicht. Die Darstellung der paulinischen Theologie ist gedankenscharf, außerordentlich concentrirt und knapp in der Darstellung, freilich in dem H. eigenartigen, oft dunklen und schwer aufzufassenden Stile geschrieben. In drei Theilen verläuft die Darstellung: Der erste handelt vom geschichtlichen Hintergrunde des religiösen Bewußtseins des Paulus, das hellenistisch und jüdisch bestimmt war; der zweite, der Mitteltheil, stellt die Christusvision vor Damaskus dar; der dritte beschreibt die Umformung, die das religiöse Bewußtsein des Paulus durch den Eintritt der neuen religiösen Idee erfuhr. Einen Zeitraum von rund 30 Jahren (1850—1880) umfaßt die litterarische Thätigkeit Holsten's auf dem Gebiete des Paulinismus; wenn auch im einzelnen die Resultate seiner Arbeit in der neueren Theologie oft überholt und zurechtgerückt sind, so hat er doch auf die historische Erforschung dieser Partie des Urchristenthums ungemein stark eingewirkt. „Sein Einfluß überragt auf diesem Specialgebiet selbst denjenigen Baur's“, urtheilt einmal mit Recht Schürer. — Was H. auf andern Gebieten neutestamentlicher Wissenschaft arbeitete, tritt, wie bereits angedeutet, hinter seiner schon aufgezählten Arbeit stark zurück. Auch chronologisch folgen diese Arbeiten erst auf die früheren, die Themata aus Paulus behandeln. H. befaßte sich in den

80er und am Anfang der 90er Jahre mit Studien über die Evangelien und über einzelne Lehrbegriffe der in den Evangelien niedergelegten Theologie, im besonderen mit einzelnen Vorstellungskreisen im Bewußtsein Jesu. 1883 erschien eine Untersuchung über „Die drei ursprünglichen, noch ungeschriebenen Evangelien“ (VIII, 79 S., Karlsruhe und Leipzig). Die drei noch ungeschriebenen Evangelien der urapostolischen Zeit sind die gesetzesfreie Verkündigung des Paulus, die gemäßigt judenchristliche des Petrus, die judaistische des Herrenbruders Jakobus. 1885 folgte: „Die synoptischen Evangelien nach der Form ihres Inhalts“ (VIII, 216 S., Heidelberg): die ursprüngliche Ueberlieferung von Jesus, die naiv-judenchristlich war, ist im ältesten Evangelium (Matth.) schroff judenchristlich, antipaulinisch redigirt, Mark. stammt von einem den Matth. bearbeitenden echten Pauliner, Luk. von einem Unionspauliner. Biblisch-theologische Stoffe auf synoptischem Gebiete werden behandelt durch „Biblisch-theologische Studien“, die H. 1890 f. als Aufsätze in Hilgenfeld's Zeitschrift erscheinen ließ: „I. Die Bedeutung des Ausdrucks *ὁ πατὴρ ὑμῶν ὁ ἐν τοῖς οὐρανοῖς* (*ὁ οὐράνιος*) im Bewußtsein Jesu. II. Die Bedeutung des Ausdrucks *ὁ πατήρ μου ὁ ἐν τοῖς οὐρανοῖς* (*ὁ οὐράνιος*) im Bewußtsein Jesu. III. Die Bedeutung der Ausdrucksform *ὁ υἱὸς τοῦ ἀνθρώπου* im Bewußtsein Jesu. IV. Zur Entstehung und Entwicklung des Messiasbewußtseins in Jesus.“ (Diese 4 Studien stehen Zeitschr. f. wiss. Theol. 33, 129—166; 167—180; 34, 1—79; 385—449.) Zum Schluß mögen noch zwei außerhalb des neutestamentlichen Arbeitsgebiets Holsten's gelegene kleinere Schriften religions-philosophischen Inhalts Erwähnung finden. Einmal 1886 „Ursprung und Wesen der Religion. Thesen und Vortrag“ (Protest. Kirchenzeitung 33, 679—91; 701—14, auch separat 44 S., Berlin) von Hegel'schen und Schleiermacher'schen Gedankengängen beeinflußt, den Neukantianismus schroff ablehnend. Im folgenden Jahre, November 1887, sprach H. in ähnlichem Sinne als Prorector der Heidelberger Universität über das Thema: „Ist die Theologie Wissenschaft?“ (24 S., Heidelberg und wiederum abgedruckt Protest. Kirchenzeit. 35, 141—155).

Ueber seinen Lebenslauf bis zum Beginn der Berner Zeit hat H. selber gelegentlich sehr lebensfrische Aufzeichnungen gemacht, die sich in dem gleich zu nennenden für Holsten's Biographie und Charakterbild sehr wichtigen Nachrufe von P. Mehlhorn: Zum Gedächtniß Karl Holsten's (Protestant 1, [1897] 215—218, 231—233, 248—251) und dann wieder am Eingang der oben erwähnten, von M. herausgegebenen posthumen Schrift Holsten's: Das Evangelium des Paulus. Theil II. Paulinische Theologie, 1898, XI—XXVI) finden. Von M. stammt auch der Artikel H. in Herzog's Realencyklopädie für prot. Theol. u. Kirche. Bd. 8. 3. Aufl., 1900, 281—286. Holsten's College Hausrath sprach am 27. Januar 1897 in der Heidelberger Aula: Karl Holsten, Worte der Erinnerung (15 S., Heidelberg) und schrieb auch einen schönen Nekrolog in Bettelheim's Biographischem Jahrbuch und Deutschem Nekrolog (Bd. 2, 1898, S. 4—10).

Rudolf Knopf.

Holtzhausen: August Friedrich Wilhelm H. (1768—1827), Begründer des deutschen Dampfmaschinenbaues. H. wurde am 4. März 1768 in Elbrich im Südharz geboren. Aus seiner Jugend ist nichts näheres bekannt. 1790 bildete er sich in Andreasberg im Berg- und Maschinenbaufach praktisch aus und lenkte durch seine Intelligenz das Interesse seiner Vorgesetzten in besonderem Maaße auf sich. Als Graf v. Reden, der Begründer der schlesischen Großindustrie, für die in Tarnowitz am 4. April 1788 auf der Kgl. Friedrichsgrube aufgestellte Dampfmaschine, der zweiten in Deutschland, einen Maschinen-

meister suchte, wurde ihm H. als „ein guter und mechanischer Kopf „warm empfohlen. Da H. bereit war, die Stelle in Schlesien zu übernehmen, wurde er zunächst dem Erbauer der ersten deutschen Dampfmaschine der Praxis, dem Oberbergrath Bückling, zur Einweihung in die Geheimnisse des Dampfbetriebes nach dem König Friedrichsschacht zu Hettstedt überwiesen. An der von dem damaligen Bergassessor Bückling am 23. August 1785 in Betrieb genommenen, ersten, aus deutschem Material erbauten Dampfmaschine Watt'schen Systems, lernte H. die Wartung wie Reparatur dieser noch arg complicirten Maschinen kennen. Schon vor Ablauf eines Jahres mußte H. seine Lehrzeit in Hettstedt abbrechen, denn der plötzliche Tod eines Kunstmeisters in Oberschlesien machte seine Anwesenheit Ende März 1792 sofort nöthig. An seinem neuen Platze waren H. drei „Dampfkünste" unterstellt. Im ersten Jahre wurde er bereits zum „Feuermaschinenmeister" ernannt. 1794 begann H. bereits mit den primitivsten Hülfsmitteln, mit ganz ungeschulten Arbeitern den Bau von Dampfmaschinen. Bis zum Jahre 1825 baute er deren mehr als 50 in Größen von 4 bis 80 Pferdekraft, von insgesammt etwa 770 Pferdekraft. Anfangs wurden die Maschinentheile auf der Hütte zu Malapane, dann zu Gleiwitz angefertigt. Auf der Gleiwitzer Hütte wurde 1806 ein besonderes Bohr- und Drehwerk für den Dampfmaschinenbau angelegt. H., inzwischen von der Regierung zum Maschineninspector ernannt, bekam 1808 den Ruf als Leiter der Gleiwitzer Maschinenwerkstätten und als Oberaufseher der gesammten Dampfmaschinen im oberschlesischen Berg- und Hüttenbezirk und im Waldenburger Kohlenrevier. 1812 machte H. für die Bergbehörde Studienreisen durch die verschiedensten deutschen Bergwerksbezirke. 1816 und 1820 wurde er zum Studium neuer englischer Dampfmaschinen nach Berlin beordert. Am 9. März 1825 verlieh der König an H. den Titel „Maschinendirector". Am 1. December 1827 endigte ein Schlaganfall das arbeitsreiche Leben dieses Mannes, dem die schlesische Industrie und der deutsche Dampfmaschinenbau viel zu verdanken haben.

Bearbeitet nach der Biographie in: Matschoß, Geschichte der Dampfmaschine, 1901, S. 407 u. 94. F. M. Feldhaus.

Holzhausen: Hammann von H., das hervorragendste Mitglied der ritterbürtigen Patricierfamilie von Holzhausen, die um die Mitte des 13. Jahrhunderts aus der Umgebung nach Frankfurt a. M. zog und im Laufe der Jahrhunderte der alten Reichsstadt 67 Bürgermeister gegeben hat. H. wurde 1467 geboren und scheint die Rechte studirt zu haben; 1491 weilte er in Italien und kehrte noch im selben Jahre nach Frankfurt zurück, nachdem er sich auf Hochschulen und Reisen eine umfassende Bildung erworben hatte, die ihn zu einer hervorragenden Stellung im Patriciate und in der Verwaltung seiner Vaterstadt befähigte. 1491 trat er in den Rath ein und 1493 rückte er auf die Schöffenbank vor; 1507, 1518, 1524 und 1530 bekleidete er das Amt des älteren Bürgermeisters. Mit den Anfängen der Reformation in Frankfurt ist sein Name auf das engste verknüpft; er war es, der mit seinen patricischen Gesinnungsgenossen dem Humanisten Wilhelm Nesen die Wege ebnete, um eine Lateinschule, zunächst für die Geschlechtersöhne, zu gründen, aus der dann später das städtische Gymnasium erwachsen ist; er war es, der als Patron des Katharinenklosters 1522 den Praedicanten Hartmann Ibach in der Klosterkirche die erste lutherische Predigt halten ließ. 1522 nahm H. als Gesandter Frankfurts am Reichstage in Nürnberg Theil und ebenso 1525 am Reichstage in Augsburg. In den kirchlichen Bewegungen war H. stets ein entschiedener Förderer der neuen Lehre und deßhalb auch bei der klerusfeindlichen Bürgerschaft sehr beliebt; seinem tapferen Auftreten in der Er-

hebung der Zünfte an Ostern 1525, die noch in sein Bürgermeisterjahr fiel, ist es zu verdanken, daß die Verständigung zwischen Rath und Zünften gelang und daß die Bewegung nicht weiter um sich griff. 1526 vertrat er seine Stadt wieder in Speyer und dann im Reichsregiment in Eßlingen. Läßt sich auch sein Einfluß in der städtischen Politik wie auf den Reichstagen im einzelnen nicht genau erkennen, so beweisen seine vielen Abordnungen, daß er zu den angesehensten Städtevertretern seiner Zeit gehörte; seine Berichte von den Reichstagen, die zuerst Ranke ausgiebig benutzt hat, legen von seiner staatsmännischen Einsicht ein vollgültiges Zeugniß ab. So fest H. auch auf dem evangelischen Standpunkte stand und so gewiß gerade seiner besonnenen Energie die Reformirung seiner Vaterstadt zu danken ist, so muß doch anerkannt werden, daß er gegen das unvorsichtige Auftreten der Neuerer und selbst gegen einzelne Schritte Luther's nicht blind gewesen ist — er hat den Reformator wol 1521 bei der Durch- und Rückreise zum und vom Wormser Reichstage kennen gelernt und bald darauf seinen Sohn Justinian nach Wittenberg zum Studium geschickt —; H. hat in einem von Steitz veröffentlichten Briefe an diesen Sohn aus dem Jahre 1525 an Luther's Verheirathung und an dessen Auftreten gegen die Bauern eine interessante Kritik geübt. H. starb am 30. October 1536; er war einer der besten Staatsmänner Frankfurts in einer politisch wie kirchlich gleich bewegten Epoche und einer der letzten Städteboten, deren Wirksamkeit in der Reichspolitik an die großen Vorbilder um die Wende des 14. und 15. Jahrhunderts erinnerte. — Sein Sohn Justinian v. H., geboren 1502, † 1553, ein Schüler der Reformatoren, seit 1529 im Rathe der Stadt, hat mehrfach das Bürgermeisteramt bekleidet und war mit seinem Vetter Johann v. Glauburg (s. d. A.) und mit Dr. Johann Fichard (s. d. A.) einer der Leiter der städtischen Politik in der Folgezeit; als Vertreter der Städte bei der Unternehmung gegen Münster 1535, als Unterhändler seiner Vaterstadt, besonders bei deren Beziehungen zum Schmalkaldischen Bund, als Musterherr bei der Belagerung Frankfurts 1552 durch Moritz von Sachsen, Wilhelm von Hessen und Albrecht Alcibiades von Brandenburg hat er sich hervorragend bethätigt.

Vgl. v. Fichard's handschriftliche Geschlechtergeschichte im Stadtarchiv zu Frankfurt a. M. — Steitz, Ein Brief Hamann's v. Holzhausen &c. im Archiv für Frankfurts Geschichte und Kunst, Heft VII, S. 203 ff. — Quellen zur Frankfurter Geschichte, Bd. II, woselbst weitere litterarische und archivalische Quellenangaben. R. Jung.

Holzhauser: Bartholomäus H., katholischer Priester, Stifter der Congregation der Bartholomäer oder des Instituts der in Gemeinschaft lebenden Weltgeistlichen, geboren um den 24. August 1613 in dem Dorfe Laugna (nicht Langnau, wie zuweilen fälschlich angegeben wird), in der Diöcese Augsburg, † am 20. Mai 1658 zu Bingen. Als Sohn eines armen Schuhmachers war H. für den Beruf seines Vaters bestimmt, ruhte aber nicht, bis er studiren konnte. Er begann die lateinischen Studien in einer Freischule in Augsburg und vollendete sie nach einer Unterbrechung zu Neuburg an der Donau, wo er eine Freistelle in einem Seminar für arme Chorknaben erhielt. Hierauf absolvirte er in den Jahren 1633—1640 die philosophischen und theologischen Studien an der Universität Ingolstadt, wo er am 9. Juli 1636 Doctor der Philosophie, am 11. Mai 1639 Baccalaureus der Theologie, am 19. Juni 1640 Licentiat der Theologie wurde. Im Sommer 1639 hatte er inzwischen die Priesterweihe empfangen. H. hatte schon in seinen Studienjahren die Nothwendigkeit einer geistigen Erneuerung des Klerus zur Besserung der in den langen Kriegsjahren zerrütteten religiösen und sittlichen Verhältnisse in

Deutschland erkannt und zu diesem Zwecke den Plan gefaßt, eine Genossenschaft gemeinschaftlich lebender Weltpriester zu begründen. Da er für die erste Begründung das Erzbisthum Salzburg für geeigneter hielt als das Bisthum Eichstätt, dem er in Ingolstadt als Priester angehörte, so begab er sich nach Vollendung seiner Studien im Sommer 1640 nach Salzburg, wo er insbesondere die Gunst des Bischofs von Chiemsee, Johann Christoph von Liechtenstein, gewann. Am 1. August 1640 erhielt er ein Canonicat am Collegiatstift zu Tittmoning und wurde dadurch in die Lage gesetzt, sein Institut hier, wohin ihm seine ersten Genossen nachfolgten, die sich ihm schon in Baiern vorher angeschlossen hatten, ins Leben treten zu lassen, während er zugleich mit großem Eifer und Erfolg in der Seelsorge wirkte. Weitere Priester aus verschiedenen Diöcesen schlossen sich an. Durch die Gunst des Bischofs von Chiemsee wurden weitere erledigte Pfründen in dem Collegiatstift nach und nach mit Priestern des Instituts besetzt, während Andere Pfarreien und andere Beneficien in der Nähe von Tittmoning erhielten. H. selbst wurde nach anderthalbjähriger Wirksamkeit hier zum Pfarrer und Decan zu St. Johann im Leoggenthal (Leukenthal) in Tirol ernannt, zugleich als Vicarius generalis foraneus des Bischofs von Chiemsee daselbst, während der Hauptsitz des Instituts in Tittmoning blieb. Zur Erziehung eines Nachwuchses für das Institut gründete H. 1643 ein kleines Seminar zu Salzburg, das er 1649 von da nach Ingolstadt verlegte. Trotz mancher Anfeindungen, welche die Genossenschaft nach dem Tode ihres Gönners, des Bischofs von Chiemsee (1. December 1643) zu erdulden hatte, breitete sich dieselbe nun immer weiter aus. 1647 erhielt dieselbe die Gutheißung des Papstes Innocenz X. Auf den dringenden Wunsch des Erzbischofs von Mainz und Bischofs von Würzburg, Johann Philipp von Schönborn, wurde dieselbe seit Ende 1653 auch in dessen Diöcesen durch Uebersiedlung einer Anzahl von Priestern eingeführt. Anfang 1654 übernahmen Priester des Instituts die Leitung des Seminars zu St. Kilian in Würzburg. H. selbst wurde Pfarrer in Bingen, am 7. April 1655 als solcher installirt, 1657 auch Decan des Landcapitels Algesheim. Nach einem überaus segensreichen Wirken und heiligmäßigen Leben starb er in Bingen schon am 20. Mai 1658 im 45. Lebensjahre. „H. dürfte wohl der heiligste und bedeutsamste Welt- und Seelsorgspriester sein“, urtheilt Heinrich (Vorrede zu Gaduel S. VIII), „den Deutschland in den letzten Jahrhunderten hervorgebracht hat.“ Sein Institut, das bald nach seinem Tode auch in der Diöcese Augsburg Eingang fand (1665 wurde das Seminar in Dillingen gegründet und der Leitung von Priestern des Instituts anvertraut), und weiterhin in andern deutschen und auch ausländischen Diöcesen, und dessen Constitutionen 1680 und 1684 von Papst Innocenz XI. approbirt wurden, hat an den Orten, wo es bestand, insbesondere durch die Leitung der ihm übergebenen Seminarien, sehr segensreich gewirkt, bis zu seinem Erlöschen am Ende des 18. Jahrhunderts. (Genaueres zur Geschichte desselben insbesondere in dem Artikel von Hundhausen im Kirchenlexikon, und bei M. Heimbucher, Die Orden und Kongregationen der katholischen Kirche, Bd. II, Paderborn 1897, S. 363—366.) Eine neue Gesammtausgabe der von H. für die Genossenschaft verfaßten Constitutionen und geistlichen Uebungen gab nach der Ausgabe von Rom 1684 Gaduel heraus: „Venerabilis servi Dei Bartholomaei Holzhauser Opuscula ecclesiastica, iuxta Romanam editionem sedulo collata et denuo edita“ (Orleans und Paris 1861). — Unter Holzhauser's übrigen, nach seinem Tode gedruckten Schriften nimmt die bis Capitel 15 gehende Auslegung der Offenbarung des hl. Johannes die erste Stelle ein („Interpretatio Apocalypsis“, Bamberg 1784, ib. 1799, Wien 1850; deutsche Uebersetzung von Buchfelner,

München 1827, 2. Aufl. Regensburg 1870; von Clarus in Bd. II seines unten genannten Werkes; französische Uebersetzung von Wuilleret, 2 Bde., Paris 1856). Ferner die zehn Visionen, die H. im J. 1646 handschriftlich dem Kaiser Ferdinand III. zu Linz und dem Kurfürsten Maximilian von Baiern zu München überreichte („Visiones venerabilis servi Dei Bartholomaei Holzhauser“, neue Ausg. Bamberg u. Würzburg 1797; deutsche Uebersetzung mit Erläuterungen bei Clarus); die ascetischen Schriften: „De humilitate“ (Mainz 1663 u. ö.; deutsche Uebersetzung von M. Sintzel, Augsburg 1848); „Tractatus de discretione spirituum“ (Mainz 1737; deutsch Frankfurt 1832).

Brevis delineatio vitae eximii servi Dei Bartholomaei Holzhauser, zuerst Holzhauser's Schrift De humilitate, Mainz 1663, vorgedruckt. Neue Ausgabe, zusammen mit der Auslegung der Apokalypse: „Biographia venerabilis servi Dei Bartholomaei Holzhauser vitae communis clericorum saecularium restauratoris. Accedunt eiusdem in Apocalypsin commentarii plane admirabiles“ (Bamberg 1784, 2. Aufl. 1799, deutsch Augsburg 1813). Nach der Bamberger Ausgabe deutsch bearbeitet von Ludwig Clarus [Wilhelm Volk]: „Bartholomäus Holzhauser's Lebensgeschichte und Gesichte, nebst dessen Erklärung der Offenbarung des heiligen Johannes“ (2 Bde., Regensburg 1849). — Vita del ven. servo di Dio Bartolomeo Holtzhauser (Rom 1704; lat. Ingolstadt 1723, Mainz 1737). — S. Buchfelner, Die Lebensgeschichte des ehrwürdigen Dieners Gottes Bartholomä Holzhauser (München 1826). — [Holzwarth], Bartholomäus Holzhauser (im Katholik, Neue Folge, Bd. V u. VI, 1852). — A. Werfer, Lebensgeschichte des Bartholomäus Holzhauser (Schaffhausen 1853, 6. Bändchen von dessen Leben ausgezeichneter Katholiken). — A. J. Weidenbach, Das Leben des ehrwürdigen Dieners Gottes Bartholomäus Holzhauser (Mainz 1858). — J. P. L. Gaduel, Vie du vén. serviteur de Dieu B. Holzhauser (Orleans und Paris 1861, 2. Aufl. 1868); deutsch: Leben des ehrwürdigen Dieners Gottes Bartholomäus Holzhauser. Deutsche Ausgabe mit einem Vorworte von J. B. Heinrich (Mainz 1862). — Hundhausen, Artikel Holzhauser im Kirchenlexikon von Wetzer und Welte, Bd. VI (Freiburg i. Br. 1889), Sp. 183—196. Lauchert.

Homberger *): Jeremias H., Hauptpastor an der ständischen Stiftskirche in Graz, geboren im J. 1529 zu Fritzlar in Hessen, studirte Theologie an der Universität zu Marburg, war von 1563 bis 1568 Rector der Lateinschule zu Frankfurt a. Main, widersetzte sich dort den Reformirten und mußte die Stadt verlassen; dann lehrte er an Schulen in der Pfalz, später zu Lauingen in Schwaben; von dort zog er aus, um eine neue Stellung zu suchen, begab sich nach Wien, wo er von den evangelischen Ständen der Steiermark den Ruf erhielt, an die von ihnen gegründete und 1574 eröffnete Stiftskirche und Stiftsschule in Graz als Hauptpastor zu treten.

Schon in Frankfurt hatte er in deutscher Sprache ein Buch geschrieben, in dem er als Anhänger der Lehre des Flacius sich über die Erbsünde aussprach. Da die Stände der Steiermark streng lutherisch waren, fürchtete er, sie würden daran Anstand nehmen und am 4. October 1574 veröffentlichte er daher einen Brief, in dem er erklärte, daß Flacius schon seit langer Zeit von ihm selbst benachrichtigt worden sei, daß er seine Meinung über die Erbsünde nicht mehr theile.

In Graz erhielt er den Wirkungskreis eines Superintendenten, trat an die Spitze des von den Ständen errichteten Kirchenministeriums, wurde Mit-

*) Zur Ergänzung des kl. Artikels Bd. XIII, S. 40.

glied der Behörde der Schulinspectoren, Hauptpastor an der Stiftskirche und Lehrer der Theologie an der Stiftsschule. Er war durchaus ehrenhaft, treuherzig und eifrig, aber auch sehr heftig und jähzornig, was ihn in manche Unannehmlichkeiten, die leicht hätten vermieden werden können, verwickelte. So gerieth er sogar mit denjenigen, die ihn berufen hatten und die er als seine Oberbehörde zu betrachten hatte, mit den Verordneten der Stände, in Conflict, da er von weltlichen Personen Befehle in Kirchenangelegenheiten anzunehmen verweigerte und nach völliger Unabhängigkeit von den Verordneten strebte. Dennoch schuf er sich in Steiermark nach und nach eine angesehene Stellung und seine Stimme wurde in Religionsangelegenheiten die einflußreichste im Lande, denn von ihm stammen zum größten Theile die Zusammenstellung der wichtigsten Glaubenssätze, die Kirchenagende und endlich die Vorschriften über das Kirchenministerium, welche dazu dienen sollten, Gleichförmigkeit in der Religionsübung der drei Lande Steiermark, Kärnten und Krain aufrechtzuerhalten.

Sowie Erzherzog Karl in Innerösterreich energisch gegen den Protestantismus aufzutreten begann, beeinflußt durch den Papst, durch seine Gemahlin, die bairische Maria, durch den Herzog Wilhelm von Baiern und durch den Kaiser befand sich H. bald in der vordersten Reihe der Vertheidiger der neuen Lehre und der Widersacher des Erzherzogs und an Streitfällen fehlte es nicht.

Auf dem Landtage zu Bruck an der Mur 1578 hatten die Stände beschlossen, eine eigene Druckerei in Graz zu errichten und bestimmt, daß ohne Wissen und Einsicht des Hauptpastors nichts in Druck gelegt werden solle. Als 1579 die Jesuiten den Katalog der Unterrichtsgegenstände, welche in ihrem Collegium gelehrt wurden, dem ständischen Buchdrucker zum Drucke übergaben, fragte dieser bei H. an, ob ihm dieser Druck gestattet sei; H. verbot denselben. Nun wandten sich die Jesuiten an die Regierung, welche den Buchdrucker gefänglich einziehen ließ. Die Stände erwirkten allerdings dessen Freilassung, doch mußte er seine Druckerei einstellen.

Einen weiteren, schweren Conflict mit der Regierung erregte H. durch seine Predigten. Am 3. Juni 1580 hielt er eine Predigt, in der er sich gegen das Fronleichnamsfest und gegen dessen Veranstalter und Theilnehmer in derben Worten aussprach und wiederholte diese am 5. und 7. Juni. Erzherzog Karl befahl infolge dessen den Verordneten und dem Landeshauptmann, H. zu verhören und darüber Bericht zu erstatten. Dies geschah, und nach einem zwischen den Ständen und der Regierung erfolgten lebhaften Schriftwechsel verbot diese dem H. jedes weitere Predigen. Trotzdem gönnte sich H. keine Muße. Er verfaßte das Werk: „Germina grani sinapi nuper sati“ (gedruckt 1591, zu Frankfurt am Main), ein religiöses Gedicht: „Vehiculum sacrum peregrinationis“ (erschienen 1582 zu Heidelberg) und ein deutsches Gedicht: „Ein schön Lied von der Rechtfertigung des armen Menschens für Gott“ (gedruckt Grätz o. J.).

Eine wichtige Sendung wurde ihm 1581 zu Theil. In Krain hatte Georg Dalmatin die Bibel in die slovenische Sprache übersetzt und wünschte, sein Werk in sprachlicher und theologischer Beziehung durch Sachverständige prüfen zu lassen. Als die geeignetste Persönlichkeit für diese Arbeit wurde H. erkannt; die steierischen Verordneten gestatteten ihm daher die Reise nach Laibach, wo er bis Ende October 1581 verweilte und über Dalmatin's Uebersetzung sein Urtheil dahin abgab, daß sie eine gute sei. Nachdem 1577 in Deutschland die Concordienformel zu Stande gekommen war, welche die zahlreichen kirchlichen und dogmatischen Streitfragen innerhalb der evangelischen Welt beseitigen und alle Anhänger der lutherischen Doctrin gegenüber den Anhängern

anderer Lehrmeinungen vereinigen sollte, wurde H. die Aufgabe zu Theil, die Stände von Steiermark, Kärnten und Krain und alle diesen unterstehenden Prediger zur Annahme und Unterfertigung derselben zu bewegen. Nach längeren Verhandlungen und nicht ohne Schwierigkeit, besonders in Kärnten, gelang ihm auch dieses Werk. — In ihrem Glauben bedrängt durch Erzherzog Karl beschlossen die Stände der drei inneröſterreichischen Lande, eine Gesandtschaft an den Reichstag nach Augsburg (1582) zu entsenden, um durch die Ueberreichung der Unterschriften für die Concordienformel und eines von H. verfaßten Berichtes über die traurige Lage der Evangelischen in Inneröſterreich, die Reichsstände geneigt zu machen, bei dem Erzherzog zu intercediren und dahin zu wirken, daß wie der Adel auch die Städte und Märkte Inneröſterreichs des Reichsfriedens theilhaftig würden. Bei dieser Gesandtschaft befand sich auch H. — Dennoch stockte seine schriftstellerische Thätigkeit nicht. Er verfaßte um diese Zeit eine „Christliche Agenda, auffs einfältigste zu tauffen und andere Kirchensachen zu verrichten, so von denen gebraucht werden mag, welche an Ortte kommen, da die Kirch vorhin keine Agenden haben, wie ich Jeremias Homberger zuweilen hab thun müssen“ (o. J. u. O., jedenfalls 1582 in Graz gedruckt), ein „Examen theologicum“ (Heidelberg 1583) und eine noch nicht gedruckte, handschriftlich im Landesarchiv zu Graz befindliche „Oratio“. In dieser legt er dar, daß die Evangelischen in Inneröſterreich getreue Anhänger der Augsburgischen Confession seien und gibt eine anschauliche und wahrheitsgetreue Schilderung des religiösen Zustandes von Steiermark, Kärnten und Krain (die letztere abgedruckt bei F. M. Mayer, s. u.).

Mit Patent vom 25. September 1583 befahl Erzherzog Karl, sich von nun an des neuen, gregorianischen Kalenders zu bedienen. Da in allen drei Landen diese Angelegenheit als eine Religionssache angesehen wurde, erhoben sich die evangelischen Prediger dagegen und erklärten sich gegen diese verderbliche, vom Papste ausgehende Neuerung. Am heftigsten trat auch in dieser Sache H. in Graz auf. Die Regierung setzte aber zuerst in Krain und und Kärnten, dann auch in Steiermark ihre Anordnung durch.

Obwol H. von dem Erzherzog das Predigen untersagt war, hielt er dennoch am 4. August 1585 vom Altar der Stiftskirche eine Anrede an seine Glaubensgenossen, welche, wie dem Erzherzoge berichtet wurde, die Aufforderung enthielt, in Religionssachen dem Landesfürsten nicht zu gehorchen. Die Folge dieses Vorganges war der Befehl des Erzherzogs Karl an die Verordneten, H. aus seinen Ländern zu entfernen; binnen dreier Tage müsse er Graz, binnen zwei Wochen Inneröſterreich verlassen. Die Verordneten nahmen sich Homberger's eifrigst an und protestirten gegen den Befehl des Erzherzogs, doch vergeblich, denn nach längerem Schriftenwechsel zwischen den Ständen und der Regierung mußte H. am 11. November 1585 Graz und die Steiermark verlassen. Er begab sich nach Regensburg, genoß eine Jahrespension von den steirischen Ständen im Betrage von 200 Gulden und unterhielt mit seinen Glaubensgenossen in Graz einen lebhaften Briefwechsel. Nach dem Tode des Erzherzogs Karl (1590) begab er sich noch einmal nach Graz, hoffend hier wieder angestellt zu werden; doch seine Wünsche verwirklichten sich nicht.

Noch immer war er ununterbrochen schriftstellerisch thätig. Er schrieb zwei Büchlein: „Viola Martis“ und das „Violbüchlein“, welche von der würdigen Vorbereitung zum Abendmahl handelten (erschienen wahrscheinlich vor 1587 zu Graz, in 2. Auflage 1587 zu Regensburg); den Ständen der Steiermark sendete er ein zum Drucke bestimmtes Werk „Trostbuch“, welches diese aber „wegen des darin enthaltenen Eifers“ nicht drucken zu lassen wagten.

In Frankfurt a. M. erschienen 1588 zwei Werke: „Wolgemuth oder geistliche Beschauung des zweyfältigen Bildes Christi“ und „Senffkörnlein unsers Herrn Jesu Christi, d. i. Kurtzer Unterricht von allen Hauptstücken der christlichen Lehre“; die zweite Auflage des „Examen theologicum“ erschien 1589 in Graz, und ebenda 1590 „Sprüch Salomonis“; 1591 bei Johannes Spieß zu Frankfurt a. M.: „Germina grani sinapis nuper sati“, nicht eine Uebersetzung des „Senffkörnleins“, sondern ein Lernbuch in Fragen und Antworten; sodann: „Mucro stimuli Christi. Ein ausführliche Erklerung und fleißige Betrachtung des hochwichtigen Artikels unsers christlichen Glaubens von der Justifikation und Rechtfertigung des armen Sünders für Gott“ (Jena 1592).

Die letzten Tage seines Lebens verbrachte H. zu Znaim in Mähren, wo er am 5. October 1595 starb.

Dr. Franz Martin Mayer, Jeremias Homberger. Ein Beitrag z. Gesch. Innerösterreichs im 16. Jahrh. (Arch f. öst. Gesch., 74. Bd., S. 203—259).

Franz Ilwof.

Homeyer: Eugen Ferdinand von H., hervorragender Ornitholog, wurde am 11. November 1809 zu Nerdin bei Anclam in Vorpommern geboren. Seine Absicht, zu studiren, wurde durch anhaltende Kränklichkeit in seiner Jugend verhindert und daher widmete er sich der Landwirtschaft und bewirthschaftete später das väterliche Gut Warbelow. Hier erregte die Vogelwelt sein lebhaftes Interesse und er begann die Vögel zu beobachten und eine Sammlung von Vogelbälgen anzulegen. Nach dem Tode seiner Frau verkaufte er das Gut und zog nach Stolp in Pommern, um sich ganz seiner Lieblingswissenschaft zu widmen. Seine außerordentliche Beobachtungsgabe, sein ausdauernder Fleiß und sein ausgebreiteter Briefwechsel mit den Fachgenossen bewirkten es, daß er nach nicht langer Zeit unter den europäischen Ornithologen in Bezug auf Urtheil und Kenntniß als einer der Bedeutendsten anerkannt wurde, wie schon daraus hervorgeht, daß er zum Präsidenten der deutschen ornithologischen Gesellschaft erwählt wurde. 1878 war es ihm vergönnt mit dem Kronprinzen Rudolf von Oesterreich und A. Brehm eine Reise an die untere Donau zu unternehmen. Bald darauf veröffentlichte er sein erstes Werk: „Ornithologische Briefe“, Berlin 1881, in welchem er das Wichtigste aus seinem umfassenden Briefwechsel zusammenstellte und dadurch ein höchst lehrreiches Buch schuf, welches nicht nur die Classification sondern auch die Biologie der Vögel eingehend behandelte. Noch in demselben Jahre erschien ein zweites Buch: „Die Wanderungen der Vögel mit Rücksicht auf die Züge der Säugethiere, Fische und Insecten“, Berlin 1881, welches er dem Kronprinzen Rudolf widmete. Bemerkenswerth ist ferner noch ein Werk: „Deutschlands Säugethiere und Vögel, ihr Nutzen und Schaden.“ Der unheilvollen Zersplitterung der Vogelgattungen trat H. entgegen, wie aus seinem grundlegenden „Verzeichniß der Vögel Deutschlands“ hervorgeht. Außerdem veröffentlichte er zahlreiche kleinere Aufsätze in den verschiedensten Zeitschriften. Im Jahre 1883 legte er seines Alters wegen die Stelle eines Präsidenten der deutschen ornithologischen Gesellschaft nieder. Er starb am 31. Mai 1889 infolge eines Schlaganfalles. Er hinterließ eine Sammlung von 20 000 europäischen Vogelbälgen.

Heß.

Hopf: Gustav H., sachs.-gothaischer Finanzrath, Director der Gothaer Lebensversicherungsbank, hochverdient um den Ausbau des deutschen Versicherungswesens, geboren am 29. Mai 1808 zu Gut Hundsbrunn bei Ohrdruf in Thüringen, † am 6. October 1872 in Gotha. Der Vater, Pächter des eben genannten ganz allein liegenden Gutes, ließ diesen seinen zweiten Sohn anfangs durch einen Hauslehrer unterrichten, dann das Progymnasium zu Ohr-

druf und von Ostern 1826 ab das Gymnasium zu Gotha besuchen, welches er in allen Fächern mit Auszeichnung absolvirte. Hierauf bezog er Ostern 1828 die Universität Göttingen, um Rechts- und Cameralwissenschaft zu studiren; er beschäftigte sich jedoch auch mit Mathematik, Physik, Chemie, Botanik und Mineralogie und gewann durch eine Arbeit über Hygrometrie einen zweiten Preis, während den ersten kein geringerer als Bunsen ihm streitig machte. Im Jahre 1831 legte er sein juristisches Examen ab und bestand gleich darauf auch die cameralistische Prüfung mit Auszeichnung. Nun trat er in den gothaischen Staatsdienst ein, und als zu jener Zeit der in der Gründung begriffene Zollverein eine frische, hoffnungsreiche Strömung in dem wirtschaftlichen und politischen Leben Deutschlands in Aussicht stellte, war es seine richtige Beobachtung und Beurtheilung der Zeitverhältnisse, welche ihn sofort eingehende Studien im Steuerfache machen ließ. Im Jahre 1834 erhielt er eine feste Stellung als Rentcommissär im Rechnungsdepartement und der Secretarie der Herzoglichen Kammer zu Gotha. Mittlerweile hatte ihn jedoch E. W. Arnoldi, der Begründer der Gothaer Lebensversicherungsbank, kennen und seine außerordentliche Befähigung schätzen gelernt und bewirkte 1835 seine Ernennung zum Banksecretär, eine Stelle, deren Inhaber 1839 den Titel Bankbevollmächtigter, 1863 Bankdirector erhielt und in der That die Leitung der eigentlichen Bankverwaltung besorgte. Hier war er nun der rechte Mann am rechten Platze. Durch das völlige Aufgehen in seinem Berufe, weise Selbstbeherrschung, Zurückhaltung und Disciplinirung wußte er den günstigen Erfolg an sich zu fesseln. „Nicht an der Begründung und ersten schwierigen aber glücklichen Organisation hatte er Theil, aber die Entwickelung der gedeihlichen und hohen Blüte der Gothaer Anstalt ist zumeist sein Werk und um die gesicherte, solide Entfaltung des Lebensversicherungswesens in Deutschland hat er mindestens sehr große und bleibende Verdienste.“ Eine große Anzahl eingehender und noch jetzt beachtenswerther Abhandlungen von ihm geben hierfür den Beweis. So erschien von H. in der „Deutschen Vierteljahrsschrift“ Jahrg. 1842: „Die neusten Ergebnisse und Fortschritte der Lebensversicherungsanstalten in Deutschland mit Andeutungen über die national-ökonomische Wichtigkeit dieser Anstalten.“ In der gleichen Zeitschrift Jahrg. 1852 veröffentlichte er: „Die Lebensversicherungsanstalten Deutschlands, ihre Einrichtungen, ihr Zustand und ihre Hoffnungen“ und in Masius' „Rundschau der Versicherungen“ 1853: „Die Bestimmungen der Verfassung der Gothaer Lebensversicherungsbank über die Berechnung der Reserve mit ihren Consequenzen,“ desgl. Jahrg. 1854; „Zur Frage über die Vertheilung der Ueberschüsse bei Lebensversicherungsanstalten“. Fast jedes Jahr zeitigte fortan eine größere Zahl bahnbrechender Schriften, so über „Die Lebensversicherung als Mittel zur Hebung des persönlichen Credits für Mitglieder von Vorschußkassen und Creditgenossenschaften“; „Zur Frage über die Behandlung der Selbstmordfälle von Versicherten bei den Lebensversicherungsanstalten“; „Die Stellung der Aerzte zu den Lebensversicherungsanstalten“; „Der Prämienübertrag bei der Lebensversicherung“ u. s. w.

Den Gedankenaustausch mit Fachgenossen als den wirksamsten Hebel für Erlangung eigener Tüchtigkeit und Schaffenskraft anerkennend, knüpfte H. mit englischen Versicherungsleuten um die Mitte der vierziger Jahre fördernde und erfolgreiche Verbindungen an, sodaß ihn die statistische Gesellschaft zu London zu ihrem auswärtigen, das Institut of Actuaries zu seinem correspondirenden Mitglied ernannte. Mehrere seiner Schriften wurden daher auch ins Englische übersetzt. Nicht minder lebhaft wie zu den englischen wurden bald seine Beziehungen zu den deutschen Fachgenossen und Gelehrten und hiernach dehnte er dieselben auch auf Frankreich, Oesterreich, Belgien (wo er seit 1857 corre-

spondirendes Mitglied der Commission centrale de statistique in Brüssel war) und zuletzt auf die Vereinigten Staaten von Nordamerika aus. Nebenher lief seine Wirksamkeit und Stellung auf den in den fünfziger Jahren von Quetelet in Brüssel angeregten internationalen Congressen, denen er 1855 in Paris, 1857 in Wien, 1860 in London und 1863 in Berlin beiwohnte. Von der Gothaischen Regierung wurde wiederholt sein sachverständiger Rath erbeten, so bei der Umgestaltung der Wittwensocietät. In Anerkennung seiner Verdienste darum erfolgte die Verleihung des Prädicats „Finanzrath".

Als es sich um Entwürfe zu einem Versicherungsgesetze handelte, nahm H. an den Verhandlungen in dem Collegium für Lebensversicherungswissenschaft, welches im Jahre 1868 unter seiner wesentlichen Mitwirkung in Berlin ins Leben gerufen worden war, einen entschiedenen Antheil. Für seine Stellung zu den bedeutsamen Bestrebungen des Collegiums in legislatorischer Richtung war stets das für ihn bestimmend und ausschlaggebend, das große Werk vor wechselnden Zeitströmungen und persönlichen Auffassungen zu schützen und dafür suchte er nach richtigen und ausreichenden Garantien. In Gotha nahm H. Antheil an der Gründung der Gothaer Privatbank und gehörte deren Aufsichtsrath bis zu seinem Tode an, ferner war er Mitglied des Vorstandes der kaufmännischen Innungshalle und Handelsschule und des Aufsichtsrathes der Actiengesellschaft für Wasserversorgung.

H. war seit dem 4. Juni 1838 vermählt mit Marie Henneberg aus Gotha, die ihm sieben Kinder gebar, von welchen drei jedoch nur ein geringes Alter erreichten; seine Gattin selbst wurde am 26. Mai 1866 von langen Leiden durch den Tod erlöst.

Vgl. Erinnerungen an Gustav Hopf von Dr. F. Henneberg, Gotha 1872.

M. Berbig.

Hopf: Julius H., Dr. jur., Bevollmächtigter der Feuerversicherungsbank zu Gotha, Sohn des Vorigen, geboren am 20. Oktober 1839 in Gotha, † ebenda am 12. Juli 1886. Seine juristischen Studien machte H. nach Absolvirung des Gothaer Gymnasiums in Berlin und Göttingen, worauf er nach dem Staatsexamen, der Promotion und längerem Aufenthalte im Auslande in den gothaischen Justizdienst eintrat. Schon von Jugend auf im Elternhause mit dem Versicherungswesen näher bekannt geworden, übernahm er 1875 die Stellung als Banksecretär in der Verwaltung der Feuerversicherungsbank für Deutschland in Gotha. Im J. 1876 wählte ihn die Bevölkeruug des Herzogthums Gotha in den deutschen Reichstag, wo er bis zur Auflösung desselben 1878 der nationalliberalen Partei angehörte, sodann aber eine Wiederwahl ablehnte. Als sein Schwager August Gier, der Bevollmächtigter der Feuerversicherungsbank war, 1879 unheilbar erkrankte, rückte H. in seine Stellung ein. Leider aber erkrankte auch er schon Ende des Jahres 1880 an einem Lungenleiden, dessen Heilung auch ein längerer Aufenthalt in Soden, San Remo und Falkenstein im Taunus nicht herbeiführte und dem er endlich erlag. Seine erste Gemahlin, Gertrud geb. Besser, hatte er bereits 1875 verloren, seit 1877 war er wieder vermählt mit Anna geb. Lorenz. Er hinterließ einen Sohn und drei Töchter.

In die Zeit, während welcher H. die Stellung als Banksecretär bekleidete, fiel der hundertste Geburtstag des Gründers der Bank, E. W. Arnoldi und aus diesem Anlaß verfaßte er im Auftrage seiner Anstalt die Festschrift: „E. W. Arnoldi und seine Schöpfung, die Feuerversicherungsbank für Deutschland." Ein zweites Buch, durch welches sich H. einen klangvollen Namen in der Fachlitteratur erwarb, gab er 1880 heraus; es führte den Titel: „Aufgaben der Gesetzgebung im Dienste der Feuerversicherung." Eine dritte ver-

dienstvolle Denkschrift, den öffentlichen und Privatbetrieb in der Feuerversicherung betreffend, bearbeitete H. auf seinem Krankenbette in Falkenstein. Außer seinen Arbeiten auf dem Gebiete des Versicherungswesens war H. schon früher auf juristischem Gebiete publicistisch thätig gewesen. Seine in Frankreich und England gemachten Studien hatte er niedergelegt in den Schriften: „Die Rechtsschulen in Frankreich“ und „Die Genossenschaften der Anwälte in England“. Eine Reihe von Jahren gab er auch, anfangs gemeinschaftlich mit Sammer, dann allein die von Martens begründete Recueil des Traités heraus. Alle Schriften Hopf's zeichnen sich durch klare, objective und noble Darstellungsgabe und durch formvollendeten Stil aus.

Vgl. Vereinsblatt für Deutsches Versicherungswesen. Jahrg. 1886, Nr. 10. M. Berbig.

Hoppe: Ernst Felix Immanuel H.-Seyler zu Straßburg i/E., Arzt und Chemiker, geb. zu Freiburg a. U. am 26. Dec. 1825, besuchte die Universitäten Halle, Leipzig, Berlin, Prag, Wien als Schüler von E. H. und Ed. Weber, Oppolzer, Erdmann, Marchand, Joh. Müller, Lehmann, wurde in Berlin 1850 Doctor mit der Dissertation: „De cartilaginum structura et chondrino“, ließ sich dann hier als Arzt nieder, war Arzt am Arbeitshause 1852—54 und beschäftigte sich gleichzeitig mit physiologisch-chemischen Arbeiten und physikalischer Diagnostik. 1854 übernahm er die Stellung als Prosector in Greifswald, habilitirte sich daselbst, kehrte aber bereits 1856 nach Berlin zurück, wo er als Assistent Virchow's im pathologischen Institut für pathologische Chemie bis 1864 thätig war und 1860 Professor e. o. wurde. 1861 folgte er einem Ruf als ordentlicher Professor der angewandten Chemie nach Tübingen und 1872 siedelte er als ordentlicher Professor der physiologischen Chemie nach Straßburg über. In dieser Stellung verblieb er bis zu seinem Lebensende. H., der am 10. August 1895 auf seiner Besitzung Wasserburg am Bodensee während eines Ferienaufenthaltes am Schlaganfall gestorben ist, gehört zu den Begründern der neueren physiologischen Chemie, um die er sich nicht bloß durch eine unübersehbare Zahl eigener Forschungen in allen ihren Theilen, sondern auch durch eine umfassende Lehrthätigkeit verdient gemacht hat. Die Mehrzahl der deutschen Universitätslehrer der physiologischen Chemie und viele ausländische sind aus Hoppe's Schule hervorgegangen. Von seinen Schriften seien zunächst erwähnt: „Handbuch der physiologisch- und pathologisch-chemischen Analyse“ (Berlin 1858—83, 5 Aufl.); „Physiologische Chemie“ (Ib. 1877 bis 81); „Medicinisch-chemische Untersuchungen“ (4 Hefte, 1866—71); „Zeitschrift für physiologischo Chemie“ (I—XVIII, 1877—94). Außerdem veröffentlichte H. Arbeiten über die Eigenschaften der Blutfarbstoffe, der Eiweißstoffe, über Gährungen, Activirung des Sauerstoffs, Bestandtheile der Protoplasmen u. s. w. in Virchow's Archiv und Pflüger's Archiv und in der oben genannten Zeitschrift. Von diesen Einzelarbeiten haben namentlich diejenigen über die Eiweißkörper (Vitellin, Ichthin, Globulin, Albumin) und über die Chemie der Zelle in allerjüngster Zeit den Anstoß zu weiteren sehr wichtigen Forschungen gegeben. In Bezug auf die Blutfarbstoffe kommt H. das Verdienst zu, die Bedeutung des Hämoglobins für die innere Athmung, den Zusammenhang des Blutfarbstoffs mit dem Lecithin, das Nuklerin in den Blutkörperchen, das Hämochromogen nachgewiesen zu haben. H. gab Methoden zur Analyse des Hämoglobins an, untersuchte dessen Spaltungsproducte und förderte namentlich auch die Lehre von den Beziehungen der rothen Blutkörperchen zu den Gallenfarbstoffen. In den Zellen wies H. die Globuline, Albumine, Glykogen, die Verbreitung des Lecithins u. s. w. nach. Wichtig sind auch Hoppe's Studien über die Bedeutung der Cholesteaine und des Fetts in den Zellen.

Vgl. Pagel, Biogr. Lex. hervorr. Aerzte d. 19. Jahrhs., S. 728.

Pagel.

Hoeppl: Christian H., Lyriker, geboren 1826 zu Ansbach, studirte zu Erlangen, Göttingen, Halle und München classische und morgenländische Sprachen, wandte sich aber nicht, wie ursprünglich beabsichtigt, dem philologischen Berufe zu, sondern lebte in Mainz, Wiesbaden und Düsseldorf litterarisch thätig, auch bei Zeitschriften beschäftigt. In Wiesbaden hat im Sommer 1857 sein Altersgenosse Rodenberg, der bekannte Dichter, mit ihm einige Wochen verlebt, aber bald danach, als Hoeppl's Briefe immer verwirrter wurden, die Beziehungen zu ihm abgebrochen, und er vermag jetzt (s. u.) nichts Näheres mehr über ihn auszusagen, obwohl Hoeppl's letztes Buch „Meinem lieben Freunde Julius Rodenberg zugeeignet" ist. Die Herausgabe eines von vornherein nicht lebensfähigen litterarisch-journalistischen Unternehmens, „Der Rhein", stürzte ihn in eine solche Schuldenlast, daß er nicht hoffen konnte, diese je zu decken, und deshalb in die Schweiz flüchtete. Da es ihm nicht gelang, sich wieder aufzurichten oder gar emporzuarbeiten und sich ihm keine Aussicht auf Besserung in der Zukunft zeigte, endete H. verzweifelnd sein Leben 1862 durch Selbstmord auf dem Züricher See. Vier selbständige Bücher hat H. drucken lassen, sämmtlich durchaus Früchte ausgesprochenen lyrischen Schaffens enthaltend. Der starke Band „Gedichte" (1851; 2. Aufl. 1853) bringt eine Fülle verschiedenster Stimmungen in meistens glatten, doch vorzugsweise einfachen Formen zur Anschauung: „wir finden darin Poesien voll tiefer Empfindung, voll gesunder Lyrik, voll warmer Vaterlandsliebe, kurz Proben eines entschieden dichterischen Berufes" urtheilte Levin Schücking in der „Kölnischen Zeitung". Auch einige gelungene freie Nachbildungen aus dem Englischen, dem Neugriechischen und aus Hafis' ‚Divan'. Wie letztere so bekundet auch „Sakontola, lyrisches Drama" (1854; 2. Aufl. 1857) den ehemaligen Orientalisten; ein längerer Artikel im „Magazin für die Litteratur des Auslandes" wies hin, wie H. durch Europäisierung das herrliche indische Gedicht auch dem größern Publicum, auch der Frauenwelt zugänglich gemacht habe. Höhere Stufen zu erklimmen wagte das subjectiv lyrisch-epische Werk „Atlantis. Eine Dichtung" (1856). Denn es ward, hieß es in einer längeren Besprechung im ‚Jahrbuch deutscher Dichtung', „seine Atlantis ein Preislied der Natur voll reizender Schilderungen, tiefer Anschauung und hoher Gedanken. Die lebendige Natur dient ihm nicht als bloße Staffage, auch nicht als Hülle, um darunter eine Idee verblümt zu geben, nicht Fabel, nicht Märchen ist seine Dichtung, sie ist etwas Höheres — die poetische Verklärung der in der Vielheit der Naturerscheinungen sich offenbarenden geistigen Einheit. Die gleichsam wie in lichten, rosigen Morgenschein getauchte, wie Blumenduft zart hingehauchte Dichtung . . . wird auch dem aus der Halbheit und Unnatur unserer Cultur- und Gesellschaftszustände sich heraussehnenden Denker genußreiche Befriedigung gewähren". Von dieser zu enthusiastischen Lobpreisung muß auf jeden Fall auf Kosten des Rhythmus und der äußern Form überhaupt ein Abzug vorgenommen werden. Dagegen ist es H. in seiner letzten Sammlung „Ein weltlich Liederbuch" (1859) nicht nur in einer längeren Reihe von Gedichten gelungen, Form und Inhalt harmonisch auszugestalten, sondern auch über das ausschließliche Empfindungsgebiet hinausdringend, Stimmungen aus Natur, Seele, Leben in Bildern, welche deutlich der eigenen Erfahrung abgelauscht sind, widerzuspiegeln. Viele tiefernste sowie etliche mit der Thräne im Auge halbheiter anklingende Nummern dieses „weltlichen" Liederbuchs — dem trotz des Titels eigentlicher Realismus ziemlich fremd bleibt — sollten dem völlig verschollenen Namen des unglücklichen Dichters eine Stätte bei der

Buchung der nicht zu reichen lyrischen Ausbeute der sog. Reactionsperiode 1850—60 verbürgen.

Lebensabriß bei Frz. Brümmer, Lex. d. dtsch. Dchtr. u. Pros. d. 19. Jhs.[4 u. 5] II 201 f., dessen lebensgeschichtl. Daten beruhen meist auf H. Kurz, Gesch. d. d. Lit. IV, 30 a, dem zufolge auch Hoeppl's „weltlich Liederbuch“ „eine kühne, oft allzukecke Weltanschauung“, die Märchendichtung „Atlantis“ episches Talent (vgl. ebd. S. 365 a) bekunde. Nach Kurz S. 8 b hatte sich Hoeppl an die 1851 von Hamburg aus (durch Krüger und Wulff) begründete sog. „Junggermanischen Schule“ (vgl. „Die 'J. Sch. Ziel und Grundsätze derselben, dargestellt von ihr selbst“, 2. Aufl. Altona 1859) mit vielen andern frischen Talenten angeschlossen (vgl. auch deren Zeitschrift „Teut“). — Kurze briefl. Auskunft Prof. Dr. J. Rodenbergs 14. Novb. 1904. Die citirten Urtheile auf dem Rückumschlag des „weltl. Liederbuchs“.

Ludwig Fränkel.

Horn: August Wilhelm von H., königlich-preußischer General der Infanterie, am 18. Februar 1800 auf dem Gute Loschen im Kreise Preußisch-Eylau in Ostpreußen geboren, trat sechszehnjährig zu Danzig beim damaligen 4. Infanterieregimente in den Heeresdienst, legte während des Besuches der Kriegsschule (jetzt Kriegsakademie), zu welcher er von 1822—1825 als Secondlieutenant commandirt war, den Grund zu einer demnächst durch anderweite Studien ergänzten und vervollständigten militärischen und allgemein-wissenschaftlichen Bildung, wurde von 1826—1840 in verschiedenen Stellungen der niederen und höheren Adjutantur verwendet, befehligte dann je sieben Jahre lang eine Compagnie und ein Bataillon, darauf seit 1854 das 20. Infanterieregiment in Neu-Ruppin, wurde 1858 Brigade- und 1862 Commandeur der 8. Division in Erfurt. In letzterer Dienststellung befand er sich während des Krieges vom Jahre 1866 auf dem böhmischen Kriegsschauplatze und hatte mit seiner Division am 3. Juli hervorragenden Antheil an dem Verlaufe der Schlacht bei Königgrätz. Es war ihm hier in früher Morgenstunde der Auftrag geworden den Holawald zu besetzen und zu halten. In vollem Umfange hat er den Befehl erfüllt. Gleichwol wurde nach Beendigung des Krieges die Frage aufgeworfen, ob die 8. Division in gleichem Maaße wie die neben ihr fechtende, zum nämlichen, dem IV. Armeecorps gehörende 7. unter General von Fransecky (A. D. B. XLVIII, 712) zur Entscheidung des Tages beigetragen habe. Sie ist im achten Beihefte des Militär-Wochenblattes vom Jahre 1904 zu Gunsten Horn's und seiner Division beantwortet worden. Dieser selbst wurde am 15. Juli des nämlichen Jahres zum Inspecteur der Infanterie des II. Reserve-Armeecorps ernannt um dessen Commandeur, dem Großherzoge Friedrich Franz II. von Mecklenburg-Schwerin — wie die betreffende Cabinetsordre lautete — „als erfahrener und bewährter General zur Seite zu stehen“, fand aber, da bald darauf Friede geschlossen wurde, keine Gelegenheit mehr eine erfolgreiche Thätigkeit zu entfalten. Nach Auflösung des genannten Armeecorps trat er zu den Officieren von der Armee über und wurde am 6. October d. J. auf sein Ansuchen als General der Infanterie zur Disposition gestellt. Während des Krieges gegen Frankreich vom Jahre 1870/71 war er stellvertretender commandirender General des IV. Armeecorps in Magdeburg, am 19. April 1889 starb er zu Berlin. Es werden ihm scharfer Verstand, ruhige Ueberlegung, fester Wille und ein vortrefflicher Charakter nachgerühmt.

B. v. Poten.

Horn: Johannes H. (tschechisch Roh), einer der Führer der böhmischen Brüder im 16. Jahrhundert, Bearbeiter und Herausgeber der 2. Auflage des deutschen Gesangbuchs der böhmischen Brüder vom Jahre 1544. Er war

zu Taus in Böhmen geboren und besaß, wie viele der Brüder keine eigentlich gelehrte Bildung, eignete sich aber durch Privatstudium eine tüchtige Kenntniß der heiligen Schrift an und studirte namentlich mit Vorliebe theologische Werke der deutschen Litteratur. Im J. 1518 erhielt er die Priesterweihe und wurde Leiter der Gemeinde in Weißwasser. Anfangs der zwanziger treffen wir ihn in Leitomischl, wo er in freundschaftliche Beziehungen zu Laurenz Kraßnicky, dem Vorstand der dortigen Gemeinde tritt. Um diese Zeit kam auch Michael Weiße, der sich der Lehre Luther's zuneigte und deshalb sein Kloster in Breslau verlassen hatte, nach Leitomischl und gewann auf H. einen tiefgehenden Einfluß; denn seiner Einwirkung wird es zuzuschreiben sein, daß H. sich eingehender mit der Lehre Luther's beschäftigte und Luther's Schrift vom Anbeten des Sacraments ins Tschechische übertrug. Es ist wahrscheinlich, daß H. zu Beginn des Jahres 1522 doch ohne officiellen Auftrag zu Luther nach Wittenberg ging, der kurz vorher von unbekannter Seite angebliche „Artikel der Böhmen" erhalten hatte, die H. mit in die Heimath brachte, wo der Führer der böhmischen Brüder Lukas erklärte, sie seien nicht von den Brüdern ausgegangen; es seien darin, schreibt er in einem Briefe an Kraßnicky, Ideen der Brüder verwoben mit eigenen des Erdichters, wer dies auch sein möge. Um gegen diese Artikel zu protestiren, wurde H. mit Anderen nach Wittenberg abgesandt, wo Luther ihn entschieden stark beeinflußte. Nach des Bruders Lukas Tode (1528) sehen wir ihn im Verein mit Johann Augusta und Benedikt Baworynsky energisch für den Anschluß an die deutsche Reformation eintreten. Der eine Zeitlang unterbrochene Verkehr mit Luther wird wieder aufgenommen und dieser schreibt im J. 1533 die bekannte Vorrede zur Confession der böhmischen Brüder. Zwei Jahre zuvor war in Jungbunzlau das erste deutsche Gesangbuch der böhmischen Brüder erschienen, herausgegeben von Michael Weiße. Auch H. gebührt ein gewisser Antheil an der Herausgabe, ihm oblag gewissermaßen die letzte Redaction, er war die oberste Instanz, die über die Aufnahme der Lieder zu entscheiden hatte. Weiße nun sagt zwar in der Vorrede zu seinem Gesangbuche, es seien die Lieder „nach fleißigem vberlesen, corrigiren vnd bessern von den eltesten brüdern" in Druck gelegt worden, aber H. klagt sich im Vorworte zur 2. Auflage dieses Gesangbuches (1544) selbst einer Versäumniß bei seiner Redaction an, indem er sagt, er habe nur jene (20) Lieder, die Weiße aus dem Tschechischen ins Deutsche übersetzte, übersehen und corrigirt, nicht aber die andern (d. h. die Originallieder Weiße's), was er „billich" gleichfalls hätte thun sollen. Aber er habe dies ganz Weiße überlassen, der in deutscher Sprache viel „geschickter" gewesen sei, als er. Dadurch sei es möglich gewesen, daß sich in das Gesangbuch Lieder einschlichen, die den Lehren der Brüder widersprachen; namentlich in den Liedern vom Abendmahl fand er „einn sonderlichen sihn, dem vnseren fast vngleych, Nemlich das das Brodt vnd der Wein, der Leyb vnd das Blut Christi sey Testamentsweyß, vnd dergleichen Wort mehr, (welches er auch in vnser Appologien, so zu Zürich gedruckt, die er denn Verteutschete, gethan) darob jch sambt andern Eltisten gar sehr erschracken. Darumb wir auch obgedachten Michel Weysen gar ernstlich straffeten vnd hart zuredeten, jn auch dazu hielten, solchs zu bessern, welchs er denn von vns allen willig aufnam vnd solchs zu bessern war gesinnet, ja auch zum teyl nu anfieng. Jnn dem fordert jn Gott von hynnen, das also sein fürnemen nicht fort gieng".

Dies die Darstellung Horn's. Ob sich die Sache wirklich so verhielt, wie er sie darstellt, ist schwer zu sagen. Thatsache ist, daß die Brüder in der Abendmahlslehre vielfach von einander abwichen, daß selbst die sonst als

autoritativ betrachteten Lehren des Bruders Lukas in dieser Beziehung nicht überall Anerkennung fanden und daß Weiße entschieden zur Ansicht Zwingli's hinneigte, die damals in Böhmen viele Anhänger zählte und gegen deren Ausbreitung König Ferdinand noch 1543 einen Erlaß an die Stände richtete. Wie groß die Zahl derer unter den Brüdern war, die an Weiße's Seite standen, ob er aus eigenem Antriebe seine Anschauungen in Liedern zu verbreiten suchte, die er dann heimlich eingeschmuggelt hätte, oder ob er im Einverständnisse mit den Aeltesten handelte, die nur später die Aenderung ihrer Auffassung von der Abendmahlslehre vor der Oeffentlichkeit verbergen wollten, bleibt heute, wo noch so viele Quellen zur Geschichte der böhmischen Brüder ungedruckt sind, noch dunkel; auffallend ist es jedoch, daß Weiße noch ein Jahr nach der Herausgabe seines Gesangbuches (1532) in den engeren Rath der Brüder gewählt wurde, daß nicht nur seine Ausgabe, sondern auch zwei Ulmer Nachdrucke aus den Jahren 1538 und 1539 fortgesetzt und unbeanstandet von den Brüdern benützt wurden und daß auch im tschechischen Gesangbuche der böhmischen Brüder sich zur selben Zeit Lieder fanden, die erst später als irrig und den Ansichten der Brüder nicht entsprechend erkannt wurden. Bekannt ist andererseits die in diese Zeit fallende stärkere Anlehnung der Brüder an Luther, die natürlich auch in ihren Liedern zum Ausdruck kommen mußte. Im J. 1532 war H. zum Senior der Brüder erwählt worden; auf seinen Antrag wurde 1534 die Abschaffung der Wiedertaufe beschlossen, auch die umgestaltete Ausgabe der Brüderconfession, die in der Rechtfertigungslehre Luther entgegenkommt, geht auf seinen Einfluß zurück. Im J. 1541 unternahm H. eine neue Redaction des tschechischen, vier Jahre später des deutschen Gesangbuchs der Brüder, eine Arbeit, die früher zu unternehmen ihn andere Berufspflichten und eine langwierige Krankheit gehindert hatten. Mit Hülfe zweier ungenannter Brüder unterzog er sich der Arbeit, der er den Ulmer Nachdruck von 1539 zu Grunde legte; 4 Lieder Weiße's wurden gänzlich ausgeschieden, 5 andere nur stellenweise geändert; beides geschah aus den angeführten dogmatischen Gründen. Neu aufgenommen wurden 32 Lieder, von denen 9 auf tschechische Orginale zurückgehen. Es entsteht die Frage, von wem diese neuen Lieder herrühren. Das Gesangbuch vom J. 1639 nennt sie insgesammt Uebersetzungen Horn's; aber alle Angaben dieses Gesangbuchs sind mit großer Vorsicht aufzunehmen. Halten wir uns vor Augen, daß H. selbst gesteht, er sei der deutschen Sprache nicht so mächtig gewesen wie Weiße, und daß er auch in tschechischer Sprache sich nicht als Liederdichter bethätigte, so haben wir keinen Anlaß, in ihm den Dichter dieser neuen Lieder zu sehen, die in Form und Inhalt aufs engste sich an Weiße's Lieder anschließen. Und da wir durch H. selbst wissen, daß Weiße anfing, an seinem Liederbuche zu bessern, so liegt die Vermuthung nahe, daß die neuen Lieder gleichfalls sein Eigenthum seien, wenn wir nicht annehmen wollen, daß einer der ungenannten Mitarbeiter Horn's sie verfaßt habe. — H. selbst machte in dieser Zeit eine Wandlung seiner Gesinnung durch, die ihn der Reformation und dem Deutschthum wieder entfremdete; auf der Bunzlauer Synode vom J. 1546 gestand er unter Thränen, er sei durch die Lectüre deutscher Bücher verhindert gewesen, zu erkennen, welche Schätze die Unität in sich berge; jetzt erst wisse er, daß er das, was er in den Büchern der Brüder finde, in keinem andern Buche gefunden habe. Die Brüder hätten es nicht nöthig, nach anderen Dingen sich umzusehen, da sie daheim genug hätten. Das Jahr darauf starb H. in Jungbunzlau.

Joseph Müller, Die deutschen Katechismen der böhmischen Brüder. Berlin 1887. — Wolkan, Das deutsche Kirchenlied der böhmischen Brüder.

Prag 1891. — Wolkan, Geschichte der deutschen Litteratur in Böhmen. Prag 1894, S. 247—54.

Rudolf Wolkan.

Horn: Ludwig Wilhelm H., Forstmann, geboren am 8. April 1829 zu Wolfenbüttel, wo sein Vater als Kanzlist bei dem damaligen Herzogl. Landesgericht angestellt war, † am 4. April 1897 zu Braunschweig im Alter von 68 Jahren infolge eines Gehirnschlages, der ihn am 20. März betroffen hatte. Von Geburt an schwächlich, wurde er, da seine Mutter frühzeitig gestorben war, von der zweiten Frau seines Vaters liebevoll und sorgsam erzogen; jedoch blieb er zeitlebens kränklich. Nach dem Besuch der Bürgerschule seiner Vaterstadt, trat er im Herbst 1837 in das dortige Gymnasium ein, welches er 1846 im Alter von 17½ Jahren mit dem Zeugniß der Reife verließ. Seine Vorliebe für naturwissenschaftliche Studien führte ihn dem forstlichen Berufe zu; auch hoffte er, in der kräftigenden Waldluft seine zarte Constitution zu stärken. Den vorgeschriebenen zweijährigen praktischen Vorcursus bestand er bei seinem Onkel, dem Revierförster Horn, der das Revier Gandersheim verwaltete. Hierauf bezog er im Herbst 1848 die forstliche Abtheilung des Polytechnikums in Braunschweig, an welchem Theodor Hartig als Professor der Forstwissenschaft wirkte. Nach zweijähriger Studienzeit unterzog er sich (1851) in Braunschweig der ersten forstlichen Prüfung mit so glänzendem Erfolge (Note I), daß ihm ein Stipendium zu einer forstlichen Studienreise gewährt wurde. Unter der Führung seines Lehrers und Gönners Hartig bereiste er den Thüringer Wald, Schwarzwald, Odenwald, Spessart, die Rhön und den Hardtwaldt. Die hierdurch erlangten Anschauungen und Kenntnisse gestalteten sich zu einer nachhaltigen Quelle, aus welcher er noch in späteren Jahren erfolgreich schöpfte. Im Herbst 1851 bezog er die Georgia Augusta zu Göttingen, um juristischen, cameralistischen und naturwissenschaftlichen Studien obzuliegen. Durch sein ernstes wissenschaftliches Streben zog er hier die Aufmerksamkeit des bekannten Nationalökonomen Georg Hansen derart auf sich, daß ihm von diesem die Aussicht auf eine forstliche Docentenstelle an dem neuerrichteten landwirthschaftlichen Institut zu Göttingen eröffnet wurde. Da ihm aber sein früherer Lehrer und väterlicher Freund Hartig bereits zugesagt hatte, für seine spätere Berufung als Lehrer der Forstwissenschaft am Collegium Carolinum Sorge tragen zu wollen, lehnte er das ihm gemachte Anerbieten ab. Es galt ihm nun zunächst darum, unter der Leitung eines tüchtigen praktischen Verwalters und ihm auch in wissenschaftlicher Hinsicht nahestehenden Mannes im praktischen Forstdienst sich auszubilden. In dieser Beziehung konnte kaum eine geeignetere Persönlichkeit gefunden werden, als der im Forstrevier Seesen am Harze amtirende, auch als Schriftsteller — namentlich auf forstentomologischem Gebiete — bekannte Revierförster Beling, der dem Inspectionsbezirke Seesen später als Forstmeister vorstand. Mit Genehmigung der Kammer siedelte daher H. dorthin über. Leider erkrankte er aber, infolge körperlicher Anstrengungen in dem bergigen Gelände, an einer Blinddarmentzündung, welcher sich später ein hoher Grad von Nervenschwäche zugesellte, so daß er seine Thätigkeit nach einiger Zeit einstellen und sich behufs Heilung in mehrere Bäder begeben mußte. Nachdem sich hierdurch sein körperliches Befinden gebessert hatte, übernahm er im Herbst 1861 vorübergehend Beschäftigung als Hülfsarbeiter bei der Herzoglichen Kammer in Braunschweig. Von einem schweren Rückfall im J. 1862 heimgesucht, der ihn mehrere Jahre arbeitsunfähig machte, erholte er sich so langsam, daß seine erste Anstellung im Forstdienste als Forstgehülfe erst am 1. August 1865 — in einem Alter von 36 Jahren — erfolgen konnte. Er bestand dann im J. 1866 noch das

zweite sogenannte Beförderungsexamen ebenfalls mit Auszeichnung, kehrte aber aus gesundheitlichen Rücksichten nicht wieder in den praktischen Forstdienst zurück, sondern bemühte sich um Verwendung im Bureaudienst, da die ihm früher in Aussicht gestellte Professur am Collegium Carolinum inzwischen anderweit besetzt worden war. Am 1. Juli 1868 trat er zunächst bei der Kammer als Kammerrevisor ein; am 20. Januar 1872 rückte er zum Kammersecretär auf, in welcher Stellung ihm 1875 der Titel Assessor verliehen wurde. Am 27. September 1876 erfolgte seine Ernennung zum Kammerassessor und Mitglied der Kammerdirection der Forsten, zunächst mit berathender Stimme; doch wurde ihm schon im folgenden Jahre das Votum verliehen. Am 22. Juni 1878 wurde er zum Kammerrath befördert, und am 8. Mai 1893 erhielt er das Prädicat Geheimer Kammerrath, nachdem er seit dem 1. October 1892 als ältestes technisches Mitglied der Forstdirection an die Spitze der braunschweigischen Forstverwaltung gestellt worden war.

H. hat sich um die neuere Gestaltung der Forsteinrichtung hervorragende Verdienste erworben. Er betrieb und erreichte für die Ausführung der Vermessungen und Bearbeitung der Wirthschaftspläne in den fiscalischen Forsten die Gründung einer besonderen Forsteinrichtungsanstalt, zu deren Leiter er 1880 berufen wurde. Die von ihm befolgte Methode der Forsteinrichtung lehnt sich an das sächsische Verfahren an. Als Mitglied der Forstdirection bearbeitete er hauptsächlich die forstlichen Culturfachen, wobei ihm seine ausgezeichneten naturwissenschaftlichen Kenntnisse, zumal seine Ausbildung nach botanischer Richtung hin, sehr zu statten kamen. Mit ganz besonderem Eifer widmete er sich aber dem forstlichen Versuchswesen. Nachdem er die Nothwendigkeit der Errichtung einer forstlichen Versuchsanstalt für das Herzogthum Braunschweig in einer ausführlichen Denkschrift nachgewiesen hatte und die Anstalt infolge dessen ins Leben getreten war, wurde er 1876 zu deren Leiter ernannt. Als solcher veranlaßte er zunächst die Gründung einer forstmeteorologischen Station in Marienthal 1878, deren Beobachtungsergebnisse in den Müttrich'schen Jahresberichten über die preußischen Versuchsanstalten mitgetheilt wurden. Ferner wurde durch ihn eine größere Anzahl von Ertrags- und Durchforstungsprobeflächen in den braunschweigischen Forsten angelegt, deren exacte Behandlung nach dem hierfür bestehenden Arbeitsplane bei den Bereisungen durch die Delegirten der anderen forstlichen Versuchsanstalten durchweg die größte Anerkennung fand. Mit besonderer Vorliebe behandelte er die Exotenfrage, für die er das richtige Verständniß besaß (er war weder Schwärmer noch Pessimist) und in welcher er sehr orientirt war. Nach Hartig's Tod war ihm der Versuchsgarten zu Riddagshausen zum Anbau von Ausländern überwiesen worden; hier züchtete er die verschiedensten Holzarten, die dann in die braunschweigischen Forsten wanderten und somit sein Andenken auch späteren Generationen erhalten werden.

Auf litterarischem Gebiet hat sich H. leider wenig bethätigt, obschon er durch seine gediegenen Kenntnisse und vielen Erfahrungen hierzu besonders befähigt erschien. Seiner Feder entstammen nur gelegentlich verfaßte kleine Arbeiten in den Jahrbüchern des Vereins für Naturwissenschaft zu Braunschweig, in den Veröffentlichungen der Section des landwirthschaftlichen Centralvereins für Acclimatisation und in den Jahresberichten des Harzer Forstvereins (s. z. B. den Bericht über die „Anbauversuche in Braunschweig" im Jahrgang 1891, S. 6—30), sowie des Hils-Solling Forstvereins. Er betheiligte sich häufig und gern an den bezüglichen Jahresversammlungen, besuchte auch die Wanderversammlungen des Vereins der deutschen Forstwirthe, sowie die gewöhnlich zu derselben Zeit und am gleichen Ort stattfindenden

Versammlungen der Delegirten der forstlichen Versuchsanstalten fast regelmäßig. An den Debatten über die jährlichen Themata nahm er regen Antheil; zwar sprach er nicht häufig, aber wenn dies geschah, gründlich und streng sachlich. Manche werthvolle Anregung ist seinem kritischen Scharfblicke zu verdanken. Der „Arbeitsplan für forstliche Aestungsversuche“ wurde (unter Mitwirkung des Unterzeichneten als Correferenten) von ihm entworfen. Auch was er schrieb, zeugte von großer Gründlichkeit, so u. a. der schöne Nekrolog auf seinen Lehrer Theodor Hartig (Zeitschrift für Forst- und Jagdwesen, 1880, S. 292 bis 309), welchem er bis an sein Lebensende in dankbarer Verehrung zugethan blieb. Nur brauchte er — bei seinem bedächtigen, zu sehr überlegendem Wesen — zu seinen Arbeiten zu viele Zeit. Theils hierin, theils in seiner Ueberbürdung mit Verwaltungsgeschäften, nicht zum letzten auch in seiner Umständlichkeit und Kränklichkeit, ist es begründet, daß er die von ihm — auf Grund der von den deutschen forstlichen Versuchsanstalten angestellten Untersuchungen — übernommene Bearbeitung der Formzahl- und Massentafeln für die Rothbuche nicht zum Abschluß gebracht hat.

Seine Persönlichkeit war in jeder Beziehung sympathisch. Sein ruhiges, bescheidenes Auftreten zeugte von feiner Bildung und ausgeprägtem Zartgefühl. Sein Wesen war im Allgemeinen — zumal Fremden gegenüber — ernst und zurückhaltend, mitunter eigenartig, da er unverheirathet einsam durchs Leben gehen mußte, mithin die Freuden des Familienglücks entbehrte. Im Freundeskreise konnte er aber auch heiter und gemüthlich sein. Wohlwollen, Milde gegen andere, Liebenswürdigkeit und Menschenfreundlichkeit bildeten die Grundzüge seines Charakters.

Zeitschrift für Forst- und Jagdwesen 1897, S. 326 (Todesnachricht); S. 440 (Nekrolog, von Danckelmann). — Allgemeine Forst- und Jagd-Zeitung 1897, S. 184 (Todesanzeige); S. 414 (Nekrolog, von Grundner). — Forstwissenschaftliches Centralblatt 1897, S. 343 (Nekrolog, unterzeichnet L.). — Centralblatt für das gesammte Forstwesen 1897, S. 338 (Nekrolog mit Bild, unterzeichnet β.). — Eigene Kenntniß. R. Heß.

Hornbostel: August Gottlieb H., geboren in Wien am 17. September 1786, † ebendaselbst am 26. Juli 1838, Doctor der Medicin und Arzt an der k. k. Ingenieurakademie, wirkte als Schriftsteller unter dem Pseudonym O. Ernst Bohl; auch war er langjähriger Mitarbeiter an der „Wiener Zeitschrift“ in Witthauer's Redactionsperiode. H. war ein Schulkamerad Grillparzer's, der mit ihm in Verkehr blieb und sich gelegentlich sehr lobend über sein poetisches Können und Schaffen aussprach. Grillparzer beneidete H. um seine Zurückgezogenheit und verglich sich wehmüthig mit H., indem er sagte, ihn habe die Publicität die Innigkeit, die Empfindung und die Unschuld gekostet. H. war nämlich eine ans Krankhafte streifende, fast unüberwindliche Scheu vor der Oeffentlichkeit eigen; für die Welt war er einzig und allein der Arzt und die Früchte seines ganz poetischer Betrachtung und poetischer Gestaltung geweihten Innenlebens reiften im Grunde nur für ihn selbst; höchstens las er bisweilen vertrauten Freunden etwas vor; der Gedanke an eine Publication hätte seine Schaffenskraft gelähmt. Er schied auch den Schriftsteller streng vom Dichter und hat, wiewol Jahrelang als Mitarbeiter der „Wiener Zeitschrift“ schriftstellerisch thätig, und trotzdem er bisweilen eine dramatische Kleinigkeit für eine Dilettantenaufführung schrieb, die reifsten Früchte seines poetischen Talents sein Leben lang sorgfältig vor der Oeffentlichkeit gehütet.

Erst wenige Jahre vor seinem Tode ist er — wohl nur auf das Zureden seiner Freunde — mit zwei Dramen vor das Publicum getreten: am 27. Sep-

tember 1833 wurde seine Tragödie „Maria oder die Pest in Leon“ (die auch 1834 in Prag gegeben wurde), am 14. Februar 1835 sein Trauerspiel „Die Heimberufenen“ im Burgtheater aufgeführt. Beide Stücke wurden, wie Costenoble in seinen Tagebüchern berichtet (2. Bd., S. 166 u. S. 217), wegen „Langweiligkeit“ ausgelacht und fielen durch. Nur aus dem Geist des vormärzlichen Oesterreich können wir eine Persönlichkeit wie H. verstehen. All' die Kraftlosigkeit, die Lust, sich zurückzuziehen und sich auf sich selbst zu beschränken, die Vorliebe für ein stilles, friedliches Glück des Herzens, der Verzicht auf Glanz und Ruhm, die den Menschen nur ins Verderben stürzen — alle diese typischen Merkmale des Altösterreicherthums sind in H. verkörpert. Auch er hätte können in eine Nußschale eingesperrt sein, ihn zog es nicht in die Welt hinaus, in der eigenen Brust wohnte, auf stiller Selbstgenügsamkeit beruhte sein Glück. Dichten hieß ihm sich in seine Gedankenwelt einspinnen, und was er so in einsamen Stunden schuf, hätte er nie freiwillig und leichten Herzens der Oeffentlichkeit Preis gegeben. Darum bietet uns das Wenige, was von ihm gedruckt vorliegt, keine Handhabe, die eigentliche Bedeutung seiner Dichternatur zu ermessen; eine Durchsicht seines handschriftlichen Nachlasses, den die Wiener Stadtbibliothek besitzt, aber läßt uns staunen über die Feinheit und Tiefe dieser Poetenseele. Mancher verblüffend an Grillparzer erinnernde Zug fällt da auf. Auch H. führt den Menschen gern im Kampf mit sich selbst vor, wie er, von der Sucht nach Herrschaft oder Ruhm zum Frevel getrieben, zu Grunde geht, oder wie er noch bei Zeiten die gefährliche Bahn verläßt und ein bescheidenes, stilles Glück vorzieht. Eine Neigung, die Menschen zu beobachten und ihren Charakter zu studiren, verbunden mit dem scharfen Blick des Arztes, gibt selbst den phantasievollsten Dichtungen eine eindrucksvolle Lebenswahrheit: auch hier theilt sich, wie bei Grillparzer, die dichterische Phantasie in die Herrschaft mit dem kühlen Verstande. Endlich zeigt sich eine Sucht zu grübeln, eine hypochondrische Neigung zum Mißtrauen gegen sich selbst und gegen die andern, in vielen dieser Werke, „das Einsame seines Wesens“ mag auch H. um viele Freuden gebracht haben. Und doch hat gerade wieder auch er das Entstehen der Liebe in jungen Herzen, die zarte Empfindung der Mutter- und Geschwisterliebe, die hingebungsfreudige Aufopferung eigener Wünsche für das Glück anderer meisterlich geschildert. Diese Dichtungen tragen das Bild ihres Schöpfers alle in sich: eine Natur wie „Der arme Spielmann“ in ihrem Unglück und doch auch mit all' ihrem Glück.

Außer zahlreichen lyrischen und epigrammatisch zugespitzten Gedichten sind von H. fünf große Dramen und zwei Lustspiele, fünf Erzählungen und zwei romantische Epen erhalten. Das aus dem Jahre 1816 stammende Märchenspiel „Die schönste Stätte“ steht, was poetischen Werth anbelangt, unter Hornbostel's Dramen obenan. Freilich den strengen Maßstab des Dramas dürfen wir an dieses Stück nicht legen; es ist ein nach dem Vorbild der Romantiker, insbesondere Tieck's, geschaffenes, in einzelne prächtige Gemälde zerflatterndes scenisches Märchen. Die Handlung ist geheimnißvoll umschleiert und lockt zu symbolischer Ausdeutung. Zur Aufführung hätte sich das Stück nie geeignet; abgesehen von seiner allzugroßen Länge, mangelt ihm jegliche Steigerung; der Dichter hat auch auf die Eintheilung in Acte verzichtet; ohne tiefer einschneidende Ereignisse schreitet die Handlung langsam dahin; die lose aneinandergereihten Scenen gleichen liebevoll ausgeführten Stimmungsbildern. Die einfache Handlung führt dahin, daß Ritter Dietmar, den die Sehnsucht treibt, die „schönste Stätte“ auf Erden zu suchen, diese endlich in den Armen der Geliebten findet; Aufbau und Charakteristik sind vorzüglich, ein Zug wienerischer Lebensfülle macht sich angenehm bemerkbar; dazu kommen Anklänge an das

volksthümliche Zauber- und Ritterstück und so manche Reminiscenz an die Spanier und an Tieck's Märchendramen — auch das buntscheckige metrische Gewand des Stückes ist ganz romantisch. — Noch mehr ist das dramatische Märchen „Das stille Volk" von dem typischen Inhalt der volksthümlichen Ritterstücke, wie sie namentlich im Leopoldstädter Theater gern gegeben wurden, beeinflußt. Auch hier entpuppt sich endlich die symbolische Einkleidung eines Grundgedankens: die Urgewalten der Natur sollen frei sein, den Menschen aber taugt besser als die Freiheit das beseligende Band der Liebe. — In dem romantischen Schauspiel in fünf Aufzügen „Manneswort" behandelt H. das von Tieck, Halm und Anderen dramatisch verwerthete Motiv der ungerecht leidenden Frau. Hier ist alles Geschehen rein innerlich, und der Dichter hat die im Grunde seelische Handlung mit Glück durchgeführt, in den schönen Schilderungen von seelischen Zuständen fühlt man den Einfluß Grillparzer'schen Geistes. — Auch das Schauspiel „Die Heimberufenen" besitzt eine großentheils seelische Handlung, die mit dem Stoff von Grillparzer's „Traum ein Leben" nah verwandt ist. Die Tragödie „Maria oder die Pest in Leon" verherrlicht den Heldentod einer Mutter. Alle Dramen Hornbostel's sind ausgezeichnet durch gute Motivirung und Charakteristik, inhaltliche und formelle Schönheit, besonders durch Zartheit der Empfindung.

Die erhaltenen Lustspiele Hornbostel's sind ohne Bedeutung — harmlose Kleinigkeiten in Kotzebue's Manier, aber mit technischem Geschick gemacht. Sie dürften für ein Liebhabertheater geschrieben worden sein. In den zwei in Stanzen geschriebenen Epen, die an zu großer Länge und stellenweise an Verschwommenheit der Darstellung leiden, ist das Vorbild Wieland's nicht erreicht worden. Die erhaltenen Prosa-Erzählungen Hornbostel's geben ein beredtes Zeugniß für die Vielseitigkeit seines Schaffens: bald folgt er dem Vorbild der Romantiker, bald versucht er sich auf dem Gebiete leichter Belletristik, bald geht er ganz seine eigenen Bahnen und schafft Bilder von verblüffender Lebenswahrheit, wobei ihm seine Lust, die Menschen zu beobachten, Charaktere zu studiren und Seelenstimmungen auszumalen, sehr zu Statten kommt. Die 1814 geschriebene Erzählung „Das Angedenken oder des Sängers Fahrt durchs Land" ist eine Quintessenz aller romantischer Tendenzen. „Symbol ist alles" könnte man als Motto über sie schreiben. Mystisch verworren, phantastisch zerfließend ist die Handlung, ein Gemisch von bunt wechselnden Stimmungen erfüllt sie, traumhaft verliert sich die Phantasie des Dichters nach allen Seiten ins Unbestimmte, Unsichere; Musik begleitet alle Phasen der Handlung. Tieck's absonderliche Märchen und Novalis' in das gleiche romantische Dämmerlicht getauchter „Heinrich von Ofterdingen" klingen hindurch. Romantisch ist auch die Form: eine schwärmerisch gefärbte und oft rhythmisch werdende Prosa, untermischt mit Versmaaßen der verschiedensten Art: mit Sonetten, Terzinen und Stanzen, Trioletten und neugebildeten, oft recht spielerischen Strophenformen. Auch in die Handlung der Novelle „Angioletta" — das Wiederfinden eines geraubten Grafenkindes — spielt das Wunderbare ein wenig hinein; für ihren Aufbau sind wohl Tieck und E. T. A. Hoffmann maaßgebend gewesen. Die kurze Erzählung „Agathe oder die Opfer" bleibt ganz im Rahmen der zeitgenössischen Belletristik: sie läßt sich etwa Friedrich Kind's oder Zschokke's Novellen an die Seite stellen. Dagegen paart sich in zwei anderen, in Erfindung und Ausführung durchaus originellen Novellen die schrankenlose Phantasie des Dichters mit den medicinischen Erfahrungen des Arztes. Am Beginn der Erzählung „Ein Sommer im Hochgebirge" erwacht der Held aus einem schweren Schlaf; ein gegen seinen Kopf geführter Schlag hatte ihn betäubt und hat ihm das Gedächtniß geraubt; er weiß nicht mehr, wer er ist.

Im Verlauf der Erzählung erlangt er Gesundheit und Gedächtniß wieder. — Die in Form eines Tagebuchs vorliegende Novelle „Die schiffbrüchigen Geschwister“, ein Meisterstück psychologisirender Darstellung, ist wohl Hornbostel's bedeutendstes Werk. Zwei alte Motive hat H. in dieser Novelle mit einander verbunden. Er bietet uns eine Robinsonade; die auf einer einsamen Insel Lebenden sind aber Bruder und Schwester; die eigentliche Handlung ist auf dem durch die Schicksalstragödien und auch durch die Romandichtung der Zeit nahegelegten Motiv der Blutschande aufgebaut. Bruder und Schwester, die Kinder eines reichen Rostocker Handelsherrn, sind die einzigen Ueberlebenden eines Schiffbruchs. Sie finden sich am Strand einer rings vom Ocean umgebenen Insel. Die erste Zeit der Ungewißheit, der krampfhaften Hoffnung auf Rettung und der dumpfen Verzweiflung weicht endlich einer stillen Resignation: sie richten sich in einer vorgefundenen verfallenen Hütte häuslich ein, die in der Hütte befindlichen Vorräthe und Werkzeuge gewähren ihnen ein entbehrungsfreies Leben und so gehen sie ganz in geschwisterlicher Zärtlichkeit für einander auf. Da kommt etwas über Gotthold, das ihn fühlen läßt, er könne nicht mehr aufrichtig gegen sie sein, und seit er sie ein Mal durch Zufall im Bade belauscht hat, ist das Papier sein Freund, dem er Alles anvertraut, was er auf dem Herzen hat. Er fühlt nicht mehr brüderlich für seine Schwester und nach langen Qualen seelischer Ungewißheit wird ihm klar, daß er sie leidenschaftlich liebe und mit Allgewalt danach strebe, sie zu seinem Weibe zu machen. Tag für Tag verzeichnet er auf den geduldigen Blättern die entsetzlichen Kämpfe seines Gemüthes. Nach einer in Reue und bitteren Vorwürfen verbrachten Nacht gesteht er Elisabeth den Frevel. Da lodert auch in ihr die lang verhaltene Leidenschaft empor und sie gesteht dem Bruder, daß auch sie ihn heiß liebe und von einer Rückkehr nichts wissen wolle. Und nun hebt eine Zeit seligen Gekoses an für die beiden, der ganze Zauber dieser verbrecherischen Liebe hält sie gefangen. Endlich wird sie sein Weib. In fieberischer Wonne verrauschen nunmehr Tage und Wochen, die Betten haben sie längst in eine Kammer zusammengetragen. Monate vergehen, ein stilles Eheglück ist den Zweien erblüht und die Gewißheit, daß Elisabeth guter Hoffnung sei, hat ihre Seligkeit ganz voll gemacht. Da bohrt die Reue ihren Stachel zum ersten Mal in die Gemüther. Der Taumel der Leidenschaft weicht von Bruder und Schwester und mit zerschmetternder Wucht lastet auf ihnen der Gedanke des ungeheuerlichen Verbrechens. So verzehrt sich Gotthold in wahnsinnigem Denken, Elisabeth aber welkt dahin und wird bleicher und bleicher. Die Zwietracht kehrt ein bei ihnen und läßt sie sich die Frage stellen: Wen von Beiden trifft die Schuld an dem Frevel?! Erschöpft und Daseinsmüde schleppen sie ihr Leben hin. Da kommt für Elisabeth die schwere Stunde. Ein Knäblein ist die Frucht des sündigen Bundes — aber es ist todt. Kein lebendiger Zeuge des sündigen Glücks soll wandeln. Auch Elisabeth stirbt. Da übermannt der Schmerz den überlebenden Sünder. Er begräbt sie in einer Grotte. Das Söhnlein legt er ihr in die Arme und deckt beide zu mit Elisabeths Lieblingsblumen. All' das beschreibt er noch auf seinen Papierblättern, dann brechen die Aufzeichnungen ab und das Nachwort eines Officiers des Schiffes, das die Insel nach Jahren angelaufen hat, berichtet, man habe drei Leichen in der Grotte gefunden: Gotthold hatte sich neben die Schwester gelegt und sich ein Messer in die Brust gestoßen.

Für die Form der Dichtung ist vielleicht schon Chamisso's „Salas y Gomez“ vorbildlich gewesen. Der Schwerpunkt liegt in der meisterlichen Ausmalung der seelischen Vorgänge. Wie sich die durch Frömmigkeit und Sittlichkeit gestützte Reinheit und Unbefangenheit des Geistes allmählich in sinnlose Leiden=

schaft wandelt und endlich zur Reue und Verzweiflung wird, dieser ganze Leidensweg des Gemüths ist geschildert mit einer hinreißenden Kunst. Prächtig ist auch die Sprache gehandhabt: der Mann, der nie ein Schriftsteller war, schreibt einfach und ungefüge, Wendungen aus dem Geschäftsstil und Reminiscenzen an die Bibel finden sich in seiner alterthümelnden Ausdrucksweise; bis ihm endlich die Gluth der Sinnlichkeit, dann die Reue und der bittere Schmerz unbewußt die Gabe verleihen, feurig und eindringlich darzustellen.

In H. offenbart sich uns eine reife Dichternatur, die sich Zeit ihres Lebens scheu vor der Oeffentlichkeit zu verbergen trachtete, die aber trotzdem jetzt in ihren Erzeugnissen weiteren Kreisen bekannt zu sein verdient, da sie für die Geschichte der österreichischen Litteratur des Vormärzes typisch und von größter Bedeutung ist.

Glossy, Aus Grillparzer's Tagebüchern I, 162 f. — Jahrbuch der Grillparzer-Gesellschaft, Bd. XIII, S. 60 ff.

Egon von Komorzynski.

Hörner: Johannes H., evangelischer Theolog, geboren am 22. December 1795 in Berndorf bei Thurnau (Oberfranken), † am 20. Juli 1874 in Ansbach. Er entstammte einer Emigrantenfamilie, die sich im J. 1654 um ihres Glaubens willen aus der Herrschaft Reinsberg und Wangen in Niederösterreich nach protestantischen Gegenden gewandt hatte und im Gebiete der Grafen von Giech ansässig geworden war. Vorgebildet in Thurnau und Erlangen studirte H. von 1818—22 in Erlangen Theologie unter Berthold, Vogel, Kaiser, Glück u. A. und erhielt durch diese den idealen Schwung des gemäßigten Rationalismus, der damals in Erlangen herrschte und erst seit 1825 von der mystischen Richtung abgelöst wurde. Im J. 1822 ward H. Vicar in Wirsberg bei Berneck, 1824 Pfarreiverweser in Michelau bei Lichtenfels und dann Pfarrer 1825 in Burggrub bei Kronach, 1834 in Schnabelwaid, 1840 in Wachstein bei Gunzenhausen, 1846 in Königshofen bei Wassertrüdingen, 1858 an St. Michael in Berolzheim bei Gunzenhausen, wo er zum dritten Male Wittwer wurde. Im November 1869 ließ er sich emeritiren und verlebte den Rest seiner Jahre zu Ansbach. In den beiden ersten selbständigen Stellungen entfaltete H. eine rege litterarische Thätigkeit, die aber so unvermittelt wieder abbrach, daß er in den letzten Jahrzehnten seines Lebens eine förmliche Abneigung gegen die Litteratur bekundete und nicht eine Zeile mehr drucken ließ. Er begann mit dem Parergon einer „Bibliothek der vorzüglichsten und neuesten Reisebeschreibungen über alle Theile der Welt“, die in zwei Bänden (Hildburghausen 1828—1829) herauskam. Demnächst trat H. mit einem praktischen theologischen Unternehmen hervor, betitelt „Neues biblisches Erbauungsbuch für die häusliche und öffentliche Andacht“, das unter Mitarbeit verschiedener Gelehrter den Zweck der gewöhnlichen Andachtsbücher mit der kirchlichen Schrifterklärung im Sinne des Rationalismus vereinigen sollte und vor allem für die Gemeinde berechnet war. Der erste Theil (Magdeburg 1830), enthaltend das Leben Jesu nach Matthäus, war bearbeitet vom Kirchenrath und Decan Dr. Stephani in Gunzenhausen; mit einem zweiten Theile (Magdeburg 1834—35), enthaltend das Marcusevangelium, bearbeitet vom Kirchenrath und Professor Dr. Heydenreich in Herborn fand das Unternehmen ein vorzeitiges Ende. Ebenfalls vorwiegend praktisch, aber für die Träger des geistlichen Amtes bestimmt, war das „Homiletische Repertorium über die sonn- und festtäglichen Evangelien des ganzen Jahres enthaltend ausführliche Predigtentwürfe, Auszüge und Grundrisse aus den neuesten, großentheils noch ungedruckten Predigten deutscher Kanzelredner“, das in 4 je zweitheiligen Bänden (Magdeburg 1830—40) veröffentlicht wurde. In diesem

Werke ließ H. alle damals herrschenden Richtungen der evangelischen Kirche zu Worte kommen, um „in die Parteikämpfe der evangelischen Kirche mehr Mäßigung, Verständigung und womöglich endliche Sühnung zu bringen", und so findet man darin neben v. Ammon, Bretschneider, Marezoll, Röhr und Andern ähnlicher Richtung auch Männer wie Dräseke, K. Fr. Delitzsch, v. Gerlach und selbst Klaus Harms vertreten. Ein rein wissenschaftliches Interesse hatte das dritte Hauptwerk, das H. gründete und ohne eigne Namensnennung unter Mitwirkung vieler Theologen leitete, nämlich die Zeitschrift „Annalen der gesammten theologischen Litteratur [vom zweiten Jahrgang an: der gesammten Theologie u. s. w.] und der christlichen Kirche überhaupt" (Coburg und Leipzig 1831—32, Baireuth 1833—34).

Den Anlaß zur Gründung dieser Monatsschrift fand H. im J. 1830, als sich in katholischen Ländern Auflehnungen gegen geistlichen Druck geltend machten und bei den Protestanten durch das dritte Jubelfest der Augsburgischen Confession neue und frische Lebensäußerungen der Kirche bemerkbar wurden. Wollte das „Homiletische Repertorium" unter den verschiednen evangelischen Richtungen der Zeit vermitteln, so steckten sich die „Annalen" in idealer Begeisterung kein geringeres Ziel, als die tiefe Kluft zwischen Katholicismus und Protestantismus zu überbrücken. Sie sollten „der protestantischen sowohl wie der katholischen Kirche gerecht werden", „der Geist des reinen biblischen Christenthums, dem der aufgeklärte Katholik wie der von Extremen freie Protestant huldigt", sollte in ihnen herrschen, um „zwischen krassem Rationalismus und ausgeartetem Mysticismus die Mitte zu halten und die streitenden Parteien möglichst zu versöhnen". Den irenischen Grundgedanken der „Annalen", die Vereinigung aller Christen, hat H. auch besonders abgehandelt in einer Synodalpredigt, die zu Nürnberg 1833 (bei Riegel und Wießner) u. d. T. „Es wird eine Heerde und ein Hirte werden" erschienen ist. Unter den Mitarbeitern der Annalen treffen wir z. B. Karl Hase, E. G. Paulus, K. Fr. A. Fritzsche, K. R. Hagenbach, Theile, J. A. Genßler, v. Gerlach, Spieker und viele andere Protestanten, aber keinen einzigen Katholiken. Der Herausgeber selbst hielt sich zurück, er unterschrieb seine Artikel nicht, und nur bei den kleineren Nachrichten, die mit H . . . . . oder —r gezeichnet sind, scheint seine Verfasserschaft angedeutet. In größeren Abhandlungen, in Aufsätzen und kleineren Nachrichten berücksichtigten die „Annalen" alles, was auf dem Gebiete der Kirche und der theologischen Litteratur vor sich ging. Von Polemik hielten sie sich ziemlich frei, nur mit dem furchtlosen und energischen Bekämpfer aller Erscheinungen des Rationalismus E. W. Hengstenberg und seinem Neolutheranismus geriethen sie zeitweilig in Conflict, und andrerseits tritt in ihnen eine scharfe Abneigung gegen die Jesuiten deutlich entgegen. Die idealen und hohen Erwartungen Hörner's, der die „Annalen" schon als „Organ der sich bildenden allgemeinen christlichen Kirche" betrachtete, gingen begreiflicherweise ebensowenig in Erfüllung wie ein halbes Jahrhundert später bei der Zeitschrift „Ut omnes unum", die sich das gleiche Ziel steckte. Von katholischer Seite fand H. eigentlich gar keine Unterstützung und auf protestantischer Seite sammelte sich in der Hauptsache doch nur der gemäßigte Rationalismus um ihn. So mußte er sich in wenigen Jahren davon überzeugen, daß seine edelgemeinten Pläne völlig aussichtslos waren. Diese Erkenntniß sowie mancherlei Befehdungen, Angriffe und Verkennungen, denen er sich ausgesetzt sah, waren wol die Gründe, die ihm weiteres litterarisches Arbeiten verleideten und das Schließen der begonnenen Werke bei dem ersten schicklichen Abschnitt erwünscht machten. Stillschweigend und ohne vorherige

Ankündigung stellten die „Annalen" mit dem vierten Jahrgang Ende 1834 ihr Erscheinen ein.

Familienpapiere. — Acten d. Lateinschule zu Thurnau, d. Universität zu Erlangen, des Pfarramtes zu Burggrub und des Consistoriums zu Ansbach.

Mitzschke.

Hornstein: Robert Freiherr von H. wurde am 5. December 1833 in Donaueschingen geboren. Sein Vater, Frhr. Ferdinand v. H., besaß die Grundherrschaften Hohenstoffeln und Weiterdingen in Baden, in deren Besitz Robert v. H. nach des Vaters Tod im J. 1861 trat. Seine Mutter war Emilie Kirsner, die Schwester des als Präsident der badischen zweiten Kammer auch in weiteren Kreisen bekannten Hofapothekers Ludwig Kirsner zu Donaueschingen. Frühzeitig zeigte sich bei H. eine musikalische Begabung, die dadurch gefördert wurde, daß der in Donaueschingen residirende Fürst zu Fürstenberg ein treffliches Orchester unterhielt. Er vervollständigte seine musikalische Bildung während mehrjähriger Aufenthalte in Stuttgart, Dresden, Frankfurt und München, wo er seinen dauernden Aufenthalt bis an sein Lebensende nahm. In der musikalischen Welt errang er sich einen hochgeschätzten Namen als Componist einer großen Zahl geistvoll und warm empfundener Lieder, der Musik zu dem Ballett „Der Blumen Rache" und zu Shakespeare's „Wie es Euch gefällt", der Spieloper (mit Text von Paul Heyse) „Adam und Eva", der Musik zu Mosenthal's „Deborah" und zu Heyse's „Glücklichen Bettlern" u. a. Was H. aber in München und wo er sich sonst aufhielt in den Kreisen der Künstler und Litteraten noch beliebter machte, war die Originalität seiner Persönlichkeit, von der Hermann Lingg sagt, daß „ein Zug (mit der Philosophie Schopenhauer's verwandter) Schwermuth, eine Dissonanz zwischen seiner idealen Natur und den Erscheinungen durch die Saiten seines Gemüthes vibrirte". Sein Auftreten verrieth schlechterdings nicht den Abkömmling eines uralten reichbegüterten Adelsgeschlechtes, er verkehrte gern in zwanglosester Weise mit Personen aller Stände und verleugnete nie die durchaus freisinnige Denkungsart, welche seine politischen Anschauungen beherrschte. Nur wer ihm näher trat konnte neben der Originalität und dem oft übermüthigen Humor Hornstein's, der allerdings zuweilen von tiefen Verstimmungen abgelöst wurde, seine vornehme, edle, patriotische Gesinnung nach Gebühr schätzen. In München war sein Haus unter der Führung einer schönen und geistreichen Frau, einer Rheinländerin, eine gastliche Stätte, in der die Künstler und Schriftsteller der bairischen Hauptstadt einen Mittelpunkt anregender Geselligkeit fanden. Häuslicher Kummer und schwere Krankheit trübten seine letzten Jahre, so daß ihm am 19. Juli 1890 ein sanfter Tod als Erlöser nahte.

Vgl. Badische Biographien IV, 194 ff. — Nekrolog von Hermann Lingg in der Neuen Musikzeitung 1891.

v. Weech.

Hortig: Johann Nepomuk H., katholischer Theologe, geboren am 3. März 1774 zu Pleystein in der Oberpfalz, † am 27. Februar 1847 zu München. Sein Taufname war Karl Anton. Er absolvirte das Untergymnasium in Amberg, das Obergymnasium und die Philosophie in Neuburg a. D. und bezog dann im Herbst 1792 die Universität Ingolstadt, um sich dem Studium der Rechtswissenschaft zu widmen. Im Herbst 1793 verließ er aber die Universität und trat zu Andechs in den Benedictinerorden; am 26. October 1794 legte er die Ordensgelübde ab. Im Orden nahm er den Namen Johann Nepomuk an, mit welchem er sich auch nach der Säcularisation immer bezeichnet. Nach Vollendung der theologischen Studien wurde er am 23. Juli 1797 zum Priester geweiht. 1799 wurde er nach Salzburg gesandt, um hier, während er die Stelle eines Caplans in dem Frauenkloster Nonn=

berg versah, zugleich seine Studien, insbesondere juristische und philosophische, an der Universität fortzusetzen. Nach zwei Jahren wurde er von hier als Lehrer der Logik und Metaphysik in sein Kloster zurückberufen. Nach dessen Aufhebung durch die Säcularisation pastorirte er 1803 kurze Zeit die Klosterpfarrei Erling bei Andechs, kam aber schon im November desselben Jahres als Professor der Philosophie an die Universität Salzburg. 1806 wurde er Professor der Dogmatik am Lyceum zu Amberg, 1813 Stadtpfarrer zu Windisch-Eschenbach in der Oberpfalz, am 10. Mai 1821 Professor der Religionslehre, Moraltheologie, Patrologie und Kirchengeschichte an der Universität Landshut und geistlicher Rath; 1824/25 war er Rector der Universität, 1826 kam er mit derselben nach München. Hier wurde er 1827 Domcapitular und gab die Professur auf. 1830 wurde er außerordentliches, 1841 ordentliches Mitglied der historischen Classe der k. b. Akademie der Wissenschaften. Sein handschriftlicher Nachlaß kam in die Benedictinerabtei St. Bonifaz in München. Zur Dotation des erzbischöflichen Clericalseminars und der Studienanstalten in Freising hatte er schon in den Jahren 1843 und 1844 eine Schenkung von 11 000 Gulden gemacht.

Hortig's Hauptwerk ist das bekannte, für seine Zeit, in der es nach den seichten Arbeiten der Aufklärungsperiode einen entschiedenen Fortschritt zum Bessern bedeutete, schätzbare „Handbuch der christlichen Kirchengeschichte", von welchem der 1. Band zu Landshut 1826, in 2. Auflage 1827, die bis zum Ende des Mittelalters gehende 1. Abtheilung des 2. Bandes 1827 erschien; die das Werk zum Abschluß bringende Darstellung der neueren Kirchengeschichte fügte auf Hortig's Wunsch Döllinger hinzu (2. Bd., 2. Abth., 1828; eine neue Bearbeitung des ersten Bandes in zwei Abtheilungen ließ Döllinger 1833—35 erscheinen). Ferner veröffentlichte H. auf theologischem Gebiete zwei Sammlungen seiner Predigten: „Predigten für alle Festtage des katholischen Kirchenjahres" (Landshut 1821; 2. Aufl. 1826; 3. Aufl. 1832); „Predigten über die sonntäglichen Evangelien, gehalten in der Universitätskirche zu Landshut" (ebd. 1826; 2. Aufl. 1832), und eine „Kurzgefaßte Tugendlehre in Aussprüchen der heiligen Schrift Alten und Neuen Testaments" (Regensburg 1841). Von einzeln gedruckten Gelegenheitsreden ist zu nennen seine „Rede bey der Verlesung der Universitätsgesetze am 3. Dezember 1824 gehalten" (Landshut 1824). Beiträge von ihm enthält das „Repertorium für katholisches Leben, Wissen und Wirken", herausgegeben von Besnard (Landshut 1841—42) und die „Literaturzeitung für katholische Religionslehrer" von Mastiaux. — Neben seiner theologischen und philosophischen Fachbildung besaß H. auch vielseitige Kenntnisse auf dem Gebiete der modernen Sprachen und Litteraturen und eine glückliche Gabe des Humors. Vielfach ganz Vortreffliches, eines Lichtenberg und Jean Paul Würdiges enthalten seine leider viel zu wenig gekannten und fast verschollenen, unter dem Namen Johannes Nariscus veröffentlichten humoristischen Schriften: „Gesammelte Blätter" (Sulzbach 1832; enthält kleinere Aufsätze und die humoristische Erzählung: „Das Andenken"; das meiste vorher erschienen in der „Aurora, Zeitschrift aus Bayern", 1828—29); dann die einheitlichen Erzählungen: „Reisen zu Wasser und zu Land" (Sulzbach 1835); „Wunderbare Begebenheiten des Blasius Berneiter und seiner Gefährten" (Sulzbach 1837); „Zwölf Körbe" (Landshut 1841). Dazu gehört noch der Aufsatz: „Das neuromantische Drama zu Rüberunkel", im „Kalender auf das Jahr 1844, auf Veranlassung und mit besonderer Unterstützung Sr. kgl. Hoheit des Kronprinzen von Bayern herausgegeben von F. B. W. Hermann" (München 1843).

Schematismus der Geistlichkeit des Erzbisthums München und Freising für das Jahr 1848, S. 174—178. — J. G. Beilhack, Der Humorist und Satiriker Johannes Nariscus; Programm des k. Maximilians-Gymnasiums in München 1850/51 (München 1851). — A. Lindner, Die Schriftsteller des Benedictiner-Ordens in Bayern, I. Bd. (Regensburg 1880), S. 301—303 (dazu Nachträge 1884, S. 35). — M. Sattler, Collectaneen-Blätter zur Geschichte der ehemaligen Benedictiner-Universität Salzburg (Kempten 1890), S. 665—670. — Vgl. auch M. Jocham, Georg Friedrich Wiedemann (Augsburg 1864), S. 54—56. Lauchert.

Hosmann: Christoph H. von Elbogen im nördlichen Böhmen, von dessen Leben uns nichts weiter bekannt ist, verfaßte um die Mitte des 16. Jahrhunderts „Zwey newe Geistliche Lieder, Das Erste, Christe was muß ich singen dir, Im thon, Sanct Paulus die Corinthier. Das ander Lied, Kleglich ich schrey jhr Teutschen Im Thon Frisch auff in Gottes Namen. du werde Teutsche Nation", die in Nürnberg bei Valentin Newber erschienen, und als deren Verfasser sich H. im Akrostich nannte. Er ist wol protestantischer Geistlicher gewesen, wie aus einigen Stellen des ersten Liedes hervorzugehen scheint, worin er von einer großen Gefahr spricht, in der er geschwebt und die ihn gezwungen habe, Weib und Kinder zu verlassen. Im zweiten Liede fordert er Deutschland auf zur Buße mit dem oft gehörten Hinweise darauf, daß die Welt zum letzten Ende „streiche" und Gott eine Peitsche von Hunger, Krieg und Tod für die bereitet habe, die sich nicht bekehren wollen. Dieses zweite Lied hat dann mit Unterdrückung des Akrostichs und Auslassung von zwei Strophen Mathaeus Friederich von Görlitz zu seinem Eigenthum gemacht und mit einem anderen Liede 1556 in Frankfurt a. O. drucken lassen. Hosmann's Lieder stehen im Neudruck bei Wolkan, Ausgewählte Texte aus der deutschen Litteratur Böhmens im 16. Jahrhundert, Nr. 1.

Rudolf Wolkan.

Hottinger: Johann Henrich (1681—1750), Professor der Theologie in Marburg, später in Heidelberg, entstammte einem altberühmten schweizerischen Geschlecht. Sein gleichnamiger Großvater (1620—1667), ein hervorragender Orientalist und Kirchenhistoriker in Zürich, ist der Verfasser der bis 1657 durchgeführten Historia ecclesiastica in 9 Bänden, die besonders durch die im Wortlaut gegebenen, zum Theil sonst nicht erhaltenen schweizergeschichtlichen Documente noch heute unentbehrlich ist; seine handschriftlichen Sammlungen, der Thesaurus Hottingerianus in 52 Foliobänden, bilden einen Hauptschatz der Stadtbibliothek in Zürich. Als er sich rüstete, einem ehrenvollen Rufe nach Leyden zu folgen, ertrank er mit drei Töchtern bei einer Fahrt auf dem Züricher See. Sein Sohn Johann Jakob H. († 1735) hat sich durch seine Helvetische Kirchengeschichte (4 Bände in 4°) vortheilhaft bekannt gemacht. (Vgl. Emil Egli, Art. Hottinger, Johann Heinrich und H., Johann Jakob in Herzog-Hauck, Th. RE³ 8, 399 f., 402.) Ein anderer Sohn, Johann Henrich H., war Prof. ling. orient. zu Zürich; von ihm und seiner Gattin Elisabeth, geb. Grob, stammt unser Johann Henrich H., der am 5. December 1681 zu Zürich das Licht der Welt erblickte. Von seinem Vater unterrichtet, wurde das Hebräische schon in seinem Knabenalter seine Lieblingssprache. Bereits 1695 nahm das Collegium Universitatis ihn als Schüler auf, 1698 hörte er Vorlesungen in Sprachen, Philosophie und Theologie. Doch bald verläßt er seine Heimathstadt; er geht nach Genf, wo Turretin und Andere seine Lehrer wurden, dann nach Marburg, wo er bei Georg Ottho orientalische Sprachen, bei Gauter und Ludwig Christian Mieg, dem berühmten Verfasser der Meletemata sacra de officio pastoris evangelici publico et privato (1747) Theologie studirte. Um

rabbinische Studien in der Mischna und Gemara zu treiben, begab er sich nach Amsterdam, wo Surenhus und ein Rabbiner ihn in die Labyrinthe des Talmud einführten. Eine Frucht seiner Studien ist die lateinische Uebersetzung des gemarischen Tractates Chagiga mit den Anmerkungen der Rabbinen in der Amsterdamer Ausgabe des Babylonischen Talmud. Von Amsterdam begab er sich nach Leyden; sein Ansehen war bereits so begründet, daß er öffentlich als Disputator auftreten konnte; in sechs Wochen hielt er elf Disputationen über rabbinische Wissenschaft, von denen sein „Discursus gemaricus“ durch den Druck veröffentlicht wurde. Auch nach Deutschland war mittlerweile sein Ruf gedrungen; Landgraf Karl von Hessen wurde auf ihn aufmerksam gemacht; ohne daß H. sich darum bewarb, wurde ihm 1704 in Marburg ein Extraordinariat zu Theil mit dem Lehrauftrag, über hebräische Archäologie und über die Mischna zu lesen. Im J. 1705 wurde er dadurch ausgezeichnet, daß ihm ein Ordinariat für jüdische Alterthümer, die erste derartige Professur in Marburg, verliehen wurde. In diesem Jahre trat er in die Ehe mit Adelheid Ursula, Tochter des Professors der Theologie zu Marburg Reinhold Pauli.

Collegia prae aliis omnibus habuit frequentissima, — so wird von seinen Lehrerfolgen berichtet. Die Gunst des edlen Landgrafen erhöhte seinen Einfluß; als er 1710 einen Ruf nach Zweibrücken, wo ihm das dreifache Amt des Professors der Theologie, des Kirchenrathes und des Inspectors (Superintendenten) angetragen war, ablehnte, wurde ihm eine Professur der Theologie in Marburg verliehen, und seine Besoldung nicht unwesentlich erhöht. Aber auch der Neid seiner Collegen wurde in gleichem Maaße, wie das Ansehen Hottinger's wuchs, wider ihn erregt. Die Universitätsacten zu Marburg bieten ein recht unerquickliches Bild kleinlicher Nörgeleien und verdächtigender Ketzerrichterei, die zu Anschuldigungen und Verleumdungen gern ihre Zuflucht nahmen. Anderseits freilich läßt sich nicht verkennen, daß H. mehr als geboten war, in eine exponirte Stellung sich begab und der durch die sog. Inspirirten sehr beunruhigten Kirche Hessens die erforderliche Rücksicht nicht zu Theil werden ließ.

Gegen Ende des 17. und zu Anfang des 18. Jahrhunderts war Hessen und die umliegenden kleinen Herrschaften durch die zuerst in der Wetterau und in Württemberg auftauchenden „Separatisten“ in tiefe religiöse Bewegung versetzt (vgl. H. Heppe, Kirchengeschichte beider Hessen II (1876) S. 317 bis 349). — Der Führer dieser Bewegung war der Dr. theol. Heinrich Horche, aus Eschwege gebürtig. In Marburg und Bremen hatte er Theologie und Medicin studirt und war von dem reformirten Pietisten Theodor Undereyk, der 1668—1670 in Cassel als Hofprediger der frommen Landgräfin Hedwig Sophie fungirte, mächtig angeregt worden. In Herborn, wo er seit 1690 eine theologische Professur und eine Predigerstelle bekleidete, kam der unruhige Mann mit dem fanatischen Separatisten Klopfer in nähere Verbindung, verwarf mit ihm die Theilnahme am kirchlichen Gottesdienste, die ohne Untertauchung vollzogene Taufe und die ohne Liebesmahl verrichtete Abendmahlsfeier; die mystische Verschmelzung der Seele mit dem Wesen Gottes und die Erlangung vollkommener Sündlosigkeit schon auf Erden, die nahe Wiederkunft Christi und die Wiederbringung aller Dinge waren ihm, wie den anderen Separatisten, feststehende Dogmen. Von Herborn 1698 vertrieben, irrte Horche, bald hier, bald dort predigend, umher. In Eschwege brachte er die später so berüchtigte Eva Buttlar auf die Wege des Separatismus, in Marburg wußte er die gräflich Wittgenstein'sche Familie für sich zu gewinnen, in Cassel, wo der edle Landgraf Karl ihn in Schutz nahm, verband er sich mit dem fanatischen Separatisten Samuel König, ging dann mit diesem und dem

separatistischen Pfarrer Heinrich Reitz zu Homburg, dem Verfasser der Historie der Wiedergeborenen, nach Herborn zurück, um auch dort ein Feuer anzuzünden. Hier wurde er gefangen genommen und nach Marburg in Haft gebracht; nach einer psychischen Krisis, die ihn in tobsüchtigen Wahnsinn verfallen ließ, wurde er seiner Haft entlassen und nach Eschwege verbannt. Durch einen reumüthigen Brief an Landgraf Karl erwarb er sich wieder dessen Huld und erklärte öffentlich seine Rückkehr in die Kirche. Allein die separatistische Bewegung, obgleich deren Urheber vorläufig vom Schauplatz abgetreten war, ruhte nicht in Hessen. Aus den verschiedenartigsten Verzweigungen der chiliastisch-mystischen Sectirer und Inspirirten, die sich besonderer Offenbarungen rühmten, bildeten sich die sog. philadelphischen Societäten hervor, die im Gegensatz zum confessionellen Kirchenthum alle im Geist Erweckten und Erneuerten zur Reinigung und Vollkommenheit der Seelen vereinigen wollten; die Kirche war ihnen das fleischliche Babel, sie selbst wußten sich als das geistliche Zion. Daneben entwickelte sich der Anhang von Eva Buttlar zu immer maßloserem Gebahren, das schließlich in grauenhafter Unzucht den Beweis höchster „Geistlichkeit“ zu geben meinte. Als nun die Hofdame am Hofe des Landgrafen, ein Frl. von Callenberg, mit ihren vier Schwestern in das unzüchtige Treiben hineingerissen wurde, und die ganze Rotte infolge ihres lästerlichen Lebens aus Allendorf a. d. Werra, wo sie sich aufhielt, vertrieben war, um schließlich im Wittgensteiner Land Zuflucht zu finden, schritt Landgraf Karl mit einem Edict vom September 1702 ein, worin er alle Separirten und Inspirirten des Landes verwies. Auch Horche ward von dem Edict betroffen; nach mancherlei Irrfahrten ging er nach Eschwege zurück, der Landgraf nahm sich seiner an, verlieh ihm ein Jahrgehalt und gab ihm die Erlaubniß, in Marburg Vorlesungen zu halten (1708). Hier und in dem benachbarten Kirchhain lebte Horche bis an seinen Tod 1729.

Zum Verständniß des Geschickes unseres H. dient dieser Bericht über die religiösen Bewegungen in Hessen. Von vornherein war sein ernst frommer Sinn auf Erweckung und Pflege christlicher Innerlichkeit gerichtet; Marburg verdankt ihm die Gründung des reformirten Waisenhauses, das er unter großen persönlichen Opfern einrichtete. Noch im J. 1711, als bereits tiefe Zerwürfnisse mit den übrigen Gliedern der theologischen Facultät ihn isolirt hatten, wußte er es durchzusetzen, „daß die theologische Facultät sich ernstlich mit der Frage beschäftigte, wie dafür zu wirken sei, daß in den Theologie Studirenden die Erkenntniß der Wahrheit auch zu einer ihren Wandel erneuernden und heiligenden Lebenskraft werde, weshalb die Facultät das Leben der Theologie Studirenden in strenge Disciplin zu nehmen beschloß.“ Allein H. trat in nahe Fühlung mit den Inspirirten, und besonders Horche war es, der ihn in gewisser Weise für sich zu gewinnen wußte. Das zog ihm das Mißtrauen und die Verfolgung der auf ihre Orthodoxie nicht wenig stolzen Specialcollegen zu. Der Professor der Theologie Gauter war Allen voran darauf aus, in Hottinger's Lehren Ketzerei zu entdecken. Aus dem Jahre 1708 bergen die Universitätsacten eine schriftliche Anklage Gauter's gegen Hottinger; er wirft ihm vor, die Lehre der Mischna von der lex oralis, die der lex scripta seu scriptura sacra gleichwerthig sei, mit derselben audacia und impietas, wie die Päpstlichen thun, auf das Christenthum zu übertragen; so nehme H. das verbum internum der Fanatiker, das sie dem verbum externum gleichwerthig achteten, in Schutz. Bald darauf greift G. die Behauptung Hottinger's öffentlich an, daß das Studium der jüdischen Antiquitäten den Studirenden besonders nützlich sei. Bei der nächsten öffentlichen Disputation gerathen beide Professoren in so heftigen Streit, daß der vorsitzende Rector silentium gebieten muß. Mit Erlaubniß

der philosophischen Facultät läßt H. die Disputation drucken, fügt aber heimlich dem Druck das sog. Corollarium hinzu, in dem er Alle, die seiner Werthschätzung der Antiquitäten nicht beipflichteten, „pro hominibus non sanis“ erklärte. Daß damit Gauter gemeint sei, leugnete H. nicht. In der folgenden Discussion stellte H. den Satz auf: sacrificia piacularia sub Vet. Test. ex voluntate Dei habuisse vim et efficaciam peccata expiandi. Die Facultät verwarf den Satz, er sei nicht orthodox, sondern jüdisch, er widerstreite dem klaren Worte Hebr. 10, 4. Um den Streit beizulegen, bestellt der Rector H. zu sich; aber H. entzieht sich der Besprechung durch eine Reise nach Cassel. Dazu kam, daß H. als Decan der Facultät dem Dr. Horche die Erlaubniß ertheilt hatte, ein Buch „gefährlichen Inhalts“ mit der falschen Angabe auf dem Titel, die Druckerlaubniß sei von der theologischen und der philosophischen Facultät ihm gegeben worden, zu veröffentlichen. Alles dies wird seitens der theologischen Facultät am 19. December 1708 nach Cassel berichtet, aber mit dem Erfolg, daß unter dem 18. (!) December d. J. der Landgraf Karl die Facultät zurecht weist und besonders dem Professor Gauter sein Mißfallen kund gibt, dagegen H. in Schutz nimmt. Auf die erneute Eingabe der Facultät ergeht unter dem 3. Januar 1709 an sie ein Rescript Karl's, worin H. abermals in Schutz genommen und die Bitte Horche's, Vorlesungen halten zu dürfen, genehmigt wird, doch mit der Einschränkung, daß er ohne Erlaubniß der philosophischen bezw. der theologischen Facultät nichts dürfe drucken lassen und daß er alles Anstößige zu vermeiden habe.

Die Spannung innerhalb der theologischen Facultät wurde natürlich durch dies Alles nur vermehrt, sie steigerte sich zu offener Feindschaft, die schließlich für H. nicht ohne seine Schuld verderblich wurde. Ein aus der Schweiz ausgewiesener Separirter, der Candidat (?) der Theologie, Johann Ulrich Gietzentanner aus Lichtensteig, war nach Marburg gekommen und von H. als Landsmann und Gesinnungsgenosse willkommen geheißen. H. verschaffte ihm die Stelle als Präceptor des reformirten Waisenhauses. Im J. 1715 hielt nun Gietzentanner eine Predigt, in der er behauptete, alles, was er sage, geschehe auf directen göttlichen Befehl. Ueber den Inhalt dieser Predigt ist nichts überliefert; aber der aus solchem Munde erhobene Anspruch, göttliche Offenbarung besonderer Art zu verkünden, genügte, um das gährende Mißtrauen acut werden zu lassen. Die traurigen Erfahrungen, die man mit den Separirten und Inspirirten gemacht, ließen eine Anklage Hottinger's, des Landsmannes und Vorgesetzten Gietzentanner's, erfolgreich erscheinen, — und die Anklage auf Einverständniß Hottinger's mit Gietzentanner wurde erhoben. H. und zwei andere Mitglieder der theologischen Facultät wurden vor einer Untersuchungscommission in Cassel verhört, und H. mußte an Eides Statt die Versicherung abgeben, daß er an der Predigt Gietzentanner's unbetheiligt sei. Gleichwohl wurde ihm und seinen Collegen aufgegeben, sich in einem Gutachten „über die außerordentlichen Offenbarungen in den Zeiten des Neuen Testaments“ zu äußern. Die Collegen sandten ihre Gutachten ein; H. zögerte; erst auf den zwei Mal wiederholten Befehl „bei Vermeidung fürstlicher Ungnade“ gab er nach. Als die vier ersten Bogen gedruckt waren, kam ein neuer Befehl, das bereits Gedruckte und das übrige Manuscript zur Censur nach Kassel einzusenden. In sechs Capiteln legt er seine Anschauung dar: in den Zeiten des Neuen Testaments seien andere zur Seligkeit nöthigen Offenbarungen, als die im Neuen Testament bezeugten, nicht zu erwarten; allein nach Joel 3, 16 Theſſ. 5, 15—22, Am. 3, 7, 1. Kor. 14, Röm. 12, 1, 1. Kor. 12, 10, Eph. 4, 11, 1. Joh. 41, sei die Möglichkeit außerordentlicher Offenbarungen über besondere Ereignisse oder Zustände nicht zu bestreiten,

doch müßten sie, wo immer sie aufträten, sorgfältig untersucht und je nach Befund für wahr gehalten oder verworfen werden. Die ihm bekannt gewordenen Schriften der Inspirirten enthielten keine gefährlichen Irrthümer, auch der Wandel der Inspirirten zeige nichts Tadelnswerthes; überdies sei die Zeit ihrer Weissagungen noch nicht verstrichen, so müsse man das Urtheil darüber Gott und der Zukunft überlassen. Für die Gegenwart möge man sich durch die Inspirirten bewegen lassen, fest am göttlichen Wort zu hangen und alles nach dem göttlichen Wort zu prüfen, die Sünden und Gottlosigkeiten, die sie der Kirche vorwarfen, bekennen und unterlassen, — dann würde die ganze Bewegung keinen Schaden thun, sondern der Kirche nur Gewinn bringen. Das etwa der Inhalt des Gutachtens. H. selbst hat in einer anonymen Schrift: „Historia facti“ darüber referirt und das Verhör aufs genaueste beschrieben, das in Cassel über jenes Gutachten mit ihm angestellt wurde. Obgleich man auf Widerlegung sich nicht einließ und in keinem Punkte, wie er behauptet, ihn eines Irrthums überführte, erging doch das Urtheil, entweder zu widerrufen, oder seine Stellung in Marburg aufzugeben. Obgleich unter der Hand ihm nahegelegt wurde, eine Immediateingabe an den Landgrafen werde ihn rehabilitiren, legte er doch sein Amt nieder. Als er im Begriff war, Marburg zu verlassen und sich auf ein Landgut zurückzuziehen, berief ihn die Gemeinde Frankenthal einstimmig zu ihrem ersten Prediger. Von 1717 bis 1721 blieb er dort; dann folgte er einem Rufe nach Heidelberg als Professor der Theologie und Prediger an der Peterskirche. Nach dem Tode von Ludwig Christian Mieg, der 1705 von Marburg nach Heidelberg übergesiedelt war und 1740 dort starb, wurde H. zum Primarius der theologischen Facultät ernannt und verwaltete dies Amt bis an seinen Tod, am 7. April 1750.

Abgesehen von einer großen Anzahl von Dissertationen, die vollzählig bei Fr. W. Strieder, Grundlage zu einer Hessischen Gelehrten- und Schriftsteller-Geschichte im 6. Bande (1786) verzeichnet stehn, sind besonders zu erwähnen: „Typus doctrinae christianae seu integrum systema didacticum“, Marburg 1714; „Theologia morum generalis“, Marburg 1715 (zu Zürich 1748 unter dem Titel: „Typus vitae christianae“ neu herausgegeben); „Typus vitae christianae delineans Theologiam morum specialem de inspectione sui ipsius“, Marburg 1717; „Historia facti oder kurtze und wahrhaffte Erzählung, was sich . . . . mit J. H. Hottinger . . . . zugetragen“ (anonym) s. l. 1717; „Christliches Manual oder Anleitung, wie ein Christ den ganzen Tag vor Gott wandeln soll“, Büdingen 1724.

E. Chr. Achelis.

Hoverbeck: Leopold Freiherr von H., preußischer Demokrat, geboren am 25. Juli 1822 zu Nickelsdorf im ermländischen Kreise Allenstein, † am 12. August 1875, entstammte einer niederländischen Familie, die zur Zeit Herzog Alba's in die Mark Brandenburg auswanderte und sich vielfach im brandenburg-preußischen Staatsdienste auszeichnete. Der verdienstvolle Gesandte des Großen Kurfürsten Johann v. H., der in den Freiherrnstand erhoben wurde, und der Hofgerichtspräsident Johann Dietrich v. H. gehörten zu seinen Ahnherren. Ein andrer Herr v. H. erwarb sich zur Zeit Friedrich's des Großen das Verdienst als einer der ersten Edelleute auf seinen Besitzungen die Leibeigenschaft abzuschaffen. Der Vater Leopold's v. H. nahm 1819 als Rittmeister den Abschied, verheirathete sich am 16. Juni 1820 mit der sanftangelegten Wilhelmine Thiel, der Tochter eines Domänenamtmanns im Kreise Angerburg, in dessen Hause bereits einigermaßen demokratische Luft geweht zu haben scheint, und erwarb dann das Gut Nickelsdorf im Ermlande.

Er wurde ein tüchtiger Landwirth, der indeß seine Leute äußerst hart behandelte. Ihrem nach zweijähriger Ehe geborenen Sohne Leopold ließen die Eltern eine spartanische Erziehung zu Theil werden. Die ersten zehn Jahre seines Lebens schlief Leo, wie er genannt wurde, nicht in einem Bette, sondern auf der Diele. Auch ging er in dieser Zeit barfuß. Nachmals scherzte man wol, daß er nach Rousseau'schen Principien erzogen worden sei. Eine Folge der Strapazen, die dem Knaben zugemuthet wurden, war es, daß er auf einem Auge erblindete. Mit zehn Jahren kam er auf das Friedrichscollegium in Königsberg, von dem er am 30. October 1840 mit dem Zeugniß der Reife für die Universität entlassen wurde. Er war kein Musterschüler gewesen, und auch das Abgangszeugniß war nicht glänzend. Am 3. November 1840 als Student der Rechte an der Albertina immatriculirt, absolvirte er dort mit Ausnahme des Sommersemesters 1842, das er in Berlin verbrachte, sein Triennium. Der hünenhafte junge Mann, der seine sechs Fuß maß, wurde ein eifriges Mitglied der Landsmannschaft Littuania, deren Senior er in seinen beiden letzten Semestern war, und zeichnete sich dabei durch einfache Lebensweise aus. Die Berliner Studenten behagten ihm wenig; er nannte sie wol „Zierbengel mit pomadisirten Köpfen". Dem Corpswesen und der Mensur stand er ablehnend gegenüber. Als die Litauer sich 1848 in ein Corps und eine Landsmannschaft spalteten, blieb er in der Landsmannschaft, die indeß später zu seinem Schmerze ebenfalls ein Corps wurde. Zwar machte er sein erstes juristisches Staatsexamen und leistete den Eid als Auscultator. Er verspürte aber nicht Lust, die Beamtenlaufbahn einzuschlagen, vielmehr hatte er die landwirthschaftlichen Neigungen seines Vaters geerbt. Diesen ging er alsbald nach und bezog im J. 1844 die landwirthschaftliche Schule zu Regenwalde, wo er fleißig Sprengel hörte. Von Juli bis October 1845 unternahm er eine größere landwirthschaftliche Studienreise durch Deutschland. Dabei besuchte er u. a. die landwirthschaftliche Lehranstalt in Möglin im Oderbruch, wo ihm die Eleven nicht sonderlich gefielen, weil sie „halben Berliner Pli" hatten und „wenig thun, als in die Vorlesung gehen", wie er schrieb. „Sie beachteten mich wenig, weil ich zu Fuß gekommen war und mich ihnen schlechtweg als Oekonom vorstellte". In Hohenheim bei Stuttgart knüpfte er mit Landwirthen von Bedeutung wie Pabst, Mögling und Lucas Beziehungen an. Heimgekehrt, erhielt er im November 1845 von seinem Vater das Rittergut Adlig-Quetz im Kreise Heilsberg, vier Meilen von Nickelsdorf, zum Geschenk. In diesem „Eulenneste", wie er wol sagte, führte H. nunmehr acht Jahre ein einsames Dasein. Ein hölzernes Haus diente ihm als Wohnstätte. Nur zwei Mal in der Woche kamen dorthin Zeitungen.

Die Zeit in Adlig-Quetz wurde für ihn bedeutungsvoll durch das Freundschaftsverhältniß, das sich zwischen ihm und dem sieben Jahre älteren Oberlehrer Witt in Hohenstein herausbildete, und die geistige Anregung, die er von diesem sehr radical angelegten Mann empfing. Allmählich trat hinter diesem Geistesbund die Freundschaft, die er mit dem conservativen Theologen Fritz Oldenberg noch in der Littuania geschlossen hatte, zurück. Witt suchte H. für seine demokratischen Anschauungen zu gewinnen. Doch verhielt sich H. dazu anfangs ablehnend, namentlich angesichts der niedrigen Bildungsstufe der Bauern und Arbeiter seiner Gegend. Im J. 1848 hat er sich garnicht an der Politik betheiligt. Ende 1848 trat sogar eine Unterbrechung in seinen freundschaftlichen Beziehungen zu Witt ein. Dann aber knüpfte H. wieder an, indem er für Witt's „Dorfzeitung" Beiträge lieferte. Er schrieb darin über „Einnahmen und Ausgaben des preußischen Staates" und über „Das Salz". Die Aufsätze verriethen seine volksfreundliche Ader. Er strebte eine

Beseitigung des Salzmonopols, womöglich jeder Salzsteuer an, und die Erreichung dieses Zieles wurde ein Gedanke seines Lebens. Doch vermochte es ihn auch nicht aus seiner parteilosen Haltung zu reißen, als Witt 1851 im Disciplinarwege abgesetzt wurde. Er vertheidigte seine politische Unentschiedenheit gegen den Freund wol mit den Worten: „Ich halte das starre Festhalten an einer Partei für Lüge und Gewissenlosigkeit gegen das Vaterland". Es schien ihm am lohnendsten, ganz in der landwirthschaftlichen Thätigkeit aufzugehen. Doch regte sich früh in ihm der Patriotismus. „Deutschlands Einheit geht mir über Alles, und ich gebe ohne Bedenken die Freiheit dafür hin" schrieb er 1850. Bald erwarb er sich in seiner Gegend als Landwirth großes Ansehen. Im Gegensatz zu seinen Berufsgenossen war er der Jagd abgeneigt. Dafür liebte er die Musik und pflegte eifrig den Gesang. Am 9. December 1853 verheirathete er sich mit Leopoldine Käswurm, der Tochter eines Gutsbesitzers aus der Gumbinner Gegend, deren Familie von den um ihres Glaubens willen vertriebenen Salzburgern abstammte. Bald darauf übernahm er Nickelsdorf von seinem Vater, der mit seiner Frau in die Stadt zog. In Nickelsdorf schien H. ganz Obstbaumzüchter zu werden. Da kam die Regentschaft des Prinzen von Preußen, und nun hielten die freisinnigen Kreisrichter seiner Gegend, mit denen er in Beziehung getreten war, den Augenblick für gekommen, diesen praktischen und doch freiheitlich angelegten Landwirth in die politische Arena vorzuschicken. Am 23. November 1858 wurde H. und ein Clerikaler von den Wahlmännern des damaligen Wahlkreises Allenstein-Ortelsburg ins Abgeordnetenhaus gewählt.

Einmal in die Politik hineingestellt, entdeckte H. bald sein radicales Herz. Schnell und innig freundete er sich mit Forckenbeck an. An Thätigkeit gewöhnt, empfand er es mit Genugthuung, daß er in die Budgetcommission gewählt und zum Berichterstatter beim Militäretat bestellt wurde. „Mir ist das gerade recht", schrieb er, „da ich wahrhaftig nicht Haus und Hof verlassen habe, um mich hier in Berlin zu amüsiren". Er schloß sich dem Nationalverein an und entfaltete eine rege Thätigkeit für diesen. Daneben ließ er es sich angelegen sein, bei dem liberalen Ministerium für die Wiederanstellung Witt's zu wirken, was ihm schließlich auch gelang. Bald erkannte er, daß die Partei Wentzel-Schwerin, der er beigetreten war, bei der Verschiedenheit der zu ihr gehörigen Elemente auf die Dauer nicht zusammenhalten würde. Nicht zum wenigsten mißfiel ihm die Anmaßlichkeit Georg's v. Vincke, des Hauptwortführers der Partei. Schließlich kam es bei der Adreßdebatte am 5. Februar 1861 wegen der Haltung der Fractionsmehrheit in der italienischen Frage, die H. und seinen Freunden nicht entschieden genug war, zum Bruch. H., Forckenbeck und noch neun andere, lauter Preußen, traten aus. Vincke spottete laut über die Fraction „Junglitauen", dabei zugleich wol anspielend auf die akademische Vergangenheit des noch recht jugendlichen Parteiführers H. Am 2. März constituirte sich die Fraction „Junglitauen". Ihren dreizehn Mitgliedern gesellten sich in der Folge noch sechs zu. H. erwies sich jetzt als zum Fractionsführer geboren. Nicht weil er besonders zum Redner veranlagt war. Es wird nicht viele Parteiführer seines Ranges gegeben haben, die so wenig lange Reden gehalten haben wie er. H. empfand geradezu eine Scheu vor langen Ausführungen, und wenn er gelegentlich weiter ausholen mußte, so fühlte er stets das Bedürfniß, sich zu entschuldigen und sprach auch dann nicht allzu lange. Gewöhnlich hielt er nur Reden bei großen Principienfragen, kaum daß er noch hin und wieder in landwirthschaftlichen Dingen, in denen er so sehr Fachmann war, das Wort ergriff. Es war ihm auch nicht immer gegeben, effectvoll zu sprechen. Dafür besaß er eine große Fähigkeit

schnell die Sachlage zu erfassen. Unzählige Male griff er durch kurze, den Kern der Sache treffende Bemerkungen in die Debatte ein. Dabei lag etwas Schroffes in seinem Wesen, das oft lauten Unwillen bei den Gegnern hervorrief, das aber in einer Zeit erbittertsten Kampfes nur sein Ansehen bei den Freunden mehren konnte. Bei aller Schärfe, ja Derbheit, die litauisch anmuthete, bewegte er sich fast immer in sachlichen Bahnen. Es ist charakteristisch, wie vortheilhaft die Art der Discussion dieses radicalen Volkstribunen von der späteren oppositionellen Dialektik im deutschen Parlament absticht. Er hatte sich so in der Gewalt, daß er niemals einen Ordnungsruf erhielt. Ein großes Geschick bewies H. als Parteiführer auch durch die Verwendung der einzelnen Kräfte seiner Fraction an der richtigen Stelle und bei den Verhandlungen mit anderen Fractionen. So kam es, daß ihm in der Conflictszeit eine Rolle zufiel, wie sie, außer Windthorst, kaum je noch ein Parteiführer im preußischen und deutschen Parlament gespielt hat.

Als H. seine Rolle als Parteiführer begann, spitzten sich die Dinge in Preußen zum Verfassungsconflict zu. Die Mehrheit des Abgeordnetenhauses zeigte ein sehr geringes Verständniß für die Lebensbedingungen des preußischen Staates, und H. als Wortführer zunächst von „Jung-Litauen“ bekundete das nur zu unzweideutig. Erblickte er doch in der dauernden Bewilligung der für die Heeresorganisation geforderten neun Millionen Thaler ohne das Zugeständniß der zweijährigen Dienstzeit die „finanzielle Zerrüttung“ Preußens, wie er es mit dürren Worten am 27. April 1861 erklärte. Er war so durchdrungen von seiner Ansicht, daß er allen Vorwürfen, die ihm aus deren Vertretung gemacht werden konnten, kühn trotzen zu können glaubte: „Man wird uns Opposition vorwerfen, eine tendenziöse, eine faktiöse Opposition und wie alle die Kunstausdrücke lauten; sie werden unter Umständen sich bis zum Landesverrath steigern, und zwar weil man uns imputirt, daß wir damit unser Vaterland wehrlos dem Gegner preisgeben würden. Ich bin der Ansicht durchaus nicht. Ich glaube, daß ich noch nie eine so patriotische Handlung ausgeführt habe, als durch das Nein, welches ich jetzt spreche“. Er erlebte die Genugthuung, daß sich ihm nach Schluß des Landtages eine größere Anzahl namentlich von Berliner Liberalen anschloß, mit denen zusammen er die „Deutsche Fortschrittspartei“ gründete. Das Ziel der Partei war edel und groß. In ihrem Programm hieß es: „Die Existenz und die Größe Preußens hängt ab von einer festen Einigung Deutschlands, die ohne eine starke Centralgewalt in den Händen Preußens und ohne gemeinsame Volksvertretung nicht gedacht werden kann“. Zweifelhaft erschien es nur, ob die Partei die rechten Mittel finden würde, dies Ziel zu erreichen. Die Wahlen zeigten, daß sie im Lande großen Anhang hatte. Ende 1861 zog sie 83 Mitglieder stark in das Abgeordnetenhaus ein. H. selbst war drei Mal in seiner Heimathprovinz gewählt, in Tilsit-Niederung, in Sensburg-Ortelsburg und in Osterode-Neidenburg, ein Zeichen seiner großen Volksthümlichkeit. Er nahm für Osterode-Neidenburg an. Im neuen Hause wurde er wieder in die Budgetcommission gewählt und zum Berichterstatter über die Anträge Hagen, den Ausgangspunkt des Militärconflicts bestellt. Nach einer kurzen Session wurde das Haus aufgelöst. Der Wahlkreis Osterode-Neidenburg, der ihn das vorige Mal nur mit geringer Mehrheit gewählt hatte, entsandte ihn bei den Neuwahlen fast einstimmig als seinen Vertreter wieder hinein. Mit 135 Mitgliedern bildete die Fortschrittspartei bei weitem die stärkste aller Fractionen. Vereint mit der ihr nahestehenden Partei Bockum-Dolffs verfügte sie über eine gebieterische Mehrheit in dem damals aus 350 Mitgliedern bestehenden Hause. Es war begreiflich, wenn H. sich etwas von der aufgeregten Volksstimmung

angesteckt zeigte und so beim Schützenfest in Frankfurt a. M. im Juli 1862 entgleiste, indem er dort die „deutschen Brüder" in einer mit „schneidendem Accent" gesprochenen Rede apostrophirte: „Seien Sie überzeugt, daß wenn irgendwie die sogenannten preußischen Interessen mit den deutschen Interessen in Zwiespalt kommen sollten, wir die deutschen Interessen bevorzugen". Das stimmte nicht ganz zum Wahlprogramm seiner Partei. Für einen Verfechter des preußischen Machtgedankens, wie Roon es war, gab es keinen schlimmeren politischen Fehler als Verleugnung der preußischen Interessen. Er verfehlte daher nicht am 12. September, H. wegen jener Wendung zur Rede zu stellen. Doch wußte sich H. geschickt aus der Affäre zu ziehen. Aber gleichzeitig lieferte er einen neuen Beweis dafür, daß der populäre Lärm ihm die Lage in einem schiefen Lichte zeigte. Er behauptete: „Was uns noch einigermaßen in der Achtung von Deutschland und Europa erhält, das ist der Widerspruch, den das Abgeordnetenhaus diesem Ministerium entgegensetzt". Wenige Tage darauf sah er sich dem Ministerium Bismarck gegenüber.

Hatte H. bisher noch Rücksichten und Versöhnlichkeit gezeigt: die überlegene Kampfesnatur des neuen leitenden Staatsmanns trieb ihn für immer in die Rolle des Intransigeants hinein. H. ahnte garnicht, daß er ganz dem Wunsche Bismarck's entsprechend handelte, wenn er sich unbeugsamer denn je erwies, weil dies der beste Weg für die Regierung war, volle Klarheit in die Lage zu bringen. Zwar ermaß er wol, daß dem Ministerpräsidenten eine große Verschlagenheit zu Gebote stand; er empfand vor ihr ein gewisses Grauen und war geneigt, sie auch da zu sehen, wo sie nicht mitspielte. Gereizt durch die unbedenkliche Kampfesart des Ministers und dadurch gleichsam in die Enge getrieben, wußte er nichts anderes, als sich um so fester an die Doctrin zu klammern, zumal da er nicht erkennen konnte, wohin des kühnen Steuermanns Fahrt ging. So nahm er eine so starre Haltung ein, wie sie der Parlamentarismus selten erlebt hat. Einst hatte gerade H. solche Starrheit als eine Gewissenlosigkeit gegen das Vaterland gebrandmarkt. Nicht unrichtig bemerkt der Kreuzzeitungsredacteur Herm. Wagener über Hoverbeck's Haltung in der Conflictszeit, daß H. von den damaligen Parlamentariern die meisten Anlagen zu einem Conventsdeputirten und zu einem Mitgliede des Wohlfahrtsausschusses gehabt habe. Zuerst rieb H. sich mit Bismarck aus Anlaß der weitausschauenden Alvensleben'schen Convention mit Rußland wegen des polnischen Aufstandes. Ebenso urtheilslos wie stolz sprach er von der „Blamage" des Ministeriums dabei und meinte gegen Bismarck boshaft, als dieser die Convention eine große Seeschlange nannte, das thäte er wol, weil sie ihn schon recht „scharf gebissen habe". Den unversöhnlichsten Groll weckte es in ihm, als Bismarck erklärte, er halte sich nicht der Disciplin des Hauses unterworfen. Sein Zorn darüber war ein neues deutliches Zeichen dafür, daß es sich bei dem herrschenden Conflicte schon lange nicht mehr um die Militärfrage an sich, sondern lediglich um die Macht handelte. H. wollte dem Parlamente die entscheidende Stellung im Lande erobern. Gelegentlich führte er einmal aus, daß er dem preußischen Könige in seinem Lande nicht mehr Macht zugestände als dem belgischen; und die preußische Verfassung, die Charte Waldeck, gab ihm auch ein gewisses Recht dazu. Der Kernpunkt aber war, daß Bismarck die Krongewalt fester zu stabiliren suchte. Weil sich Bismarck nicht den Willen des Parlaments aufzwingen ließ, kündigte H. am 11. Mai 1863 zornglühend Kampf bis aufs Messer an: „Der Herr Kriegsminister hat uns gefragt, was wir denn unsererseits zu bieten hätten. Dieser Regierung, m. H., nichts!" So kam es zu der verwegenen Maßregel des Bismarck'schen Preßedicts vom 1. Juni 1863. H. begann zu ahnen, daß es vergebliche Mühe

sein würde, es mit diesem Minister aufzunehmen, und äußerte, er sei so abgemattet und gleichzeitig so verbittert, daß er nichts mehr wünschte, als sich wieder aufs Land zurückzuziehen.

Seine Popularität begann bereits nachzulassen. Bei den Neuwahlen am 20. und 28. October 1863 erhielt er in Osterode=Neidenburg eine weit geringere Mehrheit. Seine Wähler machten seinen Doctrinarismus nicht alle mit. Er aber ließ nicht davon ab, sondern zeigte sich nur noch mehr aufgestachelt. Es war ein Schlag ins Wasser, als ihm der Conservative Moritz v. Blanckenburg, vielleicht inspirirt von seinem Freunde Bismarck, die realpolitische Handlungsweise seines Ahnherrn, des Gesandten Johann v. H. in der bekannten Kalkstein'schen Sache vor Augen hielt. „Glauben Sie nicht", so rief Blanckenburg, „daß damals kein Zweifel darüber gewesen ist, daß verbriefte und beschworene Rechte dadurch (durch Kalkstein's Gefangennahme) gekränkt wurden? M. H.! Was hat die Weltgeschichte aber nachher dazu gesagt, als die Sache vollendet war?" Da habe man die Handlungsweise des Gesandten v. H. gepriesen. „Warum denn? Darum, weil die Stände ihr Recht gemißbraucht hatten, weil sie nicht begriffen, daß Preußen mußte ein Großstaat werden! Und m. H., fallen Sie jetzt nicht wieder in denselben Fehler". Ein solcher Kalkül auf die Erweckung des realpolitischen Verständnisses mußte bei H. vollständig versagen. H. vermochte auch bei seinem Vorfahren nur das Unrecht zu erkennen und erklärte trocken: er würde zu Gunsten keines Fürsten der Welt so handeln. Sein aufgepeitschter Fanatismus bestimmte ihn, der Regierung auch die Mittel zur Kriegführung gegen Dänemark zu verweigern.

Seit Düppel und Alsen begann es ihm deutlicher zu werden, daß er eine verlorene Sache vertrat. „Es ist sehr wohl möglich, daß die Reaction durch Einschüchterung siegt" schrieb er an Witt. Trotzdem lag ihm nichts ferner als der Gedanke an ein Einlenken. Als er nach dem Kriege in seiner schroff ablehnenden Haltung gegen Bismarck verharrte, suchte ihn selbst Witt umzustimmen, indem er ihm entwickelte, daß der Grundsatz, einem Ministerium, das man beseitigen wolle, dürfe man nichts bewilligen, unrichtig sei. Aber umsonst. Am 15. März 1865 erklärte H. im Abgeordnetenhause mit Emphase aufs neue: „Dieses Ministerium wollen wir bekämpfen, solange es in unseren Kräften steht, gestützt auf unser gutes Recht". Am 28. April kam es wieder zu einem überaus heftigen Zusammenstoß zwischen ihm und Roon. Voller Verbitterung schrieb H. am 27. Juni von der „widerlichen Aufgabe, sich im Abgeordnetenhause mit Leuten herumzustreiten, die man für ausgemachte Schurken hält". Er sprach gegen Witt von der „frechsten Mißachtung der Gesetze", die die Regierung übe, zu der sie „noch die seelenverderbende Heuchelei füge." Aeußerlich wußte er in seinem Auftreten im allgemeinen Ruhe und Kälte zu bewahren. Er wollte seinen Feinden „nicht die Freude gönnen zu sehen, wie tief mich die jetzige Wirthschaft schmerzt". Doch wurde er gelegentlich wegen eines im Januar 1864 verbreiteten Flugblatts unter Anklage gestellt und schließlich am 9. Januar 1866 der Beleidigung des Staatsministeriums für schuldig befunden und zu einer Geldstrafe verurtheilt. Zuweilen gefiel er sich auch darin, das Abgeordnetenhaus ein bischen Convent spielen zu lassen, so als er am 29. Januar 1866 das allerdings unglückliche Urtheil des Obertribunals in der Twesten'schen Sache für ungültig zu erklären beantragte und damit durchdrang. Das Ministerium durfte daraufhin dem Hause in aller Ruhe bemerken, daß es nicht das Recht habe, richterliche Urtheilsprüche anzufechten. H. vermochte in einem solchen Bescheide nur eine unerhörte Beleidigung zu sehen, mußte sich aber wohl oder übel damit abfinden. Seine

unbelehrbare Opposition wurde von seinem Wahlkreise Osterode-Neidenburg bei den Neuwahlen am 3. Juli 1866 damit beantwortet, daß man ihn nicht wiederwählte. Während er drei Jahre vorher fast einstimmig gewählt worden war, sammelte er am Tage von Königgrätz nur 88 Stimmen gegenüber 277 gegnerischen auf sich. Dafür wählte ihn der radicalere Kreis Königsberg-Fischhausen, allerdings auch nur mit knapper Mehrheit.

Resignirt schrieb H.: „Du fühlst es ganz richtig heraus, daß wir jetzt eine traurige Zeit durchleben, nicht nur wegen des resultatlosen Kampfes gegen die brutale Gewalt, sondern noch viel mehr wegen des Abfalles alter Freunde, die uns als unverbesserliche Nihilisten mit einem leichten, aber fühlbaren Fußtritt zum Teufel gehen lassen. Nun wir wollen redlich aushalten, bis das Volk unserer müde ist und uns nicht wiederwählt". Demgemäß erwies er sich weiter unversöhnlich und trat gegen den Entwurf des Indemnitätsgesetzes ein, jenen Meisterzug Bismarck's, durch den dieser sich ganz zum Herrn der inneren Lage machte und H. für immer als parlamentarischen Machtfactor ausschaltete. War Hoverbeck's einst so mächtige Partei schon bei den Wahlen vom 3. Juli auf 81 Mitglieder herabgesunken, so trat infolge der Stellung zur Indemnität eine völlige Spaltung in der Partei ein. Forckenbeck und Kosch, die mit H. zusammen in Königsberg gewählt worden waren, stimmten für die Indemnität. Ein großer Theil der Partei schloß sich der neugebildeten Fraction der Nationalliberalen an. H. aber sprach am 3. September 1866 die bitteren Worte: „Wir können leicht dem Auslande das scheinbare erkünstelte Schauspiel der Einigung geben, wenn wir alle Differenzen verhüllen und die Rechte des Landes preisgeben. Ich meinerseits habe aber keine Lust dazu. Der Ministerpräsident hat uns die Wucht der vergangenen Thatsachen geschildert. Wir sind weit entfernt von einer Machtanbetung, die wegen äußerer Erfolge die inneren Rechte des Volkes preisgeben könnte. Ich will anerkennen, daß der Ton der Rede des Ministerpräsidenten ein versöhnlicher war. Er hat uns versichert, daß er den Frieden nicht aus Verlegenheit wünsche und sich darauf berufen, daß die Fluth im Innern zu seinen Gunsten zu fließen scheine. Nun, dieses Bild der Fluth könnte ich acceptiren — ich glaube, daß auf die Fluth die Ebbe folgt. Ich sehe mich im Lande um, ob die Früchte der Art sind, daß sie ein festes constitutionelles Regiment für die Zukunft versprechen. Wenn Sie es noch nicht wissen, dann erkundigen Sie sich über den Punkt bei den Leuten, die im Gefängniß schmachten, weil sie das ausgesprochen haben, was die Regierung jetzt selbst anerkennt". Seine Haltung fand abermals die Mißbilligung seines nächsten Freundes Witt. Unzufrieden mit der Gestaltung der deutschen Dinge schrieb H. am 17. October 1866: „Zweck des Kriegs war nicht etwa die Einigung Deutschlands, sondern die Vergrößerung Preußens, der Domäne Wilhelm's I." Seinem unentwegten Groll gab er am 6. December durch den Antrag auf Streichung Bismarck's und Roon's aus der Liste der zu Dotirenden Ausdruck, „weil ich diese Minister noch nicht für mit dem Lande ausgesöhnt halte". Seitdem hatte H. seine Rolle im Abgeordnetenhause im wesentlichen ausgespielt. Im J. 1868 wurde er noch einmal von seinem heimathlichen Kreise Allenstein-Rössel gewählt. Dann schied er aus dem Landtage aus.

Etwas mehr trat er seitdem im Reichstage hervor. Zwar fiel er bei den Wahlen zum constituirenden Reichstage des norddeutschen Bundes am 12. Februar 1867 in Allenstein-Rössel durch. Auch bei der Wahl am 31. August 1867 zog er nicht nur in Allenstein, sondern auch in Königsberg den Kürzeren. Dafür wählte ihn der 2. Berliner Wahlkreis bei einer Nachwahl am 22. September. Am 3. März 1871 vertauschte er diesen Wahlkreis,

obwol man ihn dort abermals wählte, mit dem von Sensburg-Ortelsburg und behielt diesen auch bei den Wahlen am 10. Januar 1874, unter Ablehnung des ihm im 3. Berliner Wahlkreise zugefallenen Mandats, inne. Der demokratische Boden des Reichstages bot ihm mehr Gelegenheit seine Gesinnungen zu bethätigen als der Landtag. Allerdings entfremdete er sich seinem ehemaligen nahen Freunde Forckenbeck, der H. vergeblich für die norddeutsche Bundesverfassung zu gewinnen suchte. H. bestand ihm gegenüber unentwegt auf der Forderung „Alles oder Nichts“. Auch Witt suchte ihn vergeblich umzustimmen und erinnerte ihn an sein früheres Dictum: „Selbst eine Despotie will ich für einige Zeit in den Kauf nehmen, wenn dadurch die Einheit Deutschlands hergestellt wird“. Obwol Witt wie Forckenbeck und der ebenfalls über Hoverbeck's Doctrinarismus entsetzte H. V. v. Unruh, der Steuerverweigerer von 1848, zur nationalliberalen Partei übertraten, so blieb doch mit diesen das Freundschaftsverhältniß bewahrt. Mehrmals hat H. im Reichstage seinem alten Gedanken der Aufhebung der Salzsteuer Geltung zu verschaffen gesucht. Es war ihm geradezu schmerzlich, als die preußische Regierung von selbst daran ging, das Salzmonopol aufzuheben, und er war offen genug, dies im Abgeordnetenhause am 1. Februar 1867 zu bekennen: „Soll dieser Mann (der preußische Finanzminister)“, so sagte er, „den ich in andern Punkten so lange bekämpft habe, soll es ihm gegeben sein, sich einen Namen in der Weltgeschichte zu machen, der noch unsern Nachkommen bekannt und von ihnen geehrt sein wird, der mit dem englischen eines Gladstone auf gleicher Linie stehen soll?“ Im Reichstage suchte er nun im September 1867 eine Beseitigung der Salzsteuer in absehbarer Zeit herbeizuführen, mußte es aber erleben, daß Forckenbeck ihm die Unthunlichkeit seines Gedankens nachwies. Am 1. Mai 1872 erneuerte er seine Wünsche. Bismarck wies ihn schroff und ungerecht zurück, indem er es als eine politische Heuchelei bezeichnete, wenn man behauptete, daß die Salzsteuer, deren Beseitigung an sich in erster Linie wünschenswerth, aber nicht gut thunlich sei, den armen Mann besonders drücke, solange man noch Brot und Fleisch besteuere. Mögen die Hoverbeck'schen Anträge auf Beseitigung der Salzsteuer nicht ganz des agitatorischen Charakters entbehrt haben, ehrlich gemeint waren sie trotzdem. Die ausgiebigste Gelegenheit fand H. im Reichstage dazu, seinen tiefwurzelnden Haß gegen den Militarismus zu bekunden. Der sieben Jahre nach den Befreiungskriegen geborene Mann bekundete dabei naive Anschauungen wie die: „Das Interesse der Völker ist es niemals anzugreifen, nach dem Interesse der Völker würde niemals ein Krieg entstehen“ (17. October 1867). Dem entsprechend wünschte er die Stärke des Heeres auf ein Mindestmaß herabzusetzen, um die „Gewalthaber“ zu verhindern, einen Krieg anzufangen; und doch hatte er gelegentlich (am 24. Mai 1861), als er die Anlegung eines Kriegshafens im Jasmunder Bodden befürwortete, selbst gesagt: „Die beste Deckung ist der Hieb“. Am 24. April 1869 bezeichnete er die starken Friedensheere als eine Gefahr für die politische Lage und verlangte, daß der norddeutsche Bund, wenn es nicht anders einzuleiten ginge, mit der Entwaffnung beginnen sollte. „Ich glaube, daß wir mit einer derartigen Anforderung der Wehrhaftigkeit unseres Vaterlandes nicht Schaden thun.“ Mit ingrimmigem Hohne glaubte er die Bevorzugung des Adels im Heere geißeln zu müssen (19. VI. 1873). Desgleichen zog er mit Schärfe gegen die Cadettenhäuser zu Felde. „Wir haben jedes mal gefunden, daß die Internate einen gewissen Beigeschmack von Abrichtung mit sich führen“ (6. Juni 1873). Verhaßt war ihm der vermeintliche Aufwand der Diplomatie. Gerade in dieser Beziehung zeigte er sich besonders kleinlich und reizte dadurch oft genug den

Reichskanzler. Ihm schwebte wol das bekannte Wort des großen Königs zu einem seiner Gesandten vor, der sich über die geringen ihm zur Verfügung stehenden Geldmittel beklagte. Es entging ihm dabei aber, daß Friedrich II. sicher gern mehr bewilligt hätte, wenn er dazu irgend in der Lage gewesen wäre. Auf das eifersüchtigste wachte er über den Rechten und Competenzen des Parlaments. Der markanteste Act, den er in dieser Beziehung unternahm, war sein infolge der Verhaftung des Caplans Majunke am 16. Decbr. 1874 gestellter Antrag: „Behufs Aufrechterhaltung der Würde des Reichstages ist es nothwendig, im Wege der Deklaration bezw. Abänderung der Verfassung die Möglichkeit auszuschließen, daß ein Abgeordneter während der Dauer der Sitzungsperiode ohne Genehmigung des Reichstages verhaftet werde". Die Annahme des Antrages führte zu einem Entlassungsgesuch Bismarck's, der dadurch die in jenem Falle zum Theil mit H. gehenden Nationalliberalen zu spalten beabsichtigte. Durch den bald eintretenden Tod Hoverbeck's wurde es verhindert, daß der Antrag weitere praktische Folgen hatte. Sein von keinerlei sonstigen Erwägungen beeinflußtes Festhalten an formalistischen Gesichtspunkten bekundete H. auch recht greifbar, als er vom Präsidenten Hohenlohe wiederholt Verhängung eines Ordnungsrufes über Miquel verlangte, weil dieser einen fanatischen Elsässer, der den Deutschen den Rang einer gebildeten Nation abgesprochen hatte, der Narrheit beschuldigte (23. März 1873). Nur mit Mühe fügte er sich der Autorität des Präsidenten, der den Ordnungsruf ablehnte.

Vorübergehend trat H. (1867) mit dem deutschen Kronprinzen in Berührung. Dieser sprach ihm dabei seine Verwunderung darüber aus, daß die Fortschrittspartei gegen die norddeutsche Bundesverfassung gestimmt habe. Obwol die Kronprinzessin dem sich vertheidigenden H. secundirte, scheint H., wie es ja auch in der Natur der Sache lag, auf den hohen Herrn nicht sonderlich anziehend gewirkt zu haben. Er war doch eben allzu radical und steifnackig. Gefiel er sich doch auch geradezu in der Hervorkehrung demokratischer Allüren. So bemerkte er am 12. Februar 1868, als sein Freund Löwe-Calbe von dem „chevaleresken Stolze" gesprochen hatte, den die Abgeordneten aus Preußen bei einer Gelegenheit bewiesen hätten, trocken: „M. H., mir persönlich ist das Wort ‚chevaleresk' außerordentlich zuwider. Ich bitte Sie zu glauben, daß ich garnichts Chevalereskes an mir habe". Nur „bürgerlichen" Stolz wolle er für sich beanspruchen. Entsetzlich war es ihm, als er zu den Comitésitzungen, die im Winter 1867/68 aus Anlaß des ostpreußischen Nothstandes unter dem Vorsitz des Kronprinzen stattfanden, im Frack erscheinen mußte. Am liebsten wäre er, um diese „albernen Formen" zu vermeiden, weggeblieben. Mit Stolz erklärte er im Abgeordnetenhause am 19. Januar 1870: „Ich bin, obgleich Rittergutsbesitzer, doch Demokrat; das ist im Sinne mancher Herren ein undenkbares Ding".

Er nahm es von Anfang an im Gegensatz zu so vielen andern Volksvertretern äußerst ernst mit der parlamentarischen Arbeit. Bei Schluß der Session fühlte er sich regelmäßig infolge der Anstrengungen, die er sich zugemuthet hatte, tief ermüdet. Nicht zum mindesten nahmen die Fractionssitzungen, denen er fast immer präsidirte, seine Kraft in Anspruch. Völlig frei war er — eine seltene Erscheinung im Parlamentarismus — von Ehrgeiz. So lehnte er 1874 die Stelle eines Vicepräsidenten ab, obwol er vielmehr dazu berufen war als sein darauf für ihn eintretender Parteigenosse Hänel. Es war ihm ein Greuel, wenn ihm Ovationen dargebracht wurden. Interessenvertretungen verabscheute er. Auf dem Congreß deutscher Forst- und Landwirthe in Breslau im J. 1869 gab er die Erklärung ab: „Es sei Aufgabe jedes

Abgeordneten, stets für das zu wirken, was gerecht sei; kein Abgeordneter dürfe Vertreter einer einzelnen Erwerbsclasse sein, jeder habe das ganze Volk zu vertreten. Die Interessenvertreter würden zu Abgeordneten zweiter Classe herabsinken". Schon damals erregten diese Worte lauten Unwillen. Sein stolzer Unabhängigkeitssinn vermochte es nicht, das ihm im Jahre 1861 angebotene Landrathsamt in seinem Kreise anzunehmen. „Ich wäre lieber Kreisrichter, als Oberpräsident", erklärte er, „am liebsten freilich keins von beiden".

Bereits im Sommer 1871 sah H. sich genöthigt wegen rheumatischer Leiden nach Kissingen zu gehen. Im Juli 1875 wurde bei ihm, während er sich in Gersau am Vierwaldstätter See aufhielt, ein Herzleiden festgestellt. Diesem fiel er wenige Wochen darauf, am 12. August, an jener schönen Stätte zum Opfer. Am 22. August wurde er in seinem Geburtsort Nickelsdorf begraben. Seine Partei veranstaltete ihm in Königsberg und Berlin Gedächtnißfeiern. Im Berliner Rathhause hielt Virchow ihm die Gedenkrede. Otto Lessing schuf eine Colossalbüste von ihm. Er hinterließ keine leiblichen Kinder, sondern nur eine Adoptivtochter.

Die Parteigenossen durften mit Wohlgefühl auf Hoverbeck's knorrige „Rolandsgestalt" blicken. Kein schöneres Lob konnte ihm von dieser Seite zu zu Theil werden, als es in der Gedächtnißrede des Königsberger Professors Möller auf ihn enthalten ist: „Jeder Zoll ein echter Demokrat, ist er durchs Leben gegangen ohne Orden und Titel". Einen Titel hat er freilich gehabt; das Gebiet, auf dem er positiv zu wirken Gelegenheit fand, seine landwirthschaftliche Thätigkeit, brachte ihm im J. 1862 die Stellung eines Landschaftsdirectors für das Departement Mohrungen ein, die er bis zu seinem Tode innehatte. Das Wohlthuendste an seiner Erscheinung ist zweifellos die Geradheit seines Charakters, die etwas Kindliches hat. An seiner Politik, die in ihrer Unfruchtbarkeit ihres Gleichen sucht, ist der deutsche Zug erfreulich. Das Preußenthum, das er ursprünglich festzuhalten gesucht hatte, trat für ihn später ganz zurück. Er begrüßte die Kaiserwürde vornehmlich deswegen begeistert, weil sie eine „schöne Waffe gegen den altpreußischen Particularismus" wäre. Freilich die Ebbe, die er einst dem Ministerium Bismarck prophezeit hatte, kam nicht. Seinen größten Schüler fand der kluge, arbeitsame und ehrliche, leider aber nur allzu fanatische Doctrinär, der in entscheidender Zeit, zum Handeln berufen, kraftvoll und mannhaft handelte und dadurch seinen Platz in der Geschichte erhielt, in dem ihm freilich nicht nur an Rednergabe, sondern auch an Wissen und Geist überlegenen und schließlich auch realpolitischeren Eugen Richter.

Ludolf Parisius, Leopold Freiherr v. Hoverbeck. Ein Beitrag zur vaterländischen Geschichte. 3 Bände. Berlin 1897—1900. — Stenographische Berichte des Preußischen Abgeordnetenhauses und des Deutschen Reichstages. — Eugen Richter, Im alten Reichstag. Berlin 1894. — Herm. Wagener, Erlebtes II, 15. Berlin 1884. — Philippson, Forckenbeck. Dresden und Leipzig 1898. — Erinnerungen aus dem Leben von H. V. v. Unruh. Herausgegeben von Poschinger. Stuttgart 1895. — Hermann Oncken, Art. Forckenbeck, A. D. B. XLVIII, 630—650.

H. v. Petersdorff.

Hoyos: Rudolf Graf H. wurde am 9. November 1821 auf dem Fideicommißschlosse Horn in Niederösterreich geboren und starb am 8. November 1896 auf seinem Schlosse Lauterbach in Schlesien. Zwei schmale Bändchen Gedichte (Wien 1887, Dresden und Leipzig 1892 veröffentlicht) zeugen heute allein noch von der Summe geistiger Kraft und von dem künstlerischen Sinne

eines Aristokraten, der energisch und vorurtheilslos die Bildung seiner Zeit sich anzueignen und in ihrem Besitze das Leben zu einer Kunst zu gestalten verstanden hat. Als würdiger Genosse gehörte er einem Kreise feingestimmter Aestheten an, die der Existenz des österreichischen Adels einen Abglanz des culturellen Reichthums der Renaissance und der litterarischen Salons Frankreichs leihen wollten und noch wollen. Künftige Culturgeschichte wird dieses Kreises und seiner Bedeutung für das neuere Oesterreich ausgiebig zu gedenken haben. Bis auf Fr. Schlegel's und seiner Gattin Dorothea Wirken in Wien, auf seine Mitarbeiter am „Deutschen Museum“ und auf Beider Freunde und Freundinnen aus dem Kreise des Wiener Hochadels gehen die Traditionen zurück, die von H. und von seinen Freunden hochgehalten worden sind. Graf Theodor Heusenstamm, ein Freund Lenau's (1801—1889; vgl. A. D. B. XXXV, 433), als Dichter vielfach bemüht, ein Zögling romantischer Anregungen, der bis ins höchste Greisenalter das Leben und die Kunst seiner Zeit eifrigen Blickes verfolgte, leitete diese Tradition weiter. Alexander v. Villers (1812—1880; vgl. A. D. B. XL, 779), dessen eigenwillig geistvolle Briefe H. (1881 und 1887) herausgegeben hat, Alexander v. Warsberg, der Odysseische Wanderer und stilvolle Landschaftsschilderer (1836—1889; vgl. A. D. B. XLI, 182 ff.), der vielseitig für Kunst und Wissenschaft thätige Mäcen Karl Graf Lanckoroński (geb. 1848, s. d.) bildeten dann mit H. eine besondere Gruppe, der es im besten Sinne geglückt ist Kunst und Leben harmonisch zu vereinigen. Ihrer ästhetischen Stimmung diente vor allem die bildende Kunst, mit deren alten und jungen Meistern sie genießend, sammelnd und zu neuen Schöpfungen anregend in stetem Verkehr blieben. In Italien holten sie immer neue Anregungen, ihr Heim wie ihr Dasein künstlerisch auszuschmücken.

Graf H. indeß war nicht nur ein feinfühliger Lebenskünstler, auch ein Priester der Humanität und ein Philanthrop. Einem spanischen Geschlechte, das schon zu Anfang des 16. Jahrhunderts in dem niederösterreichischen Adel aufgegangen war, entstammt er; seine Mutter war eine Nichte des „eremita Parisiensis“ Graf Gustav Schlabrendorf (1758—1824; vgl. A. D. B. XXXI, 320), der als echter Apostel des Humanitätszeitalters in erster rascher Begeisterung für die französische Revolution nach Paris geeilt war, hier alles Entsetzen der Schreckenszeit durchlebt und dann bis an sein Lebensende als ehrfurchtgebietender Patriarch segensreich für seine, Paris besuchenden Landsleute gewirkt hatte, dabei mit den Führern deutscher Cultur in stetem Verkehr geblieben war. Den Ideen des Humanitätszeitalters blieb auch seine Nichte Therese, Graf Rudolf Hoyos' Mutter (1781—1862), ihr Leben lang treu; Gellert, dieser praeceptor Germaniae, dem sie im Rosenthal bei Leipzig ein Denkmal stiftete, hatte ihre Weltanschauung mit geschaffen. Sie vererbte die hohe geistige Bildung ihrer Familie dem Sohne, der vom Vater, Graf Johann Ernst Hoyos (1779—1849), die Traditionen einer kaisertreuen österreichischen Adelsfamilie mit all ihrer durch Jahrhunderte erprobten historischen Cultur übernahm. Dem Brauch seines Hauses folgend wurde Graf Rudolf H. Reiterofficier im österreichischen Heere und stürmte genußfroh, ohne seinem feurigen Temperamente die Zügel der Reflexion anzulegen, durchs Leben, ein kühner Eroberer, von der Natur mit allen Vorzügen einer bestrickenden Erscheinung ausgestattet. Als reifer Mann sagte er solch reichbewegter äußerer Bethätigung seiner Persönlichkeit Valet und zog sich in stillere Beschaulichkeit zurück, nicht ein weltmüder Kämpe, vielmehr bemüht das Gold der Erfahrungen seines jugendlichen Weltlebens sinnend und denkend auszumünzen. In die Bahn seines Großoheims Schlabrendorf lenkte er jetzt ein. Bedingung

der fast plötzlichen Wandlung war eine schwere Krankheit gewesen; zur Führerin auf neuen Pfaden wählte er eine hochbegabte, künstlerisch thätige Aristokratin, die ihn auch mit Villers und Warsberg in nähere Beziehung brachte. In unermüdeter Arbeit suchte er alle Lücken zu füllen, die seine Bildung ihm wies. Ward da einerseits Goethe's „Faust“ ihm zum unentbehrlichen Begleiter fürs Leben, so scheute er andrerseits sich auch nicht, mit Villers Chemie zu studiren. Vor allem aber strebte er nach einer großen und einheitlichen Lebensanschauung. Er hat sie sich erobert, ohne jemals mit ihr zu prunken oder sie Anderen einreden zu wollen. Ueberzeugt, daß alles menschliche Wissen relativ sei, forderte er von Andern nicht rückhaltlose Nachfolge; allein seine kraftvolle Natur konnte nur dem zustimmen, der gleich ihm mit starker Hand sein Wesen zu formen bereit war. Wo er keinen Ehrgeiz, keine Leidenschaft fand, „nichts, was den glatten Fluß des Wassers trübt“, da wandte er sich verdrossen ab. Selbst aufs eifrigste bemüht, alles Große und Schöne in Kunst und Wirklichkeit nachzufühlen, hatte er auch kein Herz für Leute, die über solchem Anempfinden ihre eigene Persönlichkeit vergessen und auf jeden Kampf verzichten.

War er doch auch viel zu altruistisch gestimmt, als daß er einem weichlichen Cult ästhetischer Stimmungen je hätte verfallen können. Wer im Kampf ums Dasein des Schutzes bedurfte, konnte auf ihn zählen. In sociale Fragen hatte er nicht bloß theoretisch Einblick gewonnen. Jahrzehntelang Verwaltungsrath, dann Präsident einer der ersten und bestgegründeten Versicherungsanstalten Oesterreichs war er mit nationalökonomischen Problemen in praktische Berührung gekommen. In seinen letzten Lebensjahren bestrebte er sich ernst und redlich, das Loos der Armen zu heben, den Gegensatz von Arm und Reich zu mindern. Eine Neugestaltung des Erbrechts beschäftigte vor anderen seinen vorwärtsstrebenden Geist, ohne daß er indeß gewagt hätte, seine Ideen, die er nicht für völlig ausgereift erkannte, in Wirklichkeit umzusetzen und das Erbrecht, das ihm ungerecht schien, innerhalb der Grenzen seines Vermögens zu beseitigen. Seine philanthropischen Neigungen machten ihn auch zu einem begeisterten Apostel der Friedensidee, deren Förderin, Baronin Suttner, in ihm stets einen hülfsbereiten Berather fand. Erscheint H. da ganz und gar als Gesinnnungsgenosse seines Großoheims, so war er doch eine so künstlerisch veranlagte Natur, daß er nie, wie jener, asketisch in einer schmucklosen Mansarde sein Dasein hätte verbringen können. Seinem Schönheitsgefühl war stimmungsvolle Umgebung unbedingtes Bedürfniß. In seinem Heim in Wien, einem Meisterstück feinabgestimmter Interieurkunst, hatte er das schwere Räthsel gelöst, mitten in einer Sammlung auserlesener Kunstschöpfungen den Ton behaglichen Daseins festzuhalten. In diesen von gedämpfter Harmonie erfüllten Räumen erweckte nichts den Gedanken an ein Museum, diente Alles dem Wunsche, Schönheit dem Leben des Tages dienstbar zu machen, nicht in ihr eine Last sich zu schaffen. Wol herrschte hier eine geläuterte Stimmung, die nichts Grelles und Auffallendes ertrug; aber auch diese Stimmung drängte sich dem Beschauer nicht auf, sondern ließ ihm all die Freiheit, die H. als Mensch wie als Denker seinen Mitmenschen so gern gewährte. Grenzen freilich hatte auch seine Anpassungsfähigkeit. Malerei stand ihm näher als Plastik, die großen Italiener des Cinquecento, Rembrandt, Lenbach, Passini, Schindler waren seine Lieblinge, während er für die älteren italienischen Meister so wenig übrig hatte, wie für modernste tastende Versuche. Er selbst hielt mit mehr als dilettantischer Fertigkeit Landschaftsstimmungen mit Stift und Pinsel fest. Auch in der Musik, die ihm nicht so sehr Lebensbedürfniß war, wie bildende Kunst, suchte er nur Stimmung. Sein unentwegtes Streben, sich

Neues anzueignen, seine Bildung zu erweitern, nichts Schönes unbeachtet zu lassen, bethätigte sich am stärksten der Dichtung gegenüber. Er berauschte sich ebenso gern an dem Wohllaut der Prosa Heyse's wie an den Klängen modernster Lyrik. Aufmerksamen Blickes verfolgte er, geleitet von kundigen Beobachterinnen jüngster Litteratur, was der Tag an Neuem, Ueberraschendem, oft nur schwer Erfaßbarem brachte. Die rasche Entwicklung der jüngsten nordischen und deutschen Litteratur hat er mitzuleben versucht und noch in den Schöpfungen J. P. Jacobsen's ein ihm seelenverwandtes Streben nach ästhetischem Leben wiedergefunden.

Seine eigenen Dichtungen erheben nicht den Anspruch, neue Töne erklingen zu lassen. Sie spiegeln sein Wesen rein wieder, sind Bekenntnisse einer Natur, die ihr Innerstes aufdecken will, wie sie es nach bestem Wissen erschaut. Gelegenheitspoesie im edelsten Sinn des Wortes erstand ihm, die innere Wahrheit hat und ihr gelegentlich auf Kosten der Form huldigt. Der Tod der Frau, der er sein Bestes dankte, hat ihn zum Dichter gemacht; tiefes und echtes Gefühl entströmt den Versen, die er ihrem Andenken widmete. Weiblicher Schönheit und weiblichem Geiste huldigt er auch später noch in Versen, die den Reiz einer Persönlichkeit in glücklich gefundenen Worten auszusprechen vermögen. Weltüberlegene Ironie stand ihm ebenso zu Gebote. Gern gibt er Landschaftsbilder; nicht nur was er auf Reisen, zunächst in Italien, erschaut hat, auch Wien und die Stimmung der Großstadt dient seiner betrachtenden und beobachtenden Lyrik. Malerei und Poesie, seine Lieblingskünste, treten in Austausch, wenn er Bilder in Verse umsetzt. Breiten Raum nehmen in seinen Gedichten philosophische Probleme ein, die bald in längerer Ausführung, bald aphoristisch knapp sich geltend machen. Die Form seiner Verse gemahnt an Heine und an Scheffel, an Lenau und an Keller. Fehlt zuweilen eine letzte Glättung, die diesen oder jenen Anstoß behoben hätte, so überwindet er doch gelegentlich große formale Schwierigkeiten, er hat musterhafte Sonette geschrieben und einmal Walzerrhythmus gewandt in Worte gebracht.

Ein Lebenskünstler, der Schönheit und Energie verband und bis ins höchste Alter hinauf reine Empfänglichkeit für die geistigen und künstlerischen Regungen seiner Zeit und damit jugendliche Frische bewahrte, hat er das Beste, was er schaffen konnte, mit ins Grab genommen: seine Individualität. Umso nothwendiger ist es, sein Andenken aufrecht zu erhalten, da nur, wer ihn persönlich gekannt hat, den Reichthum dieser Individualität ermißt. Er zählte, in Schiller's Sinne, zu den edlen Naturen, die nicht mit dem zahlen, was sie thun, sondern mit dem, was sie sind.

Nachrichten über Hoyos finden sich in den Nekrologen Malvida's von Meysenbug (Neue Fr. Presse v. 20. Nov. 1896, Nr. 11 582) und Marie Herzfeld's (Wiener Fremdenblatt v. 28. Nov. 1896). — Mittheilungen d. Grafen Karl Lanckoroński, der Hoyos' leider noch nicht weiter verwertheten handschriftlichen Nachlaß besitzt, und von Frau Prof. Grün sind benutzt in Walzel's Artikel: Biogr. Jahrbuch und Deutscher Nekrolog 1, 142—147.

Oskar F. Walzel.

Huber: Alfons H., Historiker, geboren am 14. October 1834 zu Fügen im Zillerthale als Sohn eines Bauern. Der Knabe verrieth schon frühzeitig geistige Begabung und treffliche Anlagen; durch das seiner Zeit in kirchlichen Kreisen beliebte Buch Annegarn's, das er im Pfarrhofe fand, wurde seine Neigung zur Geschichte geweckt. Aber erst im Jahre 1847 kam H. an das Gymnasium zu Hall, an dem er bis zu den zwei obersten Classen verblieb, die er dann in Innsbruck zurücklegte. Im Jahre 1855 bezog er die Uni=

versität der Landeshauptstadt. Hier fand er in Julius Ficker, der im J. 1852 nach Oesterreich berufen worden war und alsbald eine sehr fruchtbare Thätigkeit entfaltet hatte, den anregenden Lehrer, aber auch den treuen Freund und Förderer. Am 2. December 1858 wurde H. für das Lehramt am Gymnasium für Geschichte und Geographie approbirt, am 7. Februar 1859 zum Doctor der Philosophie promovirt. Noch im October dieses Jahres wurde auf Grund der von ihm vorgelegten Abhandlungen über das hellenische Staatensystem und über die Entstehungszeit der österreichischen Freiheitsbriefe seine Habilitation für allgemeine Geschichte genehmigt, die später auf die Lehrbefähigung für alte und österreichische Geschichte eingeschränkt wurde. Die zweite Abhandlung, die im J. 1860 in die Sitzungsberichte der Wiener Akademie aufgenommen wurde, zeigt schon das Arbeitsgebiet, das H. unter Ficker's Leitung mit Sicherheit betrat und dem er bis an sein Lebensende mit größtem Erfolge treu blieb, die eindringende Erforschung der österreichischen Geschichte. Ihr folgten die Untersuchungen über die „Waldstädte Uri, Schwyz, Unterwalden bis zur festen Begründung ihrer Eidgenossenschaft“ (Innsbruck 1861). Schon hatten des jungen Docenten Arbeiten die Aufmerksamkeit der gelehrten Welt erregt und schon war er für den Lehrstuhl der österreichischen Geschichte an der Lemberger Universität in Aussicht genommen, als durch den am 2. Februar 1863 genehmigten Uebertritt Ficker's an die juridische Facultät für ihn ein Platz an der liebgewonnenen heimathlichen Hochschule frei und er am 21. September 1863 zum ordentlichen Professor der Geschichte in Innsbruck ernannt wurde.

Das Jahr, in dem er eine feste, gesicherte Stellung erhielt, wurde auch für seine wissenschaftliche Thätigkeit von großer Bedeutung. Als Johann Friedrich Böhmer, der die Arbeiten des jungen Gelehrten von Anfang an mit Theilnahme begleitet und ihm Studienreisen nach München und Wien ermöglicht hatte, am 22. October 1863 gestorben war, hatte neben anderen Gelehrten Ficker die Obsorge über seinen wissenschaftlichen Nachlaß übernommen. Er betraute seinen hervorragenden Schüler mit der Herausgabe des vierten Bandes der Fontes rerum Germanicarum, der im J. 1868 erschien, und mit der Bearbeitung der Regesten Kaiser Karl's IV., die H. in mustergültiger Weise während der Jahre 1874—1877 fertigstellte. Ein Ergänzungsheft dazu erschien im J. 1889.

Vor der Vollendung dieser größeren Werke, die ihn zu eingehender Beschäftigung mit der Reichsgeschichte während des 14. Jahrhunderts führten, hatte H. aus Anlaß der Feier der 500jährigen Zugehörigkeit Tirols zur habsburgischen Herrschaft im J. 1864 eine „Geschichte der Vereinigung Tirols mit Oesterreich“ erscheinen lassen, der im folgenden Jahre sich die „Geschichte Herzog Rudolf's IV.“ anschloß. Während der Jahre 1864—1868 war er auch in hervorragendem Maße an der Redaction des Archivs für Geschichte und Alterthumskunde Tirols betheiligt, im J. 1866 erschien in der „Oesterreichischen Geschichte für das Volk“ der von ihm bearbeitete Band, in dem er die Geschichte der ersten habsburgischen Landesfürsten von Albrecht I. bis Rudolf IV. behandelte.

Am 22. December 1870 erfolgte auf sein von der Facultät befürwortetes Ansuchen eine seiner Arbeitsrichtung durchaus entsprechende Aenderung seines Lehrauftrages, indem er an Stelle des am 20. August in den Ruhestand versetzten Professors Glax zum Professor für österreichische Geschichte bestellt wurde. Zunächst veröffentlichte er eine Anzahl kleinerer Arbeiten, die sich über das ganze Gebiet der österreichischen Geschichte von den Zeiten Rudolf's von Habsburg bis zum Ende des 18. Jahrhunderts ausdehnten. Vor die eigentliche

Aufgabe seines Lebens, der er fortan seine ungewöhnliche Arbeitskraft widmete, wurde H. durch den Antrag Giesebrecht's gestellt, für die von diesem geleitete „Geschichte der europäischen Staaten“ die Geschichte Oesterreichs zu übernehmen. In seiner streng methodischen Weise bereitete er durch eine Reihe vor Einzeluntersuchungen die Grundlage, auf der sich das Werk erheben konnte. In den Jahren 1885—1896 sind fünf Bände erschienen, die bis zum Jahre 1648 reichen. Der echt wissenschaftliche Charakter, der sich in der kritischen Benutzung der Quellen und der Litteratur, in dem aus jeder Seite hervorleuchtenden Streben nach Erkenntniß und Feststellung der Wahrheit äußert, die eingehende Berücksichtigung der böhmischen und ungarischen Geschichte, bilden die großen Vorzüge des Werkes, das man immer wieder mit erneutem Danke zur Hand nimmt, sie helfen über unleugbare Mängel der Darstellung, welche sich namentlich in Zeitabschnitten, die von höheren als den rein politischen Gesichtspunkten zu beurtheilen sind, und bei der Schilderung von Persönlichkeiten, die über das gewöhnliche Maß hinausragen, fühlbar machen, über grundlegende Irrthümer, wie die allzustarke Hervorhebung des künstlichen, mechanischen Momentes in der Bildung des Kaiserstaates, die damit verbundene Vernachlässigung der natürlichen Vorbedingungen für diesen, hinweg. Jedenfalls bedeutet das Werk einen wichtigen Abschnitt in der Entwicklung der österreichischen Geschichtschreibung und Forschung; wie es die Ergebnisse der bisher geleisteten Arbeit zusammenfaßt und kritisch verarbeitet, bildet es die Grundlage und den Ausgangspunkt für die Fortsetzung der wissenschaftlichen Thätigkeit.

Neben der Ausarbeitung der Geschichte Oesterreichs und neben seiner Lehrthätigkeit fand H. noch Zeit zu eifriger Betheiligung an den Angelegenheiten der Universität, die ihn für die Jahre 1876 und 1883 zum Rector wählte, und zur Bedachtnahme auf die Geschäfte des Museum Ferdinandeum, dem er seit dem Jahre 1858 als Mitglied angehörte und dessen zeitgemäße Umbildung er als Vorstand während der Jahre 1881—87 durchführte.

Am 16. Juni 1887 erfolgte seine Ernennung zum o. Professor für allgemeine und österreichische Geschichte an der Wiener Universität, an die er zum Ersatz für Ottokar Lorenz berufen worden war, und damit trat er in einen ungleich weiteren und inhaltreicheren Wirkungskreis. Auch hier bewährte er sich aufs beste und erwarb sich bald das Vertrauen der Facultät, die ihn im J. 1896 zum Decan wählte. Auch neue litterarische Aufgaben erwuchsen ihm. Die Aenderung der juridischen Studienordnung veranlaßte ihn zur Abfassung eines Handbuches der österreichischen Reichsgeschichte (1895, 2. Aufl. 1901), in dem er die Richtlinien der Entwicklung des Kaiserstaates schärfer, als es im Hauptwerke geschehen ist, herausarbeiten und die Darstellung bis zur Gegenwart fortführen konnte. In Ausführung der letztwilligen Anordnung eines ehemaligen Innsbrucker Collegen gab er eine aus den Aufzeichnungen des Appellationsgerichtsrathes Ignaz Beidtel abgeleitete „Geschichte der österreichischen Staatsverwaltung“ (2 Bde., 1896 und 1898) heraus. Aufs engste aber verwuchs er mit den Arbeiten der kais. Akademie der Wissenschaften, die ihn im Jahre 1891 zum Secretär der philos.-histor. Classe, zwei Jahre später zum Generalsecretär bestellte, und deren Geschichte er im J. 1897 veröffentlichte. Dazu übernahm er den Vorsitz des Ausschusses, dem anläßlich des fünfzigjährigen Regierungsjubiläums des Kaisers die Herstellung einer Geschichte der Wiener Universität während der Jahre 1848 bis 1898 übertragen worden war.

Die unermüdliche wissenschaftliche Thätigkeit, das geschlossene, sichere Wesen seiner Persönlichkeit hatten ihm einen weiten Freundeskreis, eine stattliche Schar

begabter und dankbarer Schüler verschafft, mit vollem Recht ließ ihm die wissenschaftliche Welt jene Ehren zu Theil werden, welche sie zu vergeben hat. Die Wiener Akademie hatte ihn schon im J. 1867 zum correspondirenden, fünf Jahre später zum wirklichen Mitgliede, die bairische Akademie der Wissenschaften im J. 1878 zum auswärtigen Mitgliede gewählt, in gleicher Eigenschaft gehörte er der böhmischen und der ungarischen Akademie an. Während der Jahre 1887—1890 war er Mitglied der Centraldirection der Monumenta Germaniae, im J. 1895 war er in den österreichischen Archivrath, im folgenden Jahre in die historische Commission an der bairischen Akademie berufen, nach dem Tode Arneth's im J. 1897 zum Vorsitzenden der Commission für die Herausgabe von Quellen zur neueren Geschichte Oesterreichs ernannt worden. Im J. 1893 führte er den Vorsitz auf dem ersten deutschen Historikertag. Dagegen blieb ihm die längste Zeit jede Ehrung von staatlicher Seite versagt, erst im J. 1897 wurde ihm der Hofrathstitel verliehen.

Während er Begonnenes mit zäher Ausdauer zu Ende zu führen trachtete, mit unverminderter Spannkraft neu an ihn herantretenden Aufgaben gerecht zu werden vermochte, riß ihn das Schicksal hinweg. Von einem Krankheitsanfalle, der ihn im J. 1897 betraf, hatte er sich schnell erholt, da überraschte ihn am 23. November 1898 der Tod auf dem Heimwege von der Universität in seine Wohnung.

(Hertzber)g-(Fränke)l in der Wiener Zeitung 1898, Nr. 294 vom 23. Dec. — Oswald Redlich in der Beilage zur Allgem. Zeitung 1899, Nr. 3. — Dopsch in der Hist. Vierteljahrschrift II (1899), 294—296. — M(ühlbacher) in den Mitth. des Inst. f. österr. Geschichtsf. XX (1899), 189—191. — E. v. Ottental in der Zeitschr. des Ferdinandeum III. F., XLIII (1899), 337—343, mit Porträt. — Julius Jung in den Mitth. des Vereins f. Gesch. der Deutschen in Böhmen XXXVIII (1900), 1—6. — Oswald Redlich im Biographischen Jahrbuch III (1900), 104—110. — Almanach der kais. Akademie der Wissensch. XLIX (1899), 321 ff., mit Portr. — J. Friedrich in den SB. der k. bair. Akademie der Wissensch. 1899, I, 164. — Personalact im k. k. Ministerium f. Cultus u. Unterricht.

Karl Uhlirz.

Hübner: Joseph Alexander Graf von H., österreichischer Diplomat und Reisender, wurde am 26. November 1811 zu Wien als Sohn einer bürgerlichen Familie namens Hafenbredl geboren. Nachdem er in seiner Vaterstadt und in Mailand vorgebildet worden war, studirte er an der Wiener Universität die Rechtswissenschaft, hielt sich darauf längere Zeit in Italien auf, wo er die allgemeine Unsicherheit der öffentlichen Zustände gründlich kennen lernte, und trat 1833 als Hülfsarbeiter in die Staatskanzlei des Fürsten Metternich ein. Hier schloß er sich namentlich an den Regierungsrath Joseph Anton von Pilat, den Redacteur des officiösen „Oesterreichischen Beobachters“ an, dessen conservativ-clericale Gesinnung er theilte und mit dessen jüngster Tochter er sich 1834 vermählte. Da er rasche Auffassungsgabe mit ungewöhnlicher Anpassungsfähigkeit und mit einem hervorragenden Geschick, sich schnell in verwickelte politische Angelegenheiten einzuarbeiten verband, wurde er bereits 1835 in einer außerordentlichen Mission nach Paris geschickt und zwei Jahre später als Gesandtschaftsattaché dahin versetzt. Im folgenden Jahre kehrte er nach Wien zurück und wurde von Metternich zur Bearbeitung von Angelegenheiten der äußeren Politik, sowie zur Erledigung diplomatischer Geschäfte in Italien verwendet. Unter anderem wohnte er 1838 der Krönung des Kaisers Ferdinand zum Könige der Lombardei und Veneziens in Mailand bei. 1841 ging er als erster Gesandtschaftssecretär nach Lissabon. 1844 wurde ihm das

Generalconsulat für Sachsen in Leipzig und zugleich die Vertretung der österreichischen Monarchie an den Höfen von Anhalt, Schwarzburg und Reuß mit dem Titel eines Legationsrathes übertragen. Zwei Jahre später beauftragte ihn Metternich mit der Ueberwachung jener Umtriebe gegen die russische Herrschaft in Polen, welche von dem Freistaate Krakau ausgingen. In dieser Angelegenheit wurde er noch in demselben Jahre nach Paris gesandt, um die französischen Machthaber von der Nothwendigkeit einer Einverleibung der kleinen Republik in die österreichische Monarchie zu überzeugen. Als im Anfang des Jahres 1848 der Ausbruch revolutionärer Bewegungen in Italien erwartet wurde, rief ihn Metternich zunächst zur persönlichen Information nach Wien zurück und schickte ihn dann nach Mailand. Er sollte sich hier als Mann von Menschenkenntniß und Geschäftsgewandtheit möglichst genau mit den Stimmungen und Wünschen der Bevölkerung vertraut machen und darüber nicht nur an den Wiener Hof, sondern auch an den Vicekönig Erzherzog Rainer und den Feldmarschall Grafen Radetzky berichten. Als im März der Aufstand gegen die österreichische Herrschaft in Mailand ausbrach, vermochte sich H. nicht rechtzeitig zu entfernen. Er wurde von den Aufrührern gefangen und als Geisel internirt. Erst nach 106 Tagen erhielt er durch Auswechslung seine Freiheit wieder und kehrte nach einem kurzen Erholungsaufenthalte in der Schweiz nach Wien zurück. Ende August sollte er als österreichischer Geschäftsträger nach Brasilien gesandt werden. Da jedoch auch in Wien die revolutionäre Bewegung rasch um sich griff, reiste er nicht ab, sondern wurde vom Fürsten Felix Schwarzenberg, der im October den energischen Widerstand der Regierung gegen die radicalen Strömungen zu organisiren begann und dessen volles Vertrauen er genoß, zur Erledigung wichtiger Aufträge im Inlande verwendet. Er begab sich nach Schönbrunn und geleitete von hier aus die kaiserliche Familie nach Olmütz. An der Bildung des Ministeriums Schwarzenberg-Stadion nahm er wesentlichen Antheil, ebenso an der Ausarbeitung der wichtigen Staatsacten, Bekanntmachungen und Aufrufe, welche sich auf die Abdankung des Kaisers Ferdinand, auf die Thronbesteigung seines Neffen Franz Joseph und die Anfänge einer inneren Neugestaltung des Kaiserstaates bezogen, sowie an der Feststellung der octroyirten Verfassung vom 4. März 1849. Ueberhaupt gehörte er zu den Personen, welche am tiefsten in die inneren Verhältnisse Oesterreichs während der Revolutionsperiode von 1848—1849 eingeweiht waren. Noch im März des letzteren Jahres wurde er von dem jungen Kaiser in außerordentlicher Mission nach Paris geschickt und einige Monate später zum Gesandten und bevollmächtigten Minister daselbst ernannt. Diesen wichtigen und schwierigen diplomatischen Posten bekleidete er durch volle neun Jahre, während welcher er sich mit den politischen Zielen Napoleon's und seiner Staatsmänner, mit den Intrigen seines Hofes, mit den Bestrebungen der legitimistischen und radicalen Opposition und mit den Wünschen und Stimmungen des französischen Volkes genau vertraut zu machen suchte. Er bemühte sich, ein gutes Verhältniß zwischen Oesterreich und Frankreich aufrecht zu erhalten und gewann namentlich während des Krimkrieges einen entscheidenden Einfluß auf die Politik seiner Regierung. In Anerkennung seiner Verdienste wurde er im Mai 1854 in den Freiherrenstand erhoben und 1857 zum Botschafter ernannt. An den Berathungen und Beschlüssen des Pariser Friedenscongresses nahm er regen Antheil, und er bemühte sich längere Zeit mit Erfolg, den Ansprüchen Cavour's und der italienischen Nationalpartei energischen Widerstand entgegen zu setzen. Dabei übersah er aber die Absichten, welche Napoleon im geheimen in Italien verfolgte, und so wurde er durch die eine scharfe Spitze gegen Oesterreich enthaltende Neujahrsrede des Kaisers von 1859 aufs

unangenehmste überrascht. Doch war er mit aller Besonnenheit darauf bedacht, in dieser schwierigen Lage der Würde seines Staates nichts zu vergeben. Als der Krieg ausbrach, verließ er Paris und kehrte nach Wien zurück, doch ging er kurz darauf in außerordentlicher Mission nach Neapel und wirkte dann vorübergehend als österreichischer Gesandter am päpstlichen Hofe. Bald nach Beendigung des Feldzugs gegen Italien wurde er im Ministerium Rechberg-Goluchowski am 21. August 1859 zum Polizeiminister ernannt, doch trat er bereits am 22. October desselben Jahres von diesem Posten, der seine Neigungen wenig befriedigte, wieder zurück, obwohl er namentlich durch eine verhältnißmäßig liberale Handhabung der Censur auch in der Presse mancherlei Anerkennung gefunden hatte. Seitdem befand er sich mehrere Jahre hindurch auf Reisen durch die meisten Länder Europas, wo er überall, unterstützt durch reichliche Geldmittel und persönliche Verbindungen mit den maßgebenden Kreisen, als Grandseigneur auftrat. Noch einmal kehrte er in das politische Leben zurück, als ihm im September 1865 der Botschafterposten in Rom übertragen wurde. Doch bereits im November 1867 legte er dieses Amt wieder nieder und schied endgültig aus dem Staatsdienste aus, um ungestört seinen Neigungen leben zu können. Zunächst benutzte er seine Muße zur Abfassung einer umfangreichen Biographie des Papstes Sixtus V., der von 1585—90 regierte („Sixte-Quint, d'après des correspondances diplomatiques inédites". Paris 1870, 3 Bände. 2. Ausgabe 1883; „Sixtus der Fünfte. Deutsche Ausgabe, vom Verfasser autorisirt". Leipzig 1871, 2 Bände; „Life and Times of Sixtus V., trad. by H. E. H. Jerningham". London 1872; „Sisto V dietro la scorta delle corrispondenze diplomatiche ined. Versione di Filippo Gattari". Roma 1887). Das Quellenmaterial hatte er sich aus den Archiven des Vaticans, von Simancas, Venedig, Paris, Wien und Florenz verschafft. Das Werk, dessen Auffassung sich im wesentlichen derjenigen Ranke's anschließt, zeigt seinen Verfasser als einen kühlen, leidenschaftslosen, streng logisch urtheilenden Diplomaten, der sich für seinen Helden weder selbst erwärmt, noch andre zu erwärmen vermag. Seine katholische Weltanschauung tritt überall zu Tage, jedoch werden auch die religiösen Gegner mit anerkennenswerther Objectivität geschildert. Nach der Vollendung dieses Buches beschloß H., zu seiner Erholung eine Reise um die Welt anzutreten. Im Mai 1871 fuhr er über den Atlantischen Ocean, durchquerte die Vereinigten Staaten und den Großen Ocean, besuchte die Küsten Japans und Chinas und kehrte dann durch den Indischen Ocean und das Mittelmeer nach Hause zurück. Ueberall besuchte er fast nur die großen Städte und Regierungssitze und knüpfte Beziehungen zu den maßgebenden officiellen Persönlichkeiten an. Während der Reise führte er über seine Erlebnisse und Eindrücke ein Tagebuch, das er ein Jahr nach seiner Heimkehr durch den Druck veröffentlichte („Promenade autour du monde". Paris 1873, 2 Bände. 5. Auflage 1877; „Passeggiata intorno al mondo. Traduzione di Mich. Lessona." Torino 1873. Milano 1877; „Ein Spaziergang um die Welt. Deutsche Ausgabe, vom Verfasser autorisirt." Leipzig 1874, 2 Bände. 7. Auflage 1891, auch in einer illustrirten und einer Volksausgabe erschienen; „Ramble round the World, trad. by Lady Herbert." London 1874). Das Werk bietet in geographischer Hinsicht nichts neues. Doch enthält es anmuthige Landschaftsschilderungen und eine Reihe werthvoller und anregender politischer Bemerkungen. Auch fesselt es den Leser durch seinen eleganten Stil. In den nächsten Jahren verlebte H. die Sommermonate meist in Frankreich oder England, die Winter in Italien oder in Wien. 1879 wurde er vom Kaiser zum lebenslänglichen Mitgliede des österreichischen Herrenhauses ernannt. Hier schloß er sich der conservativ-clericalen Partei an, trat mehrfach als Redner

hervor und wurde regelmäßig in die cisleithanische Delegation gewählt. Als er das 70. Lebensjahr überschritten hatte, konnte er dem seit Jahrzehnten gehegten Drange nicht länger widerstehen, das Wunderland Indien mit eigenen Augen zu schauen. Nachdem er 1882 durch einen kurzen Aufenthalt in Brasilien die Widerstandsfähigkeit seiner Natur gegen die Einflüsse des Tropenklimas erprobt hatte, reiste er im Juni 1883, ausgerüstet mit Empfehlungen an die leitenden Männer aller britischen Colonien, nach der Capstadt, durchstreifte flüchtig die südafrikanischen Besitzungen Englands, besuchte dann Neuseeland, Victoria, New-South-Wales und Queensland, verweilte kurze Zeit in Batavia, Singapur und Ceylon, durchquerte zweimal Vorderindien bis zur Nordwestgrenze, fuhr darauf über den Indischen und Stillen Ocean nach S. Francisco und kehrte schließlich durch den nördlichen Theil der Vereinigte Staaten und durch Canada im September 1884 nach Europa zurück. Auch diesmal veröffentlichte er bald nach der Heimkehr ein glänzend geschriebenes, mit einer Fülle feiner Beobachtungen und geistreicher Bemerkungen ausgestattetes Reisetagebuch, das namentlich in England viel beachtet wurde („Through the British Empire.“ London 1886, 2 Bände; „A travers l'Empire Britannique.“ Paris 1886, 2 Bände. 2. Auflage 1890; „Durch das Britische Reich.“ Leipzig 1886, 2 Bände. 2. Aufl. 1891). Die letzten Jahre seines Lebens verbrachte H. mit der Redaction seiner Tagebücher, die er während seiner diplomatischen Wirksamkeit geführt hatte. 1888 wurde er in den österreichischen Grafenstand erhoben. Kurz vor seinem Tode gab er eine Schilderung seiner Erlebnisse im Revolutionsjahre 1848—49 heraus („Une année de ma vie.“ Paris 1891; „Ein Jahr meines Lebens.“ Leipzig 1891; „Milano il 48. Traduzione di Alfredo Comandini.“ Milano 1898). Am 30. Juli 1892 starb er zu Wien, fast 81 Jahre alt. Aus seinem Nachlaß veröffentlichte sein Sohn Alexander Karl Joseph ein wichtiges Memoirenwerk: „Neun Jahre der Erinnerungen eines österreichischen Botschafters in Paris unter dem zweiten Kaiserreich 1851—59“ (Berlin 1904, 2 Bände), das nicht nur das Getriebe der großen Politik jener Zeit, sondern auch die Personen und Verhältnisse am Hofe Napoleon's, sowie in der alten legitimistischen und in der neuen bonapartistischen Gesellschaft anziehend und anschaulich schildert.

Wurzbach, Biographisches Lexicon des Kaiserthums Oesterreich IX, 1863, S. 391—97. — Deutsche Rundschau für Geographie und Statistik XII, 1890, S. 41—43 (mit Bildniß).

Viktor Hantzsch.

Huebsch: Adolph H., geboren am 18. September 1830 zu Nicolau (Ungarn), † am 10. October 1884 in New-York, Prediger und Pädagoge. Er hatte ein wechselvolles Leben und war, ehe er 1866 einem Rufe als Rabbiner der „Ansche Chesed“-Gemeinde in New-York folgte, woselbst er 18 Jahre segensreich wirkte, früher Lehrer, Honved-Officier, Rabbiner einer orthodoxen ungarischen Gemeinde, und zuletzt Prediger an der Neusynagoge in Prag. In New-York war er auch als Lehrer an der von ihm mitbegründeten Anstalt für die Wissenschaft des Judenthums thätig. 1866 erschienen von H.: „Die fünf Megilloth nebst dem syrischen Text genannt ‚Peschito‘ zum ersten Male in hebräischer Quadratschrift nebst einem Commentare.“ 1868 veröffentlichte er: „Sieben Predigten, gehalten in New-York unter dem hebräischen Titel ‚Orcho Weamiteho‘“, die sich an früher von ihm erschienene Einzelreden würdig anreihten. 1877 gab er seine „Gems of the Orient“ heraus. Er starb während der Ausarbeitung einer Festpredigt. In der Schrift: Dr. A. Huebsch a memorial, errichtete ihm seine trauernde Wittwe ein Denkmal der Pietät und Liebe.

Adolf Brüll.

Hüffer: Franz H., jüngster Sohn des Oberbürgermeisters Joh. Herm. Hüffer (s. A. D. B. XIII, 299), wurde geboren zu Münster i. Westf. am 22. Mai 1845. Er besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt. Seine früh hervortretende Neigung für Litteratur bewog ihn, sich dem Studium der neueren Sprachen zu widmen, zuerst der romanischen, denen aber bald das Englische sich zugesellte. Auf der Akademie zu Münster, dann in München, 1866 in Leipzig, 1867/69 in Berlin lag er diesen Studien ob und promovirte im Juli 1869 zu Göttingen mit einer Dissertation über den Troubadour Guillem de Cabestanh. Schon seit einer Reihe von Jahren hatte er auch mit musikalischen Studien sich eifrig beschäftigt und besonders mit Begeisterung in die Schöpfungen Wagner's sich eingelebt, die man damals noch als Zukunftsmusik bezeichnete. Zugleich hatte seine Vorliebe für das Englische, das Gefühl, daß er in dieser Sprache so gut, ja vielleicht besser als in irgend einer anderen sich würde ausdrücken können, eine solche Stärke erreicht, daß er sich 1869 entschloß, ohne bestimmte Aussichten nach London überzusiedeln. Hier fand er freundliche Aufnahme in litterarischen und musikalischen Kreisen, besonders in dem Hause eines der hervorragendsten Vertreter der praeraphaelitischen Schule, des Historienmalers Ford Madox Brown, mit dessen jüngerer Tochter Katharina er sich 1872 vermählte. Sein litterarischer Ruf war damals in England schon begründet; er war Mitarbeiter der „North British Review“, der „Fortnightly Review“ und der neubegründeten „Academy“ geworden, in deren Redaction er 1871 eintrat. Als Frucht seiner provençalischen Studien erschien 1878 sein Buch „The Troubadours; a history of provençal life and litterature in the middle Ages“, auf Grund dessen er zum Mitglied der Felibrer-Gesellschaft gewählt wurde. Grundlage für seine Stellung bildete aber seine Thätigkeit als Musikschriftsteller. 1874 hatte er seiner Begeisterung für Richard Wagner in dem Buche „Richard Wagner and the Music of the future“ Ausdruck gegeben. Bald wurde er in die Redaction des einflußreichen „Quarterly Magazine“ gezogen und 1879 zum musikalischen Referenten der „Times“ ernannt; er erhielt dadurch die bedeutendste kritisch-musikalische Stellung in England, und in ihr hat er eine Reihe von Jahren wesentlichen Einfluß auf den Geschmack und die musikalische Entwicklung des Landes ausgeübt, vornehmlich, aber keineswegs einseitig, zu Gunsten Wagner's. Mit der strengsten Unparteilichkeit beurtheilte er die musikalischen Leistungen in den Concerten der Hauptstadt; schon den leisesten Versuch, auf sein Urtheil einen Einfluß auszuüben, sogar die üblichen Besuche von Seiten der Künstler, wies er ab. Gern kam er dagegen dem Wunsche nach, für einen befreundeten Componisten ein Textbuch anzufertigen. So hat er für Mackenzie 1883 den Text der „Colomba“ und 1886 des „Troubadour“ gedichtet und mit großer Gewandtheit den Text von Boito's „Othello“ ins Englische übertragen. Außer den zahlreichen Artikeln in musikalischen Zeitschriften des In- und Auslandes gab er 1886 eine eigene Zeitschrift „The musical world“ heraus, freilich mit bedeutenden finanziellen Opfern. 1882 ließ er sich in England naturalisiren, und so sehr wurde er als nationaler Schriftsteller angesehen, daß ihm in dem großen Sammelwerke, das bei dem Jubiläum der Königin Victoria die Ereignisse ihrer fünfzigjährigen Regierung verherrlichen sollte, die Darstellung der musikalischen Entwicklung übertragen wurde. Daraus entstand das Buch „Half a century of English Music“. Leider konnte es erst nach dem Tode des Verfassers erscheinen. Eine kurze Krankheit setzte am 19. Januar 1889 seinem Leben, gerade als glänzende Aussichten sich ihm öffneten, ein Ziel. Aus Hüffer's Ehe sind neben einer Tochter zwei Söhne, Ford und Oliver, entsprossen und bereits als Schrift-

steller hervorgetreten. Von seinen Schriften seien noch genannt: „Musical Studies“, 1880; „Italian Studies“, 1883.

Grove's Dictionary fo Music and Musicians S. 680, 819. — Times vom 21. u. 25. Januar 1889. — Dictionary of National Biography, Vol. XXVIII, p. 155 f. — Eigene Erinnerungen.

Hermann Hüffer.

Hug: Arnold H., namhafter classischer Philologe, wurde am 26. Mai 1832 zu Buch am Irchel (Kt. Zürich) geboren, wo sein Vater Pfarrer war. Durch den Vater selbst vorbereitet, besuchte er die Secundarschule und von 1846—1850 das Züricher Gymnasium. Von Ostern 1850 bis Herbst 1853 studirte H. an der Universität Zürich Theologie und classische Philologie; bei der von Köchly geleiteten „philologischen Gesellschaft“ war er ein eifriger Theilnehmer, und eine damals von ihm verfaßte Abhandlung „Ueber das gegenseitige Verhältniß der Symposien des Xenophon und Plato“ fand sogar Aufnahme im VII. Jahrgang des Philologus (1852). Nachdem H. im Sommer 1853 sein theologisches Staatsexamen bestanden, und damit den Wünschen des Vaters Genüge gethan, beschloß er, sich ganz der Philologie zu widmen, und ging, um seinen Studien darin einen würdigen Abschluß zu geben, noch auf drei Semester nach Bonn, wo er bis 1855 besonders Ritschl und Welcker hörte. Im März 1855 bestand er sein Doctorexamen mit der Dissertation „Observationes in Cassium Dionem“, eine Woche später das Staatsexamen „pro facultate docendi“, und bereits Ostern desselben Jahres trat er als Hilfslehrer am städtischen Mariengymnasium in Stettin ein. Aber schon Ostern 1856 rief ihn die Heimath zurück, und H. folgte gern dem Rufe, die obere philologische Lehrstelle am Progymnasium in Winterthur zu übernehmen.

Von 1856—1869 ist H. hier thätig gewesen, seit 1862, wo das Progymnasium in ein Gymnasium umgewandelt wurde, zugleich die Stelle des Prorectors bekleidend: als gewissenhafter und gründlicher Lehrer bei seinen Schülern sehr beliebt und von den Behörden hochgeschätzt. Trotz starker Inanspruchnahme durch ca. 25 Wochenstunden und Beaufsichtigung von Pensionären fand er die, freilich nicht selten dem Nachtschlaf abgerungene Muße zu wissenschaftlichen Arbeiten, und da ihm, trotzdem er gern unterrichtete, doch die akademische Laufbahn als das höhere und ihm freiere Bahnen eröffnende Ziel vorschwebte, so habilitirte er sich Anfang 1867 an der Universität Zürich als Privatdocent für classische Philologie. Es war ihm beschieden, die dornenvolle Doppelexistenz des Gymnasiallehrers und Privatdocenten nur kurze Zeit durchmachen zu müssen: als Bursian 1869 von Zürich nach Jena berufen wurde, erhielt H. als sein Nachfolger die ordentliche Professur für classische Philologie, während gleichzeitig Benndorf als Vertreter für Archäologie berufen wurde und Schweizer-Sidler, der schon seit 1841 an der Universität wirkte und Hug's Lehrer gewesen war, die grammatische Seite und die Sprachvergleichung vertrat. H. hatte vornehmlich griechische und römische Litteraturgeschichte und Staatsalterthümer zu behandeln, ferner von systematischen Vorlesungen Geschichte der Philologie und Epigraphik; der Numismatik war er schon in Winterthur durch seine freundschaftlichen Beziehungen zu Imhoof-Blumer nahegetreten, der ihm die Benutzung seiner schönen Sammlung für numismatische Vorlesungen in liberaler Weise verstattete. Auch zahlreiche exegetische Vorlesungen nahm H. in seinen Vorlesungscyklus auf, namentlich über griechische Autoren, zu denen er sich überhaupt mehr hingezogen fühlte, obschon er die Römer darüber keineswegs vernachlässigte. Denn H. nahm es mit seiner Lehrthätigkeit ungemein streng und gewissenhaft; wie er neben den alten immer wieder neue Vorlesungen ausarbeitete, so brachte er auch die alten stets durch

umfassende Heranziehung der neuen Forschungen auf die Höhe der Wissenschaft und scheute, um überall auf dem Laufenden zu bleiben, auch vor kostspieligen Bücheranschaffungen für seine musterhaft angelegte Privatbibliothek nicht zurück.

Neben der akademischen Thätigkeit und den mancherlei Aufgaben, die diese, abgesehen von den Vorlesungen, durch die Lectüre der Seminararbeiten und Doctordissertationen mit sich brachte, neben allerlei Amtsgeschäften, die H. als Vorsitzender der Maturitätsprüfungs-Commission, als Mitglied der Aufsichtscommission des Gymnasiums oder in den akademischen Würden des Decans und Rectors zu leisten hatte, fand er aber noch reichlich Zeit zu litterarischen Arbeiten, bei denen er sich mit Vorliebe den griechischen Schriftstellern und Staatsalterthümern zuwandte. Seine beste Arbeit ist wol die 1876 (in zweiter Auflage 1884) erschienene Ausgabe des Platonischen Gastmahls, mit umfangreicher Einleitung und ausgezeichnetem, Sachliches wie Sprachliches eingehend berücksichtigenden Commentar. Die 1874 erschienene Textausgabe des Aeneas von Stymphalos, des Kriegsschriftstellers, dem H. auch mehrere, als Universitätsschriften erschienene Abhandlungen gewidmet hat, stieß vielfach wegen der Kühnheit der Kritik auf Widerspruch; allgemeine Anerkennung aber fanden seine Ausgaben von Xenophon's Anabasis (1878) und Kyropaedie (1883), für die er den Pariser Codex 1640 in umfassender Weise heranzog, zumal in mühevollster Untersuchung der an Rasuren und von zweiter Hand herrührenden Correcturen reichen Handschrift. Dieselbe peinliche Akribie, mit der er hier bei der Constituirung des Textes zu Werke ging, ist auch der Hauptvorzug seiner zahlreichen Einzeluntersuchungen, mögen dieselben grammatische Fragen, wie die Consecutio temporum bei Caesar, oder antiquarische, wie die doppelte Lesung in der athenischen Ekklesie, oder selbst ein ganz actuelles Thema betreffen, wie die Frequenzverhältnisse der Hochschule Zürich. Einige solche Abhandlungen sind unter dem Titel „Studien aus dem classischen Alterthum“ 1881 bei Mohr in Freiburg i. Br. erschienen. In voller Rüstigkeit des Körpers wie des Geistes übernahm H., als die Verlagsbuchhandlung der C. F. Hermann'schen Alterthümer eine neue Auflage dieser Handbücher plante, die schwierige Aufgabe, die neue Ausgabe der Staatsalterthümer zu besorgen, eine Aufgabe, zu der ihn seine genaue Kenntniß der griechischen Inschriften besonders befähigt erscheinen ließ. Mit Eifer machte er sich an die Arbeit.

Da zeigten sich im Frühjahr 1885 beunruhigende, auf ein drohendes Gehirnleiden deutende Erscheinungen, die ihn zur Einstellung der Arbeit zwangen und ihm schließlich den Entschluß, der ihm schwer genug fiel, abrangen, den übernommenen Auftrag wieder in die Hände der Redaction zurückzulegen. Ein Jahr lang schwankte seine Gesundheit zwischen vorübergehender Besserung und beängstigenden Rückfällen; am 10. April 1886 aber traf ihn ein schwerer Schlaganfall, der alle Hoffnung auf dauernde Genesung nahm. Zwar erholte er sich langsam; aber weder körperlich noch geistig erlangte er die frühere Frische wieder. Noch volle neun Jahre hat er so, meist ans Zimmer gebannt, gelebt, bis ihn am 17. Juni 1895 ein schneller und sanfter Tod erlöste.

Vgl. 26. Jahresheft des Vereins schweizerischer Gymnasiallehrer (Aarau 1896), S. 82 ff. — Bursian-Müller's Jahresber. über d. Fortschr. d. class. Alterthumswissenschaft f. 1896, Bd. IV, S. 95 ff.

H. Blümner.

Hugo: Karl H., dramatischer Dichter, heißt mit seinem wahren Namen Karl Hugo Amber Bernstein (Börnstein) und wurde 1808 in Budapest von armen jüdischen Eltern geboren. Der Vater wollte einen Kaufmann aus dem Sohne machen, während dieser Schauspieler werden wollte; die Mutter löste den Conflict, indem sie ihren Sohn zum Studium der Chirurgie be-

stimmte, welchem derselbe auch an der heimathlichen Universität oblag. Um die ihm zum Rigorosum fehlenden Mittel zu beschaffen, trat er für 20 Monate in das Militär ein und deckte mit dem Ersparten die zum Rigorosum nöthigen Kosten. Bei Ausbruch der polnischen Revolution von 1830 ging H. nach Warschau und wurde zum Stabsarzt in der polnischen Armee ernannt. Nach dem Falle Warschaus trat er für kurze Zeit in russische Dienste und kehrte dann in die Heimath zurück, wo er die ärztliche Praxis aufnahm. Die Erfolge der Homöopathie in der ersten Choleraepidemie machten auch H. zu einem begeisterten Anhänger derselben. Dadurch wurde er mit Hahnemann, dem Vater der Homöopathie, bekannt, der ihn zu sich nach Paris einlud. H. begab sich 1839 dorthin, vernachlässigte aber sehr bald die Medicin und wandte sein ganzes Interesse der französischen Bühne zu. Sein Drang nach Unabhängigkeit und die fixe Idee, die deutschen Theater reformiren zu wollen, trieb ihn schon 1840 wieder aus Paris fort. Ueber Hamburg, wo er 1840 auf Subscription seine gesammelten Gedichte, „Sehnsuchtsklänge eines wandernden Hagestolzes“ herausgab, und Altona, wo er unter dem Namen Bern auf der Bühne debütirte, ging er 1841 nach Wien, dessen Hofburgtheater dem Ideale, das er sich von der Bühne gemacht hatte, am nächsten kam. Seine Praxis als Arzt ließ ihm Muße genug, sich als dramatischer Schriftsteller zu bethätigen. Zuerst veröffentlichte er zwei vieractige Dramen, „Das Schauspiel der Welt“ und „Der Stein der Weisen“, die gemeinschaftlich unter dem Titel „Die große Fibel in zwei dramatischen Dichtungen“ (1844) erschienen, und von denen H. Kurz rühmt, daß sie schöne poetische Anschauungen und kräftig gestaltete Charaktere darbieten. Bedeutender noch ist sein nächstes Drama „Brutus und Lucretia“ (1845), das nach H. Lorm mit größerem Verständniß des Alterthums geschrieben ist als Ponsard's bekanntes Stück „Lucretia“. Es erlebte aber keine Aufführung, und enttäuscht wandte sich H. nach seiner Heimath. Hier begann er ungarische Stücke zu schreiben und dann ins Deutsche zu übersetzen; eins derselben „Ein ungarischer König“ wurde am 2. Juni 1846 in Pest aufgeführt und erschien 1847 u. d. T. „Ein Ungarkönig“ im Buchhandel; auch seine Erstlingswerke brachte er in ungarischer Uebersetzung und einer bühnengerechten Fassung auf die Bühne. Nachdem er dann noch eine Sammlung lyrischer Gedichte, „Psalmen eines armen Poeten“ (1846) veröffentlicht hatte, welche R. Gottschall als „grillenhafte Jeremiasklänge“ bezeichnet, wandte er sich 1847 abermals nach Paris, wo er die Stücke „La Comédie infernale“ und „L'Iliade finie“ schrieb, aber in dem Aufschwung, den sein Geschick an der Seine erhoffte, durch die 1848 ausbrechende Revolution gehindert wurde. Er übte daher in Paris die homöopathische Arzneipraxis aus und verließ erst 1858 diese Stadt, um in die Heimath zurückzukehren. Im folgenden Jahre ging er nach Berlin, wo er die Freude hatte, sein Stück „Baron und Bankier“ (geschrieben 1846, veröffentlicht als „Der Kaufmann von Marseille“, 1859) unter dem Titel „Die Ehre des Hauses“ an der königlichen Hofbühne aufgeführt zu sehen. Nur drei Personen treten in dem Stücke auf, und doch versetzte es die Hörer in die größte Spannung. Dieser erste große Erfolg scheint dem Dichter zu Hirne gestiegen zu sein; durch sein dünkelhaftes Auftreten als „Vorleser und Mime ersten Ranges“ heftete er den Fluch der Lächerlichkeit an seine Fersen, der sich noch vergrößerte, als er in einem Inserat der „Kreuzzeitung“ sich als „Fürst der Poesie“ bezeichnete und den vierten Band seiner „Memoires terribles d'un martyr monstre“ (die drei ersten Bände sind nie erschienen) u. d. T. „Karl Hugo Amber Bernstein oder das gemaßregelte Genie“ (1862) herausgab. Er wandte Berlin den Rücken und kehrte nach Ungarn zurück, nahm aber von

Zeit zu Zeit den Wanderstab in die Hand, um in größeren Städten seine Dramen vorzulesen oder „cantomimische Soireen“ zu geben, die oft an seiner Zurechnungsfähigkeit zweifeln ließen. In Pest construirte er ein eigenes System der — Erpressung (anders kann man es nicht bezeichnen), das er die „Hugologie“ oder „Hugologik“ nannte; er betrieb dieses System mit vielem Cynismus in einem periodisch erscheinenden Blättchen, „Die Fuchtel“, in welchem er die Größen des Tages in scheinbar wahnwitziger Weise zuerst durchhechelte und dann — anbettelte. Jahre lang hat er von diesen milden Pränumerationsspenden und von anderen Wohlthaten gelebt; es blieb ihm sogar noch immer soviel davon, um zur Winterzeit das milde Klima Italiens aufzusuchen. Gewöhnlich nahm er seinen Wohnsitz in Florenz, wo ihn jedes Kind als den Poeta Ungharese kannte und neckte. In Mailand ist er am 15. November 1877 gestorben.

Wurzbach's Biogr. Lex. IX, 413. — Kürschner's Jahrbuch f. das dtsch. Theater. 1. Jahrg. 1879, S. 50. — Tagesblätter aus dem Novbr. 1877.

Franz Brümmer.

Humbracht: Luise Ernestine Malvina von H., Schriftstellerin, wurde am 30. November 1825 zu Minden in Westfalen als das jüngste Kind eines preußischen Officiers, des als Oberstlieutenant verstorbenen Freiherrn v. H. geboren und verlebte als Liebling der älteren Geschwister wie der Eltern im Vaterhause eine fröhliche und glückliche Jugendzeit. Verschiedene Versetzungen des Vaters führten sie nach Köln, Aachen, Dortmund und zuletzt nach Magdeburg, wo sie theils in einer höheren Töchterschule, theils durch Privatlehrer ihre Schulbildung erhielt. Wenige Monate nach ihrer Confirmation schied der Vater aus Gesundheitsrücksichten aus dem Militärdienst und zog mit der Familie erst nach Lübbecke in Westfalen, später nach Bielefeld. Hier starb er nach einigen Jahren und drei Jahre darauf folgte ihm seine Gattin im Tode nach. Malvina hatte inzwischen ihre Fortbildung in den fremden Sprachen, im Zeichnen und in der Musik eifrig betrieben und zwischendurch auch verschiedene novellistische Arbeiten verfaßt, die ihr soviel Freude machten, daß sie sich gern gänzlich der litterarischen Thätigkeit gewidmet hätte. Nach dem Tode ihrer Mutter ging sie zunächst nach der Grafschaft Glatz, und als sie nach anderthalb Jahren zu ihrer Schwester nach Westfalen zurückkehrte, benutzte sie einen Aufenthalt in Leipzig, um mit dem Verlagsbuchhändler Kollmann Verbindungen anzuknüpfen; nach einem halben Jahre erschien dann auch ihr erster Roman „Eine Partie nach den Externsteinen“ (II, 1856), der ihr für weitere Arbeiten den entsprechenden Lohn sicherte. Sie hatte diesen Roman unter dem Pseudonym Luise Ernesti veröffentlicht, das sie auch für die Folge beibehielt. Im Herbste 1857 zog Malvina mit ihrer Schwester nach Dresden. Die Kunstschätze und herrlichen Umgebungen dieser Stadt wurden ihr eine Quelle des Studiums, der Arbeit und der Freude; durch ihre litterarischen Verbindungen gewann das gesellige Leben hohen Reiz, und viele interessante und bedeutende Persönlichkeiten suchten die Schriftstellerin in ihrer bescheidenen Häuslichkeit auf. Während ihres dortigen Aufenthalts veröffentlichte sie denn auch eine stattliche Anzahl von Werken: „Die Heimath im Vaterhause“ (Roman; IV, 1858); „Unterwegs“ (Novellen und Reiseskizzen; II, 1859—60); „Geld und Talent“ (Roman; III, 1860); „Waldemar Bookehouse“ (Roman; II, 1861); „Unverhofft kommt oft!“ (Novelle, 1862); „Bilder und Skizzen aus dem Leben“ (II, 1862); „Die Tochter des Spielers“ (Roman, III, 1862). Im Herbste 1863 bezog Malvina mit ihrer Schwester die sogenannte Gerbermühle am Main, die zu einem alten Lehngute der Familien v. Humbracht und v. Holzhausen, dem Strahlenberger Hof bei Frank=

furt a. M., gehörte, wo beide viele Jahre weilten, und von wo aus sie längere Reisen nach Baiern, Tirol und Schlesien unternahmen, während sie den Winter der Jahre 1868—70 in München verlebten. Die schriftstellerische Thätigkeit Malvina's zeigte auch in dieser Periode die alte, flotte Rührigkeit. Es erschienen: „Die Aristokratin und der Fabrikant“ (Roman; IV, 1865); „Aus alter und neuer Zeit“ (Novellen und Skizzen; II, 1865); „Zwei Fürstinnen“ (Roman; II, 1867); „Ein unerfülltes Wort“ (Roman; III, 1867); „Unauflösliche Bande“ (Roman; II, 1869); „Totes Kapital“ (Roman; IV, 1870); „Am Scheidewege“ (Novellen, 1872); „Die Eremitin von St. Cloud“ (Roman, 1873); „Ein neues Jahr, ein neues Leben“ (Roman, 1873) und „Ein kaiserlicher Wahlspruch“ (Roman; V, 1874). In der Folge drückte zunehmende Kränklichkeit ihr nur selten die Feder in die Hand. Ein Besuch des Bades Nauheim, das ihr Linderung ihrer Leiden gebracht hatte, veranlaßte sie, sich dort anzukaufen und im April 1882 gänzlich dorthin überzusiedeln. Nach Weihnachten 1890 erkrankte sie heftig an Neuralgie. Auf dem Wege der Besserung hatte sie das Unglück, durch explodirenden Spiritus sich entsetzlich zu verbrennen. Die heftigen Schmerzen der letzten Tage ihres Lebens schwächten ihren Körper derart, daß sie ohne jeden Todeskampf am 22. October 1891 sanft und friedlich einschlief. Ihre weiteren Arbeiten sind noch: „Die zwölfte Perle“ (Roman; III, 1880); „Gleiche Wege — andere Ziele“ (Roman; III, 1887) und „Aus den Fluthen des Lebens“ (Novellen, 1889). Eine recht treffende Kritik der Romane und Novellen Malvina's gab ein competenter Beurtheiler in folgendem Akrostichon: **M**uthwill und Schelmerei, **A**nmuth und Güte, **L**euchtender Witz dabei, **V**iel Geistesblüthe, **I**nnerer wahrer Werth, **N**ur oft zu liebenswerth: **A**ll dies ist dir beschert!

Nach Mittheilungen aus der Familie. Franz Brümmer.

Hummel: Johann Kaspar H. (1776—1850), Begründer der Maschinenfabrik C. Hummel in Berlin. H. war am 24. November 1776 als Sohn eines Schlossermeisters in Kassel geboren, erlernte dessen Handwerk, wurde aber Soldat, als die europäischen Staaten 1793 den ersten Coalitionskrieg gegen die französische Republik eröffneten. H. gerieth in Gefangenschaft, wurde in französischen Militärwerkstätten beschäftigt und lernte die dort verwendeten Maschinen kennen. Nach dem Friedensschluß in seine Vaterstadt zurückgekehrt, verfertigte er sich das Modell einer Kanonenbohrmaschine, wie er sie in Frankreich kennen gelernt hatte, und durch glückliche Umstände kam es dahin, daß der König von Preußen Friedrich Wilhelm III., ihm anbot, sich in Berlin niederzulassen und für die preußische Artillerie eine solche Maschine zu bauen, in welcher ein Fortschritt gegen die bisherigen Einrichtungen erkannt wurde. Nachdem H. diese Aufgabe, dank der Beihülfe des Staates, gelöst hatte, und die Maschine dem Betriebe übergeben werden sollte, zerstörte der inzwischen zum Kaiser von Frankreich erwählte Napoleon Bonaparte durch die Schlacht bei Jena 1806 das Glück Preußens und auch Hummel's hoffnungsvolles Werk. Die Franzosen besetzten Berlin und brachten die Kanonenbohrmaschine als Beutestück nach Frankreich. Wie für ganz Deutschland und einen großen Theil des übrigen Europas, so begannen nun auch für H. Tage des Elends und der Noth. Er hatte zwar neben seinen Arbeiten für die Artillerie bald auch bei Privatleuten durch Anfertigung von Schlosser- und Schmiedearbeiten, sowie durch den Bau von Werkzeugmaschinen und Hebemaschinen Beschäftigung gefunden. Aber daß auch hierin während der schweren Kriegsjahre der Bedarf sehr gering war, ist begreiflich, wenn man sich vergegenwärtigt, mit wie bescheidenen Hülfsmitteln damals die Gewerbe fertig wurden. H. entschloß sich daher, die Fabrikation von Metallknöpfen aufzunehmen, welche in der Klei-

dung der Herren Mode waren. Er baute sich die dazu erforderlichen Maschinen selbst und fand dann in den Jahren 1812 bis 1817 bei den Schneidern, Kaufleuten und auf den großen Messen in Leipzig und Frankfurt genügenden Absatz für seine Knöpfe.

Inzwischen war aber Deutschland durch die Völkerschlacht bei Leipzig 1813 von der französischen Plage befreit worden. Die Verbündeten waren 1814 in Paris eingezogen und die Victoria mit dem Viergespann, welche Napoleon von dem Brandenburger Thor in Berlin als Kriegsbeute nach Frankreich geschleppt hatte, wurde stark beschädigt wieder zurückgebracht. H. reparirte sie durch Einbauen eines kräftigen Eisengerippes und stellte sie auf dem Brandenburger Thor wieder auf. Auch verfertigte er die eisernen Feuerbecken und Schmuckstücke, welche bei der Siegesfeier verwendet wurden und mußte während derselben mit seinen Leuten die Freudenfeuer anzünden und unterhalten. Bedeutende Schlosser- und Schmiedearbeiten haben ihn in den Jahren bis etwa 1824 beschäftigt. In dieser Zeit neuerwachender Friedensarbeit wurde kaum ein bedeutender öffentlicher Bau in Berlin ausgeführt, bei dem H. nicht thatkräftig mitgewirkt hätte. Das Königl. Schauspielhaus (1819—1821 unter Leitung Schinkel's erbaut) erhielt alle großen Eisenconstructionen, auch ein Wasserpumpwerk, von H. Dort und im Königl. Opernhause wurden von ihm Bühnenmaschinerien aller Art aufgestellt. Für das Potsdamer Thor, für die Schloßbrücke, Jungfernbrücke, Gertraudenbrücke und Langebrücke machte er die Gitter und für die Brücken die Maschinen zum Aufziehen der Klappen. Dem Packhof am Kupfergraben lieferte er die Winden, dem Botanischen Garten ein großes eisernes Dach für das Palmenhaus und für viele öffentliche und private Gebäude eiserne Fenster und Blitzableiter. Auch große Fabrikanlagen führte er in diesen Jahren aus, so für die königl. Porzellanfabrik, die königl. Gesundheitsgeschirrfabrik und die Ofenfabrik von Feilner in Berlin.

Mit dem Eintritte des Friedens hatte das Kriegsministerium wieder begonnen, die Ausrüstung der Armee zu verbessern. Bis zum Jahre 1843 hatte H. daher für die Artillerie Drehbänke, Bohrmaschinen, Kugelformmaschinen, für das „Raketenlaboratorium“ verschiedene Pressen, für die Pulverfabrik eine vollständige neue Einrichtung zu liefern. Seine Thätigkeit in dieser Richtung erreichte ihren Höhepunkt, als er den Bau einer neuen Geschützbohrmaschine- und Drehbank beendet hatte und dieselben im J. 1832 der Artillerie übergab.

Als H. bei Begründung seines Geschäftes im J. 1804 (Kirchhofstr. 10, jetzt Johannisstr. 2) auf Befehl des Königs durch die Schenkung von Werkzeugen unterstützt wurde, kam es jedoch nicht lediglich darauf an, dem Militär Hülfsmittel zu schaffen, sondern es geschah mit der vertragsmäßigen Verpflichtung, „Maschinen und mechanische Werkzeuge für inländische Fabrikanten und Künstler mit seiner Kenntniß und der erforderlichen Genauigkeit anzufertigen“. In diesem Bestreben, die Privatindustrie in Preußen durch Förderung des Maschinenbaues zu heben, hat die Regierung in H. einen praktischen und bis an sein Lebensende unermüdlichen gewissenhaften Helfer gehabt. Daß man dies schon 1861 würdigte, sieht man daran, daß am Sockel des Standbildes von Beuth auf dem Schinkelplatze H. als Erbauer der Druckmaschine verewigt ist.

Hummel's Thätigkeit auf maschinentechnischem Gebiete entwickelte sich besonders, seit die Regierung ihm 1820 geholfen hatte, kostspielige Versuche mit der Fabrikation von Scheermaschinen-Spiralschneidemessern zu machen, sodaß H. bis 1830 etwa 100 Tuchscheermaschinen baute, von denen etliche von der Regierung an minder bemittelte Tuchmacher verschenkt, die meisten jedoch von

Fabrikanten gekauft wurden. Gleichzeitig hatte H. durch seine vielseitige Thätigkeit Gelegenheit gefunden, Papierwalzen abzudrehen, und nachdem es ihm gelungen war, eine solche neu herzustellen, baute er 1828 den ersten Calander für eine schlesische Leinenfabrik. Durch die Reparaturen, welche er für Kattunfabrikanten an englischen und französischen Maschinen ausführte, lernte er deren Bauart und Verwendung kennen und baute 1826 die erste deutsche Gravirmaschine für Kupferwalzen. Auch die erste deutsche hydraulische Presse für die Textilindustrie, nachdem er schon vier Jahre vorher die großen Schwierigkeiten in der Herstellung gußeiserner Preßcylinder bei der Ausführung der Cohäsionspresse für die Artillerie glücklich überwunden hatte, wurde von ihm ausgeführt.

Den erfolgreichsten Aufschwung nahm seine Thätigkeit auf diesem Gebiete, als H. 1830 die erste Einfarben-Walzendruckmaschine und 1837 die erste „Perrotine“, und zwar eine zu drei Farben, baute. Diese beiden Arten von Druckmaschinen baut seine Firma noch heute, aber sie haben sich mit der Zeit so vervollkommnet, daß man ihre ausländische Abstammung kaum erkennt. Die Beschäftigung mit den Maschinen für Buchdruck und Kupferdruck begann, als H. 1836 die ersten Kupferdruckpressen für die Hauptverwaltung der Staatsschulden baute, und bald darauf durch Reparaturen an englischen Buchdruckhandpressen, den sogenannten Columbia-Pressen, veranlaßt wurde, 1838 solche auch neu zu bauen. Zur Construction von Schnellpressen wurde 1847 übergegangen.

Bis zum J. 1818 hatte H. seine Werkzeugmaschinen mit dem Schwungrade von Hand drehen lassen. Um diese Zeit kam bei ihm die erste Dampfmaschine zur Anwendung, ein Geschenk der Regierung. 1841 ließ er sich eine verbesserte vom Mechanikus Freund bauen und 1843 kaufte er von Borsig einen neuen Dampfkessel, welcher nahezu 34 Jahre im Betrieb blieb.

Am 7. October 1850 starb H. im Alter von 74 Jahren. Im J. 1825 war Joseph Constantin Bialon, ein geborener Schlesier († 1872), nachdem er das von Beuth begründete Königl. Gewerbeinstitut besucht hatte, als Lehrling bei H. eingetreten, arbeitete zunächst als Schlosser und Dreher, dann als Zeichner, machte bald auch Reisen für H., wurde dessen Schwiegersohn und 1838 Theilnehmer der Firma, welche er seit 1850 allein fortführte. Dessen Sohn Richard Bialon ist seit 1872 Inhaber des Werks.

Bearbeitet nach einer von Commerzienrath R. Bialon am 23. Nov. 1904 den Angestellten und Arbeitern der Firma C. Hummel gehaltenen Centenarrede; vgl. auch: „Welt der Technik“ 1904, Nr. 24, S. 431.

F. M. Feldhaus.

Hummel: Johann Ludwig H. wurde am 22. Juni 1744 in Reutlingen geboren als Sohn des Johann Ludwig H., welcher seit 1732 im kais. Cürassierregiment Hohenzollern stand, und der Maria Magdalena, gebornen H., wurde nach dem 1752 erfolgten Tod des Vaters im Militärstift in Pettau erzogen, kam am 11. April 1760 als Tambour zum Regiment Prinz Salm-Salm Nr. 40, machte noch im gleichen Jahre die Erstürmung der Festung Glatz und in der Folge alle Gefechte seines Regiments bis zum Friedensschluß (1763) mit, kam dann mit seinem Regiment nach Baiern und in die Niederlande, wurde am 15. October 1766 in den Feuergewehrstand übersetzt, am 1. November 1768 Corporal, am 11. August 1771 Feldwebel, am 16. September 1776 Regimentsadjutant, wurde 1778 beim Beginn des bairischen Erbfolgekrieges als Lieutenant im Freicorps Woller eingetheilt, am 21. Juli in demselben Oberlieutenant, nach dem Friedensschluß und Auflösung dieses Freicorps am 1. Juni 1779 wieder in sein früheres Regiment versetzt, am 1. September

1780 zum Infanterieregiment Terzi Nr. 16 transferirt, am 1. October 1787 Kapitänlieutenant, zeichnete sich im Türkenkriege (9. Febr. 1788 bis 25. Juli 1790) aus, insbesondere in den Gefechten bei Lasmare und Karansebes (20./21. Sept. 1788), wurde am 23. April 1787 Hauptmann, gab in dem am 20. April 1792 mit Frankreich begonnenen Krieg bei der Einnahme der Lauterburger Linien am 13. October 1793 und im Schweighauser Walde 1793 wiederholte Beweise seines Muthes, wurde im November 1795 beim Rückzuge aus dem Genuesischen schwer verwundet, sodaß er zum Dienste im Felde untauglich wurde. Am 1. August 1796 kam er zur Wiener und nach einigen Tagen zur Marburger Monturcommission, wurde am 18. November 1798 wegen seiner hervorragenden Verdienste vor dem Feinde in die deutsche (1. Arcièrenleibgarde) eingetheilt, am 6. Juni 1801 zum Verpflegsdirector in Istrien und Dalmatien ernannt und zum Major befördert, bald darauf zum Generalcommando-Adjutant in jener Provinz ernannt, trat Juli 1806, als Dalmatien an Frankreich abgetreten wurde, in den Ruhestand. Als am 8. Juni 1808 die Landwehr in Oesterreich gebildet wurde, reihte er sich als einer der ersten derselben an, wurde am 15. März Commandant des 1. Grazer Landwehrbataillons, wurde Ende März zu den großen Uebungen mit dem 1000 Mann starken Regiment in Eggenberger Bezirk beigezogen, wurde nach vier Wochen nach Marburg verlegt und dort zum Sicherungsdienste verwendet, fügte, als am 24. Mai größere französische Massen anrückten, denselben beträchtlichen Schaden zu, trat dann mit seinem Bataillon, unterwegs bei St. Veit a. V. von dem 12000 Mann starken Feind alarmirt, den Marsch nach Körmend an, wo er glücklich im Lager eintraf und Erzherzog Johann das Bataillon besichtigte. In der Nacht zum 8. Juni brach er mit demselben auf, erreichte am 13. Juni Raab, besetzte mit seinem Bataillon, zwei Compagnien vom Infanterieregiment St. Julien und drei Compagnien des Infanterieregiments Strassoldo den zur Ortschaft Szabadhegy gehörigen Meierhof Kis-Megyer, widerstand mehr als neun Mal dem Ansturm der weit überlegenen Feinde, von gegen 10 Uhr Vormittags bis gegen 6 Uhr Abend. Ihm selbst wurde das Pferd unter dem Leib getödtet, der Hut in Fetzen zerschossen. Da aber schließlich alle Patronen ausgegangen waren, ein Munitionskarren, der frische bringen sollte, in die Hände der Feinde fiel, das Landwehrbataillon fast drei Viertel seiner Leute verloren hatte, die Mauern des Meierhofes, den der Feind mit Granaten beschoß, geborsten waren und klaffende Lücken zeigten, die Gebäude in hellen Flammen standen, drang der Feind in den Hof ein, wo ein verzweifelter Kampf begann. Viele Landwehrmänner fielen dem erbitterten Feinde zum Opfer. Oberst H. mit 7 Officieren, 4 Fähnrichen und 341 Mann vom Fähnrich aufwärts, mit geringen Ausnahmen alle verwundet, geriethen in die Kriegsgefangenschaft. Der Vicekönig von Italien, Eugen Beauharnais, der die Franzosen befehligte, wollte die Gefangenen, als „brigands“, weil viele derselben in Civilkleidern ausmarschirt waren, erschießen lassen, stand aber, als Erzherzog Johann mit Repressalien drohte, davon ab. Die Gefangenen sollten, in zwei Theile gesondert, der eine unter französischer, der andere unter bairischer Escorte, nach Frankreich abgeführt werden. Der erstere Theil, bei welchem sich Oberst H. sammt 3 Officieren und 212 Mann befand, ward unterwegs bei Sárvar am 16. Juni vom Generalmajor Baron Mesko befreit. H. machte die ferneren Kriegsbewegungen bis zum Ende des Feldzugs mit, kehrte dann am 13. Januar 1810 mit dem kleinen Häuflein der Landwehrmänner nach Graz zurück, nachdem er am 31. August 1809 zum Oberstlieutenant beim innerösterreichischen Cordonsbataillon ernannt worden war. Da Erzherzog Johann am 4. Januar 1810 erklärt hatte, daß „die musterhafte

Vertheidigung seines Postens und sein ausharrender Muth meiner Armee wesentlich Nutzen geleistet haben, hiermit derselbe sich einer besondern Belohnung allerdings würdig gemacht hat", so sprach das Ordenscapitel des militärischen Maria-Theresien-Ordens ihm das Ritterkreuz desselben zu, welches ihm am 2. Mai 1810 auf dem Glacis zu Graz vor den ausgerückten Truppen und in Gegenwart aller in Graz anwesenden Generale und Ritter österreichischer Orden an die Brust geheftet wurde. Am 13. Mai 1817 wurde er in den Freiherrnstand erhoben, am 5. April 1821 zum Oberst befördert, trat im Mai 1827 in Pension und starb am 18. September 1832, zuvor erblindet, in Graz. Am 17. October 1897 errichtete bei Raab auf dem Schlachtfeld ein ungarisches Comité ein Denkmal zur Erinnerung an die ruhmvollen Kämpfe in der Pußta Kis-Megyer.

Das von ihm am Beginn der Schlacht dem Erzherzog Johann gegebene Versprechen, den Meierhof bis auf den letzten Mann zu halten, hat H. treu erfüllt. Die Vertheidigung dieses Meierhofes war aber nicht blos ein einfaches, taktisches Ereigniß im Rahmen der Schlacht bei Raab, sondern sie besaß eine hervorragende, strategische Bedeutung und übte Einfluß auf den Gang des Krieges. Als der linke Flügel der österreichischen Aufstellung (ungar. Insurrectionscavallerie) gleich zu Beginn der Schlacht das Schlachtfeld verließ, wurde dieser Meierhof nun zum äußersten linken Flügelpunkt. Seine nachhaltige Vertheidigung ermöglichte es der Armee des Erzherzogs Johann, ihren Rückzug ungefährdet auf Ars zu nehmen. Wäre der Meierhof nicht gehalten worden, so wäre die österreichische Aufstellung umfaßt und Erzherzog Johann mit seinen Truppen entweder in den Raabfluß gedrängt und so vernichtet worden oder er hätte seine Rettung in der Festung Raab suchen müssen, hätte dort binnen kurzem wegen Mangels an Nahrungsmitteln capituliren müssen und wäre so für den weitern Krieg für Oesterreich verloren gewesen. Dadurch, daß das Heer des Erzherzogs Johann erhalten blieb, wurden die Armee des Vicekönigs Eugen Beauharnais, dann die von Napoleon aus Wien nach Raab entsendeten zwei Cavalleriedivisionen Montbrun und Lassalle (38 Escadrons), ferner 9000 Mann Infanterie in Ungarn festgehalten und fehlten an entscheidenden Punkten an der Donau. Diese Truppen hätten aber auch im Gegenfalle die Berennung Preßburgs noch nachdrücklicher gestaltet. Ohne die Armee Erzherzog Johann's wäre entweder der Fall von Preßburg oder die Aufgabe der Roßbachstellung unvermeidlich geworden. Besonders die intensivere Vertheidigung Preßburgs durch Artillerie war erst nach dem Eintreffen des innerösterreichischen Heeres möglich geworden. Hätte aber der Vicekönig, die Donau etwa bei Néma oder Gönyö mit Theilen seiner Armee überschreitend, sich gegen Preßburg (linkes Ufer der Donau) gewendet und mit dem andern Theil Davoust am rechten Ufer verstärkt, so wäre das ungenügend besetzte Preßburg (ca. 2000—3000 Mann) sehr bald in seine Hände gefallen. Hätte man letzteres österreichischerseits verhindern wollen, so hätte man so bedeutende Theile des österreichischen Hauptheeres nach Preßburg ziehen müssen, daß Napoleon gegen den Rest unbedenklich der Donauübergang hätte wagen dürfen. Dies wären unzweifelhaft höchstbedenkliche Schwierigkeiten für das österreichische Heer unter Erzherzog Karl gewesen. Daß diese nicht eintraten, die Armee des Erzherzogs Johann intact blieb, ist in erster Linie Hummel's Verdienst.

Relation über das ausgezeichnete Benehmen des Herrn Oberlieutenants Freiherrn v. Hummel, Commandanten des steyermärk. 2. Grätzer Landwehrbataillons in der Schlacht bei Raab am 13. Juni 1809, Graz, Gebr. Tanzer, 8°. — Ischler Fremdensalon 1856, Nr. 42 (Oesterreichs Thermopylenvertheidigung des Schüttkastens bei Kis-Megyer am 14. Juni 1810). —

Oest. Mil.-Conversations-Lexikon III, 286. — J. Hirtenfeld, Der Militär-Maria-Theresien-Orden u. s. Mitglieder, Wien 1857, Staatsdruckerei, 8°, S. 1005, 1747. — v. Wurzbach, Biogr. Lexikon IX, 425—428. — Wiener Abendpost 1891. — Karl Schmutz: S. Leben u. Wirken von Franz Ilwof (Mitth. d. hist. Ver. f. Steiermark, 1891). — Beschreibung des Oberamts Reutlingen, 1893, I, S. 488. — Reutlinger Geschichtsblätter, IV, 1893, S. 87—88 (Th. Schön, von dem in ders. Zeitschr. e. größerer Aufsatz über H. erscheint). — Grazer Tagespost v. 17. Oct. 1897, Nr. 288 (Hummel). — Neue Armeezeitung vom 22. Juni 1899, Nr. 193. — Gedenkblatt: der Maria-Theresienordensritter und k. k. Oberst Johann Ludwig Frhr. von Hummel, Commandeur des 2. Grazer Landwehrbataillons im J. 1809.

Theodor Schön.

Hunerich, asdingischer Vandalenkönig, a. 477—484, der älteste Sohn Geiserich's (s. den Artikel und den Stammbaum der Asdingen in dem Artikel Hilderich) war dem Vater, gemäß dem von diesem eingeführten Seniorat (s. den Artikel Hilderich) gefolgt. Er war vermählt mit Eudokia, der Tochter des Kaisers Valentinian III., die sammt ihrer Mutter Eudoxia und ihrer Schwester Placidia bei der Einnahme Roms von Geiserich gefangen und nach seiner Hauptstadt Karthago geführt war (a. 450); sie entfloh aus der aufgezwungenen Ehe nach Jerusalem (a. 472), wo sie bald in frommen Uebungen starb. H. gerieth gleich nach seiner Thronbesteigung wegen ihres Erbes in Streit mit Byzanz: aber bald gab er in allen Stücken nach, und verzichtete wie auf alle älteren Forderungen seines Vaters sogar auf Ersatz für seine durch Byzantiner geplünderten Kauffahrteischiffe — das Gegenstück zu den Verhältnissen unter Geiserich! Byzanz erkannte darin mit Grund ein Zeichen der Schwäche: die Kriegskraft der Vandalen sank rasch bei der üppigen Lebensweise des Volkes, das in Trunk, Schlemmerei und geschlechtlichen Ausschweifungen von den römischen Provincialen Afrikas, den berüchtigtsten Schwelgern des Reiches, angesteckt war; so machten sich alsbald die eingeborenen Berber, die unter Geiserich in die Wüste verscheucht, oder sofern sie blieben, unterworfen worden waren, unabhängig: selbst die nächsten ihrer Horden auf dem Berg Aurasius (Aureß). Schon H. begann die blutigen Bruderkämpfe im Hause der Asdingen, die später Justinian den Vorwand zur Einmischung und zur Zerstörung des Reiches geben sollten: er wollte gegen jenes Senioratgesetz Geiserich's, das stets den ältesten Schwertmag der Sippe, ohne Rücksicht auf Linie oder Gradnähe der Verwandtschaft mit dem letzten König, auf den Thron berief, seinen und der Eudokia Sohn Hilderich zum Nachfolger haben; deshalb räumte er seinen Bruder Theoderich und dessen sowie des verstorbenen Bruders Genzo Gesippen sowie Theoderich's Wittwe hinweg, andere Asdingen wurden durch Ehrenstrafen und Verbannung vom Thron ausgeschlossen, der Patriarch Jocundus, das Haupt der arianischen Kirche in Afrika, ward in Karthago verbrannt wie vornehme Beamte Geiserich's enthauptet oder verknechtet wurden. Ward so gegen Vandalen (und Arianer) gewüthet, so ward die eine Zeit lang ruhende wilde Verfolgung der Katholiken (und Römer) alsbald in viel furchtbarerer Weise als unter Geiserich wieder aufgenommen; im Jahre 483 wurden fast 4000 katholische Bischöfe, Priester und Laien zu den Berbern (Maurusiern) in die Wüste verbannt, Bischof Lätus von Leptis verbrannt (24. Sept. 483). Vergeblich bemühten sich Papst Felix III. (a. 483—492) und Kaiser Zeno, diesem Wüthen Einhalt zu thun. Nach einem vom König befohlenen Religionsgespräch zwischen Vertretern beider Bekenntnisse schien allen Katholiken nur die Wahl zwischen Uebertritt oder Hinrichtung bleiben zu sollen, doch begnügte man sich mit

Verbannung, Verknechtung, Vermögenseinziehung, da man der verhaßten Kirche den Ruhm von Blutzeugen nicht gönnte; so ward von den 466 Bischöfen des Reiches nur jener Lätus getödtet. H. starb am 11. December a. 484 an einer Krankheit, welche kirchliche Schriftsteller als Strafe Gottes der des Antiochus Epiphanos oder des Arius verglichen. Ihm folgte nicht Hilderich, sondern, dem Seniorat gemäß, Gunthamund (a. 484—490, s. den Artikel), der älteste noch lebende Sohn Genzo's; erst a. 523 gelangte Hilderich (s. den Artikel) auf den Thron.

Quellen u. Litteratur: Dahn, Die Könige der Germanen I. München 1861, S. 159 f. — Dahn, Prokopius von Caesarea. Berlin 1865, S. 63 f. — Dahn, Urgeschichte der germanischen und romanischen Völker I. 2. Aufl. Berlin 1899, S. 174 f. — Franz Görres, Christenverfolgung, in Kraus, Realencyklopädie der deutschen Alterthümer I. 2. Aufl. 1882, S. 213.

Dahn.

Hünersdorf: Karl Heinrich H., Oberbürgermeister von Gotha, hochverdienter Staats- und Communalbeamter. Derselbe wurde geboren am 21. September 1817 in Zierenberg in Kurhessen als Sohn des späteren hessischen Landrathes Friedrich Ludwig H. und seiner Gattin Katharine Wilhelmine geb. Piton, und starb am 21. Februar 1897. Nach zurückgelegtem Studium der Rechtswissenschaft auf den Universitäten Marburg und Heidelberg trat er in den kurhessischen Staatsdienst. Vom 1. Mai 1844 bis 1. December 1850 war er Richter, zuletzt Obergerichtsrath in Hanau. In dem kurhessischen Verfassungsconflict (Hassenpflug) weigerte er sich die berüchtigte rechtswidrige Steuerverordnung vom 5. September 1850 anzuerkennen und legte freiwillig das Richteramt nieder, obgleich er — nun stellenlos — in ziemlich bedrängte Verhältnisse gerieth. Nach einiger Zeit fand er Beschäftigung bei einem befreundeten Rechtsanwalt, bis er im Herbste 1854 zum ersten Bürgermeister in Gotha gewählt wurde. Ausgestattet mit umfassendem Wissen, unermüdlicher Arbeitskraft, von makellos reinem Charakter und vornehmer Gesinnung, leitete er nun fast 36 Jahre lang in fortschrittlichem Sinne die ganze neuzeitliche Entwicklung dieser Stadt. Obgleich er infolge seiner Geradheit manche Anfeindung zu bestehen hatte, ging er doch unbeirrt seinen Weg und setzte es so durch, daß ihm an seinem Lebensabend die allgemeinste Verehrung zu Theil ward. Am 1. Januar 1882 ward ihm das Prädicat „Oberbürgermeister" verliehen, am 21. September 1887 sein 70. Geburtstag durch die städtischen Körperschaften feierlich begangen und bei seinem Ausscheiden aus der Verwaltung am 1. April 1890 erfolgte die Verleihung des Ehrenbürgerrechts der Stadt an ihn. An der gedeihlichen Entwicklung des gothaischen Landes nahm er insofern Theil, als er eine lange Reihe von Jahren dem Landtage des Herzogthums angehörte und hier durch eine Reihe gediegener Arbeiten sich Verdienste erwarb. Namentlich war er ein Freund der Schule und einem Antrage von ihm zufolge entstand das Volksschulgesetz des Landes, das erste in Deutschland, im J. 1863. Ferner war H. ein eifriger Anhänger der Leichenverbrennung und seinen Bemühungen gelang es, daß in Gotha im J. 1878 das erste Crematorium eröffnet werden konnte. Infolge dessen ernannten ihn auch zahlreiche crematistische Vereine Deutschlands und Oesterreichs zum Ehrenmitgliede. H. war vermählt mit Sophie geb. Breidenbach. Das einzige Kind dieser Ehe, ein hoffnungsvoller Sohn, starb im Beginn der Jünglingsjahre.

Vgl. Phönix, Jahrg. 1897, Nr. 4. — Verbess. Gothaischer Historienkalender, Jahrg. 1888, 1891 u. 1898.

M. Berbig.

Hunold: Balthasar H., Dichter, wurde am 24. April 1828 zu Oberurnen (Kanton Glarus in der Schweiz) als Sohn eines armen Wildheuers geboren, woselbst er auch den ersten Unterricht in der Dorfschule erhielt. Daneben war er Viehhirt und half dem Vater bei seinem oft lebensgefährlichen Berufe. In der Winterszeit durchzog der Knabe als Hausirer das Gebiet seiner Heimath und erlernte sodann 1846 das Leinewebergewerbe. Da er eine hübsche Schrift hatte und auch sonst geistige Regsamkeit zeigte, die Stelle eines Schulmeisters aber durch den Tod in seiner Heimathgemeinde frei geworden war, so wurde er schon vorher als Schulmeistergehülfe mit 50 Gulden jährlichen Gehaltes daselbst angestellt, gab sich aber alle Mühe seine Kenntnisse zu erweitern und machte sich z. B. auch die französische Sprache zu eigen. Zwanzig Jahre alt kam H. 1848 nach Innsbruck und setzte seine Ausbildung auf dem dortigen Gymnasium fort, sich durch Privatlectionen das Leben fristend. In jener Stadt fand er besonders in dem Hause des Dichters Adolf Pichler die freundlichste Aufnahme. Dieser weckte auch in dem jungen begabten Manne den Sinn für Poesie und schon damals entstand eine Reihe von lyrischen Dichtungen Hunold's. Nachdem er fünf Gymnasialclassen mit bestem Erfolge besucht und sich die Kenntniß der englischen Sprache angeeignet hatte, erhielt er wieder durch Pichler's Vermittlung 1853 eine Stelle am tirol. Nationalmuseum „Ferdinandeum", wo er bald zum Scriptor und 1879 zum Custos befördert wurde. Von der Aufmerksamkeit, mit welcher H. seinem Amte am Museum gerecht wurde, zeigt die wenn auch kleine aber inhaltreiche Arbeit: „Der Tiroler Maler Joseph Schöpf und seine Werke" (Innsbruck 1875). Um jene Zeit malte Defregger Hunold's Porträt, welches sich heute noch im Museum befindet. Leider sollte der begabte Poet kein langes Lebensalter erreichen, er starb während eines Aufenthaltes in seinem Geburtsorte Oberurnen am 26. Juni 1884.

Es liegt keine lange Reihe poetischer Werke von H. vor, nur eine Zahl von Gedichtbändchen mäßigen Umfanges, aber diese bieten genügend Einblick in das poetische Denken und Fühlen des Mannes, der, was Form und Inhalt betrifft, sich darin als ein gewandter, tief empfindender, auch seine mannhafte Gesinnung nie verleugnender Dichter zeigt. Die erste Sammlung „Lyrische Gedichte", mit nur 25 Seiten Umfang, ist 1853 erschienen. Als neue, stets vermehrte Auflagen folgten: 1856 „Gedichte", neuerlich vermehrt 1861 in dritter Auflage und schließlich unter dem Titel „Wache Träume", 256 Seiten stark in fünfter Auflage 1875. — Außerdem liegen vor die poetisch gefaßten „Haller Spaziergänge" (1878) und „Innsbrucker Spaziergänge" (1883). Viele seiner Dichtungen sind gar nicht oder erst spät zum Drucke gelangt, so z. B. das von so inniger Liebe zur Tiroler zweiten Heimath zeugende, zu Herzen gehende epische Gedicht „Der Wirth an der Mahr", welches erst in der 5. Auflage der Gedichte abgedruckt, aber viel früher entstanden ist.

Die Lieder, welche H. gedichtet, zeichnen sich durch vollendete Form und edlen Inhalt aus. Er besingt die Schönheit der Natur seines Schweizer Vaterlandes, aber auch seines zweiten Vaterlandes Tirol, das er tief ins Herz geschlossen. Seine freiheitliche Gesinnung tritt in einigen der schönsten Gedichte kräftig zu Tage und läßt den Dichter verächtlich auf charakterlose Schwächlinge herabsehen, welche nur um die Gunst der Höheren buhlen und feig jedes kräftige Wahrwort unterdrücken. Als der Staatsminister an den von H. veröffentlichten Versen Interesse zeigte, in welchen er die Constitution feierte und einen freundlichen Brief an den Poeten richtete, war die Antwort des Dichters in einem Gedichte „Zur Constitutions-Feier. Zweites Wort an den Minister", in der abermals dessen Freisinnigkeit verherrlichenden Strophen enthalten, die aber

mit den Worten abschlossen: „er (der Dichter) bittet Dich um keine Gunst, — Du kannst ihn nicht zum Feste laden, denn nicht auf Dir ruht sein Geschick; beim Throne bettelt keine Gnaden der freie Sohn der Republik“. Diese republikanische Gesinnung und die idealste Freiheitsbegeisterung leuchtet aus allen jenen Gedichten Hunold's hervor, die einen politischen Anstrich haben. Auch eine Zahl inniger „Lieder der Liebe“, manche in der Form des Sonetts, bietet der Dichter, dessen Liebe nicht erwidert wurde, worüber manche Klage in den entstandenen Liedern zu Tage tritt. Einige seiner Dichtungen zum Preise des Schweizerlandes sind in der heimischen Mundart des Landes von Glarus abgefaßt und zeigen uns H. auch als gewandten Dialektpoeten. H. hat den späteren Auflagen seiner Gedichte auch eine Reihe überaus gelungener Uebertragungen von Dichtungen aus dem Englischen Byron's und zumal Longfellow's eingefügt. Durch letztere ist er in persönliche Beziehungen zu dem amerikanischen Poeten getreten, der ihm bei einem Besuche in Innsbruck 1869 seinen Dank für die hübsche Uebersetzung auch mündlich abstattete. Aus den letzten kleinen Gedichtsammlungen Hunold's sind die „Innsbrucker Spaziergänge“ dem Preise des schönen Tiroler Landes und namentlich der bemerkenswerthesten Punkte der Stadt und Umgebung Innsbrucks gewidmet. Die „Haller Spaziergänge“ weisen manche humoristische und sarkastische Verse etwa in Heine's Manier auf.

Eine übersichtliche Skizze über Hunold's Leben und Dichten hat der Tiroler Culturhistoriker Dr. Ludwig v. Hörmann (anonym) in Amthor's Zeitschrift „Der Alpenfreund“, III. Bd., Gera 1871 unter d. Titel: „Ein Schweizer Dichter“ veröffentlicht, dem auch ein gutes Porträt des Poeten beigefügt wurde. — Sehr beachtenswerth erscheint in dem Buche Adolf Pichler's: „Aus Tagebüchern 1850—1899“ (München 1905), was der bewährte Freund und Gönner Hunold's über denselben dort S. 197 ff. mittheilt. — Vgl. auch Brümmer, Lexikon d. deutschen Dichter und Prosaisten des 19. Jahrhunderts (Leipzig 1896), Bd. I, S. 215. — Kurz, Geschichte der deutschen Litteratur, Bd. IV (1872), S. 43.

A. Schlossar.

Huschke: Philipp Eduard H., Rechtsgelehrter und Alterthumsforscher, geboren am 26. Juni 1801 zu Minden, absolvirte das Gymnasium zu Gotha und Ilfeld, wo er sich eine besonders gründliche Ausbildung in der lateinischen und griechischen Sprache erwarb. Schon 1817 bezog er die Universität Göttingen, an der damals noch Hugo lehrte, promovirte 1820, begab sich hierauf nach Berlin um Savigny zu hören und habilitirte sich bereits 1821 mit der Schrift „De causa Silaniana“ in Göttingen für römisches Recht. 1824 erhielt H. einen Ruf als Ordinarius nach Rostock, dem er Folge leistete. Dort verblieb er bis 1827, in welchem Jahre er nach Breslau übersiedelte, wo er, mehrfache Berufungen ablehnend, als Ordinarius und Senior des Spruchcollegiums bis an sein Lebensende wirkte. Er starb, 85 Jahre alt, am 8. Februar 1886. H. war ein großer Gelehrter und dabei von einer seltenen Universalität; er hat philosophische, archäologische, theologische, kirchenpolitische Schriften verfaßt und auf seinem Hauptarbeitsgebiet, der Jurisprudenz sich sowol als Rechtshistoriker als auch als Dogmatiker mit Erfolg bethätigt.

In seiner Weltanschauung, die auf streng religiöser Grundlage ruhte — H. war auch Präsident des Consistoriums der sog. Altlutheraner — war er am meisten durch die Schelling'sche Philosophie beeinflußt. „Das Suchen in die Tiefe, ein Forschen nach dem letzten Grunde der Rechtsentfaltung, ein stetes Operiren mit Abstraktion, stellenweise ein mystischer Zug erklären sich aus dieser Hinneigung zu Schelling“ (Worte Schirmer's). Schelling's Vorlesungen

haben ja seinerzeit manchen tief angelegten Geist angezogen, wie dies, um nur ein Beispiel zu nennen, auch bei dem großen Sprachforscher Max Müller der Fall gewesen. Kein Wunder, daß auch H. sich diesem Zuge der Zeit hingab.

Welch hohe Verehrung er als Jurist genoß, davon gibt wol am deutlichsten die Bemerkung bei Brinz (Pandekten, 1. Aufl., S. 527) Zeugniß, wo von H. gesagt wird, daß sein „Geist natürlichem Lichte gleich im tiefsten Dunkel am hellsten leuchtet". (Man vgl. auch die anerkennenden Urtheile bei Vangerow im 6. Bd. der Kritischen Jahrbücher, S. 571 ff., Arndts im 13. Bd. der Zeitschrift für Civilrecht u. Prozeß, S. 292 ff.; Regelsberger in Binding's Handbuch VII 1. S. 42; Salkowski, Institutionen, 7. Aufl., S. 65 u. a. m.). Zu seinem 50 jährigen Doctorjubiläum verfaßte 1870 Schwanert im Auftrage der Rostocker Juristenfacultät als Festschrift „Die Compensation nach römischem Recht". Und nach Huschke's Tode widmete Wlassak sein grundlegendes Werk über die römischen Prozeßgesetze (1888—91) dem Andenken Huschke's.

Einen Gesammtüberblick über Huschke's ungewöhnlich reiche schriftstellerische Thätigkeit möge das, am Ende dieser biographischen Skizze stehende, Verzeichniß seiner, theils selbständig erschienenen, theils in Zeitschriften zerstreuten Publicationen bieten. Auf absolute Vollständigkeit erhebt es keinen Anspruch; doch hoffe ich nichts wichtiges übersehen zu haben. Eine derartige Zusammenstellung fehlt m. W. bisher gänzlich.

Huschke's juristische Schriften, auf deren Würdigung ich mich beschränken muß, haben nach mehrfachen Richtungen hervorragenden Einfluß ausgeübt. Sein Hauptwerk über römisches Staatsrecht ist „Die Verfassung des König Servius Tullius", Heidelberg 1838. Auf die hierin ausgesprochenen Grundgedanken ist H. auch in anderen Werken wieder zurückgekommen, indem er einzelne Punkte nicht nur in kleineren Aufsätzen in Zeitschriften sondern auch in selbständigen Publicationen näher ausgeführt hat, so in seinen Werken über den Census und die Steuerverfassung der früheren römischen Kaiserzeit (1847), das alte römische Jahr und seine Tage (1869), Multa und Sacramentum (1874). In seinem Servius Tullius trat H., der nie ganz der historischen Schule angehörte, sondern vielfach andere Wege ging, in manchen Fragen Niebuhr entgegen (s. insbes. S. 403 ff.); wenn es dabei H. nun auch gewiß nicht gelingen konnte, den historischen Charakter der überlieferten Verfassungsgeschichte der Königszeit nachzuweisen, so dürfte er anderseits in anderen Punkten Niebuhr gegenüber bleibend Recht behalten, so in der Frage des Stimmrechtes der Plebejer in den Curiatcomitien, der patruum auctoritas und der Bestätigung der Centuriatcomitien durch die Curiatcomitien; in diesen Fragen steht die herrschende Lehre im allgemeinen auf dem durch H. gewiesenen Standpunkte. Die, in seinem Servius Tullius befolgte Arbeitsweise charakterisirt H. selbst mit folgenden Worten: „Ich weiß sie nicht besser verständlich zu bezeichnen, als daß ich mich überall bemühe, in den Dingen selbst zu denken, sie aus sich heraus zu entwickeln und was damit eng zusammenhängt, daß ich nicht nur in ihnen selbst eine gewisse ratio sondern auch einen eben solchen rationellen Zusammenhang mit tieferen Beziehungen des Menschenlebens und des ganzen Daseins überhaupt voraussetze und darzulegen suche. In der Philosophie, einigermaßen auch wol in der Physik im allgemeinen Sinne des Wortes läßt man sich diese Weise allenfalls gefallen . . . In der Geschichte und allen positiven Disciplinen hält man sie aber, wenn nicht im Prinzip selbst für falsch, doch wenigstens für äußerst gefährlich. Hier wollen die meisten nichts von einer innern Nothwendigkeit wissen, der Zufall oder die Willkür . . . soll hier herrschen und daher soll man sich auch begnügen, die Dinge dieser Sphäre nur äußerlich, wie sie sich dem äußerlichen Blicke geben,

aufzufassen und wiederzugeben . . ." Entsprechend diesen Principien will dann H. unter anderem nachweisen, daß der Servianischen Verfassung nicht etwa Willkür zu Grunde gelegen habe, daß es sich nicht um eine nur bewußt ausgedachte menschliche Einrichtung handle, sondern daß hier ein Naturgebilde vorliege, „welches ebenso aus den Händen des allweisen Schöpfers hervorgegangen ist, wie irgend eine Pflanze, die in einem gewissen Stadium ihrer Entwicklung sich ebenfalls in gewissen numerischen Verhältnissen ausbildet". Daß sich bei solchen Grundanschauungen, neben vielem höchst verdienstlichen, auch viel überaus phantastisches, ja mystisches und ganz willkürliches in diesem Buche vorfindet, so S. 99 ff., 125 ff., 246 ff., 304 ff., ist selbstverständlich und geht dies aus dem oben angeführten wol schon zur Genüge hervor. Ganz besondere Verdienste hat sich H. um die Kritik und das Verständniß der Institutionen des Gajus erworben, so daß sein Name unauflöslich mit dem des Gajus verknüpft bleiben wird. Davon legen Zeugniß ab seine „Studien des römischen Rechts", I (1830); „Kritische Bemerkungen zum vierten Buch der Institutionen des Gajus" (1846); „Gajus, Beiträge zur Kritik und zum Verständniß seiner Institutionen" (1855); „Jurisprudentiae anteiustinianae quae supersunt" (1. Aufl. 1861), wo unter anderem auch Gajus' Institutionen eine sorgfältige Edition erfuhren, „Kritische Bemerkungen zu Gajus" (1868).

H. hat sich aber auch, abgesehen von Gajus, sehr viel mit Quellenkritik und Quellenausgaben seit jeher beschäftigt und dabei bleibende Erfolge errungen, so, um nur ein Beispiel zu nennen, als er bei Gajus 4, 47 die Sigle N. R. in nisi restituat auflöste, womit sicher das richtige getroffen ist; anderseits darf nicht verschwiegen werden, daß viele seiner immer scharfsinnigen Conjecturen als allzu kühn bezeichnet werden müssen; doch ist, nach Schirmer's Worten seine Genialität, auch da, wo er irrt, zu bewundern.

Einen vorläufigen Abschluß derartiger Arbeiten (siehe dieselben in der Uebersicht über Huschke's Schriften) gab H. in seiner schon erwähnten Jurisprudentiae anteiustinianae quae supersunt. Hier sind die Ueberreste römischer Jurisprudenz, außerhalb des corpus juris civilis, gesammelt. Entspricht auch die von Krüger, Mommsen und Studemund edirte collectio librorum juris anteiust. um vieles mehr den Anforderungen moderner Philologie, so ist doch die Huschke'sche Arbeit auch heute noch werthvoll. Aber auch später ist H. immer und immer wieder auf quellenkritische Arbeiten zurückgekommen und haben ihn solche Studien wol bis an sein Lebensende beschäftigt, wie dies die weiteren Beiträge zur Pandektenkritik (Zeitschr. f. R. G., 22. Bd., hrsg. von Wlassak) beweisen. H. hat ja überhaupt in den letzten Jahren seines Lebens keineswegs „wissenschaftlich zu den großen Verstorbenen gezählt" (Worte Ihering's in seinem Nachruf für Savigny, Jahrb. für Dogmatik, Bd. 5, S. 355), vielmehr auch im hohen Alter eine bewunderungswürdige Arbeitskraft entfaltet. Sind doch, nebst manchen kleineren Aufsätzen, die bedeutenden und umfangreichen Arbeiten über das Recht der Publicianischen Klage, die Multa und das Sacramentum, die Lehre des römischen Rechtes vom Darlehen, die Früchte von Huschke's letzten Lebensjahren. In der letzteren Arbeit vertritt H. die Ansicht, daß das mutuum ein Vermögensgeschäft und nicht, wie die anderen benannten Realcontracte ein Sachgeschäft sei; es müsse daher einerseits die Sache nicht sowol aus dem Eigenthum als aus dem Vermögen des Darleihers hingegeben und anderseits nicht sowol in das Eigenthum als in das Vermögen des Empfängers übergehen. In seiner Arbeit über die Publicianische Klage will H. den, durch Controversen verdunkelten, Rechtsgedanken dieser Klage zur ursprünglichen Klarheit erheben; es solle das in der usucapio enthaltene werdende Eigenthum, wie ein gewordenes geschützt werden. Hier macht H. ge=

legentlich auch beachtenswerthe Bemerkungen über die Gefahren, welche der Jurisprudenz und dem Rechtsstudium durch jedes neue Civilgesetzbuch drohen; zweifellos hat aber hierbei H. die Gefahren, die ja gewiß bestehen, dann doch wesentlich überschätzt. Huschke's zahlreiche historische, wie dogmatische Arbeiten sind immer scharfsinnig, immer anregend und enthalten eine Fülle von selbständigen Gedanken, die vielfach fruchtbringend gewirkt haben; insbesondere haben auch manche von H. blos angedeutete Vermuthungen sich später als zutreffend herausgestellt; so, um nur zwei Fälle hier anzuführen, hat Huschke's Gedanke, daß der Formularproceß aus dem Fremdenproceß stamme, durch Wlassak's Forschungen erst seine quellenmäßige, tiefgehende Begründung erhalten und zum anderen hat E. Grupe (Zur Frage nach den Verfassern der Institutionen 1889) Huschke's Bemerkung (Vorrede zu seiner Institutionenausgabe), daß wahrscheinlich Dorotheus die beiden ersten und Theophilus die beiden letzten Bücher der Justinianischen Institutionen verfaßt habe, wesentlich bekräftigt.

. Seine edle Persönlichkeit, der Unfehlbarkeitsdünkel fremd war, und die strenge gegen sich selbst, milde im Urtheil über andere gewesen, schildert uns Schirmer; seine Thätigkeit als akademischer Lehrer, der seine Aufgabe ernst genommen und voll erfüllt hat, charakterisirt J. Baron. Auch in letzterer Hinsicht hat Huschke's anerkannte Persönlichkeit auf seine zahlreichen Schüler bleibend eingewirkt, was nicht unterschätzt werden darf, da ja gerade bei den angehenden jungen Juristen es von größter Wichtigkeit ist, daß diejenigen, welche berufen sind, den ersten Unterricht zu ertheilen, es verstehen, Lust und Liebe zur neuen Thätigkeit in der, im allgemeinen keineswegs cupida legum iuventus, zu erwecken.

Schriften von Ph. E. Huschke (abgesehen von seiner Habilitationsschrift De causa Silaniana und den zahlreichen Recensionen, die sich vorzüglich in der Kritischen Zeitschrift für Rechtswissenschaft und in den Kritischen Jahrbüchern für deutsche Rechtswissenschaft vorfinden): 1820 „De pignore nominis, ejus natura et effectu“, Göttingen; 1822 „De privilegiis feceniae hispalae senatusconsulto confessis (Liv. XXXIX. 19)“, Dissertation Göttingen; 1826 „M. Tullii Ciceronis orationes pro M. Tullio quae exstant cum commentariis et excursibus“ in J. G. Huschke's Analecta litteraria, p. 77—290; 1829 „Incerti auctoris magistratuum et sacerdotiorum populi Romani expositiones ineditae“, Breslau; 1830 „Studien des römischen Rechtes“, I. Bd., Breslau; 1832 „De action. form. quae in lege Rubria ext.“, Vrat.; „Theologisches Votum eines Juristen“; 1834 „Ueber den Einfluß der capitis deminutio des Patrons oder seiner Kinder auf ihr Intestaterbrecht“ (Rh. Museum f. Jurisprudenz VI, 95—124); „Ueber die Rechtsregel: Nemo pro parte testatus pro parte intestatus decedere potest“ (ebd. VI, 257—369); „Kritische Miscellen“ (ebd. VII, 59—79); 1835 „Ueber die Stelle des Varro von den Liciniern (de re rust. I. 2 § 9) nebst einer Zugabe über Festus und Possessiones und Possessio“. Zwei Abhandlungen aus dem Gebiete der Alterthumswissenschaft und Rechtspflege, Heidelberg; 1837 „Ad leg. XII tab. de tigno juncto commentarius“, Vratisl.; 1838 „Die Verfassung des Königs Servius Tullius als Grundlage zu einer römischen Verfassungsgeschichte entwickelt“, Heidelberg; „Titi Flavii Synthrophi instrumentum donationis ineditum“, Vratisl.; 1839 „Zur Lehre von den bedingten Erbeseinsetzungen namentlich der Substitution oder über die L. 40 u. 41 D. de hered. inst. 28. 5“ (Bd. 12 d. Zeitschr. f. Civilrecht und Prozeß S. 375—426); 1840 Herausgabe von Unterholzner's Quellenmäßiger Zusammenstellung der Lehre des römischen Rechts von den Schuldverhältnissen. In der Vorrede eine

Lebensbeschreibung U.'s von Huschke; „Ueber die conditio iuris iurandi" (Bd. 14 d. Zeitschr. f. Civilr. u. Prozeß S. 334—416); „Ueber den zur Zeit der Geburt Jesu Christi gehaltenen Census", Breslau; 1841 „Vertheidigung meiner Erklärung der L. 40 u. 41 D. de hered. inst. 28. 5" (Bd. 15 der Zeitschr. f. Civilr. u. Prozeß S. 237—311); 1842 „Kritische Miscellen" (über Serv. Sulp. bei Gellius 4. 4, Varro de LL. 6.5 §§ 70. 71, P. Aufidius bei Priscian 8. 4 p. 791) (Bd. X d. Zeitschr. f. gesch. RW. S. 315 bis 342); 1844 „Vom bedingten und dem mit einem dies behafteten Pfandrecht" (Bd. 20 d. Zeitschr. f. Civilr. u. Prozeß S. 145—175); „Von der Verpfändung von Sachen deren Eigenthümer man nicht ist" (ebd. Bd. 20, S. 176—280); 1845 „Ueber die in Siebenbürgen gefundenen latein. Wachstafeln" (Bd. 12 d. Zeitschr. f. gesch. RW. S. 173—219); „Ueber die angebliche Manipation der Perlen" (ebd. S. 289—300); „Das Zwölftafelgesetz vom ungebauten Wege" (ebd. S. 393—399); 1846 „Ueber das Recht des nexum und das alte römische Schuldrecht", Leipzig; „Ueber Alter und Verfasser der legum Mosaicarum et Romanarum Collectio nebst kritischen Beiträgen zum Text derselben" (Bd. 13 d. Zeitschr. f. gesch. RW. S. 1—49); „Kleine kritische Versuche über Pandektenstellen und Pandektenmaterien". Erste Folge (Zeitschr. f. Civilr. u. Prozeß N. F. Bd. 2, S. 137—207); „Kritische Bemerkungen zum 4. Buch der Institutionen des Gajus" (Bd. 13 d. Zeitschr. f. gesch. RW. S. 248—338); 1847 „Ueber den Census und die Steuerverfassung der früheren röm. Kaiserzeit", Breslau; „Kleine kritische Versuche über Pandektenstellen". Zweite Folge (Zeitschr. f. Civilr. u. Prozeß N. F., Bd. 4, S. 282—313); „Kleine kritische Versuche über Pandektenstellen". Dritte Folge (ebd. Bd. 4, S. 396—428); 1848 „Kleine kritische Versuche über Pandektenstellen", Schluß (ebd. Bd. 5, S. 104—131); „Cicero über seine Forderung an Dolabella (ad Attic. 16. 15)" (Bd. 14 d. Zeitschr. f. gesch. RW. S. 42—70); „Ueber die usucapio pro herede, fiduciae und expraediatura" (ebd. S. 145—273); 1849 „Die Prästation der Legate in Doppeltestamenten" (Bd. 6 d. Zeitschr. f. Civilr. u. Prozeß N. F. S. 370—424); 1850 „Die Prästation der Legate in Doppeltestamenten", Forts. u. Schluß (ebd. Bd. 7, S. 54—104 u. 187—228); „Pomponius über die Aelier und Antonine und über A. Ofilius" (Bd. 15 d. Zeitschr. f. gesch. RW. S. 177—202); „Ueber die neuerlich entdeckten Bruchstücke angeblich aus Livius' 98. Buche" (ebd. S. 273—286); 1851 „Ueber die sog. transmissio Theodosiana" (Bd. 9 d. Zeitschr. f. Civilr. u. Prozeß N. F. S. 53—75); 1853 „Das Schiffsdarlehn des Callimachus" (ebd. N. F. Bd. 10, S. 1—17); „Ueber die Servianische Centurienverfassung nach Cicero" (Bd. 8 d. Rh. Museum f. Philologie S. 404 bis 415); „Nachträge zur lex Rubria" (ebd. S. 448—464); 1855 „Gajus. Beiträge zur Kritik und zum Verständniß seiner Institutionen", Leipzig; 1856 „Die Oskischen und Sabellischen Sprachdenkmäler", Elberfeld; 1857 „Die kleineren umbrischen Inschriften" (Bd. 11 d. Rh. Museum f. Philol. S. 340—378); „P. Rutilius Rufus oder A. F. P. R. und das interdictum fraudatorium" (Bd. 14 d. Zeitschr. f. Civilr. u. Proz. S. 1—130); 1859 „Die Iguvischen Tafeln nebst den kleineren umbrischen Inschriften", Leipzig; 1860 „Was lehrt Gottes Wort über die Ehescheidung?", Leipzig; „Das Buch mit den 7 Siegeln in der Offenbarung St. Johannis", Leipzig; „Was bedeutet usura multiplicata semissibus bei Plin. H. N. 14. 4 §§ 55, 56" (in Bd. 4 d. Jahrbücher d. gemeinen deutschen Rechts hsg. von Bekker u. Muther S. 511—519); 1861 „Jurisprudentiae antejustinianae quae supersunt", Lipsiae (5. Aufl. 1886 von Huschke druckfähig hinterlassen); „Beleuchtung der Einwürfe gegen meine Schrift: Was lehrt Gottes Wort über die Ehe-

scheidung", Leipzig; „Vorläufige Schutzwehr aus Gottes Wort, den Bekenntnißschriften und Luther wider die neue Lehre des Pastor Diedrich und seines Anhanges", Breslau; 1863 „Die streitige Lehre von der Kirche, dem Kirchenamt, dem Kirchenregiment und der Kirchenregierung", Leipzig; 1864 „Zu den altitalischen Dialekten" (Bd. 5 d. Jahrbücher f. classische Philologie hsg. von Fleckeisen S. 817—914); 1865 „Die lex Sempronia iudiciaria und ihr Verhältniß zur l. Acilia repetundarum" (Bd. 5 d. Zeitschr. f. Rechtsgeschichte S. 47—84); „Zur Grabrede auf die Turia" (ebd. S. 168—192); 1867 „Ueber den Gregorianus und Hermogenianus Codex" (ebd. Bd. 6, S. 279 bis 331); 1868 „Justiniani institutionum libri IV", Berol.; 1868 „Kritische Bemerkungen zu Gajus" (Bd. 7 d. Zeitschr. f. RG. S. 161—192); 1869 „Das alte römische Jahr und seine Tage. Eine chronolog.-rechtsgesch. Untersuchung", Breslau; „Zur lex Aelia Sentia und der röm. Provinzialjurisdiction" (Bd. 8 d. Zeitschr. f. RG. S. 309—315); 1870 „Ueber die Rutilische Concursordnung und das fraudatorische Interdict" (ebd. Bd. 9, S. 329 bis 366); 1872 „Die Lehre von der Fruchtprästation aus dem letzten Dotaljahr, insbes. nach l. 7 §§ 1 u. 2 D. de sol. matr. 24. 3" (ebd. Bd. 10, S. 1—47); „Zu den altitalischen Dialekten", Leipzig; 1873 „Kritisches zu Cicero's Büchern de legibus" (Bd. 11 d. Zeitschr. f. RG. S. 107—161); „Die Umbrische Gefäßinschrift von Fossato di Vico" (Bd. 28 d. Rh. Museum f. Philol. S. 141—150); 1874 „Das Recht der Publizianischen Klage in Beziehung auf das in Aussicht stehende allgemeine deutsche Civilgesetzbuch dargestellt", Stuttgart; „Die Multa und das Sacramentum in ihren verschiedenen Anwendungen", Leipzig; 1875 „Zur Pandektenkritik. Ein Versuch, sie auf festere wissenschaftliche Grundsätze zurückzuführen", Leipzig; 1878 „Die vermögensrechtliche Handlungsfähigkeit der mündigen Minderjährigen in ihrer geschichtlichen Entwicklung" (Bd. 13 d. Zeitschr. f. RG. S. 311—359); 1879 „Kritische Versuche über streitige Pandektenstellen und Pandektenmaterien" (Bd. 62 d. Archivs f. d. civilist. Praxis S. 320—349); 1880 „Kritische Versuche" u. s. w. (ebd. Bd. 63, S. 444—467); „Die neue oskische Bleitafel und die Pelignische Inschrift aus Corfinium", Leipzig; „Die jüngst aufgefundenen Bruchstücke aus Schriften röm. Juristen", Leipzig; 1881 „Zur Geschichte des Geld- und Zinsrechtes", Separatabdruck; 1882 „Kritische Versuche über streitige Pandektenstellen" (Bd. 65 d. Archivs f. d. civilist. Praxis S. 230 bis 257); „Die Lehre des römischen Rechts vom Darlehen und den dazu gehörigen Materien", Stuttgart; 1884 „Die Pariser Papiniansfragmente" (Bd. 18 d. Zeitschr. f. RG. = 5. Bd. d. Zeitschr. d. Savignystiftg. S. 181 bis 191); 1885 „Kritische Versuche über streitige Pandektenstellen" (Bd. 69 d. Archivs f. d. civilist. Praxis S. 142—149); 1888 „Weitere Beiträge zur Pandektenkritik" (Bd. 22 d. Zeitschr. f. RG. = Bd. 9 d. Zeitschr. d. Savignystiftg. S. 331—365 hsg. von Wlassak). Huschke's handschriftlicher Nachlaß, u. a. ein Mscr. mit der Ueberschrift „capitis deminutio" befindet sich, wie Wlassak a. a. O. bemerkt, im Eigenthum des altlutherischen Seminares zu Breslau.

Nekrologe: Schirmer, Archiv f. d. civilistische Praxis, Bd. 70, S. 163 bis 168. — Baron, Kritische Vierteljahrschr., Bd. 29, S. 161—166.

J. Pfaff.

Huth: Heinrich Wilhelm von H. wurde am 17. August 1712 (1717?) im „Rothen Hause" vor Costewitz (unweit Pegau) geboren. Seine Eltern waren: Kammersecretär bei der Herzogin zu Sachsen-Zeitz, Gutsbesitzer Salomon H. (geboren am 22. Juli 1660, † am 27. October 1748) und Catharina Maria geb. von Lüschwitz († am 29. März 1747). Auf dem Gymnasium zu Schleusingen wurde er erzogen, und studirte später, namentlich Mathematik, an der Leipziger Universität. Von dort trat er in hessischen Kriegsdienst und

war 1745 Hauptmann bei der Artillerie, 1759 Oberst, und machte von 1742 bis 1762 alle Feldzüge dieser Truppen mit. Im siebenjährigen Kriege wurde er Generalmajor in kurhannöverischen Diensten, nämlich als Chef des Ingenieurcorps, mit der ausdrücklichen Bedingung, daß er die Belagerungen, die diese Truppen vornehmen würden, commandiren wolle, sowie auch Commandant in den hannöverschen Festungen zu sein, die der Feind belagerte. Im letztgenannten Kriege wohnte H. 17 Bataillen, außer vielen Attacken und Belagerungen bei, welche alle in einem geistlichen Buche, unter seiner nachgelassenen Buchsammlung, verzeichnet sind. Er war aber so glücklich, nie erheblich verwundet zu werden.

Wie aus einem Anerkennungsschreiben des Herzogs Ferdinand von Braunschweig-Lüneburg hervorgeht, trug H. durch sein glorreiches Eingreifen mit seiner Artillerie hauptsächlich zum Siege von Thonhausen bei, und als Belohnung für seine Bravour erhielt er vom Herzoge 4000 Rthlr., welche er aber unter seine Krieger vertheilte, mit der Bemerkung, daß sie es seien, welche das Geld verdient hätten. Als der Herzog diesen edlen Zug erfuhr, schenkte er H. eine massive goldene „Tabatière“ mit Inschrift. Nach Beendigung des siebenjährigen Krieges trat H. wieder in hessischen Dienst und wurde Commandant in Hanau, wo er auch den jungen Prinzen von Hessen Unterricht in der Kriegskunst ertheilte, und mit den jüngsten Prinzen eine militärische Reise durch Thüringen, Brandenburg, Sachsen und Franken machte, wobei der nachmalige General v. Binzer (geb. 1746, † 1811) als Begleiter folgte, um sich ebenfalls unter Huth's Leitung auszubilden. Mit dem Prinzen Karl von Hessen-Cassel stand H. im besonderen freundschaftlichen Verhältniß, bis an sein Ende, und in seinen „Denkwürdigkeiten“ erwähnt Prinz Karl seines alten Mentors mit größter Liebe und Hochachtung, und nennt ihn einen Artillerieofficier ersten Ranges, welche Bezeichnung sich auch durch seine großen Verdienste in Dänemark und Norwegen bestätigte. Unter dem landgräflichen Geheimen Staatsminister Jacob Friedrich Weitz, Frhrn. v. Eschen, Erbauer des berühmten „Wilhelmsthal“ bei Cassel (Kreis Hofgeismar), bildete H. sich zum Ingenieur aus, und als er nach Dänemark berufen wurde (1765), geschah dieses in der vereinten Eigenschaft als Chef des Artillerie- und des Ingenieurcorps. Am 26. Februar 1766 wurde er Generallieutenant und erhielt am 4. Juli 1766 das Großkreuz vom Danebrog (Friedrich der Große empfahl H. dem dän. König mit den Worten: „Ein kleiner Huth, aber ein großer Kopf“). H. veränderte die Organisation der ihm anvertrauten Zweige der Armee, und administrirte beide Corps auf eine Weise, die ihm den Dank seiner Zeitgenossen sowie seines Königs zuwendete, und sein Nachruhm lebt noch fort und wird in Dänemark fortleben solange Artillerie und Ingenieurwesen daselbst existiren.

Die von H. errichtete Artillerieschule, deren Plan am 22. April 1772 approbirt wurde, bildete in mehr als 50 Jahren tüchtige Officiere heran, bis dieselbe von der „Hochschule“ abgelöst wurde. H. verbesserte sowol in Dänemark als in Norwegen die Festungen und Festungswerke, legte Chausseen und Landstraßen sowie Alleen in und um Kopenhagen an, ließ die Zeughäuser mit allen nothwendigen Gegenständen und Lebensmitteln füllen, und errichtete ein Geschützsystem, das größtentheils noch 1858 im Gebrauch war, und damit seine Tüchtigkeit erprobt hat. In Norwegen errichtete er die noch bestehende „Militärische geographische Aufmessung“ mit Kartenaufnahme des Landes, und ordnete in beiden Reichen die Avancementsverhältnisse auf neue und bessere Art. Auch bemühte er sich, die fürchterliche und unmenschliche „Spießruthen“-Strafe in der Armee abzuschaffen, das aber gelang ihm freilich nicht, trotz aller Anstrengungen. H. errichtete 1775 innerhalb der

Artillerie einen Fond für die wissenschaftliche Ausbildung der jungen Officiere, und wurde am 17. Januar 1772 zum General der Infanterie ernannt. Er war in verschiedenen Zeitperioden höchstcommandirender General in Norwegen, z. B. 1772 und 1774 sowie 1788. Er war als warmer und treuer Anhänger des Kronprinzen Friedrich (später Friedrich VI., dessen Lehrer in der Kriegskunst er auch war) wirksamer Theilnehmer an der Hofrevolution 1784, und wurde Staatsminister vom 14. April d. J. bis an sein Ende. — Ritter vom Elephanten, 9. December 1783. „Symbolum Recte faciendo neminem timeas". Wurde am 25. Januar 1776 naturalisirt und in den dänischen Adel aufgenommen. General v. H. war vermählt mit Charlotte Wilhelmine geb. Wagner und hinterließ einen Sohn, Hauptmann, und eine Tochter, vermählt mit Kammerherrn Reichsgraf C. F. E. v. Rantzow (Rantzau).

H. war ein bescheidener und gerechter Mann, aber von einem cholerischen Temperament, und nichts brachte ihn so in Harnisch als begangene Ungerechtigkeiten; er schonte dann keinen, er sei hoch oder gering, aber sein Zorn war wie eine hell auflodernde Flamme, — ein freundliches Wort, ein Lächeln machte ihn wieder gut und mild. Er sprach außer seiner Muttersprache noch Französisch und verstand Lateinisch, aber Dänisch lernte er nie recht, weil damals noch alles in deutscher Sprache verhandelt wurde. H. stand in freundschaftlichem Verhältniß zu den meisten hervorragenden Personen seiner Zeit als: Bernstorff, Schimmelmann, Peymann, Reventlow, Classen, v. Essen, Gedde u. s. w., des Prinzen Karl nicht zu vergessen, und während des Schloßbrandes wohnte der Kronprinz Friedrich eine Zeitlang bei H. auf dem sogenannten „Gießhause".

H. starb am 6./7. Mai 1806, Nachts $2^1/_2$ Uhr und wurde am 20. Mai, nach eigenem Wunsche ohne Militärhonneur in dem Familienbegräbniß in der hiesigen deutschen „St. Petrikirche" beigesetzt, aber dessen ungeachtet hatte sich ein freiwilliges Gefolge von über 500 Personen, Officiere aller Waffengattungen, eingefunden, und der Kronprinz befahl der dänischen und norwegischen Armee eine achttägige Trauer über den Verschiedenen anzulegen.

v. Huth.

Huther: Johannes Eduard H., evangelisch-lutherischer Theologe, geboren in Hamburg 1807 am 10. November, und in Wittenförden bei Schwerin in Mecklenburg als Pastor am 17. März 1880 gestorben, war der Sohn eines außergerichtlichen Procurators in Hamburg. Nachdem er die Bildungsstätten seiner Vaterstadt besucht hatte, studirte er von Ostern 1828 bis Ostern 1831 in Bonn, Göttingen und Berlin, namentlich unter Lücke, Ewald, Schleiermacher und Neander Theologie. In Hamburg machte er um Michaelis 1831 sein theologisches Examen und fand als cand. minist., gleich den meisten theologischen Studiengenossen seiner Zeit, Beschäftigung im Unterricht an den Privatschulen und im Predigen in Vertretung der Pastoren. Die große Anzahl der Candidaten hatte damals kaum eine oder wenigstens eine nur sehr geringe Aussicht auf Anstellung im hamburgischen Kirchendienste, und H. um so weniger, als er mit Entschiedenheit sich zu dem neuerwachten evangelischen Glaubensleben bekannte, während die für die Anstellung von Predigern maßgebenden Kreise von dem Rationalismus beherrscht wurden. H. folgte unter diesen Umständen zu Michaelis 1842 einem Rufe an das Gymnasium Fridericianum in Schwerin, das damals von Quarta aufsteigend fünf Classen enthielt. H. hatte den Unterricht im hebräischen, französischen und deutschen zu erteilen. Hier verweilte H. bis zu seinem Antritt des Pfarramtes in Wittenförden am 1. Juli 1855. Es war die Zeit, da das Kirchenregiment unter Leitung des Oberkirchenraths Kliefoth möglichst entschieden lutherische Geistliche anzustellen suchte. Wiewohl H. nun mit ihm und namentlich mit seinem speciellen Landsmann, Professor

O. Krabbe (s. A. D. B. XVII, 2) in Rostock persönlich befreundet, auf lutherischem Standpunkt sich fand, so hat sich doch H., seiner ganzen Natur nach, kaum in kirchliche Streitfragen und Kämpfe gemischt. Dagegen hat er fortgefahren, sich wie in Hamburg so auch in Mecklenburg litterarisch thätig zu erweisen, besonders als neutestamentlicher Exeget. Wegen seiner Bedeutung auf diesem Felde — u. a. hat er in dem Meyer'schen Commentar die Pastoral- und die katholischen Briefe 1850—54, und bereits 1841 selbständig den Colosserbrief bearbeitet — wurde er um 1856 zum Mitgliede der Prüfungscommission pro ministerio und am 3. August 1861 von der theologischen Facultät zum Doctor der Theologie ernannt. Am dritten Adventsonntage 1879 hielt H. seine letzte Predigt. Darauf erkrankte er, und als ihm auf seinen Wunsch die Emeritirung bewilligt worden war, starb er am 17. März 1880.

Das (vollständige?) Verzeichniß seiner Schriften siehe nach Huther's Selbstbericht nebst den Personalien im Hamb. Schriftstellerlexikon. Bd. 3, S. 443. — Ueber Huther's Wirksamkeit in Mecklenburg lagen dem Verf. gütige Mittheilungen des Herrn Kirchenrath W. Großmann, Huther's zweitem Nachfolger in Wittenförden vor. W. Sillem.

Hüttenbrenner: Anselm H., Tonkünstler, wurde am 13. October 1794 zu Graz als Sohn eines Herrschaftsbesitzers und Verwalters geboren und zeigte schon frühzeitig überaus bedeutende musikalische Anlagen, so daß er mit acht Jahren ein Mozart'sches Concert in Graz geläufig zum Vortrage brachte. Er besuchte in seiner Vaterstadt das Gymnasium und betrieb dabei das Studium des Generalbasses. Nach Absolvirung der in Oesterreich damals sogenannten philosophischen Studien trat H. als Noviz 1811 in das Cistercienserstift Rein, erkannte aber nach zwei Jahren, daß der geistliche Stand nicht sein Lebensberuf sei und begab sich nach Wien, wo er sich den Rechtswissenschaften widmete und hierauf in die militärische Gerichtspraxis eintrat. Zugleich aber hatte er in der Residenzstadt Gelegenheit, seine musikalische Anlage besonders auszubilden. Salieri ertheilte ihm durch fünf Jahre unentgeltlich Unterricht in der Compositionslehre. H. verkehrte in Wien mit den hervorragendsten musikalischen Größen, mit Gyrowetz, Sechter, Franz Schubert und namentlich auch mit dem sonst abgeschlossenen Beethoven, welcher Hüttenbrenner's erste Compositionen kritischer Durchsicht unterzog und ihn mit hohen Lobsprüchen beehrte. Auch der jung gestorbene steiermärkische Dichter Karl Schröckinger gehörte zu Hüttenbrenner's Freundeskreise. Schon 1817 wurden einige Compositionen des Künstlers veröffentlicht und beifällig aufgenommen, eine Symphonie führte 1819 der Musikverein in Graz dem Publicum daselbst vor und auch diese errang reichliche Anerkennung. Seine meisterhafte Beherrschung des Pianos brachte den jungen Musiker in viele Kreise der Residenz und trug ihm das Lob musikalisch hervorragender Männer daselbst ein. Als 1820 sein Vater starb, kehrte H. zur Uebernahme der mit sechs Geschwistern ererbten Güter nach Graz zurück, vermählte sich bald darauf mit Elise Pichler, der Tochter eines russischen Staatsrathes und verwaltete sein Gut Rosenegg bei Graz, woselbst er sich den neuen Haushalt gegründet. Daneben hatte er genügend Muße seinen musikalischen Studien zu leben, namentlich erschien von 1824 an eine Reihe von Compositionen, welche die Aufmerksamkeit immer mehr auf H. lenkten, so 1824: „Tableaux musicales pour le Pianoforte seul“ (Wien) und in demselben Jahre eine Sonate für Pianoforte (Graz). Einer schon 1821 componirten Oper: „Die französische Einquartierung“, deren Buch aber auf Censurschwierigkeiten gestoßen war, folgte die komische Oper „Armella“, welche 1827 in Graz aufgeführt wurde und reichen Beifall für den

Tonsetzer zur Folge hatte. 1825 schrieb er ein großes Requiem in C-moll, das einige Male in Graz zur Production kam, unter anderem auch zur Todtenfeier Beethoven's daselbst. In verschiedenen Zeitschriften Oesterreichs und Deutschlands veröffentlichte H. auch sachkundige Musikkritiken und andere die Musik betreffende Aufsätze. Er war inzwischen am 1. Juli 1824 Director des Grazer Musikvereins geworden und es gingen unter seiner Leitung tüchtige Musiker aus diesem Institute hervor. Diese Directorstelle bekleidete er mit kurzer Unterbrechung bis 1839. Ein schwerer Schlag traf ihn, den begeisterten Verehrer Beethoven's, als er erfuhr, daß der große Tonheld im Frühjahr 1827 in Wien schwer erkrankt sei. H. eilte nach Wien und kam gerade zurecht, um den Hochverehrten noch lebend anzutreffen. Am 26. März verschied Beethoven in Hüttenbrenner's Armen, der ihm die Augen zudrückte. In Graz hatte H. in der Folge noch verschiedene Ehrenstellen inne, so von 1832 an jene eines Musikinspectors des Bürgercorps, von 1834 an den Posten eines Verwaltungsrathes bei der steiermärkischen Sparkasse u. s. w. Nachdem er die vom Vater ererbten Güter veräußert, bewohnte er von 1839 an ein neu angekauftes Haus in Graz mit seiner zahlreichen Familie. Hüttenbrenner's musikalische Bedeutung wurde durch die Ernennung zum Ehrenmitgliede einer ganzen Reihe von philharmonischen Gesellschaften namentlich der österreichischen Alpenländer gewürdigt. 1840 erhielt er das Ehrendiplom des unter L. Spohr's Leitung stehenden deutschen Nationalvereins für Musik. Das Jahr 1848 versetzte auch den freisinnigen Tondichter in lebhafte Erregung, es brachte ihm zugleich einen schweren Schlag bei, durch den in demselben Jahre erfolgten Tod seiner geliebten Frau. Da die Söhne und Töchter nunmehr erwachsen, nach und nach das Haus verlassen hatten, begab er sich 1852 zu einem Kreise befreundeter Persönlichkeiten in die steierische Stadt Radkersburg, wo ihn die Freunde bis 1855 festhielten, auch besuchte er oft für längere Zeit das nahe Marburg. Im J. 1858 reiste H. zu seinen als Officiere in Wien garnisonirenden Söhnen und verblieb daselbst nahezu ein Jahr. Nach Graz 1859 zurückgekehrt, suchte er die ländliche Ruhe auf, kaufte eine Besitzung in dem an den Bergen schöngelegenen Oberandritz bei Graz und verlebte still und zurückgezogen dort die letzten Jahre, nur im Verkehr mit einer an demselben Orte verheiratheten Tochter und mit kleinen Compositionen beschäftigt. Die zunehmende Schwäche fesselte ihn immer mehr ans Haus und dort in Oberandritz verschied auch H. am 5. Juni 1868. Nach seinem Ableben fanden sich drei Kisten voll von musikalischen Werken vor, von denen wenige veröffentlicht worden sind.

Von den künstlerischen Schöpfungen Hüttenbrenner's, welche vollständig oder in Bruchstücken weiteren Kreisen bekannt geworden sind, müssen außer den schon genannten noch einige angeführt werden. Zunächst die Oper „Lenore“, zu welcher des Componisten Freund, der treffliche Dichter K. G. R. v. Leitner, ihm den Gedanken eingegeben, der auch den größten Theil des Textbuches abgefaßt hat. Die „Lenore“ ist gewissermaßen eine dramatische Einrichtung von Bürger's Ballade. Sie ging mit großem Beifall 1835 über die Grazer Bühne und fand reichliche Anerkennung und überaus großen Beifall des Publicums. Die Kritik hob den Reichthum an neuen Melodien, Mozart'sche Lieblichkeit und Innigkeit und viele andere Vorzüge dieses Tonwerkes hervor, das auch bereits im Wiener k. k. Operntheater angenommen war, infolge des eingetretenen Directionswechsels aber unterblieb die Aufführung, obgleich der Compositeur noch einen Act hinzugefügt, weil das Ganze für einen Theaterabend zu kurz erschien. — Eine weitere Oper nach dem Texte des Sophokles: „Oedip auf Kolonos“ entstand 1836, kam aber nie zur Darstellung, einzelne Arien und Duette daraus, die bekannt geworden, erfreuten sich ebenfalls sehr günstiger

Aufnahme. Von den übrigen Compositionen sind mehrere Messen und einige Requiem, welche in verschiedenen Kirchen vorgeführt wurden, zu nennen, darunter das Requiem in F-moll, welches dem Andenken des Herzogs von Reichstadt gewidmet, in der Grazer Domkirche aufgeführt wurde. Mehrere Sonaten und andere Compositionen sind im Drucke zu Wien und Graz erschienen, so ein Violinquartett in E-dur, ein Quintett für Violine, zwei Violen, Cello und Violon, ein Duo für Piano und Violoncell. Außerdem lagen vor: mehrere Trauermärsche, Festcantaten und eine Reihe von Ouvertüren für großes Orchester componirt, sowie zahlreiche Liedercompositionen, namentlich Lieder und Gedichte von Leitner, Uhland, Bürger, Zusner u. A. vertonend. Hierzu kommen noch viele Divertissements, Elegien, Rondos, Adagios und Andantes. Im J. 1833 und 1834 redigirte H. zwei Jahrgänge eines „Musikalischen Heller-Magazins“ (Graz), welches eine Zahl seiner eigenen musikalischen Compositionen enthält. So hat dieser hochbegabte und von Geistern wie Beethoven und Schubert hochgeschätzte Tonsetzer eine ganze Reihe von schönen und bedeutenden musikalischen Werken geschaffen, welche ihn den hervorragenden Tondichtern seiner Zeit zur Seite stellen.

Von den biographischen Arbeiten über Hüttenbrenner sind die ausführlichsten jene, welche in dem Grazer Tagesjournale „Tagespost“ erschienen und zwar im Jahrg. 1863 im Feuilleton der Nummern 173, 178 u. 179 u. d. T.: „Ein steirischer Tondichter“ (von e. ungenannten Verfasser), im Jahrg. 1868 die nekrologische Skizze „Anselm Hüttenbrenner“ von C. G. R. v. Leitner, H.'s vieljährigem Freunde. Letztere liegt auch in einem Separatabdrucke vor; endlich im Jahrg. 1894 der beachtenswerthe, auf H.'s eigenen Aufzeichnungen fußende Aufsatz: „Anselm H. und Franz Schubert“ von Hans von der Sann, Nr. 304, 306 u. 307 des erwähnten Journals. — Zu vgl. ist auch: Oesterr. Nationalencyclopädie. Wien, Suppl. VI (1837). — Mendel, Musikal. Conversationslex. Berlin, V. Bd. (1875). — H. Riemann, Musiklexikon. Lpz. 1900, S. 515. — F. Bischoff, Chronik d. steiermärk. Musikvereins. Graz 1890. — In der Sammlung: Berühmte Musiker: Franz Schubert von Richard Heuberger. Berlin 1902. — Wurzbach, Biogr. Lex. Th. IX (1863), S. 406 ff. Daselbst ist auch eine Zahl von kleineren Quellenbelegen a. d. Zeit vor 1863 angegeben. — A. B. Marx im 2. Bde. seines Werkes: Ludwig van Beethoven, 5. Aufl., Berlin 1901, gedenkt auch der Anwesenheit H.'s am Sterbebette des großen Meisters. Anton Schlossar.

Huyn: Johann Graf H., k. und k. Feldzeugmeister, entstammte einer lothringischen Familie, deren Ursprung bis in das 13. Jahrhundert zurückreicht und wurde am 10. Februar 1812, als Sohn des Grafen Josef H. und dessen Gemahlin, geb. Gräfin Lazansky geboren. Im J. 1830 als Fähnrich aus der Wiener-Neustädter Militärakademie zum Infanterieregimente Nr. 54 ausgemustert, 1831 als Lieutenant bei der Cordonaufstellung in Galizien, 1832 als Grenadier-Bataillonsadjutant in Prag verwendet, kam H. 1835 als Oberlieutenant in den Generalquartiermeisterstab. Im J. 1840 wurde er Hauptmann in der italienischen Armee des FM. Radetzky, dessen Vertrauen sich der junge Officier bald zu erwerben wußte; auch war er ein gern gesehener Gast am Hofe des Vicekönigs Erzherzog Rainer. Während der Jahre 1840—1845 wiederholt zu Missionen an den Höfen von Parma und Modena verwendet, war dann H. bei der Militärlandesbeschreibung von Tirol, 1846 bei jener im lombardisch-venetianischen Königreich thätig und lernte dabei diese Gebiete in den verschiedensten Richtungen kennen. Im J. 1847 wurde H. dem Wiener Generalcommando zugetheilt, aber schon im März 1848, als die Lage in Italien kritisch zu werden begann, nach Mailand zurückberufen und von

Radetzky zum Erzherzog Rainer gesandt, der inzwischen sein Hauptquartier nach Bozen verlegt hatte. Nach dem Rücktritt des Erzherzogs kam H., am 13. Mai 1848 zum Major befördert, an die Seite des FML. Lichnowsky und leitete hierauf den schleunigen Anmarsch der Verstärkungen durch Kärnten und Krain. Im October desselben Jahres von Radetzky an das kaiserliche Hoflager und an den FM. Fürsten Windisch-Graetz gesendet, brachte er später den Act des Thronwechsels in das Hauptquartier nach Italien und kehrte dann wieder an das kaiserliche Hoflager in Olmütz zurück. Am 19. März 1849 rückte er in San Angelo ein, übernahm den Dienst des Generalstabschefs beim dritten Corps und zeichnete sich namentlich in der Schlacht bei Novara aus. Hierfür mit dem Ritterkreuz des Leopoldordens decorirt, wurde H., nachdem er am 20. Mai 1849 Oberstlieutenant geworden war, am 5. November des nächsten Jahres Oberst und am 25. Juli 1857 Generalmajor und Brigadier beim 4. Armeecorps. Im Feldzuge des Jahres 1859 commandirte H. eine Brigade in Tirol und wurde für seine Leistungen mit dem Orden der eisernen Krone zweiter Classe ausgezeichnet. Nachdem H. von 1860—65 das wissenschaftliche Bureau des Generalstabes geleitet hatte, wurde er am 3. Juni 1865 zum Feldmarschalllieutenant befördert, als welcher er beim Beginne des Feldzuges 1866 zuerst dem 8. deutschen Bundescorps und dann dem königl. baierischen Hauptquartier zugetheilt wurde. Am 4. October 1867 erhielt H. die Inhaberschaft des Infanterieregiments Nr. 79 und das Commando der 13., später das der 4. und am 3. Januar 1869 jenes der 3. Infanterie-Truppendivision und das Militärcommando in Linz. Am 30. April 1870 wurde H. commandirender General in Prag, einen Monat später wirklicher Geheimer Rath, am 28. November 1871 Feldzeugmeister und commandirender General in Ofen und am 28. October 1874 Präsident des Obersten Militär-Justizsenates. Am 1. Juli 1876 auf eigene Bitte in den Ruhestand versetzt, wurde H. das Großkreuz des Leopoldordens verliehen. Graf H., der auch lebenslängliches Mitglied des Herrenhauses und Mitglied der k. k. Staatsschuldencentralcommission des Reichsrathes war und besonders eifrig für das Zustandekommen eines Militärwittwen- und Waisenversorgungsgesetzes wirkte, starb am 1. September 1889 in Gmunden. H. war seit 28. Januar 1850 mit Natalie, geb. Gräfin von Sarntheim vermählt.

Acten d. k. u. k. Kriegsarchivs. — Swoboda, Die Theresianische Militärakademie und ihre Zöglinge. I. — Oester.-ungar. Wehrzeitung „Der Kamerad". Jahrg. 1889. — Helfert, Die Tiroler Landesvertheidigung im Jahre 1848. Wien und Leipzig 1904. Criste.

Hye: Anton H., Freiherr von Glunek, österreichischer Rechtsgelehrter und Staatsmann.

H. wurde laut des Taufscheins der Pfarre Gleink in Oberösterreich am 26. Mai 1807 als ehelicher Sohn des Franz Hye, damals Gegenhandler (d. i. Controlor) bei der Religionsfonds-Herrschaft Gleink, in der Ortschaft Neustiftl geboren. Der Vater starb in hohem Alter, nachdem er fast ein halbes Jahrhundert bei der Verwaltung dieser Herrschaft thätig gewesen, als Pfleger derselben; der Sohn entstammte sonach, wenn auch keineswegs dürftigen, so doch immerhin bescheidenen ländlichen Verhältnissen. Die innige Verknüpfung mit Familie und Heimath ist auf Lebensdauer ein hervorstechender Zug in Hye's Wesen geblieben, obwol die äußere Trennung von beiden sich noch in der Jugend vollzog und der weitere Lebenslauf in ganz andere Bahnen führte. Von dieser pietätvollen Gesinnung geben die verschiedensten Phasen des Lebens laut redendes Zeugniß; fast jeder Urlaub führte H. in die Umgebung seiner Jugend zurück, das Adelsprädicat knüpfte an den Namen von Gleink an und zur

Grabstätte wählte sich der achtzigjährige Greis die Familiengruft in der oberösterreichischen Heimath.

Im J. 1817/18 finden wir H. als Zögling im ersten Jahrgange des Studienconvictes des Benedictinerstiftes Kremsmünster. An dieser berühmten Anstalt legte er die Gymnasial- und Philosophiestudien (d. i. das heutige achtclassige Gymnasium), und zwar bis zum Schlusse mit glänzendem Erfolge zurück; er erscheint fast in allen Jahrgängen als der erste Prämifer und das Convictszeugniß vom 30. September 1825 besagt überdies, daß er sich durch diese acht Jahre die vollkommene Zufriedenheit seiner Lehrer erworben habe und aller Empfehlung würdig sei. Mit treuer Dankbarkeit hat H. bis in seine spätesten Tage dieser Bildungsanstalt gedacht; das Stift Kremsmünster und den Wiener Professor Egger, welchem er später, an der Universität, nahe trat, betrachtete er nach seiner eigenen, oft abgegebenen Erklärung als die größten Wohlthäter seines Lebens. Als im J. 1877 das elfhundertjährige Jubiläum des alten Cremifanum gefeiert wurde, da stand H. als siebzigjähriger Greis an der Spitze des Wiener Comités, welches die Huldigung der ehemaligen Schüler organisirte, und er war es, der bei der Feier selbst mit der ihm eigenen unverwüstlichen Lebensfrische und Kraft dem Jubelstifte den Dankeszoll einer ganzen Reihe von Schülergenerationen darzubringen berufen war.

Im October 1825 bezog H. als 18jähriger Jüngling die Universität in Wien, um daselbst die Rechte zu studiren; er sollte aber in dieser Stadt nicht nur die Stätte seiner Bildung, sondern auch seines bleibenden Wirkens finden und hat Wien, mit Ausnahme der Zeit seiner einjährigen Gerichtspraxis, nie mehr dauernd verlassen.

Von 1825—1829 läuft das juridische Quadriennium; das Absolutorium bezeugt hier wieder, wie am Gymnasium, den vorzüglichen Erfolg in allen, auch den außerordentlichen Gegenständen. Sofort nach Absolvirung der Studien trat H. bei dem Magistrate Steyr in die Gerichtspraxis ein; schon am 12. August 1829 wurde er als Actuar in Criminal-Untersuchungsfällen beeidigt. Das Amtszeugniß über diese einjährige Praxis (vom 19. Aug. 1830) lautet nicht nur im allgemeinen in vortheilhaftester Weise, sondern es rühmt auch insbesondere „eine solche hervorleuchtende Fähigkeit in der praktischen Behandlung der Geschäfte, daß“ der Praktikant sich schon „als einen werdenden vollendeten Geschäftsmann beurkundete“. In diese Zeit der Gerichtspraxis fällt auch der Beginn der Ablegung der juridischen Rigorosen, ein halbes Jahr nach Abschluß der Gerichtspraxis, am 18. März 1831, sind die vier strengen Prüfungen mit Auszeichnung abgelegt, am 20. Juni 1831 findet die Promotion statt.

Schon vorher, unmittelbar nach dem Abschluß der Gerichtspraxis (August 1830) war H. in Wien in die Advocatenpraxis eingetreten (bei Dr. Josef Hye, einem entfernten Verwandten) und in dieser Stellung bethätigte er sich durch volle fünf Jahre, d. i. bis zu seiner Ernennung zum Professor am Theresianum. Wie die Zeugnisse des Chefs und die eigenen Aufschreibungen Hye's zeigen, war diese advocatorische Thätigkeit eine sehr intensive und umfassende; es tritt uns in ihr schon mit voller Deutlichkeit jener niemals rastende, jener auch an der Vielheit und selbst an der Geringfügigkeit der Aufgaben nie ermattende Fleiß entgegen, welcher, stets durch die Wärme des Herzens belebt, H. bis zum Lebensende begleitete. Welche Bedeutung H. selbst der advocatorischen Praxis beilegte, hat er am Abende seines Lebens, nämlich in Erwiderung der Glückwünsche der Advocatenkammer zu seinem sechzigjährigen Doctorjubiläum, in denkwürdiger Weise ausgesprochen. Alles, was er im öffentlichen Leben erreicht, und insbesondere daß er in seinen privaten

Angelegenheiten niemals eines Rechtsbeistandes bedurft, das behauptete er der Schulung in der advocatorischen Praxis zu verdanken.

So intensiv aber die Bethätigung Hye's auf dem Felde der advocatorischen Praxis immerhin war, sie genügte weder seinem Drange nach vielseitiger Wirksamkeit, noch war sie das letzte Ziel seines Lebens. Der Zug zum Universitätslehramte war sichtlich der alle anderen Bestrebungen beherrschende und so gelang es ihm, schon ein Jahr nach seiner Promotion die Supplentur bei der Lehrkanzel des Natur- und österreichischen Criminalrechtes an der Wiener Universität zu erreichen (Decret vom 29. Oct. 1832). Hiermit beginnt jene rühmliche akademische Wirksamkeit, welche H. durch mehr als zwei Jahrzehnte entwickeln sollte.

Auf Vorschlag des Inhabers der Lehrkanzel, Professor Egger, trat er diesem, seinem verehrten Lehrer, zunächst als Supplent (d. i. nach der vormärzlichen Einrichtung in einer Art assistirender Thätigkeit) zur Seite und als der von seinem Professor wärmstens empfohlene Nachfolger führte er schließlich dessen Lehramt ruhmvoll weiter. Die Zeugnisse, in welchen sich Egger über Hye's Supplentur ausspricht, sind ein rührendes Denkmal eines Verhältnisses von seltener Innigkeit zwischen Lehrer und Schüler und stets wird es zu den größten Verdiensten Egger's um die Wiener Universität zählen, daß er seinem Schüler H. den Weg zur Professur geebnet hat.

Mit der Erlangung der Universitäts-Supplentur fällt die Erlangung der Befugniß zur Ertheilung des Privatunterrichtes aus allen Obligatfächern des juridisch-politischen Studiums unmittelbar zusammen; wie das von Hye's Hand herrührende Verzeichniß seiner Privatschüler bezeugt, hat er diese Befugniß bis zum Jahre 1840 fortgesetzt ausgeübt, nur seit 1835 mit Beschränkung auf die Sphäre seines engeren Berufswirkens, nämlich auf die Fächer des Natur- und Criminalrechtes.

Die Supplentur an der Universität scheint H. auch den Weg zur Lehrthätigkeit an dem Theresianum gebahnt zu haben, an welchem damals ein der Universität parallel gehender juridischer Cursus bestand. Seit 1. October 1833 ist er förmlich mit der Verwesung der erledigten Lehrkanzel für Naturrecht, Staats-, Völker- und Criminalrecht betraut und mit 1. Januar 1834 übernimmt er dazu noch die Substituirung des Faches der diplomatischen Staatengeschichte.

Während der Universitäts-Supplentur erlangte H. zudem noch die Stellen des Archivars der juridischen Facultät (6. März 1834) und der Universität (11. November 1834), beides Stellen, die er, weit entfernt, sie als Sinecuren zu behandeln, zu Stätten frei geschaffener, hingebungsvoller Thätigkeit erhob.

Es wäre eine unrichtige Auslegung, wenn man die Anknüpfung dieser Verbindungen mit der Universität nur auf das Streben zur Professur zurückführen wollte; in erster Linie lag hier gewiß jener H. eigenthümliche Drang zur Bethätigung im Corporationsleben zu Grunde, welcher aus seinem mittheilsamen, geselligen Wesen entsprang und ihn sein ganzes Leben hindurch erfüllte. Nur so erklärt sich die rührende Erscheinung, daß H. das Ehrenamt des Universitätsarchivars durch alle Stadien seines Lebens, als längst schon jede andere Verbindung mit der Universität gelöst und Ehre der verschiedensten Art in Hülle und Fülle ihm zu Theil geworden war, fort und fort bis zu seinem Tode bekleidete.

Schon in den Anfängen von Hye's Berufsleben sehen wir also das Bild einer nimmer rastenden Wirksamkeit, welche in einer einzigen Stellung niemals ihr Genügen findet, sondern stets zugleich nach verschiedenen Richtungen ausgreift, das Bild eines stets lebendigen Strebens, sich auf dem Felde der

juristischen Theorie und Praxis zugleich zu bethätigen, und vor allem, die Wirksamkeit im Amte mit einer frei gewählten im Dienste der Humanität und Gemeinnützigkeit zu verknüpfen.

Sofort nach Erlangung der Supplentur begannen nach dem österreichischen Stile des Vormärz natürlich auch die officiellen Concursbewerbungen Hye's um ein akademisches Lehramt. Die erste Bewerbung galt der Lehrkanzel des Natur- und österr. Criminalrechtes an der Universität in Prag; sie hatte keinen Erfolg, denn die Stelle wurde (erst im Oct. 1835) in außergewöhnlicher Weise durch den bis dahin mit der Lehrkanzel der Statistik betrauten Prager Professor Schnabel (A. D. B. XXXII, 73) besetzt. Die zweite Bewerbung, für das Theresianum in Wien, glückte und führte durch die Allerhöchste Entschließung vom 5. März 1835 zur Professur. Hiermit war allerdings vorläufig die Trennung von der Universität gegeben, allein schon im Studienjahre 1838/39 war die Verbindung wieder angeknüpft, da H. die Aufgabe zu Theil wurde, die durch Egger's Abgang, bezw. die Enthebung von Egger's Nachfolger (Jenull) von der Vortragspflicht vacant gewordene Lehrkanzel voll zu suppliren. Durch Jahre geht diese Doppelwirksamkeit fort und daß H. dieser aufreibenden Aufgabe nicht nur gerecht zu werden verstand, sondern daß er sie als allgemein beliebter und gesuchter Lehrer übte, zeigt der von ihm selbst berichtete Umstand, daß der Stundenschluß am Theresianum Jahre hindurch um eine Viertelstunde verrückt wurde, um es ihm möglich zu machen, von der Vorlesung im Theresianum zur Vorlesung auf die Universität zu eilen. Wie zahlreiche Anerkennungsdecrete bezeugen, hat H. überdies sich auch hier weit über seine lehramtlichen Verpflichtungen hinaus bethätigt und die Direction des Theresianums bei der Verwaltung der Anstalt als freiwilliger juristischer Beirath unermüdlich unterstützt. Ein Wandel in diesen Verhältnissen trat erst ein, als H. auf Grund eines Majestätsgesuches mit Allerhöchster Entschließung vom 24. December 1842 die Universitätsprofessur verliehen wurde.

Im Alter von 35 Jahren hatte H. somit sein heiß ersehntes Ziel erreicht. Es mag dies im Vergleich mit seinen sonstigen raschen Lebenserfolgen vielleicht etwas spät erscheinen, der Erklärungsgrund ist aber wol leicht zu finden. Am 9. November 1835 mit der Tochter seines früheren Chefs Dr. Josef Hye (Marie, verwittweten Wolfgang) vermählt, durch eine Fülle von persönlichen Beziehungen mit dem Wiener Leben verknüpft, hatte H. offenbar seither den Weg außer Acht gelassen, welcher damals fast ausschließlich zur Professur führte, nämlich die Bewerbung um die Lehrkanzeln an den kleinen Universitäten, und alle Bestrebungen auf die unmittelbare Erlangung der Wiener Universitätsprofessur concentrirt. In diesem Lichte betrachtet, versteht man es, daß H. in demselben Jahre (1838) die erfolglose Bewerbung um die Lehrkanzel für Lehen-, Handels- und Wechselrecht an der Wiener Universität nicht scheute, in welchem die criminalistische Lehrkanzel in Innsbruck zur Besetzung kam. In dem directen Aufstieg zur Wiener Professur lag eben an sich ein großer Erfolg, und zur Wiener Professur ist H. früh gelangt; unter seinen greisen Collegen an der Wiener Universität erschien H. fast als ein Jüngling und auf diesen Umstand im Vereine mit dem bezaubernden Wesen seiner ganzen Persönlichkeit ist gewiß nicht zum geringsten Theile der große Einfluß zurückzuführen, welchen er auf die studirende Jugend im Sturme gewann.

Die Jahre von 1843—1848 sind die Periode, in welcher H. im Zenithe seines Wirkens als akademischer Lehrer stand. Der Umfang dieser Thätigkeit ist leicht daraus zu erkennen, daß H. sogar die Parallel-Vorlesungen auf

sich nahm, welche infolge des Andrangs der Hörer damals eingeführt wurden; Tausende und Tausende von Hörern sind in jenen Jahren zu seinen Füßen gesessen. Wie mächtig H. mit seiner hinreißenden Beredsamkeit die Hörer zu ergreifen wußte, wie sehr die Wärme seines Herzens und die werkthätige Hülfsbereitschaft in allen Nöthen des studentischen Lebens ihm die Liebe seiner Hörer gewann, dies hat eine bis heute fortlebende Tradition zur notorischen Thatsache gemacht. Als im J. 1877 das juridische Doctorencollegium H. zu seinem 70. Geburtstage beglückwünschte, da fertigte Hye's berühmtester Schüler, Josef Unger, die Adresse mit den Worten: „Dem begeisterten und begeisternden Lehrer in unauslöschlicher Dankbarkeit", und als nach weiteren zwei Decennien die Juristenkreise Wiens sich zur Todesfeier Hye's vereinigten, da faßte der Redner (Dr. Josef Kopp), der vor einem halben Jahrhundert Hye's Schüler gewesen, die Huldigung für den betrauerten Todten abschließend in die eben citirten Worte des ersten österreichischen Juristen zusammen.

Neben dieser feurigen Lehrthätigkeit und neben dem Eintreten für alle Universitätsfragen (es sei z. B. nebenbei bemerkt, daß H. auch jenem Comité der Studienhofcommission zugezogen wurde, welches 1845 einen völlig neuen Studienplan ausarbeitete) läuft aber ebenso die niemals rastende Wirksamkeit im corporativen Leben fort. Dem juridischen Doctorencollegium gehörte H. schon seit der Promotion als unermüdlich thätiges Mitglied an, und hierzu traten bald noch andere Vereinigungen, wie das Wiener Wittwen- und Waisen-Pensionsinstitut, der Schutzverein für entlassene Sträflinge u. a. m. Ueberall, wo es das unmittelbare Eingreifen im persönlichen Verkehre mit Menschen galt, war sichtlich der eigenste Boden für Hye's Wirken und das Vorwalten dieser Geistesrichtung scheint uns sogar der Erklärungsgrund für die lange dauernde Zurückhaltung auf einem anderen Gebiete, nämlich jenem des schriftstellerischen Schaffens, zu sein.

Es ist eine auffallende Erscheinung, daß Hye's litterarische Productivität gerade in jenen Jahren, welche für das schriftstellerische Schaffen sonst die ergiebigsten zu sein pflegen, wenig zur Entfaltung gelangte; aus der Zeit des Vormärz liegt außer einigen, allerdings sehr umfänglichen Recensionen und einem Nekrolog nach Hofrath Benoni (in der Zeitschrift für österr. Rechtsgelehrsamkeit) nur eine Abhandlung über die „Methode bei Sammlungen von Nachtragsgesetzen zu schon bestehenden Gesetzbüchern" und der „Beitrag zur österreichischen Strafrechtsgeschichte" (auch in der genannten Zeitschrift, 1841 u. 1844) vor. Der Grund für diese Zurückhaltung scheint uns weder in den öffentlichen Zeitverhältnissen noch in der Zersplitterung von Hye's Arbeitskraft in dem Vielerlei seiner Geschäfte zu liegen. Was zunächst die Censurverhältnisse betrifft, so haben diese in den dreißiger und vierziger Jahren das Erscheinen mancher criminalistischen Schriften von anderer Seite nicht gehindert und außerdem wäre H. gewiß mehr als jeder andere geeignet gewesen, solche Hindernisse zu überwinden. Was aber die Muße und die Geistesconcentration anbelangt, so hat H. es in den fünfziger Jahren verstanden, sich diese Bedingungen des litterarischen Schaffens, trotz der Vereinigung der Professur mit einer umfassenden Thätigkeit im Ministerium, zu erobern, es hätte ihm also die Kraft hierzu in jüngeren Jahren gewiß noch weniger gefehlt. Der entscheidende Punkt scheint uns darin zu liegen, daß H. den Ausgangspunkt für sein litterarisches Wirken in dem praktischen Schaffen fand. In den fünfziger Jahren, als H. im Justizministerium an den großen strafrechtlichen Codificationen schaffend betheiligt war, da schlossen sich an diese legislativen Schöpfungen auch seine großen litterarischen Arbeiten an; sich rein theoretische Probleme zu stellen, lag sichtlich weniger in seiner Art.

Auch den politischen Strömungen des Vormärz scheint H. trotz aller Regsamkeit des Geistes ferner gestanden zu sein. Wol verleitete ihn die jedem momentanen Eindruck zugängliche Lebhaftigkeit seines Wesens, sich bei einer Doctordisputation am 18. December 1846 über die Occupation Krakaus durch Oesterreich in einer so freimüthigen Weise zu äußern, daß sie ihn sogar in Conflict mit den höchsten Stellen brachte; von einem planmäßigen Eingreifen in die politische Bewegung, wie etwa von einer Betheiligung an der censurflüchtigen publicistischen Litteratur jener Tage ist nichts bekannt. Ja noch mehr, als die Vorläufer der Märztage sich schon bemerkbar machten und in Hye's nächster Umgebung, so im juridisch-politischen Lesevereine, die bekannte Adressenbewegung entstand, da hielt sich H. dem nicht nur gänzlich ferne, sondern das Unternehmen wurde von ihm sogar als ein unstatthaftes entschieden bekämpft. H. gehörte sichtlich zu denjenigen, welche durch den plötzlichen Ausbruch der März-Ereignisse überrascht wurden, und dies macht es psychologisch nur um so erklärlicher, daß die Bewegung, welcher sich H. anfänglich entgegenstellen wollte, ihn, den leicht beweglichen, dem Enthusiasmus stets zugänglichen Mann, alsbald mit sich fortriß.

Am 12. März 1848 war H. von dem Professorencollegium dazu ausersehen, die Studentenversammlung in der Aula durch die Macht seiner Popularität von dem geplanten Schritte einer Adresse an den Kaiser abzuhalten. Er that es, wie alle Zeugnisse besagen, mit der ganzen Kraft seiner Beredsamkeit, das Schlußergebniß aber war das seiner ursprünglichen Absicht gerade entgegengesetzte. Von der Begeisterung der Jugend überwältigt gab H. schließlich nicht nur selbst seine Zustimmung zu der Studentenpetition (nur die individuelle Fertigung unterblieb infolge seiner Einwirkung), sondern übernahm es sogar (im Verein mit Professor Endlicher), die Petition in der Hofburg zu überreichen. Und als am Morgen des nächsten Tages die von ihm überbrachte Antwort des Kaisers die Aufregung der Studenten nicht beruhigte, da erschöpfte er sich wol noch in den angestrengtesten, erfolglosen Versuchen, die Studenten von dem Zuge zum Landhause abzuhalten; sowie aber dort die ersten Schüsse gefallen waren, da erschien er am Nachmittage wieder in der Aula und übernahm es, jetzt mit dem Rector an der Spitze, die tumultuarischen Wünsche der akademischen Jugend vor den Thron zu bringen, um am späten Abend mit der ersten Errungenschaft der Revolution, nämlich der Bewilligung der Studentenbewaffnung, auf die Universität zurückzukehren.

Diese Haltung Hye's in der Märzbewegung hat die verschiedenste Beurtheilung erfahren; die Erklärung ist aber unseres Erachtens psychologisch leicht zu finden. Wer H. auch nur in den späten Tagen seines Leben kennen gelernt, wie der Schreiber dieser Zeilen, der mußte sich sofort darüber klar werden, daß diesem Manne mit dem überquellenden Herzen keine Aufgabe unmöglicher sein konnte, als jene, dem Strome der Begeisterung gegenüber unerschütterlich bei dem einmal eingenommenen Standpunkte zu verharren; wer H., den geborenen Sanguiniker, auch nur bei anderen Anläßen beobachten konnte, den konnte es, wenn ihm selbst die Analogien anderer Revolutionen nicht bekannt gewesen wären, gerade bei H. nicht befremden, daß der ursprüngliche Gegner der Strömung im jähen Umschwung der Dinge an der Spitze der Märzbewegung stand.

H. war damals mit einem Schlage der Mann des Tages, er stand auf dem Gipfel der höchsten Popularität. So sehen wir ihn sofort als Commandanten an der Spitze der bewaffneten Studentencorps, er ward in den provisorischen Gemeindeausschuß Wiens und in den verstärkten Ausschuß der n. ö. Stände berufen, und seine Berufung zum Vertrauensmann bei dem deutschen

Bundestage scheiterte nur daran, daß er der voraussichtlichen Berufung in das Gremium des Justizministeriums den Vorzug gab. Wie wenig H. aber trotz aller Begeisterungsfähigkeit des Moments bei der Bewegung des Tages in seinem Elemente war, das zeigt uns nicht etwa der Conflict, in welchen er, wie wir sehen werden, zu den späteren Entwicklungen des Mai gelangte, nein, das tritt unseres Erachtens am deutlichsten dadurch zu Tage, daß H. schon am 19. März, als die Studentenbewaffnung mit der Organisirung der akademischen Legion ihren Abschluß fand, das Commando niederlegte, und zwar mit der Aufforderung an die Studenten, zu den Studien zurückzukehren. In die Politik des Tages einzugreifen, die Massen im politischen Kampfe zu führen, dazu war im Wien des Jahres 1848 für Niemanden die Gelegenheit günstiger als für den Commandanten der akademischen Legion; wenn H. der Verlockung dieser Stellung widerstand, so beweist dies wol unwiderleglich, wie weit entfernt seiner im Grunde autoritativen Natur die Mission des politischen Agitators war. Das Eingreifen in die Märzbewegung ist daher, obwol Hye's Name mit diesem historischen Momente dauernd verknüpft bleibt, in seinem Leben doch nicht mehr als eine Episode; das Jahr 1848 bedeutet in Hye's Entwicklung wol einen Umschwung, es drängt ihn über das Lehramt hinaus zur Bethätigung im öffentlichen Leben, aber nicht die Sphäre des politischen Volksmanns, sondern jene der vorwaltend bureaukratischen Thätigkeit ist es, in welche im bezeichnenden Verlaufe sein weiterer Lebensgang führt. Ja, selbst die Verknüpfung der Beamtenstellung mit jener des Abgeordneten, welche in Oesterreich nicht nur im J. 1848, sondern auch später, nach 1861, so häufig war, hat bei H. niemals Platz gegriffen.

Daß H. das Mandat für die Frankfurter Nationalversammlung nicht annahm, mit welchem ihn die Wähler des Mühlkreises in Oberösterreich betrauten, findet in der Verknüpfung Hye's mit den Ereignissen in Wien seine Erklärung; die Wahl zum constituirenden Reichstag in Kremsier, welche in Leoben am 3. März 1849 auf H. fiel, erfolgte zu spät, um noch ausgenützt zu werden; allein auch nach 1861 finden wir bei H. wol manchen schüchternen Versuch, die politische Arena zu betreten, aber niemals eine offene Candidatur im politischen Parteikampfe. Diese auf den ersten Blick überraschende Erscheinung findet nach unserer Auffassung gleichfalls in Hye's Persönlichkeit ihre volle Erklärung. Es fehlten eben H. nicht nur die Eigenschaften zum Oppositionsmann, sondern vielleicht mehr noch jene zum rücksichtslosen Parteimann; mit der Vielseitigkeit und Beweglichkeit seines geistigen Wesens vertrug sich die Enge des Parteistandpunktes auf die Dauer nicht, und die Unfähigkeit seines Herzens, zu hassen, schloß eine tiefgehende und unerbittliche politische Gegnerschaft aus.

Die bureaukratische Thätigkeit, in welche H. im Jahre 1848 trat, war zunächst nur jene des Vertrauensmannns der Regierung, zumal seines alten Gönners Sommaruga, welcher vom 23. März an das Ministerium des Unterrichtes und vom 22. April an zugleich jenes der Justiz führte. Wir glauben nicht fehlzugehen, wenn wir uns H. bei allen legislativen Arbeiten lebhaft betheiligt denken, welche in den zwei genannten Ministerien oder im Ministerium des Innern während der Flitterwochen der neuen Aera gepflogen wurden; der Bericht, welchen H. über die Wirksamkeit des Ministeriums Sommaruga in späteren Tagen (3. u. 5. Januar 1849) in der Wiener Zeitung erstattete, stimmt mit dieser Auffassung vollkommen überein. So kam ihm auch die Aufgabe zu, das neue Preßgesetz vom 1. April in der Aula zu vertheidigen, und hiermit — das Gesetz wurde bekanntlich zurückgezogen — seine Popularität zum ersten Male der Erschütterung preiszugeben.

Am 2. Mai fand Hye's förmliche Ernennung zum Generalsecretär des Justizministeriums statt. In dieser für ihn eigens geschaffenen Stellung sollte er dem Minister unmittelbar zur Seite stehen und sichtlich nur mit den großen Aufgaben des Ministeriums betraut sein; er verblieb daher auf sein ausdrückliches Verlangen zugleich in der Professur, und das Ministerialrathsgehalt, welches er bezog, wurde auf die zwei betheiligten Ressorts aufgetheilt. Es war dies eine Combination, welche offenbar Hye's innersten Wünschen entsprach, und daß dieselbe mit Entlastung des Staatsschatzes durchgeführt worden sei, daß er eine der zwei Stellungen im Grunde unentgeltlich versehen habe, dies war der Standpunkt, welchen er hierbei stets mit Stolz und Zähigkeit verfocht.

Diese Doppelstellung, an der Universität und im Ministerium, hatte aber nothwendig zur Folge, daß H. von der weiteren Entwicklung der Wiener Bewegung nicht unberührt bleiben konnte. Als sich das Ministerium nach den bekannten Mai-Ereignissen, welche zur Entfernung des Kaisers von Wien geführt hatten, zu einem energischen Eingreifen gegen die Bewegungspartei aufraffen wollte, da ward H. der entscheidenden Ministerrathssitzung als Vertrauensmann zugezogen und er, der Führer der akademischen Jugend im März, konnte jetzt nicht umhin, seine Stimme für die Schließung der Universität und die Auflösung der akademischen Legion als Sondercorps zu erheben. Nach den uns vorliegenden Materialien that H. dies mit der ganzen Lebhaftigkeit seines Wesens. Er wollte den Augenblick der politischen Depression nach der Entfernung des Kaisers entschlossen benützen zu einem unvermittelten Act der Autorität, und wenn die Ausführung der damals beschlossenen Maßregeln eine zögernde war, wenn sie, wie wir glauben, wesentlich deßhalb mißlang, so trifft H. daran keine Schuld. Für uns steht H., im Gegensatz zu einer viel verbreiteten Meinung, gerade in seiner Haltung der Maibewegung gegenüber auf der Höhe der politischen Situation; er ist durch die Bekämpfung der über ihren Ursprung weit hinausgewachsenen Bewegung seinen Gesinnungen in keiner Weise untreu geworden und, wie man endlich über die politische Frage urtheilen möge, er hat sich hier als ein Mann von Muth und Unerschrockenheit erwiesen.

Die Mission, welche H. am 26. Mai als Delegirter des Ministeriums (in Gemeinschaft mit Professor Endlicher) vollziehen sollte, ist bekanntlich gescheitert, Wien sah damals die ersten Barrikaden, das Ministerium wich zurück und der Sicherheitsausschuß wurde gebildet. Natürlich mußte nun der Unwille der siegenden Partei sich in erster Linie auf jenen Mann entladen, welcher bei der Ausführung der gescheiterten Action im Vordergrunde gestanden hatte, und H. selbst konnte sich darüber keiner Täuschung hingeben, wohin seine Popularität gerathen war, als er am 26. Mai — es war sein 41. Geburtstag — auf einer Barrikade sein eigenes Bildniß mit entsprechender Inschrift erblickte. Der Sicherheitsausschuß hatte auch alsbald die Verhaftung Hye's und einiger anderer „Verräther“ an der Volkssache beschlossen, und es ward H. von befreundeter Seite dringend nahegelegt, sich gleich anderen Verfehmten der Verhaftung durch die Flucht zu entziehen. H. schlug den entgegengesetzten Weg ein, er stellte sich dem Sicherheitsausschuß selbst und ward sonach, unter Mitwirkung der Regierung, vor das Strafgericht gestellt, welches nach einem besonderen, für den Fall geschaffenen öffentlichen Verfahren über die von den Vertretern des Sicherheitsausschusses erhobene Anklage richten sollte. H. hat über diesen Proceß in seinen bekannten Vorträgen über das Schwurgericht selbst ausführlich berichtet und stets hob er es mit Stolz als ein leuchtendes Beispiel der Unabhängigkeit der Berufsrichter von den politischen Strömungen hervor, daß die Richter damals, dem Terrorismus

des Tages trotzend, einstimmig den Freispruch fällten. Und auch eine weitere Untersuchung, welche über sein Verhalten an dem kritischen Tage (beziehungsweise wegen der Herbeirufung des Militärs) eingeleitet wurde, endete zu seinen Gunsten; die Wiener Zeitung vom 10. Juni veröffentlichte das von dem Sicherheitsausschuß gefertigte Schuldlosigkeitszeugniß.

Diese Kundmachung traf H. nicht mehr in Wien. Der vor kurzem so gefeierte Mann war für den Augenblick nicht nur eine gefallene Größe, sondern seine Anwesenheit in Wien scheint sogar der Regierung ungelegen gewesen zu sein; er sah sich daher veranlaßt, sich für kurze Zeit in seine oberösterreichische Heimath zu begeben. Allein auch nach seiner Rückkehr stellten sich die früheren Amtsverhältnisse nicht mehr ein. Auf Antrag des neuen Justizministers (Bach) wurde vielmehr mit Allerhöchster Entschließung vom 25. August das Generalsecretariat aufgelassen, H. unter Vorbehalt des Ranges und Charakters eines Ministerialrathes und des Rücktrittes zur Professur von dem Posten des Generalsecretärs enthoben und nur seine außerordentliche Verwendung zu legislativen Arbeiten des Justizministeriums gestattet; zudem geschah dies alles zunächst ohne amtliche Verlautbarung (die Wiener Zeitung brachte die Allerhöchste Entschließung erst am 2. Januar 1849), es sollte sichtlich von dem unpopulär Gewordenen nicht viel die Rede sein. H. erhielt u. A. den Auftrag zur Ausarbeitung einer Strafgesetznovelle, bezw. eines vollständigen Strafgesetzentwurfes, er hatte aber sein Bureau im Justizministerium zu räumen und nach Ablauf eines dreiwöchentlichen Urlaubs, welchen er im September als Delegirter der Wiener Universität zum deutschen Professorencongreß in Jena erhalten, wurde ihm sogar gestattet, seine legislativen Arbeiten an einem beliebigen Orte fortzusetzen. Er begab sich, von Jena zurückgekehrt, in sein elterliches Haus nach Garsten in Oberösterreich und war aus diesem Grunde während der October-Ereignisse von Wien entfernt.

Als nach Abschluß der Octobertage an alle von Wien abwesenden Beamten die Aufforderung erging, auf ihre Stellen zurückzukehren und ihre Abwesenheit zu rechtfertigen, fiel sonach H. diese Rechtfertigung nicht schwer; seine Abwesenheit wurde mit Decret des Justizministeriums vom 16. November ausdrücklich als eine legale anerkannt, nur wurde auch ihm mit Rücksicht auf die geänderten Ministerialverhältnisse eine baldige Rückkehr nahegelegt. H. kehrte nunmehr sofort nach Wien zurück und ging, durch die wechselvollen Erlebnisse der letzten Zeit in keiner Weise gedrückt, mit dem Feuereifer seiner Natur an die Aufgaben seiner Doppelstellung. Es fehlte dabei nicht an Schwierigkeiten, im Ministerium eine feste amtliche Stellung zu gewinnen. Zunächst nur bei der Berathung der zahlreichen Gesetzentwürfe verwendet, welche sich in den ersten Monaten der „Neugestaltung Oesterreichs“ drängten, erreichte H. die förmliche Einreihung in den Stand des Justizministeriums erst mit seiner Ernennung zum Bureauvorstande des nach seinem Antrage geschaffenen Reichsgesetzblattes (14. April 1849), und auch da kostete es noch Kämpfe um die bureaukratische Rangstellung innerhalb des Ministeriums. Zu einer einflußreichen Wirksamkeit im Ministerium gelangte H. erst, als Freiherr v. Krauß an die Spitze desselben trat (23. Januar 1851, nach dem Rücktritte R. v. Schmerling's).

Was die Epoche Krauß betrifft, so sind zwei der größten legislativen Werke des Justizministeriums aus dieser Zeit unbestritten aus Hye's Feder geflossen, nämlich das Strafgesetzbuch vom 27. Mai 1852 und die Strafproceßordnung vom 29. Juli 1853; hierüber ist daher des Näheren zu sprechen.

Das Strafgesetz konnte nach seiner ganzen Anlage kein schöpferisches Werk sein. Es galt vor allem eine politische Aufgabe zu lösen, nämlich die Rechtseinheit auf dem Gebiete des Strafrechts für das ganze Kaiserthum zu schaffen,

und zu einer raschen Durchführung dieser Aufgabe war die Revision des alten österreichischen Strafgesetzbuches von 1803 und die Uebertragung desselben auf Ungarn das geeignetste Mittel.

Anders stand es mit der Strafproceßordnung. Hier hatte die Gesetzgebung nach 1848 mit dem Gesetze vom 17. Januar 1850 sofort eine neue, moderne Ordnung (nach den Grundsätzen des Anklageprincips, der Oeffentlichkeit und Mündlichkeit, der freien Beweiswürdigung und des Schwurgerichts) geschaffen, welche, von anderer Seite (von Würth's) kommend und von H. nur mitwirkend beeinflußt, in ihrer Geltung auf die nicht-ungarischen Länder beschränkt war. Als nun die Centralisation in den nächsten Jahren weiter griff, da erwies sich die einfache Uebertragung der St. P. O. von 1850 auf die ungarischen Länder schon aus dem Grunde als unthunlich, weil mittlerweile mit der Aufhebung der Märzverfassung von 1849 der Gesetzgebung auch auf dem Gebiete des Strafprocesses neue Bahnen angewiesen worden waren. In den „Grundsätzen für die organischen Einrichtungen in den Kronländern des österreichischen Kaiserstaates“ vom 31. December 1851 erschien das Anklageprincip auf die Verhandlungen vor den Collegialgerichten beschränkt, die Mündlichkeit ebenfalls nur hier und auch da nur im Schlußverfahren zugelassen, das Recht der Oeffentlichkeit principiell ausgeschlossen, das Schwurgericht beseitigt; es mußte daher ein wesentlich neues Gesetz geschaffen werden und als das stellt sich die St. P. O. vom 29. Juli 1853 dar. Wenn dieses Gesetz vielfache Angriffe erfahren hat, so galten diese in erster Linie nicht der Gesetzestechnik im Detail, sondern jenen Grundsätzen, welche, wie wir eben gesehen, als bindende Richtschnur vorgezeichnet waren. Daß H. sich der Aufgabe unterzog, auf diesem Grunde zu bauen, kann ihm umsoweniger zum Vorwurfe gemacht werden, als wenigstens der Hauptpunkt dieser Directiven, die Beseitigung des Schwurgerichtes, mit den von ihm stets vertretenen Anschauungen übereinstimmte. Von jedem Standpunkte aus muß endlich die Raschheit anerkannt werden, mit welcher sich der große legislative Schritt vollzog. Die staatliche Anerkennung hat hier auch nicht gefehlt; H. erhielt nach Abschluß der großen strafgesetzlichen Arbeiten das Ritterkreuz des Leopoldordens und ward hierauf (2. Juli 1854) in den Ritterstand erhoben (mit dem an das heimathliche Gleink erinnernden Prädicate Glunek).

Der Name Hye's bleibt mit diesen legislativen Schöpfungen aber nicht nur durch die Autorschaft, sondern auch noch durch die litterarische Bearbeitung verknüpft. An das Erscheinen des Strafgesetzes von 1852 schloß sich sofort sein großangelegter Commentar desselben an („Das österreichische Strafgesetzbuch“, Wien, Manz 1852—1855), den Strafproceß von 1853 begleitete er durch eine kürzere Darstellung seiner leitenden Grundsätze („Die leitenden Grundsätze der österreichischen Strafproceßordnung“, Wien, Manz, 1854).

Der Commentar des Strafgesetzes ist über den ersten Band nicht hinausgelangt und auch dieser Band reicht, obwol er mit seinem Umfang (von über 900 Seiten) den für das ganze Werk geplanten überschreitet, nur bis zum § 75 des Gesetzbuchs; das Werk ist also nicht nur ein Torso geblieben, sondern es springt auch das Mißverhältniß von Anlage und Ausführung in die Augen. Das Werk ist, wie ein begeisterter Schüler Hye's von der Lehrkanzel aus einst sagte, kein Commentar, sondern eine strafrechtliche Encyklopädie an der Hand des Gesetzes, und auch dann stört, wie wir beifügen möchten, mitunter die Ueberfülle des Gebotenen und die Breite der Darstellung; an Reichthum des Inhalts, an Vielheit der Anregungen wird das Buch aber kaum zu übertreffen sein. Die Ausarbeitung des Riesenbandes in kürzester Zeit läßt sich nur dadurch erklären, daß sich in ihm das Resultat einer zwanzigjährigen Lehrthätigkeit niedergelegt findet, und das Werk bleibt daher, wenn auch unvollendet, ein

classisches Denkmal der vormärzlichen österreichischen Jurisprudenz auf criminalistischem Gebiete. Aus äußeren und aus inneren Gründen ist es sonach begreiflich, daß der Commentar mehr genannt und gefeiert wurde als die einheitlicher gedachten und durchgearbeiteten und daher auch zu Ende geführten Grundsätze der St. P. O.

Bei dem colossalen Umfange des Commentars läge es nahe, hierin den Grund des vorzeitigen Abschlusses zu suchen; bei der Cumulirung der Referententhätigkeit im Ministerium mit vielfachen anderen Aufgaben mußte, so möchte man meinen, die Zeit zu einer so extensiven Schriftstellerthätigkeit fehlen. Im Widerspruch mit dieser Auslegung hat H. selbst als den Grund der Sistirung des Commentars gerade die 1854 erfolgte Beseitigung der Aemtercumulirung bezeichnet; durch die Enthebung von der Professur in diesem Jahre sei ihm die Arbeit an dem Commentar verleidet worden. Und hiermit kommen wir zu der letzten Phase von Hye's Wirksamkeit als Professor.

Die Stellung Hye's als Universitätsprofessor hatte infolge der Ereignisse von 1848 eine Beeinträchtigung nicht erfahren. Mit dem Beginn des Studienjahres 1849 vollzog sich in der Professur wol insofern eine Veränderung, als von der Lehrkanzel des Kriminalrechtes das Lehrfach der Rechtsphilosophie abgetrennt und statt der letzteren der zweite Theil des Strafgesetzes (über schwere Polizeiübertretungen) ihr zugewiesen wurde. Diese von dem Professoren-Collegium beantragte Zusammenziehung des gesammten Strafrechtes in einer Hand entsprach aber offenbar nur Hye's eigenen Wünschen, und wie lebhaft er sofort seine neue Aufgabe ergriff, zeigt der Umstand, daß von ihm schon im nächsten Jahre (1850) das berühmte Werk des bisherigen Vertreters des Polizeistrafrechtes (Kudler) über das „Strafgesetz über schwere Polizeiübertretungen“ in neuer (6.) und zwar mit den Gesetzesnachträgen bis zum 15. März 1850 vermehrter Auflage herausgegeben wurde. Nach wie vor galt Hye's Stimme in allen Universitätsangelegenheiten in hervorragendem Maße; von Seite des Universitätsconsistoriums wurde er zu der im J. 1850 geplanten (später abgesagten) deutschen Docenten-Versammlung in Heidelberg delegirt, von Seite des Unterrichtsministeriums wurde er bei den wichtigsten Reformberathungen vor der juridischen Studienorganisation von 1850 zugezogen und schließlich bei der Einführung der letzteren mit dem wichtigen Amte des Präses der judiciellen Staats-Prüfungscommission betraut. Nur im Sommersemester 1852/1853 wurde H. auf sein Ansuchen von den Vorlesungen dispensirt, sonst hat er seines akademischen Amtes sichtlich voll und ganz, und zwar mit dem ihm eigenen Interesse auch für die kleinen Functionen des Berufes gewaltet. Als Beweis hierfür sei nur die bezeichnende Thatsache erwähnt, daß er bei der neuen Ordnung der Theilnahme an den Rigorosen von 1852/3 an sich das Recht der Theilnahme an allen Rigorosen und Disputationen wahrte und nur seine Bereitwilligkeit erklärte, mit Rücksicht auf einige Collegen einen Theil seiner Berechtigung auf sich beruhen zu lassen. Wie sehr sich H. endlich innerlich mit dem Collegium verbunden fühlte, zeigen seine 1848 und 1849 veröffentlichten pietätvollen Nekrologe nach den Professoren Winiwarter und Jenull; nur zu dem Nachrufe nach Egger, zu welchem er in erster Linie berufen gewesen wäre, ist er leider — hier scheint die Zeit doch versagt zu haben — nicht gekommen.

Mit dem Ministerialerlasse vom 18. August 1854 wurde aber (auf Grund der Allerhöchsten Entschließungen vom 6. und 16. August 1854) eine allgemeine Maßregel ins Werk gesetzt, welche Hye's akademischer Wirksamkeit ein jähes Ende bereitete. Durch die bezeichneten Allerhöchsten Entschließungen war angeordnet worden, daß „die Cumulirung einer Professur mit einem nicht

systemmäßig damit verbundenen systemisirten Posten in einem anderen Zweige des Staatsdienstes unzulässig sei“, und infolge dessen wurde H. nicht nur von der Professur, sondern auch von dem Präsidium der Staats-Prüfungscommission enthoben. Die Enthebung gab sich selbst, wie gesagt, als Folge einer allgemeinen Maßregel; in den bezüglichen Enthebungsdecreten wird demgemäß der Wirksamkeit Hye's in diesen Stellungen in der rühmlichsten Weise gedacht. Trotzdem wurde vielfach angenommen, daß die ganze Action nur auf H. gemünzt gewesen sei, und H. selbst war von dieser Ueberzeugung durchdrungen; die in gleicher Situation befindlichen Professoren seien durch eine gleichzeitige Allerhöchste Entschließung von der Anwendung der Norm ad personam befreit worden und bei H. allein habe man die Norm zur Anwendung gebracht. Sicher ist, daß der Unterrichtsminister wenigstens insoweit, als er auch Hye's Enthebung von dem Präsidium der Prüfungscommission verfügte, über die kaiserliche Entschließung hinausging; überdies reicht auch die Motivirung des Ministerialdecrets, daß das Amt des Präses in den Händen eines Professors liegen solle, kaum aus, um die überstürzte Form der Enthebung zu rechtfertigen (das Decret war vom 29. September datirt, am 1. October sollte schon der Nachfolger fungiren). Es scheint sonach an individuellen Momenten hier in der That nicht gefehlt zu haben, und als die wahrscheinlichste Erklärung erscheint uns die, daß bei der damals angebahnten neuerlichen Reform der juridischen Studien, welche die rechtshistorischen Disciplinen in den Vordergrund stellen sollte, H. als Vertreter der naturrechtlichen Schule der alten österreichischen Jurisprudenz sich in lebhafter Opposition gegen die Absichten des Ministeriums befand. Es mag wol der Widersacher im Professoren-Collegium mehr gegeben haben; bei H. war aber vermöge seiner Doppelstellung die Entfernung vom Lehramte am leichtesten durchzuführen und mit ihm war zugleich ein bedeutsamer, zum Redekampfe stets bereiter Opponent beseitigt. In diesem Zusammenhange betrachtet, läßt sich auch der scharf polemische Charakter der Vorrede zu dem letzten Hefte des Commentars (vom April 1855) unschwer erklären.

H. war das Haupt einer zahlreichen Familie (er besaß, nach dem Tode einer Tochter, noch vier Kinder, theilweise aus der ersten, theilweise aus der nach dem raschen Verluste der ersten Frau am 26. Juli 1843 mit dem jungen Fräulein Eugenie Grünwald geschlossenen zweiten Ehe); er ward daher durch die mit dieser Maßregel verknüpften materiellen Folgen, namentlich durch den Verlust der Collegiengelder gewiß empfindlich getroffen, wie sein Gesuch aus dem Jahre 1856 um Befreiung von der Einkommensteuer für den Collegiengeldbezug von 1851/54 deutlich zeigt. H. hat aber auch später, als die materiellen Wirkungen nicht mehr fühlbar sein konnten, den Schlag, welcher ihn von der heißgeliebten akademischen Wirksamkeit dauernd trennte, niemals verwunden.

Von 1854 an war also Hye's amtliche Thätigkeit auf das Justizministerium beschränkt, seine Arbeitslust konnte aber an die Schranken des Amtes nicht gebannt werden, sondern blieb über diese Grenzen hinaus nach verschiedenen Richtungen lebendig. Wol gab er, wie wir gesehen, verstimmt die Fortsetzung seines litterarischen Hauptwerkes auf; allein, gleichwie er die zu Neujahr 1854 (im Vereine mit Arnold und Schwarze) übernommene Herausgabe des „Gerichtssaals“ (Erlangen, Enke) fortführte, so schritt er im Jahre 1855 sofort zu einem neuen litterarischen Unternehmen, nämlich zu einer „Sammlung der Justizgesetze“, welche eine Art Fortsetzung der alten, unter Hye's Redaction mit den zwei Bänden pro 1835—1848 abgeschlossenen amtlichen Justizgesetzsammlung bilden sollte. Diese legistische Sammelthätigkeit stand im Einklang mit, wie

wir oben gesehen, von Jugend an gepflegten Neigungen, welche sich überraschender Weise mit einer sonst von der Phantasie beherrschten geistigen Anlage paarten. Sie ist aber auch ein weiterer Beweis dafür, daß H. jeder amtlichen Stellung eine Gelegenheit zu ausgedehnterer Thätigkeit abzugewinnen, daß er jede pflichtmäßige Aufgabe durch das Feuer seiner Persönlichkeit auf ein höheres Niveau zu heben wußte. Wer in den Briefwechsel Hye's aus jenen Tagen Einsicht nehmen kann, der begegnet überall, sowol innerhalb als außerhalb Oesterreichs, den Zeichen warmer Anerkennung, einer Anerkennung, die dadurch nicht beeinträchtigt wird, daß sich mit ihr, zumal aus Deutschland, die Kundgebungen lebhaften Interesses für die Neugestaltung Oesterreichs im allgemeinen wie seines Studienwesens im besonderen verknüpfen; sichtlich steht H. in dieser Phase seines Lebens auf dem Höhepunkte seines Schaffens, mag er auch später zu noch größeren Ehren emporgestiegen sein.

Trotzdem verzögerte sich das weitere Aufsteigen auf der bureaukratischen Stufenleiter, und zwar sichtlich deshalb, weil die Erinnerungen an das Jahr 1848 H. in den Augen des Absolutismus als eine politisch nicht ganz verläßliche Persönlichkeit erscheinen ließen. Im J. 1857 war infolge der Berufung des Sectionschefs Freiherrn von Lichtenfels in den ständigen Reichsrath die Leitung der legislativen Section des Justizministeriums in die Hände Hye's als des rangsältesten Ministerialraths dieser Section übergegangen, allein die Ernennung zum Sectionschef wurde 1857 nicht vollzogen und auch 1858 nicht, obwol der neuernannte Justizminister (Graf Nadasdy) ebenso warm wie sein Vorgänger für H. eintrat; erst im J. 1859 (8. Mai) wurde H., nach Ueberwindung der nicht näher bekanntgegebenen Anstände, zum wirklichen Sectionschef ernannt.

Bei der Beurtheilung dessen, was H. 1857—1861 als Leiter der legislativen Section gewirkt, wird die Kritik natürlich jene Schranken nicht übersehen können, welche jeder bureaukratischen Thätigkeit gezogen sind, und es hat dies gerade H. selbst für seine Wirksamkeit energisch verlangt (so namentlich in der Apologie seiner amtlichen Thätigkeit im „Wanderer“ vom 22. December 1860). Immerhin wird man mit der Annahme nicht irregehen, daß H., aus dessen Feder nach einem autoritativen Zeugnisse schon vor 1857 der größere Theil der legislativen Arbeiten des Justizministeriums geflossen, als Chef der legislativen Section von 1857—1861 den entscheidendsten Einfluß auf die ganze Justizgesetzgebung geübt haben muß. Von den Schöpfungen jener Zeit, welche durch den Gang der politischen Entwicklung bestimmt waren, nennen wir vor allem die Einleitung der Judenemancipation im J. 1860; von den Schöpfungen justiztechnischen Belanges wären wol insbesondere das Marken- und Musterschutzgesetz, die Verordnung über die cumulativen Waisenkassen und über das kaufmännische Vergleichsverfahren bei Zahlungseinstellungen hervorzuheben. Namentlich, was das letztere betrifft, bezeugt ein besonderes Dankschreiben des Finanzministers Bruck, daß nur die Thatkraft Hye's die rasche Zustandebringung der vom Moment erheischten Maßregel bewirkt habe, welche sich, wie Bruck meinte, als wahre Wolthat erweisen werde. Die weitere Entwicklung hat dieses Urtheil zwar nicht ganz bestätigt. Es wäre auch bei Hye's Naturell von vorneherein leicht denkbar, daß er in dem Bestreben, das unter den Kriegsstürmen des Jahres 1859 aus dem Zusammenbruch der Firma Eskeles für die österreichische Geschäftswelt drohende Unheil abzuwehren, von seinem bei jedem Unglück hilfsbereiten Temperamente hingerissen wurde, in dem legislativen Eingreifen über der Noth der Schuldner die Interessen der Gläubiger zu übersehen. Für den Kern von Hye's Action bleibt aber der Umstand ein gewichtiges Zeugniß, daß, als im Jahre 1862 das Parlament die

Beseitigung des Vergleichsverfahrens in Bausch und Bogen stürmisch verlangte, die Regierung, auf welche er damals keinen Einfluß mehr hatte, sich dem mit Erfolg widersetzte, sodaß die Rückkehr zu dem früheren Zustande nie mehr vollständig erfolgte.

Hiermit haben wir einen neuen Wendepunkt in Hye's Leben berührt; Hye's Stellung als Chef der legislativen Section war dem politischen Umschwung im J. 1861 zum Opfer gefallen. Als in dem Ministerium Schmerling Freiherr v. Pratobevera die Leitung des Justizministeriums übernahm, war es einer seiner ersten Schritte, sich mit neuen Männern in der Leitung der Sectionen zu umgeben, und da bei Hye's Arbeitsrüstigkeit eine Pensionirung doch unthunlich war, so wurde der Ausweg gefunden, ihn unter Enthebung von der Leitung der legislativen Section ausschließlich mit der Ausarbeitung eines neuen Strafgesetzentwurfes zu beauftragen. In diesem Sinne erfloß die Allerhöchste Entschließung vom 16. Februar 1861 unter Anerkennung der von H. „mit großem Eifer bisher geleisteten Dienste“. Diese Maßregel wäre an sich aus politischen Motiven allein ganz erklärlich. In der neuen liberalen Aera mochte es als unzulässig erscheinen, im Ministerium an leitender Stelle eine Persönlichkeit zu belassen, welche, um das damals beliebte Schlagwort zu wiederholen, ein Werkzeug des Absolutismus gewesen war. Hatte H. früher als revolutionär anrüchig gegolten, so war er jetzt dem correcten Liberalismus verdächtig. Nach den uns zu Gebote stehenden Materialien scheinen aber die politischen Beweggründe nicht allein bestimmend gewesen zu sein; es scheint uns vielmehr zugleich der Umstand berücksichtigungswerth zu sein, daß zu den Männern, welche jetzt die erste Rolle im Ministerium spielen sollten, gerade jene gehörten, mit denen 1848 und 1849 die obenerwähnten Rangs-Rivalitäten bestanden hatten.

Wie dem aber auch sei, und wie schmerzlich H. auch die Maßregel empfand, welche selbst in kleinen äußerlichen Dingen, z. B. in der Bureauanweisung sich als Zurücksetzung geltend machte, niedergedrückt, in seiner Schaffenslust gehemmt wurde H. auch diesmal nicht; in grollende Zurückhaltung ist nämlich H. bei seinem sanguinischen, rasch vergebenden Temperament niemals verfallen, auch dann nicht, wenn sie gewöhnlich veranlagten Naturen leicht begreiflich erschienen wäre.

Was zunächst seine Hauptaufgabe, die Strafgesetzrevision betraf, so war dieselbe schon im Sommer 1863 in zwei Varianten (einem vollständigen Strafgesetz und einem Particulargesetzentwurf) vollendet, so daß von da an bis in das Jahr 1865 die Ministerialberathungen gepflogen werden konnten. Er erreichte es sodann (Dr. Hein war mittlerweile Justizminister geworden), daß er in den Jahren 1864 und 1865 mit dem Vorsitz in der gemischten Ministerialcommission für den bei dem deutschen Bundestage ausgearbeiteten Entwurf eines Autorrechtsgesetzes betraut wurde. Und schließlich benutzte er diese Jahre relativer Freiheit im Amte sofort, um wieder mehr in das öffentliche Leben zu treten. In dem Wiener „Verein zur Uebung gerichtlicher Beredsamkeit“ hielt er damals (1863) seine berühmten „Vorträge über das Geschwornengericht“, welche mit ihrer entschiedenen Verurtheilung dieses Instituts nicht geringes Aufsehen hervorriefen und nach ihrem Erscheinen im Druck (Wien 1864) die Veranlassung zu vielfacher litterarischer Discussion gaben; es genügt, hierbei insbesondere auf Julius Glaser's Schrift „Zur Juryfrage“ (Wien 1864) zu verweisen. An den deutschen Juristentagen nahm er in jenen Jahren (1862 in Wien, 1863 in Mainz) sogar als Referent lebhaften Antheil. Die schriftstellerische Thätigkeit wurde endlich mit frischer Kraft wieder aufgenommen; wir verweisen nur auf den großen Nekrolog nach Philipp

Freiherrn von Krauß, dem Finanzminister des Jahres 1848 (Wien 1861), die „Rhapsodieen über einige der dringendst nöthigen Reformen der österreichischen Justiz-Gesetzgebung und Justiz-Einrichtungen“ in der „Allg. österr. Gerichtszeitung“ (Juni und August 1864) und die Aufsätze über „entehrende Strafen“ in der „Gerichtshalle“ (November 1864). Ja, sogar der Gedanke an eine politische Wirksamkeit wurde, vielleicht infolge der Verleihung des Ehrenbürgerrechtes durch die Heimathgemeinde Gleink im März 1864, auf einen Moment lebendig; der Versuch einer Candidatur in Oberösterreich (um die Jahreswende 1864/65) liegt vor und scheint nur nicht bis zum Heraustreten an die Oeffentlichkeit gereift zu sein.

Im J. 1865 vollzog sich aber auch schon eine neue Wandlung in Hye's amtlicher Stellung. Im Juli dieses Jahres war an die Stelle des Ministeriums Schmerling das Ministerium Belcredi getreten und der Justizminister desselben (Komers) eröffnete H. wieder einen größeren Wirkungskreis in der Justizverwaltung selbst. Unter Verleihung der Würde eines Geheimen Rathes (30. November 1865) wurde H. zu der (infolge der Lostrennung des Gefängnißwesens von dem Ministerium des Innern) neugeschaffenen Stelle eines General-Gefängnißinspectors berufen und erhielt damit eine Wirksamkeit, welche mit seinen frühesten wissenschaftlichen Interessen und Strebungen zusammenfiel.

Mit Feuereifer ging H. an diese neue Mission; die Reform des österreichischen Gefängnißwesens im Sinne der Milderung des Strafvollzugs und der Hervorkehrung der Besserungstendenz ist von H. schon in dieser Phase seines Wirkens eingeleitet worden. Es vergingen aber nicht zwei Jahre und bei dem raschen Wechsel der Systeme stand H. vor einer noch größeren Aufgabe, er war nämlich Justizminister und Leiter des Ministeriums für Cultus und Unterricht zugleich.

Nach dem Sturze des Sistirungsministeriums hatte bekanntlich Freiherr v. Beust die Zügel der Regierung in die Hand genommen, um den Ausgleich mit Ungarn zu bewerkstelligen und um in den nicht-ungarischen Ländern die sistirte Reichsvertretung wieder lebendig zu machen; er wollte dies durchführen mit der parlamentarischen Unterstützung der Verfassungspartei, aber, ohne derselben vorläufig einen Platz im Ministerium einzuräumen. Bei dieser Lage der Dinge handelte es sich im Sommer 1867 um die Bildung eines Uebergangsministeriums, und da war es sehr begreiflich, daß die Wahl auf H. fiel. Die Ernennung erfolgte mit Allerhöchster Entschließung vom 27. Juni. Während des denkwürdigen zweiten Halbjahres 1867, in welchem sich die tiefgreifende Verfassungsänderung Oesterreichs vollzog, befand sich H. als Träger zweier wichtiger Portefeuilles im Rathe der Krone, sein Name steht unter den Staatsgrundgesetzen vom 21. December 1867.

Die Frage, wie es der Centralist der fünfziger Jahre über sich vermochte, mit der Inaugurirung des Dualismus die Niederlage der großösterreichischen Idee zu besiegeln, tritt bei dem allgemeinen Umschwung der Dinge nach dem Jahre 1866 auch für H. in den Hintergrund. Zudem war H. in das Ministerium erst getreten, als die ungarische Königskrönung schon als vollzogene Thatsache vorlag, und schließlich glauben wir überhaupt nicht, daß in den großen politischen Actionen des Ministeriums Beust H. ein entscheidender Einfluß zukam. Von Wichtigkeit erscheint uns nur, wie H. sich dem politischen Umschwung gegenüber in den Gebieten seiner speciellen Ressorts zurechtfand.

Das politisch bewegtere der zwei Ressorts war jenes des Cultusministeriums, denn der Kampf um die Aufhebung des Concordats beherrschte damals das innere politische Leben Oesterreichs, soweit die nationalen und staatsrecht-

lichen Probleme einen Spielraum offen ließen. In dieser großen Frage nun hat H., und darauf legen wir besonderes Gewicht, den von liberaler Seite stürmisch verlangten Schritt der einseitigen Aufhebung des Concordats nicht gethan, im Gegentheile, er hat durch die Einleitung von diplomatischen Verhandlungen mit Rom zum Zwecke der Revision des Concordats den viel bestrittenen Vertragscharakter dieses staatskirchenrechtlichen Actes anerkannt. Wol dürfte dieser Vorgang nicht auf H. allein zurückzuführen sein, denn zu einer einseitigen Lösung des Concordates, wie sie 1870 als Antwort auf die Erklärung des Unfehlbarkeitsdogmas durch das vaticanische Concil erfolgte, wäre damals die Zustimmung der Krone wahrscheinlich nicht zu erreichen gewesen. Aber das Eine ist uns doch sicher, daß ein schroffer Kampf gegen die Kirche, was der formelle Rücktritt von dem Concordat damals bedeutet hätte, dem ehemaligen Zögling Kremsmünsters unmöglich gewesen wäre.

Hingegen bot H. willig die Hand, den Zustand der Gesetzgebung wieder herzustellen, wie er vor dem Concordat bestanden, und gegen die Adresse des Episcopats, welche die Eindämmung der Bewegung gegen das Concordat verlangte, nahm er mit dem Ministerium Stellung. Inwiefern Beust's Erinnerungen hier zutreffen, welche die Redaction des bekannten Allerhöchsten Handschreibens gegen die Bischofsadresse für B. statt für H. in Anspruch nehmen, müssen wir hierbei auf sich beruhen lassen. H. ging aber noch weiter; ein neues interconfessionelles Gesetz wurde von ihm vorbereitet und in einer brennenden Frage des Tages, welche als eine symptomatische die Parteien spaltete, der Zulassung eines communalen Lehrerpädagogiums in Wien, entschied er im Sinne der liberalen Partei, hier wol in erster Linie von dem heißen Streben geleitet, jedes Bildungsunternehmen zu fördern. Praktisch also, das läßt sich nicht leugnen, bahnte H. der kommenden liberalen Aera die Wege.

Daß H. aber auch dort, wo die politischen Fragen nicht ins Spiel kamen, eifrig bemüht war, Reformen auf dem Gebiete des Unterrichtswesens in Gang zu bringen, ist bei seinem Naturell fast selbstverständlich; trotz der Kürze seiner Verwaltung sind diesfalls mehrere bedeutsame Acte zu verzeichnen, z. B. die Einführung des Turnunterrichtes an den Volksschulen und die Erwirkung einer Allerhöchsten Entschließung für den Neubau der Wiener Universität. Als einen kleinen Zug, welcher Hye's Verhältniß zu der deutschen Wissenschaft beleuchtet, möchten wir auch noch die, offenbar auf seinen Antrag erfolgte, Verleihung des Großkreuzes des Franz-Josefordens an den Nestor der deutschen Strafrechtswissenschaft, Mittermaier, bei dessen 80. Geburtstage (5. Aug. 1867) erwähnen.

Von der Politik weniger berührt war die Verwaltung des Justizministeriums. Ein großes legislatives Werk ins Leben zu führen war H. bei der Kürze seiner Wirksamkeit natürlich auch hier nicht beschieden; immerhin konnte er es aber als einen Triumph seines Lebens betrachten, daß es ihm vergönnt war, eine Reihe von großen Gesetzentwürfen (Strafgesetz, Strafproceß, Civilproceß, Concursordnung) als Regierungsvorlagen vor den Reichsrath zu bringen. Wir zählen auch den Strafgesetzentwurf hierher, obwol er formell noch von Minister Komers, unmittelbar vor seinem Rücktritt, dem Reichsrathe vorgelegt worden war, weil wir ihn nicht nur als Hye's eigenstes Werk betrachten, sondern weil H. bei der Vorlage gewiß auch die treibende Kraft gewesen ist. Es kann sonach H. mindestens das Verdienst nicht abgesprochen werden, die Reform auf einer Reihe der wichtigsten Gebiete in Fluß gebracht zu haben.

Was das materielle Strafrecht betrifft, so wartete H. überdies, seiner

impulsiven Natur glücklich folgend, die Erledigung des großen Werkes im gewöhnlichen parlamentarischen Wege nicht ab, sondern schlug gleichzeitig den Weg der Partialreform ein, welche er mit der Strafgesetznovelle vom 15. November 1867 glücklich in den Hafen der Gesetzeskraft brachte. Mögen diesem Werke der Eile immerhin manche gesetzestechnische Fehler anhaften, Hye's unbestreitbarer Ruhm bleibt es, seine wissenschaftlichen Ueberzeugungen im Punkte der Relativität der strafrechtlichen Ehrenfolgen und der Humanisirung des Strafvollzugs bei der ersten ihm voll gebotenen Gelegenheit energisch durchgesetzt zu haben; die Beseitigung der Prügel- und Kettenstrafe, die Beseitigung oder wenigstens Beschränkung der Bemaklung nach verbüßter Strafe sind gleich der Aufhebung der halbschlächtigen Freisprechung ab instantia gesetzgeberische Acte, welche der Biograph um so mehr rückhaltlos als Ruhmesthaten registrirt, weil sie aus Hye's tiefstem Innern quollen.

Der große Strafgesetzentwurf ist nur legistisches Material im strengen Wortsinne geblieben, die späteren Entwürfe sind seinen Spuren wenig gefolgt. Schon aus diesem Grunde müssen wir es uns versagen, auf den Inhalt dieses Operates, welches bei seiner Veröffentlichung die bedeutendsten kritischen Federn in Bewegung gesetzt hat, näher einzugehen; aber Eines glauben wir zur Anerkennung von Hye's Werk auch hier aussprechen zu dürfen, nämlich, daß dasselbe jenen Bruch mit der Vergangenheit vermieden hat, welcher den Verfassern späterer Entwürfe schwer begreiflicher Weise als ein unbedenklicher erschienen ist.

Schwieriger war Hye's Stellung bei dem Strafproceßentwurf. Aus der parlamentarischen Initiative heraus war damals neben den Grundrechten und anderen Schutzgesetzen der Verfassung das Staatsgrundgesetz über die richterliche Gewalt im Entstehen begriffen und hier hatte das Schwurgericht Aufnahme gefunden; an der Sanctionirung dieses Gesetzes war nicht zu zweifeln. In dieser Sachlage scheint H. eine gebundene Marschroute erblickt zu haben und so kam es dazu, daß H., welcher nach seiner eigenen Erklärung die besten Kräfte seines Lebens der Bekämpfung des Geschworneninstituts gewidmet hatte, jetzt dieses Institut als eine politische Nothwendigkeit recipirte.

Dieser politische Act Hye's hat, so viel wir wissen, wenig Anfechtung erfahren; im Gegentheile, er mag ihm vielfach als Act patriotischer Selbstverleugnung angerechnet worden sein. Wir geben auch unsererseits gerne zu, daß für H. damals eine jener Zwangslagen vorlag, an denen die österreichische Geschichte des letzten Menschenalters bei den führenden Persönlichkeiten so reich ist, eine Zwangslage, deren Ueberwindung ohne Conflict nicht möglich war; allein, bei aller Würdigung politischer Nothwendigkeiten, können wir doch das Geständniß nicht unterdrücken, daß wir uns mit jener Lösung des Conflictes nur schwer befreunden können, welche der von uns hochverehrte Mann in diesem Falle für die richtige hielt.

H. entschloß sich, der politischen Lage das Opfer seiner juristischen Ueberzeugung zu bringen, er brachte es aber vergebens; er kam nicht in die Lage, sein Gesetzeswerk zu bergen, denn mit der Sanctionirung der Staatsgrundgesetze wurde ein parlamentarisches Ministerium gebildet und in demselben fand er keinen Platz. Diese Entwicklung lag in der Logik der politischen Thatsachen, sie kann Niemanden, der die rücksichtslose Unbarmherzigkeit des politischen Parteiwesens kennt, befremden. H. hat sich zu dieser Erkenntniß nicht erschwungen und es ist dies für uns nur ein neuer Beleg dafür, wie ungeeignet sein, man möchte beinahe sagen, naives, stets den Gemüthserregungen zugängliches Naturell ihn für das politische Parteileben machte. Er empfand es als eine persönliche Kränkung, als einen Act großer Undankbarkeit, daß gerade sein

Lieblingsschüler, sein ehemaliger Adjunct an der criminalistischen Lehrkanzel, Herbst, sich dazu verstehen konnte, ihn aus dem Justizministerium zu verdrängen, und die dadurch bewirkte, gegenseitige Verstimmung hat in der ersten Zeit des Bürgerministeriums sogar zu manchen unerfreulichen Mißhelligkeiten zwischen den beiden früher eng verbundenen Männern geführt.

Die Enthebung Hye's von dem Ministerium erfolgte in der auszeichnendsten Weise, nämlich unter Verleihung des Ordens der Eisernen Krone I. Classe (H. erwarb infolge dessen am 12. August 1869 die Baronie) und mit dem ausdrücklichen Vorbehalt der Wiederverwendung im Staatsdienste. Zu letzterer ist es nicht gekommen, H. ist bis zum Lebensende im Stand der Disponibilität verblieben, obwol sich, auch nach seiner eigenen Meinung, mehrmals, insbesondere bei der Schaffung des Verwaltungsgerichtshofes, die Aussicht auf Reactivirung zu eröffnen schien. Daraus folgte aber für H. keineswegs ein Zustand der Ruhe; Muße war diesem rastlosen Manne fremd und so fand sich für ihn, obwol er das 60. Lebensjahr schon überschritten hatte, bald die Gelegenheit zu einer nach den verschiedensten Richtungen ausgreifenden Thätigkeit.

Zunächst scheint, und zwar nach dem Tode Mühlfeld's, der Gedanke an eine Abgeordnetencandidatur wieder aufgetaucht zu sein; er wurde in richtiger Erkenntniß der Sachlage fallen gelassen, als Minister Giskra in die Lücke einzutreten beschloß, und der Eintritt in die politische Arena fand erst später in anderer Weise durch die Berufung in das Herrenhaus statt.

Sodann wurde die Wirksamkeit im humanitären Interesse und speciell für das Corporationswesen mit gesteigertem Eifer wieder aufgegriffen und hier hat nun H. durch Decennien eine führende Rolle im Wiener Leben eingenommen. Eine Reihe von Institutionen wurde von ihm neu geschaffen oder neu belebt und überall, wo er an der Spitze stand, setzte er seine volle Kraft mit voller Wärme für die Sache ein. Wir nennen hier in erster Linie den juridisch-politischen Leseverein, das juridische Doctorencollegium, die juristische Gesellschaft, den Schutzverein für entlassene Sträflinge, das Schwarzenbergische Pensionsinstitut, die Studentenconvicte; aber zahllos waren außerdem noch die Veranlassungen, bei welchen er, sobald es irgendwo zu fördern oder zu helfen galt, sei es im allgemeinen, sei es im Einzelinteresse, mit Feuereifer einschritt.

Im auffallenden Gegensatz zu dieser Vielgeschäftigkeit hat H. sich nur von einer Art der Thätigkeit consequent ferne gehalten, nämlich von der Betheiligung an Erwerbsgesellschaften. Jene Versuchungen der Gründerperiode, welchen so viele hervorragende Männer nicht widerstehen konnten, sind bei H. wirkungslos abgeprallt; er ist niemals Verwaltungsrath gewesen. Mit berechtigtem Selbstgefühl konnte er in seinem Testament darauf hinweisen, daß er aus diesem Grunde nur über ein bescheidenes Vermögen verfüge. Diese Erscheinung ist um so höher anzuschlagen, als bei H., besonders infolge seines lebhaft entwickelten Familiensinnes, wirthschaftliche Erwägungen stets eine bedeutende Rolle spielten und die Sorge um das Ersparen sogar eine sehr lebendige war. H. hat eben, zum Unterschiede von manchen anderen im öffentlichen Leben Oesterreichs vielgenannten Persönlichkeiten, den Erwerb durch Arbeit nicht gescheut, aber den mühelosen oder des Staatsmanns unwürdigen Gewinn verschmäht.

In die Kategorie freiwilliger Wirksamkeit gehört auch die Function als Rector Magnificus der Wiener Universität im Jahre 1871/1872. Zum letzten Male fand damals die Rectorswahl nach der alten Universitätsverfassung statt, welche den Doctorencollegien auch hierbei einen bedeutsamen Einfluß einräumte, und da konnte von dieser Seite füglich kein Berufenerer präsentirt werden

als H., welcher durch alle Phasen seines Lebens, als Professor, Beamter und Staatsmann, werkthätig für die Interessen der Doctorencollegien und für ihre Stellung innerhalb der Universität eingetreten war. Es bildete dies einen schönen Abschluß von Hye's akademischem Wirken, wenn auch die politische Demonstration gegen das Ministerium Hohenwart, zu welcher die Rectors-Inauguration — gewiß nicht im Einklang mit Hye's eigenen Intentionen — benützt wurde, den harmonischen Eindruck stört.

Eine Stätte für dauerndes öffentliches Wirken in großem Stile erschloß sich für H. endlich im J. 1869 mit seiner schon erwähnten Berufung in das Herrenhaus und, dem folgend, durch die Ernennung zum Mitgliede des damals neu geschaffenen Reichsgerichtes; in diesen Stellungen hat H. durch ein Vierteljahrhundert den jüngeren Generationen durch unermüdliche Schaffenslust vorangeleuchtet und die Erinnerung an ihn wird bei den ihn Ueberlebenden wol zumeist mit seiner Wirksamkeit an diesen Stellen verknüpft geblieben sein, von welchen er unzertrennlich schien.

Im Herrenhause schloß er sich von Anfang an der Verfassungspartei an. Natürlich konnte er die oben charakterisirte Eigenthümlichkeit seines, strenger Parteidisciplin abholden Wesens auch hier nicht ganz verleugnen und es mußte ihm zudem in den späteren Zeiten, als seine Partei dauernd zur Oppositionspartei wurde, die scharfe politische Gegnerschaft gegen das Ministerium um so schwerer fallen, als an der Spitze desselben ein ehemaliger Schüler (Graf Taaffe) stand, der seinem Lehrer stets die persönliche Anhänglichkeit der Jugendzeit bewahrt hatte. Allein, trotzdem zählte er zu den bedeutendsten Persönlichkeiten der Partei und nicht nur zu den bekanntesten, sondern wegen seines concilianten Wesens auch zu den beliebtesten Mitgliedern des ganzen Hauses; zum größten Stolze seines Lebens gereichte es ihm, daß er durch volle 15 Jahre berufen war, zunächst als Obmann-Stellvertreter, dann als Obmann an der Spitze der juridischen Commission zu stehen, bis er während seiner letzten Krankheit, wenige Wochen vor seinem Tode, freiwillig von dieser Stelle schied.

Im Plenum des Herrenhauses betheiligte sich H. vorzugsweise an den Fragen der Justiz-, dann an jenen der Unterrichts- und Cultusgesetzgebung. Namentlich in den ersten Jahren fungirte er oft als Berichterstatter, so über die Umgestaltung der Hypothekarrechte in Tirol (1869, 1870), über die Gewerbe- und Militärgerichte (1869), das Wasserrecht (1869), die Notariatsordnung, bezw. den relativen Notariatszwang (1871), die polizeiliche Abschaffung und das Schubwesen (1871), die Einzelhaft (1872), die Civilproceßnovelle (1874), das Militär-Pensionsgesetz (1874), die Schulaufsicht in Tirol (1875). Es war ihm daher vielfach möglich, parlamentarisch wirksam zu werden, ohne den Parteimann hervorkehren zu müssen. Aber auch dort, wo dies nicht anders möglich war, wie in den confessionellen Fragen, geht durch seine Reden, so sehr sie auch als Ausläufer des Josephinismus anklingen und von größter Lebhaftigkeit erfüllt sind, ein gewisser milder Zug, dem nichts ferner lag als Kirchenfeindlichkeit. Bei manchen kirchenpolitischen Anlässen, wie z. B. bei der Berathung des Klostergesetzes am 15. und 17. Januar 1876 und bei der Eherechtsdebatte am 20. Januar 1877, vertrat H. sogar die weitestgehenden Postulate der linken Seite des Hauses, aber trotzdem bricht sich das Bemühen, mit den kirchlichen Gewalten zu einem Einvernehmen zu gelangen, bei den verschiedensten Gelegenheiten Bahn. Wir glauben in letzterer Richtung insbesondere auf seinen Bericht über die Rechtsverhältnisse der Altkatholiken (1876) und sein Eingreifen in der Debatte über das Verfahren bei Todeserklärungen (1882) verweisen zu können. So gelang es ihm vielfach, Zustimmung und Anerkennung auch von principiell gegnerischer Seite zu erlangen und die Hin-

gebung und Frische, mit welcher der Siebzig- und Achtzigjährige seine Anschauungen in unverwüstlicher Beweglichkeit vertrat, galten allseits als eine staunenswerthe Erscheinung. Als ein Beispiel in letzterer Richtung sei nur sein Eingreifen zur Aufrechthaltung des Legalisirungszwanges und zur weiteren Ausdehnung des Militär-Relictengesetzes im J. 1890 erwähnt.

Aus dem Herrenhause heraus gelangte H. bei der ersten Präsentation für das Reichsgericht durch die Allerhöchste Entschließung vom 9. Juni 1869 in dieses Tribunal. H. stand damit am Abende seines Lebens vor einer ganz neuen Aufgabe; denn Sache dieses Gerichtshofes war es, die in Oesterreich und auch anderwärts fast unbekannte Rechtsprechung auf dem Gebiete des öffentlichen Rechtes ins Leben zu führen. Wenn es dem Reichsgerichte gelungen ist, dieses Problem erfolgreich zu verwirklichen, dann ist dies gewiß insbesondere Hye's Verdienst, und zwar schon deshalb, weil er nicht nur durch mehr als 25 Jahre ununterbrochen dem Gremium angehörte, sondern auch diese ganze Zeit hindurch, auf Grund neunmaliger Wahl durch das Collegium, die Geschäfte des ersten ständigen Referenten führte. Bei H. kam aber noch das Zweite dazu, daß, wenn bei ihm eine Berufsarbeit ohnehin niemals zum Handwerk herabsinken konnte, hier die Höhe der Aufgabe des Tribunals im Ganzen wie geschaffen war, um seiner eindrucksfähigen Natur jeden Einzelfall als einen bedeutsamen erscheinen zu lassen. So hat H. nach dem Zeugniß von competentester Seite seines r. g. Amtes „mit einer unverwüstlichen Arbeitslust und Arbeitskraft und mit einer Begeisterung für die Sache gewaltet, welche jeden Jüngling beschämen konnte und an welcher die Jahre spurlos vorübergegangen sind".

Das Urtheil, was das Reichsgericht und mit ihm sein erster ständiger Referent geleistet, hat H. überdies der Nachwelt durch die von ihm herausgegebene „Sammlung der Erkenntnisse des k. k. Reichsgerichtes" (Wien, Manz, Bd. I—V; Wien, Hölder, Bd. VI—IX) erleichtert. In den Vorreden zu diesen neun Bänden ist Hye's persönlicher Standpunkt in den principiellen Fragen der r. g. Judicatur, namentlich über das Verhältniß zwischen Reichsgericht und Verwaltungsgerichtshof, umständlich zur Entwicklung gelangt. Prüft man die r. g. Erkenntnisse an der Hand dieses Wegweisers, so tritt der individuelle Einfluß Hye's auf die r. g. Judicatur, wenn möglich, noch deutlicher hervor als durch die seine Autorschaft verrathende Fassung der Entscheidungsgründe vieler Erkenntnisse selbst. Man kommt dann mit Sicherheit zu folgendem Schlusse. H. mußte nach seinem ganzen Naturell von vorneherein eher ein Freund ausdehnender als einschränkender Interpretation der Befugnisse des Reichsgerichtes sein; er ist daher, von dem Streben nach Entwicklung des Reichsgerichts durchdrungen, litterarisch sowol als parlamentarisch mit der ganzen Kraft seiner Persönlichkeit dafür eingetreten, die Einsetzung eines besonderen Verwaltungsgerichtshofes durch eine gesetzgeberische Ausgestaltung des Reichsgerichtes (und obersten Gefällsgerichtes) überflüssig zu machen. Wenn es nun doch zur Errichtung des Verwaltungsgerichtshofes kam und das Reichsgericht trotzdem zu einer Einschränkung seiner Competenz nicht gelangte, dann hat H. an letzterem gewiß hervorragenden Antheil genommen. Jedenfalls konnte H. es als Triumph verzeichnen, daß das Reichsgericht in der vielbestrittenen Anspruchsjudicatur seinen Standpunkt dem Verwaltungsgerichtshofe gegenüber beharrlich festhielt. Daß das Reichsgericht in der Fällung des ihm allein zustehenden condemnatorischen, mit Executionskraft versehenen Urtheils nicht gehemmt sein kann, weil administrativ über den Anspruch entschieden wurde und dem Verwaltungsgerichtshof das Erkenntniß über diese Administrativentscheidung zu-

steht, dieser die r. g. Judicatur beherrschende Grundsatz fällt sichtlich mit Hye's Anschauungen zusammen. Dieser Grundsatz war es, welcher in den ersten Zeiten des Reichsgerichtes die Durchsetzung der Beamtenansprüche und später insbesondere jene der Seelsorgeransprüche gegen den Staat möglich gemacht hat; daß hier mit der Vertretung der Rechtsidee zugleich die Verwirklichung von Geboten der Humanität gegeben war, bildete natürlich für Hye's Seele nur einen neuen Quell der höchsten Befriedigung.

Aber auch in der zweiten Sphäre der r. g. Competenz, in der politischen Judicatur, ist vor allem eine Gruppe von Erkenntnissen zu finden, welche deutlich Hye's Einfluß verräth; es sind dies die Erkenntnisse in Fragen des nationalen Rechts. Daß das Reichsgericht sich muthig entschloß, dem Grundsatz nationaler Freiheit und Gleichberechtigung, welchen die Verfassung im J. 1867 in sich aufgenommen, wenigstens eine beschränkte praktische Geltung zuzuerkennen, das ist nach der Fassung der Ausschlag gebenden Erkenntnisse in erster Linie gewiß von H. ausgegangen. Es war H. in seiner Auffassung der Dinge eben unbegreiflich, daß der höchste Gerichtshof Oesterreichs in Fragen des öffentlichen Rechtes zu der Judicatur über jene Streitfälle nicht berufen sein sollte, welche mehr als alle anderen dem politischen Kampfe entstammen. Er lebte dabei vielleicht auch der Hoffnung, daß die aus der Judicatur des Reichsgerichtes sich entwickelnden Rechtssätze die Bausteine bilden könnten zu einem dem Kampfe der Parteien entrückten österreichischen Sprachenrechte, und die unerwartete Anfechtung dieser Judicatur von nahestehender Seite hat ihn bei seiner Gefühlswärme daher tief verwundet.

Die rastlose Wirksamkeit Hye's am Abende seines Lebens, im Dienste der Humanität und des Staates, hatte in erfreulicher Weise auch vielfache äußere Anerkennung zur Folge. Der siebzigste und achtzigste Geburtstag, das fünfzigjährige und sechzigjährige Doctorjubiläum waren Ereignisse, welche aus weiten Kreisen Kundgebungen der Liebe und Werthschätzung weckten und neue Ehren brachten. Im J. 1886 erfolgte die Verleihung des Ehrenbürgerrechtes durch die Stadt Wien, die Feier des 80. Geburtstages wurde durch die Verleihung der Kanzlerwürde des Ordens der eisernen Krone von Seite des Monarchen erhöht und an den Beginn des 25. Referentenjahres bei dem Reichsgerichte schloß sich die Allerhöchste Verleihung des Großkreuzes des Leopoldordens an. Vielleicht noch mehr als durch alle diese Auszeichnungen fühlte sich aber H. durch das Allerhöchste Handschreiben gehoben, welches im letzten Jahre seines Lebens an ihn als Präsidenten des Denkmalcomités der Befreiung Wiens von der Türkengefahr des Jahres 1683 gerichtet wurde. „Ich beglückwünsche Sie dazu", so heißt es in dem Allerhöchsten Handschreiben vom 13. September 1894, „daß es Ihnen vergönnt war, am Abende Ihres in verschiedenen Wirkungssphären des öffentlichen Dienstes rastlos thätigen Lebens sich an der Vollendung eines unter Ihrer umsichtigen Leitung und Fürsorge zu Stande gebrachten Werkes zu erfreuen, welches in seiner edlen künstlerischen Gestaltung der Größe der ihm zu Grunde liegenden historischen Erinnerungen sich als vollkommen würdig darstellt. Der erzielte glänzende Erfolg möge Sie für die viele, während einer langen Reihe von Jahren der Durchführung des pietätvollen und patriotischen Unternehmens gewidmete Mühe und Arbeit entschädigen, für welche auch Ich Ihnen Dank und volle Anerkennung ausspreche."

Dieses Allerhöchste Handschreiben war das letzte Denkzeichen von Hye's öffentlichem Wirken. Die erstaunliche Arbeitskraft Hye's, welche sich so lange ungebrochen erhalten, hatte in den letzten Jahren insofern eine Minderung erfahren, als eine Schwächung des Sehvermögens hemmend dazwischentrat. Seit

1890 hatte H. daher begonnen, sich aus dem Vereinsleben zurückzuziehen, und im J. 1894 machte er sich schon mit dem Gedanken vertraut, mit Abschluß des Trienniums das Referat im Reichsgericht aufzugeben; er wollte aber, und dies ist für seine Lebensfreudigkeit bezeichnend, auch dann noch als Mitglied im Reichsgericht verbleiben. Da trat die Krankheit ein, welche schon die Theilnahme an der Octobersession 1894 verhinderte; die Operation, welcher sich der Greis noch muthig unterzog, konnte die Rettung nicht bringen und am 9. December 1894 machte der Tod diesem reichen und, man kann wol sagen, in seltener Weise glücklichen Leben ein Ende.

Die sterbliche Hülle Hye's ruht, seiner testamentarischen Anordnung entsprechend, in heimathlicher oberösterreichischer Erde in der Familiengruft zu Steinhaus; in Wien, an der Stätte seines langjährigen Wirkens, versammelten sich seine Freunde und Verehrer am 5. Mai 1895 zu einer von dem juridischen Doctorencollegium angeregten Gedächtnißfeier und hier, in den Arkaden der Universität, wurde am 5. November 1899 sein derselben Initiative entstammendes Denkmal enthüllt. So weit übrigens die Werke des Lebens ein Denkmal bauen, ist ein solches für H. zunächst von selbst vorhanden an all jenen zahlreichen Stätten und in den Herzen all jener Ungezählten, mit welchen ihn sein humanitäres Wirken verknüpfte; es fehlt für ihn aber auch nicht in der großen Ruhmeshalle Oesterreichs. H. war ein echter Sohn Deutsch-Oesterreichs, mit den leuchtenden Vorzügen und mit den Schwächen seines Stammes; an seiner engeren Heimath und an dem großen Staate Oesterreich, der nach seiner Auffassung in erster Linie ein geschichtliches Werk seiner Stammesgenossen war, hing er mit allen Fasern seines Herzens. Und so kann es nur als die schönste Erfüllung seines Lebenszieles gelten, daß sein Name untrennbar verknüpft ist mit der österreichischen Geschichte, soweit sie von dem Vormärz in die Gegenwart hereinreicht; es ist ihm vergönnt gewesen, der Wissenschaft und Lehre des österreichischen Rechtes, der Gesetzgebung, Verwaltung und Rechtsprechung des österreichischen Staates die Spuren seines Geistes und seiner idealen Lebensauffassung mit unvertilgbaren Zügen einzuprägen.

Wurzbach, Biographisches Lexikon IX, 458—461. — Die feierliche Sitzung der kais. Akademie der Wissenschaften am 30. Mai 1895, S. 23 u. ff. — Anton Springer, Geschichte Oesterreichs seit dem Wiener Frieden 1809, II, 184 u. ff. — Reschauer-Smets, Das Jahr 1848. Geschichte der Wiener Revolution. Bd. I, S. 158 u. ff. — (Helfert), Aus Böhmen nach Italien. März 1848, S. 23 u. ff. — Hans Kudlich, Rückblicke und Erinnerungen I, 172 u. ff. — Franz Schuselka, Deutsche Fahrten, II, Während der Revolution, S. 61 u. ff. — Ferdinand Graf von Beust, Aus drei Vierteljahrhunderten II, 101 u. ff. — Dr. Cölestin Wolfsgruber, Cardinal Rauscher, S. 192, 195. — Leopold von Hasner, Denkwürdigkeiten, S. 43, 123, 124. — Leitmaier, Oesterreichische Gefängnißkunde, S. 183 u. ff. — Dr. Julius Glaser, Studien zum Entwurf des österreichischen Strafgesetzes, S. III u. ff. — Dr. S. Mayer, Handbuch des österreichischen Strafproceßrechtes I, 201 u. ff. — Acten des Justizministeriums. — Handschriftlicher Nachlaß.

Hugelmann.

Gabelentz *): Hans Georg Conon von der G., Sprachforscher und Sinolog, wurde am 16. März 1840 als zweiter Sohn des nachmaligen herzoglich sächsischen Wirkl. Geheimen Raths Hans Conon v. d. G. zu Poschwitz im Herzogthum Sachsen-Altenburg geboren. Bis zu seinem 16. Lebensjahre im elterlichen Hause erzogen, besuchte er von 1855 bis 1859 das herzogliche Gymnasium zu Altenburg, nach dessen Absolvirung er von 1859 bis 1863 zuerst in Jena, darauf in Leipzig vornehmlich rechts- und staatswissenschaftlichen Studien oblag. Im J. 1864 trat er in den königlich sächsischen Staatsdienst, in welchem er bis zum Jahre 1878 nacheinander als Accessist, Hülfsreferendar, Referendar, Auditor und Assessor in Dresden, Leisnig, Leipzig, Chemnitz und wieder in Dresden thätig gewesen ist. Dazwischen ist er von 1871—1872 commissarisch in der reichsländischen Verwaltung zu Straßburg und Mülhausen i. E. verwendet worden.

So sehr ihn jedoch sowol das juristische Studium wie auch später der dienstliche Wirkungskreis nach seinen eigenen Worten interessirte: seine innersten Neigungen gehörten dennoch einem anderen Gebiete an. Schon frühzeitig begann in ihm als väterliches Erbtheil eine ungewöhnliche Begabung und leidenschaftliche Begeisterung für das Sprachstudium hervorzutreten, und was er als Knabe versprach, hat er als Mann gehalten. Gern und nicht ohne berechtigten Stolz pflegte er zu erzählen, daß eine kleine Arbeit über die Verwandtschaft des Chinesischen und Siamesischen, die er als Gymnasiast verfaßt hatte, von August Schleicher in dessen Colleg über vergleichende Sprachforschung in anerkennender Weise erwähnt worden sei. So unterließ er es denn nicht, sich neben seinen juristischen Fachstudien auch eifrig unter Herm. Brockhaus' Leitung mit dem Sanskrit zu beschäftigen. Den mächtigsten und nachhaltigsten Einfluß auf seine linguistische Ausbildung hat jedoch unstreitig sein Vater ausgeübt. Wie viel er dessen Anregung und methodischer Leitung verdankte, hat er selbst dankbar bekannt in seinem pietätvollen Aufsatze: „Hans Conon von der Gabelentz als Sprachforscher" (Ber. d. philol.-hist. Classe der Kgl. Sächs. Ges. d. Wiss., Sitzung am 11. Dec. 1886). Er erzählt darin, wie er als achtjähriger Knabe Englisch zu lernen begann und dabei die Wahrnehmung machte, daß im Englischen immer th für deutsches d zu stehen schien. Diese für einen Knaben von acht Jahren erstaunliche Beobachtung, die bereits an der Klaue den Löwen erkennen ließ, gab dem Vater Veranlassung, ihn in einer für das kindliche Verständniß geeigneten Form in die Geheimnisse der Lautverschiebung einzuführen. „Zwölf oder dreizehn Jahre alt mochte ich sein", fährt er dann fort, „als er mir erlaubte Eichhoff's Vergleichung der Sprachen von Europa und Indien zu lesen, ein Buch, das ich halbwegs verstehen und namentlich recht genießen konnte. Etwa ein Jahr später gab er mir Bopp's vergleichende Grammatik in die Hand, und ich habe wol den größten Theil davon mit Wonne gelesen. Eine eigentliche Anleitung zum Verständnisse gab er mir nicht, eher dann und wann auf Befragen einzelne Erläuterungen. Ueberhaupt ließ er mir immer die Initiative, ging nur mehr oder weniger auf meine Wünsche und Interessen ein und gab ihnen höchstens die Richtung, die ihm dienlich schien. So mochte er es gern, wenn wir Geschwister einander und ihm selbst spielweise Dechiffriraufgaben stellten, und als ich eine Sprache nach seiner Methode aus Texten zu erlernen wünschte, gab er mir die Genesis in Grebo und einige Anleitung zur Anlage von Collectaneen, — das Weitere überließ er mir. Später, etwa in meinem sechszehnten Jahre, ließ er mich zur Uebung und Unterhaltung einige Seiten neuseeländische Texte mit Ueber-

*) Zu Bd. XLIX, S. 236.

setzung lesen und danach einen Abriß der Grammatik verfassen. Da ich Chinesisch zu lernen wünschte, schenkte er mir zu meinem sechszehnten Geburtstage Rémusat's Élémens. Als ich diese durchgearbeitet hatte, gab er mir St. Julien's Ausgabe und Uebersetzung des Meng-tsï zur Lectüre, fast gleichzeitig aber auch dessen Exercices pratiques".

Ich habe diesen Passus wörtlich angeführt, weil er für den Sohn nicht minder charakteristisch ist als für den Vater. Erst wenn man die Entstehung und den Entwicklungsgang seiner linguistischen Studien kennt, wird man Georg v. d. G. in seiner Eigenart als Forscher wie als wissenschaftliche Persönlichkeit richtig beurtheilen können: sowohl seine Vorzüge wie auch seine Mängel finden hier ihre Erklärung.

Obwol er also gewissermaßen in der Schule seines Vaters aufwuchs, hat ihn dennoch dieser selbst, indem er ihm „immer die Initiative ließ", vor der Gefahr geistiger Abhängigkeit zu schützen gewußt. So wird es begreiflich, wie Beide trotz der Gleichartigkeit von Talent und Neigung nichtsdestoweniger in der Art wie jeder von ihnen seine Aufgabe erfaßt und durchführt, die auffallendste Verschiedenheit zeigen. Beide sind in gleicher Weise bestrebt, einen möglichst allumfassenden Einblick in die verschiedensten Typen des Sprachbaues zu gewinnen, wobei sie in der Regel den mühsamen, aber sicheren Weg eigener Beobachtung einschlagen und den zu erforschenden Sprachen lieber durch das unmittelbare Studium von Texten als durch die Vermittlung von Grammatiken, sofern solche vorhanden waren, zu Leibe gehen. Aber wenn der Vater sich zufrieden gab, sobald es ihm gelungen war, die auf inductivem Wege gefundenen Sprachformen in die Rubriken der landläufigen grammatischen Kategorien einzuordnen, ist der Sohn vor allem darauf bedacht, sich nach Möglichkeit von jedem vorgefaßten Schema frei zu halten, um der Fülle der Erscheinungen gerecht zu werden und sie aus sich heraus zu erklären. Dabei kam ihm freilich neben einer geradezu erstaunlichen Combinationsgabe ein Sprachgefühl von seltener Feinheit zu Hülfe, vermöge dessen er oft im Stande war, gleichsam intuitiv zu errathen, was dann erst durch nachträgliche Analyse als richtig bewiesen werden konnte. Während ferner Hans Conon bei seiner Abneigung gegen philosophische Betrachtungsweise Verallgemeinerungen mit ängstlicher Scheu aus dem Wege ging, fühlt sich Georg gerade zu den Fragen der allgemeinen Grammatik und der Sprachphilosophie unwiderstehlich hingezogen. Gründliche philosophische Bildung, verbunden mit dialektischer Gewandtheit und logischer Prägnanz des Ausdrucks sind Vorzüge, durch welche sich die meisten seiner Arbeiten auszeichnen, — Vorzüge, die er nach seinem eigenen Geständniß in erster Linie der Einwirkung Kuno Fischer's zu verdanken glaubte, wie denn auch dessen Logik und Geschichte der neueren Philosophie zu seinen Lieblingsbüchern gehörten, in die er sich gern immer wieder vertiefte. — Endlich tritt die individuelle Verschiedenheit Beider mit besonderer Schärfe in ihrer Schreibweise hervor. Hans Conon schreibt sachlich und klar, ohne sich im übrigen um die äußere Form der Darstellung zu kümmern, und so ganz unrecht hatte er wol nicht, wenn er klagte, „daß er die trockene Pedanterie des amtlichen Geschäftsstiles nimmer überwinden könne"; der Sohn hingegen ist jederzeit bemüht, auch den sprödesten Stoff in eine künstlerische Form zu gießen, wobei freilich sein Stil, namentlich in seinen früheren Arbeiten, nicht immer ganz frei von Manierirtheit erscheint.

Georg v. d. G. pflegte im Hinblick auf die „Lautschieber", wie er scherzweise diejenigen unter den Indogermanisten bezeichnete, die sich ausschließlich mit dem Lautwesen der Sprache befaßten, daß ihre Forschung gerade dort aufhörte, wo die Sprache als Ausdruck des Gedankens überhaupt erst inter=

essant zu werden anfinge, und er fügte dann auch wol die boshafte Bemerkung hinzu, daß diese geflissentliche Nichtbeachtung der Syntax sich oft genug an der Schreibweise jener Sprachforscher bitter rächte. So ist es denn gewiß bezeichnend für sein mehr der inneren als der äußeren Form der Sprache zugewandtes Interesse, daß eine seiner frühesten Schriften (er hatte bis dahin nur eine kurze Anzeige einiger Mandschu-Drucke im XIV. Bde. der Zeitschr. d. Deutschen morgenl. Gesellsch., 1860, und eine Notiz über die Conjugation im Dayak, ebendas. Bd. XVI, 1862, veröffentlicht) den Titel: „Ideen zu einer vergleichenden Syntax" trägt (Zeitschr. f. Völkerpsychologie u. Sprachwissensch., hrsg. von Lazarus u. Steinthal, Bd. VI, 1869). Er sucht darin die Lehre von dem psychologischen Subject und Prädicat zu begründen und zugleich den für die Wortstellungsgesetze wichtigen Nachweis zu führen, daß das psychologische Subject als der eigentliche Gegenstand des Gedankens stets die erste, das psychologische Prädicat hingegen, als dasjenige, was der Angeredete über jenen Gegenstand zu denken veranlaßt werden soll, stets die zweite Stelle im Satze einnehme. In einem sechs Jahre später erschienenen Aufsatze: „Weiteres zur vergleichenden Syntax" (ebendas. Bd. VIII, 1875) behandelt er dann noch einmal dasselbe Thema, indem er es jedoch auf Grund eines ungleich umfassenderen Sprachenmaterials zugleich erweitert und vertieft. Dieser zuerst von ihm ausgesprochene Gedanke, ursprünglich aus seinen japanischen Studien hervorgegangen, hat sich in der Folge als überaus fruchtbar erwiesen, und er selbst ist später des öfteren auf jene beiden psychologisch-grammatischen Kategorien zurückgekommen, — so besonders in der großen „Chinesischen Grammatik" und in der „Sprachwissenschaft".

Es liegt auf der Hand, daß die einmal eingeschlagene Richtung ihn geradeswegs auf das Chinesische hinleiten mußte als auf diejenige Sprache, deren Grammatik ausschließlich auf der Wortstellung beruht, also, mit anderen Worten, reine Syntax ist. Im J. 1876 erschien denn auch als erster Versuch auf sinologischem Gebiete seine Promotionsschrift, für die ihm die Leipziger philosophische Facultät die Doctorwürde verlieh; sie trägt den Titel: „Thai-kih-thu, des Tscheu-tsï Tafel des Urprinzipes, mit Tschu-hi's Commentare nach dem Hoh-pih-sing-li, Chinesisch mit mandschuischer und deutscher Uebersetzung, Einleitung und Anmerkungen" (Dresden). Werthvoll als ein Beitrag zur Kenntniß der damals noch sehr wenig bekannten chinesischen Naturphilosophie aus deren Blüthezeit, ist die Arbeit zugleich lehrreich durch die sorgfältige grammatische Analyse des Textes.

Im J. 1878 wurde G. als Extraordinarius an die Universität Leipzig berufen. Damit war sein Lieblingswunsch erfüllt, und er konnte fortan ganz und mit ungetheilter Kraft seiner Wissenschaft leben. Von nun an wendet er sich mit voller Energie dem Studium des Chinesischen und auch der mit diesem verwandten Sprachen zu. Im Herbste desselben Jahres, kurz vor Antritt seiner Professur, hält er auf dem Orientalistencongreß zu Florenz einen Vortrag über die Verwandtschaft der indochinesischen Sprachen („Sur la possibilité de prouver l'existence d'une affinité généalogique entre les langues dites indochinoises", Atti del IV. Congr. Intern. degli Orientalisti, vol. II, p. 283—295, Firenze 1881), in welchem er bereits auf gewisse lautgeschichtliche Erscheinungen in diesen Sprachen hinweist, die er später in der Einleitung zu seiner chinesischen Grammatik mit größerer Ausführlichkeit behandelt. Schon Stan. Julien hatte auf die Vorliebe der Chinesen für Satzperioden, die sich in Theile von gleicher Gliederzahl zerlegen lassen, und auf die Bedeutung dieser Eigenthümlichkeit für die grammatische Analyse hingewiesen; dasselbe Thema behandelt G. in dem kleinen Aufsatze: „Ein Probe-

stück vom chinesischen Parallelismus" (Zeitschr. f. Völkerpsychologie u. Sprachwissensch., Bd. X, 1878).

Ungleich bedeutsamer ist jedoch sein „Beitrag zur Geschichte der chinesischen Grammatiken und zur Lehre von der grammatischen Behandlung der chinesischen Sprache" (Zeitschr. d. deutschen morgenl. Gesellsch., Bd. XXXII, 1878) als der erste methodologische Versuch dieser Art. Nach einer gedrängten kritischen Uebersicht der bis dahin erschienenen chinesischen Grammatiken kommt G. im zweiten Theile des Aufsatzes auf die Aufgaben der grammatischen Behandlung des Chinesischen zu sprechen und begründet darin die Forderung, daß die grammatische Darstellung die Sprache als eine Gesammtheit von Erscheinungen aufzufassen, diese jedoch nach zwei getrennten Gesichtspunkten zu betrachten habe: einmal im Hinblick auf die Mittel, welche die Sprache als Factoren des Gedankenausdrucks besitzt, und dann in Rücksicht auf das Verhältniß dieser Mittel zu den verschiedenen Möglichkeiten der Gedankenverknüpfungen. Der erste Gesichtspunkt leitet uns beim Uebersetzen aus einer fremden Sprache in die eigene, der zweite, wenn wir uns einer fremden Sprache bedienen wollen (vgl. auch den kurzen Vortrag: „On a new Chinese Grammar" in den Verhandlungen des V. Internat. Orientalisten-Congresses II, II, Berlin 1882). Das hier aufgestellte Programm hat G. bald darauf in seiner „Chinesischen Grammatik mit Ausschluß des niederen Stiles und der heutigen Umgangssprache" (Leipzig 1881) durchgeführt.

Um die wissenschaftliche Bedeutung dieses Werkes nach Verdienst zu würdigen, muß man sich gegenwärtig halten, was bisher auf diesem Gebiete geleistet worden war. An chinesischen Grammatiken war zwar nachgerade kein Mangel, aber keine von ihnen, mit alleiniger Ausnahme von Schott's bahnbrechender „Chinesischer Sprachlehre" (1857), bot mehr als eine mehr oder weniger brauchbare Anleitung zum Uebersetzen aus dem Chinesischen. Aber auch Schott's Buch war doch im Grunde eher eine Abhandlung über chinesische Grammatik als eine solche selbst. Das Lob, welches G. ihm spendet, daß er der chinesischen Grammatik eine Form gegeben habe, welche keine andere Voraussetzung kennt als den Bau der Sprache selbst, gebührt ihm selber in ungleich höherem Maße. Schon durch die Gliederung in ein analytisches und ein synthetisches System, wie sie in diesem Buche, entsprechend der in der soeben erwähnten Abhandlung geforderten Zweitheilung, durchgeführt ist, erscheint hier die Sprache in einer völlig neuen Darstellung. Besonders aber ist es die Lehre von den Partikeln, die Alles, was bis dahin in der Behandlung dieses für die chinesische Grammatik so wichtigen Capitels versucht worden war, weit hinter sich zurückläßt. Hier gerade zeigt sich so recht die vollendete Meisterschaft in der psychologischen Analyse, wenn man damit die unbeholfen tastenden Versuche eines St. Julien, des größten Sinologen seiner Zeit, vergleicht, der sich in seiner „Syntaxe nouvelle" damit begnügt, untereinander verwandte Einzelfälle einfach zu registriren, statt ihren inneren Zusammenhang aufzudecken. Und welcher Reichthum an neuen Gesichtspunkten für die Beurtheilung nicht nur der Lautgeschichte des Chinesischen, sondern auch seiner Stellung im Kreise verwandter Sprachen in dem einleitenden Abschnitt: „Lautgeschichtliche und etymologische Probleme"! Doppelt erstaunlich erscheint jedoch das Buch als wissenschaftliche Leistung, wenn man in Betracht zieht, daß Gabelentz' Belesenheit in der chinesischen Litteratur sich in verhältnißmäßig recht engen Grenzen bewegte. Gewiß verlangen manche Einzelheiten eine Berichtigung oder Ergänzung, aber als Ganzes genommen liegt hier eine grammatische Darstellung vor, die so leicht nicht überboten werden dürfte, und mit vollem Recht sagt daher Conrady in seinem schönen Nachruf (Beil. zur Allg.

Zeitung, 1893, Nr. 303): „In der That ist die ‚Chinesische Grammatik‘ nicht nur grundlegend für die Sinologie: sie reicht auch über den Rahmen der Einzelsprache weit hinaus in das Gebiet der allgemeinen Sprachwissenschaft“.

Da indeß die „Chinesische Grammatik“ schon allein durch ihren Umfang, als Einführung in das Studium der Sprache wenig geeignet erschien, ließ G. ihr bald die „Anfangsgründe der chinesischen Grammatik mit Uebungsstücken“ (Leipzig 1883) folgen, die in gedrängter Form eine übersichtliche Zusammenstellung alles dessen enthalten, was für die Lectüre leichterer Texte unerläßlich ist. Das Buch ist jedoch nicht etwa ein bloßer Auszug aus dem größeren Werke, vielmehr bietet es eine von diesem durchaus abweichende, selbständige Behandlung des Gegenstandes. Galt es dort der Sprache als einer Gesammtheit von Erscheinungen zugleich in allen ihren Theilen durch eine erschöpfende wissenschaftliche Darstellung gerecht zu werden, so hatten hier in erster Linie didaktische Erwägungen den Ausschlag zu geben. Zum Unterschied von der großen Grammatik wird in den „Anfangsgründen“ überdies auch die neuere Sprache und der niedere Stil berücksichtigt. Leider hatte sich aber G. damit an ein Gebiet herangewagt, welches er nur sehr ungenügend beherrschte, so daß gerade dieser Abschnitt äußerst dürftig ausgefallen ist und dem Buche eher zum Mangel als zum Vortheil gereicht.

Außer den „Anfangsgründen“ schließen sich noch eine Anzahl kleinerer einschlägiger Arbeiten mehr oder weniger unmittelbar an das Hauptwerk an. Theils sind es Ergänzungen und Berichtigungen der großen chinesischen Grammatik, wie der kleine Aufsatz; „Some Additions to my Chinese Grammar“ (Journ. of the China Branch of the R. As. Soc., New Series, XX, Shanghai 1886) und die sehr reichhaltige Monographie: „Beiträge zur Chinesischen Grammatik. Die Sprache des Čuang-tsï“ (Abh. d. philol.-hist. Cl. d. Kgl. Sächs. Ges. d. Wissensch., Bd. X, Nr. VIII, Leipzig 1888), theils behandeln sie methodologische Fragen, wie die Entgegnung auf F. Misteli's „Studien über die chinesische Sprache“: „Zur chinesischen Sprache und zur allgemeinen Grammatik“ (Intern. Zeitschr. f. allgem. Sprachwissenschaft, hrsg. von F. Techmer, Bd. III, Leipzig 1887). Und hierher gehört auch die kleine Studie: „Zur grammatischen Beurtheilung des Chinesischen“ (ebenda Bd. I, 1884), eine äußerst feine und scharfsinnige kritische Untersuchung über die grammatischen Kategorien des Chinesischen, die meines Erachtens das Beste ist, was je über den grammatischen Bau dieser Sprache geschrieben wurde und zugleich ein Muster formvollendeter wissenschaftlicher Darstellung. Mit der chinesischen Philosophie befassen sich die Abhandlungen: „Ueber das taoistische Werk Wen-tsï“ (Berichte d. Kgl. Sächs. Ges. d. Wissensch., philol.-hist. Cl., 1887), „Ueber den chinesischen Philosophen Mek Tik“ (ebenda 1888) und „Der Räuber Tschik, ein satirischer Abschnitt aus Tschuang-tsï“ (ebenda 1889), eine mustergültige Uebersetzungsprobe aus einem der schwierigsten Schriftsteller der chinesischen Litteratur. Hin und wieder wendet sich G. auch an einen größeren Leserkreis, wie z. B. in seiner Leipziger Antrittsrede: „Die ostasiatischen Studien und die Sprachwissenschaft“ (Unsere Zeit 1881) sowie in den beiden Essays: „Ueber Sprache und Schriftthum der Chinesen“ (ebenda 1884) und „Confucius und seine Lehre“ (Leipzig 1888).

Aber so sehr auch das Chinesische für G. den Mittelpunkt seiner Interessen bildet, so werden doch anderweitige linguistische Studien darüber keineswegs vernachlässigt. Seit jeher hatte er sich begreiflicherweise mit besonderer Vorliebe den Sprachen der Südseevölker zugewandt: mußte ihm doch die Pflege speciell dieses Sprachgebietes geradezu als ein väterliches Vermächtniß

erscheinen. Mit Unterbrechungen kehrte er daher immer wieder zu den längst begonnenen Vorarbeiten zurück, und als die Frucht eines langjährigen Sammelfleißes erschienen endlich die mit A. B. Meyer gemeinsam herausgegebenen „Beiträge zur Kenntniß der melanesischen, mikronesischen und papuanischen Sprachen, ein erster Nachtrag zu Hans Conon's von der Gabelentz Werke die melanesischen Sprachen" (Abh. d. philol.-hist. Cl. d. Kgl. Sächs. Ges. d. Wissensch., Bd. VIII, Nr. IV, Leipzig 1882). Es wird darin auf Grund einer lexikalischen Vergleichung von 78 Idiomen der Nachweis geliefert, daß die melanesischen Sprachen als aus der Vermischung einer Negritorace mit malaio-polynesischen Elementen hervorgegangen zu betrachten seien. Im darauffolgenden Jahre veröffentlichte er, gleichfalls im Verein mit A. B. Meyer: „Einiges über das Verhältniß des Mafoor zum Malayischen" (Bijdragen tot de taal-, land- en volkenkunde van Neerl. Indië, 1883) und kommt auch in dieser sprachvergleichenden Untersuchung zu dem Ergebniß, daß die Uebereinstimmungen zwischen dem Mafoor und den malayischen Sprachen so weitgehend seien, als daß an eine Entlehnung im gewöhnlichen Sinne des Wortes kaum zu denken sein dürfte. In der Abhandlung: „Einiges über die Sprachen der Nicobaren-Insulaner" (Ber. d. Kgl. Sächs. Ges. d. Wissensch., 1885) führte er dann noch den Nachweis, daß diese Idiome der indonesischen Sprachensippe beizuzählen seien.

Neben all diesen einzelsprachlichen und sprachvergleichenden Arbeiten hat G. die Fragen der allgemeinen Sprachwissenschaft nie aus dem Auge verloren. Die Frucht seiner Studien auf diesem Gebiete war sein letztes größeres Werk: „Die Sprachwissenschaft, ihre Aufgaben, Methoden und bisherigen Ergebnisse" (Leipzig 1891), von dem inzwischen (1901) eine vom Grafen A. von der Schulenburg herausgegebene zweite, verbesserte und vermehrte Auflage erschienen ist. Einen Abschnitt daraus: „Stoff und Form in der Sprache" hatte G. bereits in den Ber. d. Kgl. Sächs. Ges. d. Wissensch. 1889 veröffentlicht. Das Buch ist, wie er selbst in der Vorrede betont, in einer längeren Reihe von Jahren mit großen Unterbrechungen entstanden, und seine Theile sind keineswegs in der Reihenfolge verfaßt, in der sie vorliegen. Was ihn eben beschäftigte, wurde, sobald es ihm reif schien, als Aufsatz niedergeschrieben, und mit der Zeit entstand der Plan des Ganzen. Er selbst sah ein, daß die Spuren einer solchen Entstehung sich kaum verwischen ließen, und in der That kann nicht geleugnet werden, daß die einzelnen Abschnitte des Buches nicht nur verschiedenartig in der Darstellung, sondern auch verschiedenartig in der Ausführung gerathen sind. Mit Recht werden ihm die Indogermanisten vorhalten, daß er der vergleichenden Sprachforschung im engeren Sinne doch allzu sehr als unbetheiligter Zuschauer gegenübergestanden habe und daher hin und wieder die Vorzüge einer streng methodischen Schulung vermissen lasse; und mit gleichem Rechte wird man ihm den Vorwurf nicht ersparen können, daß er die Ergebnisse der neueren Psychologie nicht gebührend berücksichtigt habe. Aber dennoch bleibt gerade dieses Buch trotz all' seinen Mängeln ein *κτῆμα ἐς ἀεί*: einmal durch die reiche Fülle von Anregungen und schöpferischen Gedanken, die es enthält, — dann aber auch dank dem Umstande, daß sein Verfasser mit der unendlichen Mannichfaltigkeit der verschiedensten Gebilde menschlichen Sprachbaues vertrauter war als irgend ein anderer seiner Zeitgenossen. Und diese Vertrautheit schöpfte er nicht etwa aus grammatischen Lehrsystemen, sondern, wo immer er dazu in der Lage war, aus dem selbständigen Studium von Texten. „Wer das Schwimmen lernen will, muß selbst ins Wasser gehen", pflegte Georg v. d. G. zu sagen, und Niemand hat diesen Grundsatz treulicher befolgt als er. Daraus erklärt sich

auch der Charakter des unmittelbar Erlebten, der diesem Buche nicht nur einen so unvergänglichen Reiz verleiht, sondern ihm auch einen bleibenden Platz in der Geschichte der Sprachwissenschaft sichert.

Im Herbste des Jahres 1889 wurde er als ordentlicher Professor an die Berliner Universität berufen und als Schott's Nachfolger zum Mitgliede der dortigen Akademie der Wissenschaften gewählt. Aber die Hoffnungen und Erwartungen, die sich an diese Berufung geknüpft hatten, sollten sich leider nicht erfüllen. Gleichzeitig mit der Uebersiedlung nach Berlin traf ihn ein schweres häusliches Ungemach: nach einer siebzehnjährigen, anscheinend glücklichen Ehe sah er sich plötzlich zur Scheidung genöthigt. Dieser herbe Schlag, der ihn thatsächlich völlig unvorbereitet traf, warf ihn zunächst völlig nieder, und zum Ueberfluß stellten sich schon damals die Vorboten eines tückischen körperlichen Leidens ein, das zwar durch ärztliche Kunst eine Zeitlang hingehalten, aber nicht mehr beseitigt werden konnte. So kam es, daß mit dem Abschluß der fruchtbaren Leipziger Periode auch die Zeit productiver wissenschaftlicher Arbeit ihr Ende fand. Seine Schaffenskraft war gebrochen. Zwar fällt das Erscheinen der „Sprachwissenschaft“ in die Berliner Zeit, doch war das Buch, wie erwähnt, zum größten Theile in früheren Jahren entstanden, und unter den wenigen Abhandlungen, die er in seinen letzten Lebensjahren geschrieben und in den Sitzungsberichten der Kgl. Preuß. Akademie der Wissenschaften veröffentlicht hat („Vorbereitendes zur Kritik des Kuan-tsï“ 1892, „Zur Beurtheilung des koreanischen Schrift- und Lautwesens“ 1892, „Die Lehre vom vergleichenden Adverbialis im Altchinesischen“ 1893 und „Baskisch und Berberisch“ 1893), ist keine, die einen Vergleich mit seinen früheren Leistungen aushielte. Nach seinem Tode erschien dann noch als opus postumum das Buch: „Die Verwandtschaft des Baskischen mit den Berbersprachen Nord-Africas, herausgegeben nach dem hinterlassenen Manuscripte durch Dr. A. C. Graf von der Schulenburg“ (Braunschweig 1894). Leider muß gesagt werden, daß diese Veröffentlichung einer noch keineswegs druckreifen Arbeit nur als ein Schritt irregeleiteter Pietät erklärt und entschuldigt werden kann.

G. hat sich in Berlin wol nie so recht heimisch gefühlt und schien sein dortiges Domicil, schon infolge der größeren Entfernung von seinem Gute Poschwitz und den dort befindlichen reichen Schätzen der väterlichen Bibliothek, immer als eine Art Exil zu empfinden, aus dem er sich, so oft er irgend konnte, in sein geliebtes Tusculum flüchtete. Noch einmal durfte er sich eines ungetrübten Eheglücks erfreuen, aber dies Glück war leider nur von kurzer Dauer: nur zu bald warf ihn sein altes Uebel aufs Krankenlager, von dem er sich nicht wieder erheben sollte. Am 11. December 1893 erlöste ihn ein sanfter Tod von seinen qualvollen Leiden.

Bei seiner Aufnahme in die Akademie der Wissenschaften schloß G. seine Antrittsrede (Sitzungsberichte 1890, XXXIV) mit den Worten: „Neigung und Schicksal haben mich bisher dahin geführt, an sehr verschiedenen Punkten des Globus linguarum Umschau zu halten. Oft nur sehr flüchtige Umschau, aber — das hat die Landstreicherei für sich —, überall anregende. Inwieweit ich fernerhin der einen oder anderen dieser Anregungen folgen werde, das hängt nur zum kleinsten Theile von meinem Willen ab“. Wenn es sich auch gewiß nicht leugnen läßt, daß eine so große Vielseitigkeit wie er sie anstrebte, unvermeidliche Gefahren in sich birgt, so muß doch zugegeben werden, daß er auf dem Wege, den er einschlug, eine Weite des Blickes und eine Unvoreingenommenheit des Urtheils erlangt hat, welche die einseitige Beschränkung auf ein engbegrenztes Specialgebiet nimmermehr gewähren kann. Sicherlich hat es Sinologen genug gegeben, die ihm an philologischer Gründlichkeit und

positivem Fachwissen weit überlegen waren, aber man vergesse dabei nicht, daß keiner von ihnen im Stande gewesen wäre, eine chinesische Grammatik zu schreiben, wie sie die Wissenschaft ihm verdankt. Er war ein Anreger und Pfadfinder, als Forscher wie als Lehrer. Frei von gelehrtem Dünkel besaß er den Muth des Irrthums und zugleich eine Naivetät des Gemüthes und Geistes, wie sie nur wahrhaft selbständigen Naturen eigen ist.

Der Vollständigkeit wegen seien zum Schlusse noch folgende kleinere Arbeiten erwähnt, die im Vorstehenden keine Berücksichtigung finden konnten: „Kin Ping Mei, les aventures galantes d'un épicier, Roman réaliste, trad. du Mandchou“ (Revue orient. et américaine, publ. par L. de Rosny, Paris 1879); „Zur chinesischen Philosophie“ (Wiss. Beil. d. Allg. Ztg. 1880, Nr. 92); „A. F. Pott“ (Allg. deutsche Biographie) und die Artikel in Ersch u. Gruber's Encyklopädie: Kung-fu-tse, Kuki (Volk und Sprache), Kolarische Sprachen, Kunama-Sprache, Lao-tse. Einige populäre Aufsätze zur Länder- und Völkerkunde sind in den älteren Jahrgängen des „Globus“, die meisten seiner Recensionen im „Literarischen Centralblatt“ erschienen.

Wilhelm Grube.

Gruber *): Franz Xaver G., geboren am 25. November 1787 als Sohn eines armen Leinewebers zu Hochburg im Innviertel (Oberösterreich), war von 1807—1829 Dorfschullehrer und Organist zu Arnsdorf (bei Salzburg), wo er am 24. December 1818 das von Joseph Franz Mohr (s. d.) gedichtete Weihnachtslied „Stille Nacht! Heilige Nacht!“ componirte, das er noch in der Christmette um Mitternacht desselben Tages in der Sanct Nicolai-Pfarrkirche zu Oberndorf, an der er gleichfalls den Organistendienst versah, mit dem Kirchenchor zur Aufführung brachte. Durch die Zillerthaler Sänger Geschwister Strasser kam das Lied 1832 nach Norddeutschland und wurde nunmehr bald volksthümlich. Von Arnsdorf wurde G. 1830 nach Berndorf, von dort 1835 als Stadtpfarrchorregent und Organist nach Hallein an der Salzach berufen, wo er am 7. Juni 1863 starb. Er war drei Mal vermählt, aber nur aus seiner zweiten Ehe blüht sein Nachwuchs noch heute fort. Als Componist, namentlich auf dem Gebiet der Kirchenmusik, hat G. große Fruchtbarkeit entfaltet.

„Ueber Land und Meer“ vom 22. December 1901.

O. F. Gensichen.

Hannak *): Emanuel Franz Adam H., österreichischer Schulmann, † am 28. Februar 1899. Geboren am 30. Mai 1841 in Teschen (Schlesien), verlor H. bereits 1842 seinen Vater und wuchs seitdem im Hause seines Großvaters, Bürgers und Hausbesitzers seiner Vaterstadt, auf. Er besuchte das dortige Gymnasium von 1850—1859 und studirte dann an der Wiener Universität classische Philologie unter Bonitz und Vahlen, Geschichte unter Aschbach, Albert Jäger, Ottokar Lorenz und Arneth, Philosophie unter Lott und Zimmermann. Im Jahre 1863 für das Gymnasiallehramt geprüft, wirkte er zunächst als Probecandidat und Supplent am akademischen Gymnasium zu Wien. Nachdem er 1864 auch Doctor der Philosophie geworden war, wurde er 1865 an das neubegründete Leopoldstädtische Communal-Gymnasium (Human- und Realgymnasium) berufen und dort 1866 zum Gymnasialprofessor ernannt. Gleichzeitig habilitirte er sich an der Universität als Privatdocent für alte Geschichte und classische Philologie. Daneben lehrte er an der Lehrerinnenbildungsanstalt und 1870—73 am Lehrerpädagogium

*) Zu Bd. XLIX, S. 577.
**) Zu Bd. XLIX, S. 760.

der Stadt Wien, das damals unter Leitung von Friedrich Dittes stand. Dadurch mit der Vorbildung der Volksschullehrer vertraut geworden und für diesen Zweig der Pädagogik erwärmt, übernahm er 1873 als Director die Leitung des neuen Landesseminares zu Wiener Neustadt. Auf einer Studienreise durch Deutschland lernte er 1874 eine Reihe der angesehensten deutschen Lehrerbildungsanstalten kennen und wußte seine Beobachtungen in der Organisation der eigenen Anstalt so glücklich zu verwerthen, daß diese bald den Ruf einer Musteranstalt für Oesterreich erwarb. Daher richteten, als Dittes 1881 nach mancherlei Streitigkeiten von der Leitung des städtischen Pädagogiums zurücktrat, die Blicke sich auf H., und dieser trat als Director an die Spitze der Anstalt, der er bereits früher jahrelang als Lehrer gedient hatte. In dieser Stellung verblieb er und genoß längst den Ruf eines der vielseitigsten und tüchtigsten Pädagogen Deutschösterreichs, als er inmitten rüstiger Thätigkeit nach kaum viertägiger Krankheit am 28. Februar 1899 durch den Tod abberufen ward.

Neben seiner praktischen Berufsarbeit bethätigte H. sich eifrig als Schriftsteller. Außer einer größeren Reihe einzelner Aufsätze in wissenschaftlichen Zeitschriften erschienen von ihm mehrere an den österreichischen Schulen weitverbreitete Lehrbücher der allgemeinen Geschichte für Mittelschulen, Lehrer- und Lehrerinnenbildungsanstalten und das „Lehrbuch der österreichischen Geschichte, der Verfassung und der Staatseinrichtungen der österreichisch-ungarischen Monarchie“ (Wien 1884; 2. Auflage 1886), sowie eine in vielen Auflagen erneuerte „Oesterreichische Vaterlandskunde“ und ein mit Umlauft herausgegebener „Historischer Schulatlas“ (1886). Seine ersten litterarischen Arbeiten galten dem Alterthume: „Q. Fabius Pictor und die römische Gründungssage“ (1866), „Das Museum und die Bibliothek zu Alexandria“ (1867), „Das Historische in den Persern des Aischylos“ (1868), „Appianus und seine Quellen“ (1869). Diesen Jugendarbeiten reihte sich später an die „Geschichte der Pädagogik des Alterthums“ (Band I der 4. Auflage der „Geschichte der Pädagogik“ von Karl Schmidt, von H. wesentlich umgearbeitet). Inzwischen hatte er jedoch auch seinen litterarischen Fleiß mehr der praktischen Pädagogik zugewandt. Hieher gehören seine „Berichte über das österreichische Unterrichtswesen“ (1873 anläßlich der Wiener Weltausstellung), sowie die Schriften „Ueber den Geschichtsunterricht“ (1873) und „Methodik des Unterrichts in der Geschichte“ (1891). Für das Jubiläumswerk „Wien 1848—1888“ schrieb H. den Abschnitt „Schule“. Als Ehrenmitglied der „Industrial Education Association“ zu New-York lieferte er zu deren Publicationen die Arbeit: „The training of teachers in Austria“ (1889). Sander.

Heckel *): August von H., Genre- und Historienmaler, geboren am 26. September 1824 zu Landshut, † am 23. October 1883 in München, als jüngster Sohn des Kreis- und Stadtgerichtsdirectors Joseph v. H. H. war zum gelehrten Fache des Vaters bestimmt, setzte es aber durch, 1842 die Kunstschule in Augsburg besuchen zu dürfen, wodurch ihm der Weg in die Münchener Akademie 1844 geebnet wurde. Auf Erwerb bedacht, zeichnete und malte H. viele Porträts (darunter das Bildniß des nachmals als Heraldiker hervorragenden Dr. K. H. Ritter von Mayerfels, als „Fuchs“ im Studentencorps „Suevia“, im Schnürflaus mit Cerevismütze); auch übte er sich nach Schnorr's Vorbild in figurenreichen Compositionen. Im J. 1848 trat H. unter die Waffen des Künstlerfreicorps, wo seine Kameraden ihn zum Officier erwählten. Es war ein schmuckes und gentiles Corps, welches in kürzester Zeit unter dem

*) Zu S. 89.

Obercommando des Schlachtenmalers Feodor Dietz, Wilh. Gail's u. A. einexercirt, durch flotte Elasticität in taktischen Paraden glänzte; H. aber vertauschte bald den schwarzsammetnen Waffenrock wieder mit der Atelierblouse und trachtete durch neuen Fleiß die kostbare Zeit nachzuholen. H. fand in der Schule des Professors Schorn Aufnahme (wo die beiden Piloty, Ludwig Thiersch u. A. im heißesten Wetteifer malten und schufen) und nach dessen frühzeitigem Ableben weiteren Rath und Unterweisung durch Philipp Foltz von Bingen. Schon 1850 antichambrirte H. im Kunstverein mit einer „Atala“ (nach Chateaubriand), 1851 folgten die „Schwäbischen Auswanderer“ (nach Freiligrath), ein Bild, welches in kleinem Formate (1854) wiederholt, vom Wiener Kunstverein angekauft und in Kreidemanier durch Jos. Bauer lithographirt, 1855 als Prämienblatt der bei M. Auer in Wien erscheinenden illustrirten Zeitschrift „Faust“ beigegeben wurde. Dann glückten mehrere Genrestücke, mit damals beliebten Stoffen, wie „Mignon und der Harfner“, eine Scene „Nach dem Hagelwetter“ (angekauft von König Max II.), ein „Gretchen am Spinnrade“ (1852), ein „Chiemgauer Fischermädchen“, der „Findling“ (1854) — damals ziemlich breitgetretene Themata, welche H. vielfach repetirte, ebenso 1855 eine sehr lebendig durchgearbeitete „Episode aus dem Bauernkrieg“ (ausführlich besprochen von Eduard Ille in Beil. 111 der „Neuen Münchener Ztg.“ vom 10. Mai 1855; angekauft 1855 in Bremen und 1860 in Hannover), ein „Vorlesendes Mädchen“, eine „Häusliche Scene“ und eine „Inspection der Feiertagsschule“ (Budapest). — Um die Welt zu sehen und sich als Maler weiter zu bilden, begab sich H. erst nach Paris und Belgien und dann auf drei Jahre nach Italien, insbesondere nach Rom, von wo er alsbald neue Proben seiner Fortschritte nach München schickte, darunter einen „Flickschuster (Ciabattino) aus Olevano“, einen „Morgen“ und „Abend in Rom“ und einige andere, unbedeutende Sachen, welche als Abfälle neben größeren Projecten entstanden und bald nach seiner Rückkehr im Kunstverein ausgestellt wurden. Dazu kam ein Carton (mit der Farbenskizze) „Judith, das Haupt des Holofernes dem versammelten Volke zeigend“ — eine nur zu figurenreiche, opernhaft ausgestattete Composition, welche H. in größter Dimension ausführen wollte. Der Maler hatte die Scene auf einen von Palästen und Tempeln begrenzten Platz in Bethulia, mit der Aussicht über Felsen und Thäler bis zum feindlichen Lager verlegt; links erscheint Judith, den abgehauenen Kopf des Feindes in der einen, sein Schlachtschwert in der andern Hand; ihr entgegen strömt das Volk, Weiber, Kinder, Krieger, Priester mit Palmen in den Händen, die Befreierin Israels zu preisen. Die Magd Alba breitet einen kostbaren Teppich, welchen sie aus dem Zelte des Holofernes mitgenommen, vor ihre Füße. Mütter zeigen ihren Kindern die Heldin; der Ammoniter Achior, den Holofernes nach Bethulien gesandt, damit er ein gleiches Schicksal mit den Feinden erlebe, weil er den Gott Israels gepriesen, fällt ihr zu Füßen. Die Hauptperson der Huldigenden aber ist Osia, der Fürst des Volkes Israel, welcher die Heldin preist; den Hintergrund füllen Krieger und Gruppen mit Tanzenden. Noch mehr! Der Künstler hat in diesen, den äußersten Gegensatz zu August Riedel's einfachster Darstellung bildenden Theaterspectakel noch allerlei hineingeheimnißt. So stellte er z. B. hinter die Heldin ein zärtliches, nur der Liebe lebendes und deshalb die That einer Heroine nicht begreifendes, ihr aber zur Folie dienendes Brautpaar. H. machte sich die Arbeit möglichst schwer, indem er ganz im Sinne Schnorr's den möglichsten Luxus von Statistenpersonal, Landschaft und Architektur aufbot. Und damit noch nicht zufrieden, sehnte er sich, diesen Stoff in lebensgroßen Figuren auszuführen und wollte deshalb seine immerhin elf Schuh breite und acht Fuß hohe Composition nur

als vorläufige „Skizze“ betrachtet wissen! Später bildete er diese seine Skizze noch weiter durch und genoß die Freude, das Werk nach Philadelphia zu verkaufen, wo es in seliger Vergessenheit begraben liegt (vgl. Julius Grosse im Abendblatt der „Neuen Münchener Ztg.“ vom 9. October 1860). Gleichzeitig nahm noch ein anderer Vorwurf „Der Krönungszug Ludwig des Baiern in Rom“ (am 7. Januar 1328) seine Künstlerphantasie in Anspruch: Der edle Kaiser auf stolzem reich gezäumten Rosse, mit dem zahlreichen, waffenstrahlenden Gefolge, welches nagelneu uniformirt, kein Stäubchen und keine Spur von den jüngsten Strapazen der Heerfahrt zeigt, das neugierig zudringende Volk, im Vordergrunde schöne, blumenstreuende Römerinnen, die antike Architektur als Folie des im heitersten Sonnenschein in eine Straße einbiegenden Zuges, machten einen pompös-festlichen, vielleicht nur zu bunten Eindruck. Eigentlich war Heckel's Bild eine „Ilias post Homerum“, da Bernhard Neher einen ähnlichen Stoff schon 1835 am Isarthore zu München und zwar echt monumental behandelt hatte. Natürlich plante der Maler eine Ausführung mit lebensgroßen Figuren, unbekümmert wer eines solchen Bilderbandwurms irgend bedürftig sein könnte. Die Mittel zur Ausführung sollte eine Menge leicht verkäuflicher kleinerer Bilder bieten. So entstand unbekümmert um Schwind's Vorgang, die Composition, wie „Kaiser Friedrich II. der Leiche der h. Elisabeth eine Krone aufsetzt“, dann mannichfaches Genre: „Die Heimkehr“, eine „Scene aus Rom“, „Aus der Cerbara“ mit landschaftlichen Anklängen, ebenso eine „Prozession“ und eine „Villa“ — alle noch im Laufe des Jahres 1859; darauf folgten 1860 außer der umfangreichen Skizze des „Kaiser Ludwig“ eine Ansicht der „Piazza Navona“, eine „Scene aus dem Forum“ und ein „Bauernmädchen aus Cerbara“; 1861 „Mutter und Kind aus der römischen Campagna“, die für ihren fieberkranken Sohn vor einer Capelle „Betende Pilgerin“ (wiederholt als „Madonna della febre“, auch photographisch vervielfältigt), ein „Im Gängelband“ marschirendes Bambino und abermals ein „Mädchen aus Cerbara“. Dann lieferte H. zwei Fresken in das bairische Nationalmuseum: „Max Emanuels Einzug in Brüssel als Statthalter der spanischen Niederlande“ und die „Gründung des Bades Kreut durch König Max I.“ (vgl. v. Spruner: Wandbilder des Nationalmuseums in München, 1868, S. 165 u. 609; der Carton zum „Max Emanuel“ wurde 1864 auch in Brüssel ausgestellt; vgl. Nr. 269 „Allg. Ztg.“, 25. September 1864); ersteres zu den gelungensten Bildern dieser Galerie zählend; das zweite eine Arbeit im sachgemäßen Biedermeierstil. Dann lenkte H. wieder zum Genre zurück; er verarbeitete seine italienischen Studien und landschaftlichen Erinnerungen (z. B. „Abend in der Cerbara“ und „Zwischen Albano und Castel Gandolfo“) die ihm leicht aus der Hand gingen, malte einige hübsche Mädchenköpfe, als „Frühling“ (1862) oder „Erato“ (1864), zeichnete mit Piloty, Makart, Ramberg u. A. Holzstöcke zur illustrierten Ausgabe von Schiller's Gedichten (Stuttgart bei Cotta). Auch ein Oelbild mit der „Tochter der Herodias“ gehört in diese Zeit, womit er „seine besondere Begabung für sinnlich-reizende Frauengestalten bewies“. Er faßte die Tänzerin in dem Augenblick, wo sie sich mit der leeren Schüssel entfernt, um dieselbe mit dem Haupte des verhaßten Sittenpredigers zurückzubringen; über ihr Antlitz spielen alle Schatten des Verführerischen: Coketterie, Leichtfertigkeit, Liebreiz, Wollust, selbst an dem Schein der Unschuld und Harmlosigkeit fehlt es nicht; sogar ein Gefühl des Mitleids scheint sie anzuwandeln, aber mit einer leichten Handbewegung setzt sie sich hierüber hinweg (vgl. A. Zeising im Morgenblatt 319 der „Baier. Ztg.“ vom 20. November 1865; die Herodias wurde 1867 wiederholt). Das alles aber fertigte H. nur, um die Mittel zur möglichst großen Ausführung eines längst

geplanten Stoffes zu beschaffen: „König Lear verstößt seine treue Tochter Cordelia"; er löste die höchst dramatische Scene, so gut selbe überhaupt einer malerischen Darstellung, die mit den tiefsten psychologischen Problemen zu ringen hat, fähig ist. Ihm gelang die schwierige Schöpfung einer Cordelia, die, in lieblicher Jungfräulichkeit, unfähig ihren inneren Reichthum in einen Wortschwall zu kleiden, mit dem tiefsten Schmerz ringend, vor dem verblendeten, unglücklichen Vater steht, eine „in Gesichtsbildung und Körperbau, Ausdruck und Haltung, Schmuck und Gewandung ungemein liebliche, durch blondes Haar, blaue Augen und zarten Teint sofort ihr inneres Wesen, ihre mehr seelische als sinnliche Natur offenbarende Erscheinung, die ihren herzgewinnenden Eindruck umsomehr mildernd und verklärend über die tragische Wirkung des Ganzen verbreitet, als die ihrer Sanftmuth gesellte Festigkeit dafür Bürgschaft leistet, daß sie nicht eher ruhen wird, als bis die heraufbeschworene Dissonanz schließlich wieder gelöst ist" (A. Zeising in Nr. 121 Morgenblatt der „Baier. Ztg." vom 2. Mai 1866. Beil. 122 „Allgem. Ztg". vom 22. April 1866. Schasler: „Deutsche Kunstztg." Nr. 36 vom 21. October 1866. Holzschnitt in der „Gartenlaube", 1873, S. 547). Damit ist auch der Glanzpunkt des Bildes erschöpft, welchem die rohe, diabolische Goneril und die schlangenartige gleißnerische Schönheit Regan's nur zur Folie dienten; Cornwall und Albanien wären als Lückenbüßer ebenso leicht entbehrlich geblieben, während der warnende Kent gar zu barock seine Mahnung erhebt und der mitleidige, seine übermäßige Länge möglichst eckig verbergende Narr gar zu gezwungen als Abrundung hingesetzt schien. Die Aeußerlichkeiten, die Ausstattung des Thronsaals, die Costumirung waren mit Geschick und Geschmack behandelt, die Farbenwirkung eine gefällige; „sie befriedigt (wie ein Kritiker sehr fein bemerkte), den Sinn, ohne den Gedanken von dem Gehalt abzulenken". Das Bild, welches nach seiner Vollendung im Atelier des Malers zum Besten des Künster-Unterstützungsvereins ausgestellt wurde, machte eine Rundreise auf allen Ausstellungen, nach Berlin, Paris, London u. s. w., um wieder nach München zurückzukehren.

In der Folge wurde der Maler im Auftrage König Ludwig's II. mit einem „Bildercyklus aus dem Leben der hl. Elisabeth" betraut, da Moritz v. Schwind für diesen Stoff nicht mehr zu haben war. Also abermals eine in Secundärbahnen führende Arbeit, worüber nur ein Bericht von J. Schrott (Beil. 9 „Augsburger Postzeitung" vom 26. Februar 1867) in die Oeffentlichkeit gelangte. H. empfahl sich durch achtzig kleine Aquarelle zu Wolfram's „Parcival" (die ebenso vergessen blieben, wie C. Hermann's frühere Fresken in der Residenz) seinem königlichen Maecen, der ihn mit vielen hohen Aufträgen begnadete, neben welchen H. noch hinreichend Zeit und Muße fand, seinen eigenen Lieblingsplänen und Phantasien nachzugehen. H. verarbeitete neuerdings italienische Erinnerungen („Villa Mondragone bei Frascati", „Mädchen aus Albano", 1866 und „Procida", 1868), machte sich an eine „Perdita" (aus Shakespeare's Wintermärchen) und warf sich schließlich, durch die zufällige Lectüre des Dio Cassius angeregt, auf die abenteuerliche „Cleopatra", ließ es aber bei deren Tod bewenden — ein Thema, welches er als Gegenstück zu „König Lear", im gleichen lebensgroßen Format behandelte (1869). Cleopatra machte genau dieselbe Rundreise wie „Lear", um gleichfalls, nicht überall freundlichst begrüßt, doch mit etlichen Medaillen decorirt, dafür aber seekrank und buchstäblich abgespannt und von einigen Bretternägeln der Kiste durchbohrt, in ihres Autors Atelier zurückzukehren, wodurch die überhaupt etwas eigenartige Freude des Wiedersehens noch mehr getrübt wurde. Solch bittere Erfahrungen vergaß der Künstler bald über neuen königlichen Bestellungen: In kurzem hatte er, wie

H. in einem nach Mannheim gerichteten Briefe rühmt, für die Lieblingssitze der Majestät in Linderhof, Fernstein u. s. w. Plafonds, Wandbilder, Sürportes, Gobelins zu malen; dazu kam, zur Erfüllung seiner von Jugend auf gehegten kühnsten Hoffnungen, ein Riesenbild von dreißig Fuß Länge und zwanzig Fuß Höhe als Illustration zu Richard Wagner's „Tannhäuser". Nach vielen Aenderungen und Umarbeitungen wurde die Scene im Venusberg vollendet und in der berühmten blauen Grotte des Linderhofes als Rückwand untergebracht, infolge der Feuchtigkeit aber völlig zerstört, sodaß jetzt nur mehr ein kleiner Lichtdruck „von verschwundener Pracht zeugt". Es war ein ungeheures Ballet von Grazien und luftdurchgaukelnden, Rosenguirlanden haltenden Amoretten, ein schwärmerisches „Dolce far niente", eine unendliche Melodie von in Morphiumdusel verrauschten Visionen! Der frühe Verlust des Bildes ist vom Standpunkt der deutschen Kunst gewiß nicht zu beklagen. Zwischendurch überarbeitete H. frühere Stoffe (z. B. Mutter mit Kind, die Fiebermadonna, Perdita, „Italisches Bauermädchen" [1872], eine „Spinnerin" [1873]). Ein großes Fresko malte H. 1877 auf dem südlichen Campo santo für die Gruft der Familie Rigauer: die Kinderstube eines hier zur letzten Ruhe gebetteten Sprößlings, ein Bild, in welchem sich vielfache Anklänge an Schnorr und L. Richter und ein bedenkliches Schwanken zwischen Realismus und Idealität bemerklich machten. Eine „Flötenspielerin" und das „Liebesorakel", welche erst 1882 ausgestellt wurden, waren wol schon früher entstanden. In seiner sehr schwerverdienten behaglichen Existenz dachte er alte Lieblingspläne aufzunehmen, da trat aber ein lange anpochendes Nervenleiden hemmend dazwischen. Schon 1879 und 1880 hatte der Patient im Alexanderbad Hülfe und Heilung gesucht, die Resultate jedoch nur zu bald wieder durch vorzeitige Arbeit getrübt. Seine Krankheit nahm in der Form einer Gehirnerweichung überhand. Einige Zeit assistirte unter dem Titel eines Schülers noch ein Wärter, welcher den an Thätigkeit gewöhnten Maler vor Ausschreitungen behütete. Endlich schloß er im Mai 1882 sein Atelier. Bisweilen loderte sein Bewußtsen klar auf, brach aber wieder zusammenhangslos nieder, bis der nur noch glimmende Funke erlosch. Sein Ende erklärte manche frühere Seltsamkeiten, wie die selbstgefällige Ruhmredigkeit über wirkliche oder erträumte Bestellungen u. s. w.

H. theilte mit Anderen das Unglück, ein Epigone der alten historischen Kunst zu sein. Er hielt an ihren Traditionen fest, ohne die schöpferische bahnbrechende Kraft seiner Vorbilder zu theilen. Der nachfolgende realistische Umschwung stieß ihn ab; beide desavouirten sich gegenseitig, was man im gewöhnlichen Leben auch zwischen zwei Stühlen sitzen heißt. Er war, obwol alle Vergleiche hinken, wie Abel de Pujol in seiner Art, zwischen zwei Richtungen eingeklemmt. Rühmenswerth bleibt seine Begeisterung für die ideale Seite der Kunst, seine innige Hingebung an dieselbe, sein unermüdlicher Fleiß und seine rastlose Ausdauer. — Jahre lang ging H. auf demselben Wege am frühesten Morgen nach seinem Atelier und verließ es erst bei dämmerndem Abend; ehrgeizige Arbeit war ihm alles. Nie trat er in die Ehe; nur im Kreise seiner Angehörigen, für die er, insbesondere für seine alte Mutter, auf das zarteste besorgt war, fand er Ruhe und Erholung. Mit Kunstgenossen verkehrte er nur in engster Wahl. Nie betheiligte er sich an einer Versammlung oder einem Feste seiner Collegen; allen Angelegenheiten und Fragen der Genossenschaft ging er aus dem Wege. Feinde hatte er nicht, aber auch wenige Freunde, eigentlich nur einen, der jedoch als Mensch und Künstler die höchste Achtung genoß. — König Ludwig II. verlieh an H. das Ritterkreuz I. Classe vom hl. Michael und die Ludwigsmedaille für Kunst und Wissenschaft.

Vgl. Regnet in den Münchener „Propyläen", 1869, S. 160. — Seubert, Lexikon, 1878. II, 187. — H. A. Müller, Lexikon, 1882, S. 245. — Beil. 362 „Allgemeine Zeitung", 30. Dec. 1883. — Kunstvereinsbericht f. 1883, S. 81. — Singer 1896. II, 145. — Fr. von Böttiche, 1895. I, 477 f. — Luise von Kobell, König Ludwig II., 1898, S. 321 f.

Hyac. Holland.

Hedrich*): Franz H., Dramatiker und Erzähler, wurde (zwischen 1823 und) 1825 zu (? Podskal bei) Prag geboren, als Sohn eines armen Fagottisten am dortigen Ständischen Theater. Fast mittellos, da die ihn früher unterstützende Schwester seiner Mutter, des reichen Prager Großhändlers Popelka Gattin, irrsinnig wurde, wuchs er „zwischen nackten Wänden" in Abgeschlossenheit und Druck bitterer Armuth auf, früh verbittert. Wilde Energie und Hochmuth bekundete er, „in dessen Wesen glühende Phantasie und eiskalter verschlagener Verstand beisammen waren" (so Meißner), schon gegenüber den Mitschülern und forderte von ihnen Gehorsam: sie haßten ihn, doch folgten sie dem ersichtlich Begabten. Aus czechischem Familienkreise, lernte er erst spät Deutsch, aber, ungeachtet er darin ein fleißiger und gewandter Schriftsteller ward, nie mit voller Sicherheit. Seine Ausbildung brach er, wol nothgedrungen, mit dem Untergymnasium ab und so blieb sie lückenhaft, zumal er früher wie später blutwenig Neueres gelesen hat. Vielmehr warf sich der Jüngling ganz der Poesie in die Arme, voll Ehrgeiz, dem in ihm wogenden Dichtertriebe zu genügen. So kam er in den Kreis junger moderngesinnter Schriftsteller Prags, des „Jungen Böhmen", einer eigenen Gruppe des vormärzlichen Jung-Oesterreich, und hier führte ihn um Neujahr 1848 Moritz Hartmann dem schon hochgefeierten Dichter — „Gedichte" 1845, „Ziska" 1846 — Dr. med. Alfred Meißner (geb. 1822; s. d.) als fördernswerthes Talent zu. Meißner, von Haus aus gutmüthig, nahm sich des Manuscripte-reichen, sonst besitzlosen und unbekannten Hedrich an, nachdem ihm dieser die wunderliche Tragödie „Lady Esther Stanhope, die Königin von Tadmor" (erst 1853 umgearbeitet gedruckt), mit ihrer, nach späterer Aussage des Ohrenzeugen Josef Bayer, modernen Abenteuerlichkeit, Bizarrerie, Talentstärke, sofort vorgelesen hatte. Im April 1848 wurde H. für den nordostböhmischen Bezirk Tannwald zum Frankfurter Parlament, vom Prager deutschen Wahlausschusse als Ersatzmann aufgestellt, gewählt. Im Sommer ging er statt des verzichtenden Abgeordneten nach der Mainstadt, wo er sich bei der äußersten Linken der Fraction des Donnersbergs anschloß, ohne indeß viel an Club- oder Gesammtsitzungen theilzunehmen, wie es ihm ja eigentlich nur auf die „Sinekure und Diäten" (so M.) ankam. Nur einmal machte er dort von sich reden: ein ihm von Meißner, der mit ihm, obwol in demselben Hause wohnend, wenig verkehrte, im Mai 1849 aus dem Revolutions-Paris mitgebrachtes scharlachrothes Flanellhemd kam, als H. in der Parlamentssitzung rasch aufstehend den Rock aufknöpfte, absichtlich über der Weste zum Vorschein: „scharfen Blick für das Wirksame" und Vorliebe für Grelles heben später auch seine litterarischen Beurtheiler an H. hervor und finden darin einen Maßstab, seinen Antheil an den mit Meißner gemeinsam verfaßten Romanen auszuscheiden. In Stuttgart, wohin er, trotz vorheriger Abberufung der österreichischen Abgeordneten, Anfang Juni mit dem „Rumpfparlament" übersiedelte, blieb H. ein Jahr fast ohne Verbindung mit Meißner. Diesem trat er 1851, nach Oesterreich zurückgekehrt, wieder näher. Wegen der dauerhaften Theilnahme beim Parlament vor Ge-

*) Zu S. 96.

richt gezogen, wurde er im Dorfe Traunkirchen bei Gmunden internirt. Meißner — vgl. dessen Skizzenbuch „Am Stein“ (1853) — zog dort im einsamen Gasthaus „Am Stein“ mit dem nervös Ueberfurchtsamen zusammen und „glaubte einen Bund fürs Leben mit ihm geschlossen zu haben“. Sie regten sich gegenseitig an; Meißner theilte mit H., was er geistig und materiell besaß, und händigte diesem, als er im Herbst 1852 den Zwangspaß „zur Auswanderung“ erhielt und sofort wie ein Verbrecher über die Grenze transportirt wurde, alles was ihm, dem selbst finanziell ziemlich Beschränkten, zur Verfügung stand, ein. Ueber Prag, das er fürder nie wieder betreten, ging H. nach Weimar, von dort ausgewiesen, nach Gotha. Meißner ist besonders in jenen Jahren Hedrich's unermüdlicher Wohlthäter, ja wie immer sein Retter „in den ärgsten Wendepunkten“, sein „letzter Halt“ gewesen, wie dieser selbst in mannichfach wechselnden Ausdrücken warm dankend emphatisch ausruft. Meißner hatte 1851 nach langen Bemühungen „Kain. Dramatisches Gedicht in drei Akten“, Hedrich's hervorragendste Jugendarbeit, für 50 Thlr. Honorar beim Leipziger Verlage Herbig — nicht Grunow, wie er später glaubte — untergebracht. Nun hat H. das Trauerspiel „Moccagama, Sultan von Sudan“, dessen Stoff ihm Meißner in häufigem Gespräch überlassen, in Weimar ausgearbeitet; enthusiastisch, wie immer, Hedrich's Arbeit rühmend, ließ es Meißner 1853 auf seine Kosten drucken.

Hedrich's rasch wechselnden Aufenthaltsort bildeten damals nach einander Weimar und Gotha wiederholt, die nahen Sommerfrischen Tabarz und Blankenburg, dann Coburg, Streitberg in der Fränkischen Schweiz, auch München. Mehrmals hat Meißner Wohnsitz und Haushalt daselbst mit ihm getheilt, ihn auch Ende Februar 1856 von Coburg zu viermonatiger Anwesenheit nach Paris abgeholt, sodann im März 1857 von Gotha zu längerem Durchstreifen Italiens und der Schweiz, wobei sie in Intra am Lago Maggiore und Genua sich je über drei Monate niederließen. So ging es, während H. sich inzwischen immer wieder in Coburg ansiedelte, bis in den Mai 1860. Von da an bis 1868 hat er den Sommer immer im oberbairischen Gebirge, den Winter meist in München geweilt. Während jenes ersten, wesentlich in Thüringen zugebrachten Zeitraums ist nun H. zu Meißner in das eigenthümliche schriftstellerisch-geschäftliche Verhältniß getreten, das dann für beide Männer litterarisch sowie menschlich verhängnißvoll werden sollte und, mag die Sache liegen wie sie will, auch Hedrich's Dasein vergiftet und gebrochen, an Meißner's seelischer wie dichterischer Kraft gezehrt, ja, diese schließlich zerstört hat. Am 24. December 1853 hatte H. von München aus Meißner aufgefordert, einige Skizzen aus seiner, Hedrich's, Feder „à la Dumas“ vom Genfer See als Meißner'sche „Tagebuchsarbeit“ der „Ostdeutschen Post“ Ignaz Kuranda's anzubieten. Diese Thatsache belegt erstlich, daß solche Art Betrug von H. zuerst angezettelt worden ist, zweitens, daß er vom guthonorirten Namen des berühmten Collegen — dies besagt sein Nachsatz „So würde ich doch ein wenig herauskommen“ — geschäftlich zu profitiren hofft. Und dies ist die nächsten Jahrzehnte hindurch auf die Dauer, bald mehr, bald weniger verhüllt, sein Standpunkt geblieben; das zeigt auch sein sofortiges Schweigen und beruhigtes Einlenken bei den bis 1885 immer wieder zwischen diesen litterarischen Gesellschaftern ausbrechenden Zerwürfnissen, sobald ihm der gequälte Meißner den drohenden Mund mit einer unverhältnißmäßig großen Summe stopfte. Vom August 1854, wo sie in Tabarz zusammenwaren, datirt endgültig ihre litterarische Compagnie-Arbeit nach der Methode französischer Dramatiker, wie solche in Deutschland für die Bühne wol zuerst Eduard Jacobson (s. d.) bald danach eingeführt hat: Alexandre Dumas d. Ae. pflegte sich ja derartiger Helfer als Stoffsammler, sogar

als Ausarbeiter zu bedienen, wie zu seinem Verderben Alfred Meißner einen für eine Reihe von Romanen an H. gefunden hat. Die folgenden Romane bezw. kürzeren Erzählungen (die Jahresziffer bedeutet das Druckjahr, während die umstrittene Entstehung aus Beider Zusammenwirken sich in der Regel länger hinzog) hat H. 4½ Jahre nach Meißner's Tode durch sein, außerordentliches Aufsehen erregendes Buch „Alfred Meißner — Franz Hedrich. Geschichte ihres literarischen Verhältnisses auf Grundlage der Briefe, die A. M. seit dem Jahre 1854 bis zu seinem Tode 1885 an F. H. geschrieben" (1890) öffentlich ganz oder größtentheils für sich reclamirt: „Der Pfarrer von Grafenried" (1855), neu als „Zwischen Fürst und Volk" (1861); „Der Freiherr von Hostiwin" (1855), erweitert zu dem Cyclus „Sansara" (1858); „Neuer Adel" (1861); „Schwarz-gelb" (1862—1864); „Charaktermasken" (1863); „Novellen" (1865), nämlich „Ophelia", „Der Klub der Stillvergnügten", „Moses Amsterdam", „St. Prokop in Brieslau"; „Lemberger und Sohn" (1865); „Babel" (1867); „Die Kinder Roms" (1870); „Die Prinzessin von Portugal" (1882); „Norbert Norson. Leben und Lieben in Rom 1810 und 1811" (1883). Denselben Anspruch erhebt H. auf Meißner's bekanntes nekrologisches Buch „Heinrich Heine. Erinnerungen" (1856), in geringerem Grade auf den Roman „Feindliche Pole" (1878) und die Tragödie „Der Prätendent von York" (1857), obwol er auf letztere weniger Gewicht legt und im übrigen Meißner's Dramatik gleich seiner Lyrik (und Versepik) unbeanstandet läßt. Nun sind aber gerade die letzteren zwei Gebiete gemäß dem fast einstimmigen Spruche der maßgeblichen Richter diejenigen, auf denen Alfred Meißner sehr Gelungenes, theilweise sogar Hervorragendes geleistet hat, ohne jeden Zweifel aber die, welchen er seinen, dann von H. mitbenutzten Namen verdankte und die sein Fortleben in der Litteraturgeschichte verbürgen. Am drastischsten hat Karl Braun, der Jurist und Litterat in einer Person, die Voraussetzung formulirt, unter der man an eine Prüfung der Sachlage herantreten muß: „Wenn A. Meißner überhaupt einen Anspruch auf Unsterblichkeit haben sollte, so hat er ihn durch seine lyrischen und dramatischen Gedichte errungen . . . . Die unter dem Namen Meißner erschienenen Romane dagegen, mögen sie nun herrühren von wem sie wollen, sind für das Bedürfniß und das Interesse des Tages geschrieben und werden schon heute [1890!; geschweige denn 1905!] nicht mehr gelesen [vgl. den Nachlaßhonorar-Ausweis bei Byr, „Die Antwort A. Meißner's", S. 64]. Für sie existirt eine Unsterblichkeit nicht, man kann daher auch nicht streiten über diesen Gegenstand, denn er existirt nicht". So stimmt man ohne weiteres F. Lemmermayer bei, „daß die ganze Geschichte weniger litterarischer als vielmehr psychologischer und moralischer Natur ist", oder, wie die „Neue Freie Presse" sofort sagte, vermögensrechtlicher.

Es haftet nämlich seit dem Uebereinkommen beider Contrahenten über den Schwindel, Erzählungen, die unter mehr oder weniger stärkerem Antheil Hedrich's erwuchsen, dem Verleger, dem Buchhandel, der Lesewelt, der Kritik, der Litteraturgeschichte allein unter A. Meißner's zugkräftiger Flagge vorzulegen, ein nie zu löschender Makel: ein Makel, von dem sich der von Gewissensbissen und Hedrich's Aengstigungen, endlich Erpressungen gepeinigte Meißner wiederholt zu befreien suchte, indem er Hedrich's Anforderungen, die durch das Zugeständniß der halben Honorare von allen Werken „A. Meißners", auch der von letzterem selbständig hervorgebrachten, eigentlich übergenug gedeckt waren, durch Zahlung von Gesammthonoraren, schließlich durch große Vorschüsse sich loszukaufen unternahm, und wirklich wähnte er wenigstens zweimal den „Räuber", „Teufel", „Jago", seinen „Jäger" abgeschüttelt zu haben. Jedoch er blieb in Hedrich's Schlinge hangen, die er sich selbst zusammengezogen.

Erst soll anderthalb Jahrzehnte lang aus Furcht vor Meißner's diesen pecuniär stützendem Vater, dann seit 1869 wegen der Scham, sich vor Meißner's soeben angeheiratheter Verwandtschaft oder vor der Familie, in die H. durch die im Januar 1871 mit der sehr reichen Engländerin Jeannette Annie Barron in Edinburg geschlossene Ehe trat, zu compromittiren, das seltsame Geheimniß unterdrückt worden sein. Freilich hat Meißner ersichtlich die Veröffentlichung des ungewöhnlichen Zusammenarbeitens, um seine feste litterarische Position nicht zu gefährden, wieder und wieder hinausgeschoben und den wol scheinbar drängenden H. vertröstet, wie andererseits diesem durch einen Bruch oder die Lösung des Verhältnisses seine wesentliche Einnahmequelle abgeschnitten gewesen wäre. Seit Anfang der siebziger Jahre hat H. mit seiner Gattin, deren Mitgift oder Vermögen während der sechsjährigen Lücke seiner Beziehungen zu Meißner, 1871—76, draufgegangen zu sein scheint, alljährlich eine Zeitlang in Süddeutschland, in der Schweiz und zwar besonders in Bern und am Genfersee, sowie an der Riviera — vornehmlich in Monte Carlo! — zugebracht, schließlich seit Herbst 1883, um dem seit 1869 in Bregenz ansässigen Meißner, mit dem er mehrfach den Conflict wegen der Publication der Compagniearbeit auf die Spitze getrieben, auf dem Nacken zu sitzen, zu Lindau am Bodensee. Kurz vorher hatte sich Meißner von H. bereden lassen, einen selbständigen Roman Hedrich's, „Die Schätze von Sennwald", auf seinen, Meißner's, Namen Redactionen anzubieten, um ihn so erscheinen zu lassen. Merkwürdigerweise ließ sich dieser aber nicht unterbringen, nachdem sogar Meißner daraufhin an H., den und dessen Gattin er „am Spieltisch in Monaco erhalten" hatte sollen, 8000 Mark Vorschußhonorar ausgezahlt hatte. Ehe diese Angelegenheit geregelt wurde, machte Meißner, von H. immer mehr gepeinigt, am 21. Mai 1885 einen Selbstmordversuch, an dessen Folgen er in schwerer Nervenzerrüttung am 29. starb. H. hat im Laufe des nächsten Dreivierteljahrs bei Rittmeister K(arl) E. v. Bayer — als Romanschriftsteller bekannt u. d. N. „Robert Byr" — dem Schwager und Nachlaßverwalter Meißner's, mehrfach, mit Nachdruck und anmaßenden argen Uebertreibungen, seine vermeintlichen weiteren Anrechte zur Geltung gebracht, die Bayer tactvoll, aber entschieden zurückwies. Infolge seiner Geldverlegenheiten war H. nach Meißner's Tode und dem Aufhören von dessen Honorarhälften nach Edinburg verzogen, wo er bei seiner wohlhabenden Schwiegermutter wohnte und dieser wie den andern Angehörigen vorspiegelte, er sei durch Meißner, der viele von H. geschriebene Bücher als seine eigenen Erzeugnisse und lediglich zum eigenen Nutzen veröffentlicht habe, um etwa 10000 Pfund Sterling (!) übervortheilt und in Armuth gebracht worden; übrigens habe er den von ihm angestrengten Proceß in Deutschland gewonnen und sei dadurch als Autor aller Werke Meißner's erwiesen. Durch Kreuz- und Querzüge suchte der seitens seiner schottischen Schwäger in die Enge Getriebene sich herauszuwirren, und als dies nicht gelang, trat er im Herbst 1889 mit der oben genannten sog. documentarischen Enthüllung hervor. Bayer-Byr hat mit Offenheit und Würde sofort den Aussagen Hedrich's „Die Antwort Alfred Meißner's" authentisch entgegengesetzt, und so frappirt, ja, gegen Meißner stark eingenommen, die öffentliche Meinung und die litterarische Kritik im ersten Augenblicke auch waren, im großen Ganzen stellten sich beide rasch ziemlich unumwunden auf die Seite des freilich stark discreditirten Todten, woran auch Hedrich's Nachtrag „Alfred Meißner — Franz Hedrich. Replik" (1890) nichts zu ändern vermochte. Es ist letzterem mißglückt, sich nachträglich auf Kosten des Chefs der 30 Jahre — mit längeren Pausen — von ihm mit gehaltenen „Firma" (so Hedrich's eigener Ausdruck) Ruhm und Ehre sowie materielle Consolidirung zu erwerben, und jener mit so viel Hitze

umstrittene eigene Roman Hedrich's „Die Schätze von Sennwald" ist nie erschienen, trotzdem der Verfasser ein Originalmanuscript besessen haben will und sein Fürsprecher O(tto) v. L(eixner) in des Hedrich-Verlegers Otto Janke „Deutscher Roman-Zeitung" im Frühjahr 1890 für das nächste Quartal darin den Abdruck angekündigt hat. Erstaunt, scheint es, über den unerwartet ungünstigen Ausgang seiner Sache, hat H. die Hände in den Schoß sinken lassen und ist, zumal nach seinem erfolglosen Anrempeln von Bayer's Vorgehen (s. u.), als Prätendent auf litterarischen Namen und mit dessen finanzieller Verwerthung gescheitert, dann ein Siebziger am 31. October 1895 zu Edinburg vergessen gestorben. Wie Meißner's Ruf, auch bei seinen wärmsten Vertheidigern, durch die Affaire ganz empfindlich gelitten hat, so wird man andererseits H. als dem trotz unzweifelhaft relativ umfänglicher Mitwirkung bei vielen erzählenden Leistungen „Meißner's" völlig im Dunkel gebliebenen Schriftsteller von Begabung und Geschick ein Mitleid nicht versagen dürfen, mag er auch unsern Glauben an seine angebliche Unterdrückung seitens des Firmenträgers durch eigene bösartige Entstellungen, Verdrehungen, offenbare, theilweise halbeingeräumte Lügen, verscherzt theils auch durch Bayer-Byr's unumwundene Darlegungen völlig verloren haben.

Den Grad von Hedrich's wirklichem Antheil an den hergehörigen Arbeiten, welche unter Meißner's Schild laufen, einigermaßen abzumessen und danach Hedrich's eigenes Talent zu beurtheilen ist schwierig. K. E. Franzos hat das ausführlich und geschickt in Angriff genommen und es muß hier auf seine Behandlung des Themas (s. u.) verwiesen werden. Franzos wendet sich da, ohne irgendwie subjectiv für den ihm gut bekannten Meißner Partei zu nehmen, nachdrücklich gegen Hedrich's Verfahren während des ganzen Handels vor und nach Meißner's Tode. Jedoch gesteht er H. nach sorgfältigem Vergleiche zu: Erfindungsgabe, scharfen Blick für das Wirksame, rohe ungeschulte Kraft, Kenntniß des Volkslebens, namentlich in dessen Nachtseiten und den untersten Schichten, auch Verständniß für das Wilde, Dämonische, für grobe, große, grelle Züge. Mit all diesen Eigenschaften ergänzte er die intimere, liebevolle, malende, freundliche, abtönende Art Meißner's, der ihm stilistisch weit überlegen war und auch im Drama Hedrich's behaupteter Hilfe leicht entrathen konnte, weil diesem „die dramatische Technik selbst ein Buch mit sieben Siegeln war". Auf die feinsinnige, aber natürlich etwas problematische Ausscheidung der beiderseitigen Beisteuern bei Franzos sei hier, wo nur Lebens- und Charakterskizze geliefert werden soll, aufmerksam gemacht. Was nun aber die außer den angeführten unter Hedrich's Namen vorhandenen Dichtungen anlangt, so ist an deren Herauskommen Meißner nicht unbetheiligt, indem er sie, meistens zum Theil sogar auf seine Kosten, fast alle aber nach mühevollem Hausiren, in Druck gebracht hat; bei etlichen stammt, seiner Angabe gemäß, die Idee von ihm, einige unterzubringen ist ihm allerdings fehlgeschlagen, doch gewiß wegen ihrer geringeren Qualität. Gedruckt wurden noch: „Baron und Gräfin", Drama (1855, Manuscript); „Nachtstücke aus dem Hochgebirge" (1862), mit einem Vorworte von A. Meißner, wo dieser die Leser auf das „Talent, das sich in stolzer, sich selbst genügender Zurückhaltung vielleicht noch lange dem Publicum vorenthalten hätte", hinweist; die Novelle „Balbina" (1865 Nr. 27–31 d. „Gartenlaube"); die Novellen „Der Dorftartuffe" und „Miß Septimia" (im Feuilleton kleiner Zeitungen). Ungedruckt sind wol geblieben die fertigen, von Meißner überallhin vergebens versandten: das Drama „Clara", das von ihm H. eingegebene Lustspiel „Clairon in Bayreuth" (1856), der Operntext „Albano"; unvollendet das Drama „Enklizia" von 1854. Daß H. keins dieser Erzeugnisse, ferner während der langen Spanne seiner fleißigen Schriftstellerei, besonders auch in

dem letzten Decennium zwischen beider Tod, keinerlei selbständige Darbietung der Oeffentlichkeit vorgelegt hat, vornehmlich den letzten vieldiscutirten Roman, auch kein einziges Gedicht, wie er deren von sich 40—60 in Meißner's Nachlaß witterte, fällt ungemein auf und erschüttert das Vertrauen in seine Ehrlichkeit ebenso bedenklich wie in seine Schöpferkraft, die er innerhalb des unlauteren Bundes mit Meißner allein sich zuschreibt. Schatten und Schuld in dieser mysteriösen Angelegenheit tragen beide, freilich in verschiedener Weise. Im übrigen trifft K. Frenzel's Wort zu, der aus eigenem Wissen Meißner von mancher seitens Hedrich's reclamirten Anleihe entlastet: der Fall stehe in der Eigenthümlichkeit seiner Verknüpfung und der Tragik seiner Lösung, in der Weltlitteratur einzig da. Und dadurch, ferner durch das Sensationelle dieses tragischen Seelen- und Dichterromans und durch das große Aufsehen, das er hervorgerufen, rechtfertigt sich auch gewiß unsere Gründlichkeit, zumal die Materialien zum objectiven Urtheil heute sehr zerstreut sind.

Man vgl. Hedrich's „Enthüllungs"-Schrift („1890", 1889 erschienen) und Polemik gegen Bayer-Byr's Acten-Broschüre (1889) nebst letzterer (s. o. S. 564)); P. W. Heinrich, „,Für' und ,Wider' Alfred Meißner. Klarstellung des litterar. Verhältnisses zwischen A. M. u. Frz. Hedrich . . ." (1890), eine geradezu unglaublich compilirte und einseitig zu Hedrich's Ungunsten verschiebende Paraphrase aus Meißner's „Geschichte m. Lebens" (1884), Hedrich's Angriffsbuch und Bayer's Polemik, fügt aber doch eben deren Mittheilungen fast sammt und sonders aneinander, auch das ganze ausgezeichnete Feuilleton Karl Frenzel's „Ein Trauerspiel der Freundschaft" „Nat.-Ztg." v. 1. Dec. 1889, Mrg.-Ausg., sowie die Angaben über die Reibereien zwischen Hedrich u. Byr nach „Frkf. Ztg." v. 23. Jan. 1890 (3. Mrgbl., S. 1, Feuill.) u. „Berl. Tgbl." v. 4. März 1890; Prof. Joseph Bayer, „Der Fall Meißner-Hedrich", zwei gehaltreiche Feuilletons dieses Jugendbekannten beider Männer, „N. Fr. Presse", Mrgbl. 16. u. 17. Jan. 1890; K. E. Franzos „A. M. — F. H.", i. s. „Dtsch. Dichtung" VII (1889/90), 141—147, 196—203, 221—228, 271—276, 290—300, eine eingehende peinliche u. gerecht abwägende, in den Hauptpunkten maßgebliche Beleuchtung, dazu ebd. VIII (1890), 146—151, „Zur Affaire Meißner-Hedrich"; Karl Braun, „Hedrich contra Meißner. Eine litterar. Controverse rechts- u. culturwissenschaftl. erörtert", i. „Vierteljahrschr. f. Volkswirtsch., Polit. u. Culturgesch.", 108. Bd. (1890), S. 155—167 (vergleicht Mirabeau—Reybaz, Bismarck — Lothar Bucher, Herm. Wagener — Eug. Dühring als Parallelen); Fritz Lemmermayer, „Ein modernes Nachtstück der deutschen Litteratur", „Unsere Zeit", 1890, I, 547—56; alle vorstehenden erklären sich energisch gegen Hedrich, während O. v. L(eixner) i. d. „Dtsch. Roman-Ztg.", 27. (1890) Jahrg. I, 714 f., allerdings nur nach Hedrich's 1. Schrift, dessen Beweis für erbracht ansieht; für Meißner entscheidet sich, übrigens mit gerechter Rücksicht auf Hedrich's Dramen, Feod. Wehl, „Alf. Meißner. Erinnerungen" (1892), S. 28—35 u. 42—45 (verweist S. 35 auf einen Aufsatz Dr. Frdr. Corssen's im „Hamburgisch. Correspondenten" über den Verschwender, unstäten, leidenschaftlich spielenden Hedrich); von Litterarhistorikern erklären sich Gottschall ([6]IV, 449—57; relatives Lob für Hedrich's „Kain" III, 584), Leixner ([2] S. 972 f.), R. M. Meyer ([2] S. 514 f.), Ad. Bartels (II, 400 f.) in der hier gegebenen Reihenfolge mehr für Meißner bezw. mehr für Hedrich; zur Biographie s. Frz. Brümmer, Lexik. d. dtsch. Dicht. d. 19. Jhrhs. II[4] 465, [5]495, III[5] 47. Bezüglich Alfred Meißner's, den i. d. A. D. B. ein eigener Artikel behandeln wird, sehe man Ernst Ziel, „Literar. Reliefs" III (1888) besonders S. 23, 29, 39—50. In Kürschner's Litteraturkalender, in den er

sich laut Drohungen an Meißner so hineingesehnt hat, ist H. erst mit seinem Tode gekommen (XVIII, 1896, I, 40) als Hedwich. Zur Aufnahme der Affaire vgl. „N. Fr. Presse" 1889 Abendblätter 9061 S. 1, 9070 S. 2, 9073 S. 1, Mrgbl. 9071 S. 4. Eine Novelle aus H.s „Nachtstücken" (s. o.) im Prager „Dtsch. Volkskldr. f. 1890" erneuert. Ludwig Fränkel.

Heger *): Heinrich H., Architekturmaler, geboren 1832 zu Hadersleben (Schleswig), † am 4. Februar 1888 in München. Anfangs Decorationsmaler, fand H. glücklicherweise Mittel und Wege, 1852 die Kunstakademie in Kopenhagen zu besuchen, wo er mit Vorliebe der Baukunst oblag; dann ging er 1856 auf Reisen durch Deutschland, weilte längere Zeit in München, wo der feinfühlige Hermann Dyk (1812—74), vielleicht auch Gustav Seeberger (1812—1888) auf ihn wirkten, ging inzwischen wieder auf die Wanderung, in die Niederlande (1864), nach Danzig (1872) und Italien (1874), bis er in München seit 1875 seßhaft wurde. Ueberall machte H. sorgfältige Aufnahmen der interessantesten Bauwerke aus der Zeit des Mittelalters und der Renaissance; dabei hegte er eine besondere Vorliebe für reiche Innenräume und hier wieder für Holzarchitektur und getäfelte Säle und Zimmer, welche er mit der ihm eigenen Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit, bis ins kleinste Detail, mit unvergleichlicher Wahrheit und Form, Ton und Stimmung nachbildete. Mit dieser subtilsten Vedutenmalerei, welche sowol das innigste Verständniß und die hingebendste Liebe wie auch die fabelhafte Sicherheit des Pinsels und die falkenhafte Schärfe des Auges bezeugte, gab er sich zufrieden, vermied meist jede weitere Staffage oder figürliche Zuthat, um ja dem Eindruck der Unmittelbarkeit nicht zu schaden. Diese seine malerische Tugendlichkeit bewährte H. mit einer „Partie aus dem Chor der Domkirche zu Schleswig" (1865) und „Aus dem Ulmer Münster" (1867 im Kieler Kunstverein; vgl. Lützow's Ztschrft. II. 58), auch mit der „Betstube aus dem schleswig'schen Schlosse Gottorp", welch letzteres Bild in Dresden und Berlin (1868) zur Ausstellung kam und als „ein wahres Muster von sorgfältiger Ausführung eines mit geschnitztem Holz bekleideten Innenraumes" bewundert wurde (vgl. Lützow's Ztschrift. II, 185; III, 13). Leider gewährt unser, aus Kunstberichten und Ausstellungskatalogen mühsam angesammeltes Material keinen erschöpfenden Ueberblick über Heger's Leistungen, welche hier lückenhaft, aber in möglichst historischer Reihenfolge verzeichnet werden. Ausgestellt wurden „Die Kriegsstube im Rathhaus zu Lübeck" (1870), ein „Interieur im Stadthaus zu Danzig (mit dem kostbaren, figurenreichen Kamin von 1595) und der „Artushof" 1873 in Berlin (vgl. Bruno Meyer in Lützow's Ztschrft. VIII, 184); 1875 kam im Münchener Kunstverein die obengenannte „Gottorper Betstube" um den geringen Betrag von 400 Mark zum Ankauf (so lange hatte das Bild, vorausgesetzt, daß der Maler keine neue Bearbeitung brachte, auf einen Abnehmer warten müssen!). Gleichzeitig erschien die köstliche „Sacristei der S. Marcuskapelle" und die große „Treppe in S. Rocco zu Venedig" — wahre Perlen minutiöser Ausführung. Im nächsten Jahre brachte H. den „Saal im Justizpalast zu Brügge", ein „Interieur aus dem Lübecker Rathhaus" (Lützow XI, 707) und ein „Vorzimmer zum Audienzsaal im Dogenpalast". Gleichzeitig zeigt der unermüdliche Mann 16 Studien, theils aus den sogenannten päpstlichen Zimmern der Münchener Residenz, theils aus dem Dogenpalast und aus Antwerpen, dabei auch das Zimmer des Kunstmalers Baron Henri von Leys, alle mit minutiösestem Detail (Lützow XII, 141 u. 629). Inzwischen mußte H. auch Rom besucht haben, denn 1878 war in Freiburg „Ein Zimmer des Vaticans"

*) Zu S. 115.

ausgestellt und in Augsburg das „Prunkgemach des Lübecker Bürgermeisters Freedenhagen“, welches 1879 der Münchener Kunstverein um 690 Mark erwarb (Lützow XIII, 620 u. 805). Im folgenden Jahr haben wir ein reizvolles „Interieur“ im Renaissancestile (Lützow XV, 258), 1881 den „Gerichtssaal im Rathhaus zu Lüneburg“ (Lützow XVI, 221) und 1884 das „Holzgetäfelte Zimmer eines Palastes“; 1885 erwarb der Münchener Verein eine „Stube aus Brügge“ (480 Mk.), 1886 ein ähnliches Bildchen „Aus Antwerpen“ (380 Mark) und 1888 aus des Künstlers Nachlaß das kleine Bild „Aus Brügge“ (400 Mk.). H. war ein Künstler, welcher in seiner Eigenart von keinem anderen erreicht, geschweige denn übertroffen wurde, er hatte ein engbegrenztes Repertoire, welches er aber unbestritten beherrschte, denn sein Material erdrückte ihn nicht; was und wie er es gab, zeigte immer den stimmungsvoll reproducirenden Dichter. Ueberaus bescheiden blieben die Preise seiner liebenswürdigen und höchstansprechenden „Studien“. — Er starb nach langem schweren Leiden.

Vgl. Nr. 38 u. 69 „Allgemeine Zeitung“ vom 7. Febr. 1888 u. 10. März 1889. — Lützow's Ztschrft. XXII, 305. — Fr. v. Böttiches 1895, I, 479. — Singer 1896, II, 148. Hyac. Holland.

Henschel *): Karl Anton H. (1780—1861), Oberbergrath und Begründer der Maschinenfabrik „Henschel & Sohn“ in Kassel im J. 1817.

Die Henschels sind nach Urkunden und Acten, die sich im Besitz der Familie in Kassel befinden, eine alte Glocken- und Stuckgießerfamilie. Laut Vertrag vom 4. Februar 1634 goß ein Hans H. 12-pfündige Kanonen für den Grafen von Solms. In der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts lebte Johannes H., Bürger und Glockengießer, zu Gießen. 1690 erhielt dieser H. einen bevorrechtenden Schutzbrief auf sein Gewerbe durch den Landgrafen Ernst Ludwig von Hessen-Darmstadt. Später dehnte dieser Hans H. († nach 1707) seinen Betrieb auf die Herstellung von Pumpen, Feuerspritzen u. dgl. aus. Nach ihm wird ein Johann Andreas H., Stück- und Glockengießer, Bürger von Gießen, der zwischen 1734 und 1738 starb, erwähnt. Ein anderer, Johann Philipp H. (14. Februar 1707 bis 30. Juni 1782) war hessen-darmstädtischer Stück- und Glockengießer, Gelbgießer, Rath und Altmeister in Gießen. Er lieferte 1736 bronzene Druckwerke und andere dergleichen Maschinentheile für den Umbau der Saline in Nauheim. Berücksichtigt man, daß damals das Hauptmaterial für den Maschinenbau noch das Holz war, daß Gußeisen erst im Jahre 1754 durch den Engländer Smeaton zu Maschinentheilen angewendet wurde, so hat man die Familie Henschel, von diesem Johann Philipp Henschel an, als eines der ältesten, ununterbrochen fortbestehenden Industriegeschlechter Deutschlands zu betrachten. Nach Kassel übersiedelte die Familie durch Georg Christian Karl H. (24. April 1759 bis 2. Juni 1835). Seit dem 25. Juni 1785 war er Inhaber der fürstlichen Gießerei zu Kassel. 1796 erbaute er sich das erste Bleiwalzwerk Deutschlands und lieferte Walzblei zu Dacheindeckungen, ehe andere Metalle hierfür in Verwendung kamen, z. B. 1818 für die neue Pinakothek und Glyptothek in München. Im genannten Jahre (1796) wurde dieser H. auch zum fürstlichen „Brunnenmeister“, als Nachfolger des berühmten Steinhöfer, mit einem Jahrgehalt von 112 Reichsthalern, 2 Albus 9 Heller, bei freier Wohnung, ernannt. Ihm unterstanden dadurch die bekannten Wasserkünste auf Schloß Wilhelmshöhe, sammt den Pumpanlagen und Wasserleitungen. Im J. 1805 wurde diesem H. und seinem zweiten Sohn Werner (siehe oben S. 203) das landesherrliche Privileg auf

*) Zu S. 205.

Anfertigung von Geschützen und Glocken, Pumpen, Feuerspritzen, Metallgußwaaren, Pressen, Walzblei, Bleiröhren, Kesseln und Maschinen jeder Art ertheilt.

Nach dieser Abschweifung auf die allgemeine Familiengeschichte der Henschel kommen wir auf den zu Eingang genannten Karl Anton H. Er war als der älteste Sohn des letztbesprochenen Georg Christian Karl H. am 23. April 1780 in Kassel geboren. Seine Mutter war Friederike Storck, Tochter des kurfürstl. hessischen Stückgießers Storck in Kassel, dessen Amtsnachfolger Georg Christian Karl H., wie gesagt, 1785 wurde. Mit seinem vorgenannten Bruder Johann Werner H., dem späteren Bildhauer, besuchte Karl Anton H. das Lyceum und die Kunstakademie seiner Vaterstadt. Nebenbei arbeitete er in den Werkstätten des Vaters praktisch, trieb dann, im Selbststudium, unterstützt durch Privatunterricht, Mathematik, und wurde 1797 als unbesoldeter Accessist beim fürstl. Baudepartement in den technischen Staatsdienst aufgenommen. In dieser Stellung entwarf er 1801 das heute noch im Betrieb befindliche große Saug- und Druckwerk für Saline Sooden-Allendorf, das im väterlichen Geschäft ausgeführt wurde. Seine erste feste Anstellung erhielt H. 1803 als kurfürstl. hessischer Baumeister der Saline Schmalkalden, wo er im gleichen Jahre Maria Kröschel heirathete. Hier blieb er bis man ihn 1808 als kgl. sächsischen Baumeister an die Saline nach Kösen berief. Nach drei Jahren ward H. kgl. westfälischer Bergingenieur I. Classe in Karlshafen. Aus diesem Amte schied er nach zwei Jahren, um die Stellung eines kurfürstl. hessischen Bauinspectors auf der Saline Sooden anzunehmen. Von hier aus lehnte H. in den Jahren 1814, 1815 und 1816 drei sehr vortheilhafte Anerbieten, in preußische oder hannöversche Dienste zu treten, mit Rücksicht und aus Anhänglichkeit an sein damals arg bedrängtes Vaterland ab. 1814 erfand H. das hydraulische Kettengebläse[1]) und erhielt von Kurfürst Wilhelm III. die goldene Medaille für Gewerbefleiß. Der Staatsdienst bot für H. nicht die volle Befriedigung, und da sein Vater und Bruder infolge der Fremdherrschaft mit ihrem Geschäfte in schwere Sorgen gerathen waren, so beschloß H. in die väterliche Firma einzutreten. In Anbetracht seiner vielen Dienste, die er als Sachverständiger im Berg-, Hütten- und Salinenwesen seinem Vaterlande geleistet hatte, wurden ihm nicht nur der Eintritt in das väterliche Geschäft und die Versetzung nach Kassel bewilligt, sondern der hessische Staat gab ihm ein zinsfreies Darlehn von 2000 Thalern, das er in das väterliche Geschäft einlegen konnte. Zugleich wurde der 37jährige zum Oberberginspector ernannt. So konnte H. seine technischen Fähigkeiten dem Vaterlande sowol wie der Familie widmen. Von diesem Zeitpunkte (1817) an datirt die heutige Firma Henschel & Sohn darum mit Recht ihr Bestehen als Maschinenfabrik, an Stelle des früher vorwiegenden Gießereibetriebes. Im Staatsdienste seiner Heimath blieb Anton H., der 1832 zum Oberbergrath und Mitgliede der kurfürstl. Ober-Berg- und Salzwerk-Direction in Kassel ernannt worden war, bis ihn zunehmende Schwerhörigkeit im J. 1845 zum Rücktritt zwang. Im J. 1833 ging H. nach London, um die neuen Bahnen Englands zu studiren. Bei dieser Gelegenheit lernte er Brunell und Stephenson kennen. In einem Briefe an einen Freund, datirt Kassel, den 28. April 1833 sagt H.: „In der Eisenbahnsache erkenne ich eine Wohlthat für die Menschheit und will mich ihr ernstlich widmen, so gut ich vermag“.

Im gleichen Jahre erschien Henschel's erste Schrift: „Neue Construction der Eisen-Bahnen“ (Cassel 1833). Darauf kam die Flugschrift „Vorschlag der Anwendung eines eisernen Seilzuges auf Eisenbahnen“ heraus. Nach fünf Jahren folgte „Beitrag zur Constructions-Verbesserung der Eisenbahnen“

(Cassel 1838) und als letzte zu diesem Thema: „Einige Worte über den mechanischen Theil der Eisenbahnen" (Cassel 1844). Aus anderen Gebieten sind folgende Schriften von H. vorhanden: „Gedanken über den ununterbrochenen Fortgang der Schöpfung aus Raum und Zeit" (Cassel 1840), „Aesthetik der höheren Baukunst" (Cassel 1850), „Das bequemste Maaß- und Gewichtssystem gegründet auf den natürlichen Schritt des Menschen" (Cassel 1855). 1837 erfand H. die nach ihm benannte Turbine, die 1841 in Holzminden zuerst angewandt wurde. Hier sah sie Jouval und nahm in Frankreich erfolgreich das Patent darauf, das man in Hessen dem ursprünglichen Erfinder verweigert hatte. Nachdem H. schon 1830 ein 6jähriges hessisches Privileg auf den alleinigen Bau von Dampfmaschinen erhalten hatte, construirte er 1843 den Wasserröhrenkessel. 1845 erhielt er dafür von der „Société d'encouragement pour l'industrie nationale" in Paris die große goldene Medaille und 6000 Frcs. Auf den verschiedensten Gebieten der Technik hat H. sich nicht nur versucht, sondern auch in seiner Zeit Hervorragendes geleistet. So baute er 1811 das erste deutsche Cylindergebläse, 1820 nahm er den Bau der Stanhope'schen Buchdruckpressen und 1825 die Herstellung kaltgezogener Bleiröhren auf. 1843 begann er den Dampfschiffbau. Auch der Glocken- und Kanonenguß spielte in seinem Betrieb bis in die 50er und 60er Jahre noch eine Rolle. Seit 1840 war das wichtige Gebiet des Werkzeugmaschinenbaues aufgenommen worden, auf dem besonders im Bau sehr schwerer Maschinen, hervorragendes geleistet wurde. Auch der Brückenbau, der Bau von Dampfmaschinen und besonders von Dampfkesseln nahmen, wie von letzterem schon bemerkt wurde, unter Anton H. den Anfang.

H. feierte am 28. August 1853 die goldene Hochzeit, verlor aber 1857 seine Gattin, 1860 seinen Sohn Karl und büßte dazu noch neben seinem schon lange schwachen Gehör in den letzten Jahren das Augenlicht ein. Verschiedenen gelehrten Gesellschaften gehörte H. als Mitglied an: so der Niederrheinischen Gesellschaft für Natur- und Heilkunde in Bonn, der Gesellschaft zur Beförderung nützlicher Künste in Frankfurt a. M., dem Verein zur Beförderung des Gewerbefleißes in Preußen, den Gewerbevereinen zu Darmstadt und Kassel und dem Verein für Eisenbahnkunde in Berlin.

Im 82. Lebensjahre starb Anton H. am 19. Mai 1861 in Kassel. Sein Lebenslauf hat eins der schönsten Beispiele der bedeutenden Erfolge geliefert, welche ein Mann durch fleißige Ausbildung und Anwendung seiner geistigen Kräfte, unerschütterliche Verfolgung seiner richtig gewählten Ziele und Ehrenhaftigkeit, ohne die Unterstützung äußerer Glücksgüter zu erringen vermag.

Georg Alexander Karl H. (1810—1860), Sohn des Vorigen, war am 7. Mai 1810 in Kösen geboren, hatte seine praktische Ausbildung in der Fabrik des Vaters, seine wissenschaftliche auf dem Berliner Gewerbeinstitut genossen und darauf in Göttingen Mathematik studirt. Im Gegensatz zum Vater war Karl H. vorzugsweise auf die geschäftliche Ausdehnung des Fabrikunternehmens, auf Erweiterung der Absatzgebiete, auf Einführung neuer Fabrikationszweige bedacht. Auf vielen Reisen im In- und Auslande hatte er die hervorragendsten Großbetriebe kennen gelernt und trachtete danach, das Kasseler Werk in seiner Leistungsfähigkeit zu steigern, was ihm durch straffe Organisation aller Einzelabtheilungen, durch Nutzbarmachung der vollkommensten Hülfsmaschinen trotz beschränkter Mittel auch gelang. Beim Tode seines Großvaters (1835) wurde Karl H. seinem Vater eine unentbehrliche Stütze in der Fabrik, und als der Vater sich mit vorrückendem Alter immer mehr von den Arbeiten zurückziehen mußte, da ruhte die ganze Last des großen Betriebes auf seinen Schultern. Unter seiner Leitung wurde 1845 der Loko-

motivbau begonnen und am 29. Juni 1848 die erste Lokomotive der „Drache" für die hessische Friedrich Wilhelms-Nordbahn abgeliefert. Karl H. war seit dem 26. August 1835 mit Ernestine Schmidt aus Kassel verheirathet. Seit 1839 war sein Bruder Otto († 1846) mit in der Firma als Theilhaber beschäftigt. Am 23. März 1860 starb Karl H. und überließ das Werk seinem einzigen Sohne Oskar.

Karl Anton Oskar H. (1837—1894), Sohn des Vorigen, hervorragender Großindustrieller. Geboren in Kassel, Mönchebergerstraße 1 am 19. Juni 1837, besuchte er 1844—1852 die jetzige Ober-Realschule seiner Vaterstadt. In den folgenden Jahren lernte er in den väterlichen Werkstätten die ganze Praxis des Maschinenbaues und bereitete sich durch Privatstunden zum Besuch der Polytechnischen Hochschule in Karlsruhe vor. 1855 trat er dort sogleich in die Fachclassen ein und studirte vier Semester unten Redtenbacher, Eisenlohr und Baumeister. Nach dieser Zeit begann H. seine Thätigkeit als Leiter des kaufmännischen, dann des Zeichenbureaus in der Fabrik seines Vaters und Großvaters. Als er großjährig geworden war, wurde er 1859 Theilhaber der Firma Henschel & Sohn. Die beiden folgenden Jahre brachten dem jungen Manne harte Verluste: 1860 starb sein Vater und hinterließ ihm die alleinige Leitung des großen Werkes, 1861 verlor er auch den Großvater Oberbergrath H. So stand der kaum 24jährige an der Spitze eines bedeutenden Unternehmens, das unter seiner umsichtigen und thatkräftigen Leitung in verhältnißmäßig kurzer Zeit einen außerordentlichen Aufschwung genommen hat. Kamen seinem Wirken auch die politischen Vortheile der Kriege von 1866 und 1870 zu statten, so lag der Hauptgrund seiner Erfolge in seiner eigenen Person. Umfassendes Wissen und Können, unerschöpfliche Arbeitskraft und kühne Unternehmungslust vereinigte er in sich. Ein klarer Blick, ein bedächtig wägendes, sicheres Urtheil zeigten ihm die Wege seiner Arbeit. Unter seiner Leitung wurde die Firma Henschel & Sohn eine Lokomotiv- und Werkzeugmaschinenfabrik von Weltruf. Seine strengen Grundsätze inbezug auf die Beschaffenheit seiner Erzeugnisse, seine unverbrüchliche Zuverlässigkeit in Erfüllung eingegangener Verbindlichkeiten, sein gewinnendes Entgegenkommen im Verkehr, seine genaue Welt- und Menschenkenntniß — dies alles so selten in einer Person vereint — brachten ihm einen glänzenden geschäftlichen Erfolg in wenigen Jahrzehnten. Bedürfnißlos und, wie seine Vorfahren, jedem äußeren Scheine abhold, suchte und fand er seine ganze Befriedigung im unermüdlichen Schaffen, im Gelingen seiner Unternehmungen und in der Sorge um Familie und Arbeiterschaft. Seit dem 22. Juni 1862 mit Sophie Caesar aus Kassel vermählt, schuf H. für seine Arbeiter andauernd neue Wohlfahrtseinrichtungen auf seinem Werke, das bis dahin nur eine, 1854 bereits gegründete Krankencasse besaß. 1866 gründete H. die Invaliden- und Wittwencasse für Arbeiter, 1870 die Feuerwehr. 1872 begann er den Bau von Arbeiterhäusern, deren die Firma heute für 783 Familien besitzt. 1873 trat die Firma der Unfallversicherung bei. 1887 stifteten H. und seine Frau, bei Gelegenheit ihrer silbernen Hochzeit, den „Henschel-Fonds" zur Unterstützung activer Arbeiter.

Im öffentlichen Leben nahm H. verschiedene Ehrenämter ein. Er gehörte u. a. der Leitung der Berufsgenossenschaft, dem Bürgerausschuß und der Handelskammer — dieser lange Jahre hindurch als Vorsitzender —, dem Communal- und Provinziallandtage, dem Volkswirthschaftsrathe und der Ständigen Commission für das technische Unterrichtswesen, außerdem einer großen Zahl wohlthätiger und wissenschaftlicher Vereine an. In Anerkennung seiner Verdienste erhielt H. den Titel Commerzienrath bereits mit 31 Jahren, den Titel Geheimer Commerzienrath im J. 1875. Auf den von ihm beschickten

Ausstellungen des In- und Auslandes erhielt er höchste Preise, auch wurden ihm verschiedene Orden verliehen. Seit dem Jahre 1891 war H. häufig leidend und starb, nach einem Leben fast ausschließlich durch Arbeit ausgefüllt, am 18. November 1894 infolge einer Lungenentzündung. Mit seinem Tode ging die Leitung des Werks, vorläufig unter Verwaltung der Wittwe Oskar Henschel's, an Karl Anton Theodor Ferdinand H. (geboren am 3. October 1873) über.

Nach dem Tode von Oskar H. widmete sich dessen Wittwe in seinem Sinne der weiteren Ausgestaltung der Wohlfahrtseinrichtungen. Eine Beamten-Pensions- und Wittwen- und Waisencasse, ein Wohlfahrtshaus, Haushaltungsschulen, Kindergärten, Kohlen- und Kartoffelneinkauf, Kaffeeausschank, 3 Freibetten in Krankenhäusern für Angehörige der Arbeiter, sowie überhaupt freie ärztliche Behandlung für deren Familien, Wöchnerinnenfürsorge, ein Reconvalescentenfonds, Badeanstalten, eine Fortbildungsschule für Lehrlinge u. s. w. sind in den letzten zehn Jahren von ihr eingerichtet bezw. gestiftet worden.

Statistik der Henschel'schen Werke: Arbeiterzahl 1837: 200, 1865: 500, 1873: 1400, 1894: 1600, 1904: 3000 und 1600 auf der seit 1904 zum Werk gehörigen Henrichshütte bei Hattingen. — Lokomotiven: 29. 7. 1848 die erste abgeliefert, 4. 10. 1860: die 50ste, 19. 8. 1865: die 100ste, 21. 5. 1873: die 500ste, 12. 4. 1879: die 1000ste, 25. 7. 1886: die 2000ste, 1. 2. 1890: die 3000ste, 18. 1. 1894: die 4000ste, 1899: die 5000ste, bis 15. 3. 1905: über 7000 Lokomotiven.

ad [1]) F. R. B. Koch, Versuche über die Geschwindigkeit atmosphärischer Luft. Göttingen 1824, S. 177. Karsten, Eisenhüttenkunde, 2. Aufl. § 618. — Beck, Geschichte des Eisens, Bd. 4, 1899, S. 231. Ferner wurden benutzt: Archivalien der Familie Henschel. — Die genannten Schriften von Anton H. — Rückblick auf die Entwicklung der Maschinenfabrik H. & Sohn, Cassel. Herausgegeben aus Anlaß der Vollendung der 5000sten Lokomotive. Privatdruck 1899. — Nekrolog von C. A. Henschel. Cassel 1861. — Zur Erinnerung an Oskar Henschel. Privatdruck, 1894. — Mittheilungen der Firma H. & Sohn, sowie der Frau Geh. Commerzienrath Sophie Henschel in Cassel an den Unterzeichneten. — Ueber ältere Henschel siehe: Otte, Glockenkunde 1884; Archiv f. hessische Geschichte XV, Heft 3, S. 540, 541. — Strieder's Grundlage zu einer hessischen Gelehrten-Geschichte Bd. 18 und 29, sowie die Fortsetzungen hierzu von O. Gerland, Bd. 20.

F. M. Feldhaus.

Herzog *): Hans H., schweizerischer General, geboren am 28. October 1819 in Aarau, † daselbst am 2. Februar 1894. General H. entstammte einer Familie, die in mehreren Generationen im Kanton Aargau sich hohen Ansehens erfreute. Der Großvater, Bürgermeister Johann H. von Effingen (s. A. D. B. XII, 265) hatte sich aus ländlichen Verhältnissen zum bedeutendsten Industriellen und führenden Staatsmann des Kantons emporgearbeitet. Der Vater, Johann Herzog-Herosé, geboren am 13. December 1790, † am 16. April 1870, hatte in Heidelberg Naturwissenschaften studirt, sich dann in Zürich und Paris auf den kaufmännischen Beruf vorbereitet und seit 1813 seine ganze Kraft den Unternehmungen seines Vaters gewidmet. 1818 verheirathete er sich mit Fanny Herosé, einer hochgebildeten, mit außergewöhnlichem Wohlthätigkeitssinn begabten Frau, die ihm zwei Söhne und zwei Töchter schenkte. Eltern und Großeltern lebten auf dem ausgedehnten Familiengut in Aarau, das im Volksmund scherzweise nur das „Herzogthum"

*) Zu S. 268.

hieß, in einem Haushalt beisammen. Ein Mann von unermüdlichem Fleiße und spartanischer Genügsamkeit, führte Johann H. das väterliche Geschäft (Baumwollspinnerei, Weberei, Färberei und Handel mit württembergischem Salze) in den vierziger Jahren auf die Höhe, trat aber 1855 infolge von Zerwürfnissen mit seinem Bruder aus der Firma aus und gründete ein eigenes Geschäft, das von finanziellen Mißerfolgen begleitet war.

Hans H. war das älteste von vier Geschwistern. Vom Großvater und Vater, die beide den Grad von Obersten in der Schweizer Miliz bekleideten, waren die militärischen Neigungen auf ihn übergegangen. Schon der Spieltrieb des Knaben nahm militärische Formen an, so daß ihn der Vater mit dem Namen „General" hänselte. Mit größtem Eifer versah er an der Stadtschule und an der Kantonschule in Aarau, welch letztere er 1833—36 besuchte, den Cadettendienst und commandirte 1835 und 1836 die Artillerie des Cadettencorps als Hauptmann. Im October 1836 begab er sich nach Genf, wo er bis Juni 1838 an der Akademie Mathematik und Naturwissenschaften, insbesondere Chemie studirte. Dann mußte er nach dem Willen des strengen Vaters seinen Platz als Lehrling im Comptoir zu Aarau einnehmen, setzte aber zugleich unter Anleitung von Professor Bolley, dem spätern Director des eidgenössischen Polytechnikums, seine chemischen Studien fort.

Sehr gegen den Willen des Vaters, der aus ihm einen tüchtigen Geschäftsmann machen wollte, fühlte er sich unwiderstehlich zur Soldatenlaufbahn hingezogen. Im Sommer 1839 besuchte er als Aspirant für den Artilleriestab die eidgenössische Militärschule in Thun und wurde im März 1840 als Unterlieutenant im Artilleriestab brevetirt. Im Juli sandte ihn der Vater nach Triest, um im Haus Joh. Bühler & Co. seine Lehre zu vervollständigen; aber weit mehr als das Kaufmännische interessirten den angehenden Artillerieofficier die Arsenale und Werften von Triest und Venedig, die Festungswerke von Verona und Peschiera, wo er sich Eintritt zu verschaffen wußte. Ein schweres Nervenfieber bewirkte, daß sein Aufenthalt in Triest abgekürzt wurde; schon im October kehrte er nach Hause zurück, wo er zu Weihnachten dem Begräbniß des von ihm hochverehrten Großvaters beiwohnen mußte. Im Januar 1841 gab ein Aufstand des ultramontanen Freiamtes dem jungen Lieutenant die erste Gelegenheit zum activen Dienst; als Adjutant des Commandanten der Occupationstruppen, des Obersten Sauerländer, nahm er theil an der Besetzung des unruhigen Landestheils und bethätigte sich hierauf bei der Instruction der aargauischen Artillerie. Nachdem er seine Zeit eine Weile zwischen kaufmännischer Lehrlingsarbeit, chemischen und artilleristischen Versuchen getheilt, reiste er im Mai 1842 wieder nach Italien, um sich im Handelshause Schmutziger in Mailand in seinem Berufe zu vervollkommnen; aber wieder nahmen die militärischen Anstalten sein ganzes Sinnen und Trachten gefangen. Er besuchte die Arsenale, Kasernen, Stallungen, Geschützgießereien, Pulvermühlen und sonstigen militärischen Werkstätten in Turin, Genua und Mailand, schloß mit sardinischen und österreichischen Officieren Bekanntschaft und wohnte den Uebungen und Feldmanövern der piemontesischen und österreichischen Truppen bei. So reiste er im August über Venedig und Triest ins Friaul, wo unter Radetzky's Leitung große Manöver der vereinigten Cavallerie und Artillerie stattfanden. Im Mai 1843 unternahm er eine Handelsreise nach Florenz, Rom und Piemont, auf der er der päpstlichen Schweizer Batterie in Bologna einen Besuch abstattete und in Turin das Materielle der piemontesischen Brückenequipage, Bewaffnung und Equipirung der Cavallerie u. dgl. eingehend studirte. Nach fünfvierteljähriger, in militärischer Hinsicht trefflich benutzter Abwesenheit kehrte er Anfangs Juli 1843 in

die Heimath zurück. In ähnlicher Weise gestaltete sich ihm eine im Januar 1844 aus kaufmännischen Motiven angetretene Reise nach Havre wieder zu einer militärischen Bildungsreise großen Stils. Da wurden in Straßburg die Geschützgießerei, das Arsenal, die Modellsammlungen der Artillerie und des Genies, in Metz die Artillerieschule mit ihren Sammlungen, die Constructionswerkstätten, Arsenale und Befestigungswerke, in Paris und Vincennes das Artillerie- und Marinemuseum, die Modell- und Waffensammlungen, die alten und neuen Fortificationen mit größter Aufmerksamkeit studirt. Im November 1844 ging H. nach England hinüber und besichtigte dort die großen Militäranstalten in Woolwich, die Eisenwerke und Geschützbohrerei in Low-Moore, die artilleristische Sammlung in Dover. Auf der Rückreise durch Holland, Belgien und Deutschland sah er im December 1844 die Arsenale, Waffenfabriken, Werkstätten und Laboratorien zu Delft, Antwerpen und Lüttich, wo er unter andern die Bekanntschaft mit Oberst Timmerhans, dem Director der Gewehrfabrik und pyrotechnischen Schule, sowie mit Major Bormann, dem Erfinder der Shrapnelzünder, machte, dann im Beginn des Jahres 1845 die Festung Ehrenbreitstein, die militärischen Anstalten zu Wiesbaden und Karlsruhe. Im März 1846 avancirte er zum Hauptmann und setzte es beim Vater durch, daß er vom April bis October ein halbes Jahr Dienst bei der württembergischen reitenden Artillerie in Ludwigsburg durchmachen durfte.

Im Sonderbundskrieg von 1847 machte H. als Adjutant der 2. Artilleriebrigade sowol den Zug gegen Freiburg als gegen Luzern mit. In der neuen Aera, welche die Bundesverfassung von 1848 auch im Heerwesen heraufführte, fand der tüchtige, pflichteifrige Officier mit seinen reichen Kenntnissen immer mehr Beachtung und Anerkennung. Er wurde in das Instructionscorps der eidgenössischen Artillerie aufgenommen, 1850 zum Major, 1855 zum Oberstlieutenant befördert. 1856/57 commandirte er bei der Grenzbesetzung im Neuenburger Conflict die Artillerie der Division Ziegler. Unermüdlich darauf bedacht, die mannichfachen Neuerungen und Verbesserungen in der Bewaffnung und im Heerwesen überhaupt kennen zu lernen, setzte er seine militärischen Studienreisen ins Ausland fort; so besuchte er 1857 Kriegsübungen in Sachsen und Württemberg und unternahm 1860 wegen der Withworth-Geschütze eine zweite Reise nach England.

Im März 1860 erhielt er den Grad eines eidgenössischen Obersten und am 13. Juni des Jahres wurde er vom Bundesrath zum eidgenössischen Inspector der Artillerie gewählt. Von nun an lebte er ausschließlich dem Militärberufe und leitete bis an sein Ende an oberster Stelle die Ausbildung der schweizerischen Artillerie, rastlos und mit Erfolg bemüht, diese Waffe durch Vermehrung und Vervollkommnung des Materials und bessere Instruction der Officiere und der Mannschaft auf die Höhe der Zeit zu heben. Während der dreieinhalb Jahrzehnte seines Wirkens ging die schweizerische Artillerie drei Mal zu einer vollständigen Neubewaffnung über, in den 60er Jahren von den glatten zu den gezogenen Vorderladern, 1871/72 von diesen zu den bronzenen und 1878/1888 zu den gußstählernen Hinterladergeschützen; die schweizerische Positionsartillerie wurde recht eigentlich durch H. geschaffen. Als Mitglied der Gewehrcommission erwarb er sich auch Verdienste um die Einführung des Repetirgewehrs, wie überhaupt eine Menge Verbesserungen im schweizerischen Heerwesen auf seine Anregung hin erfolgten.

Das allgemeine Vertrauen, das sich H. durch seine Schaffensfreude und seinen festen Charakter erworben hatte, offenbarte sich beim Ausbruch des deutsch-französischen Krieges, indem ihn die Bundesversammlung am 19. Juli 1870 einmüthig zum Oberbefehlshaber der vom Bundesrath am 16. Juli

zum Schutz der Grenzen aufgebotenen fünf Divisionen (37 423 Mann und 3541 Pferde) ernannte. Am 21. Juli wurde er in Bern feierlich beeidigt, am andern Tag übernahm er mittelst eines schlichten Tagesbefehls das Commando von seinem Hauptquartier Olten aus und concentrirte seine Streitkräfte um Basel. Die Verschiebung des Kriegstheaters nach dem nördlichen Frankreich entfernte jedoch für einmal die Gefahr einer Grenzverletzung, die Truppen wurden successive bis auf wenige Compagnien entlassen und der große Stab selbst am 26. August außer Activität gesetzt. General H. aber erstattete am 22. November über die Truppenaufstellung einen umfassenden Bericht an die Bundesversammlung, worin er die dabei zu Tage getretenen Mängel des schweizerischen Wehrwesens in ungeschminkter Weise bloßlegte und die unbedingte Nothwendigkeit durchgreifender Reformen überzeugend darthat. Dieser Bericht wurde der Ausgangspunkt der Verstärkung der Bundescompetenzen auf militärischem Gebiete gegenüber den Kantonen, wie sie die Bundesrevision von 1874 brachte, und der darauf fußenden neuen Heeresorganisation.

Das Vordringen der französischen Ostarmee unter Bourbaki gegen Belfort im Januar 1871 bewog den Bundesrath zu neuen, freilich viel zu schwachen Truppenaufgeboten, und er ersuchte am 18. Januar H. wieder das Commando zu übernehmen. Im ersten Moment standen dem General nur 8½ Bataillone im Pruntrut und 6 Bataillone in Basel nebst 4 Batterien und einigen Compagnien Dragoner zur Verfügung und seinem dringenden Verlangen nach Verstärkungen entsprach der Bundesrath, der sich in finanziellen Schwierigkeiten befand, nur ungern und zögernd. Am Ende erreichte seine Armee den Bestand von 19 439 Mann. Mit dieser geringen Truppenzahl leistete H. das Menschenmögliche. Auf die Kunde vom Rückzuge Bourbaki's ordnete er am 26. Januar eine demselben parallelgehende Linksschiebung seiner Divisionen an. Bei tiefem Schnee und grimmiger Kälte durchzogen die Schweizermilizen in Eilmärschen den Jura, zum Theil bis ins Waadtland und besetzten die Eingangsthore, auf welche die geschlagene französische Armee immer deutlicher abgedrängt wurde, noch zur rechten Zeit. Als der Bundesrath von dem am 28. Januar zu Paris abgeschlossenen Waffenstillstand Nachricht erhielt, lud er H. ein, sofort mit den Einleitungen zur Entlassung der Truppen zu beginnen, um die Lasten der Grenzbesetzung nicht unnöthig zu verlängern. Allein der besserinformirte General, der wußte, daß die französische Ostarmee vom Waffenstillstand ausgeschlossen war, klärte die politische Behörde über ihren Irrthum, welcher der Schweiz hätte verhängnißvoll werden können, auf und bewog sie, neue Bataillone zum Schutz der Jurapässe in der Waadt und Genfs aufzubieten.

Am 28. Januar, Nachts 11 Uhr erhielt H. im Hauptquartier zu Delsberg die Gewißheit, daß die französische Armee bei Pontarlier abgeschnitten sei, und erwartete nun ihren Uebertritt auf Schweizerboden. Er concentrirte soviel Truppen als möglich in dem langgestreckten Traversthale, als dem muthmaßlichen Punkte, wo derselbe stattfinden werde. Am 31. Januar traf er um Mitternacht persönlich im Grenzdorf Verrières ein, zwei Stunden später erschien ein Oberst Chevals als Parlamentär des an Bourbaki's Stelle getretenen Generals Clinchant, der die Bewilligung zum Uebertritt seiner Armee auf Schweizerboden verlangte. Auf die Gefahr hin, daß die Franzosen trotz ihres elenden Zustandes den Versuch wagen würden, die kleine schweizerische Grenztruppe über den Haufen zu werfen, dictirte H. rasch entschlossen um 3 Uhr Morgens den bekannten Vertrag vom 1. Februar, durch den die vollständige Entwaffnung und Internirung der französischen Armee festgesetzt

wurde. Clinchant, der sich hart an der Grenze befand, unterzeichnete den Vertrag sofort, und hinter dem Oberbefehlshaber, der zuerst übertrat, her wälzten sich in wildem Gedränge Kaleschen von Generälen, Geschütze, Caissons und Kriegsfuhrwerke aller Art, untermischt mit Truppen aller Waffen, alles in voller Auflösung an den Schweizer Milizen vorüber. Große Massen französischer Truppen traten auch bei St. Croix, Jougne und durch das Jouxthal ins Waadtland über. Im ganzen waren es 83 301 Mann mit 10 649 Pferden, denen 284 Feldgeschütze, 63 412 Gewehre und gegen 1000 Fuhrwerke abgenommen wurden. Die Energie und Umsicht, mit der H. die Entwaffnung, Ordnung und Ueberführung dieser Massen in das Innere der Schweiz leitete, sicherte ihm den Dank der Nation.

Am 16. Februar legte er sein Generalat nieder und war nun wieder einfacher Oberst im Generalstab und Artillerieinspector oder, wie der Titel seit 1874 lautete, Waffenchef der Artillerie. Selbstverständlich hatte aber General H. fortan in allem, was das Wehrwesen der Schweiz betraf, die erste Stimme, so war er 1880 Präsident der ersten Landesbefestigungscommission. Daß man auch im Ausland auf ihn aufmerksam geworden war, bewies eine Einladung zu den die Dreikaiserzusammenkunft im September 1872 begleitenden deutschen Manövern, die ihm Kaiser Wilhelm durch den deutschen Gesandten direct zugehen ließ. Mit einem Gefolge von Officieren begab sich H. nach Berlin, wo er außer vom Kaiser auch von Bismarck und Moltke ehrenvoll empfangen wurde. Am 6. Juli 1889 bereiteten die schweizerischen Artillerieofficiere ihrem greisen Waffenchef eine erhebende Feier, indem sie zu seinem fünfzigjährigen Officiersjubiläum eine „Herzog-Stiftung“ gründeten, deren Mittel zur außerdienstlichen Ausbildung schweizerischer Artillerieofficiere verwendet werden sollten.

1848 hatte sich H. mit Emilie v. Alberti aus Rottweil in Württemberg verheirathet und lebte mit ihr sechsundzwanzig Jahre in glücklicher Ehe; nach ihrem Hinscheiden führte er 1876 ihre Nichte Julie Zobel als zweite Gattin heim, die ihn überlebte; aus beiden Ehen erwuchsen ihm zwei Söhne und vier Töchter. Im eigenen Hause, im trauten Verkehr mit der Familie und den zahlreichen gastfrei aufgenommenen Freunden, suchte der vielbeschäftigte Mann seine Erholung. Ein eifriges Mitglied war er der aargauischen naturforschenden Gesellschaft, in deren Schooß er bis in sein hohes Alter fast alljährliche Vorträge über technologische oder artilleristische Fragen hielt. Ohne jemals um die Volksgunst zu buhlen und obwol er, wie von sich, so auch von seinen Untergebenen strenge Pflichterfüllung forderte, wurde er durch seine Tüchtigkeit und die schlichte Güte seines Wesens der populärste Mann der Schweiz. Sein Bild war neben dem des Generals Dufour in jeder Hütte zu finden. Und als ein Influenzaanfall den Fünfundsiebzigjährigen in wenig Tagen dahinraffte, da folgte am 5. Februar 1894 seinem Sarge ein endloses Geleite von Behörden, Officieren und Volk aus allen Ständen, zum Zeichen der allgemeinen Verehrung, die der Lebende genossen. In Aarau wurde ihm ein Denkmal errichtet.

Worte der Erinnerung an Herrn General Hans Herzog, gesprochen bei seiner Beerdigung. — Nekrologe in der Allgem. Schweizerischen Militärzeitung 1894, Nr. 6, und der Schweizerischen Zeitschrift für Artillerie und Genie 1894, Nr. 2. — Blumer, Erinnerungen an die Grenzbesetzung 1870/71 (Winterthur 1891). — Bonnard, Le général Herzog (Bibliothèque Universelle 1894, tome 61, p. 449 ff.). — Bluntschli, Karl Johann Herzog, General und eidgenöss. Waffenchef der Artillerie (Neujahrsblatt der

Feuerwerkergesellschaft in Zürich 1895). — Handschriftliche Mittheilungen von Herrn Staatsarchivar Dr. Herzog in Aarau.

Wilhelm Oechsli.

Hofmann *): August Wilhelm von H., der hervorragendste der aus der Liebig'schen Schule hervorgegangenen Chemiker, wurde am 8. April 1818 in Gießen geboren und starb in Berlin am 5. Mai 1892.

Hofmann's Familie war um die Mitte des 17. Jahrhunderts in der Stadt Worms ansässig, um deren Verwaltung sich seine Vorfahren frühzeitig verdient gemacht haben. Der aufopfernden Thätigkeit des Stadtmeisters und Rathsseniors Philipp H. wird bei der Zerstörung der Stadt durch die Franzosen im Jahre 1689 rühmend gedacht und Philipp Christian H., der Urgroßvater, brachte es bis zum regierenden Bürgermeister der freien Reichsstadt. Hofmann's Großvater starb in jungen Jahren 1784 durch einen Sturz vom Pferde, weshalb die Wittwe Maria Elisabeth, geb. Kasche, nach ihrem Heimathsorte Hanau übersiedelte. Der befreundete Oberst eines dänischen Regiments veranlaßte ihren Sohn Johann Philipp in dänische Dienste zu treten, wo er mit 21 Jahren Lieutenant wurde; allein dieser Beruf befriedigte ihn nicht und die Beschäftigung mit Ingenieurwissenschaften nahm sein Interesse so in Anspruch, daß er sich entschloß zu architektonischen Studien die Universität Marburg zu beziehen. Nach ihrem Abschluß trat er als Baumeister zuerst in den Dienst des Fürsten Bentheim, alsdann in den des Burggrafen von Friedberg und kam, als 1806 das Großherzogthum Hessen gegründet wurde, in den hessischen Staatsdienst.

Aus der Ehe mit Wilhelmine Bodenius aus Lingen bei Hannover waren bereits vier Töchter und ein Sohn entsprossen, als nach einer Pause von acht Jahren August Wilhelm im J. 1818 geboren wurde.

Der Vater, der 1817 als Provinzialbaumeister nach Gießen gezogen war, wo er sich ein eigenes Wohnhaus erbaute, war ein Mann voll ernsten Strebens. Seine Liebe für alles Edle und Gute prägte sich dem empfänglichen Gemüthe des aufgeweckten Knaben frühzeitig ein, und insbesondere die Reisen, die er mit dem Sohne durch Italien und Frankreich machte, entzündeten in diesem eine unversiegliche Begeisterung für alle schönen Künste. Von dem eminenten Sprachtalent, über welches H. später verfügte, scheint er auf der Gießener Schule wenig Gebrauch gemacht zu haben; da er nur langsam mitkam, so wurde er für einige Jahre dem Pfarrer Hildebrand zu Mehlbach in der Wetterau anvertraut, von wo er in die Prima des Gymnasiums zurückkehrte.

Im Herbst 1836 bezog H. die Gießener Universität. Er beabsichtigte, sich dem Studium der Rechte zu widmen, belegte aber, vielleicht unter dem Einflusse seines Schwagers, des Physikers Heinr. Buff, schon im ersten Semester mathematische, im zweiten physikalische Vorlesungen und hörte im dritten neben einem Colleg über Naturrecht einen chemisch-analytischen Cursus bei Liebig. Dieser stand damals auf der Höhe seines Wirkens; seine zauberhafte Lehrthätigkeit begeisterte eine schaffensfrohe lernbegierige Schar von Schülern, die aus allen Ländern der Welt herbeiströmten. Enger und enger werden die zur Verfügung stehenden Räume; es muß zur Errichtung eines besonderen Lehrgebäudes geschritten werden, und der Bau des so berühmt gewordenen Gießener Laboratoriums wird dem Hofkammerrath und Universitätsbaumeister Hofmann übertragen. So in Liebig's Zauberkreis eingetreten, verbindet ihn bald ein nahes Freundschaftsverhältniß mit dem großen Chemiker, der sich nun

*) Zu S. 434.

des Sohnes, welcher den juristischen Studien keinen Geschmack abgewinnen konnte, auf das wärmste annimmt.

Durch den Assistenten Fr. Schödler wird H. in die Geheimnisse der Analyse eingeweiht, und Liebig's Privatassistent H. Will unterstützt seine Arbeiten mit allezeit liebenswürdiger Bereitwilligkeit. Außer Liebig's Vorlesungen hört er Physik bei Buff, Technologie bei Knapp, Astronomie bei Umpfenbach, Oryktognosie bei v. Klipstein; aber auch die Vorträge über Aesthetik, Dante, Shakespeare von Hillebrand werden nicht verschmäht. Begeistert von der neuen Wissenschaft, betreibt er seine Studien auf das eifrigste und besteht am 9. April 1841 das Doctorexamen summa cum laude unter gleichzeitiger Erlangung der venia legendi, nachdem er von der Einreichung einer Dissertation dispensirt worden ist.

Als Doctor arbeitet H. im Liebig'schen Laboratorium weiter und veröffentlicht nach zwei Jahren seine erste selbständige Arbeit: „Chemische Untersuchungen der organischen Basen im Steinkohlentheeröl“ (Liebig's Ann. 1843). Es ist ein merkwürdiger Zufall, daß sich H. schon in dieser ersten Arbeit mit demjenigen Gegenstande beschäftigt, der später den Weltruhm seines Namens begründen sollte: dem Anilin, einer in geringen Mengen im Steinkohlentheer enthaltenen Base, welche, ausgestattet mit einer ungeahnten tinctorialen Verwandlungskraft, in Hofmann's Händen der Ausgangspunkt für die moderne Farbchemie geworden ist. Die zufällige Veranlassung zu dieser Arbeit bot ein früherer Schüler Liebig's, Ernst Sell, der in Gemeinschaft mit C. Zimmer in Offenbach eine Theerdestillation errichtet hatte und seinem Lehrer als Erstlingsproduct eine Probe Steinkohlentheeröl übersandte, die Liebig an H. zur Untersuchung übergab.

Ueber den Steinkohlentheer, damals ein lästiges Nebenproduct der Gasbereitung, lagen nur wenige Arbeiten vor. Einige saure und einige basische Bestandtheile hatte zehn Jahre vorher F. Runge in Oranienburg daraus abgeschieden. Von den ersteren hatte der französische Chemiker Laurent die Carbolsäure untersucht und als Phenylhydrat erkannt; H. wandte sich daher den letzteren zu, worunter ihn Runge's Kyanol besonders anzog. Da jedoch die Probe an basischen Bestandtheilen nur geringe Mengen enthielt, so machte er von Sell's Erlaubniß Gebrauch, in dessen Fabrik größere Mengen davon selbst zu bereiten, und nach der Arbeit von einer Woche kehrt er beglückt mit zwei Kilo des Basengemisches, zu jener Zeit ein kostbarer Schatz, nach Gießen zurück. Mit der Familie Sell's, aus dessen Werke später die bekannte Oehler'sche Farbfabrik hervorgegangen ist, blieb H. für sein Leben eng befreundet.

Als H. das Kyanol isolirt und analysirt hatte, fand er, daß es dieselbe Zusammensetzung besaß, wie eine Base, die der Petersburger Chemiker Fritzsche soeben durch Destillation aus der Anthranilsäure gewonnen und Anilin genannt hatte. Dieser Name stammt von der arabischen Bezeichnung „anil“ (blau), unter welcher die Portugiesen den Indigo in den Handel brachten und wurde von Fritzsche gewählt, weil seine Base Aehnlichkeit zeigte mit dem von Unverdorben durch Destillation des Indigos gewonnenen Krystallin. Auch im Benzidam, das der russische Chemiker Zinin kurz vorher aus dem Nitrobenzol gewonnen, schien eine ähnliche Substanz vorzuliegen. H. unterwirft diese vereinzelten Beobachtungen einem eingehenden Studium und findet, daß alle diese Substanzen, so verschieden ihre Herkunft, dieselbe Zusammensetzung, dieselben chemischen und physikalischen Eigenschaften haben, und acceptirt nun für diesen interessanten Körper den klangvollen Namen Anilin. In ähnlicher Weise gelingt ihm der Identitätsnachweis einer zweiten Base des Steinkohlentheers,

des Leukols, mit dem Chinolin, das der Pariser Chemiker Gerhardt aus dem Chinin gewonnen hatte; allein das Anilin ist es, dem er vorerst seine ungetheilte Aufmerksamkeit zuwendet.

Diese mit „großer Sorgfalt und Genauigkeit“ (Liebig) ausgeführten Arbeiten Hofmann's, welche später für die chemische Industrie von eminenter praktischer Bedeutung werden sollten, haben zunächst ein rein theoretisches Interesse und machen Hofmann's Namen bald in der Wissenschaft bekannt. Insbesondere sind es die Untersuchungen über die Halogenderivate des Anilins, welche für die damalige Entwicklung der chemischen Theorien von ausschlaggebender Bedeutung wurden.

Schroff und unvermittelt standen sich die Theorien von Berzelius und Dumas gegenüber. Nach der elektrochemischen Theorie des großen Schweden sollte der Charakter einer chemischen Verbindung nur durch die Natur der darin enthaltenen Elemente bedingt sein; nach der Substitutionstheorie Dumas', welcher beobachtet hatte, daß der positive Wasserstoff in chemischen Verbindungen durch das negative Chlor ersetzt werden kann, ohne ihren chemischen Charakter wesentlich zu ändern, sollte dieser nicht von der elektropositiven oder negativen Natur der Elemente, sondern lediglich von deren Lagerungsweise abhängen.

Die directe Chlorirung des Anilins war schon mehrfach, aber immer vergeblich, versucht worden; H. erreicht sie indirect auf einem merkwürdigen Umwege über gechlorte Indigoderivate und zeigt, nun im Besitze des einfach, des zweifach und des dreifach gechlorten Anilins, daß in der That das negative Chlor ein Wasserstoffatom substituiren kann, ohne den positiven Charakter der Base zu vernichten — eine glänzende Bestätigung von Dumas' Theorie —, aber es findet sich zugleich die nicht minder wichtige Thatsache, daß der Eintritt des negativen Bestandtheils gleichwol einen zweifellosen Einfluß auf die Verbindung ausübt. Schon in dem Monoderivat zeigt sich die Basicität des Anilins etwas vermindert, noch mehr ist dies beim zweifach gechlorten Anilin der Fall und in dem neutralen Trichloranilin haben sich die elektronegativen Eigenschaften der eintretenden Chloratome „mit dem elektropositiven Charakter, welcher dem ursprünglichen Systeme angehörte, ins Gleichgewicht gesetzt“.

Wie so häufig in der Geschichte der Wissenschaft findet hier ein Ausgleich zwischen anscheinend unvereinbaren Theorieen statt. Durch die Arbeit Hofmann's wird zwar die französische Auffassung bestätigt, aber gleichzeitig führt sie die Versöhnung herbei mit den Ansichten des schwedischen Forschers. Diese ersten Arbeiten haben aber nicht nur die Wissenschaft gefördert, auch die Industrie hat daraus reichen Nutzen gezogen. Da das Steinkohlentheeröl nur geringe Mengen Anilin enthält, so machte sich bald das Bedürfniß fühlbar, einen weniger mühevollen Weg zur Gewinnung dieses kostbaren Stoffes aufzufinden. Dies gelang H. durch den Nachweis, daß die leichtsiedenden Antheile des Theeröls große Mengen Benzol enthalten, dessen nahe Beziehung zum Anilin ihm bereits bekannt war. Indem er das Benzol in Gegenwart von Schwefelsäure mit starker Salpetersäure behandelt und das so gewonnene Nitrobenzol durch nascirenden Wasserstoff in Anilin verwandelt, beschreitet er zuerst den Weg, auf dem noch heute die für die Bereitung der Theerfarbstoffe erforderlichen Anilinmengen gewonnen werden, die sich gegenwärtig auf viele Millionen Kilo jährlich belaufen.

Im J. 1843 starb Hofmann's Vater. Zu dieser Zeit übertrug Liebig seinem bisherigen Privatassistenten Will das Laboratorium für Anfänger, H. wurde Will's Nachfolger und hatte Liebig sowol bei seinen Experimentaluntersuchungen, wie auch bei der Redaction der „Annalen der Chemie“ zu unterstützen. Trotzdem findet H. auch noch für eigene Arbeiten Zeit. 1844

veröffentlicht er eine Untersuchung „über das Chloranil" und im darauffolgenden Jahre eine große Abhandlung „über die Metamorphosen des Indigos und die Erzeugung organischer Basen, welche Chlor und Brom enthalten", die ihm von der Société de Pharmacie de Paris eine Medaille im Werthe von 200 Frcs. einträgt. Auch die Arbeit „über das Toluidin, eine neue organische Base", erscheint 1845.

In dem Maße, wie Hofmann's Name in der wissenschaftlichen Welt bekannt wird, regt sich indessen der Wunsch nach einer selbständigen Stellung, und, da er sich mit Helene Moldenhauer aus Darmstadt, einer Nichte von Liebig's Frau, verlobt hatte, auch nach einem eigenen Herde. So habilitirt er sich am 28. April 1845 in Bonn und beginnt seine Lehrthätigkeit mit einer agriculturchemischen Vorlesung. Sein Verbleiben in Bonn währte jedoch nicht lange. Die glänzenden Erfolge der Liebig'schen Unterrichtsmethode waren auch im Auslande wohlbekannt und hatten die Aufmerksamkeit einsichtsvoller Männer Englands auf die Mängel der dortigen chemischen Lehrinstitute gelenkt. Unter dem Vorsitz des Gemahls der Königin hatte sich ein Comité gebildet zur Gründung eines College of Chemistry in London, dessen Leitung einem Schüler Liebig's übertragen werden sollte. Zu diesen Männern gehörte der königliche Leibarzt Sir James Clark, der einflußreiche Lord Ashburton, W. Gregory, einer der ersten Schüler Liebig's, der Geologe Buckland und Dr. Gardener, welcher Liebig's Schriften durch seine Uebersetzungen in England bekannt gemacht hatte. Für diesen wichtigen Posten hatte Liebig seine Schüler Fresenius, Will und H. vorgeschlagen.

Ein Besuch der Königin von England bei der Beethovenfeier in Bonn, wo H. zufällig dieselben Zimmer bewohnte, die der Prinz-Gemahl dort als Student innegehabt hatte, die Experimente, die H. den hohen Herrschaften bei einer Besichtigung dieser Zimmer in einem dort eingerichteten Laboratorium vorführte und die liebenswürdige Art Hofmann's, mit der er im Fluge die Herzen von Hoch und Niedrig zu gewinnen verstand, trugen dazu bei, daß die Wahl auf ihn fiel.

Das neue Lehrinstitut für wissenschaftliche Chemie in London wurde im Herbst 1845 zunächst in einem gemietheten Hause errichtet; bald aber wird in Gegenwart des Prinzen Albert der Grundstein des „Royal College of Chemistry" in Oxfordstreet gelegt, das 1848 bezogen wird. Den Erfolg von Hofmann's Lehrthätigkeit in England wird man am besten würdigen, wenn wir einige berühmte Persönlichkeiten nennen, welche aus dem College hervorgegangen sind. Zu Hofmann's ersten Schülern gehörten Warren de la Rue, der Leiter der Staatsdruckerei und der größten Papierfabrik Londons, Sir F. Abel, der Director des Laboratoriums zu Woolwich, der die von ihm „gezähmte" Schießbaumwolle in die Kriegstechnik einführt, E. C. Nicholson, der Director einer der bedeutendsten chemischen Fabriken Londons, der talentvolle Ch. Mansfield, der zuerst das leichte Steinkohlentheeröl durch fractionirte Destillation in seine Bestandtheile, Benzol und Toluol, zerlegte, aber durch eine dabei ausgebrochene Feuersbrunst sein Leben verlor. Zahlreiche Lehrstühle der Naturwissenschaften wurden mit Hofmann's Schülern besetzt: in London finden wir die Professoren Bloxam und Henry Noad, in Dublin Th. A. Rowney, in Cork John Blyth, in Oxford Odling, an der indischen Ingenieurschule Mc. Leod, den langjährigen Assistenten Hofmann's. Auch der berühmte Sir W. Crookes, C. E. Groves, Stenhouse, Forster u. v. A. waren seine Schüler. Aber auch an deutschen Namen hat es dem College nicht gefehlt; der geniale Forscher Peter Grieß, der neben seiner Thätigkeit als Che-

miker der großen Brauerei Allsopp in Burton on Trent noch Muße fand, die Farbenindustrie mit den werthvollen überaus reactionsfähigen Diazoverbindungen zu beglücken, Georg Merck, ein Mitglied der bekannten Darmstädter Chemikerfamilie, C. A. Martius, der Begründer der Berliner Anilinfabrik und, last not least, Hofmann's ausgezeichneter Biograph J. Volhard in Halle sind daraus hervorgegangen.

Das Geheimniß dieses Erfolges bestand vornehmlich in der eigenen Freude an der wissenschaftlichen Forschung. Bei der Aufsuchung neuer Probleme hat er stets große Ziele im Auge; ein Meister der Beobachtung und des Experiments, unterläßt er es aber nicht, auch die unscheinbarste Thatsache zu beachten, um sie nicht selten zum Ausgangspunkte neuer und werthvoller Entdeckungen zu machen. Ueber die Arbeiten seiner zahlreichen Schüler ist er stets aufs genaueste orientirt, jeden Fortschritt begrüßt er mit Enthusiasmus, für jede Schwierigkeit weiß er einen Ausweg. Ein glänzender Redner, läßt er den Zuhörer Antheil nehmen an der inneren Begeisterung, mit der er vor gefülltem Hörsaal die Lehren der Wissenschaft vorträgt; eine Künstlernatur durch und durch, gestaltet er jede Vorlesung zu einem Kunstwerk: die Anordnung der Apparate, die Aufeinanderfolge der Versuche, jedes einzelne Experiment ist seinem Schönheitsgefühl unterworfen, und wer je das Glück gehabt hat, die für seine englischen Zuhörer bestimmte „Einleitung in die moderne Chemie" zu hören, dem ist die künstlerische Gestaltung dieser geistvollen Experimentalvorträge als ein unvergängliches Erlebniß in der Erinnerung geblieben.

Die Gewohnheit der englischen Gelehrten ihre Wissenschaft in öffentlichen Vorlesungen zu popularisiren theilt auch H.: in den Working men lectures lauschen 1800 Zuhörer seinen Worten. Aber auch der königliche Hof weiß den Genuß einer Hofmann'schen Vorlesung zu schätzen und trotz der nicht geringen Schwierigkeiten in den königlichen Schlössern chemische Experimente anzustellen, nehmen seine Vorträge, die er auf Einladung der Königin unter der Assistenz des unübertrefflichen Mc. Leod in Osborne und in Windsor hält, einen glänzenden Verlauf. Die für Kunst und Wissenschaft gleich empfängliche Prinzessin Victoria, die nachmalige Kaiserin Friedrich, ist in London seine aufmerksame Schülerin gewesen; sie hat bis zu seinem Tode keine Gelegenheit vorübergehen lassen, ihn ihrer Dankbarkeit und ihres freundschaftlichen Wohlwollens zu versichern.

Bei all diesen äußeren Erfolgen blieb H. auch schweres Leid nicht erspart; nach einer überaus glücklichen sechsjährigen Ehe verlor er am 6. Februar 1852 seine Frau Helene.

Hofmann's Arbeiten in England bilden die Fortsetzung seiner früheren Untersuchungen. Im glücklichen Besitze des Anilins erkennt er alsbald die ungeheure Mannichfaltigkeit der Umwandlungen, welcher dieser reactionsfähige Körper zugänglich ist. Ein fast unbegrenztes Feld öffnet sich seiner Forscherthätigkeit. In zehn Abhandlungen: „Beiträge zur Kenntniß der flüchtigen organischen Basen" sind zahlreiche Untersuchungen und Entdeckungen niedergelegt, denen der leitende Gedanke zu Grunde liegt, die Analogien aufzudecken, welche die neuen Basen, Anilin, Toluidin, Cumidin u. s. w. mit dem Ammoniak und dessen Derivaten zeigen. Hierher gehören die grundlegenden Arbeiten über das Cyananilin und seine Zersetzungsproducte, Oxanilid und Oxanilsäure, über das Melanilin aus Anilin und Chlorcyan, welches zur Phenylisocyansäure führt, über den Phenylharnstoff aus cyansaurem Anilin, über das Carbanilid, das aus Phosgen und Anilin gewonnen wird, über das Sulfocarbanilid aus Anilin und Schwefelkohlenstoff, über dessen Entschweflungs-

producte u. v. A. Das theoretisch wichtige Resultat dieser Untersuchungen und zugleich eine der größten Entdeckungen Hofmann's ist die Erkenntniß, daß die Berzelius'sche Theorie nicht im Stande ist, den Zusammenhang aller dieser Erscheinungen zu erklären, daß das Anilin, nicht, wie es diese Theorie verlangte, als ein Additions- sondern vielmehr als ein Substitutionsproduct des Ammoniaks anzusehen ist.

Wenn diese Ansicht richtig war, so mußte man erwarten, daß auch die anderen Wasserstoffatome des Ammoniaks substituirbar seien; eine unmittelbare Folge dieser Erkenntniß war daher die Aussicht auf eine unabsehbare Reihe neuer Amine. In der That gelingt es H. neben dem Methylamin, das schon Adolph Wurtz aus dem Cyansäureester erhalten hatte, durch die fortgesetzte Einwirkung von Jodmethyl auf Ammoniak ein Dimethylamin, ein Trimethylamin und schließlich ein Tetramethylammoniumhydroxyd zu gewinnen. Neben dem Anilin entstehen auf dieselbe überraschend einfache Weise das Methylanilin, das Dimethylanilin u. s. w. Indem immer neue Radicale eingeführt werden, bilden sich unter seinen Händen zahllose neue Derivate des Ammoniaks. Aber auch hiermit ist die Substitutionsmöglichkeit noch nicht erschöpft; auch das Stickstoffatom selbst läßt sich in diesen Aminen durch die ihm analogen Elemente Phosphor, Arsen und Antimon ersetzen. Eine neue Perspective von Phosphinen, Arsinen und Stibinen eröffnet sich, deren Bearbeitung H. in Gemeinschaft mit dem Pariser Chemiker A. Cahours in Angriff nimmt, mit dem er schon früher eine gemeinsame Erforschung der merkwürdigen im Lauch und im Senföl vorkommenden Allylverbindungen unternommen hatte. Immer von neuem bewährt sich das Substitutionsgesetz, und sicherlich konnte eine glänzendere Bestätigung desselben nicht gefunden werden, als die Thatsache, daß z. B. das Tetrabutylphosphoniumjodid, $P(C_4H_9)_4J$, vom Salmiak NH_4Cl äußerlich nicht zu unterscheiden ist, obwol alle Elemente darin durch andere ersetzt worden waren. Die für diese Untersuchungen wichtigen Krystallmessungen werden von Hofmann's Freunde ausgeführt, dem ausgezeichneten Mineralogen und späteren italienischen Finanzminister Quintino Sella, dem die Wissenschaft die Wiederbelebung der Accademia dei Lyncei, dem der Fortschritt der menschlichen Cultur die Errichtung des Giordano Bruno-Denkmals in Rom verdankt.

Am 13. December 1856 schließt H. seine zweite Ehe mit Miß Rosamond Wilson. Seine äußere Stellung hatte sich inzwischen mehr und mehr gefestigt. Da die dauernde Unterhaltung des College aus Privatmitteln trotz der Großmuth seiner Gönner auf finanzielle Schwierigkeiten stieß, so ging das Institut, dessen Nützlichkeit nicht bezweifelt werden konnte, in die Hand des Staates über und H. wurde als Professor an der School of Mines englischer Staatsbeamter. Hatten sich hierdurch seine regelmäßigen Einkünfte wesentlich erhöht, so wurden sie noch glänzender, als ihm auf Betreiben Th. Graham's die wichtige Stellung eines königlichen Münzwardeins übertragen wurde.

Wenn die Arbeiten Hofmann's bis dahin ein mehr theoretisches Interesse beanspruchten, so nahmen sie nun einen Verlauf, der für die Entwicklung der chemischen Industrie von der allergrößten Bedeutung werden sollte. Die gewaltige Entwicklung der Theerfarbenindustrie, dieses Resultat einer bewundernswürdigen Vereinigung von wissenschaftlicher Forschung und industriellem Unternehmungsgeist, wurzelt in den Entdeckungen der Anilinfarbstoffe durch H. und seine Schüler.

Ende der fünfziger Jahre beginnt er sich mit den Anilinfarben zu beschäftigen und wenige Jahre darauf, 1862, konnten die Theerfarbstoffe auf

der Londoner Weltausstellung einen beispiellosen Triumph feiern. Die märchenhafte Pracht dieser Farben, ihre intensive Leuchtkraft, die Reinheit ihrer Töne, die erstaunliche Mannichfaltigkeit ihrer Nuancen riefen die allgemeine Bewunderung hervor und verbreiteten den Ruf ihres wissenschaftlichen Entdeckers über die ganze Welt.

Die tinctoriale Reactionsfähigkeit des Anilins war H. nicht entgangen, ihre verwickelte Natur erkennend, hatte er sich aber zuerst mit den einfacheren Umwandlungen beschäftigt und die gut kristallisirenden Verbindungen den komplex zusammengesetzten Farbstoffen vorgezogen. Erst als sein Assistent Perkin im J. 1856 die technische Verwerthbarkeit eines von ihm entdeckten Farbstoffes, des Mauveïns, erkannt hatte, begann H. die früher von ihm weniger beachteten Farbstoffe näher zu untersuchen. Die Einwirkung von Tetrachlorkohlenstoff auf Anilin führt ihn zur Entdeckung des prächtig carmoisinrothen Rosanilins, der Muttersubstanz aller Anilinfarbstoffe. Durch sinnreiche Versuche zeigt er, daß nur ein Gemenge von Anilin und Toluidin befähigt ist, den Farbstoff zu bilden, was für die Industrie, die sich der technischen Darstellung alsbald bemächtigt, von Wichtigkeit ist, und die wissenschaftliche Untersuchung ergibt, daß im Rosanilinmoleküle drei Reste aromatischer Basen miteinander verkoppelt und drei substituirbare Wasserstoffe darin vorhanden sind. In dem von Girard und de Laire durch Erhitzen von Rosanilin mit Anilin erhaltenen prachtvollen „Anilinblau" findet H. diese Wasserstoffe durch drei Phenyle ersetzt, und der Austausch dieser Wasserstoffatome im Rosanilin durch Aethylgruppen liefert ihm die glänzenden Farbstoffe, welche unter dem Namen ‚Hofmann-Violette' mehrere Jahre die Mode beherrscht und einen enormen industriellen Erfolg gehabt haben. Auch ein Anilingrün ließ nicht lange auf sich warten, welches als Jodmethylat des Trimethylrosanilins aufgefaßt wurde und als Jod- oder Methylgrün in den Handel kam. Soweit es der damalige Stand der Wissenschaft zuließ, wurde die Bildung und die Zusammensetzung der Farbstoffe, welche der Rosanilingruppe angehören, aufgeklärt; endgültig wurde ihre Constitution ein Jahrzehnt später festgestellt durch die ausgezeichneten Untersuchungen von E. und O. Fischer.

Daß unter solchen Verhältnissen Hofmann's Name unter den englischen Gelehrten und Industriellen Ansehen und höchste Anerkennung fand, kann nicht verwundern; die geistvolle Art seines Umgangs, die bezaubernde Liebenswürdigkeit, sein sprudelnder Humor, sein schlagfertiger nie verletzender Witz machten ihn zu einer ebenso beliebten, wie begehrten Persönlichkeit Londons. In den Ferien ist er der gern gesehene Gast auf dem Landgut Lord Ashburtons, wo er Thomas Carlyle kennen lernt; er unterrichtet den Prinzen von Orleans und tritt in ein nahes Verhältniß zum Grafen von Paris, dessen Hochzeit mit der Prinzessin von Montpensier er beiwohnt. Faraday und Graham darf er zu seinen väterlichen Freunden zählen, im anregendsten Verkehr steht er mit seinen Collegen von der School of Mines den Geologen Murchison, de la Beche, Ramsay, den Physikern Tyndall, Stokes und Mills, dem Mineralogen Washington Smith und dem Metallurgen John Percy, ferner mit den chemischen Collegen in London Stenhouse, Williamson, W. Allen Miller, Frankland, Odling, Abel, Crookes.

Daß Hofmann's vielseitige Kenntnisse auch von der Regierung und der Justiz in Anspruch genommen werden, braucht kaum gesagt zu werden. Seien es Fragen der Steuer- oder der Zollgesetzgebung, der Nahrungsmittelcontrolle oder der Hygiene, des naturwissenschaftlichen Unterrichts oder der Criminalistik, sein Urtheil wird zu ihrer Lösung herangezogen. Eine unentbehrliche Persönlichkeit ist er bei allen Ausstellungen; sein auf reiche Erfahrung gegründetes

Urtheil, sein umfassendes Wissen, seine Geschäfts- und Sprachgewandtheit prädestiniren ihn zum Preisrichter und Berichterstatter. Schon 1851 auf der ersten Weltausstellung in London und 1855 in Paris gehört H. der Jury an. 1862 ist er in London Berichterstatter für die chemischen Producte, worunter, wie schon erwähnt, die Anilinfarben das Hauptinteresse in Anspruch nehmen und auf der bald folgenden internationalen Pariser Exposition findet die allgemeine Anerkennung seiner Verdienste durch die Verleihung des Grand prix (100 000 Frcs.) und durch die Ernennung zum Officier der Ehrenlegion ihren Ausdruck. Schon seit 1847 ist H. Foreign Secretary der Londoner Chemical Society, die ihn im J. 1861 zu ihrem Präsidenten erwählt.

So steht H. auf der Höhe seines Ruhmes; England ist sein zweites Vaterland geworden.

Aber die Wirksamkeit des hervorragenden Mannes war auch in seiner Heimath nicht unbemerkt geblieben. Zwar durfte man kaum hoffen, daß er seine glänzende Stellung in London, die auch die weitgehendsten Wünsche zu befriedigen geeignet war, aufgeben werde, um eine deutsche Professur anzunehmen; allein, als von der preußischen Regierung der Ruf an ihn gelangte, den durch den Rücktritt Bischoff's erledigten Lehrstuhl in Bonn zu übernehmen und als kurze Zeit darauf die chemische Professur in Berlin durch den Tod Eilhard Mitscherlichs frei wurde, war es die Empfindung „eines tiefen Heimwehs nach dem geistigen Hochland einer deutschen Universität“, die H. nicht zögern ließ, in seine Heimath zurückzukehren.

Noch von London aus leitet er den Bau des neuen Laboratoriums in Bonn; im Mai 1865 siedelt er nach Berlin über, wo er bis zur Vollendung des nach seinen Plänen aufgeführten großartig angelegten Neubaues sich in der Dienstwohnung des inzwischen verstorbenen Heinrich Rose ein provisorisches Laboratorium einrichtet. Außer seinen Assistenten Krämer, Olshausen, Sell und Martius finden nur wenige Schüler, darunter der früh verstorbene talentvolle Paul Mendelssohn-Bartholdy in den engen Räumen Platz.

Am 6. Juni hält H. seine Antrittsrede in der Akademie der Wissenschaften, der er seit 1858 als correspondirendes Mitglied angehörte. Das neue in der Georgenstraße gelegene Laboratorium wurde im J. 1867 bezogen und im Mai des folgenden Jahres durch eine mit einer Ausstellung verbundene Feier eingeweiht. Das Wohnhaus des Professors lag an der Dorotheenstraße und war durch ein geräumiges Privatlaboratorium mit dem chemischen Institut verbunden.

Zu dem Fortgange von London hatte vielleicht der Verlust beigetragen, den H. durch den Tod seiner Frau Rosamond nach nur vierjähriger Ehe am 30. Januar 1860 erlitt. In Berlin begründete er am 19. Mai 1866 einen neuen Hausstand. Hofmann's dritte Gattin, Elise Moldenhauer, war die Cousine seiner ersten Frau und die Schwester der Frau von Heinrich Buff in Gießen, welcher in erster Ehe Hofmann's Schwester zur Frau gehabt hatte. Aber auch diese Ehe sollte nach kurzer Zeit gelöst werden; am 17. October 1871 starb Frau Elise nach langem schweren Leiden. In demselben Jahre verlor H. seinen ältesten Sohn James aus erster Ehe, der sich als Student der Medicin in der Berliner Klinik mit Diphtherie inficirt hatte.

Der geselligen Natur Hofmann's war aber ein behagliches Familienleben zum unabweislichen Bedürfniß geworden: am 11. August 1873 heirathet er Bertha Tiemann, die Schwester seines langjährigen Assistenten und Freundes, des Entdeckers des Vanillins und des Jonons Ferdinand Tiemann; noch fast 19 Jahre hat er mit ihr in glücklichster Ehe gelebt. Von seinen elf Kindern

sind außer James noch zwei gestorben, acht, fünf Söhne und drei Töchter, haben ihn überlebt.

Daß H. in Berlin alsbald alle Chemiker und Alles was zur Chemie Beziehungen hatte, um sich sammelte, war begreiflich; hatte er doch, seit zwanzig Jahren Mitglied der Chemical Society in London, die segensreiche Förderung kennen gelernt, welche diese Gesellschaft auf die englische Wissenschaft und Technik ausübte. Noch bevor das neue Laboratorium eröffnet wurde, gründete er am 11. Mai 1867 in Gemeinschaft mit Baeyer, Martius, Oppenheim, Scheibler, Schering, Wichelhaus u. A. die „Deutsche Chemische Gesellschaft", der bald alle namhaften Chemiker Deutschlands und viele des Auslandes angehörten. Die überaus fruchtbare Wirksamkeit dieser Gründung erhellt am besten aus der Thatsache, daß der Umfang der „Berichte", in welchen die Mitglieder ihre Arbeiten den Fachgenossen kundgeben, innerhalb 25 Jahren von 282 auf über 5000 Druckseiten angewachsen ist. In dieser Zeit stammen nicht weniger als 899 Abhandlungen aus dem Hofmann'schen Laboratorium und mehr als 150 von seiner eigenen Hand; die letzte lag bei seinem Tode druckfertig auf seinem Schreibtische. Andere Arbeiten erschienen in den Proc. of the Roy. Soc., im Journal of the Chem. Soc., in den Comptes rendus, den Annales de chim. et de phys., den Monatsber. der Berl. Akademie und in den Annalen der Chemie; ihre Gesammtzahl beträgt 277.

Bei der Fülle und Mannichfaltigkeit einer so gewaltigen Thätigkeit ist es nicht möglich, den verschlungenen Wegen aller dieser Arbeiten im einzelnen nachzugehen; nur in allgemeinen Umrissen dürfen wir einzelne, sei es für die Entwicklung der Wissenschaft, sei es für die Industrie besonders wichtige Gruppen herausgreifen. Mit Vorliebe ist H. stets auf die tinctoriale Chemie zurückgekommen; seiner Lieblingsschöpfung, den Rosanilinfarbstoffen, schließen sich Untersuchungen über andere Farbclassen an, wie das Chinolinroth, das Cyanin, das Naphtalinroth und namentlich Farbstoffe aus dem Buchenholztheer, welche Reichenbach schon 30 Jahre zuvor aus den hochsiedenden Antheilen des Holztheeröls erhalten hatte. H. erklärt ihre Ableitung von der Pyrogallussäure und stellt ihre interessanten Beziehungen zu den Rosanilinfarbstoffen fest. Auch mit den Rohstoffen für die Farbfabrikation hat sich H. wiederholt beschäftigt. Seine Arbeiten über die hochsiedenden Antheile des technischen Anilins, das Phenylen- und Toluylendiamin, die Entdeckung des Hydrazobenzols und seine merkwürdige intramoleculare Ummwandlung in Benzidin, das Studium der Xylidine und die Wanderung der Methylgruppen methylirter Amine in den aromatischen Kern, welche ihn bis zum pentamethylirten Anilin und schließlich zum Hexamethylbenzol führen und viele andere Entdeckungen sind es, die die Farbenindustrie nicht zögerte als willkommenes Rüstzeug in ihre Betriebsstätten zur Bereitung organischer Producte aufzunehmen.

Die Arbeiten Hofmann's beschränken sich aber keineswegs auf die aromatischen Verbindungen, denen die Theerfarbstoffe angehören, auch die aliphatische Chemie verdankt ihm nicht geringere Förderung. Vor allem ist hier der Oxydation der Säureamide mit Brom und Alkali zu gedenken, die einen neuen Weg zum Abbau der Fettsäuren liefert, der später bei der Synthese des künstlichen Indigos aus Naphtalin benutzt worden ist. Eine seiner glänzendsten Entdeckungen ist die Synthese des Formaldehyds. Nachdem er 20 Jahre vergeblich nach dieser zwischen dem Grubengas und der Kohlensäure stehenden Verbindung gesucht hatte, gewinnt er sie auf eine ebenso einfache, wie elegante Weise, als er einen mit Holzgeistdämpfen beladenen Luftstrom über eine glühende Platinspirale leitet. Dieser höchst reactionsfähige, auch pflanzenphysiologisch wichtige Stoff bildete den Ausgangspunkt bei der Synthese der Zucker und hat nicht

nur in der chemischen Industrie, sondern seiner desinficirenden Eigenschaften wegen auch zu hygienischen und zu Conservirungszwecken große praktische Bedeutung gewonnen.

An die Arbeiten über die Aminbasen schließen sich ausgedehnte und mühevolle Untersuchungen über die Aethylenbasen an, unter denen das Diäthylendiamin erwähnenswerth ist, welches später unter dem Namen Piperazin als Mittel gegen Gicht Verwendung gefunden hat. Unerschöpflich ist seine Erfindungsgabe zur Entdeckung neuer Wege in große unbekannte Gebiete, unübertrefflich sein experimentelles Geschick, diese Wege gangbar zu machen, die ihn weiter zu den Amidinen und den Guanidinen, zu der Cyanursäure mit ihren zahlreichen Derivaten und endlich zu den Isonitrilen führen. Die Untersuchungen über diese merkwürdigen durch einen überwältigenden Geruch ausgezeichneten Verbindungen, deren Bearbeitung einen wahren Opfermuth verlangte, gaben H. Veranlassung zu einer pflanzenphysiologisch interessanten Entdeckung, der Synthese der Senföle, die sich als die Schwefelverbindungen der Isonitrile zu erkennen gaben und in ihrer bekannten Einwirkung auf die Geruchsorgane diesen kaum nachstehen.

Auch bei andern Gelegenheiten hat H. das Gebiet der Pflanzenchemie betreten. Eine umfassende Arbeit hat er der Untersuchung der Alkaloide gewidmet, welche im Wasserschierling gefunden werden. Sie führte zur Synthese des inactiven Coniins, erklärte den Zusammenhang dieser Base mit dem Piperidin und dem Pyridin und lehrte eine überaus wichtige neue Methode des Abbaus cyklischer Basen durch Elimination des Stickstoffs kennen. Der erfinderischen Thätigkeit und experimentellen Geschicklichkeit Hofmann's auf dem Gebiete der physikalischen Chemie, welche ihm u. a. die elegante Methode der für die Ermittlung der Moleculargröße wichtigen Dampfdichtebestimmung in der Barometerlehre verdankt, kann nur kurz gedacht werden, ebenso wie seiner eminenten Begabung zur Auffindung neuer und belehrender Vorlesungsversuche und fein erdachter diesem Zwecke dienender Apparate, unter denen die Hofmann'schen Eudiometer besonders erwähnt werden sollen, welche heute in allen chemischen Fundamentalvorlesungen zu volumetrischen Demonstrationen benutzt werden.

Man sollte meinen, diese wissenschaftlichen Arbeiten hätten in Gemeinschaft mit einer ausgebreiteten Lehrthätigkeit in Hörsaal und Laboratorium die ganze Arbeitskraft eines Mannes in Anspruch nehmen müssen, allein, er weiß mit demselben Eifer auch noch den mannigfaltigen Anforderungen gerecht zu werden, welche die Metropole an gesellige Naturen und wissenschaftliche Capacitäten von seinem Range zu stellen pflegt; und dies sind keine geringen.

Als H. nach Berlin kam, fand er dort seinen langjährigen Freund, den Physiker G. Magnus vor, bei dem er ebenso wie bei dessen Bruder, dem Porträtisten E. Magnus die gastfreieste Aufnahme fand; auch der Meteorologe Dove, der Mineraloge Gustav Rose, der Geologe Beyrich, der Botaniker Braun, der Zoologe Peters sind ihm gut bekannt, und neue Freunde gewinnt er alsbald in dem Mathematiker Kronecker, dem Physiologen Du Bois Reymond, dem Aegyptologen Lepsius, dem Historiker Droysen, in den Physikern Ries und Poggendorff, dem Industriellen Kunheim, dem amerikanischen Historiker und Botschafter G. Bancroft und vielen Anderen. Daß die freundschaftlichen Beziehungen, in die H. zu seiner englischen Schülerin, der Kronprinzessin Victoria getreten, in Berlin wieder aufgenommen wurden, braucht kaum erwähnt zu werden; sie finden ihren Ausdruck in der Verleihung des preußischen Adels bei Hofmann's 70. Geburtstage und nach dem Tode der Kaiserin in der Aufstellung seiner Büste an ihrem Denkmal vor dem Brandenburger Thor in Berlin. Auch

der alte Kaiser Wilhelm liebte es, sich bei epochemachenden Entdeckungen der Naturwissenschaften, wie der Spectralanalyse, der Anilinfarben, der Verflüssigung der Luft, durch Hofmann's Experimentalvorträge belehren zu lassen.

Wenige Gelehrte konnten sich einer ähnlichen Sprachkenntniß und Sprachgewandtheit rühmen, wenigen stand das Wort in so glänzender Weise zur Verfügung wie H.; kein Wunder, daß man ihn bei jeder großen Versammlung, bei Jubiläen, bei Denkmalsenthüllungen als geborenen Festredner zu gewinnen suchte. Auf der Londoner Ausstellung 1862 begrüßt er die auswärtigen Celebritäten in allen vier Culturſprachen; 1888 hält er bei der Enthüllung des Denkmals seines Freundes Quintino Sella in Biella die Festrede vor dem Könige von Italien und in demselben Jahre spricht er bei dem 800jährigen Jubiläum der Universität Bologna als Abgesandter der deutschen Universitäten „in correttissimo Italiano“. Bei dieser Gelegenheit wird ihm zugleich mit den Chemikern Bunsen und Chevreul der Ehrendoctor von Bologna verliehen, wo er ein halbes Jahrhundert zuvor studirt hatte, als die Erkrankung seines Vaters bei Gelegenheit einer italienischen Reise einen mehrmonatlichen Bologneser Aufenthalt nothwendig machte.

Auf der von mehr als 3000 Gelehrten besuchten Naturforscherversammlung in Berlin 1886 führte H. den Vorsitz, und als bald darauf der Beschluß gefaßt wurde, an Stelle dieser losen periodischen Zusammenkünfte eine feste Vereinigung zu begründen, wurde er zum ersten Präsidenten der neu organisirten Gesellschaft deutscher Naturforscher und Aerzte erwählt, die er 1890 in Bremen mit einer historischen Rede über die Entwicklung der Naturforschung seit dem Beginn dieser Versammlungen eröffnete.

Als Mitglied der Deputation für das Medicinalwesen, für Handel und Gewerbe, bei der Schaffung des Reichspatentamts und des Reichsgesundheitsamts, in zahlreichen Commissionen zur Lösung educatorischer Fragen und wissenschaftlicher Aufgaben hat H. seine Kenntnisse, seine Erfahrungen, seine Arbeitskraft stets bereitwillig in den Dienst des Allgemeinwohls gestellt. Daß es bei dieser vielseitigen Thätigkeit nicht immer ohne Kampf abgeht, zeigt eine in der Vierteljahrsschrift für öffentliche Gesundheitspflege (1879) abgedruckte Streitschrift gegen einen namhaften Pharmakologen, der die von der Commission zur Gründung des Reichsgesundheitsamtes dem Reichstage vorgelegten Materialien einer unliebsamen Kritik unterzogen hatte. Ein Meister der Polemik, fortiter in re, suaviter in modo, nicht ohne feine Satire läßt H. den Leser über den Ausgang des Streitfalls nicht im Zweifel.

Die Arbeitskraft Hofmann's ist auch hiermit nicht erschöpft; noch ist einer ausgebreiteten litterarischen Thätigkeit zu gedenken. Die ausgezeichnete „Einleitung in die moderne Chemie“ ist schon erwähnt worden. Das kleine Lehrbuch erschien in englischer und deutscher Sprache im J. 1865 und hat bis 1877 zahlreiche Auflagen erlebt. Für das englische Publicum übersetzte er Liebig's Anleitung zur organischen Analyse und Wöhler's Mineralanalyse und in Gemeinschaft mit Bence Jones gab er in den ersten Jahren seines Londoner Aufenthalts den Jahresbericht der Chemie von Liebig und Kopp in englischer Sprache heraus. Bei Gelegenheit der Wiener Weltausstellung, wo er Vorsitzender des Comités der deutschen Industriellen war, erschien von ihm im Verein mit Freunden und Fachgenossen ein Bericht „über die Entwicklung der chemischen Industrie in den letzten zehn Jahren“ (Braunschweig 1875—77) und einen ähnlichen Bericht erstattete er mit R. Biedermann im Auftrage des preußischen Ministeriums bei der Ausstellung wissenschaftlicher Apparate und Präparate in London 1876. Als Rector der Universität beschäftigt er sich 1886 mit der

Frage der Theilung der philosophischen Facultät und mit der Zulassung von Realschulabiturienten zum Universitätsstudium.

Mit besonderer Vorliebe hat H. seine gewandte Feder der Geschichte der Chemie gewidmet. Weit entfernt jedoch diese Studien in systematischen historischen Werken zu verdichten, wozu ihm Ruhe und Zeit gefehlt haben würden, kleidet er sie vielmehr in die Form gelegentlicher Reden, wie die überaus reizvollen Vorträge „Berliner Alchymisten und Chemiker; Rückblick auf die Entwicklung der Chemie in der Mark" und „Ein Jahrhundert chemischer Forschung unter dem Schirm der Hohenzollern" (1881—1882), worin er die Geschichte der Chemie in Berlin von den Goldmachern Thurneißer, Kunkel, dem Porzellanerfinder Böttger, bis zu den gelehrten Forschern Hoffmann, Stahl, Eller, Pott, den Begründern der Rübenzuckerindustrie Marggraf und Achard und zu seinen Vorgängern an der Berliner Universität Klapproth, Hermbstädt, Mitscherlich, H. Rose und G. Magnus ebenso fesselnd wie belehrend abhandelt.

Einen unvergleichlichen Schatz historischen Materials aber verdankt ihm die Wissenschaft in den unübertrefflichen Gedächtnißreden, die er als Präsident der Chemischen Gesellschaft dahingeschiedenen Fachgenossen zu widmen pflegte. Die persönlichen Beziehungen, in denen er zu allen bedeutenden Chemikern des 19. Jahrhunderts stand, eine umfassende allgemeine Bildung, eine erstaunliche Belesenheit, verbunden mit einem eminenten Gedächtniß, Kenntnisse auf allen, oft entlegenen Gebieten des Wissens, seine künstlerische Gestaltungskraft, seine Beherrschung der Sprache, seine vielfachen Reisen, die sich auf alle europäischen Länder, auf den Orient, auf Afrika und Nordamerika erstreckten, alles trug dazu bei, diese „Erinnerungen an vorangegangene Freunde" nach Inhalt und Form zu wahren Meisterwerken der Weltlitteratur zu gestalten. Drei stattliche Bände (Braunschw. 1888) füllen diese ausführlichen Biographien bedeutender Gelehrter, wie Justus v. Liebig, Friedrich Wöhler, Thomas Graham, Gustav Magnus, Heinrich Buff, J. B. Dumas, Quintino Sella, Peter Grieß, H. von Fehling, Adolph Wurtz u. A.

Dieses der Kaiserin Friedrich gewidmete Werk erschien kurz nach dem Tode des Kaisers. In der letzten der Biographien behandelt H. das Leben des Pariser Chemikers Ad. Wurtz, der im Jahre 1869 in Gesellschaft des ihm befreundeten Aegyptologen Lepsius der Eröffnung des Suezcanals beiwohnte. H. beschreibt diese denkwürdigen Festlichkeiten und benutzt am Schluß die Reisebriefe von Lepsius, der den damaligen deutschen Kronprinzen auf einer dreiwöchigen Nilfahrt nach Oberägypten begleitet hatte, zu einer ergreifenden Apotheose des heldenmüthigen Kaisers Friedrich.

Aber nicht nur litterarische Denkmäler hat H. den Heroen der Wissenschaft gesetzt; er ruhte nicht, bis er im Verein mit den Fachgenossen für Liebig in München und Gießen, für Wöhler in Göttingen solche in Stein und Erz geschaffen hatte; auch in der Herausgabe des Briefwechsels dieser großen Forscher (Braunschw. 1888, 2 Bde.) hat sich H. ein bleibendes Verdienst erworben.

Einem so thatenreichen, so erfolgreichen Leben konnte es an dankbarer Anerkennung nicht fehlen. Seine Schüler haben ihn buchstäblich auf Händen getragen. Keine Gelegenheit haben sie vorübergehen lassen, den verehrten Lehrer zu feiern. An seinem 60. und 70. Geburtstage wurden ihm Commerse gegeben, wie sie Berlin noch nicht gesehen hatte. Bei dem ersten waren Schüler von allen fünf Welttheilen vertreten; der zweite wurde verherrlicht durch die Anwesenheit von Karl Schurz, mit dem H. bei der Eröffnung der Northern Pacificbahn in Amerika zusammengetroffen war. Diese Anhänglichkeit seiner Schüler war in der That gerechtfertigt, denn der Einfluß, den H. als Lehrer auf den Fort-

schritt der Wissenschaft und der Industrie ausgeübt hat, kann nicht hoch genug angeschlagen werden: seine zahlreichen, auf den Lehrkanzeln und in den Werkstätten der Technik thätigen Schüler — sind sie auch über den ganzen Erdkreis zerstreut — umschließt noch heute ein geistiges Band einmüthiger Arbeit im Sinne des Meisters und der Zusammengehörigkeit in der dankbaren Verehrung des unvergleichlichen Lehrers.

Die deutsche chemische Gesellschaft brachte ihrem Präsidenten ihre Huldigung durch die Begründung einer Hofmannstiftung dar. Die chemische Großindustrie hat Sorge getragen, daß sein von Angeli's Künstlerhand gemaltes Bildniß der Nationalgalerie einverleibt wurde. Seine Freunde und Fachgenossen haben das Andenken des großen Forschers geehrt durch die Errichtung des „Hofmannhauses“ in Berlin, einer bleibenden Heimstätte für die Wissenschaft, der A. W. v. Hofmann sein Leben gewidmet hat.

Poggendorff, Biogr.-litter. Handwörterbuch. — W. Will, A. W. v. Hofmann, Gedächtnißrede, Berl. 1892. — J. Volhard u. E. Fischer, Aug. Wilh. von Hofmann, ein Lebensbild, Ber. d. Dtsch. Chem. Ges. 1902. — H. Armstrong, Hofmann Memorial Lecture, Journ. chem. soc. 1896. — Eine Zusammenstellung von Hofmann's Abhandlungen gaben Nölting und Gerber im Mon. scient. de Quesneville 1897. B. Lepsius.

Hofstetten *): Franz Xaver von H., Landschaftsmaler, geboren 1811 zu München, † am 16. November 1883 zu Waidhaus in der Oberpfalz. Als der Sohn eines Regierungsdirectors v. H., welcher als kgl. bair. Ministerresident zu Salzburg, dann als Statthalter zu Innsbruck und Vertrauensmann des Ministers v. Montgelas eine Rolle gespielt hatte, welche weder Tirol zum Segen noch Baiern zum Heile gereichte, absolvirte der junge H. sehr frühzeitig seine Studien und trat als Baupraktikant bei der Regierung des Isarkreises ein, brachte aber schon im J. 1830 einen Cyklus von sieben Landschaften in den Kunstverein. Die Aufnahme war eine so ermuthigende, daß H. die Beamtenlaufbahn verließ, ganz zur Kunst übertrat und seit 1833 als Maler eine geachtete Stellung im Leben einnahm und fortwährend behauptete. Die bairische Gebirgslandschaft mit ihren Ausläufern in die Ebene bildete das engbegrenzte Terrain, auf welchem der Künstler vom Anfang an sich bewegte und das er selten überschritt. Er liebte die Natur nur im Zustande der Ruhe und des Friedens, vorzugsweise zur Zeit des Sommers oder Herbstes, etwa auch in Frühlingsfrische, seltener in winterlicher Stimmung darzustellen. Mehr als vierzig Jahre lang fanden seine Bilder bereitwillige Freunde; beinahe jeder unsrer Kunstvereins-Berichte verzeichnete regelmäßig in dieser Zeit einige seiner zur Verloosung angekauften Stücke, welche auch nach auswärts den Weg fanden. Das Jahr 1830 brachte eine Gebirgslandschaft mit See und eine Partie an der Isar; 1832 eine Steinbruchhütte, 1833: Mühle im Gebirge, Landschaft mit der Ansicht von München im Hintergrunde; 1834: Waldige Gegend; 1835: Wasserfall am Karwendelgebirge; 1836: Gegend aus der Riß; 1837: Partie am Chiemsee, Insel Wörth bei Starnberg; 1839: Sensenhammer in Tirol; 1841: Ansicht der Zugspitz bei Oberau, Mühle in Tirol; 1842: Ansicht des Vogelhorns im Karwendelgebirge und ausnahmsweise eine Wintergegend; 1843: Kalköfen im Gebirge; 1844: Berglandschaft mit Thierstaffage; 1846: Mondlandschaft; 1848: Schloß Marquardstein im früheren Zustande mit der Aussicht auf den Chiemsee u. s. w. Eine Partie aus dem Spessart erschien 1861, vom Walchensee 1864, von der Loisach 1865, von der Würm 1866, eine „Abendstille“ 1869 und 1873 der ernste Thumsee

*) Zu S. 438.

bei Reichenhall. Zu seinen letzten Arbeiten zählte ein hübscher „Königssee“. Sein Blatt „Aus der Goßau“ im König-Ludwig-Album hat Württle lithographirt und H. selbst wieder durch Photographie vervielfältigt, da er nebenbei in diesem Gebiete, ebenso aber auch, als Besitzer des großen Oekonomiegutes „Marhof“, in der Landwirthschaft, leider nicht zu seinem Vortheil, experimentirte und dilettirte. H. war ein liebenswürdiger, gebildeter und amüsanter Mann und trockener Humorist, der beispielsweise die Galerieen darnach beurtheilte, ob selbe überhaupt einen „Franz Xaver von Hofstetten“ besaßen; er blieb eine echte, edle Künstlernatur und seines leutseligen Wesens und Seelenadels wegen geschätzt und geachtet.

Vgl. Raczynski, 1840. II, 368. — Nagler, 1838. VI, 228. — Nekrolog in Beil. 44 d. Allgem. Zeitung vom 13. Febr. 1884. — Fr. von Bötticher, 1895. I, 559. — Singer, 1896. II, 194 (3 Zeilen!).

Hyac. Holland.

Holz*): Hermann H., Maler, Photograph, Bienenzüchter und Fachschriftsteller, geboren am 20. Mai 1821 zu Bremen, † am 16. October 1883 in München; kam beiläufig 20 Jahre alt, ausgestattet mit guten Vorkenntnissen nach München, malte als Schüler von Bernhardt und Graefle Porträts, wendete sich aber dann zur Photographie und erwarb dadurch einen geachteten Namen und ein schönes Vermögen. Später machte er unter Karl Millner's Leitung Fortschritte in der Landschaft und schuf einige anziehende Bilder, warf sich dann aber ganz auf seine Lieblinglingsbeschäftigung als Imker, wurde als solcher erster Vereinsvorstand der Münchener Bienenzüchter und schrieb in Stautner's „Bienen-Zeitung“ (München 1879 ff.) eine Reihe von Aufsätzen, in welchen er seine zahllosen scharfsinnigen, mikroscopischen und anatomischen Beobachtungen und Erfahrungen niederlegte, darunter „Zur Einwinterung der Bienen“, über Drohnen und Drohnenbau, Fütterungsversuche, über die Wachsmotte, ein neues Desinfectionsmittel für Bienenwohnungen, eine kranke Bienenkönigin, 1880 über die Nachzucht von Königinnen, über die Faulbrutkrankheit der Bienen, 1881, 1882: Gewinnung des krystallisirten Honigs ohne Zerstörung der Waben; gutartige und bösartige Bienen, ihren Einfluß auf den Honig und die Bedeutung des Bienengiftes, die gefährliche Pollenmilbe und die praktische Wichtigkeit wissenschaftlicher Witterungsbeobachtungen für die Bienenzucht u. s. w. Seine langjährigen Untersuchungen über den Bienenstachel waren noch nicht abgeschlossen, als ein infolge schwerer Vermögensverluste eingetretener Schlaganfall seinem verdienstlichen Forschen ein jähes Ziel setzte.

Vgl. Beil. 362 d. Allg. Zeitung v. 30. Dec. 1883.

Hyac. Holland.

*) Zu S. 455.

J.

Jachmann: Eduard Karl Emanuel J., erster aus dem Seemannsstande hervorgegangener, einheimischer preußischer Seeofficier, und erster Viceadmiral der deutschen und preußischen Flotte, war am 2. März 1822 in Danzig als jüngstes Kind des Geh. Regierungs- und Provinzialschulraths Dr. R. B. Jachmann geboren. Dieser, in Königsberg, wo er studirte, ein Schüler, dann Freund von Kant, hatte nach mehrjähriger Wirksamkeit als Prediger und Rector einer gelehrten Schule in Marienburg 1801 die Leitung einer neuen höheren Lehranstalt in Jenkau bei Danzig übernommen und sie unter warmer Pflege des Nationalgefühls zur Blüthe gebracht, bis die Belagerung von Danzig der Anstalt Anfang 1814 ein Ende machte. Dann trat J. in den Staatsdienst und leitete bis zu seinem Tode im J. 1843, also fast 30 Jahre lang, unter dem Oberpräsidenten v. Schön zuerst in Gumbinnen, dann in Danzig, seit 1831 in Königsberg das Schulwesen der Provinz Preußen, um das er sich große Verdienste erwarb. Von seinen aus der Ehe mit Minna Schaaff aus Riga entsprossenen sieben Kindern war die eine Tochter mit dem Regierungspräsidenten v. Kries in Gumbinnen, eine andere mit dem Oberpräsidenten Pinder von Schlesien verheirathet. Sein Sohn Eduard erhielt die erste Erziehung im elterlichen Hause, dann besuchte er das Gymnasium in Marienwerder. 1839 ging er, seiner entschiedenen Neigung folgend, gegen den Wunsch seines Vaters zur See und zwar, da eine Kriegsflotte noch nicht existirte, als Schiffsjunge auf einem Danziger Handelsschiffe — für einen gebildeten jungen Mann aus guter Familie damals eine große Seltenheit. Bis zum Jahre 1844 machte er Reisen auf verschiedenen Kauffahrern nach Westindien und sonst nach Amerika. Inzwischen hatte er im Winter 1842/43 die Navigationsschule in Danzig besucht und am 20. März 1843 die Steuermannsprüfung bestanden. 1844 nahm er an der ersten Uebungsfahrt der königlich preußischen Corvette „Amazone“, welche dem Handelsministerium unterstellt und der Navigationsschule in Danzig zur Verfügung gestellt war, unter dem Commando des damaligen Directors der Schule, Capitäns der dänischen Flotte, Baron von Dirkink-Holmfeld theil und blieb von da ab im Dienst der entstehenden preußischen Marine. Am 27. Mai 1847 wurde er zum Secondlieutenant (später Lieutenant zur See 2. Classe) mit Premierlieutenantsrang, am 29. März 1849 zum Premierlieutenant (mit Hauptmannsrang) bezw. zum Lieutenant zur See 1. Classe ernannt. Als Commandant der „Amazone“ und ältester Seeofficier am Orte lag J. 1850 im Hafen von Swinemünde, als das dänische

Blockadegeschwader am 15. Juli dicht vor dem Hafen einige preußische Fahrzeuge wegnahm. Daß er nicht in See ging und dies verhinderte, wurde ihm sehr verdacht und hätte ihn beinahe die Carrière gekostet; aber bei den verfügbaren mangelhaften Streitkräften — außer der kleinen, leichten Segelcorvette von nicht mehr als 356 Tonnen Gewicht (unsere jetzigen kleinen Kreuzer haben bis 4292 Tonnen Gewicht) nur einige Remenkanonenboote — wahrscheinlich mit Unrecht. Die seemännischen Kameraden und Vorgesetzten stellten ihm das Zeugniß des Muths und der Entschlossenheit aus, die er auch in den schwierigsten Lagen stets bewährt hat. In den 50er Jahren fand er bei der mehrfach wechselnden Organisation der oberen Marinebehörden verschiedenartige Verwendung theils an Bord, theils am Lande, so als Assistent in der Marineabtheilung des Kriegsministeriums, als 1. Officier der Fregatte „Gefion", als Commandant der „Amazone", als Commandeur der Matrosen-Stammdivision, als Oberwerftdirector in Danzig, bis er am 3. December 1856 zum Director der technischen Abtheilung in der Admiralität ernannt wurde. Inzwischen war er am 27. Mai 1855 zum Corvettencapitän aufgerückt, am 27. September 1859 wurde er zum Capitän zur See befördert und zum Commandanten der Segelfregatte „Thetis" für die erste große Expedition unserer Flotte nach Ostasien unter Commodore Sundwall ernannt. Auf dieser dreijährigen Reise besuchte er eine große Anzahl von Häfen Japans, Chinas und des ostindischen Archipels in zum Theil noch wenig bekannten Gewässern und kehrte 1862 glücklich nach der Heimath zurück, wo er am 27. Decbr. 1862 mit der Wahrnehmung der Geschäfte des Chefs der Marinestation der Ostsee betraut wurde. Nach Ausbruch des Krieges gegen Dänemark am 27. Februar 1864 zum Commandanten der gedeckten Corvette „Arcona" und Chef des in Swinemünde stationirten Geschwaders ernannt, griff er gleich nach der feindlichen Blockade-Erklärung am 17. März 1864 mit „Arcona" (28) und der Glattdeckscorvette „Nymphe" (14), Capitän R. Werner, das ca. 40 Seemeilen entfernt bei Jasmund liegende dänische Blockadegeschwader, obwol dasselbe an Geschützen mehr als 4 mal so stark war, an und kam glücklich nach Swinemünde zurück, nachdem er dem Feinde mehr Schaden zugefügt, als unsere beiden Schiffe erlitten. Daß Capitän zur See Kuhn, der Chef der in den Rügenschen Binnengewässern stationirten Kanonenbootsflottille, mit dem Raddampfer „Loreley" die beiden Corvetten auf eigene Hand begleitete, hatte keinen Werth fürs Gefecht, sondern setzte nur den leicht verletzlichen Aviso der Gefahr aus, lahmgeschossen und genommen zu werden. Für diesen Angriff wurde J. von König Wilhelm I. am folgenden Tage in „Anerkennung der bewiesenen Umsicht, Entschlossenheit und Kühnheit" zum Contreadmiral ernannt. Weitere Angriffe auf das Blockadegeschwader waren dadurch ausgeschlossen, daß dasselbe sehr bald durch eine neue Panzerfregatte verstärkt wurde, gegen welche die damaligen preußischen Geschütze wirkungslos waren. Nach dem Friedensschluß ging J. mit „Arcona" und „Nymphe" nach Kiel, das von da ab der Kriegshafen unserer Flotte von der Ostsee wurde, obwol die Oesterreicher Holstein und die Stadt Kiel noch bis Mitte 1866 besetzt hielten und Feldmarschallieutenant v. Gabelentz als Statthalter dort residirte. Danach besuchte J., auf dessen Flaggschiff Prinz Friedrich Karl von Preußen sich eingeschifft hatte, auch noch Flensburg. Im Spätherbst ließ er die Gewässer um Düppel und Sonderburg im Anschluß an die schon ausgeführte Aufnahme des Terrains, durch S. M. Kanonenboot „Cyclop" vermessen, ebenso ein Jahr später die Schleimündung. Am 24. März 1865 war J. von dem Commando als Geschwaderchef in Schleswig-Holstein entbunden und zum Chef der Marinestation der Ostsee in Kiel ernannt worden; er leitete die

Einrichtung der Station und die Ueberführung der Marinetheile am Lande, der Beamten und allen Zubehörs von Danzig dahin; mit dem Bau des Kriegshafens in der Kieler Förde außer Schußweite einer etwa angreifenden feindlichen Flotte, für den General v. Moltke das Hörup Haff, General v. Roon die Holtenauer Bucht ins Auge gefaßt hatte — wurde bei Ellerbek begonnen. Im Herbst 1865 begleitete J. den Marineminister v. Roon auf S. M. Aviso „Loreley" bei einem Besuch des noch im Bau begriffenen Kriegshafens an der Jade. Im Mai 1866 sandte J. S. M. Kanonenboot „Tiger" nach der Elbe, um im Kriegsfalle den Uebergang der österreichischen Brigade Kalik, welche Holstein besetzt hielt, zu verhindern; vor Ausbruch des Krieges, am 7. Juni 1866, wurde er zum Chef eines aus allen verfügbaren Schiffen zu bildenden Geschwaders ernannt, das jedoch nicht zur Verwendung gelangte; nur „Arminius", „Loreley" und einige Kanonenboote traten in den Elbe-, Weser- und Emsmündungen gegen Hannover in Thätigkeit.

Im Juli 1867 wohnte J. mit zwei jüngeren Seeofficieren der zu Ehren des türkischen Sultans auf der Rheede von Spithead stattfindenden großen englischen Flottenparade bei, führte dann für kurze Zeit das Commando des Geschwaders in der Ostsee und wurde am 22. August 1867 bei der Verabschiedung des Präses im Marineministerium, Generals v. Rieben, zur Wahrnehmung der Geschäfte des Directors im Marineministerium unter General v. Roon als Marineminister commandirt, wenige Tage später zum Bevollmächtigten zum Bundesrath und Mitglied des Ausschusses für Seewesen ernannt. Im December d. J. wurde er mit der Vertretung des Ministers für drei Monate beauftragt und am 22. März 1868 zum Viceadmiral befördert. Im Marineministerium war J. Gelegenheit zu reicher organisatorischer Thätigkeit geboten; als Vorbedingung für den Erfolg unterhielt er stets ein gutes Einvernehmen mit dem Obercommando der Marine, an dem es früher zum Nachtheil der Sache nicht selten gefehlt hatte. Und da nach ertheilter Indemnität und dem Uebergange der königlich preußischen Flotte auf den Norddeutschen Bund die bisher sehr spärlichen Geldmittel reichlicher flossen, so kam er in die Lage, durch Bestellung der Panzerfregatten „Friedrich Carl" (in La Seyne bei Toulon) und „Kronprinz" (in London) Hand in Hand mit dem General v. Roon und dem Prinzen Adalbert den Grund zu der deutschen Schlachtflotte zu legen, zu der im nächsten Jahre der an der Themse im Bau befindliche mächtige „König Wilhelm" hinzukam. Zum Zweck der weiteren Verstärkung der Schlachtflotte und zwar durch die einheimische Industrie, wurde im Marineministerium eine Panzerfregatte nach Art des auf hoher See und auch unter Segel bestens bewährten hochbordigen englischen Thurmschiffs „Monarch" entworfen und im J. 1870 an drei Stellen in Kiel, Wilhelmshaven und beim Vulkan in Stettin in Bau gegeben; andere einheimische Werften konnten derzeit noch nicht in Betracht kommen. Das entschiedene Vorgehen hat der privaten deutschen Schiffbauindustrie einen starken Anstoß zur Weiterentwicklung gegeben.

Inzwischen war im Sommer 1869 aus den drei genannten Panzerfregatten unser erstes Panzergeschwader gebildet worden, das wiederum J. commandirte, und bei dem vielfache Erfahrungen gewonnen wurden. Nach Schluß desselben wurde dem Admiral von hoher Stelle der Wunsch nahegelegt, auf S. M. S. „König Wilhelm" mit Seiner Königlichen Hoheit dem Kronprinzen an Bord zur Einweihung des Suezcanals nach dem Mittelmeer zu gehen, was für ihn persönlich sehr verlockend war und ihm Vortheile für die Zukunft versprach; aber J. lehnte das mit der ihn auszeichnenden Selbst-

losigkeit und Sachlichkeit ab, weil eine so lange Indiensthaltung des mächtigen Schiffes mit 750 Mann Besatzung große Kosten beansprucht haben würde, die im Etat nicht vorgesehen waren, weil das große Officiercorps ohne Schaden für den Dienst in der Heimath so lange nicht entbehrt werden konnte und weil an dem Schiff selbst zur Herstellung der vollen Kriegsbereitschaft noch mancherlei Arbeiten erforderlich waren. Diese lediglich aus sachlichen Gründen erfolgte Ablehnung ist dem Admiral sehr verdacht worden und hat üble Folgen für ihn gehabt. Im Winter 1869/70 verursachte dann die Neubewaffnung der Flotte und der Küstenbefestigungen große Arbeit. Im Mai 1870 wurden auf Jachmann's Veranlassung die drei ältesten Obermaschinisten zu Maschinen-Unteringenieuren ernannt, wodurch der Grund zu dem heutigen Maschinen-ingenieurcorps gelegt wurde. Im Sommer 1870 waren die Befestigungen des Kieler Hafens gerade im Umbau, in dem noch unfertigen Wilhelmshaven stand noch kein Geschütz auf den Wällen, das in diesem Jahre dem Prinzen Adalbert auf seinen Wunsch unterstellte Panzergeschwader hatte eben eine längere Reise in den atlantischen Ocean angetreten, als Frankreich den Krieg ganz plötzlich vom Zaun brach. Am Abend der Rückkehr König Wilhelm's von Ems nach Berlin, der unterwegs die allgemeine Mobilmachung angeordnet hatte, gab J., dem während der Abwesenheit des Prinzen Adalbert der Oberbefehl übertragen war, zusammen mit Roon und Moltke die Mobilmachungsbefehle aus. Mit größter Schnelligkeit wurden im Marineministerium alle nöthigen Maßnahmen getroffen, die Decernenten arbeiteten alle an einem Tische. Alle kriegsbrauchbaren Schiffe ꝛc. wurden in Dienst gestellt und besetzt und angemessen auf Nord- und Ostsee vertheilt. Die zum Sperren der Fahrwasser nöthigen Minen — das Seeminenwesen befand sich erst im Versuchsstadium — wurden beschafft, die Vorstände der betreffenden Behörden an der Küste wurden zu kurzer Besprechung nach Berlin berufen und alle Kräfte zur Arbeit aufgeboten, auch die Bildung einer freiwilligen Seewehr wurde in die Wege geleitet; so gelang es noch zu rechter Zeit, Alles gefechtsbereit herzustellen und die wichtigen Fahrwasser zu sperren. Das Geschwader war durch die drohenden Nachrichten noch rechtzeitig erreicht worden und traf am 16. Juli vor Wilhelmshaven ein. Prinz Adalbert, der den Krieg bei der Armee am Lande mitmachen sollte, gab das Commando ab; J. wurde zum Oberbefehlshaber der Seestreitkräfte in der Nordsee ernannt, welche außer den 3 Panzerfregatten 2 Panzerfahrzeuge und eine Anzahl kleiner Kanonenboote umfaßten. Mit ihnen nahm J. Station auf der Rheede von Schillig, 4 deutsche Meilen unterhalb Wilhelmshaven, dem gegebenen Platze für den Angriff auf eine Blockadeflotte und für die Bedrohung der Verbindung zwischen dem Canal und der Ostsee, wie für die Vertheidigung der deutschen Nordseeküste. Die Schwierigkeiten der Lage waren groß und mannichfach, da Wilhelmshaven noch nicht die geringsten Hülfsmittel, nicht einmal Trinkwasser bot; selbst die Eröffnung des fertigen Hafens mußte J. erst erzwingen, sodaß derselbe mit seinen Trockendocks den Schiffen zugänglich wurde. Sehr erschwerend wirkte ferner, daß das Marineministerium nach Roon's und Jachmann's Abreise jede Initiative ablehnte und dem Oberbefehlshaber Alles auf seine Verantwortung zuschob. J. war aber nicht der Mann, Verantwortung zu scheuen, wo es galt, und durch sein thatkräftiges Eingreifen wurden alle Schwierigkeiten überwunden. Es wurden Dampfer für den Post ꝛc.-Verkehr, für den Schleppdienst, zur Beschaffung von Vorräthen aller Art einschließlich Trinkwasser, zu Signalzwecken, zum Kundschaften ꝛc. gemiethet, ein schneller Dampfer („Falke“) wurde in England angekauft und zum Gebrauch von Harvey-Torpeden eingerichtet, für die Instandhaltung und ev. Ausbesserung der Schiffskörper und Maschinen wurde gesorgt,

kurz Alles gethan, um das zahlreiche, sehr verschiedenartig zusammengesetzte Geschwader schlagfertig zu halten.

Die Franzosen hatten den Krieg mit so blinder Ueberstürzung begonnen, daß das für die Nordsee bestimmte Blockadegeschwader — 8 Panzerfregatten ꝛc. — unter Admiral Fourichon erst am 11. August bei Helgoland eintraf. Auf die Nachricht davon wollte J. dasselbe trotz der fast dreifachen Ueberlegenheit und obgleich „Friedrich Carl“ und „König Wilhelm“ durch erlittene Schäden in ihrer Fahrgeschwindigkeit stark beeinträchtigt waren, sofort angreifen, aber die Commandanten erklärten sich dagegen und so mußte J., da volle Einmüthigkeit die Grundbedingung für das Gelingen des Wagnisses war, schweren Herzens auf den Angriff verzichten. Fourichon hielt sich in der Nähe von Helgoland und unternahm nichts. Am 11. September nach einiger Zeit unruhigen Wetters, das den Feind ermüdet haben mußte, vielleicht ihm einige Havarien zugefügt hatte, lief J. mit den 3 Panzerfregatten zum Angriff des Feindes nach Helgoland, aber er fand die französische Flotte nicht mehr vor, sie hatte wenige Stunden vorher die Heimreise angetreten.

Trotz alledem konnte ein Angriff der übermächtigen feindlichen Flotte auf Wilhelmshaven jeden Tag erfolgen, daher blieb J. nur übrig, des Weiteren in der Außen-Jade unter den beschwerlichsten Verhältnissen die Wacht zu halten, was mit Beharrlichkeit bis Weihnachten, wo starker Eisgang einsetzte, geschah; vorher hatte er deshalb einen harten Zusammenstoß mit dem Generalgouverneur der Küstenlande, General Vogel von Falkenstein, welcher an Bord kam und die Verfügung über das Geschwader beanspruchte, die ihm nicht zustand. Zu Weihnachten lief der Admiral mit den 3 Panzerfregatten und einem Panzerfahrzeug in einer Fluth in den Wilhelmshafen ein, was Niemand zu wiederholen unternommen hat.

Seit der Abfahrt des Blockadegeschwaders hatte J. es sich angelegen sein lassen, die zum Kreuzen im Ocean gegen die feindliche Waffenzufuhr geeigneten Schiffe hinauszusenden, obgleich das eigentlich ganz außerhalb seines Befehlsbereiches lag. Mit vieler Mühe gelang es, erst die gedeckte Corvette „Elisabeth“ aus Kiel zu dem Zwecke heranzuziehen; doch erlitt sie unterwegs wiederholt Havarie, sodaß sie erst bei Eintritt des Waffenstillstandes dienstbereit wurde. Anders die Glattdeckscorvette „Augusta“, Kapitän Weickhmann, die freilich nur mit den Officieren und Mannschaften der zu dem Zweck in Danzig außer Dienst gestellten „Nymphe“ besetzt werden konnte; erst im December war sie seeklar und ging nördlich um Schottland herum, nahm zu Weihnachten in Bantry Bai, Irland, aus einem dahin bestellten Dampfer Kohlen, kreuzte darauf einige Zeit ohne Ergebniß vor Brest, Anfang Januar 1871 lief sie nach der Gironde, wo sie drei Prisen machte. Das Erscheinen eines deutschen Kriegsschiffes in einer französischen Flußmündung machte das größte Aufsehen, zumal nahebei in Bordeaux die französische Nationalversammlung tagte, und es wurde eine große Zahl von Panzerschiffen zur Verfolgung aufgeboten, von denen ein Geschwader die nach Vigo zum Kohlennehmen eingelaufene „Augusta“ ohne Rücksicht auf Neutralitätsbedenken bis zum Waffenstillstande fest blockirt hielt.

Nach Beendigung des Krieges kehrte J. am 17. März 1871 nach Berlin in seine frühere Stellung zurück, wo eine Fülle von Arbeit seiner harrte. Im Laufe des Jahres wurde die im Kriege vorläufig eingerichtete Nordseestation endgültig organisirt und für sie eine Matrosen- und eine Werftdivision geschaffen; ebenso eine Inspection des Torpedowesens mit einer Versuchscommission zur Förderung der Torpedos und Seeminen; die Schiffe und das Personal wurden auf beide Stationen vertheilt. Die Werft in Wilhelmshaven wurde ein-

gefriedigt und der Bau großartiger Werkstätten und Magazine für sie begonnen, zur Unterbringung von Arbeitern wurden Straßen von Häusern gebaut, sodaß ein geregelter Betrieb schnell in Gang kam; ähnliches geschah für die Einrichtung der Kieler Werft, die bis dahin nur aus einem Depot auf der Stadtseite bestand, bei Ellerbek. Die durch die Werften entbehrlich werdenden Marinedepots in Geestemünde und Stralsund wurden aufgelöst. Die „Allgemeinen Marine-Befehle" wurden durch das „Marine-Verordnungs-Blatt" ersetzt. Für die Einrichtung der Marine-Akademie wurde ein Entwurf fertig ausgearbeitet, ein solcher für die Vertheidigung der Küste im Zusammenwirken mit der Armee — die für Nord- und Ostsee je ein Küstenartillerieregiment aufzustellen übernehmen sollte, die Minensperren sollten der Marine verbleiben — vereinbart und bearbeitet; Beides jedoch blieb Entwurf. Zur schnellen Vermehrung der Schlachtflotte zwecks angriffsweisen Auftretens endlich wurden zwei Panzerfregatten „Kaiser" und „Deutschland" in England bestellt, weil der Revanchekrieg damals für nahe bevorstehend gehalten wurde und die einheimischen Werften solche Schiffe noch nicht schnell bauen konnten; „Großer Kurfürst" z. B. wurde erst im achten Jahre nach Beginn dienstbereit. Anläßlich dieser Bestellung wurde hauptsächlich gegen J. ein boshafter Pressefeldzug eingeleitet, auch im Reichstage wurde er boshaft angegriffen, doch er ließ sich dadurch nicht beirren.

Es war eine Zeit rüstigsten Schaffens für J. in der Entwicklung der Marine und zwar in steter voller Uebereinstimmung mit dem Marineminister v. Roon und in dauernd gutem Einvernehmen mit dem Obercommando, woran es früher zum Nachtheil der Sache nicht selten gefehlt hatte. Die aus der zehnjährigen Dauer der alten Organisation gewonnene Erkenntniß der fast unvermeidlichen störenden Friction bewog den Prinzen Adalbert, nach dem Kriege hochherzig aus eigenem Antriebe auf den Oberbefehl über die Flotte und die Wiederherstellung des Obercommandos zu verzichten, woraus die Nothwendigkeit sich ergab, das Marineministerium unter Vereinigung mit dem Obercommando in eine Centralbehörde für die Flotte umzuwandeln; dies geschah nach Jachmann's Vorschlag durch das Allerhöchste, von Bismarck und Roon gegengezeichnete Regulativ vom 15. Juni 1871. Vor dessen Vollziehung machte Roon J. darauf aufmerksam, daß darin für ihn selbst keine Stelle vorgesehen sei, aber J. lehnte es ab, die für richtig erkannte Organisation im persönlichen Interesse umzuändern.

J. wäre unter den vorliegenden Umständen der gegebene Chef der Admiralität — welche Bezeichnung die Centralbehörde am 1. Januar 1872 erhielt — gewesen, aber noch ehe er Kenntniß von dem bevorstehenden Personalwechsel erhielt, war Generallieutenant v. Stosch schon Mitte October in Nancy von Höchster Stelle benachrichtigt worden, daß dieser Posten ihm sicher wäre. (Denkwürdigkeiten des Generals von Stosch, 1904, S. 269). Dadurch war Jachmann's Laufbahn abgeschlossen, denn er war dem Patent nach der ältere. Am 4. December 1871 wurde er von der Stellung als Präses im Marineministerium entbunden und zwar dabei zum Oberbefehlshaber sämmtlicher in Dienst gestellter Seestreitkräfte, sowie zum ständigen Mitgliede des Admiralitätsraths ernannt, aber Beides hatte keine praktische Bedeutung. Die Indienststellung eines Geschwaders, welches J. ins Ausland führen sollte, wurde sehr bald rückgängig gemacht, und der Admiralitätsrath, obwol nach dem qu. Regulativ eine organische Einrichtung der oberen Marinebehörde, ist von dem General v. Stosch niemals einberufen worden.

J. blieb zunächst unbeschäftigt in Berlin als seiner Garnison; als aber nach dem am 6. Juni 1873 erfolgten Ableben des Prinzen Adalbert die

dadurch offen gewordene Stelle des Generalinspecteurs der Marine, obwol ebenfalls gemäß dem qu. Regulativ eine organische Einrichtung der oberen Marinebehörde, nicht wieder besetzt wurde, erbat er seinen Abschied und erhielt denselben unter Verleihung des Rothen Adlerordens 1. Classe mit Schwertern am 17. Februar 1874; danach zog er sich nach Oldenburg i. Gr. zurück, wo er ganz abgeschlossen in seiner Familie lebte. Selbst nach dem nahen Wilhelmshaven, das er mit hatte schaffen helfen und das sich auf dem gelegten Grunde großartig entwickelte, kam er erst nach vielen Jahren auf Stunden, als sein jüngster Sohn in die Marine eintreten wollte. An den zum Theil sehr lebhaften Erörterungen in der Presse über Marineangelegenheiten hat er sich nie betheiligt. Nur einmal noch trat er in die Oeffentlichkeit, als S. M. der Kaiser ihn im Mai 1885 mit der Taufe des neuen Kreuzers „Arcona“ beauftragt hatte, die in Danzig stattfand. In Oldenburg ist er am 21. October 1887 gestorben und auf dem dortigen Friedhofe beerdigt.

J. war ein königstreuer Preuße von idealem Sinn und vornehmer Gesinnung und nur zu geneigt, Andere ebenso zu beurtheilen. Er hatte nie seinen eigenen Vortheil, geschweige denn materiellen Nutzen, sondern immer die große Sache, der er diente, im Auge. Er hat niemals etwas nachgetragen oder einem Widersacher zu schaden gesucht, auch wenn er die Macht dazu in Händen hatte. Bei hoher Begabung, scharfem Blick und richtigem Urtheil hielt er an dem einmal als richtig Erkannten stetig, ja mit Starrheit fest, ohne Rücksicht auf die Folgen für ihn selbst. Sein leitendes Ziel von Jugend auf war die Wehrhaftmachung Preußens bezw. Deutschlands zur See; dies nationale und ideale Ziel hielt er unverrückt mit völliger Selbstlosigkeit fest. Das rauhe Leben des ersten Jahrzehnts seiner Laufbahn auf Handelsschiffen &c. hatte ihn gründlich zum tüchtigen Seemann ausgebildet, aber vom rauhen oder handwerksmäßigen Seemann haftete ihm keine Spur an; er bewegte sich in der Gesellschaft oder bei Hofe ebenso sicher und ruhig, wie an Bord. Durchaus natürlich, einfach und wahr in seinem ganzen Thun und Auftreten, war er ein Feind alles Gemachten und jeder Reclame, durch die Mancher sich zu fördern sucht. Die schwere Schule auf See aber hatte ihn, der wol von Natur schon wortkarg und zurückhaltend war, noch stiller und merkwürdig verschlossen gemacht, sodaß er niemals von seinen Angelegenheiten oder Erlebnissen sprach und auffällig dazu neigte, sich abzusondern; bei jedem gebotenen Anlaß jedoch zeigte er sich als unterhaltender Erzähler oder auch als trefflicher Redner.

Seine gewöhnliche Kürze jedoch erschien leicht schroff und wirkte abweisend; auch war ihm die seltene Gabe Nelson's, seine Commandanten zu einer Schar von Brüdern zusammenzuschweißen, nicht verliehen. Als Seemann war er auch kein Freund von der Feder, obwol er sie trefflich zu führen wußte, und auf seinem Quarterdeck fühlte er sich heimischer, als in der Schreibstube; schriftliche Arbeiten überließ er daher gern Anderen. Militärisch zeichnete ihn Unempfindlichkeit gegen Gefahr und hervorragende Ruhe und Kaltblütigkeit selbst in bedenklichster Lage aus; er war von dem Geist kühner Offensive beseelt, doch ließ er denselben nur in der Stunde des Bedarfs hervortreten. In diesem Sinne die Flotte zu entwickeln, war in voller Uebereinstimmung mit General v. Roon und Prinz Adalbert sein Streben.

Stenzel.

Jacobi: Bernhard von J., königl. preußischer Oberstlieutenant, Sohn des Generals Karl J. (s. A. D. B. XIII, 596), am 25. September 1823 zu Hannover geboren, trat 1843 als Cadet beim Garde-Jägerbataillone in den Dienst seines Heimathlandes, wurde in diesem Bataillone im Sommer 1845

zum Titulärofficier befördert, aber schon am 26. September des nämlichen Jahres nach Stade in das 5. Infanterieregiment versetzt, mit welchem er 1848 und 1849 am Kriege gegen Dänemark in den Elbherzogthümern theilnahm, am 1. October 1849 zum Generalstabe commandirt und am 27. Mai 1852 in diesen versetzt. Diesem hatte er — 1856 zum Hauptmann aufgerückt, später für einige Zeit als Compagniechef in die Front zurückgekehrt, am 18. Mai 1866 mit seinem Vater gelegentlich der goldenen Hochzeitsfeier geadelt — angehört, als bald darauf der Krieg mit Preußen ausbrach. Vor dem Abmarsche der Armee von Göttingen war er zum Major befördert. Dem Stabe des commandirenden Generals v. Arentsschildt zugetheilt, griff er, als Parlamentär, behufs Einleitung von Verhandlungen mit dem Feinde nach Gotha entsandt, am Nachmittage des 24. Juni verhängnißvoll in den Gang der Ereignisse ein, indem er, durch ein dort aufgegebenes Telegramm, den auf das Ueberschreiten der Eisenbahn Gotha-Eisenach gerichteten Vormarsch der hannoverschen Armee unterbrach und so ihre auf das Durchkommen nach dem Süden hinzielende Bewegung ins Stocken brachte. Eine am 26. Juli jenes Jahres an den commandirenden General gerichtete Rechtfertigungsschrift, in welcher er sein Verhalten begründet und sich gegen die ihm gemachten Vorwürfe unbedacht und eigenmächtig gehandelt zu haben verantwortet, ist in den Aufzeichnungen des Chefs des Generalstabes, Oberst Cordemann (Die hannoversche Armee und ihre Schicksale in und nach der Katastrophe von 1866. Herausgegeben von Dr. G. Wolfram, Hannover und Leipzig 1904, S. 25) abgedruckt. Zur Erklärung seines Verfahrens trägt bei, daß er, von Natur pessimistisch veranlagt und zur Schwarzseherei neigend, auch vielleicht durch ein körperliches Leiden darin bestärkt (F. Dammers, Erinnerungen und Erlebnisse, Hannover 1890, S. 108; W. v. Hassell, Geschichte des Königreichs Hannover, Hannover 1901, 3. Band, S. 415; Cordemann a. a. O., S. 11, 22), seit Beginn des Zuges der Armee nach dem Süden an dem Gelingen gezweifelt und gerathen hatte den Weg der Unterhandlung einzuschlagen. — Am Tage von Langensalza, dem 27. Juni, war J. als Generalstabsofficier dem Commandeur der 4. Brigade, General v. Bothmer, zugewiesen; es trifft ihn daher ein Theil der Verantwortlichkeit für die Unterlassungssünde, welche dieser sich zu Schulden kommen ließ, indem er, statt die Unstrut zu überschreiten, am linken Ufer des Flusses stehen blieb und deshalb darauf verzichten mußte, den auf anderen Theilen des Schlachtfeldes erfochtenen Sieg in eine Niederlage des Gegners zu verwandeln. — Als die hannoversche Armee aufgelöst war, wurde J. zunächst auf sein Ansuchen mit Pension zur Disposition gestellt, am 27. Juli 1868 aber trat er beim 3. hannoverschen Infanterieregimente Nr. 79 thatsächlich in den preußischen Dienst, den er jedoch schon vier Monate später wieder verließ. Nach dem Kriege gegen Frankreich kehrte er als Landwehr-Bezirkscommandeur in Colmar nochmals für kurze Zeit in denselben zurück. Am 16. September 1881 ist er zu Northeim gestorben.

J. war ein hochgebildeter kenntnißreicher Officier. Er gab eine 2. Auflage (Hannover 1858) des von seinem Vater verfaßten Werkes „Das X. Armeecorps des Deutschen Bundes“ heraus und schrieb „Hannovers Theilnahme an der Erhebung im Frühjahre 1813“ (Hannover 1863), zwei sehr gediegene Arbeiten. B. v. Poten.

Jacobi: Carl Gustav Jacob J. (in der hier gebrauchten Rechtschreibung, da die Mathematiker abkürzend ausschließlich von C. G. J. Jacobi reden), Mathematiker, geboren am 10. December 1804 in Potsdam als Sohn eines wohlhabenden Geldwechslers, † am 18. Februar 1851 in Berlin. Durch einen mütterlichen Oheim, H. Lehmann, vorbereitet, kam der noch nicht 12jährige

Knabe in die Secunda des Potsdamer Gymnasiums, aus der er nach einem halben Jahre nach Prima befördert wurde. Mit Rücksicht auf seine große Jugend mußte J. vier Jahre in Prima bleiben, da man ihn vor zurückgelegtem 16. Jahre nicht zur Universität entlassen durfte. Die damals schon hervortretende mathematische Befähigung brachte eher ein unangenehmes als ein angenehmes Verhältniß zwischen dem frühreifen Schüler und dem Mathematik als Gedächtnißsache behandelnden Lehrer hervor, bis letzterer sich entschloß, den Jungen gewähren zu lassen, welcher für sich Euler's Introductio durcharbeitete und Versuche der Auflösung von Gleichungen fünften Grades anstellte, während die Classe sich mit Elementarsätzen abquälte. J. bezog die Universität Berlin. Er nahm am Böckh'schen philologischen Seminare Antheil, er hörte philosophische Vorlesungen, er studirte die mathematischen Classiker, denn Vorlesungen über höhere Mathematik, wie sie seinen Bedürfnissen entsprochen haben würden, waren damals in Deutschland unbekannt. Etwa zwei Jahre schwankte J. hin und her, ob er sich der Philologie, ob er sich der Mathematik widmen solle. Er entschied sich für letztere und doctorirte 1825 mit einer Abhandlung über die Zerlegung algebraischer Brüche. Gleich darauf habilitirte sich J. als Privatdocent an der Universität Berlin. Seine erste Vorlesung galt den Curven und Flächen im Raum, ein Gegenstand, der von da ab an deutschen Universitäten heimisch geblieben ist, und bei dessen Behandlung J. bereits das Lehrtalent an den Tag legte, das ihm nachmals nachgerühmt wurde. Der eigenthümliche Entwicklungsgang des nun erst 21jährigen Docenten machte die Unterrichtsbehörde in dem Grade auf ihn aufmerksam, daß man J. aufforderte, als besoldeter Privatdocent nach Königsberg überzusiedeln, wo es möglich sein werde, ihn früher als anderwärts zu befördern, da die Professur der Mathematik dort frei sei. J. folgte dem Rathe und wurde in der That schon 1827 zum außerordentlichen, 1829 zum ordentlichen Professor der Mathematik in Königsberg ernannt. Fast gleichzeitig mit der Wohnsitzverlegung war die Veröffentlichung von Jacobi's erstem Aufsatze: „über Gauß' Methode, die Werthe der Integrale näherungsweise zu finden", im ersten Bande des neugegründeten Crelle'schen Journals. Vielleicht hat der junge Verfasser einen Abzug dieses Aufsatzes an Gauß geschickt. Jedenfalls erkundigte sich dieser nach ihm bei Bessel, dem hochbedeutenden Königsberger Astronomen, in einem Briefe vom 20. November 1826, dem eine Einlage an J. beigefügt war: „Sie würden mich sehr verbinden, wenn Sie mir etwas näheres über diesen wie es scheint sehr talentvollen jungen Mann, auch über seine persönlichen Verhältnisse anzeigen wollten." Das ist beiläufig das einzige Mal, daß der Name J. in einem der 1880 gedruckten Briefe von Gauß an Bessel vorkommt. Häufiger sind Bessel's Aeußerungen. Die an ihn gerichtete Anfrage beantwortete er am 12. December 1826 wie folgt: „Jacobi ist seit Anfang des Sommers hier und bezieht, als Privatdocent, ein kleines Gehalt; förmlich angestellt ist er noch nicht, ich hoffe aber, daß es bald geschehen wird. Er ist gewiß talentvoll, allein er hat sich hier fast alle zu Feinden gemacht, weil er, als er hier ankam, jedem etwas unangenehmes sagte: den geborenen Königsberger versicherte er, daß er seinen hiesigen Aufenthalt als ein Exil betrachte, den Philosophen lobte er Hegel, den Philologen Böckh, alles auf eine Art, die man ihm nicht verzeihen will. Doch hoffe ich, daß solche kleine Albernheiten bald nicht mehr werden erwähnt werden. Mir ist er immer als ein artiger junger Mann erschienen. Von seinen sonstigen Verhältnissen weiß ich nichts näheres, als daß sein Vater ein Jude und Geldwechsler in Potsdam ist. Mit Dirksen soll er nicht freundschaftlich gestanden haben; allein das sagt in Berlin gar Nichts". Von Moritz Hermann J. (A. D. B. XIII, 597—599), dem Erfinder der Galvano-

plastik, dem um drei Jahre älteren Bruder von C. G. J. J., der ihm nach Königsberg gefolgt war und dort als Baumeister eine Thätigkeit entfaltete, die ihn 1835 nach Dorpat berufen ließ, kommt in Bessel's Briefen nichts vor. Dagegen ist über Jacobi's Charakter ein zweites Urtheil vorhanden, welches zeigt, daß die in dem ersten ausgesprochene Hoffnung einer gewissen Wandlung sich erfüllte. Am 11. November 1841 schreibt Bessel: „Wir schätzen hier J. doppelt, wegen seines Talentes nicht allein, sondern auch wegen seines Charakters, der seiner sarcastischen Wendung nicht im Mindesten entspricht und, wenn man ihn erst kennen gelernt hat, sehr liebenswürdig erscheint." Für Gauß mag das Nichts neues gewesen sein, nachdem er J. 1829 persönlich kennen gelernt hatte, als dieser auf der Durchreise nach Paris ihn in Göttingen besuchte. In Paris verweilte J. damals mehrere Monate in stetem Verkehre mit Legendre, welchem er vorher brieflich schon nahe stand, mit Fourier, mit Poisson und anderen hervorragenden Fachgenossen. Im J. 1831 vermählte sich J. mit einer Dame von hervorragender Geistesbildung und lebte nun in den glücklichsten Verhältnissen, bis im Herbste 1841 ihn ein schwerer Verlust traf. Jacobi's Vater, der mit Hinterlassung eines damals als groß betrachteten Vermögens von etwa 100 000 Talern gestorben war, hatte letztwillig verordnet, das Geld solle ungetheilt in dem Bankgeschäfte eines seiner Söhne angelegt bleiben, und eben dieser Sohn machte 1841 einen starken Bankerott, sodaß die Miterben, die Mutter und die Brüder, ihr Vermögen dabei einbüßten. Zu diesem Verluste gesellte sich eine neue Unannehmlichkeit. J. wurde am Anfang des Jahres 1843 von der Zuckerkrankheit befallen, und von ärztlicher Seite verlangte man dringend die Uebersiedelung in ein milderes Klima. J. wäre nach den Ereignissen von 1841 nicht im Stande gewesen den Willen der Aerzte zu erfüllen, wenn nicht König Friedrich Wilhelm IV., angeregt durch Alexander v. Humboldt, sich als freigebiger Gönner bewiesen hätte. Schon 1842 hatte J. in Begleitung seiner Frau mit Bessel zusammen auf Staatskosten eine Reise nach England machen dürfen zur Theilnahme an einer dort stattfindenden Gelehrtenversammlung, bei welcher sie die deutsche Wissenschaft in glänzender Weise vertraten, und jetzt 1843 bewilligte der König abermals eine ansehnliche Summe zur Reise nach Italien. Das war jener Winter 1843 auf 1844, in welchem J., Dirichlet, Borchardt, Steiner, Schlaefli gewissermaßen eine mathematische Colonie in Rom bildeten und in engstem Verkehre die Wissenschaft um die Wette bereicherten. Im Frühjahre 1844 kehrte J. nach Deutschland zurück. Man gestattete ihm seinen bleibenden Aufenthalt anstatt in Königsberg in dem verhältnißmäßig milderen Berlin zu nehmen, wo er als Akademiker lebte. Er gehörte der Universität nicht als Professor an, wiewol sein Gehalt weiterlief und er außerdem noch einen besonderen, wenn auch widerruflichen Zuschuß erhielt: Er hatte nur die Verpflichtung Vorlesungen zu halten, so weit es sein Gesundheitszustand, auf dessen Schonung es ankam, gestatten würde. Schriftstellerisch war er auch in Berlin von größter Fruchtbarkeit. Nun trat das Jahr 1848 ein. J. gehörte der liberalen, vielleicht einer vorgeschrittenen liberalen Richtung an, ohne die Monarchie als solche zu bekämpfen. Er trat vielmehr als glänzender Redner für sie im Constitutionellen Club auf, und das verübelte man ihm von zwei Seiten. Von links warf man ihm vor, daß er einen königlichen Gehaltszuschuß beziehe, von rechts, daß er durch seine öffentliche Parteinahme sich der königlichen Wohlthaten unwerth erweise. Es kam während der dem Revolutionsjahre folgenden Reactionszeit dahin, daß am 31. Mai 1849 die ministerielle Anfrage an J. gelangte, ob er noch immer nicht im Stande sei, seine Königsberger Professur zu versehen, daß ihm bald darauf der bisher gewährte außerordentliche Zuschuß

entzogen wurde. J. mußte seine Frau und sieben minderjährige Kinder in Gotha unterbringen, wo das Leben wenig kostspielig war, und sich selbst verhältnißmäßig einfach in Berlin behelfen, um nur dort bleiben zu können. Das Ende des Jahres brachte ihm eine Berufung nach Wien unter glänzenden Bedingungen, und diese Möglichkeit, J. zu verlieren, öffnete der preußischen Regierung die Augen. Der frühere Zuschuß wurde J. neuerdings als wirklicher Gehalt verliehen und mit Rückdatirung noch erhöht. Aber Aufregungen und ernste Sorgen nicht minder als allzuanstrengende Geistesarbeit hatten Jacobi's körperliche Widerstandskraft vor der Zeit zerstört. In den ersten Tagen des Jahres 1851 wurde J. von der Influenza befallen, von welcher er sich zwar rasch erholte, allein am 11. Februar erkrankte er aufs neue, und eine Woche später starb er. Seine unter der Aufsicht der Berliner Akademie herausgegebenen Werke füllen sieben stattliche Bände. Deren Inhalt verbreitet sich fast über das ganze Gebiet der mathematischen Wissenschaften, wenn auch die Lehre von den elliptischen Transcendenten und die Zahlentheorie vorzugsweise zu nennen sind. Ihnen gehören wenigstens zwei Schriften an, welche in Buchform erschienen sind, die „Fundamenta nova theoriae functionum ellipticarum“ von 1829 und der „Canon arithmeticus“ von 1839. Die Lehre von den elliptischen Transcendenten war, da Gauß seine weitreichenden Untersuchungen auf diesem Gebiete in dem Dunkel seiner Notizbücher verborgen hielt, noch in dem Zustande, bis zu welchem Legendre sie gebracht hatte, als J. und kurze Zeit vor ihm der norwegische Mathematiker Abel an ihre Fortentwicklung herantraten. Selten hat wol die Geschichte der Wissenschaften von einem fruchtbareren Wettkampfe zu erzählen gehabt als der war, welcher in den drei Jahren 1826—1829 zwischen den beiden fast gleichaltrigen Nebenbuhlern (Abel ist 1802 geboren) entbrannte. Jeder von ihnen bediente sich sofort der von dem anderen entdeckten Ergebnisse, jeder erkannte die ihm fremde Leistung als ebenbürtig an, und erst in einem Zeitpunkte, der weit nach dem Tode Beider liegt, wurde der Versuch gemacht, Jacobi's Unabhängigkeit anzuzweifeln, ein Versuch, welcher bei Niemand, der J. persönlich gekannt hatte, ein gläubiges Ohr fand. Das Ineinandergreifen der Arbeiten von Abel und J. macht es um so schwieriger streng zu trennen, was Diesem oder Jenem ausschließlich angehört, und man wird sich, will man von einer sehr ins Einzelne gehenden fachwissenschaftlichen Darstellung absehen, damit begnügen müssen zu sagen, daß die Fundamente Jacobi's die Summe aus dem ziehen, was 1829 über die elliptischen Transcendenten bekannt war, und was bis etwa 1850 keinen umgestaltenden Zuwachs erhielt, mit jenem Zeitpunkte aber infolge der bahnbrechenden Arbeiten von Weierstraß und Riemann der Methode nach fast schon veraltet ist. Von J. stammt jedenfalls der Name der elliptischen Functionen im Gegensatz zu den elliptischen Integralen, von ihm der Name der Thetafunctionen, während die dadurch bezeichneten Reihen schon in den Arbeiten französischer Gelehrten über die mathematische Wärmelehre vorkamen. J. und Abel erkannten jeder für sich die Nothwendigkeit, den Gedanken der complexen Größen in die Theorie der elliptischen Transcendenten einzuführen und kamen dadurch zur Entdeckung doppelt periodischer Functionen. Von J. ist wieder die Entdeckung, daß rationale Functionen irgend eines Grades zur Transformation eines elliptischen Integrals in ein Integral derselben Form führen, und daß die sogenannte Multiplication elliptischer Integrale immer aus zwei Transformationen zusammengesetzt werden kann. Hat J., wie wir schon sagten, den Namen der elliptischen Functionen erfunden, so war die Erfindung des Gegenstandes, d. h. die Aufstellung eines Umkehrungsproblems, ihm und Abel gemeinsam, und nach Abel's 1829 erfolgtem Tode kam J. auf

die Erweiterung des Problems zu einer Umkehrung von vier oder mehr gleichzeitig zu betrachtenden Integralen. Wir nannten Zahlentheorie als ein zweites Hauptgebiet Jacobi'scher Forschungen. Schon 1827 veröffentlichte J. eine Reihe von Sätzen über cubische Reste, welchen er zwar keine Beweise mitgab, welche aber durch ihre Ausdrucksweise zeigten, ihr Entdecker müsse tief in die betreffende Lehre eingedrungen sein; 1828 und 1834 folgten Untersuchungen über die Zerfällung einer Zahl in vier Quadrate, bei welcher elliptische Transcendenten zahlentheoretische Anwendung fanden, 1832 solche über die Classenzahl bei quadratischen Formen, für welche J. einen merkwürdigen Lehrsatz inductiv entdeckte, während der Beweis erst 1839 und 1840 von Dirichlet gefunden wurde. Im J. 1839 beschäftigte sich J. mit der Lehre von den primitiven Wurzeln, und sein „Canon arithmeticus“ gab Tabellen der Indices für alle dem ersten Tausend angehörenden Primzahlen, deren Herstellung nicht gerade schwer aber unsäglich mühevoll war. In demselben Jahre behandelte er complexe Primzahlen, 1846 die Kreistheilung und ihre Anwendung auf die Zahlentheorie. Wir haben schon oben gesagt, daß Jacobi's Arbeiten alle Gebiete der Mathematik berührt haben. Wir müssen einzelne noch nennen. So seine classischen Abhandlungen über Determinanten und Functionaldeterminanten von 1841, deren letztere eine ganz neue Lehre schuf, während die erstere theilweise schon Bekanntes in eine neue Form zu gießen wußte. Von dieser Gedankenfolge ausgehend, kam J. 1844 und 1845 zu dem sogen. letzten Multiplicator, dessen Auffindung bei der Integration von Differentialgleichungen von wichtiger Anwendung ist. Auch sonst hat J. die Lehre von den Differentialgleichungen und besonders die von den partiellen Differentialgleichungen erweitert, schon 1827, dann wiederholt 1837 und 1842 hat er sich damit beschäftigt. In der Variationsrechnung hat eine Abhandlung von 1837 sich mit der zweiten Variation beschäftigt, welche erst den Ausschlag darüber geben kann, ob das Verschwinden der ersten Variation wirklich die Kennzeichen einer Maximal- oder Minimalbestimmung in sich trägt. Eine verwandte geometrische Aufgabe, die Herstellung der geodätischen Linien auf dem dreiaxigen Ellipsoid, löste eine Abhandlung von 1839. Die eine Umwälzung in dem Vortrage der analytischen Mechanik hervorbringenden Untersuchungen über die Hamilton'schen Gleichungen sind vorzugsweise aus Jacobi's Vorlesungen über Dynamik zu entnehmen, welche Clebsch 1866 herausgab. Auch über Geschichte der Mathematik, und zwar insbesondere der griechischen Mathematik, hat J. gearbeitet. Das sind nur einige wenige von den schier zahllosen Leistungen, durch welche J. sich berühmt gemacht hat. Sie alle im Zusammenhang zu schildern, war einem 1904 im Drucke erschienenen Buche vorbehalten, das aber nur von Mathematikern und zwar ausschließlich von solchen verstanden werden kann, die in den höchsten Gebieten ihrer Wissenschaft sich heimisch fühlen.

Vgl. Gedächtnißrede auf C. G. J. Jacobi von Lejune-Dirichlet in den Abhandlungen der Berliner Akademie für 1852 und besonders Leo Königsberger: Carl Gustav Jacob Jacobi, Festschrift zur Feier der hundertsten Wiederkehr seines Geburtstages. Leipzig 1904.

Cantor.

Jacobi: Justus Ludwig J., Professor der Kirchengeschichte in Halle, ward am 12. August 1815 zu Burg bei Magdeburg geboren. Eines Landwirths Sohn, hat er unter dem Darniederliegen der Landwirthschaft in jenen Jahrzehnten eine harte Jugend durchlebt. Verwandte brachten den begabten Knaben auf das Joachimsthal'sche Gymnasium nach Berlin, wo er unter Meinecke's Leitung sowol seine tüchtige classische Bildung als auch den gedrungenen Stil seiner späteren Arbeiten von den Vorbildern der Alten

empfing. Im Jahre 1834 bezog er die Universität Halle, um Theologie zu studiren. Noch zog der Philologe Bernhardy daselbst ihn mehr an, als der trockne Rationalismus eines Gesenius und Wegscheider. Die theologische Wissenschaft ging ihm erst auf, als er, 1835 nach Berlin zurückgekehrt, zu den Füßen August Neander's jenen göttlichen Pragmatismus verstehen lernte, den der Vater der Kirchengeschichte wie eine Unterströmung in den mannichfachen Wandlungen des Lebens der Kirche seinen Schülern aufzeigte. Es war ein dreitheiliges Schema, nach welchem der Verlauf der Geschichte beschrieben wurde. Eine Zeit verhältnißmäßiger Reinheit der christlichen Ideen, die von Jesu Christo ausgehn, in der alten Kirche; eine Entartung im Mittelalter, und eine Erneuerung des ursprünglichen christlichen Wesens und Lebens seit der Reformation. Gemessen wurde Werth oder Unwerth der religiösen Erscheinungen an dem Maßstab der Rechtfertigung aus dem Glauben, der in einzigartiger Weise Mittelpunkt der wissenschaftlichen, wie der frommen Herzensüberzeugung war. Auf die Aeußerungen des subjectiven christlichen Lebens wurde mehr gesehn, als auf die Darstellung der reinen Lehre, wie denn Gottfried Arnold's Kirchen- und Ketzerhistorie ein Lieblingsbuch jener Kreise war. — J. ward der vornehmste Schüler Neander's, dem Geiste wie dem Herzen des geliebten Lehrers gleich nahe stehend. Allerdings beschritt er selbständige Bahnen, namentlich sofern sein beobachtendes Auge und sein nüchternes Urtheil mehr den menschlichen Factoren in den Ereignissen der Geschichte zugewandt war. Ihm war eine zu große Objectivität und gründlichste Kenntniß der Quellen eigen, um dem kirchenhistorischen Schema zulieb den Dingen und Persönlichkeiten ungerecht zu werden. So hatte er auch für die Größe und Bedeutung des Papstthums auf seiner mittelalterlichen Höhe eine volle Würdigung. Aber es ist begreiflich, daß Neuere den constituirenden menschlichen Factoren am Bau der Kirchengeschichte noch intensiver nachgehn und andere, wenn auch pathologische Seiten aufdecken, während die Neander'sche Schule in der Zeit des wiedererwachten evangelischen Glaubens den unmittelbaren göttlichen Factor stärker hervorkehrte.

Um die verehrungswürdige Gestalt des Lehrers scharte sich ein Kreis, der durch warme Freundschaft verbunden war. Rossel, der princeps juventutis, Dichter, Bildhauer und Theologe zugleich, der Westfale Konstantin Schlottmann, Ludwig Rauh, Karl Heintz, später Gesandtschaftsprediger in Rom, gehörten zu Jacobi's näheren Freunden. Es war diesen Jünglingen eigen, sich in der Wahrheit gegenseitig zu fördern. Ihr Briefwechsel legt davon Zeugniß ab, wie sie die tiefsten Regungen auch des sündigen Herzens vor einander nicht verhehlten. Diesen ernsten pietistischen Zug bestärkte der Baron v. Kottwitz, der in seinem Arbeiterheim in der Alexanderstraße J. besonders in sein Vertrauen gezogen hatte. Dem Einfluß Neander's und der wissenschaftlichen Richtung andererseits, die von dem damals schon heimgegangenen Schleiermacher ausging, verdankte J. eine Klärung und Ausdehnung seines theologischen Standpunkts — ein weites Herz bei engem Gewissen — welches in der sog. Vermittlungstheologie zeitlebens den entsprechenden Ausdruck fand.

Nachdem er sich 1842 an der Universität habilitirt hatte, schrieb er seine erste Schrift: „Die Lehre des Pelagius. Ein Beitrag zur Dogmengeschichte" (Leipzig, 8°, 103 S.). Sie verräth bereits eine seltene Reife des abwägenden, dogmatischen Urtheils, eine feine Charakterisirung der Gegensätze zwischen Augustin und seinem Gegner, nicht ohne Schlaglichter auf den zeitgenössischen Rationalismus und seine Bekämpfung durch die neuerwachte reformatorische Lehre von Sünde und Gnade zu werfen. Noch lebhafter trat er in die Tagesfragen ein, als A. H. Daniel im puseyitischen Sinne Thesen veröffentlicht

hatte, welche der Tradition ein ungemessenes Recht zuschrieben. Gegen ihn ließ J. seine „Kirchliche Lehre von der Tradition und heiligen Schrift in ihrer Entwicklung, mit besonderer Berücksichtigung der theologischen Controversen von Dr. Daniel" (Berlin 1847, 8°, XXVIII u. 185 S.) ausgehn. Seine Ader treffender polemischer Abwehr gegen römische und romanisirende Tendenzen regt sich hier zum ersten Mal nebst gründlichen Untersuchungen über Inspiration und Schriftlehre altkirchlicher Zeiten.

Inzwischen (1847) zum Extraordinarius befördert, betheiligte er sich in feuriger vaterländischer Gesinnung an den Ereignissen des Revolutionsjahrs, ermunterte die akademische Jugend zur Königstreue und griff selbst mit Piper, dem christlichen Archäologen, zur Flinte, die Güter der Nation zu bewachen. Bitter empfand er den Abzug der Armee von Berlin, die nachherige Schmach von Olmütz. Er hielt es mit Ranke, daß den Historiker von selbst seine Studien auf conservative Bahnen lenkten. Freilich gegen die Auswüchse einer reactionären Partei erklärte sich sein gesunder Sinn, und seine vermittelnde Richtung in Theologie wie in Politik hat ihn von der hochkirchlich und conservativen Clique seiner Zeit nicht ohne manche Nackenschläge seitens derselben fern gehalten. Die Folge war, daß er, wie leider soviele der Besten seiner Zeit, sich am politischen Leben überhaupt nicht betheiligte.

In der wiedergekehrten Ruhe nach dem Sturm gründete er seinen Haushalt mit der Geliebten der Jugend, der Tochter des Pastors Hertzberg in Jerichow, die klug und praktisch, eine echte Professorenfrau und Mutter vieler Studenten in Königsberg und Halle, ihn durchs Leben begleitete und neunzigjährig (1904) ihm nachgefolgt ist. — In geordneten häuslichen Verhältnissen, in beglückender Gemeinschaft mit den Freunden und besonders mit dem Neanderschen Geschwisterpaar begann er sein Hauptwerk: das „Lehrbuch der Kirchengeschichte" (Erster Theil, Berlin 1850, 8°, XVI u. 405 S.) zu schreiben. Durch das quellenmäßige Studium der ersten christlichen Jahrhunderte, durch prägnante Schilderungen der großen Gestalten jener Zeit ausgezeichnet, ist es lange das Handbuch seiner Zuhörer gewesen und hat zur Ausbreitung nüchterner, objectiver Geschichtsforschung beigetragen. Warum das Werk nie vollendet ward? Er hat es selbst am tiefsten beklagt. Die pietätvolle Herausgabe des Neanderschen Nachlasses hinderte ihn in den Jahren der Kraft. Zunehmende Augenschwäche und eine gewisse Zurückhaltung in der Production, die in seinem Charakter lag, schoben die Herausgabe weiterhin auf. Viele eigene werthvolle Studien wurden von Anderen monographisch überholt, etwas von dem vorhandenen Material ist von Förster in Halle in den Beyschlag'schen Blättern herausgegeben worden. Es war sein Kreuz, daß das Buch unvollendet blieb.

Neander's Tod 1850 bewegte die theologische Welt und den Freundeskreis. Für J., seinen Vertreter in den Vorlesungen von 1850—51, ward er das Signal, daß ihn der Minister auf den kirchengeschichtlichen Lehrstuhl nach Königsberg berief. Mit frischer Kraft griff er in die etwas obsolet gewordenen Verhältnisse der Facultät und namentlich des Examinatoriums ein. Die Herzen der Studenten wandten sich dem anregenden jungen Professor zu. Er selbst hatte volles Verständniß für den klugen, treuherzigen Charakter dieser Ostpreußen, deren Gesinnung ersetzte, was dem Lande an Reizen abging. Feste Freundschaftsbande schlossen sich über die Königsberger Zeit hinaus. Hier unternahm er die mühevolle Herausgabe von Neander's „Christlicher Dogmengeschichte", zu welcher er werthvolle Ergänzungen in den Fußnoten bot. Sie erschien in 2 Theilen Berlin 1857. Die Neander'sche Ethik folgte. Seine eignen Studien über die Gnostiker wurden fortgesetzt. Sie finden sich niedergelegt

in der 2. Auflage von Herzog's Realencyklopädie. Eine glückliche kritische Entdeckung waren jene altkirchlichen Fragmente, welche Cardinal Pitra dem Hilarius von Poitiers zugeschrieben hatte. J. erkannte sie als Commentare des Theodor von Mopsuestia zu den kleinen paulinischen Briefen. — Wie er mit lebhaftem Interesse an den damals wogenden Kämpfen über Union und Confession sich betheiligte, so trat er auch persönlich und mit einer noch jetzt brauchbaren Schrift der Secte der Irvingiten, die in Königsberg ihr Wesen trieb, entgegen („Die Lehre der Irvingiten oder der sog. apostolischen Gemeinde verglichen mit der heiligen Schrift", 2. Aufl., Berlin 1868).

Inzwischen war in Halle Thilo gestorben. Die Facultät wünschte J. als Nachfolger. Der Minister v. Raumer, beeinflußt von der Gerlach'schen Gruppe, widerstrebte. Es gab manches Herzweh und einen merkwürdigen Kampf um die Stelle, den Friedrich Wilhelm IV., in diesem Augenblick für die Union gestimmt und von dem dem Königsberger Professor wohlgeneigten Oberstkämmerer Grafen Dohna bestimmt, durch ein eigenhändiges Handschreiben zu Gunsten Jacobi's entschied. 1855 siedelte er nach Halle über, wo er nach der Zusammensetzung der Facultät sowie nach den äußeren Bedingungen dieser im Herzen Deutschlands gelegenen Universitätsstadt das ersehnte Feld seiner Wirksamkeit fand. Hier baute er sich das Haus neben Julius Müller auf dem Weidenplan. Hier vertrat er mit den gleichgesinnten Collegen, zu welchen er bald auch den Freund der Jugend, C. Schlottmann aus Bonn hinzog, die hallische Vermittlungstheologie. Durchaus feststehend auf dem articulus stantis et cadentis ecclesiae, der Rechtfertigung durch den Glauben, ja z. Th. auf der kirchlichen Dogmatik weiterbauend, kirchenpolitisch der Union warm zugethan, räumte diese Theologie doch den weiter links stehenden Richtungen und der biblischen Kritik eine größere Berechtigung ein, als die confessionelle Theologie zugestehen wollte. So fehlte es nicht an schmerzlichen Kämpfen zwischen Geistern, die sich innerlich nicht so ferne standen. Auf kirchenpolitischem Gebiet kam es nach dem Erlaß der Kirchengemeinde- und Synodalordnung zu der Ablösung der Gruppe der positiven Union von der Mittelpartei. J. bewahrte consequent seinen Standpunkt. Er hielt auf das corpus academicum und seine Rechte, was bei der gleichgestimmten Facultät ein Vorzug war. In mancher bedeutsamen Entscheidung ward von den Behörden ihr Votum eingeholt. Als Vorsitzender der Prüfungscommission wahrte er seiner Facultät das Recht des ersten theologischen Examens. Aber auch die praktischen Liebeswerke erkannte er als Pflicht des Theologen. Mit der Frau Räthin Tholuck ward er im Cholerajahr 1856 der Gründer des Diakonissenmutterhauses für die Provinz Sachsen.

Der Culturkampf nach dem großen Krieg hieß den Kirchenhistoriker eingedenk sein, daß der Name seiner Universität Halle-Wittenberg war. Als Schlottmann wegen seines Erasmus redivivus von Windthorst im Reichstag angegriffen war, vertheidigte ihn der Freund in einer Schrift: „Prof. Schlottmann, die Hallesche Fakultät und die Zentrumspartei" (Halle, 2., verschärfte Auflage 1883). Es folgten die „Streiflichter auf Religion, Politik und Universitäten der Zentrumspartei" (ebd. 1883), als die letztere auf eigene, katholische Universitäten drang. Nach 1904 hat ein katholischer Polemiker Wolter den längst Entschlafenen darob angegriffen. „Der Nuntius in Berlin" (Halle 1885) war eine zeitgemäße Streitschrift, welcher zuletzt ein „Offener Brief an den Pfarrer Woker in Halle" (1887) folgte. Den Kampfschriften folgten Werke des Friedens. Der alternde Mann kehrte zu den Lehren und Eindrücken der Jugend zurück: Neander und Kottwitz setzte er Denkmale edelster Pietät in den „Erinnerungen an D. Aug. Neander" und „an den Baron

Ernst von Kottwitz“ (Halle, beide Schriften aus dem Jahre 1882). Reife Zeugnisse eines Christen von Männern, in denen Christus Gestalt gewonnen hatte.

Geliebt von den Seinen, verehrt von einem großen Schülerkreis weit über die Provinz hinaus, ergriff ihn ein schweres Blasenleiden, welches er mit der Geduld des christlichen Helden in seinem Diakonissenhaus am 31. Mai 1888 überwand.

Vgl. D. Justus Ludwig Jacobi und die Vermittlungstheologie seiner Zeit von J. Jacobi. Gotha 1889. Jacobi.

Jacobson: Eduard J., humoristischer Dramatiker, insbesondere Possendichter, Neudeutschlands fruchtbarster Theaterschriftsteller, geboren am 10. November 1833 zu Großstrehlitz in Oberschlesien als Sohn eines Rabbiners, besuchte 1846—50 das Gymnasium zu Oels, danach bis Herbst 1854 das zu Ostrowo in Posen und studirte darauf bis 1858 zu Berlin Medicin, promovirte darin auch ebendaselbst Anfang 1859 zum Dr. med. In Berlin sich niederlassend hat J. dort auf die Dauer seinen Wohnsitz behalten, sich immer mehr in die sociale, die volkspsychologische und die volksthümlich-litterarische Sphäre der preußischen Hauptstadt hineingelebt und hat, durch sofortige frühzeitige Bühnenerfolge veranlaßt, den Dienst Aeskulaps gar nicht angetreten, sondern vielmehr den Thaliens vorgezogen, welchem er sich dann bis an seinen Tod — 29. Januar 1897 zu Berlin — mit wahrer Unermüdlich-, Freudig- und erstaunlicher Fruchtbarkeit gewidmet hat. Dies der überaus einfache äußere Umriß einer Jahrzehntelang rastlosen und erfolggekrönten schriftstellerischen Wirksamkeit, der es allerdings trotz stärkster Augenblicksanerkennung des Publicums oft an rechtem persönlichen Lobe gebrach, weil die nachträgliche musikalische Leistung des mitarbeitenden Vertoners naturgemäß der Zuhörermehrheit stärker ins Ohr fiel und so die litterarische Unterlage nicht wenig in den Schatten zu stellen schien. So ist Eduard J. der allerfleißigste, meistgespielte und beliebteste Verfasser deutscher Originalpossen und verwandter dramatischer Werke geworden, der typische Vertreter der von ihm reformirten, theilweise sogar erst durch ihn neuberolinisch umgemodelten Posse der Spree-Residenz.

Jacobson's einschlägige schriftstellerische Wirksamkeit setzt mit dem rasch bekannt gewordenen Schwank „Faust und Gretchen“ ein, seinem ersten Theaterstücke, mit welchem er am 21. April 1856 das Rampenlicht versucht hat. Der außerordentliche Beifall, den er damit gewann, bestimmte ihn eben, sich ausschließlich derartiger litterarischer Thätigkeit hinzugeben. In einem schon oberhalb des erstiegenen Gipfels gehaltenen Rückblick, in einem autobiographischen Briefe vom 9. Mai 1890, erzählt J.: „Für Ottilie Genée — ich war damals Mediciner im vierten Semester — schrieb ich den Schwank ‚Bei Wasser und Brot‘ (noch heutiges Tages auf dem Repertoir), für Anna Schramm ‚Faust und Gretchen‘. Beide Erstlingsarbeiten erschienen fast gleichzeitig, erstere auf dem Kroll'schen Theater, das damals der bekannte Lustspieldichter [C. A.] Görner (s. d.) leitete, letztere auf dem Friedrich-Wilhelmstädtischen (Director Deichmann), gefielen ausnehmend und erlebten ununterbrochen 40—50 Wiederholungen. In ‚Faust und Gretchen‘ spielte Theodor Lobe, der ein Jahrzehnt später einer der besten Goethe'schen Mephistos war, den Faust. Meine nächste Arbeit war ein Einacter für [Karl] Helmerding (s. d.), Verwandlungen [oder: Für jeden etwas!] (1858), der in dem damals eröffneten Königstädtischen Theater (Franz Wallner) — ‚Grüne Neune‘ — über 100 Aufführungen erlebte. Noch war ich mit Leib und Seele Mediciner, aber das Schicksal hatte es sich vorgenommen, aus mir einen Possenautor zu machen und es hat Recht behalten . . . Ich dachte ‚ultra Posse nemo obligatur‘ (der Scherz stammt

ursprünglich von mir) . . . Den ersten abendfüllenden und . . . sensationellen Erfolg hatte ich mit der Posse ‚500 000 Teufel‘, die im J. 1862 auf der damaligen Meysel-Bühne, jetzt Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater, in Scene ging und in ununterbrochener Reihenfolge 300 Aufführungen erlebte.“ Was J. außerdem noch vorher geschrieben bezw. hat aufführen lassen, bezeichnet er a. a. O. selbst als „Kleinigkeiten, die heute noch sämmtlich beliebte Repertoirstücke sind“. Schon 1861 hatte J. eine Sammlung seiner „Possen und Vaudevilles“ veranstaltet, jedoch ist dieser als 1. Band bezeichneten nie eine Fortsetzung gefolgt; sie enthielt außer den oben genannten drei Erstlingen noch „Meine Tante — Deine Tante!“ (1858), „Lady Beefsteak“ (1860), „Wer zuletzt lacht“ (1861). Fürder hat J. den Text einer geradezu erstaunlichen Anzahl von Gesangspossen, daneben Schwänke gearbeitet, nachdem ihm Ende der 50er Jahre kleine nett erfundene und reizend durchgeführte Liederspiele die große Menge der in Betracht kommenden Bühnen zugänglich gemacht hatten. Diese Gattung hat er mit denselben Gaben, welche ihm für alle seine theatralischen Leistungen treu geblieben, wieder gern gepflegt und so begegnen uns Liederspiele am Anfang wie gegen Schluß seiner Laufbahn: „Becker's Geschichte“ (1867) und „Becker's Geschichte, oder: Am Hochzeitstage“ (1891) zeigen deutlich seine Ausdauer dabei, „Singvögelchen“ (1867) und „Was den Frauen gefällt“ sowie „Der Nachbar zur Linken“ (beide 1887).

In der Hauptsache jedoch und auf der Höhe seines emsigen Wirkens ganz und gar hat J. Gesangspossen und Schwänke in stattlicher Schar der leichtgeschürzten Bühnenmuse dargeboten. Und zwar nicht wenige davon, indem er sich mit „associés“ zusammenthat: eine bis dahin bei uns noch nicht eingebürgerte Schaffensweise. Diese Compagnons Jacobson's sind O. F. Berg (d. i. Ebersberg, s. A. D. B. XLIX, 220), Otto Girndt, Gustav v. Moser, Julius Rosen (d. i. Nikolaus Duffek), Rud. Kneisel gewesen; aber J. war dabei überall der Fahnenträger, hat übrigens die meisten seiner Geisteskinder allein ans Tages- und vors Rampenlicht gefördert. „Wie nicht alle Kinder gerathen“, so ließ sich 1886, als der Dichter das Jubiläum seines 100. Bühnenstücks feierte, ein vornehmes Tagesblatt wie die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung“ vernehmen „so hat auch J. unter den Erzeugnissen seines Geistes einige solcher Früchtchen aufzuweisen, die trotz aller Liebe, mit welcher seine väterliche Sorgfalt sie ausgestattet, die Gunst des Publicums nicht erlangen konnten und ihr verfehltes Dasein nur noch in den Theaterbibliotheken fortführen; bei weitem aber die größere Anzahl seiner Stücke fand allgemeinen Beifall . . . Sein unversieglicher Humor, seine scharf pointirten Couplets, seine allerliebsten Lieder, in denen der Vers meistens meisterhaft behandelt ist, machten ihn bald zu einem unserer beliebtesten Theaterschriftsteller. Es gab eine Zeit, wo die Berliner Theater: Kroll, Wallner, Friedrich-Wilhelmstadt, fast ausschließlich durch J. mit Possen und Schwänken versorgt wurden und sein Name täglich auf allen Berliner Theaterzetteln zu finden war“. Es mag an zwei Decennien her sein, daß der Wiener Litteraturkritiker Wilhelm Goldbaum, ein feiner Beobachter, wie seine „Litterarischen Physiognomien“ (1884) bekunden, anläßlich eines Erlebnisses mit J. über dessen Genre sagte: „Wer aufmerksamer dreinschaut, findet gar bald, daß der Gang der Cultur auch den Gang des Schriftthums bestimmt. Die Berliner Localposse war ein Stück deutscher Cultur, und wenn sie gleich nicht von aristophanischem Humor beseelt wurde, so spiegelte sie doch das Wesen einer Stadt- und Volksgemeinschaft wieder, die nicht umsonst durch vierzig Jahre unter dem geistigen Einflusse geistreicher Salons gestanden hatte.“ Und unmittelbar vorher führt Goldbaum auf Grund persönlicher Kenntniß über J. folgendes aus: „Der schlanke, be-

wegliche Mann mit dem bleichen Gesicht und dem schwarzgelockten Haupte hatte niemals einen anderen Ehrgeiz als den, auf dem Wallner-Theater als Liebling des Berliner Publicums belacht und applaudirt zu werden. Zu diesem Zwecke arbeitete er mit fieberhafter Unermüdlichkeit zwei, drei, auch vier und fünf Possen jährlich, im steten Hinblicke auf seinen Freund Helmerding, dem er wenigstens zwanzig Rollen auf den Leib geschrieben hat. Die Tantièmen flossen ohne Unterlaß, aber als leichtes Künstlerblut, das er war, hielt er sie nicht zusammen, und wenn er heute kein reicher Mann ist, so hat es das Wallner-Theater wenigstens nicht verschuldet. Es gab eine Zeit, wo jeder Berliner Schusterbube Jacobson'sche Couplets auf der Gasse vor sich hinträllerte. Das ist vorbei. Ernstere Tage sind gekommen, und wenn nicht alle Zeichen trügen, so haben sie auch die Berliner Localposse hinweggescheucht . . ."

Diese Couplets, deren J. Hunderte, größtentheils zündenden Inhalts, voller Witz und Schlager in seine heiteren Schöpfungen eingestreut hat, müssen als eine Besonderheit seines Talents gelten, und er erhebt sich mit ihnen wesentlich über seine specifischen Vorgänger und Concurrenten E. Dohm, D. Kalisch, R. Löwenstein, Salingré. Schon 1890 im citirten Briefe nennt der Dichter, mit resignirter Selbsteinsicht, diese seine Lieblingsproducte, die „größtentheils ihrer Zeit sehr populär gewesen — jetzt versunken und vergessen — bis auf ein paar noch heute so populäre Refrains: ‚Glücklich, August, macht das nicht' — ‚Was meinen Sie, wie gesund ist das' — ‚Da werden Sie wohl kein Glück mit haben' — u. s. w. Auch einige Redensarten aus meinen Possen, wie ‚Brillanter Witz, habe lange nicht so gelacht', ‚Bange machen gilt nich', ‚Immer rin ins Vergnügen' u. s. w. werden hie und da noch gehört." Besonderen Werth legte J. jederzeit und zwar mit Recht, außer auf den classischen Komiker Karl Helmerding als Träger vieler Paraderollen, auf die Soubretten, welche seine Gestalten mit Schick und Verve verkörpern sollten und dem auch glücklich nachgekommen sind. Nachdem er in der Mejo, Lina Mayr, Amalie Wollrabe, Marie Stolle, Sophie König verständnißvolle Interpretinnen seiner vis comica gefunden hatte, erlebte J. die glänzendsten Triumphe dadurch, daß die geniale Ernestine Wegner (vgl. meinen Artikel A. D. B. XLI, 786) sich gänzlich den Offenbarungen seiner Laune weihte. Es ist nicht wohl begreiflich, wie ein so bühnenkundiger Richter wie Paul Schlenther (s. ebenda) der „Tini" nicht nur vollste Gerechtigkeit widerfahren, sondern sogar höchstes Lob zutheil werden lassen, andererseits (Jahresberichte f. neuere deutsche Litteraturgeschichte II, II 117 zu IV 5 72) Jacobson's solide volksmäßige Muse und ihre Stellung 1891 mit derjenigen Kotzebue's — netto ein Jahrhundert früher — vergleichen konnte. Denn betreffs der von ihm selbst gebilligten Triumphe der Wegner wußte doch auch Schlenther, der damalige Berliner Theaterreferent, daß Jacobson's „Name mit denselben eng verknüpft war", um hier des Dramatikers eigene Worte zu gebrauchen, der dann fortfährt: „Sie spielte fast nur in meinen Stücken: ‚Der jüngste Lieutenant', ‚Die Lachtaube', ‚Der Mann im Monde', ‚Ebbe und Flut'". Wie der ihr sehr befreundete J. seine besten und zugkräftigsten Possen eben für diese hochbegabte ungemein sympathische Künstlerin geschrieben, so machte sich auch eine Abnahme ihrer früh erlöschenden Kräfte zuerst als Caprice (Niniche) in dem letztgenannten Stücke (1882) geltend, während sie am 30. April 1884 in der 112. Aufführung der Jacobson'schen Posse „Der jüngste Lieutenant" in der Titelrolle (Bernhard), wol ihrer vollendetsten Darbietung, zum letzten Male die Bühne betreten hat — ein halbes Jahr später sank die ewig Frohgemuthe 33 jährig einem argen Nervenleiden zum Opfer. Und die Wegner hat Jacobson's Bühnenschöpfungen von der deutschen Reichshauptstadt auch nach der

österreichischen Kaiserstadt verpflanzt, 1876, mit stürmischen Erfolgen — ein bühnengeschichtlich überraschendes Ereigniß angesichts des allgemeinen Vorurtheils, das an der Donau gegen Spree-Athens Humor, individuelle Posse und Soubretten herrschte und herrscht. Schon unter den erwähnten Schauspielerinnen, welche Jacobson'sche Figuren „kreirten“, befinden sich mehrere Oesterreicherinnen; aber auch die beiden classischen Wiener Soubretten haben ihre Kraft in seinen Dienst gestellt: Josefine Gallmeyer (1838—84) hat in einigen seiner Possen gewirkt, die für Wien localisirt wurden — „unzählbar sind die für Wien bearbeiteten Berliner Possen von Kalisch oder J., in denen wol aus dem ‚Budiker‘ ein ‚Greißler‘ gemacht wurde, die aber trotzdem berlinerisch geblieben sind bis ins innerste Mark“, sagt Ferd. Groß, in seinem Essay über den Wiener Witz, „Was die Bücherei erzählt“ (1889), S. 289 f. — andererseits hat J. für Marie Geistinger, der er später eine Glanznummer, „Die Näherin“, gleichsam abgeborgt hat, indem er dies Wiener Stück Ludwig Held's mit Glück für Berlin, das dortige Wallner-Theater und Marie Schwarz adaptirte, die Posse, „Die Salontirolerin“ geschrieben, in der sie noch in den 80er Jahren, zum letzten Male vor ihrem Bühnenabschied, auf dem Berliner Belle-Alliance-Theater ausschließlich ein Gastspiel absolvirte. Neben diesen haben Norddeutschlands größte Soubrette und spätere „komische Alte“, Anna Schramm, sowie die überaus ausdauernde Ottilie Genée, eine der begeistertsten Interpretinnen und Lobrednerinnen des Dichters, dem sie soviel Lorbeeren dankte, dann Anna Bäckers, die er gegen Schluß seiner Thätigkeit entdeckte und mit großer Zufriedenheit, 1890, nach der mit Leopold Ely gemeinsam verfaßten Posse „Die junge Garde“ 150maligen Aufführung von 1889 im Berliner Adolf-Ernst-Theater ebendaselbst über 100mal im „Goldfuchs“ seine Soubrette verkörpern sah. In dies Bühnenhaus war Jacobson's Muse übergesiedelt, seitdem in den Achtzigern aus seinem angestammten Wallner-Theater die jüngst französischen Schwankpicanterien die deutschen Autoren verdrängt hatten.

Die Titel der Jacobson'schen Possen und Schwänke findet man nirgends auch nur einigermaßen vollständig zusammengestellt. Es seien hier darum die nennenswerthesten d. h. in erster Linie die erfolgreichsten, aufgeführt, soweit sie nicht oben bisher schon genannt worden. Die Possen: „Backfische, oder: Ein Mädchenpensionat“ (1864), „Seine bessere Hälfte“ (1864), „Narciß im Frack“; Soloscene (1865), „Humor verloren — alles verloren!“ (1867), „1733 Thaler 22½ Silbergroschen“ (1870), „Die Lachtaube“ (1883), „Das lachende Berlin“ (1888), „Der Tanzteufel“ (1891), „Fräulein Feldwebel“ (1892), „Modernes Babylon“ (1892), „Der Mann im Monde“ (1892), „Goldlotte“ (1893), „Die Bajazzi“ (1894), ferner, beide mit O. Girndt, „Die Galloschen des Glücks“ (1876) und „Ein weißer Rabe“ (1888); die Schwänke: „Lehmann's Jugendliebe“ (1862), „Kammerkätzchen“ (1869), „Die kleine Schlange“ (1885), außerdem die Sammlung „Polterabend-Komödien. Heitere Bühnenstücke“ (2. Aufl. 1888). Außer diesen wol größtentheils auch in Druck ausgegangenen haben wochenlange Heiterkeitsstürme und scenische Siege erzielt: „Der Postillon von Müncheberg“, „Das Mädel ohne Geld“, „Wünsche und Träume“, „Die schöne Sünderin“, „Die Kohlenschulz'n“, „Der lockere Zeisig“, „Bummelfritze“, „Hotel Klingebusch“, „Drei Monate nach Dato“, „Spillike in Paris“, „Die Probiermamsell“, „Die Frau Mama“, „Moderne Vagabunden“, „Berliner in Philadelphia“ u. a. m. Als im J. 1886 J. mit der Posse „Ein gemachter Mann“ (aufgenommen in Reclam's Universalbibliothek) sein 100. Bühnenstück lieferte, ging die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung“ in ihrem bereits oben angezogenen Gelegenheitsartikel auf diese Thatsache wie

folgt ein: „Nur wer das Theater genauer kennt, ist im Stande, richtig zu beurtheilen, welch ein ungeheures Quantum von Arbeit, Fleiß und Erfindungsgabe in hundert solcher Werke aufgespeichert liegt . . . In den letzten Jahren hat J. nicht mehr so viel geschrieben wie früher, hat aber dafür auch manches recht Gehaltvolle geliefert. Eine seiner besten Possen ist sein soeben erwähntes hundertstes Werk: ‚Ein gemachter Mann‘, seiner Zeit ein Zugstück des Wallner-Theaters. Die von niedlichen Liedern und zündenden Couplets begleitete Handlung bewegt sich überall in den Grenzen des Wahrscheinlichen; die einzelnen Figuren sind, ohne Caricaturen daraus zu machen, mit characteristischen Strichen humorvoll gezeichnet, der Inhalt ist sehr lustig und dabei so harmlos, daß der Berliner dieses Stück auch mit der erwachsenen Tochter besuchen konnte. Derartige Stücke werden immer seltener; . . . wir wünschen daher Herrn J. von ganzem Herzen Glück zu dem in der Jubiläumsposse eingeschlagenen Wege. Wenn er sich wie hier frei hält von jeder Zweideutigkeit und den sog. politischen Couplets entsagt, die wie ein chronisches Leiden vielen seiner früheren Werke anhaften [aber seine Anlagen für Zeitsatire und Pointe-Kraft greifbarer veranschaulichen, auch in Berlin gerade Beifallssalven hervorzurufen pflegten], so wird sein Witz und sein frischer Humor auch ferner ihn immer zum sicheren Erfolge führen." Solche sind denn auch kaum einem andern Tagesdramatiker der jüngeren deutschen Vergangenheit in gleichem Umfange beschieden gewesen, wenn sich freilich auch an Eduard J. selbst bestätigt hat, was W. Goldbaum in seinem oben benutzten Artikel über ihn betreffs des litterarhistorischen Urtheilswechsels überhaupt gesagt hat: „Es ist kinderleicht, Litteraturgeschichte zu schreiben, wenn man die Genügsamkeit besitzt, hinter dem großen Haufen einherzugehen und ihm abzulauschen, was er in seiner Launenhaftigkeit verwirft und was er mit naiver Willkür auf den Schild erhebt." Schon J. selbst hat den Wandel des Geschmacks, den Umschlag zu gesteigertem Raffinement auch auf den Brettern der volksmäßigen Theatergöttin erlebt und erkannt: ob diese neu eingeschlagenen Bahnen durchweg gesunde und bessere, steht noch dahin. Jedenfalls erscheint es völlig unangebracht, auf einen Bühnenschriftsteller heute mit souveräner Verachtung herabzusehen, dessen launige und lebendige Theaterstücke monatelang auf breite Schichten des städtischen deutschen Bürgerthums als Cassenmagneten gewirkt haben, ohne daß sie irgendwie an niedere oder unlautere Instincte appellirt hätten. Eugen Zabel, der vieljährige Berliner Theaterkritiker, der ihn genau gekannt, hat in seinem Nekrolog (mit Porträt) in Nr. 2798 der „Illustrirt. Ztg." (13. Febr. 1897) S. 196 eine überaus wohlgelungene Charakteristik der liebenswürdigen und anspruchslosen Persönlichkeit Jacobson's entworfen. Der habe seine daheim wohlgeordneten zahlreich aufgesammelten Witze, Schnurren und drolligen Einfälle rastlos in die ihm oft eingegebenen Stoffe mit Geschick einzuflechten gewußt und sei vom einactigen Singspiel mit knapp geschürzter Handlung, witziger Pointe und volksthümlicher musikalischer Begleitung — „Singvögelchen" nehme durch leichte Spielbarkeit, dankbare Rollen und angenehme, populäre Führung der Handlung den ersten Rang dieser kleinen frischempfundenen Singspiele ein — zum größeren Rahmen der Berliner humoristischen Posse gelangt, in ein Gebiet, „das doch im Rahmen des großstädtischen Lebens seine volle Berechtigung" habe, mögen auch Litteratur und dramatische Kunst dabei ziemlich abseits stehen. Einen deutlichsten Beweis für die andauernde große Popularität Jacobson'scher Couplets erbringt die Thatsache, daß bei einem auf den „chiksten" Carnevalsunterhaltungen der lustigen süddeutschen Metropole im Januar 1905 auffallenden prachtvollen weiblichen Domino „die Schlußborte die 500 000 Teufel aus dem bekannten

Liede vorführt" (General-Anzgr. d. Münch. Neuest. Nachr. Nr. 60 v. 6. Febr. 1905, S. 12): auf einem bal parée des Münch. D. Theaters.

Die lebensgeschichtlichen und bibliographischen Daten in den üblichen Nachschlagewerken gehen meistens auf einen und denselben ursprünglich von J. selbst aufgesetzten sehr äußerlichen Entwurf zurück, so auch bei: Brümmer, Lex. d. dtsch. Dichter u. Pros. d. 19. Jhrhs.[5] I 220 (u. 530); A. de Gubernatis, Dictionnaire des écrivains du jour S. 1228a; R. Wrede u. H. v. Reinfels, Das geistige Berlin I (1897), 208 f.; Hinrichsen, Lit. Deutschl.[2] S. 618 (etwas reichhaltiger); mein von ihm revidirter Artikel in der 14. Aufl. des „Brockhaus'schen Conv.-Lex.; Meyer's Conv.-Lex.[5] IX, 446 u. Bornmüller's Schriftsteller-Lex.; S. 361. Die Encyklopädiker des modernen Dramas schweigen meistens über ihn; R. Prölß, Gesch. d. neuer. Dramas III 2, 372 nennt nur ganz nebenbei seinen Namen. Die Hauptquelle bilden für uns die mit vielen authentischen Daten, namentlich auch Briefen von und an E. J., versehenen Mittheilungen Ad. Kohut's in seinem Buche „Die größten und berühmtesten Soubretten des 19. Jahrhs." (1891), besonders das Schlußcapitel (S. 195—203) „Ein Dichter nach dem Herzen der Possensoubretten (Eduard Jacobson)" — dessen Text fast wörtlich in Kohut's Buch „Berühmte israelit. Männer u. Frauen" II, 11—13 (mit Porträt S. 11) übergegangen — ferner S. 92 f., 104, 107—110 (vgl. 44 f.), 133 f., 161 f. Die oben von J. selbst aufgezählten populär gewordenen Redensarten aus seinen Stücken sind es in Berlin und theilweise Norddeutschland noch geblieben, fehlen aber in Büchmann's „Geflügelten Worten" bis in die 22. Aufl. von 1905. Genannt ist wenigstens sein Name unter den bemerklichsten Vertretern der Berliner Posse bei G. Karpeles, Allg. Gesch. d. Lit. II, 664. Die Grundlage für die biographischen Angaben an verschiedenen Stellen bildet ersichtlich D. Th.'s kurzer Lebensabriß nebst Würdigung vor dem Reclam-Druck der „Posse mit Gesang in drei Aufzügen" ‚Ein gemachter Mann' (Nr. 2265), S. 3—4; ebenfalls i. Reclam's U.-B. erschien 1892 als Nr. 2977 die Gesangsposse „Der Mann im Monde". Als Musterbeispiel einer einactigen Jacobson'schen Gesangsposse diene „Bei Wasser und Brod" Nr. 17 von „Ed. Bloch's Dilettanten-Bühne". — Einen warmen Freundesnachruf weihte ihm Julius Stettenheim: „Ed. Jac. Ein Blatt der Erinnerung" ‚Das Kleine Journal' (Berlin) Nr. 36 vom 5. Febr. 1897; herzlicher poetischer Nachruf auf Jacobson's Humor von R. S(chmidt)-C(abanis) im „Ulk" v. 5. Febr. 1897, Nr. 6, S. 6.

Ludwig Fränkel.

Jacobson: Heinrich J., Arzt zu Berlin, als älterer Sohn von Ludwig J. (1795—1841) am 27. October 1826 zu Königsberg geboren, studirte in Halle, Heidelberg, Berlin, Prag unter Krukenberg, Volkmann sen., Oppolzer, Pfeufer, wurde 1847 in Halle mit der Dissertation: „Quaestiones de vi nervorum vagorum in cordis motus" Dr. med., war darauf in Königsberg Arzt, Privatdocent, Professor e. o. und seit 1872 Professor e. o. an der Universität Berlin und dirigirender Arzt der inneren Station des jüdischen Krankenhauses daselbst, wo er am 10. December 1892 starb. J. war ein hervorragender Kliniker, der sich namentlich durch seine Arbeiten zur experimentellen Pathologie einen Ruf als Forscher begründet hat. Er veröffentlichte: „Beiträge zur Hämodynamik" (Reichert und Du Bois-Reymond's Arch., 1860—62); „Zur Einleitung in die Hämodynamik" (ebd. 1861); „Ueber die Blutbewegung in den Venen" (Virchow's Arch., 1866; Arch. f. Anat. u. Physiol., 1867); „Ueber normale und pathologische Localtemperaturen" (Virchow's Arch., 1870); „Ueber die Herzgeräusche"; „Ueber den Blutdruck in comprimirter Luft" u. v. a.

Vgl. Biogr. Lex. hervorr. Aerzt ꝛc. hrsg. von Pagel (Berlin u. Wien 1901) S. 809. Pagel.

Jacobson: Julius J. wurde am 18. August 1828 zu Königsberg i. Pr. als der Sohn eines hochgeachteten Arztes geboren. Den ersten Unterricht erhielt er im Elternhause, trat mit 9 Jahren in die Quarta des Gymnasiums ein und bezog — 16 Jahre alt — im Herbst 1844 die Universität seiner Vaterstadt, an der damals ein außerordentlich reges geistiges Leben unter den Studenten herrschte. Künstlerisch und musikalisch hoch beanlagt, lebhaft interessirt an der politischen Bewegung, welche dem Jahre 1848 vorausging, bei seinem jugendlichen Alter innerlich noch nicht genügend gefestigt und dabei des Vaters frühzeitig durch den Tod beraubt, drohte J. eine Zeit lang die Gefahr, durch Zersplitterung seiner Kräfte, trotz seiner ungewöhnlichen Geistesgaben das gesteckte Ziel nicht zu erreichen. Aber er überwand dieselbe siegreich, widmete sich wieder mit aller Energie dem Studium der Medicin, wurde am 1. November 1853 auf eine Arbeit über Glaucom zum Doctor promovirt und bestand im Winter 1853/54 die Approbationsprüfung. Wenige Jahre vorher hatte Albrecht v. Gräfe in Berlin seine ophthalmologische Thätigkeit begonnen und in kurzer Zeit sich einen Weltruf als genialer Forscher, als klinischer Lehrer und Arzt erworben. Zu ihm begab sich J., um sich unter seiner Anleitung weiter in der Augenheilkunde auszubilden, nachdem er vorher einige Monate hindurch bei Arlt in Prag die Klinik besucht hatte. Die erste Begegnung beider Männer ist für Jacobson's ganze spätere Entwicklung entscheidend gewesen. In Gräfe fand er sein Ideal eines Klinikers verwirklicht, dessen ganzes Streben auf den Endzweck alles medicinischen Könnens: auf das Heilen, das Helfen gerichtet war. Aber nicht nur die glänzenden Geistesgaben des jugendlichen Lehrers zogen den fast gleichalterigen Schüler unwiderstehlich an, ebenso sehr fesselte ihn die Gleichartigkeit ihrer Lebensanschauung, die Begeisterung für die zu ungeahnter Blüthe sich entwickelnde Ophthalmologie, die ideale Auffassung des ärztlichen Berufes. Die Monate, welche J. mit gleichstrebenden Genossen aus aller Herren Länder in unermüdlicher Arbeit bei Gräfe zugebracht, hat er oft als die glücklichsten seines Lebens bezeichnet. Sie legten den Grund zu einer Freundschaft zwischen beiden, die bis zum Tode unerschüttert geblieben ist. Zahlreiche Briefe v. Gräfe's bezeugen es, mit wie rückhaltlosem Vertrauen er sich dem Freunde hingab, wie tiefe Einblicke er ihn in sein innerstes Sein und Wesen thun ließ. J. hat es ihm gedankt bis zum letzten Athemzuge. Wie er jede neue Generation seiner Schüler immer wieder auf die Verdienste unseres großen Meisters um die Wissenschaft hinwies, so war er auch stets bereit, mit aller ihm zu Gebote stehenden Schärfe öffentlich jeden zurückzuweisen, der es wagte, die Leistungen des entschlafenen Freundes herabzusetzen.

Nach Königsberg zurückgekehrt, ließ sich J. daselbst als praktischer Arzt nieder und bald verbreitete sich in Stadt und Provinz die Kunde von den großen Erfolgen, welche er bei der Behandlung von Augenkrankheiten erzielte; von allen Seiten, selbst aus dem benachbarten Rußland, strömten zahlreiche Kranke herbei. Aber nicht nur als Augenarzt gelangte er rasch zu hohem Ansehen; seine allgemeinen medicinischen Kenntnisse, sein diagnostischer Scharfblick, seine echte Humanität im Verkehr mit seinen Patienten bewirkten, daß er in wenigen Jahren zu den gesuchtesten Hausärzten Königsbergs gehörte. In einer in bescheidensten Verhältnissen eingerichteten Privatklinik setzte J. seine ophthalmologischen Studien unermüdlich fort und trat dann 1858 als Privatdocent in die akademische Laufbahn ein, für welche er befähigt war wie wenige. Außerordentliche Klarheit des Vortrages verbunden mit glänzender Bered-

samkeit, umfassende Kenntnisse auf allen Gebieten der Medicin, unterstützt durch ein unfehlbares Gedächtniß, reiche klinische Erfahrung und eine ungewöhnliche operative Gewandtheit gewährleisteten von vornherein seinen Erfolg als Lehrer, so ungünstig an sich auch damals die Stellung der Ophthalmologie den älteren klinischen Disciplinen gegenüber war. Nominell von den Ordinarien der Chirurgie vertreten, welche dem rapiden Aufschwung des neuen Faches nicht zu folgen vermochten, war sie an den preußischen Universitäten thatsächlich völlig vernachlässigt, ihre Pflege fiel lediglich den Schülern v. Gräfe's anheim. Sie haben es an sich nicht fehlen lassen und der Erfolg war auf ihrer Seite. Obgleich zu jener Zeit ophthalmologische Kenntnisse im Examen noch nicht verlangt wurden, fanden sich bald Studirende, welche aus Interesse für die Sache Jacobson's Vorlesungen besuchten und seinen klinischen Vorträgen mit Begeisterung folgten, welche stets eine Fülle des Interessanten und Wissenswerthen brachten. — 1861 zum Extraordinarius ernannt, begann er bald darauf seinen Kampf um die Anerkennung der Ophthalmologie als einer selbständigen, mit den anderen gleichberechtigten klinischen Disciplin. Facultät, Curator und Ministerium wurden in wiederholten Berichten auf die Unhaltbarkeit eines Zustandes hingewiesen, der es ermöglichte, daß alljährlich immer wieder Aerzte zur Praxis zugelassen wurden, die nie ein krankes Auge gesehen, — doch alles blieb beim Alten. Erst 1867 wurden J. durch den Curator in dem früheren Leichenhause des pathologischen Institutes zwei kleine Zimmer zur Verfügung gestellt, welche die „ophthalmologische Universitätspoliklinik“ aufnehmen sollten. Trotz ihrer gänzlich ungenügenden Beschaffenheit wies er sie nicht zurück, sondern erblickte in ihrer Bewilligung den ersten Schritt zur officiellen Anerkennung seines Faches. Als aber weitere ausblieben, wandte er sich 1868 an die Oeffentlichkeit mit seiner Schrift: „Die Augenheilkunde an preußischen Universitäten, ein Nothstand im Cultus“, in welcher er in ebenso formvollendeter wie bestimmter Weise seinem Standpunkt Ausdruck gab. Errichtung ordentlicher Lehrstühle an allen Universitäten, Prüfung in der Ophthalmologie durch den Fachvertreter, Gründung von Kliniken und Polikliniken — das waren die Forderungen, welche J. stellte, für welche er auch in seinen beiden weiteren Streitschriften: „Zur Reform des ophthalmologischen Universitätsunterrichtes“ 1869 und 1872 von neuem öffentlich eintrat. Seine Argumente wirkten an den maßgebenden Stellen überzeugend. In der neuen Prüfungsordnung vom 25. September 1869 erschien die Augenheilkunde als selbständiges Fach, in welchem der Candidat wenigstens einige Kenntnisse besitzen sollte und 1871 wurde in Königsberg in einem ausreichenden Local eine staatliche Poliklinik für Augenkranke unter Jacobson's Leitung eröffnet.

v. Gräfe war inzwischen, an der Zukunft der Ophthalmologie fast verzweifelnd, 1870 ins Grab gesunken; sein überlebender Freund setzte den Kampf unentwegt fort und endlich siegte die gute Sache: 1873 wurde J. als erster zum Ordinarius ernannt. Die Erbauung einer mit allen Unterrichtsmitteln ausgestatteten Klinik erfolgte 1875—77 und mit ihrer Eröffnung war das Ziel erreicht, dem J. mit Einsetzung seiner ganzen Person zugestrebt hatte. Mit vollster Hingebung widmete er sich fortan der neuen Anstalt und dem klinischen Unterricht. Aerzte heranzubilden, die den Leidenden wirkliche Helfer würden, die Wissenschaft zu fördern durch unermüdliche eigene Arbeit — das war die Aufgabe, die er sich stellte und in vollem Umfange gelöst hat. — v. Gräfe's Archiv für Ophthalmologie war die Zeitschrift, in welcher er die Resultate seiner Studien zu veröffentlichen pflegte. Mit der Arbeit: „Bemerkungen über sporadische und epidemische Diphtheritis conjunctivae“ begann

er 1860 seine schriftstellerische Thätigkeit. 1863 folgte seine Monographie: „Ein neues und gefahrloses Operationsverfahren zur Heilung des grauen Stares“, eine Frucht neunjähriger klinischer Beobachtungen. Während die besten Operateure zu jener Zeit noch 10 % Verluste durch Hornhautvereiterung zu beklagen hatten, deren Ursache gänzlich dunkel blieb, weil es als Dogma galt, das operirte Auge vor Ablauf von fünf Tagen nicht zu öffnen, gelang es J. durch seine neue Methode beim ersten Hundert seiner Operirten die Verlustziffer auf 2 % herunterzudrücken. Maßgebend für die Ausbildung derselben waren die Erfahrungen, welche er als erster durch consequente Untersuchung der operirten Augen in Zwischenräumen von 12 Stunden über die Heilungsvorgänge nach der Staroperation sammelte und in der trefflichen Arbeit: „Zur Lehre von der Cataractextraction mit Lappenschnitt“ 1865 veröffentlichte. Weit entfernt, sich an diesem Erfolge genügen zu lassen, hat J. bis an sein Lebensende an der weiteren Vervollkommnung der Staroperation den regsten Antheil genommen, wie es seine Arbeiten: „Ueber v. Gräfe's neueste Cataract-Extraction“, 1868, „Widerlegung der neuesten Angriffe gegen v. Gräfe's Linear-Extraction“, 1872, „Ein motivirtes Urtheil über Daniel's Lappen-Extraction und v. Gräfe's Linear-Extraction“, 1886, „v. Gräfe's modificirte Linear-Extraction und der Lappenschnitt“, 1888, „Die Extraction mit der Kapsel“ 1889 bezeugen.

In den 1880 veröffentlichten „Mittheilungen aus der Königsberger Universitäts-Augenklinik 1877—79“ nimmt eine umfangreiche historisch-kritische Abhandlung: „Zur Entwickelung der Glaucomlehre seit Gräfe“ die hervorragendste Stelle ein. In ihr wie in den 1883, 84 und 88 publicirten Arbeiten: „Klinische Beiträge zur Lehre vom Glaucom“, „Zur Casuistik der glaucomatösen Krankheiten“ und „Glaucom“ tritt er mit größter Schärfe gegen diejenigen auf, welche die Verdienste v. Gräfe's um die Pathologie und Therapie der glaucomatösen Processe zu schmälern versucht und sichert dem verstorbenen Freunde den Ruhm, der ihm gebührt, trägt aber auch selbst zum weiteren Ausbau der Lehre vom Glaucom auf Grund seiner reichen klinischen Erfahrungen wesentlich bei.

In seiner 1885 erschienenen Monographie: „Beziehungen der Veränderungen und Krankheiten des Sehorganes zu Allgemeinleiden und Organerkrankungen“ offenbart sich trotz der Kürze der Darstellung sein umfassendes Wissen auf dem Gebiete der allgemeinen Medicin in glänzender Weise. — Das gleichfalls 1885 veröffentlichte Buch: „Albrecht v. Gräfe's Verdienste um die neuere Ophthalmologie“ ist ein schönes Denkmal wärmster, über das Grab währender Freundschaft. Den großen Meister in seiner Eigenart späteren Geschlechtern zu schildern, unternimmt J. nicht, er beschränkt sich darauf, „aus den reichen Wissensschätzen, die der Verstorbene all seinen Berufsgenossen als Gemeingut hinterlassen, nachzuweisen, warum die unparteiische Geschichte der Medicin dem Namen Gräfe unter den hervorragendsten klinischen Reformatoren einen Ehrenplatz nicht wird versagen können“.

In seiner letzten großen Arbeit: „Beiträge zur Pathologie des Auges“, 1888, macht J. in dem Aufsatz: „Die Ophthalmopathologie der Gegenwart und Gräfe's Intentionen“ gewissermaßen sein wissenschaftliches Testament. Eindringlich ermahnt er die Fachgenossen, nach dem Vorgang v. Gräfe's in gemeinsamer Arbeit zunächst die klinischen Krankheitsbilder festzustellen, über welche bisher eine Verständigung keineswegs erzielt sei, um so einen gesicherten Grund für den Aufbau einer Pathologie des Auges zu gewinnen, sodann aber auch durch eine objective Kritik dafür Sorge zu tragen, daß ferner nicht mehr haltlose Behauptungen als wissenschaftliche Wahrheiten ausgegeben würden.

Welche Unklarheit bezüglich der Definition der verschiedenen Krankheitsbegriffe in der Ophthalmologie noch vielfach herrscht, weist J. in den drei folgenden Abhandlungen schlagend nach, in denen er uns zugleich Meisterwerke feinster klinischer Beobachtung hinterlassen hat.

Viele Jahre hindurch hatte J. scheinbar mühelos eine Arbeitslast bewältigt, unter welcher die meisten bald zusammengebrochen wären, als er von unerträglichen Trigeminusneuralgien befallen wurde, die jeder Behandlung trotzten. Um sich wenigstens zeitweilig Ruhe zu verschaffen und arbeitsfähig zu bleiben, griff er zum Morphium, das er Jahre hindurch scheinbar ohne Schädigung seines Körpers gebrauchte. Verhängnißvoll wurde aber für ihn der Versuch, sich durch Cocain vom Morphium zu befreien, denn der deletäre Einfluß desselben machte sich bald geltend und nur mit Aufbietung seiner ganzen ungewöhnlichen Willenskraft vermochte er sich noch aufrecht zu erhalten. In völliger Klarheit über sein nahe bevorstehendes Ende hat er bis zuletzt für den idealen Zweck gewirkt, dem er sein ganzes Dasein geweiht: ohne Rücksicht auf die eigene Person für die Wahrheit einzutreten in Wissenschaft und Leben. Am 14. September 1889 erlöste ihn im Seebad Cranz der Tod von langen schweren Leiden.

Jacobson's Verdienste als Forscher, Lehrer und Arzt sind von der großen Mehrzahl seiner Fachgenossen niemals voll gewürdigt worden, denn nur wenige haben Gelegenheit gehabt, den Zauber seiner Persönlichkeit auf sich einwirken zu lassen, viele fürchteten die Schärfe und Schlagfertigkeit seiner Polemik, den meisten blieb er fremd, weil er, durch seinen großen Wirkungskreis im fernen Osten gebunden, Versammlungen und Congresse nicht besuchte. Wer aber das Glück gehabt, ihm persönlich nahe zu treten, der weiß es, daß in der unbegrenzten Hingabe an seine Wissenschaft, in der Begabung für den Beruf des akademischen Lehrers, in jener echten Humanität, die nur im Wirken für das Wohl der Menschheit ihre Befriedigung findet, nicht leicht jemand Julius J. erreichen wird.

Verzeichniß der Schriften Jacobson's: „Ueber die syphilitische Retinitis", Königsberger med. Jahrb. 1859; „Bemerkungen über sporadische und epidemische Diphtheritis Conjunctivae", v. Gräfe's Archiv Bd. 6, 1860; „Ein neues und gefahrloses Verfahren zur Heilung des grauen Stares", 1863; „Klinische Mittheilungen", v. Gräfe's Archiv, Bd. 10, 1864; „Zur Lehre von der Cataractextraction mit Lappenschnitt", v. Gräfe's Archiv, Bd. 11, I, 1865; „Verletzung des Auges durch einen bis in die Nähe des Sehnerven durchdringenden Fremdkörper", v. Gräfe's Arch., Bd. 11, 1865; „Zur Lehre von der Cataractextration mit Lappenschnitt", v. Gräfe's Archiv, Bd. 11, Abt. II, 1865; „Ueber v. Gräfe's neueste Cataract-Extraction", v. Gräfe's Archiv, Bd. 14, Abt. II, 1868; „Widerlegung der neuesten Angriffe gegen v. Gräfe's Linear-Extraction", v. Gräfe's Archiv, Bd. 18, Abt. I, 1872; „Ueber den ophthalmologischen Befund bei Tuberkeln des Auges", v. Gräfe's Archiv, Bd. 19, I, 1873; „Mittheilungen aus der Königsberger Universitäts-Augenklinik", Berlin 1880, Peters; „Klinische Beiträge zur Lehre vom Glaucom", v. Gräfe's Archiv, Bd. 29, III und Bd. 30, I, 1883 u. 84; „Zur Casuistik der glaucomatösen Krankheiten", v. Gräfe's Arch., Bd. 30, IV, 1884; „Beziehungen der Veränderungen und Krankheiten des Sehorgans zu Allgemeinleiden und Organerkrankungen", Leipzig 1885, Engelmann; „Albrecht v. Gräfe's Verdienste um die neuere Ophthalmologie", Berlin 1885, H. Peters; „Ein motivirtes Urtheil über Daviel's Lappenextraction und v. Gräfe's Linear-Extraction", v. Gräfe's Arch., Bd. 32, III, 1886; „Beitrag zur Lehre vom Glaucom", v. Gräfe's Archiv, Bd. 32, III, 1886; „Beitrag zur Glaucom-

Lehre", v. Gräfe's Archiv, Bd. 34, I, 1888; „v. Gräfe's modificirte Linear-Extraction und der Lappenschnitt", v. Gräfe's Archiv, Bd. 34, II, 1888; „Beiträge zur Pathologie des Auges", Leipzig 1888, Engelmann; „Die Extraction mit der Kapsel." Centralblatt für practische Augenheilkunde, 1889.

A. v. Hippel.

Jacoby: Leopold J., Dichter und Litterat, wurde am 29. April 1840 in der kleinen Kreis- und Fabrikstadt Lauenburg in Hinterpommern geboren, als ein Sohn des ungünstig gestellten vieljährigen Cantors und Religionslehrers der jüdischen Gemeinde. In einer glücklichen Kindheit, an die er oft, auch mit Versen, zurückgedacht, besuchte er die dortige Bürgerschule, deren Conrector Fitte, ein Burschenschafter und Turner, im Knaben idealen Drang erregte und ihn in Latein und die Grundlagen der Naturerkenntniß einführte. Seit 1854 unter großen Entbehrungen, nur durch Stipendien und Privatstunden in einem unheizbaren Erdgeschoß-Erker sein Dasein fristend, auf dem Gymnasium zu Danzig, lernte er schon am eigenen Leibe den harten Kampf des Lebens kennen. Dieser wies ihn auch auf die, dazumal noch wenig geübte Fertigkeit der (Stolze'schen) Stenographie, mit der er seit der ersten Bekanntschaft einen treuen, innerlich wie äußerlich lohnenden Bund einging: „sie schloß mir zuerst die Geheimnisse der deutschen Sprache auf, lehrte mich später in den Stenogrammen der beklatschten Redner das Wesen der Phrase erkennen, gab mir in den Jahren der Noth durch harte, mechanische Arbeit ein ehrlich erworbenes Brot und bewahrte mich vor Untergang". In Berlin, wo er Ostern 1862 das Studium der Medicin begann, trat er nämlich schon im ersten Semester als Secretär in das stenographische Bureau des Abgeordnetenhauses ein, ward bald darauf Stenograph und Berichterstatter für das neugebildete parlamentarische Bureau der „Kölnischen Zeitung", im folgenden Jahre für die bekannte große „Oldenbergische Kammercorrespondenz". Betreffs seiner Fachstudien an der Universität sattelte J. nach vier Semestern, einem langgehegten Lieblingswunsche folgend, zu den Naturwissenschaften, speciell der Zoologie, um, wo er im Gebiete der Wirbelthiere und der Entomologie bei W. Peters bezw. Gerstäcker gründliche Studien machte, dazu in Physik bei Magnus und Dove. Jedoch hat er auch in Geschichte, Philosophie und Aesthetik bei hervorragenden akademischen Kräften Colleg gehört und dadurch wie durch private Beschäftigung mit Litteratur seinen Trieb zu schönwissenschaftlichem Interesse befriedigt. Publicistisch hat er sich sofort in den studentischen Anfängen ein Jahr als Redacteur einer wöchentlichen Turnzeitung, über zwei Jahre als der der „Stenographischen Trinkstube", eines, in Stolze-scher Schrift lithographirten, illustrirten humoristischen Wochenblatts, Organs eines gleichnamigen geselligen Vereins, den er mit Stolze's besten Schülern mitbegründet hatte; Text nebst Illustrationen einer ganzen Nummer waren öfters sein alleiniges Werk. Am 13. November 1867 drei zoologische Thesen öffentlich an der Universität Halle auf Grund der Dissertation „Ueber den Knochenbau der Oberkinnlade bei den Aalen (Muraenoidei Müll.)", die in demselben Jahre mit acht Tafeln Abbildungen im „Archiv für Naturwissenschaften, hrsg. von Giebel und Siewert" sowie separat erschien. Darauf wandte er sich nach Marburg, um dort — mit Unterstützung eines Bruders — das einst aufgegebene Medicinstudium zu vollenden, da er eine wissenschaftliche Reise nach den Tropen plante. Im nächsten Frühlinge durchwanderte der schon im hessischen Hügellande entzückte Sohn der Ostsee-Tiefebene das Rheinland von Coblenz bis Straßburg mit reichen Eindrücken. Im Sommer 1870 kaum ausstudirt, wurde er als Assistenzarzt der freiwilligen Krankenpflege dem Etappencommando der deutschen Südarmee zugetheilt, blieb drei Monate im

großen Kriegslazarett zu Chalons, seit December im Reconvalescentenlazarett an der Südfront vor Paris in Schloß Trouseau, unter Anerkennung. Vom Einzugstage, 1. März 1871, brachte er mit Urlaub vier unvergeßliche Tage in der besiegten Hauptstadt zu — hier ist er durch das was er gesehen, berichtet er, Socialist geworden, die nach den Pariser Communeereignissen in Berlin von ihm beobachtete sog. Gründerperiode hat ihn darin befestigt. Der nach dem Friedensschlusse wieder in der Reichshauptstadt in die Oldenberg'sche Kammercorrespondenz Eingetretene blieb zwar bis 1877 deren Mitvertreter auf der Journalistentribüne des preußischen Landtags wie früher und nun des deutschen Reichstags, aber der Socialist in ihm entwickelte sich folgerichtig weiter. Er, der noch auf Seite 31 f. seiner „Weinphantasien" 1869 (2. Aufl. 1870) in einem besonderen „Kaiserlied" gesungen hatte: „Ich singe mir die Augen naß Und bringe jubelnd dieses Glas, Ich bring's dem deutschen Kaiser. Es tönt ein Ruf, es dröhnt ein Wort In tausend Herzen fort und fort, Bald lauter und bald leiser: Daß wir des Bannes werden frei, Daß unsere Noth zu Ende sei, Komme Du bald, o Kaiser!" — derselbe ließ, bei den Versammlungen des Lassalle'schen Berliner Arbeitervereins 1871 aufmerksamster Zuhörer und mit einem befreundeten städtischen Armenarzte (Dr. Herm. Joseph) Kellerwohnungen der Fabrikarbeiter und kleinen Handwerker besuchend, im December 1871 sein merkwürdiges Buch „Es werde Licht! Poesien" erscheinen. Damit war der Uebergang dieses schwärmerischen Idealisten ins Lager der revolutionären Socialdemokratie, deren Theoretiker Lassalle und Marx er eingestandenermaßen bis dahin noch nicht gelesen, endgiltig vollzogen.

Der Erfolg dieses Büchleins, das rasch, wie im Vorwort zur 2. Auflage (Novbr. 1872) „constatirt wird, in deutschen Arbeiterkreisen festen Fuß gefaßt" hat, entschied über Jacoby's Zukunft. Zwar blieb J. noch bis 1877 als Parlamentsstenograph in Berlin thätig, aber er vertiefte sich immer mehr in die begeistert aufgenommenen Anschauungen und widmete sich gründlichen Studien „in den Zwischenräumen, welche die den größten Theil des Jahres dauernde, sehr angestrengte Thätigkeit als Stenograph und Berichterstatter in drei Parlamentshäusern mir übrig ließ, aber ich habe diese letzte, für mich mechanische Arbeit nicht als ein Hemmniß empfunden, vielmehr als einen Ansporn zu künstlerischem Schaffen". Damals ist auch sein Prosa-Hauptwerk „Die Idee der Entwickelung" entstanden und erschienen. Das Socialistengesetz vom Jahre 1878 traf J. nicht mehr im Vaterlande, erreichte aber sein Gedichtbuch „Es werde Licht!", das, schon zwei Tage nach dem Erlaß jenes Reichsgesetzes am 23. October 1878 die lange Liste der im „Deutschen Reichsanzeiger" verbotenen Bücher eröffnete. Für J. selbst hatte ein ziemlich ruhe- und wol auch planloses Wanderleben begonnen. Nach kurzem Aufenthalt in Zürich ging er 1877 nach Triest, wo er auf der Zoologischen Station mit einer Fachaufgabe betraut wurde. Aus selbsterworbenen Mitteln machte er einen Forschungsausflug nach den Po-Lagunen, wovon die Broschüre „Ein Ausflug nach Comacchio", die er in Triest 1881 drucken ließ, erzählt, während seine Ergebnisse das Heft „Der Fischfang in der Lagune von Comacchio, nebst einer Darstellung der Aalfrage. Mit 2 (1 lithogr. u. 1 Holzschnitt-)Taf." anläßlich der ersten internationalen Fischereiausstellung in Berlin 1880 zusammenfaßte, auf sein Promotionsthema mit der fachmännischen Behandlung der heute allbeliebten Delicatesse anguilotti di Comacchio zurückgreifend. Die Gestaltung der politischen Verhältnisse im deutschen Reiche und Oesterreich veranlaßte J. 1882 über das große Wasser, wo er in Californien mehrere Geschwister ansässig hatte, zu gehen: er wandte sich nach Cambridge bei Boston mit seinem berühmten Harvard College. In Studentenkreisen und Familien ertheilte er

dort Privatunterricht wie vorher in Triest, in erstere eingeführt durch einen seiner Schüler, den poetischen Studenten Augustus Lord, der beim Studienabschlusse im ältesten Akademikerblatte der Universität einen warmen Artikel „A German Poet“ über Jacoby's Poesie, besonders seine „Weinphantasien“, veröffentlichte. Eine Schülerin Jacoby's, die in den nordamerikanischen Südstaaten geborene, in Ostindien aufgewachsene, in England und Hannover erzogene Edith, hat ihn in Cambridge zu der herrlichen Dichtung „Cunita“ begeistert, welche er, auf Grund eindringlicher Bibliotheksstudien zu Harvard und Boston, ausführte. Nach deren Vollendung kehrte er noch in den Achtzigern aus unbezwingbarer Sehnsucht zur alten Culturwelt nach Europa zurück und ließ sich in Mailand nieder, das ihn durch seinen demokratisch-arbeitsamen Geist und das Wirken Leonardo da Vinci's, seines Ideals von Jugend an, anzog. Durch das Entgegenkommen des Präsidenten und einiger Professoren der Reale Accademia scientifico-letteraria hielt er an dieser außer deutschem Unterricht litterarhistorische Vorlesungen in deutscher Sprache, so 1888—92 über Goethe's „Faust“, der da in Italien wol zuerst in deutscher Sprache erklärt wurde, und „Geschichte der romantischen Schule in Deutschland“, etwa seit 1890 als wirklicher Docent. Immer blieb seine ganze Position arg precär und der Fünfzigjährige mußte sich in harter Arbeit mit Sprachunterricht — hatte er ja an Ort und Stelle sich Englisch wie Italienisch völlig angeeignet — daneben Ordnen einer Bibliothek, Ausarbeiten von Wissenschaftskatalogen für eine Buchhandlung u. ä. durchschlagen. Eine mathematische Idee, ihn seit Jahren beschäftigend, gelangte zu vorläufigem Abschlusse. Ueberanstrengung im Herbste 1891 und dem folgenden Winter, ihn bis neun Stunden täglich beanspruchend, warf J. im Frühling 1892 auf dem Wege zur Akademie mit einem Schlaganfall nieder. Er übersiedelte im selben Jahre nach Zürich, wo er sich nur langsam von dem schweren Leiden erholte, doch blieb die rechte Seite bis zu gewissem Grade gelähmt. Dieser Zustand drückte aber nur zeitweilig auf diesen Stimmungsmenschen, der Klagen von sich wies, vielmehr in unverwüstlichem Optimismus und Idealismus den festesten Glauben an das Gute im Menschen, an dessen geistige und seelische Fortentwicklung hegte und sich im einsamen Martyrium eines bescheidenen Zimmerchens im Vororte Hottingen kindlich erfreute an gelegentlichen überdeuteten höflichen Anerkennungen und der Theilnahme der wenigen wirklichen Freunde — Karl Henckell, Otto Erich Hartleben, welcher in Berlin dem unglücklichen Dichter und Traumgeiste Freunde warb ihm im letzten Lebensjahre die Sorge um Alltagsbrot zu erleichtern, Mathieu Schwann, Gustav Maier, Minna Geith, die enthusiastisch eine Jacoby-Biographie und -Anthologie (s. u.) zusammengestellt hatte, u. a. Er fühlte im Siechthum und besprach das Nahen des Todes, und unter sechs schweren Krampfanfällen eines halben Tages noch scherzend, hauchte J. am 20. December 1895 im Zürcher Krankenasyl Neumünster heldenhaft seine schönheitsdurstige und schönheitsgläubige Seele aus.

Jacoby's Unstern war als Kämpfer ein Mangel an Geschick, die Fülle seiner Gaben geltend zu machen, sodaß sein reiches Talent, nachdem er's, zumal durch sein freiwilliges Exil, mit der bürgerlichen Gesellschaft verschüttet, auch im socialistischen Lager im Dunkel blieb, trotz der wiederholten Auflagen seiner mehrfach erwähnten ideal-revolutionären Dichtung. Erst ganz zuletzt errang er im Kreise der socialistisch angehauchten Litteratenschar eine gewisse Popularität, nachdem der großentheils immerhin nicht leicht faßliche Text des Buchs „Es werde Licht!“, zufolge Jacoby's eigenem Ausdrucke „von den Gesichtern der Berliner Arbeiter abgeschrieben“, vielfach „von den Massen gelesen“ worden war, schließlich kam auch beim lesenden Manne des vierten Standes selbst

Jacoby's Name zu Ehren. So ward er mehrfach als „der Dichter des Proletariats" bezeichnet. Dieses von Anfang an durch alle Auflagen (1. Aufl. 1872; 2. 1873; 3. 1887; 4. 1893) unverändert gebliebene Büchlein enthält in seinem größten Theile gereimte freie Strophen in der Fr. Rückert nachgebildeten Form einer deutschen Makame „Aus Berlins Vorzeit. (Eine persische Erzählung)": mit hervorragender Sprachkunst und poetischer Kraft stellt hier der Dichter durch den Mund eines Märchenerzählers, der von einer Weltreise vor 400 Jahren an den Hof des Perserschahs heimgekehrt, an dessen Hof eine angeblich selbsterlebte Reihe Berliner Volksscenen anläßlich einer Fürsteneinholung dar. Daran angehängt sind die ungebundenen Rhythmen „Klage" und „Der deutschen Sprache Lobgesang", wo mit wärmsten Tönen, in öfters halbbiblischer Gleichnißanschaulichkeit das Elend der Mühseligen und Beladenen behandelt wird von einem Manne, sagt M. Schwann's Nekrolog, „der nicht bloß Verse machte, sondern seine Dichtungen lebte". Im ganzen erscheint uns heutzutage jenes Verbot auf Grund des Gesetzes „gegen die gemeingefährlichen Bestrebungen der Socialdemokratie" kaum verständlich; denn nicht nur haben diese Poesien mit Politik, mit Fragen moderner Discussion keinerlei directen Zusammenhang, sie stehen auch an agitatorischer Schlagkraft und radicaler Ausdrucksweise weit hinter den Gedichten der Neueren, M. R. v. Stern's, J. H. Mackay's, K. Henckell's und ihrer geringeren Genossen, desgleichen hinter den Aelteren der vorrevolutionären Periode wie Freiligrath u. s. w. erheblich zurück. Der Band meist munterer „Weinphantasien von Leopold Jacoby (J. Leopold)", 1869 zum 1., 1870 zum 2. Male erschienen, enthält eine Menge netter und gewandter, sachlich ganz harmloser Lyrik, die aber längst völlig vergessen scheint. Wie diese ist dem ausstudirenden Mediciner im lieblichen Marburg entstanden: „Das Lustspiel. Lustspiel mit Prolog in drei Aufzügen" (1870), ein modernes Universitätsstück; obwol es die Prüfungscommission auf der Lustspielconcurrenz zu Hamburg unter 182 als das nächstbeste nach dem preisgekrönten hervorhob und die Berliner „Demokratische Zeitung" auf die ungewöhnliche Natur und Bedeutung hinwies, ist vielfach wiederholte Bemühung zur Bühnenaufnahme gescheitert. 1880 in Triest entstanden ist das in freien Versen abgefaßte bürgerliche Trauerspiel „Der Uhrmacher von Danzig" mit manchem modern symbolistischen Klange, das nie in die weitere Oeffentlichkeit gedrungen ist. Jacoby's stärkste dichterische Leistung ist „Çunita. Ein Gedicht aus Indien", 1884 als Pracht-, nach Jacoby's Tode, 1896 als Volksausgabe (mit biograph. Vorwort von K. Henckell u. Porträt) gedruckt. Diese Hauptschöpfung Jacoby's offenbart in der Hülle einer indischen, freierfundenen Erzählung als Kern eine reine Humanitätsidee ohne jeden politischen Einklang und ist von den großen Indologen O. v. Böhtlingk und Max Müller, in ästhetischer Hinsicht von Fr. Vischer, Daniel Sanders und J. V. Widmann hoch gerühmt worden; letzterer treffliche Dichter und Kritiker äußerte u. a.: „Wer mitten in allem Weltlärm sich den Sinn bewahrt hat für eine Poesie, die schlank und blank wie die Lilie emporstrebt, der lese diese Dichtung . . . ein weihevolles Gedicht, das man als ein poetisches Andachtsbuch bezeichnen darf." Die „Deutschen Lieder aus Italien" (1892) setzt zu einem Drittel „Ein Cyklus Fannylieder", zu zwei Drittel die Serie „Aus Gegenwart und Zukunft" zusammen: in ersterem verschieden gestimmte gesetzte Liebeslyrik, in dem zweiten Abschnitte Naturbilder und allerlei Kritisches aus der Zeit des Dichters, der am Ende in den fünf schwung- und gedankenvollen „Weltalls-Liedern" und der „Vision" „der Menschheit Frühroth" über der Gesammtschöpfung aufdämmern sieht, vielfach Shelley, den ein Beurtheiler

intoxicated with eternity genannt hat, mit seinen Naturphantasien vergleichbar.

J. hat als Dichter überall, auch wo er schmerzbewegt vom Elend dieser Erde und dem Los der Enterbten des Schicksals singt, das Banner des Idealismus hochgehalten, die Hoffnung auf einen versöhnlichen Ausgleich und Ausklang in der Zukunft begeistert kundgegeben. Dieser selben Ueberzeugung dient auch sein Werk „Die Idee der Entwickelung. Eine socialphilosophische Darstellung“ (2 Teile, 1874/76; 2. Aufl. 1886/87) welches, auf ausgedehnteste Vorstudien gestützt, Darwin's und Karl Marx' Lehren selbständig unter höherem philosophischen Gesichtspunkte zu vereinigen strebt, vom fortentwickelten Menschheitsbewußtsein und dessen Niederschlag in menschlicher Organisation aller Räthsel und Geheimnisse Lösung erwartet. „Aber“, bemerkt Schwann dazu mit Recht, „Dichter blieb er dabei doch, ein Mann der schöpferischen, hinreißenden Phantasie. Das nimmt dem Buche gewiß nichts von seinem Werthe und seiner Eigenart, im Gegentheil. Nur . . . daß man hinter dem Buche nichts anderes suche als Jacoby zu geben beabsichtigte.“ Auf litterarhistorischem Felde hat er drei Schriften veröffentlicht, die größtentheils auf Vereinsvorträgen beruhen: „Die deutsche Makame“ (1883; 2. Aufl. 1886), „Ueber die Nachahmung der Naturstimmen in der deutschen Poesie“ (1880 in Frommel-Pfaff „Sammlung von Vorträgen“), „Annette von Droste-Hülshoff, Deutschlands Dichterin. Studien“ (1889); sie sind temperamentvoll wie alles was J. verlautbaren ließ, und sogar auch im Material nicht unverdienstlich. Ins Deutsche übersetzt hat J. 1894 Adolfo Rossi's Broschüre „Die [socialdemokratische] Bewegung in Sicilien im Hinblick auf die letzten Verurtheilungen“: seine letzte größere litterarische Arbeit, eine geschickte Uebertragung des spannenden Büchleins ohne eigene Zuthat.

Alles Wesentliche zum Lebens- und Charakterbilde, wenn auch in ungewöhnlich halbbelletristischer Form, fesselnd, großentheils von seiner eigenen Feder, zusammengestellt in: „Leopold Jacoby. Ein Lebensmärchen. Aus Mittheilungen, Briefen und Schöpfungen erzählt von Minna Geith“ (1893; mit demselben Porträt wie die 4. Aufl. von „Es werde Licht“, welche für den werdenden Socialisten dasselbe Autobiographische angibt). Kurze Biographie und Charakteristik bei Ad. Kohut, Berühmte israelit. Männer u. Frauen II (1900) S. 14 f. Lebensskizze nach Originalnotizen bei Brümmer, Lex. d. dtsch. Dchtr. u. Pros. d. 19. Jhrhs.[5] II, 530 f. Noch bei Lebzeiten geschrieben der Artikel Gustav Maier's „Dichter-Schicksal“ i. d. Wochenschrift „Ethische Cultur“ III, Nr. 28 (13. Juli 1895), S. 222; vgl. dazu „Jhrsbrcht. f. neuere dtsch. Litrtrgsch.“ VI, IV 2b 154. Nachrufe: B. Marquardt i. „Der Socialistische Akademiker“ II (1896), S. 38—44; M. Schwann i. „Magazin f. Litteratur“ v. 1896 Nr. 2 S. 47—50, welch letzterer ebenda Nr. 33 S. 1013—17 einen warm emphatischen Erguß über den Schönheitssinn und Menschheitsglauben im Poem „Çunita“ und seinen Verfasser Jacoby lieferte. Jacoby's „Deutsche Lieder aus Italien“ würdigt Rob. Schweichel in der „Neuen Zeit“ X, 1. Bd., S. 771/78. Die litterarhistorischen Handbücher, selbst die registrirenden Nachschlagebücher schweigen ihn sämmtlich tot außer R. M. Meyer, Die dtsch. Litteratur d. 19. Jhrhs., S. 783 f.; vgl. dazu dessen „Grundriß z. G. d. d. L. d. 19. J.“ S. 218 Nr. 4070. Der Geburtstag u. a. Daten nach Jacoby's eigenem „Lebenslauf“ hinter seiner Doctordissertation S. 43. Die hauptsächlichen Tendenzgedichte allgemein-freiheitlicher und socialistischer Richtung hat K. Henckell ins „Buch der Freiheit“ I (1893) S. 233—51 aufgenommen, 7 Proben m. Bildn., Lebens- u. Charakterskizze, Bibliographie als II Nr. 14 seiner Vierseiten-Flugblätter „Sonnenblumen“ 1896 von Henckell, Charakteristik

u. „D. d. Spr. L.“ Anfang in seine „Modernen Dichterabende“ (1895) S. 96 bis 101, Gedichte auf oder an J. in „Diorama“ (1890) S. 257, „Mein Liederbuch“ S. 94. — Mitthlgn. von Freund Henckell u. J.'s Verleger M. Pößl.

Ludwig Fränkel.

Jäger: Dr. Georg von J., Lyceal- und Gymnasialrector in Speier, ein hervorragender Schulmann, wurde am 8. März 1778 zu Düsseldorf geboren als der Sohn einer schlichten Bürgerfamilie. Er besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt bis 1797 und widmete sich dort auch den philosophischen Studien 1797—1799. Da Düsseldorf damals zu Pfalz-Baiern gehörte, so führte ihn sein Lebensweg nach Heidelberg, einer damals gleichfalls noch pfälzisch-bairischen Stadt, wo er 1799 katholische Theologie im Clericalseminar studirte. Doch die Kriegsstürme jener Revolutionszeit vertrieben ihn aus Heidelberg, und J. suchte und fand ein anderweitiges Unterkommen als Hofmeister bei einer adeligen kurpfälzischen Beamtenfamilie zu Neckarschwarzach im Odenwald, welche in Beziehung mit dem aus Heidelberg stammenden späteren Fürsten und Feldmarschall v. Wrede stand, der die Anstellung Jäger's in bairischen Diensten bewirkte. So wurde J. 1804 Professor und Rectoratsverweser an dem neu organisirten Gymnasium in Kempten und 1817 Gymnasialrector daselbst. Am 8. October 1817 wurde er in gleicher Eigenschaft an das Gymnasium in Speier versetzt, wo man seiner sachkundigen und energischen Hand ebenso bedurfte wie vorher in Kempten. Unter der französischen Herrschaft und der darauffolgenden Zwischenregierung war das höhere wie das niedere Schulwesen in der Pfalz gänzlich verwahrlost, hier war ein Mann wie J. am Platze, der fein und gebildet und thatkräftig zugleich mit scharfem Blick überall die Schäden erkannte und zugleich zu beseitigen verstand. Als geborner Rheinländer paßte er für die Pfalz und die lebhafte pfälzische Bevölkerung, der sein aristokratisches Wesen imponirte. Unter seiner Leitung blühte das Gymnasium Speier rasch empor, und wenn irgendwo, so war am Gymnasium Speier, mit dem ein Lyceum für die philosophischen Studien verbunden war, ein tüchtiger Rector nöthig, besonders da die Pfalz damals nur 2 Gymnasien (heute 6!) hatte, Speier und Zweibrücken, von denen das erstere das weit besuchtere war und in den obersten Classen gegen 50 Schüler zählte; ihrer Stellung nicht gewachsene Lehrer oder gar derartige Vorstände können da großes Unheil anrichten. Die Vorzüge Jäger's wurden bald allgemein bekannt sowol oben wie unten, und deshalb wurde ihm bald die Leitung des ganzen pfälzischen Schulwesens übertragen und J. erlangte eine Stellung, wie sie in der Pfalz und selbst in Baiern kein Schulmann je mehr erlangt hat. Da die Umbildung und Neugestaltung der pfälzischen Volksschule sich als nöthig erwies, wurde ihm schon 1817 die Bezirksschulinspection Speier übertragen. 1827 erhielt er das Correferat über katholische und gemischte Schulangelegenheiten bei der kgl. Regierung der Pfalz. Das confessionell-gemischte Schullehrerseminar in Kaiserslautern, das damals einzige in der Pfalz, war ihm unterstellt, und er leitete viele Jahre die beschwerlichen Aufnahme- und Abgangsprüfungen der Zöglinge. 1824 erhielt er vom König den Rang eines Universitätsprofessors, eine Anerkennung seiner Verdienste, wie sie damals in Baiern einzig war. 1830 erhielt er den Titel eines kgl. Hofrathes, welche Auszeichnung damals nur den ersten Universitätsprofessoren, den Größen in ihrem Fache, zu theil wurde. 1832 wurden die Kreisscholarchate errichtet, und J. wurde der erste Kreisscholarch der Pfalz. 1842 feierte das Gymnasium Speier das Fest seines 25jährigen Bestehens und zugleich das 25jährige Rectoratsjubiläum Jäger's. Die alte pfälzische Universität Heidelberg sandte J. aus diesem Anlasse das Diplom eines Doctors der Philo-

sophie, die Stadt Speier ertheilte ihm das Ehrenbürgerrecht für sich und seine Nachkommen, und der König Ludwig I. verlieh ihm nachträglich das Ritterkreuz des Verdienstordens vom hl. Michael 1. Classe. Daß J. in den Stürmen der Jahre 1848/49, von denen ganz besonders die Pfalz heimgesucht wurde, seinem Könige treu blieb und jenen unklaren Umsturzversuchen kühl ablehnend gegenüberstand, weshalb die von den Aufständischen eingesetzte provisorische Regierung der Pfalz ihn absetzte, war nicht anders zu erwarten. Die damals bekundete Treue belohnte der neue König Max II. 1850 durch Verleihung des Verdienstordens der Bayerischen Krone, womit der persönliche Adel verbunden war. Im selben Jahre erhielt er Sitz und Stimme im Collegium der Kreisregierung der Pfalz. Den Rang als Regierungsrath besaß er schon seit 1824. 1854 feierte er im Alter von 76 Jahren sein 50jähriges Dienstjubiläum und erhielt aus diesem Anlasse das goldene Ehrenkreuz des Ludwigsordens, das äußerst selten einem bairischen Schulmann zu theil wird, weil nur selten einer im Dienste der Schule so lange ausharrt.

Auf allen Gebieten suchte man sich seiner außerordentlichen Arbeitskraft zu versichern. Als man daran ging den Kölner Dom auszubauen, übertrug man J. den Vorsitz des bezüglichen Dombauvereins für die Pfalz. Als der 1827 gegründete Historische Verein für die Pfalz 1839 neu organisirt wurde, wählte man J. zum 2. Vorstande (die 1. Vorstandsstelle wird stets dem jeweiligen Regierungspräsidenten der Pfalz vorbehalten). Lange Jahre war J. Präsident der katholischen Kirchenverwaltung der Stadt Speier (des sog. Domfabrikrathes). Doch bei den hohen Stellungen und seltenen Ehren, die J. zu theil wurden, blieb derselbe von mancherlei Mißgeschick nicht verschont. Seinen Vater hatte er schon in frühester Kindheit verloren, doch sorgte ein braver Stiefvater für den talentvollen Knaben; seine Mutter blieb ihm bis 1819 erhalten, wo er bereits eine angesehene und gesicherte Stellung sich errungen hatte. 1826 starb ihm eine blühende und reich begabte Tochter im Alter von 13 Jahren; noch niederdrückender war für ihn der Tod seines trefflichen Sohnes Rupert, der mitten im rüstigsten Schaffen als Lycealprofessor in Speier 1851 im Alter von 42 Jahren starb. Dagegen überlebte ihn um mehr als 20 Jahre sein jüngerer Sohn Albert (1814—84), der Regierungsdirector und viele Jahre Director der pfälzischen Eisenbahnen war und wegen seiner Verdienste um den bairischen Staat gleichfalls in den Adelstand des Königreichs erhoben worden war. 1857 starb ihm die Mutter seiner Kinder und 1861 zwei hoffnungsvolle Enkel.

Doch endlich setzte die Natur auch seinem unermüdlichen Wirken ein Ziel. Am 12. October 1862 mußte J. im Alter von 84 Jahren, da seine Kräfte immer mehr abnahmen, seine Stelle als Lyceal- und Gymnasialrector niederlegen, Ende März 1863 die Stelle als Schulreferent bei der kgl. Regierung der Pfalz und endlich im October 1863 auch die eines Kreisscholarchen. Am 20. November 1863 ging der nimmer ruhende Greis im Alter von 85 Jahren zur ewigen Ruhe ein; nur einen Monat hatte sein Ruhestand gewährt. Sein Biograph und Nachfolger Lyceal- und Gymnasialrector Joseph Fischer in Speier († 1872) strömt über von Lob für den seltenen Mann, dessen Wirksamkeit einzig dastehe in der Geschichte des bairischen Schulwesens.

Bei seiner eminenten praktischen Thätigkeit fand er wenig Zeit zu schriftstellerischen Arbeiten; doch hat er immerhin auch auf diesem Gebiete einiges geleistet, was aus seinem amtlichen Wirken hervorwuchs und der Erwähnung verdient. Im Druck erschienen von ihm: 1. „Ueber das Schul- und Erziehungswesen im kgl. bayer. Rheinkreise von 1817—1827“ (Speier 1827); 2. „Die Vorsteher und Lehrer der früheren Rathsschule und des nachmaligen

Gymnasiums der freien Reichsstadt Speier" (1835); 3. „Statistische Uebersichtstabellen über den Stand der gesammten Schulen und Studienanstalten des Rheinkreises im Jahre 1836/37" (Speier 1837); 4. „Des Rheinkreises Jubelwoche" (1839); 5. Gelegenheitsgedichte (im Namen des Gymnasiums) sind zahlreiche aus seiner Feder geflossen; 6. Eine Sammlung geistlicher Lieder.

Die Bedeutung Jäger's liegt auf dem Gebiete der Erziehung und des Unterrichtes, hier hat er Großes geleistet, er war ein halbes Jahrhundert der oberste Leiter des pfälzischen Schulwesens; dazu gehörte viel Einsicht und Thatkraft, die nur Wenigen beschieden sind. Von seinen zahlreichen Schülern war er wol nur von wenigen geliebt, von allen aber gefürchtet; so erzählte mir ein alter Forstmann, der unter seinem Scepter gestanden hatte, er habe noch als Forstassistent, wenn er in Speier dem Manne mit seinen durchdringenden Augen begegnete, sich vor demselben gefürchtet, obwol er gewiß nichts mehr von ihm zu fürchten hatte.

Das Andenken Jäger's wird durch eine Stiftung erhalten, die aus Anlaß seines 50jährigen Amtsjubiläums 1854 von seinen Schülern, Freunden und Verehrern mit einer Summe von 1500 Gulden gegründet und für junge pfälzische Philologen bestimmt wurde, an denen damals bedeutender Mangel war; der Fonds hat sich im Laufe der Zeit auf 3000 M. erhöht und gelangen die Zinsen im Betrage von 105 Mk. jetzt alljährlich zur Vertheilung.

J. Fischer, Zur Erinnerung an Dr. Georg von Jäger. Speier 1864. — Pfälzisches Memorabile, zweiter Theil. Westheim, Verlag des Evangelischen Vereins für die Pfalz, 1874, S. 239—241. — Oratio Caroli Schuelein d. VIII. Marti 1830. — J. Fischer, Die erste Jubelfeier des k. bayer. Gymnasiums zu Speier, 1842. — G. Rau, Rede bei der Feier des 50j. Amtsjubiläums des Dr. G. v. Jäger, 1854. — J. Fischer, Die Studienanstalt Speier von 1828—1856. — J. Fischer, Dr. G. v. Jäger, Nekrolog i. d. Pfälzer Ztg. v. 3. Dec. 1863. — Jahresberichte über d. kgl. bayer. Lyceum u. Gymnasium zu Speier f. d. J. 1862/63, 1863/64 u. 1867/68.

J. J. H. Schmitt.

Jäger: Albert J., österreichischer Historiker, wurde am 8. December 1801 zu Schwaz in Tirol, wo sein Vater das Bäckerhandwerk betrieb, geboren. Seine Knabenzeit fiel in die bedeutsamen Jahre der tirolischen Befreiungskämpfe; 1809 sah er in seiner Vaterstadt Andreas Hofer. Nach beendigtem Gymnasialstudium in Innsbruck trat er in das Benedictinerkloster Marienberg bei Glurns und widmete sich in seinen Mußestunden dem Studium vorzüglich der heimischen Geschichte. Im J. 1844 erschien sein Buch „Tirol und der bayrisch-französische Einfall im J. 1703", dem er, der Marienberger Mönch, schon im folgenden Jahre seine Ernennung zum Supplenten für die Lehrkanzel der Welt- und österreichischen Staatengeschichte und der historischen Hülfswissenschaften an der Universität in Innsbruck und 1846 zum definitiven Professor daselbst verdankte. Im J. 1847 zum Mitglied der kais. Akademie der Wissenschaften in Wien gewählt, wurde er 1848 damit betraut, dem in Innsbruck weilenden damaligen Kronprinzen Franz Josef Vorträge aus der Landesgeschichte Tirols zu halten. 1848—1851 mußte er seine Lehrthätigkeit an der Universität unterbrechen, um einem Befehle des Prälaten gemäß die Erweiterung des Meraner Gymnasiums durchzuführen. Seinem Wunsche, nach Beendigung dieser Aufgabe in seine frühere Universitätsstellung zurückzukehren, widersetzte sich der Prälat, und als J. gleichwol durch den Minister Grafen Leo Thun 1851 an die Wiener Universität berufen wurde, mußte er sich mit päpstlichem Dispens säcularisiren lassen, verblieb aber Benedictiner.

Seine Aufgabe in Wien war eine doppelte: neben den Collegien über österr. Geschichte für Lehramtscandidaten der Mittelschulen und Juristen sollte er „eine Schule für Bearbeitung der österreichischen Geschichte durch Anleitung junger Leute zur Benutzung der Quellen“ gründen. Auf diesem Wege wurde er der Begründer des im J. 1854 organisirten „Instituts für österreichische Geschichtsforschung“, dem er bis 1869 als Director vorstand; 1871 trat er vom Lehramt überhaupt zurück und übersiedelte nach Innsbruck. In den Jahren 1867 bis 1871 war J., vom Tiroler Landtag, dem er durch längere Zeit angehörte, dahin entsandt, Mitglied des österreichischen Reichsraths, in dem er sich der clericalen Partei anschloß.

Seine überaus erfolgreiche Wirksamkeit als Lehrer — Brunner, Krones, Lorenz, Thausing, Zahn, Zeißberg und andere Historiker zählte er zu seinen Schülern — begleitete eine emsige schriftstellerische Thätigkeit, die bis in seine letzten Lebensjahre anhielt. Ein großer Theil seiner historischen Arbeiten erschien als Aufsätze in den Sitzungsberichten und Denkschriften der kaiserlichen Akademie in Wien, im Archiv für österreichische Geschichte und anderen Zeitschriften. Einige von ihnen betreffen das allgemeinere Gebiet der Diplomatik und Quellenkunde, wie: „Ueber eine angebliche Urkunde K. Konrad's II. vom J. 1028“ (1877), „Ueber den Ausstellungsort einer Urkunde K. Heinrich's IV. dd° Nuzdorf id. maii 1097“ (1879), „Ein Beitrag zur Privilegiumsfrage“ (1856), „Franc. Petrarca's Brief an K. Karl IV. über das österreichische Privileg vom J. 1058“ (1867); in der „Oesterreichischen Geschichte für das Volk“ verfaßte er den Band: „K. Josef II. und Leopold II., Reform und Gegenreformation 1780—1792“ (1867). Sein eigentliches Gebiet war aber die Geschichte Tirols in politischer und rechtsgeschichtlicher Beziehung. Schon im Jahre 1848 schrieb er eine Studie über „Die alte ständische Verfassung Tirols“, und das Thema der Entwicklung des Ständethums dieses Landes stand auch bei vielen seiner weiteren Arbeiten mehr oder weniger deutlich im Vordergrunde. Hiemit hängt zusammen sein Interesse für die Persönlichkeit des Nicolaus v. Cusa, dem er nach einigen Vorarbeiten, „Ueber die den Cardinal und Bischof Nicolaus von Cusa betreffenden Geschichtsquellen in den Tiroler Archiven“ (1850) und „Regesten und urkundliche Daten über das Verhältniß des Cardinals Nicolaus von Cusa als Bischof von Brixen zum Herzog Sigmund von Oesterreich und zu dem Lande Tirol 1450—1464“ (1851) das zweibändige Werk „Der Streit des Cardinals Nicolaus von Cusa mit dem Herzog Sigmund von Oesterreich als Grafen von Tirol“ (Innsbruck 1861) widmete; hier suchte er die Ausbildung der landesfürstlichen Gewalt im Kampfe gegen Immunität und Reichsunmittelbarkeit der geistlichen Fürsten an einem wichtigen Beispiele zur Darstellung zu bringen.

Dazwischen und nachher folgten Beiträge zur tirolischen Landesgeschichte der verschiedensten Perioden, wie „Zur Vorgeschichte des Jahres 1809 in Tirol“ (1852), „Regesten und urkundliche Daten über das Verhältniß Tirols zu den Bischöfen von Chur . . . von den frühesten Zeiten des Mittelalters bis zum J. 1665“ (1855), „Die Wiedervereinigung Tirols mit Oesterreich in den Jahren 1813—1816“ (1856), „Die Fehde der Brüder Vigilius und Bernhard Gradner zu Herzog Sigmund von Tirol“ (1858), „Beiträge zur Geschichte der Verhandlungen über die abfällig gewordene gefürstete Grafschaft Tirol nach dem Tode des Erzh. Ferdinand von 1595—1597“ (1873), „Beiträge zur Geschichte des Passauischen Kriegsvolkes, soweit es Tirol und die österreichischen Vorlande betrifft“ (1874). Andere Arbeiten, wie „Der Streit der Tiroler Landschaft mit Kaiser Friedrich III. wegen der Vormundschaft über Herzog Sigmund von Oesterreich von 1439—1446“ (1872) und „Der

Uebergang Tirols und der österreichischen Vorlande von dem Erzh. Sigmund an den römischen König Maximilian 1478—1490“ (1874) u. a. bilden wieder directe Vorarbeiten zu Jäger's zweitem Hauptwerk, der zweibändigen „Geschichte der landständischen Verfassung Tirols bis 1519“ (Wien 1881—1885). Im J. 1890 veröffentlichte er in der Oesterr.-ung. Revue (N. F. Bd. VIII) unter dem Titel „Graf Leo Thun und das Institut für österreichische Geschichtsforschung“ Erinnerungen aus seiner akademischen Zeit. Zwei Tage nach der Feier seines neunzigsten Geburtstages, am 10. December 1891, verschied er und wurde in seiner Vaterstadt Schwaz bestattet.

B. Bretholz.

Jaeger: Johann Wilhelm Abraham J., geboren am 18. August 1718 in Nürnberg als Sohn des dortigen, aus Frankfurt a. M. stammenden Stadtquartiermeisters und Roßschreibers Peter J., trat am 1. März 1737 in Eger als Fourier beim kais. Infanterieregiment Suckaw ein und machte erst in österreichischen, dann in bairischen Diensten die Feldzüge 1742—1744 mit. 1745 hielt er sich auf der Reise zur kaiserlichen Armee in Südwestdeutschland in der Reichsstadt Frankfurt auf und ließ sich hier bereden, in der Artillerie dieser Stadt Dienste zu nehmen; 1748 nahm er als Stückjunker seinen Abschied und heirathete die Wittwe des hanauischen Pulverfabrikanten Platz, dessen Fabrik er die nächsten Jahre führte. 1757 folgte er einem Rufe des Frankfurter Kriegszeugamtes und kehrte als Ingenieurlieutenant und Zeugwart in den Dienst der Reichsstadt zurück. 1758 wurde J. Lieutenant der Artillerie, 1762 kaufte er die Hutter'sche Buchhandlung auf dem Pfarreisen, die nachweisbar schon 1672 unter Johann Georg Walther bestand und später unter dem Namen Jaeger'sche Buchhandlung sich einen ehrenvollen Platz in der Geschichte des deutschen Buchhandels erworben hat. Der neue Buchhändler brachte es 1764 in seiner militärischen Laufbahn noch bis zum Capitänlieutenant der Artillerie. Mit Hülfe seiner Frau begann er am 22. März 1762 ohne alle Vorkenntnisse sein Geschäft. Das bekannteste Werk nicht nur seines Verlags, sondern auch seiner persönlichen gewissenhaften und mühseligen Arbeit ist der Jaeger'sche Atlas von Deutschland in 81 Blättern, alle im gleichen Maßstab, der sich langsam, aber mit stetig wachsendem Erfolge gegen Ende des Jahrhunderts als erstes deutsches Kartenwerk überall einbürgerte; er wurde 1766 begonnen und erschien 1789 mit einer Widmung an Kaiser Josef II., eines der hervorragendsten Werke der deutschen Kartographie in Technik und Ausstattung. Das Glück ist dem Buchhändler-Autodidacten treu geblieben; er hat seinem Sohne 1782 ein gutgehendes und in hohem Ansehen stehendes Geschäft übergeben können. Er betrieb außer diesem die erheirathete Pulvermühle in Hanau und errichtete dort auch eine Papierfabrik; in seinen Mußestunden fertigte er Elektrisirmaschinen und Telescope an, auch eine Standuhr ging aus seiner Werkstätte hervor. Wie in der Technik so auch in der Wissenschaft bewährte er sich als Autodidact: im 41. Lebensjahre erlernte er die französische Sprache zur Zeit, als die Franzosen im siebenjährigen Kriege Frankfurt und Umgegend besetzten, und brachte es so weit, daß er sehr bald Le Blond's Kriegskunst in 4 Theilen ins Deutsche übersetzen konnte. J. war ein Mann von höchster Intelligenz und ausdauerndem Fleiße, eine gerade, aufrichtige, demüthig fromme Natur. Er starb im September 1790.

Heyden, Gallerie berühmter und merkwürdiger Frankfurter (Frankfurt 1861), nach Aufzeichnungen Jaeger's und seines Sohnes, die auch oben benutzt wurden. — Zur 100jährigen Jubelfeier der Jaegerschen Buch- 2c.-Handlung 22. März 1862 (als Manuscript gedruckt).

R. Jung.

Jahn: Gustav J., Volksschriftsteller, Dichter und Arbeiter der Inneren Mission, geboren zu Sandersleben am 23. Februar 1818, † zu Züllchow bei Stettin am 29. März 1888. Vater wie Vorväter waren Ackerbürger und Weißgerbermeister in dem anhaltischen Städtchen Sandersleben. Nur der älteste Bruder Karl wurde nach außerhalb auf gelehrte Schulen geschickt (geb. am 8. Juni 1816, † am 15. Juni 1891 als Oberhofprediger in Schwerin), die übrigen Kinder, im ganzen fünf Söhne und zwei Töchter, mußten sich mit der heimischen Volksschule und einigen französischen und englischen Privatstunden begnügen. Gustav, der zweite Sohn, wurde trotz seines geweckten Geistes, wegen seines kräftigen Körpers für das väterliche Handwerk bestimmt, in das er 1833 als Lehrling eintrat, um es dann, da der Vater wegen Kränklichkeit sich aus der Arbeit zurückzog, bis 1846 selbständig zu treiben. Damals verkaufte er es, da es schlecht ging, und richtete eine größere Landwirthschaft ein, die er auch noch zwei Jahre fortsetzte, als er 1852 zum Bürgermeister seiner Vaterstadt ernannt ward. Seine schriftstellerische Neigung erhielt ihre erste Anregung und bleibende Richtung durch die frühzeitige Lectüre des Wandsbecker Boten. Eine herzliche, patriarchalische Frömmigkeit, die mit Humor und Derbheit gegen den anders gearteten Zeitgeist in Vertheidigung und Angriff die Waffen führt, gibt seinen besten Erzeugnissen das Gepräge. Daneben regt sich früh seine dichterische Begabung. So gab er 1842 unter dem Pseudonym „Gustav Frisch" als Erstlingswerk „Vermischte Gedichte" (Dessau) heraus. In demselben Jahre bereitete Pastor v. Tippelskirch in Giebichenstein die Herausgabe des (Halleschen) „Volksblattes für Stadt und Land" vor, das zur Wiederaufrichtung des durch eine negative Litteratur gefährdeten Volksgeistes auf christlich-conservativer Grundlage wirken sollte und zu dessen zugkräftigsten Mitarbeitern J. von Anfang an gehörte. Seine gelungensten Sachen, die M. Claudius nachgebildeten Briefe des Schulzen Gottlieb an seinen Vetter über Preßfreiheit, Judenemancipation, Ehescheidung, Sonntagsheiligung, Volksvergnügungen und andere die Zeit bewegende Fragen des sittlichen Gemeinschaftslebens, traten darin vor eine zahlreiche gesinnungsverwandte Leserschaft und sind später in seine „Gesammelten Schriften" (Stettin, Bd. I u. II 1847, Bd. III 1849) übergegangen. Friedrich Wilhelm IV. bewies ihm 1845 seine Theilnahme durch Uebersendung von 600 Thalern „zur Aufmunterung und Sicherstellung des künftigen Lebensberufes". In den Jahren 1845 und 1847 erschien sein poetisches Hauptwerk „Das Hohe Lied in Liedern" (2. Ausgabe 1848), das sich nach Inhalt und Form den reifsten Früchten neuerer Mystik an die Seite stellt. Wiederholte Auflagen erlebten seine im Christlichen Verein für das nördliche Deutschland erschienenen geschichtlichen Volksschriften: „Geschichte der französischen Revolution" (1849); „Geschichte der deutschen Befreiungskriege" (1850); „Kamerad Hechel" (1852). Wie er selbst mitten im thätigen Volksleben stand, so war ihm die Sprach- und Denkweise des Volkes angeboren. Später folgte „Der deutsche Krieg und Preußens Sieg im Jahre 1866" und „Der Krieg von 1870 und 1871" (Halle 1861 resp. 1872). Seine erste, am 21. Februar 1848 geschlossene Ehe mit Anna Wapler fand schon am 10. August 1854 durch den Tod der kränklichen kinderlosen Gattin ihr Ende. Am 26. August 1855 schloß er die zweite mit Dora v. Dieskau aus Magdeburg. Mit ihr und zwei Kindern zog er im Herbst 1858 nach Züllchow bei Stettin, wohin er als Hausvater des Rettungshauses und Vorsteher der Brüderanstalt gewählt war. Für diese dem Rauhen Hause nachgebildete Anstalt der Inneren Mission hat er von da ab seine ganze Kraft eingesetzt und besonders durch ausgedehnte industrielle Einrichtungen (Gärtnerei und Christbaumschmuck) bewirkt, daß sie von schwankenden Liebesgaben unabhängig wurde. Auch zu

einer eigenen Kirche hat er den Züllchowern verholfen. In allen christlichen Kreisen war er eine bekannte und wegen seiner geselligen Talente überall gern gesehene Persönlichkeit. Am 12. Juni 1871 wurde er zum zweiten Male Wittwer, nachdem ihm zehn Kinder geboren waren, von denen sieben heranwuchsen. Am 27. Januar 1872 schloß er die dritte Ehe mit Ulrike Strecker, einer pommerschen Pfarrerstochter. Am 29. März 1888 ist er selbst nach schwerer fünfvierteljähriger Krankheit (Herzleiden mit Brustwassersucht) verstorben.

(Von seinem gleichfalls als Dichter bekannt gewordenen Bruder Franz Jahn), Daheim 1888, S. 523—526. — Allgem. conf. Monatsschrift, März 1890, S. 225—237. — Bilder aus dem kirchl. Leben. Stettin. Bd. II, S. 1—42. — (Von seinem Sohne Fritz Jahn), Kurze Gesch. d. Züllchower Anstalten, S. 27—54. Stettin 1892. — Vgl. Barthel, Dtsche. National-litteratur, 8. Aufl., S. 241 u. 518. — Mündliche Mittheilungen.

Hermann Petrich.

Jaksch: Anton J., Ritter von Wartenhorst, Kliniker in Prag, geboren am 11. April 1810 im Städtchen Wartenberg in Böhmen, erhielt seine Ausbildung theils in Prag durch Krombholz, theils in Wien durch Skoda, Kolletschka und Rokitansky, erlangte 1835 mit der „Diss. inaug. med. sistens conspectum morborum in clinico ophthalmiatrico Pragensi anno 1834 tractatorum“ die Doctorwürde, wirkte 1835—38 als Assistent der 2. medicinischen Klinik, 1842, 1843—45, 1846 als Vorstand und Docent an der neu errichteten Brustkrankenabtheilung in Prag und übernahm im letzteren Jahre die 2. und 1849, 1850 die 1. medicinische Klinik, welche er bis 1881 innehatte. J. starb als Professor em. und Hofrath am 2. September 1887 auf seinem Schlosse Lohova bei Tuschkau. Veröffentlicht hat J.: „Abhandlung über das perforirende Magengeschwür in diagnostischer und therapeutischer Hinsicht“; „Ueber Ammoniämie“; „Ueber die Erscheinungen, welche der Gesichts- und Tastsinn bei Krankheiten der Lunge und des Herzens liefert“; „Ueber die spontane Heilung der Krankheiten der Herzklappen“; „Bericht über Duchenne's de Boulogne Faradisation localisée und Claude Bernard nach einem längeren Aufenthalte in Paris“.

Vgl. Biogr. Lex. hervorr. Aerzte d. 19. Jhs., hsg. von Pagel (Berlin u. Wien 1901), S. 814.

Pagel.

Jan: Karl von J., einer der bedeutendsten Forscher auf dem Gebiete der altgriechischen Musik, geboren am 22. Mai 1836 zu Schweinfurt, † am 3. September 1899 zu Adelboden in der Schweiz, war von Hause aus classischer Philologe, wandte sich jedoch bereits während seiner Studienjahre, seinen stark ausgebildeten künstlerischen Neigungen folgend, dem Specialgebiet der antiken Musik zu. J. ist eines der glänzendsten Beispiele der Vereinigung musikalischer und philologischer Schulung in einer Person, der die Musikforschung nach langen Jahren unfruchtbaren Aesthetisirens ihre Erhebung zu einer wirklichen, den anderen Disciplinen gleichstehenden Wissenschaft verdankt. Dieser streng wissenschaftliche Charakter zeigt sich bereits in seiner ersten Dissertation „De fidibus graecorum“, mit der er 1859 an der Berliner Universität zum Dr. phil. promovirte. Seine erste Anstellung erhielt J. kurz darnach als Lehrer am Grauen Kloster, wo er durch den Verkehr mit dem damaligen Director Fr. Bellermann, dem verdienstvollen Forscher auf dem Gebiete der altgriechischen Musik, auch für sein Specialgebiet neue Anregung erhielt. Jan's Leben war fortan bis zu seinem Ende zwischen Wissenschaft und Kunst getheilt. In seiner nächsten Stellung, am Gymnasium zu Landsberg a. W., übernahm er 1862 auch den Gesangunterricht und veranstaltete eine Reihe von Concertaufführungen,

aus deren Ertrag er eine neue Orgel für die Aula des Gymnasiums beschaffte. Allein eben daraus entspannen sich Differenzen mit dem städtischen Magistrat, die schließlich 1875 mit Jan's Uebersiedlung nach Saargemünd endeten. Auch hier war er als Chordirigent längere Zeit hindurch thätig, bis er 1883 als Professor an das Straßburger Lyceum berufen wurde.

Jan's schriftstellerische Thätigkeit umfaßte das gesammte Gebiet der antiken Musik. Seine Studien auf dem Gebiet der Instrumentenkunde nahm er in einer Reihe von Monographien wieder auf, von denen die Schrift über „Die griechischen Saiteninstrumente“ (Progr. d. Gymn. Saargemünd 1882) die bedeutendste ist. Hier wird zum ersten Mal der Versuch gemacht, die Gestalt und den Gebrauch der zahllosen uns dem Namen nach bekannten griechischen Saiteninstrumente nachzuweisen. Aehnliche Zwecke verfolgte die Schrift über „Die griechischen Flöten“ hinsichtlich der antiken Blasinstrumente; der Flötenklang wird als dem der modernen Clarinette ähnlich dargestellt und das Wesen und die Verwendung der Doppelflöten erläutert (Allgem. Musikzeitung, herausg. von Fr. Chrysander, XVI. Jahrg. 1881, Nr. 30—32). Vgl. über alle diese Fragen noch den Aufsatz: „Die Musikinstrumente der Griechen und Römer“ in den „Festgaben zum 25jährigen Jubiläum des Gymnasiums zu Landsberg a. W.“ 1884.

Auch zu der eine Zeitlang sehr viel erörterten Nomos-Frage hat sich J. verschiedentlich geäußert, vgl. „Die musischen Festspiele in Griechenland“ (Ber. d. 39. Philologenvers. Zürich 1887) und „Jahresbericht über die Fortschritte der klassischen Alterthumswissenschaft“, 28. Jahrg. 1901, S. 64 ff. War er hier bereits den Theorien Westphal's von der langandauernden Einwirkung des kitharodischen Nomos auf die antike Lyrik mit Nachdruck entgegengetreten, so entspann sich, namentlich auf dem Gebiet der Harmonik, eine tiefgreifende und von Seiten Westphal's zum großen Theil mit großer Erbitterung geführte Polemik zwischen beiden Forschern. J. war der erste, der Westphal's willkürlicher Deutung der Begriffe Thesis und Dynamis und seiner Theorie von den Terzenschlüssen in der griechischen Musik entgegentrat, der sowol Westphal wie auch Gevaert gegenüber den namentlich für die griechische Musiktheorie so überaus wichtigen Grundsatz betonte, daß „wir uns zufrieden geben müssen mit dem, was wir zu erkennen und zu erschließen vermögen“. Allerdings vermochte auch K. v. Jan nicht alle Bedenken zu beseitigen und die neuere Forschung hat sich zunächst wieder mit richtigem Instinct auf den Standpunkt vor Westphal und J. gestellt. Vgl. Allg. Musikztg., XIII. Jahrg. 1878, Nr. 45 ff.; Fleckeisen's Jahrbücher f. klass. Philol., X. Jahrg. 1864, S. 587 ff. und verschiedene Referate und Recensionen in der Berliner Philol. Wochenschrift.

Im letzten Jahrzehnt seines Lebens war J. noch das Glück beschieden, die Auffindung altgriechischer Musikreste in Delphi und anderen Orten zu erleben. Er war einer der Ersten, die sich an der Lösung der damit neu ins Leben tretenden Probleme mit Nachdruck betheiligten. In mehreren Recensionen in der Berliner Philologischen Wochenschrift und dem schon genannten Jahresbericht nahm er zu den schwebenden Fragen Stellung; die Frucht seiner eigenen Studien aber legte er nieder in der kritischen Ausgabe jener Ueberreste, die er zusammen mit den Mesomedes-Hymnen seinen „Musici scriptores graeci“ anfügte. Von all den zahlreichen Neuausgaben dieser neuen Funde ist die seinige insofern die werthvollste, als sie von aller Zurechtstutzung für moderne Aufführungszwecke absieht und sich lediglich auf eine kritische Herstellung des Textes beschränkt. In seinem letzten Lebensjahr wandte er sich auch noch dem

neuen Aristoxenosfund aus Oxyrhynchos in Aegypten zu (Berl. Philol. Wochenschrift 1899, S. 475).

Die Hauptarbeit seines Lebens gehörte jedoch der musikalischen Quellenkunde. Hier gebührt ihm das unvergängliche Verdienst, jene spätgriechischen Musiktheoretiker, die in Anbetracht der spärlichen, aus der eigentlich classischen Zeit der Musiktheorie auf uns gekommenen Quellen die Grundlage unserer Kenntniß des antiken Tonsystems bilden, der Forschung auf kritisch gesicherter Basis zugänglich gemacht zu haben. Anknüpfend an analoge Bestrebungen Fr. Bellermann's und vor allem des alten Meibom in seinen Antiquae musicae auctores septem (1652) vollendete J. 1895 sein Hauptwerk, die „Musici scriptores Graeci“ (Aristoteles, Euklides, Nicomachus, Bacchius, Gaudentius, Alypius); eine Neubearbeitung der beigefügten Melodien erschien 1899. Dieses Werk, das Meibom's Ausgabe endlich entbehrlich gemacht hat, ist von bleibendem Werthe nicht allein wegen der kritischen Untersuchung des sehr umfangreichen handschriftlichen Materials und der sorgfältigen Bearbeitung der Texte, sondern namentlich auch wegen der in den Einleitungen zu den einzelnen Schriftstellern niedergelegten Forschungen. Eine Vorstudie dazu bildete die gründliche Schrift „Die Eisagoge des Bacchius“ (Progr. d. Straßb. Lyceums 1890/91), sowie „Die Metrik des Bacchius“ (Rhein. Mus. f. Philol. Bd. 46, S. 557 ff.), ebenfalls im Zusammenhang damit steht die Untersuchung über „Die Harmonie der Sphären“ (Philologus Bd. 52, S. 20 ff.) und über den Musiker Albinus (ebenda 56, 163 ff.), sowie die Schrift: „Ueber die Hymnen des Dionysius und Mesomedes“ (Fleckeisen's Jahrbücher f. Philologie 1890, S. 679 ff.).

J. hat seine Forschungen aber nicht bloß auf das altgriechische Gebiet beschränkt, mit dem er durch die Abfassung der Berichte für den genannten Jahresbericht in steter Fühlung blieb; er drang vielmehr mit der Untersuchung über „Hucbald und das Organum“ (Allgem. Musikztg., Charlottenburg 1899, Nr. 11—13) auch in das Mittelalter vor. In der neueren Zeit, der er sich mit der Schrift „Rousseau als Musiker“ (Preuß. Jahrbücher 56, S. 331 ff.) näherte, fühlte er sich am meisten zu Heinrich Schütz hingezogen; von ihm besorgte er eine Ausgabe des 122. Psalms und der Exequien (vgl. Correspondenzblatt des ev. Kirchengesangsvereins 1899, Nr. 4).

Der modernen Musik stand J. ziemlich kühl gegenüber. Nicht allein mit der Kunst der Neudeutschen fehlte ihm jeder Berührungspunkt, auch gegen Johannes Brahms hatte er mancherlei Bedenken. Das „deutsche Requiem“ z. B. schien ihm da und dort stilwidrig, denn es entfernte sich von der Diatonik, die für J. die unerschütterliche Grundlage aller Kirchenmusik bildete. Auch praktisch war J. für die kirchliche Tonkunst in diesem Sinne thätig; er gab zum Gebrauch beim evangelischen Gottesdienst ein Heft lateinischer Chorgesänge heraus, denen er zu diesem Zwecke deutsche Texte unterlegte.

Herm. Abert.

Janauschek: Leopold J., Cistercienser, Historiker, geboren am 13. Octbr. 1827 zu Brünn in Mähren, † am 23. Juli 1898 in Baden bei Wien. Er machte seine humanistischen Studien am Gymnasium seiner Vaterstadt Brünn, wo der Geschichtschreiber Mährens, P. Beda Dudik, einer seiner Lehrer war, und trat hierauf am 28. August 1846 in das Cistercienserstift Zwettl in Niederösterreich ein. Nach vollendetem Noviziat absolvirte er 1848—51 die theologischen Studien an der Ordenslehranstalt zu Heiligenkreuz, legte am 1. September 1850 Profeß ab und wurde am 15. Juli 1851 zum Priester geweiht. Hierauf wirkte er zunächst einige Zeit in der Seelsorge, zuerst 1851—52 als Cooperator an der Stiftspfarre Zwettl, dann 1852—53 an

der dem Stifte Wilhering incorporirten Pfarre Theras. Im Herbst 1853 wurde er Professor der Kirchengeschichte und des Kirchenrechts an der theologischen Hauslehranstalt der niederösterreichischen Cistercienserstifte zu Heiligenkreuz; er las hier auch über Patrologie, Ordensgeschichte und Kunstgeschichte. Nach einer Unterbrechung, während welcher er 1856—58 in Wien weitere Studien im kanonischen Recht machte und von Herbst 1858 bis 1859 die Kirchengeschichte an der Wiener Universität supplirte, nahm er 1859 seine Lehrthätigkeit in Heiligenkreuz wieder auf und setzte sie bis 1877 fort. Seit 1875 war er auch Correspondent der k. k. Central-Commission für Erforschung und Erhaltung der Kunst- und historischen Denkmale. Am 27. Mai 1876 verlieh ihm die katholisch-theologische Facultät zu Tübingen die theologische Doctorwürde; am 9. Juni 1877 wurde er in das Salzburger theologische Doctorencollegium aufgenommen. Nachdem ihm ein schweres Gichtleiden, an dem er schon seit 1860 litt, seit 1877 eine Fortsetzung seiner Lehrthätigkeit unmöglich gemacht hatte, kehrte er in sein Stift Zwettl zurück, wo er noch 1878—80 das Amt des Archivars bekleidete. In den späteren Jahren war er durch seine Krankheit viel an das Bett gefesselt, setzte aber auch unter den heftigen körperlichen Leiden seine historischen Studien eifrig fort.

J. hatte schon in seinen Studienjahren den Plan zu einem „Monasticon Cisterciense“ gefaßt und in vieljähriger Arbeit das Material dafür gesammelt; für diesen Zweck hatte er auf vielen Reisen Klöster und Bibliotheken besucht und eine umfangreiche Correspondenz geführt. Der erste Theil der Ausführung dieses großen Hauptwerkes liegt vor in dem Bande: „Originum Cisterciensium Tomus I in quo praemissis congregationum domiciliis adiectisque tabulis chronologico-genealogicis veterum abbatiarum a monachis habitatarum fundationes ad fidem antiquissimorum fontium primus descripsit“ (Wien 1877). Zur Ausarbeitung des 2. Bandes kam J. in den Jahren seiner Krankheit nicht mehr; in seinem reichen handschriftlichen Nachlaß, der dem Archiv des Stiftes Zwettl einverleibt wurde, fand sich aber ein reichhaltiges Material für den 2. Band der Origines, mit dessen Bearbeitung der inzwischen (am 19. August 1904) auch verstorbene P. Otto Grillnberger beschäftigt war. Mit P. Benedict Gsell zusammen, unter Mitwirkung einer Reihe von Gelehrten aus dem Orden, gab J. die von den österreichischen Cistercienserstiften als Festgabe zur achten Säcularfeier der Geburt des hl. Bernard von Clairvaux veröffentlichten „Xenia Bernardina“ heraus (Wien 1891, 4 Theile in 6 Bänden), deren 1. Theil die Sermones S. Bernardi, der 2. die Handschriftenverzeichnisse der österreichischen Cistercienserstifte (2 Bde.), der 3. Beiträge zur Geschichte derselben enthält. Den 4. Theil der Xenia bildet Janauschek's zweites Hauptwerk, die von ihm allein bearbeitete: „Bibliographia Bernardina qua Sancti Bernardi primi Abbatis Claravallensis Operum cum omnium tum singulorum editiones ac versiones, vitas et tractatus de eo scriptos, quotquot usque ad finem anni 1890 reperire potuit collegit et adnotavit“. Von kleineren Schriften sei noch genannt: „Der Cistercienser-Orden. Historische Skizze“ (Brünn 1884). Eine Reihe von kleineren Arbeiten und Recensionen veröffentlichte J. in verschiedenen Zeitschriften (Oesterreichische Vierteljahresschrift für katholische Theologie, Historisch-politische Blätter, Studien und Mittheilungen aus dem Benedictiner- und Cistercienser-Orden, Katholische Literaturzeitung, Literarische Rundschau, Salzburger Kirchenblatt, Theologisch-praktische Quartalschrift).

Cistercienser-Chronik, 10. Jahrg. 1898, S. 285—288, m. Portr. (P. Benedict Hammerl.) — Xenia Bernardina, Pars III (Wien 1891), S. 181—183.

Lauchert.

Janke: Otto J., angesehener deutscher Verlagsbuchhändler und Gründer der Firma gleichen Namens in Berlin, geboren daselbst am 19. Dec. 1818, † 7. Dec. 1887. J. pflegte hauptsächlich das Gebiet der belletristischen Litteratur, wobei er neben geschäftlicher Tüchtigkeit einen Scharfblick zeigte, der charakteristisch genug ist, um seine Erfolge zu erklären. Als Romanverleger stand er unzweifelhaft mit in erster Reihe, und die Zahl der Autoren dieser Litteraturgattung, welche bei ihm verlegten, ist eine sehr große. Wir nennen davon: Willibald Alexis, Dr. W. Häring, Brachvogel, J. v. Dewall, Gutzkow, G. Hesekiel, M. Jokai, Turgenjew, Hans Wachenhusen u. A. Erwähnenswerth ist, daß J. als erster Verleger von Scheffel's „Ekkehard" — das Verlagsrecht war durch ihn von der aufgelösten Meidinger'schen Buchhandlung in Frankfurt mit erworben worden — in einen heftigen Streit mit dem später so berühmt gewordenen, heißblütigen und sehr aufgeregten Dichter verwickelt wurde, der damit endigte, das J. das Verlagsrecht nach Ablauf seines Contractes an die Herren Bonz & Co. abtrat. J. war einer der ersten, welcher den Werth dieses culturgeschichtlich bedeutsamen Romans erkannte. Ebenso war J. es, der die Erstlingsarbeit von Luise v. François, „Die letzte Reckenburgerin", nach wiederholt vergeblich angestellten Versuchen der Verfasserin, einen Verleger dafür zu finden, verlegte, ein Entschluß, den er gewiß nicht zu bereuen hatte, denn im J. 1881 erschien bereits die fünfte Auflage dieses Buches. Genannt sei noch Janke's Collection belletristischer Romane zu wohlfeilen Preisen, die jetzt bereits 400 Bände umfaßt und sich großer Beliebtheit erfreut. Die von J. im J. 1864 gegründete „Deutsche Romanzeitung" bildet auch heute noch einen wichtigen Bestandtheil des Verlages. Karl Fr. Pfau.

Jany: Ludwig J., Augenarzt in Breslau, geboren zu Friedrichgraetz im Oppelner Kreise, in Oberschlesien, am 5. October 1833, studirte in Breslau von 1854—58, erlangte daselbst 1858 die Doctorwürde, machte darauf eine Studienreise mit Aufenthalt in Berlin, Wien, Paris, London und Utrecht, bildete sich hier augenärztlich weiter, bekleidete 1859—64 die Stellung als Assistent an der Breslauer Universitäts-Augenklinik unter Foerster und begründete darauf eine eigene Augenheilanstalt, die er bis zu seinem am 9. December 1886 erfolgten plötzlichen Tode leitete. J. war ein geschickter Operateur und hat in seiner von der Stadt Breslau und verschiedenen Gemeinden und Kreisen der Stadt geförderten Anstalt allein etwa 1111 Staaroperationen vollzogen. Auch hat er zahlreiche schriftstellerische Arbeiten augenärztlichen Inhalts geliefert, von denen einige Titel in der unten angegebenen Quelle genannt sind.

Vgl. Biogr. Lex. ed. Hirsch und Gurlt III, 386 u. VI, 868.

Pagel.

Jaquet: Agathon J., Stenograph, geboren am 20. December 1803 zu Culm in Westpr., trat nach mehrjähriger Thätigkeit im Bureau eines Landbaumeisters und Landrathsamts in das Heer ein, besuchte die Brigadeschule in Königsberg, wurde in Koblenz Unterofficier und Feuerwerker und trat 1828 in das Bureau des Generalinspectors der Artillerie in Berlin ein. Im Jahre 1833 wurde er Secretär beim Kgl. Obermarstallamte und Registrator im Ministerium des Innern, erhielt später die Rendantur und wurde schließlich zum Geheimen Rath befördert.

Die Stenographie erlernte er 1841 bei Wilh. Stolze und wurde einer der ersten Propagandisten und Praktiker der Stolze'schen Schrift. Er verschaffte ihr den Eingang in die polytechnische Gesellschaft in Berlin und gründete daselbst am 24. Juni 1844 mit Kreßler den Stenographischen Verein, den ältesten Stenographenverein Deutschlands, dessen Vorsitzender er von

1850—1852 war. Auch führte er die Stolze'sche Schrift in die Kammerpraxis ein, indem er im Winter 1844/45 mit Strahlendorff die Verhandlungen des rheinischen Landtages aufnahm und 1846 das Stenographenbureau für den Allgemeinen Landtag in Berlin bildete. Zwar wurde als Vorstand des letzteren bald der Gabelsbergeraner Wigard berufen, aber J. wurde wieder im J. 1848 mit der Leitung des Stenographenbureaus der preußischen Nationalversammlung und der Zweiten Kammer des Landtages betraut. Im J. 1850 schied er aus dem Bureau aus und Stolze trat an seine Stelle. Seitdem hat sich J. nicht mehr in führender Stellung an der stenographischen Bewegung betheiligt. Er starb am 19. December 1880 zu Berlin.

Archiv f. St. 1881, S. 33—36. Johnen.

Jäschke: Heinrich August J., sprachgelehrter Missionar der Brüdergemeine, geboren am 17. Mai 1817 in Herrnhut, aus einer mährischen unter Zinzendorf eingewanderten Familie stammend, besuchte die Lehranstalten der Brüdergemeine in Herrnhut (Bürgerschule), Niesky (Pädagogium) und Gnadenfeld (theologisches Seminar), war dann in einer Pensionsanstalt in Schleswig und im Nieskyer Pädagogium als Lehrer thätig, und kam 1856 durch seine Berufung in die, an der Westgrenze von Tibet von der Brüdergemeine angefangene Mission, zu einer seinen Fähigkeiten durchaus angemessenen Thätigkeit, nämlich zur gründlichen Erlernung und Bearbeitung der zwar nicht unbekannten, aber doch nicht genügend erforschten tibetischen Sprache. Westeuropäische Sprachen hatte er sich, bei seinem außerordentlichen, durch ein riesiges Gedächtniß, äußerst feines Gehör und geschickte Sprechorgane unterstützten Sprachtalent, schon in ziemlicher Anzahl und in sehr vollkommener Weise angeeignet. So sprach er das Polnische, Dänische, Schwedische und Englische wie ein Eingeborner und mit Beobachtung aller Feinheiten der Aussprache, und auch des Böhmischen und Ungarischen war er ziemlich mächtig. Von orientalischen Sprachen hatte er sich mit dem Arabischen und Persischen und besonders mit der Sanskritsprache eingehend beschäftigt. Letzteres kam ihm nun bei seinen tibetischen Studien sehr zu statten, denn die tibetischen Buchstaben sind ja nur vereinfachte Sanskritzeichen, und die buddhistischen Schriften wimmeln von Sanskrit-Citaten, oder sind Uebersetzungen aus dem Sanskrit. Da nun auch die zwar unvollkommenen, aber doch ein ziemliches Material darbietenden Wörterbücher von Schröter, Csoma de Körös und Schmidt, und die Grammatiken von Csoma und Foucaux schon vorlagen, und da J. während seines 12jährigen Aufenthaltes auf seiner Himalayastation Kyelang nicht nur die tibetische Litteratur, zum Theil mit intelligenten Lamas, eifrig durchforschte, sondern auch viele tibetische Dialekte, besonders auch durch die vielen durchkommenden Pilger aus dem Innern von Tibet gründlich kennen lernte, so gelangte er zu einer bisher noch nicht erreichten umfassenden Kenntniß der Sprache, und legte seine Kenntnisse in einer Reihe von Schriften nieder, welche die schon vorhandenen weit überragen, und die ihm einen ehrenvollen Platz als hervorragendem Sprachforscher sichern. Wir können hier von diesen Schriften nur die wichtigeren nennen, und müssen die vielen in gelehrten Zeitschriften erschienenen Abhandlungen ganz übergehen. In Kyelang wurden von ihm herausgegeben und lithographirt: 1. „A Short Practical Grammar of the Tibetan Language, with special reference to the Spoken Dialects“. 2. „A Romanized Tibetan and English Dictionary“. 3. „An Introduction to the Hindi and Urdu Languages for Tibetans“. Wegen Kränklichkeit 1868 nach Deutschland zurückgekehrt, gab J. das langvorbereitete tibetisch-deutsche große „Handwörterbuch der Tibetischen Sprache“ autographirt heraus, welches auf 700 Quartseiten den ganzen tibetischen Sprachschatz in übersichtlicher An-

ordnung darlegt, die Bedeutung der Wörter durch eine Menge von Beispielen erläutert, alle Dialekte berücksichtigt und die in den verschiedenen Theilen von Tibet sehr abweichende Aussprache überblicken läßt. Dieses meisterhafte Werk wurde auf Kosten der Indischen Regierung auf tibetisch-englisch, und zwar gedruckt herausgegeben, unter dem Titel: „A Tibetan English Dictionary, with special reference to the prevailing dialects“, London 1881. Die tibetischen Typen für diese schöne Ausgabe wurden in Berlin nach Jäschke's Vorzeichnung neu geschnitten, und sind die schönsten, die es überhaupt gibt. Sie wurden auch zu einer neuen gedruckten Ausgabe von Jäschke's Grammatik und zum Druck des von J. übersetzten Neuen Testamentes benützt, welches aber erst nach dem schon am 24. September 1883 erfolgten Tode des unermüdlichen Sprachforschers erscheinen konnte.

Außer diesen die tibetische Sprache behandelnden Werken verfaßte aber J. noch in Kyelang eine Menge von religiösen und Unterrichtsschriften, welche zusammen wol 1500 Seiten umfassen mögen. Wir nennen von diesen: Evangelien-Harmonie, Kirchenlitanei, Katechismus, Kirchengeschichte, Biblische Geschichte, Gesangbuch, Kinderfibel, Lesebuch, Geographiebuch, Fabelbuch. — Man sieht, J. war ein unermüdlicher Arbeiter, und wenn ihm ein längeres Leben vergönnt gewesen wäre, so hätte er noch mehrere, zum Theil schon vorbereitete, für die Kenntniß der tibetischen Sprache sehr wichtige Schriften veröffentlicht. Seine Verdienste um die Sprachwissenschaft wurden auch von Lepsius, Schiefner und anderen mit ihm correspondirenden Sprachkennern voll gewürdigt, aber keine deutsche Universität verlieh ihm einen Ehrentitel, vielleicht weil auf keiner ein gründlicher Kenner des Tibetischen zu finden war, der im Stande gewesen wäre den Werth seines Wörterbuchs und auch seiner Grammatik recht zu würdigen. Denn auch in seiner Grammatik war er bahnbrechend, indem er die tibetische Sprache aus der ihr angelegten lateinischen Zwangsjacke befreite und sie auf eigne Füße stellte. Verdiente Anerkennung fanden seine Arbeiten nur bei den nicht sehr zahlreichen Kennern der tibetischen Sprache (z. B. Dr. Emil v. Schlagintweit) und vor allem in der Brüdergemeine, bei den mit den Leistungen des sehr bescheidenen und bedürfnißlosen Mannes näher bekannten Freunden und früheren Schülern. Und wer, wie der Schreiber dieses, eines der von J. im Himalaya geführten Tagebücher durchblättern kann, der wird schon deshalb, abgesehen von allen veröffentlichten Schriften, mit Bewunderung zu diesem seltenen Sprachkundigen aufblicken. Seine Tagebücher führte J. nämlich, um nicht früher Gelerntes zu vergessen, in lauter außerdeutschen Sprachen, und so findet man darin alle gewöhnlichen Ereignisse des Lebens und der Reise in musterhaftem Latein und in perfecter altgriechischer Sprache geschildert, und außer diesen beiden kommt am meisten die polnische und schwedische Sprache in Anwendung. — Ueberblickt man aber Jäschke's ganze Thätigkeit und seinen Lebensgang, so wird man gern mit dem, auf seinem Leichenstein auf dem Herrnhuter Gottesacker in tibetischer Sprache und Schrift eingegrabenen Bibelspruch ihm nachrufen: Ei Du frommer und getreuer Knecht! . . . . Gehe ein zu Deines Herrn Freude!

G. Th. Reichelt.

Jaspis: Albert Sigismund J., Dr. theol., pastoral-theologischer Schriftsteller, Generalsuperintendent von Pommern, geboren am 15. Februar 1809 in Nossen bei Freiberg a. Mulde, † am 20. December 1885 in Stettin. In sorgenvoller Kindheit unter unglücklichen häuslichen Verhältnissen — der Vater war Justitiar und Notar des Geburtsorts, die Erziehung des einzigen Sohnes lastete aber ausschließlich auf der frommen Mutter — und in entbehrungsreicher Gymnasialzeit zu Freiberg empfing sein Charakter die erste

Prägung, das Peinliche und Ueberängstliche, das ihm sein Leben lang anhing. Aber auch die solide Kenntniß der alten Sprachen, die ihn später auszeichnete, brachte er von der Schule mit auf die Universität Leipzig, die er Ostern 1827 bezog. Nach kurzer Hauslehrerarbeit bei und in Leipzig, wo ihm der Oberpfarrer Dr. Fr. Aug. Wolf, dessen 6 Bände Predigten er neben Dräseke, Theremin, Krummacher und Harms auch später fleißig studirte und empfahl, homiletisches Vorbild wurde, und nach wohlbestandenem Examen wurde er 1832 vor seiner Ordination Katechet und Nachmittagsprediger an St. Peter in Leipzig und erhielt dann im Juli 1835 von dem Fürsten von Schönburg das Pfarramt Lugau, von wo er 1838 in das Diakonat von Lichtenstein bei Zwickau trat, mit dem das Pfarramt Rödlitz verbunden war. Er hatte gleich im Anfang seiner Amtszeit den Weg aus dem öden Rationalismus zum lebendigen Bibelglauben gefunden. In dem meist von Strumpfwirkern bewohnten Städtchen entfaltete er eine tief- und weitreichende pastorale Wirksamkeit. Elberfelder Kaufleute hörten davon auf der Leipziger Messe. So wurde er Ostern 1845 an die evangelisch-lutherische Kirche nach Elberfeld berufen. In dem kirchlich bewegten Wupperthal fand er als Prediger, Katechet und Seelsorger seine Hochschule und gab seinen „Katechismus“, eine in der Entwicklung des kirchlichen Unterrichts epochemachende Arbeit, heraus (1. Aufl. 1853, Elberfeld, später Köln a. Rh., 83. Aufl. 1902). Durch den sächsischen Generalsuperintendenten D. Möller, der ihn auf Generalvisitationen kennen gelernt hatte, dem Minister v. Raumer empfohlen, wurde er im April 1855 Generalsuperintendent von Pommern. Im Gegensatz zu seinem Vorgänger Bischof D. Ritschl (s. A. D. B. XXVIII, 661 ff.) jeder Repräsentation abhold und ungewohnt, von seiner gleichgesinnten Gattin darin bestärkt, legte er den Schwerpunkt seines Amtes in die vorbildliche Predigt und Katechese und in die Pflege des theologischen Nachwuchses. Seine Jugendunterredungen, in denen er auch die Stumpfsten zum Verständniß und Zeugniß für die christliche Heilswahrheit aufweckte, waren ihm die Uebungsschule seiner Predigt, die mit „Katechismuseinfalt“ die Gewissen zu treffen wußte. Eine Anzahl kleiner Schriften vom Bibellesen, von der Seelsorge an Confirmanden und Confirmirten (Verlag: Hauptverein für christliche Erbauungsschriften, Berlin C) enthalten die Grundgedanken seiner pastoral-theologischen Anschauung und Thätigkeit. Er starb im Amt, in dessen Pflichten er seine Kräfte zerrieb.

Biographie in: Erinnerungen an eine Zeit, wo es trübe und dunkel ist. Cöln a. Rh. 1886. — Bilder aus dem kirchlichen Leben in Pommern, Bd. 1. Stettin 1895, S. 205—217. — Handschriftliches.

Hermann Petrich.

Jastram: Cordt J. und Hieronymus **Snitger**; beide in Hamburg 1686 hingerichtet, sind die Volksführer, nach denen die Wirren benannt worden sind, die zwei Jahrzehnte lang eine gedeihliche Entwicklung des hamburgischen Gemeinwesens hinderten, die Autorität des Rathes lähmten und endlich die Stadt in Gefahr brachten, eine Beute Dänemarks zu werden. So dürfen hier füglich die Biographien beider Parteiführer mit einander vereinigt werden. Daß jene Wirren ein allgemeineres Interesse als nur das speciell hamburgische zu beanspruchen geeignet sind, ist ersichtlich aus C. F. Wurm's (s. A. D. B. XLIV, 326) Programm: „Der europäische Hintergrund der Snitger-Jastram'schen Wirren in Hamburg. Aus archivalischen Quellen.“ Hamburg 1855. J. wurde 1634 in Hamburg geboren. Sohn eines Färbers, setzte er das väterliche Geschäft fort. „Durch Heirath und eine ansehnliche Erbschaft wohlhabend wurde er Schiffsrheder und betrieb die damals blühende Rhederei nach Grönland zum Walfischfang; zu Zeiten hatte er die Leitung von vier Grönlands-

fahrern unter sich. Er hatte sich in der Welt umgesehen und aufmerksam beobachtet. Wenn er auch in den bürgerlichen Collegien verschiedentlich ein und das andere bekannte lateinische Wort so übel anbrachte, daß es ein Gelächter verursachte, so sprach er doch faßlich und eindringlich. Die französische Sprache verstand er gar nicht." (L. Wächter's [s. A. D. B. XL, 428] historischer Nachlaß, herausgeg. von C. F. Wurm. Hamburg 1838/9. 2 Bände. I, 350 f.) Der dänische Canzleirath Jak. Heinr. Pauli, der alles daran setzte, um J. und S. für Dänemark zu gewinnen, nennt in seinem Briefe an die Herren v. Liliencron und Ehrenschildt J. einen „bonhomme, der aus Nichts Arges habe" (a. a. O. S. 452). Jastram's Mitkämpfer für „die Maintenirung der Freiheit und Rechte seiner Vaterstadt", Snitger, im September 1648 in Hamburg geboren, gehörte einer angesehenen Kaufmannsfamilie an. Er sowie sein Vater schrieben sich „Jeronimo Snitquer", spanisch, wie es damals mehrfach der Fall war bei denen, die in Spanien etablirt waren. Als „Hieronymus Schnitker" wurde er 1666 an demselben Tage mit dem nachmaligen Bürgermeister Luk. v. Borstel in das Akademische Gymnasium seiner Vaterstadt aufgenommen, ein Institut, das oft von Gymnasiasten aufgesucht wurde, ehe sie die Universität bezogen. S. hatte demnach eine höhere Schulbildung genossen, wenn ihm auch nach dem Zeugniß des J. H. Pauli die französische Sprache nicht besonders geläufig war (a. a. O. S. 352). „Auf Reisen gebildet, war er geschäftserfahren, wohlberedt und hatte, man wußte nicht was an sich, wodurch er die Gemüther an sich ziehen konnte. Seine Anhänger rühmten seinen Freimuth, seine Leutseligkeit und Gastfreiheit, die Gegner verunglimpften ihn als hochmüthig, verwegen, hinterlistig, er heuchle Sittlichkeit und lebe schwelgerisch" (a. a. O. S. 349 f.). Sein Wahlspruch war: „Salus urbis et populi" (S. 416 Anm. 3). Nach dem Tode seiner ersten Frau, Cäcilia († 1681), einer Schwester des Senators Hieronymus Sillem, heirathete er Anna Katharina, Tochter des Asmus Wetken, einer sehr angesehenen Familie (s. A. D. B. XLII, 231) angehörig. In den Streitigkeiten der siebziger und achtziger Jahre, die übrigens schon in der ersten Hälfte des Jahrhunderts begonnen hatten, handelte es sich um die Frage, welche Körperschaft die höchste Herrschaft habe, ob der Rath allein oder Rath und Bürgerschaft. Der Rath hatte u. a. 1665 die Behauptung aufgestellt, ihm sei vom Kaiser die höchste Herrschaft übertragen, es gebe folglich zwei Stände, den Rathsstand und den Bürgerstand. Hiergegen erhoben mit Recht die Oberalten, als bürgerliche und kirchliche Gemeindeältesten und Vorsitzende der erbgesessenen Bürgerschaft Einwendungen. Denn worüber sich Rath und Bürgerschaft geeinigt hatten, hatte Geltung und wurde in einem sogenannten Receß zusammengefaßt. Die damals Hamburg bewegenden Wirren gingen also nicht aus einem Kampf sogenannter „Geschlechter" gegen die „Bürger" hervor. Wählte doch der Rath sehr häufig seine Mitglieder aus dem Colleg der Oberalten. Diese principiellen Gegensätze wurden aber verschärft durch persönliche Angriffe, hervorgerufen durch offenkundige Mißbräuche. Die Bürgerschaft rügte, daß die Beamtenstellen durch den Rath „nach Gift und Gaben" verliehen würden, die Processe würden unnöthig in die Länge gezogen. Da keine Abhilfe dieser Beschwerden eintrat, hatte die Bürgerschaft 1650 bereits zum zweiten Mal dem Rathe das Honorar verweigert (Wächter I, 286). Als sich im J. 1663 der Rath durch fünf neue Wahlen ergänzt hatte — es waren Verwandte der bisherigen Rathsherren — erkannte die Bürgerschaft die Wahlen nicht an. „In der That war im J. 1663 unter den vier Bürgermeistern und siebzehn Senatoren kein einziger, der nicht einige Vetter- und Schwägerschaften unter seinen Collegen zählte" (Buek, Hamb. Bürgermeister. Hamb. 1840, S. 224). Um Frieden zu stiften, erschien 1667

als kaiserlicher Commissar der Ritter v. Selb aus Wien, mußte aber nach einem halben Jahre unverrichteter Dinge zurückkehren, da die Bürgerschaft seinen vorgeschlagenen Vergleich nicht billigte. Hatte die Bürgerschaft bisher nur gegen den Rath opponirt, so gab ihr 1672 die Wahl eines ihr nicht anstehenden Mitgliedes des bürgerlichen Collegs der Diakonen durch die Oberalten die Veranlassung, auch diese ihre eigenen Vorsitzenden anzugreifen. In dem Bürgerconvent vom 18. September setzten einige Bürger, unter denen sich auch J. befand, den Oberalten dermaßen mit Drohungen, Stoßen und Drängen zu, daß sie das Rathaus verlassen mußten und Schutz bei dem Rathe suchten. Aus der Antwort des Raths, er könne ihnen nicht mehr Schutz gewähren als er selbst hätte, erhellt genugsam die Machtlosigkeit des Raths (Wächter I, 302 f.). Nun wandten sich die Oberalten um Schutz an den Kaiser, infolge dessen im Februar 1674 Graf Gottlieb Amadeus Windisch-Grätz (s. A. D. B. XLIII, 416) als kaiserlicher Commissar in Hamburg erschien. Mit dessen Ankunft begannen auch die unheilvollen Ränke des kaiserlichen Hofrathes und Residenten in Hamburg, des Edlen von Rondeck († am 2. August 1678 in Hamburg). Joh. Dietrich, so hieß er ursprünglich, Sohn eines hessischen Predigers, Jurist, war seit 1670 Präsident und Rath des Herzogs August von Sachsen, Administrators von Magdeburg. In Ungnade gefallen, wurde er vom Kaiser Leopold zum Hofrath ernannt und geadelt als Edler v. Rondeck. 1671 trat er zur römischen Kirche über und wurde kaiserlicher Resident in Hamburg. In den vom Grafen Windisch-Grätz eilig zur Beilegung der Streitigkeiten entworfenen Receß hatte v. Rondeck einige der Stadt nachtheilige Artikel zu Gunsten der Oberalten hineingebracht. In kaum zwei Monaten war der Receß von Rath und Bürgerschaft schnell durchberathen worden, da der Graf nicht länger in Hamburg verweilen konnte. Jene Artikel waren übersehen worden. Selbst einige Rathsherren erklärten, „es sei unmöglich, daß dem Receß in allen Punkten strikte nachgelebt werden könne“ (a. a. O. S. 311). Er sei, so meinte mit Recht die Bürgerschaft, nicht den bisherigen Recessen gleich zu achten, die als ein freier Vertrag zwischen Rath und Bürgerschaft entstanden seien; dieser Receß sei aber durch Herbeiziehung eines äußeren Einflusses zu Stande gekommen. Trotzdem bestanden allein die Oberalten auf eine kaiserliche Confirmation des Recesses, die 1677 mit einer angefügten scharfen Poenalclausel eintraf gegen jeden, der dem Recesse nicht nachleben werde. Die Irrungen nahmen an Erbitterung zu; das Colleg der Hundertvierundvierziger schickte 1682 sogar einen eigenen Sachwalter, den Juristen Daurer nach Wien, um die Absetzung des Rathsherrn Krull, der als Oberalter seiner Zeit in Wien über die Abfassung der Poenalclausel verhandelt habe, zu betreiben. Unter so bewandten Umständen ernannte der Kaiser den Herzog Georg Wilhelm von Lüneburg-Celle und die Stadt Bremen 1683 zu seinen Subdelegirten, um die Streitigkeiten in Hamburg zu schlichten. Hierdurch trat in den Jastram-Snitger'schen Wirren die Wendung ein, die nach drei Jahren zum Untergang der beiden Parteihäupter führte.

Die Bürgerschaft weigerte sich mit den Celler und Bremer Abgesandten zu verhandeln, denn, wie die Bürgerschaft sagte, gründeten sich deren Forderungen auf v. Rondeck's leidenschaftliche Berichte und zielten auf die Schmälerung der bürgerlichen Freiheit ab. Die Subdelegirten meldeten nach Wien, die von J. aufgehetzte Bürgerschaft werde sich nicht unterwerfen, die schon gegen einige Magistratspersonen, besonders gegen den Bürgermeister Meurer (s. A. D. B. XXI, 532) vorgegangen sei (Wächter I, 339). Als der Kostenpunkt der Subdelegation zur Sprache kam, erklärten die Bürger, sie würden nicht einen Sechsling dazu zahlen, worauf die lüneburgischen Räthe erwiderten, der Herzog

werde sich an der Stadt Gütern schadlos halten. Mit dieser Drohung reisten die Gesandten im Frühjahr 1684 von Hamburg ab, nachdem sie noch ein blasphemisches Prognosticon ad imitationem Psalmi secundi in Abschriften unter die Leute gebracht hatten, welches begann: „Warum toben die Hamburger und der gemeine Pöbel redet so vergeblich? Die Pfeffersäcke lehnen sich auf und die Käseschraper rathschlagen wider den Kaiser und den Herzog von Braunschweig-Lüneburg: Lasset uns zerreißen Ihrer Kaiserlichen Majestät Bande und von uns werfen des Herzogs Seile" (a. a. O. S. 343). Die dritte kaiserliche Commission war also abgewiesen worden. Nun schritt man gegen Meurer ein. Man warf ihm vor, daß nach seinem Eintritt in den Rath, dieser gegen die kaiserlichen Anforderungen nachgiebiger geworden sei, Meurer halte es mit v. Rondeck und habe die Celler Subdelegation begünstigt u. s. w. Meurer ward gezwungen, nach Leistung der Urfehde und hoher Caution am 12. Juni 1684 aus dem Rath auszuscheiden und begab sich nach Celle. Tags zuvor war der Windischgrätz-Receß aufgehoben worden. Jastram's und Snitger's Einfluß nahm zu, da sie sich bei und nach einer Feuersbrunst, die über zweihundert Häuser und mehr als siebzehnhundert Wohnstätten eingeäschert hatte, jeder in seiner Weise, bewährt hatten. J. hatte Gesundheit und Leben gewagt, um namentlich die Schiffe zu schützen; S. schlug, weil die Steuerlast bedeutend angewachsen war, vor, die bisher vom Rath verliehenen Beamtenstellen dem Meistbietenden zu verkaufen, wodurch der Stadtsäckel in anderthalb Jahren 150 000 Mark Banco (225 000 Reichsmark) gewann. (Im J. 1696 schätzte man den Ertrag auf 1 200 000 Reichsmark; a. a. O. S. 373, 377.) J. und S. wurden auch in eine Commission erwählt, die den Briefwechsel mit dem Hamburger Agenten in Wien zu führen hatte. Zugleich wurden Briefe und Papiere, die Daurer's Sendung betrafen, jener Commission vom Rath ausgeliefert. Nach Meurer's Abgang wählte der Rath an seine Stelle den ersten Syndicus Joh. Schlüter zum Bürgermeister, einen wohlwollenden aber fast siebzigjährigen Mann, der durchaus nicht geeignet war, Thatkraft gegen die Unbotmäßigkeit der Bürger zu entwickeln. Der Herzog von Lüneburg verlangte in einem Schreiben vom 5. Januar 1685 u. a. Jastram's und Snitger's Auslieferung oder Bestrafung, die Bezahlung der Subdelegationskosten und, da dies nicht gewährt wurde, ließ er in seinen Landen hamburgische Güter und Bürger arrestieren, das Amsterdamer Postfelleisen eröffnen und die Hamburger Briefe daraus nehmen. Zugleich wurde Hamburger Gebiet, die Dorfschaft Moorburg am linken Elbufer, von lüneburgischen Truppen besetzt. Den Werth der beschlagnahmten Waaren schätzte man auf eine Tonne Goldes (a. a. O. S. 396 Anm.). Diese Besetzung hamburgischen Gebiets gab Dänemark den erwünschten Vorwand, seine lange gehegten Pläne gegen Hamburg, anscheinend zum Schutze Hamburgs, auszuführen.

Erst 1679 hatte Dänemark in Hamburgs Nähe 17 000 Mann zusammengezogen, um der wiederholten Forderung der Erbhuldigung mehr Nachdruck zu geben, was noch durch den Pinneberger Interimsreceß unter Vermittlung von Frankreich, Lüneburg und Brandenburg abgewandt wurde. 1683 im August schrieb der niederländische Gesandte in Kopenhagen, schon mangele es den Dänen nicht an Einverständniß in Lübeck und Hamburg; 1684 im August meldet der französische Gesandte im Haag, Graf d'Avaux, daß Dänemark mit seinen Absichten auf Hamburg auch die gegen den Herzog von Holstein-Gottorp verbinde (C. F. Wurm, Der europ. Hintergrund u. s. w. S. 11, 13). Dänemarks Absichten auf Hamburg auszuführen, war mit Umgehung des in Hamburg accreditirten dänischen Residenten Lynker, der dänische Canzleirath Jak. Heinr. Pauli bestimmt. Anfangs Mediciner, später Jurist, hatte er auf ver-

schiedenen Sendungen Christian's V. Vertrauen erworben und war 1683 angewiesen worden, in Hamburg seinen Wohnsitz zu nehmen, wie Pauli selbst schreibt als „résident quasi en cachette“ (a. a. O. S. 382 Anm.). Gestützt auf ein königliches Memorial vom 30. Januar 1685 stellte der Canzleirath J. und S. vor, daß Dänemark nicht die Unterdrückung der städtischen Freiheit und des Handels zu Gunsten einer kleinen Partei zugeben werde. Die dänischen Umtriebe hatten aber auch den Kurfürsten von Brandenburg nicht ruhen lassen. Er hatte am 7. August 1684 in Berlin einen Vertrag mit dem Gesammthause Lüneburg zum Schutze von Bremen, Lübeck und Hamburg geschlossen, falls eine der Städte angegriffen werden sollte (Wurm a. a. O. S. 26). Dementsprechend sandte der große Kurfürst seinen Staatsrath F. R. v. Canitz (s. A. D. B. III, 756) nach Hamburg, um zwischen Lüneburg-Celle und Hamburg zu vermitteln. Als ob der Rath auf jede Selbständigkeit verzichten wollte, schlug er der Bürgerschaft vor, trotz aller traurigen Erfahrungen, die er mit bürgerschaftlichen Deputationen gemacht hatte, eine Deputation von dreißig Mitgliedern zu erwählen, die mit ihm und Herrn v. Canitz über „alle Differentien“ verhandeln sollte. J. und S. gehörten zu den Dreißigern, die „sehr bald alle Angelegenheiten der äußeren und inneren Stadt- und Rechtsverhältnisse an sich zogen“ (Buek, Bürgerm. 107). Bezeichnend ist das Wort des Rathsherrn Langermann, das er zu den Dreißigern in der achten Sitzung sprach: Deputatio est mala bestia, quae non audit rationes (Wächter I, 388, A. 8). Die Verhandlungen blieben ohne Erfolg, da Celle auf seinen Forderungen bestand. Der Kurfürst rief Canitz ab, beauftragte ihn aber, in Celle anzuzeigen, daß der Kurfürst keinesfalls Hamburgs Untergang müßig ansehen werde (Wächter 401). Nach vierzehn Tagen bot Lynker der Stadt des Königs gute Dienste an, wofür Rath und Bürgerschaft dem Könige ihren Dank zu sagen, aber auch dies dem Kurfürsten mitzutheilen beschlossen. Nun traf der jüngere v. Rondeck († 1688 in Wien), der an seines Vaters Stelle kaiserlicher Resident war, Anstalten, sich Snitger's zu bemächtigen und ihn dem Herzog von Celle auszuliefern. Seine Helfershelfer waren drei aus fremden Diensten entlassene Officiere, die in Hamburg lebten und einige entlassene Stadtsoldaten. S. und seine Frau wurden am Abend des 19. März, im Begriff von ihrem Landhause in Horn nach Hamburg zurückzukehren, von den Verschworenen entführt, die die Gefangenen nach einem Ort im Lüneburgischen zu bringen beauftragt waren. Gegenüber von Artlenburg mußten sie die Nacht am rechten Elbufer zubringen, da der Fährmann sich weigerte, nachts überzusetzen. Hier wurden sie am frühen Morgen von den verfolgenden Hamburger Reitern überrascht, die Entführer gefangen genommen und nach Hamburg zurückgeführt. Snitger's und seiner Frau Rückkehr glich einem Triumphzuge: Seinem Wagen folgten auf einem Leiterwagen die drei gefangenen Officiere, neben demselben schritt J., um die Entführer vor der Volkswuth zu schützen. v. Rondeck hatte sich aus der Stadt entfernt, die sich einem nie gekannten Freudentaumel überließ: auf den Marktplätzen loderten am Abend Freudenfeuer auf und unverabredet wurden allgemein die Fenster erleuchtet. J. gab zu der den Befreiern Snitger's verheißenen Belohnung fünfhundert Thaler. Den Entführern wurde der Proceß gemacht. Am 8. April fällte das Niedergericht sein Urtheil über drei derselben: der hamburgische Garnisonsauditeur Rickmeyer wurde zu fünfjähriger Haft, der verabschiedete hamburgische Rittmeister Hartwig zu lebenslänglichem Gefängniß und der vormalige dänische Rittmeister v. Gahlen zum Tode verurtheilt. Dies Urtheil erschien dem großen Haufen zu milde, nach zwei Tagen sprach der Rath das Endurtheil, indem er für alle drei auf Todesstrafe erkannte. Am 13. April wurde sie vollzogen. Der

Kurfürst war um seine Verwendung für die Angeklagten gebeten worden, hatte aber erklärt, er wolle dem Gerichte seinen Lauf lassen (a. a. O. S. 422). Rondeck aber schrieb von Harburg aus an den Rath, „es müsse kaiserliche Majestät Wunder nehmen, daß man so cruel mit den Gefangenen verfahren wolle, da sie doch ausgesagt hätten, Snitger's Abducirung sei auf des Grafen v. Berka [des kaiserlichen Gesandten] und seine (Rondeck's) Verordnung geschehen" (a. a. O. S. 425). Am 29. Mai wurden auch die anderen sechs Helfershelfer hingerichtet. Der Kaiser erklärte seinen Abscheu über die Executionen und citirte J. und S. und den Bürgermeister Schlüter zur Verantwortung nach Wien. Herzog Georg Wilhelm forderte im kaiserlichen Auftrage die völlige Wiedereinführung Meurer's. Der Kurfürst versuchte vergeblich den Herzog zur Nachgiebigkeit zu bewegen, während er dem Rath es nahe legte, eine Deputation nach Wien zu senden, der er eine ehrenvolle Aufnahme bereiten wolle. Zu einem Entschluß konnte sich der Rath nicht aufraffen. Da besetzten im Januar 1686 Lüneburger Truppen das Amt Bergedorf und die Vierlande, um „Hamburg zu zwingen, kaiserlichen Befehlen zu pariren, Meurer und dessen Güter zu restituiren und diesem Satisfaction zu geben" (a. a. O. S. 445). Hamburger Stadtsoldaten suchten das Vordringen der Lüneburger zu hindern, mußten sich aber nach einigen Gefechten vor der Ueberzahl zurückziehen. Nun deputirte der Rath seine beiden Mitglieder, die nachmaligen Bürgermeister, die Doctoren Schaffshausen und Hieronymus Hartwig Moller nach Wien. Am 18. März fuhren sie in die Leopoldstadt ein. Hier kam ihnen, wol nicht zufällig, der in Wien accreditirte lüneburg-cellische Minister Baron v. Marenholtz zu Pferde, begleitet von vier Dienern, entgegen und griff die hamburgischen Gesandten an. Durch dazwischen tretende Wiener wurden sie vor ferneren Mißhandlungen geschützt. Der Kaiser forderte sogleich die Abberufung des lüneburgischen Gesandten, allein eine anderweitige Genugthuung wurde Hamburg nicht zu theil. Der Kurfürst jedoch, der sich gewissermaßen für die Sicherheit der Gesandten verbürgt hatte, zeigte dem Rath an, daß er die in seinem Gebiete belegenen Marenholtz'schen Güter im Werthe von 50 000 Thalern mit Beschlag belegt habe (Buek, Bürgerm. S. 145). Sein Anerbieten, brandenburgische Truppen der Stadt zu Hülfe zu schicken, lehnten Rath und Dreißiger ab. Auch Pauli stellte dem Rath dänische Hülfe zur Vertreibung der Lüneburger in Aussicht, ohne ein Entgegenkommen zu finden. Pauli's Briefe nach Kopenhagen (Wächter, S. 450—455) bekunden sein unausgesetztes Bemühen, J. und S. für den König von Dänemark günstig zu stimmen, zugleich aber, „daß Haß und Mißtrauen gegen Dänemark hier so tief gewurzelt seien, daß es schwer scheine, sie ausrotten zu können"; J. habe erklärt, sobald man veranlaßt werde, einen Angriff Dänemarks auf die Stadt befürchten zu müssen, würden die bürgerlichen Collegien einförmig mit dem Rath gegen Dänemark beschließen; S. habe beim Trunk (inter pocula) geäußert, wenn Dänemark die Stadt von den Lüneburgern befreien wolle und ihr freie Fahrt durch den Sund, wie die Holländer und Schweden sie jetzt hätten, bewilligen würde, so würde die Stadt sich durch ein namhaftes Geldgeschenk dankbar erweisen. Noch am 17. August meldete Pauli: J. hat mir zuschreiben lassen, im Falle, daß vom Könige von Dänemark gegen die Stadt das Geringste sollte vorgenommen werden, würde man sowol Brandenburger als die gegenwärtigen 2000 Mann Hannoveraner annehmen." Der Haß gegen Meurer's Partei, die an Lüneburg-Celle ihren starken Rückhalt hatte, vielleicht auch die Furcht vor der unleugbaren Ueberlegenheit des resignirten Bürgermeisters mögen in etwas Jastram's und Snitger's und ihrer Genossen unglaubliche Verblendung erklären, die bis zum letzten Augenblick nicht die von

Dänemark drohende Gefahr sahen. Denn im Juli gingen in Hamburg Gerüchte um, daß auf der Kropper Heide zwischen Schleswig und Rendsburg sich zahlreiche dänische Truppen sammelten. Brandenburgische und holländische Agenten und Mitglieder der englischen Court in Hamburg zeigten an, „die Stadt sei in großer Gefahr“, Augen- und Ohrenzeugen berichteten, daß an 1800 Höfe in Holstein der Befehl ergangen sei, jeder Hof solle einen Mann mit Schaufel und Spaten stellen; nördlich von Altona werde ein großes Lager abgesteckt; in der Umgegend von Blankenese sei Belagerungsgeschütz untergebracht. Als am 14. August der Rath den Dreißigern vorschlug, das Geschütz und die Stadtsoldaten aus dem Landgebiet in die Stadt zu ziehen, wandten sie ein, wenn glaubwürdige Nachrichten eingetroffen sein würden, wäre dazu noch Zeit genug. J. äußerte öffentlich, „er wolle sich im Bürgerschaftssaale henken lassen, wenn Dänemark Hamburg feindlich überziehe.“ S. behauptete, „dies Gerücht sei von den Meurerischen ausgesprengt“. Aber am Abend des 18. stellte er Pauli vor, das Gerücht von der feindlichen Annäherung des Königs gewinne an Glaubwürdigkeit und fügte hinzu: „Kommt der König feindlich vor Hamburg, dann vertragen wir uns sogleich mit Lüneburg und lassen den rothen Hahn in Altona krähen.“ Allein am nächsten Morgen um fünf Uhr eilte Pauli zu S. und kündigte ihm an, der König stände bei Ottensen, mit 16 000 Mann und schwerem Geschütz. Er verlange Hamburgs Erbhuldigung und eine Barzahlung von 400 000 Thalern, widrigenfalls werde er die Stadt verwüsten. So wenig dachte S. an hochverrätherische Absichten, daß er stracks den vier Bürgermeistern Pauli's Eröffnung kund gab. Lynker machte dem Rath im Laufe des Tages eine ähnliche Mittheilung wie die Pauli's. Der Rath war aber nicht ohne Aussicht auf Hülfe. Denn an demselben Tage übergab der brandenburgische Resident die Erklärung seines Herrn, „was für Volk die Stadt vom Kurfürsten begehre, solches solle dazu parat sein“. Auch Herzog Ernst von Hannover bot seine Hülfe an und versicherte, die Stadt habe von den lüneburg-cellischen Truppen nichts zu befürchten (a. a. O. S. 458 f.).

Bei der von außen drohenden Gefahr hatten sich Rath und Bürgerschaft schnell geeinigt, aber so blindlings wie bisher die große Masse sich von J. und S. hatte führen lassen, so schnell verwandelte sich ihre bisherige Anhänglichkeit in Feindschaft. J. und S. wurden für Feinde der Stadt angesehen. Am 20. forderten schon Volkshaufen vor Bürgermeisterhäusern dringend die Verhaftung beider. Sie und einige andere Führer der Dreißiger wurden am 22. in bürgerliche Haft auf dem Winserbaum abgeführt. Acht Tage später mußte der zweiundsiebzigjährige Bürgermeister Schlüter seine Haft im Einbeck'schen Hause antreten, von der ihn der Tod am 21. October erlöste. Wären J. und S. sich einer Schuld bewußt gewesen, so hätten sie die Stadt unbemerkt verlassen können, da vom 20. bis 22. August die Stadtthore geöffnet waren für den Einzug der Lüneburger und der städtischen Garnison. Die Stadt wurde energisch vertheidigt: ein viermaliger Angriff der Dänen auf die Sternschanze brachte allein ihnen einen Verlust von 1000 Mann, der andren Verluste zu geschweigen. So ließ der König am 6. September mit den Belagerungsarbeiten einhalten und schloß am 23. einen Vergleich mit der Stadt ab. Aber je günstiger die Aussichten sich für Hamburg gestalteten, desto schärfer gingen Jastram's und Snitger's Gegner vor. Am 27. August wurden sie in der Frohnerei der Obhut des Scharfrichters übergeben. Ihre Frauen, Kinder und Vertheidiger durften nur in Gegenwart von Gerichtsdienern mit ihnen sprechen. Bei der ersten gerichtlichen Vernehmung am folgenden Tage leugneten beide die ihnen vorgelegten Fragen über hochverrätherische Verbindungen mit Dänemark. Auf ver-

schiedene Anklagen antwortete S., daß er nicht anders gehandelt habe als alle Dreißiger. J. wurde wegen einiger Aeußerungen angeklagt, die den Schein erwecken konnten, als ob er die Dänen als die Befreier Hamburgs angesehen habe. Er entgegnete, sie sollten nach seiner Meinung die Lüneburger aus den Vierlanden vertreiben, „doch nie sei er der Meinung gewesen, daß sie diese für sich behalten sollten“ (a. a. O. II, 7). Am Abend des 30. wurden beide Gefangene stundenlang der Tortur unterworfen, ohne ein weiteres Geständniß abzulegen oder zu widerrufen. S. war so zugerichtet, daß er nicht gehen konnte, „er könne die Hände nicht zum Munde führen und man müsse ihm wie einem Kinde zu essen geben“, meldete der Frohn, als er die Gefangenen am 9. September vor das Niedergericht führen sollte. Nach den Stadtrechten hätten J. und S. vor einer Bürgerversammlung angeklagt und dieser die Beweise vorgelegt werden müssen, daß sie ihre Vollmacht überschritten und verrätherische Consilia gegen die Stadt vorgehabt hätten, dessen sie jetzt angeklagt waren. Der gerichtlich bestellte Vertheidiger beschwerte sich, daß ihm zur Abfassung der Vertheidigung nicht die Zeit verstattet sei, welche sonst in der allergeringsten Civilsache täglich erlaubt werde, indem ihm nur eine siebentägige Frist verwilligt worden, und erklärte auch in Beziehung auf die Pauli'schen Schriftstücke, daß er der französischen Sprache nicht völlig mächtig sei“ (a. a. O. II, 11 f.). Dieselbe Härte und Eile, mit welcher man ein Jahr zuvor das Todesurtheil über die neun Entführer Snitger's gefällt hatte, zeigte sich in der Verurtheilung von J. u. S. Am 10. September sprach das Niedergericht das Todesurtheil aus, das der Rath am 1. October bestätigte. Am 4. October wurde es vollzogen. Snitger's Frau hatte ihren Mann seit seiner Verhaftung nicht verlassen; als S. die Thürschwelle der Frohnerei überschritt, sank sie ohnmächtig nieder. Beide Verurtheilte wurden von ihren Beichtvätern begleitet. Kurz vor seinem Ende rief S. den gerechten Gott zum Zeugen an, daß er unschuldig sterbe (a. a. O. II, 14).

J. und S. sind die Opfer der dänischen Ränke geworden. Weder unter den Qualen der Tortur haben sie ein Einverständniß mit Dänemark bekannt, noch konnten sie dessen aus ihren Worten und Thaten überführt werden. Hätten beide ihre Wirksamkeit auf die communalen, städtischen Aufgaben beschränkt, so hätten sie durch Abschaffung offenbarer Mißbräuche manche Einrichtung zum Heil der von ihnen stets hochgehaltenen bürgerlichen Freiheit treffen können. Es ist aber auch nicht zu leugnen, daß sie mit der Gesammtheit der Dreißiger die Befugnisse dieser Deputation überschritten und in die Rechte des Rathes sich Eingriffe erlaubten. Vollends fehlte J. und S. der politische Scharfblick bei den weit verzweigten Verwickelungen, in die Hamburg durch die gleichzeitige Einmischung des Kaisers, Lüneburgs, Dänemarks und Brandenburgs gerathen war. Zur Erklärung dieser Kurzsichtigkeit darf man vielleicht sagen, daß J. und S. geblendet waren durch die Feindschaft gegen Meurer und seine Partei. Sind beide nicht frei zu sprechen von solcher persönlichen Feindschaft, die vielleicht auch in der Furcht vor dem geistig ihnen überlegenen ehemaligen Bürgermeister begründet war, so ist dieser ebensowenig frei zu sprechen von der persönlichen Mitwirkung zur Entführung des Snitger's, indem Meurer sich zur Vorbereitung derselben bei dem lüneburgischen Amtmann auf der Wilhelmsburg zwischen Harburg und Hamburg befand (a. a. O. I, 423). Die zügellose, verhetzte Volksmasse forderte 1685 das scharfe Urtheil wider Jastram's und Snitger's Gegner und 1686 gegen die eigenen Parteihäupter.

Außer den unzähligen gleichzeitigen Flugschriften über J. und S. ist vor allen Wächter's Nachlaß zu nennen: Nach der Vorrede Wurm's ist der

Verfasser nicht mehr zu einer letzten Ueberarbeitung seiner Schrift gekommen. Sie enthält aber die auf Quellenforschung beruhende actenmäßige Darstellung der Wirren. Zu den Wächter bekannten Quellen sind neuerdings einige aus dänischen, brandenburgischen u. a. Archiven geschöpfte Veröffentlichungen in der Zeitschrift und den Mittheilungen des Vereins für Hamb. Geschichte erschienen. — S. G. Kowalewski, Gesammtregister über die Veröffentlichungen des gen. Vereins von 1839—1899. Hamb. 1900. Hervorzuheben sind die betreffenden Arbeiten in Bd. VIII (1889) der Zeitschrift und in Bd. IX (1894) „Zur Geschichte der dänischen Belagerung von 1686 von Th. Schrader" mit Berichtigungen früherer Darstellungen. — Als eine Gedächtnißfeier ist die gleichfalls auf Quellenstudien beruhende Schrift von H. Erdmann: „Hamburg vor 200 Jahren oder die Jastram-Snitger'schen Wirren", Hamb. 1886, 8°, 75 S. anzusehen.

W. Sillem.

Jauer: Nikolaus J. (Nikolaus Magni de Jawor), Theologe, geboren ca. 1355 zu Jauer in Schlesien, † am 22. März 1435 zu Heidelberg. Der Familienname ist Magni (Groß); nach der Sitte der Zeit wird er aber gewöhnlich nach dem die Herkunft bezeichnenden Zusatz zum Namen genannt. Ueber seine erste Ausbildung, auch über Ort und Zeit seiner Priesterweihe ist nichts bekannt. Erst der Gang seiner höheren Studien an der Universität Prag läßt sich verfolgen, wo er 1378 als Cleriker zum Baccalarius in artibus, am 5. Februar 1381 zum Licentiaten in artibus promovirt wurde, worauf er Vorlesungen an der Artistenfacultät zu halten begann, der er bis 1395 als Magister angehörte. In diesen Jahren der philosophischen Lehrthätigkeit machte er zugleich in der herkömmlichen Weise den theologischen Studiengang durch, während er auch als Prediger und Inhaber eines Altarbeneficiums bei St. Gallus praktisch im geistlichen Amte thätig war. Wahrscheinlich im Jahre 1395 trat er als Magister in die theologische Facultät über. Im Sommerhalbjahr 1397 war er Rector der Universität. Im J. 1402 siedelte J. von Prag, wo sich die Verhältnisse durch die nationalen und religiösen Streitigkeiten immer unerquicklicher gestalteten, an die junge Universität Heidelberg über, um das Amt eines der drei Ordinarien der theologischen Facultät zu übernehmen. Andere Prager Magister waren ihm hierhin schon vorausgegangen; in der theologischen Facultät traf er seinen früheren Prager Lehrer Matthäus von Krakau (später 1405—1410 Bischof von Worms) und Konrad von Soltow (1405—1407 Bischof von Verden) wieder an. In der ersten Hälfte des Jahres 1407 war er Rector der Universität. In den Jahren 1407—1421 fungirte er als Vicekanzler bei den feierlichen Promotionen. Bald wurde er Senior und Decan der Facultät und blieb als Professor und Decan bis zu seinem im Alter von etwa 80 Jahren erfolgenden Lebensende thätig. Seit 1413 war er auch Kanonikus, und von 1413—1418 Decan des Stiftscapitels der Heiliggeistkirche, seit 1418 Canonicus senior. Im Jahre 1416 wurde J. mit Anderen als Vertreter der Universität zum Concil nach Konstanz gesandt, wo er eine handschriftlich erhaltene Rede hielt (gedruckt bei v. d. Hardt, Hist. lit. Reformationis III, 26—38 und auszugsweise in der unten genannten Monographie von Franz, Anlage 4, S. 224—239), 1432 als Abgeordneter des Kurfürsten (vgl. P. Albert in der Literarischen Rundschau 1898, Nr. 7, Sp. 203) zum Concil nach Basel. Auf einer zeitlich nicht näher zu bestimmenden Synode in Worms hielt er eine in zwei Wiener Handschriften erhaltene Synodalrede (darnach gedruckt bei Franz als Anlage 5, S. 240—248).

Von den handschriftlich erhaltenen litterarischen Arbeiten Jauer's ge-

hören in die Prager Jahre der für Klosterfrauen um 1400 geschriebene Tractat „De tribus substantialibus votis religiosorum“ (Handschriften in München, Leipzig, Prag, Wien, St. Florian, Wilhering und im Besitze von Franz) und ein „Sermo super quatuor passionibus Domini nostri Jesu Christi secundum concordantiam quatuor evangelistarum ad populum“ (in Codex lat. Mon. 23863). Aus der Heidelberger Zeit sind erhalten eine Quaestio über das Mendicantenthum (in Cod. lat. Mon. 17231; bei Franz gedruckt als Anlage 2, S. 206—216), eine Quaestio über die Behandlung der Häretiker (in Cod. Vat. Palat. 608; bei Franz als Anlage 3, S. 217—223), die schon erwähnten, auf dem Concil von Konstanz und auf einer Wormser Synode gehaltenen Reden, eine Anzahl von Predigten, die J. an Sonn- und Festtagen beim akademischen Gottesdienst in der Heiliggeistkirche hielt (theils in einer Trierer Sammlung von Predigten von Heidelberger Professoren aus der ersten Hälfte des 15. Jahrh., Cod. 60 der Stadtbibliothek zu Trier, theils in einer aus Burheim stammenden Handschrift, jetzt im Besitze von Franz); endlich die am meisten verbreitete Schrift Jauer's, der 1405 verfaßte Tractat „De superstitionibus“, eine kurze schulmäßige Darstellung der Dämonologie und des damit zusammenhängenden Aberglaubens, worin J. den Aberglauben in allen seinen Formen bekämpfen will; Franz zählt 58 Handschriften dieses Tractats aus dem 15. Jahrhundert auf, davon 25 jetzt allein in der Münchener Staatsbibliothek; gedruckt wurde derselbe nie. J. war kein bahnbrechender, schöpferischer Geist, aber ein tüchtiger Vertreter der Schulgelehrsamkeit seiner Zeit, erfüllt von Liebe zur Wissenschaft wie zur Kirche und mit ernstem Sinn auf die Abstellung der schmerzlich empfundenen Gebrechen im kirchlichen Leben und im Volksleben dringend; er war einer von den Männern, welche das Ansehen der Heidelberger Hochschule begründet hatten.

Ad. Franz, Der Magister Nikolaus Magni de Jawor. Ein Beitrag zur Literatur- u. Gelehrtengeschichte des 14. u. 15. Jahrhunderts. Freiburg i. Br. 1898. — Paulus, Nikolaus Jauer; Histor.-politische Blätter, 121. Bd. 1898, S. 815—819 (nach Franz). Lauchert.

Zeitteles: Andreas Ludwig J. oder, wie er sich als Poet nannte, Justus Frey, dessen „Gesammelte Dichtungen“ sein Sohn, der bekannte Germanist und Universitätsbibliothekar Adalbert J. im Auftrage der Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Literatur in Böhmen 1899 herausgegeben, ward am 24. November 1799 in Prag geboren, besuchte daselbst 1810—15 das Altstädter Gymnasium, in welchem er besonders eifrig das Studium der classischen Sprachen betrieb. Nach Vollendung des sogenannten philosophischen Obligatcurses, der seiner idealen Geistesrichtung lebhafte Anregung bot, wählte er die Medicin zu seinem Berufsstudium. Schon während der Studienzeit erwachte in ihm die Liebe zur Poesie. Durch vertrauten Umgang mit Karl Egon Ebert und dem berühmten Schauspieler Karl Seydelmann, welcher damals der Prager Bühne als Mitglied angehörte, sowie mit dem genialen Maler Joseph Führich schoß diese Neigung zu hellen Flammen auf. So entstanden schon frühzeitig viele Gedichte, die in verschiedenen Zeitungen, Zeitschriften und Taschenbüchern erschienen und in litterarischen Kreisen Aufsehen erregten. Doch mußte J. der Noth gehorchend, nicht dem eigenen Triebe, seine Neigung eindämmen. Die Armuth, die unseres Dichters Erbtheil war und ihm in dem Jugendgedichte „Frage nicht“ den Seufzer entlockte:

„Wenn ich Andere lächeln sehe,
Sehe, wie sie froh genießen,
Fühl' ich ein gewaltig Wehe

Durch die Brust wie Pfeile schießen.
Lieder sind die einz'ge Habe
Die vom Himmel ich empfangen"

forderte von ihm mit gebieterischem Zwange, daß er sich eine feste Stellung im Leben erobere. Er promovirte daher im J. 1825 in Wien auf Grund einer Dissertation, die den Titel führt „De animi adfectibus", ließ sich daselbst als praktischer Arzt nieder und traf zugleich Vorbereitungen für den akademischen Lehrberuf. 1826 unternahm er in Begleitung eines Mäcens, des Dr. Philipp Ritter v. Holger, zu wissenschaftlich-litterarischen Zwecken eine Reise durch Deutschland, welche ihn unter anderem nach Weimar führte. Hier entstand 1826 das ergreifende Gedicht „Im Schiller'schen Hause zu Weimar", in dem er das Andenken des Dichterfürsten in sinniger Weise feierte. Um dieselbe Zeit erschien auch das Gedicht „Schiller und seine romantischen Gegner", in welchem er dem unerschrockenen Streiter für Wahrheit und Freiheit, dem Bekämpfer der Tyrannen, dessen Dramen Erzposaunen gleichen, huldigte. Er donnerte den Romantikern entgegen, daß es durchaus nicht etwa heiliger Zorn ist, der sie gegen Schiller entflammt, sondern vollständiger Mangel an dem Ewig-Männlichen:

„Weil er, ein Held, verblutend für jene Freiheit focht,
Bei deren bloßem Namen das Herz euch ängstlich pocht;
Weil er der finstern Lüge Medusenhaupt zertrat
Und unsern Geist mit Wahrheit, mit Licht gesättigt hat.

Weil sein Gesang, der mächtig und kühn daher gebraust,
Wie wenn der Sturm des Waldes um Eichenwipfel saust,
Nie kräftiger und reiner, nie reicher sich ergoß,
Als wenn vom Recht der Menschheit der Mund ihm überfloß.

Weil er, sich selbst vertrauend, nur durch sich selbst geschult,
Um eure Gönnerschaften nicht kleinlich hat gebuhlt;
Weil ihm verhaßt gewesen Parteien-Haß wie Gunst;
Weil Meisterin und Herrin allein ihm war die Kunst.

Weil er, der Zeitenkenner, der Weise, der Prophet,
Wornach ihr kindisch geizet, hat männlich stolz verschmäht:
Aus hohem Aug' ein Lächeln, ein Kreuz aus hoher Hand,
Und wie er sonst noch heiße der weltlich hohle Tand!

Das sind die weisen Gründe, wir kennen sie genau,
Ihr Männer, fein im Umgang, im Urtheil hart und rauh,
Warum ihr pathologisch den Kerngesunden nennt;
Ja, pathologisch ist es, daß ihr ihn nicht erkennt.

Es wird euch nicht gelingen, ihr müht umsonst euch ab,
Den deutschen Herzen theuer bleibt dieses edle Grab:
Gesinnung heißt der Zauber, wodurch man sie gewinnt,
Charakter heißt die Formel, die Liebesnetze spinnt."

Damals war es ihm auch vergönnt, den Olympier von Angesicht zu Angesicht zu sehen und ihm seine Reverenz zu bezeigen. Bei aller Verehrung und Bewunderung seines gewaltigen, titanenhaften Genius hielt er jedoch nicht mit dem allerdings zu weit gehenden, das Kind mit dem Bade ausschüttenden Tadel zurück. Goethe ist ihm ein Lehrer, ein Führer, ein Schild gegen Schicksalsdruck, aber er kann ihn nicht erwärmen, das Herz ihm nicht höher schlagen machen, weil er nicht wie Fichte zündende Worte zur deutschen Nation gesprochen, weil er Verrath an seinem Volksthum begangen hat. Der Anblick seiner Statue entlockt ihm den zornigen, schmerzerfüllten Ausruf:

„In diesen Tagen fühl' ich's mehr als jemals: Eins hast du verbrochen:
Du ließest deines Volkes Leid vergebens an die Thüre pochen,
Du wiesest vornehm es zurück;
. . . . und wo du bitter hättest sollen weinen,
Genügte dir dein eigen Glück.

Und doch — wer weiß — ein freies Wort aus deinem Zaubermund erklungen,
Es wäre wie der Strahl des Lichts vielleicht durch Land und Meer gedrungen,
Erleuchtet hätt' es und geweckt,
Die Säumigen geweckt zur That, die Schlafenden geweckt aus Träumen,
Die bösen Geister hätt' es kühn gejagt aus ihren finstern Räumen
Und freche Willkür aufgeschreckt.

Und hätt' auch nicht dein Wort gesiegt — nicht immer siegt ein Wort zur Stunde —
So sprachst du's doch, so kam es doch hervor aus dem Prophetenmunde,
Durch alle Zeiten tönt' es fort;
Verkünden würd' es ein Geschlecht dem andern: „Seht, so dacht' und schrieb er,
So kämpft' und litt er für sein Volk, ein Mann des Volkes war und blieb er,
Gepriesen sei sein großes Wort!"

Du wolltest nicht! — Und warum nicht? — Du warst so stark nicht wie der Weise,
Der aus dem himmlischen Gefild in unsre niedern Lebenskreise
Sich opferfreudig hergewandt:
Man zeigte dir das Erdenrund mit allen seinen Herrlichkeiten;
Da ließest du den schlichten Ring von deinem Finger abwärts gleiten,
Der mit dem Volke dich verband.

. . . .

Bedrängte Menschheit, wann doch wird ein Geistesheros dir erstehen,
Der einen Arm hat für dein Wohl und ein Gefühl für deine Wehen? —
O, weinen möcht' ich wie ein Kind,
Daß Männer, die du nennen mußt im Reich des Geistes hohe Fürsten,
Nach ihrer eig'nen Ehre zwar, jedoch nach deiner Schande dürsten,
Daß deine Größten — groß nicht sind!"

1829 erhielt Z. die Stellung eines Prosectors bei der anatomischen Lehrkanzel in Wien und 1831 die durch den Tod des Ordinarius erledigte Lehrkanzel selbst in provisorischer Eigenschaft, 1835 wurde ihm die supplirende und ein Jahr darauf die ordentliche Professur der sogenannten theoretischen Medicin für Wundärzte an der ehemaligen Universität in Olmütz übertragen. In dem Studienjahr 1842—43 bekleidete er das Ehrenamt eines Rectors. Im Sturmjahre 1848 erfuhr seine Lehrthätigkeit eine Unterbrechung. Er schloß sich mit feuriger Begeisterung und der ganzen Hingebung seiner nach Fortschritt und Aufklärung dürstenden Seele der freiheitlichen Bewegung an. In seiner Eigenschaft als Lehrer der Hochschule fühlte er sich vor allem gedrängt, auf die akademische Jugend beschwichtigend und belehrend einzuwirken, indem er an sie in und vor der Aula wiederholte, mit Jubel aufgenommene Ansprachen hielt. Er übernahm ferner die Leitung eines politischen Blattes („Die neue Zeit"), in dem er seinem Freimuth und dem Ingrimm gegen die finsteren Mächte der Reaction rückhaltlos Ausdruck lieh. Durch diese seine politische Thätigkeit gewann er sich nicht nur die Herzen der gesammten Studentenschaft, sondern zugleich die Gunst und Achtung des aufgeklärten Theiles der Bevölkerung in so hohem Grade, daß er von dem Wahlbezirk Olmütz mit weitaus überwiegender Stimmenmehrheit zum Abgeordneten der deutschen Nationalversammlung in Frankfurt am Main gewählt wurde. In der Paulskirche saß er neben dem 80jährigen Ernst Moritz Arndt, so lange dieser nicht die „Schwenkung nach rechts" machte, und hielt zwei größere Reden. Mit geschwellten Hoffnungen war er nach Frankfurt gezogen, tiefgebeugt kehrte er im December 1848 in die Heimath zurück, weil Deutschland sich freiwillig der Schmach vermählt hatte. Zu der herben Gemüthsstimmung gesellte sich ein langwieriges schweres Leiden, das ihn zwang, mehrere Jahre hindurch seinem geliebten Berufe fernzubleiben. Während dieser unfreiwilligen Unterbrechung seiner akademischen Thätigkeit war er eine Zeit lang ernstlich von der Gefahr bedroht, wegen seines öffentlich bekundeten Liberalismus des Lehramtes entsetzt zu werden. Erst 1852 kam er in die Lage, seine Berufsarbeit wieder auf-

zunehmen, und er lag ihr mit dem ihm eigenen Pflichteifer bis zum Jahre 1869 ob, in dem ihm die edle Gattin durch den Tod entrissen wurde. Den Rest seines Lebens verbrachte er in Graz, wo er am 17. Juni 1878 starb.

Aus den oben erwähnten Gedichten, zu denen sich noch das 1844 verfaßte Gedicht „Nicolaus Lenau“ gesellen mag, in dem er für das Schicksal des unglücklichen Dichters seinen Mißton verantwortlich machte und in den schönen Versen:

„Wie anders deiner Muse Sonnenblick,
O Goethe, reizendstes der Wunder!
Mit allen Grazien im Freundschaftsbund,
Strömt Weisheit dir vom lebenswarmen Mund,
Und selbst dein Schmerz ist ein gesunder.

Zu dieser Quelle wandert ungesäumt:
Hier wird nicht knabenhaft der Tag verträumt,
Lebendiges wird treu besichtigt;
Vom Kerne wird das Beiwerk losgeschält,
Der Sinn geschärft, die Mannesbrust gestählt
Und Leid wie Leidenschaft beschwichtigt!“

den Altmeister als lichtvolles Gegenstück hinstellte, geht klar hervor, daß J. im Gegensatze zu vielen österreichischen Dichtern des Vormärz nie in schwachmüthige Resignation und weltabgewandte Beschaulichkeit verfiel. Dem Quietismus schoben schon sein ernster Beruf und die Beschäftigung mit der trockenen, nüchternen Erfahrungswissenschaft einen Riegel vor. Die Hingabe an die letztere war für die Ausreifung seines dichterischen Talentes von entschiedenem Vortheil; sie schärfte seinen Blick für die Natur, sie befähigte ihn zu einem raschen Erfassen des Nothwendigen, ihr dankte er die Gabe, alles Ueberflüssige und Zufällige sofort von einer Sache abzustreifen, aus den verwickeltsten Dingen alsbald den wesentlichen Kern herauszuschälen, — eine Gabe, die so vielen Berufspoeten in empfindlichem Grade mangelt, sie über die Oberfläche der Dinge nicht hinausschauen läßt und der naturalistischen Kleinkunst in die Arme treibt.

J. war ein reger Geist und mit seinen Idealen der trägen Zeit voraus. Goethe und Schiller waren ihm leuchtende Vorbilder, an ihnen rankte er sich empor. Gleichwol kann er nicht schlechthin als Epigone gelten, denn er erhebt sich durch den Reichthum der poetischen Anlage, durch die Fülle dessen, was er aus Eigenem zu dem Ueberkommenen hinzuthat, hoch über das Durchschnittsmaß.

Wahrhaft mannbar wurde seine Muse erst mit dem staatlichen Umschwung. Auf der hohen Warte des Zeitgeistes stehend, nahm er an den Kämpfen der Völker um Recht und Freiheit den lebendigsten Antheil und stellte sich überhaupt in den Dienst der Menschheit. Sein Singen und Sagen ist auf den Grundaccord gestimmt: „Wie soll, wer kriecht, sein höchstes Ziel erklettern?“ Wie auf rein wissenschaftlichem, so ging ihm eben auch auf litterarischem und politischem Gebiete die unverfälschte, ungeschminkte Wahrheit über Alles.

Er war vorzugsweise Lyriker. Die harmonische Verschmelzung und Durchdringung aller Geisteskräfte drückt seiner Lyrik den Stempel auf. Sie ist ein Gewebe von Dichtung und Wahrheit, Anmuth und Würde. Verstand, Gemüth und Phantasie sind in ihr zu trautem Bunde vereint. J. war kein Stimmungsfanatiker, er gab jederzeit der Idee vor der bloßen Stimmung den Vorzug; er war ein Gedankendichter, womit aber beileibe nicht gesagt sein soll, daß er kein einziges echtes Lied geschrieben, kein einziges Gedicht, welches man den schlichten Ausdruck naiven Empfindens nennen könnte; hat er doch sogar in einigen Gedichten den Ton des Volksliedes ausgezeichnet getroffen. Die Naturlaute echter Empfindung standen ihm ebenso reichlich zu Gebote, wie die ätzende Lauge der Satire und kecker, überschäumender Humor. Und wie die

Töne, so meisterte er auch die vielfältigen Formen. Seinen Rhythmen und Reimen, im schlichten Liede wie im Odenschwunge, sowie nicht minder in den um so schwierigeren und zierlicheren Krystallisationsformen der Glosse, des Sonetts, des Ghasels und der Ottaven ist ein leichter, anmuthiger Flußeigenthümlich.

Ein reines, lauteres Gemüth spricht auch aus den thaufrischen „Spruchdichtungen", die Adalbert J. im Jahre 1903 aus dem Nachlasse des Vaters herausgab. Gedankenwucht und Seelentiefe drücken ihnen den Stempel auf. Kraft ist der Panzer dieser Sinngedichte, köstlicher, oft übermüthig sprudelnder Humor ihr Geschmeide, Begeisterung ihr Schwert, ihr Schild die Klarheit. Der Sonne gleich verbreiten sie Wärme und Licht zugleich.

Es sei noch hervorgehoben, daß J. sich auch nicht ohne Geschick in einigen kleinen Dramen versucht hat. Bernhard Münz.

Jellinek: Dr. Adolf J., hervorragender Gelehrter und Kanzelredner, geboren am 26. Juni 1821 zu Drslawitz in Mähren, † am 28. December 1893 in Wien. Seine Eltern, die hochgeehrt waren, hatten mit der Noth des Lebens zu kämpfen. Als J. als kleiner Knabe unterrichtsfähig war, wurde er täglich nach dem fast eine Stunde entfernten Ung.-Brod in die Schule des R. Gabriel Brösler getragen. Unterricht im Talmud erhielt er, als er hierfür durch Vorkenntnisse vorbereitet war, bei R. Schelóme Bramer, der ein tüchtiger Dialektiker war. In Ung.-Brod wirkte damals als Rabbiner Mose Jehudah Rosenfeld, der für einen Kabbalisten gehalten wurde, und der wol mit Ursache war, daß J. später sich mit großem Eifer kabbalistischen Studien hingab. In seinem dreizehnten Lebensjahre ging J. nach Proßnitz, um die talmudische Hochschule des R. Mose Wannefried zu besuchen, woselbst er bald durch Fleiß und Scharfsinn Aufsehen erregte. Um sich mehr profanen Studien widmen zu können, ging J. von Proßnitz nach Prag, wo er eine Hauslehrerstelle annahm, und sich, mit vor keinen Schwierigkeiten zurückschreckendem Lerneifer, auf privatem Wege, die Wissenszweige aneignete, die damals der Lehrplan der österreichischen Gymnasiien vorschrieb. Im J. 1842 bezog er die Universität Leipzig und wurde ein Lieblingsschüler des Arabisten Heinrich Fleischer. 1845 wurde J. Prediger der israelitischen Cultusgemeinde in Leipzig. J., ein rastlos schaffender, schöpferischer Geist, gehört zu den classischen Vertretern des Judenthums und kann als der bedeutendste und gefeiertste jüdische Kanzelredner des vorigen Jahrhunderts bezeichnet werden. Er ging in seinen Reden stets von großen Gesichtspunkten aus und sie zeichnen sich durch Gedankenfülle und Formvollendung aus. Er machte Talmud und Midrasch, wie keiner seiner Zeitgenossen, der Kanzel dienstbar, was das eigentlich Charakteristische seiner Predigten ausmacht, die auf der großen und breiten Grundlage einer weitverzweigten jüdischen und außerjüdischen Gelehrsamkeit ruhen. Er hat in seine Reden die Ergebnisse seiner Forschungen hineingetragen und in ihnen die reichen Früchte ernster Gelehrsamkeit aufgespeichert. Dabei war Jellinek's Vortrag von zündender Wirkung und geradezu hinreißender Gewalt, und seine Reden, in welchen auch Zeit- und Streitfragen behandelt werden, behalten dauernden culturhistorischen Werth. 1847 erschienen von ihm in der Leipziger Synagoge gehaltene Kanzelvorträge, woselbst er am 22. Mai 1847 die erste Confirmationsfeier leitete, und 1848 zwei Kanzelvorträge, gehalten in der Synagoge seiner Heimathsgemeinde Ung.-Brod nebst einem Anhange über „Pirke Aboth" und „Midrasch Jona". Von auswärts gehaltenen Reden sind zu erwähnen: „Der Mensch ein Spiegelbild der Natur", Predigt, gehalten in Karlsbad (1852) und „Freuden- und Freundesworte", Rede, gehalten in Hamburg (1852). Im J. 1856 erhielt J. einen Ruf als Prediger der israelitischen Cultusgemeinde in Wien, nachdem er daselbst eine

Aufsehen erregende Rede gehalten, die unter dem Titel: „Jede Zeit hat ihren Mann, und jeder Mann hat seine Zeit“ erschienen ist. In Wien, wo damals noch der Meister und Mitbegründer der modernen jüdischen Kanzelberedsamkeit, der durch Adel der Gesinnung und Kraft der Beredsamkeit ausgezeichnete Prediger J. N. Mannheimer wirkte, war J. bis an sein Lebensende im Amte thätig und entfaltete nebstdem eine vielseitige litterarische Thätigkeit. Besonders anregend wirkte er in Wien auf junge aufstrebende Gelehrte, denen er die reichen Schätze seiner großen Bibliothek zur Verfügung stellte, die nach seinem Tode dem Wiener Rabbinerseminar zukam. In Wien gründete J. das Beth-ha Midrasch, eine Lehranstalt für die Wissenschaft des Judenthums, an der er selbst äußerst lehrreiche Vorträge hielt und an die er Männer von Weltruf auf dem Gebiete der rabbinischen Litteratur, wie J. H. Weiß und M. Friedmann zum Lehramte berief, denen viele jüdische Gelehrte ihre Ausbildung verdanken. Auch ist es Jellinek's Einfluß zu danken, daß die Baron Hirsch-Stiftung, welche humanitäre Zwecke verfolgt, ins Leben gerufen wurde, die er bis zu seinem Tode mit verwaltete. Neben den zahlreichen von J. in Wien einzeln veröffentlichten Reden seien hier besonders hervorgehoben: die (1862, 1863, 1866) erschienenen drei Theile seiner Predigten (Wien), die, weil vergriffen, eine Neuauflage verdienen, seine Reden über den Talmud (1863), über Schema Israel, das isr. Glaubensbekenntniß (1869) und seine „Zeitstimmen“ (1870, 1871). J. hat auch tiefe Blicke in die jüdische Volksseele gethan, wovon seine trefflichen Schriften: „Der jüdische Stamm“ (1869) und „Der jüdische Stamm in nichtjüdischen Sprichwörtern“ (1881, 1882) Zeugniß geben.

J. entfaltete von seinen Frühjahren bis ins Alter eine große litterarische Thätigkeit und es sind von ihm, neben seinen zahlreichen, in den verschiedensten Zeitschriften zerstreuten Aufsätzen religionsphilosophischen, homiletischen, kabbalistischen, historischen und bibliographischen Inhaltes über hundert Werke erschienen, von denen hier nur die wichtigsten aufgezählt werden sollen. Im J. 1839 schon beginnt er mit der Herausgabe von De Rossi's „Historischem Wörterbuch der jüdischen Schriftsteller“ und übersetzt 1846 unter dem Namen Gellinek die Kabbala oder die Religionsphilosophie von Prof. Ad. Frank aus dem Französischen. Gleichzeitig redigirt er in Verbindung mit J. Fürst, Saalschütz und Zunz das „Sabbath-Blatt, Wochenschrift für Belehrung, Unterhaltung und Kenntniß jüdischer Zustände“ (Leipzig 1844—1846). 1846 erscheint von ihm: „System der Moral von R. Bechaye ben Joseph“ und: „Sefath Chachamim oder Erklärung der in den Talmuden Targumim und Midraschim vorkommenden persischen und arabischen Wörter“ und 1847: „Nachträge zu meinem Sefath Chachamim“, „Elisa ben Abuja genannt Acher“, Erklärung und Kritik der Tragödie „Uriel Acosta“ von Gutzkow. Im J. 1851 erscheint der erste Ring der langen Kette „Kabbalistische Studien“: „Moses ben Schem-Tob de Leon und sein Verhalten zum Sohar. Eine kritische Untersuchung über die Entstehung des Sohar“ (Leipzig), ein Werk, in welchem die Sohar-Frage gründlich gelöst ist. Diesem Werke reihen sich dann an: „Beiträge zur Geschichte der Kabbala“ (Leipzig 1852) und „Auswahl kabbalistischer Mystik“, enthaltend den Tractat über die Emanation, das Buch der Intuition, das Sendschreiben Abulafias und über das Tetragrammaton von Abraham aus Köln, zum Theile nach Handschriften aus Paris und Hamburg nebst historischen Untersuchungen und Charakteristiken (Leipzig 1853). Er hat in diesen Schriften sich als ein bedeutender Kenner auf dem Gebiete der Gnosis und Mystik bewährt und neue Aufschlüsse über das Wesen und die Geschichte der Kabbala gegeben. 1852 erschien: „Dialog über die Seele von Galenus“

und 1853 „Thomas von Aquino in der jüdischen Litteratur". 1853 beginnt J. mit der Herausgabe: „Beth-ha Midrasch", Sammlung kleiner Midraschim mit vermischten Abhandlungen aus der älteren jüdischen Litteratur nach Handschriften und seltenen Druckwerken gesammelt, nebst Einleitungen (6 Theile, 1853—1878). In diesem Werke hat J. verschollene, vergessene Midraschim ans Licht gezogen, und erweist sich dasselbe als eine Fundgrube für Geschichte und Alterthumskunde. 1863 veröffentlichte J. aus Anlaß des 70. Geburtstages seines Collegen J. N. Mannheimer: „Nofet Zufim, Messer Leons Rhetorik" in herrlicher typographischer Ausstattung. Von großem Werthe sind seine „Konteresim", in welchen er die Bibliographie über die ältesten Commentare zum Talmud, über die Namen der Juden, über die Litteratur zu den 613 pentateuchischen Ge- und Verboten und über Maimoni's Gesetzes-Codex, mit großer Litteraturkenntniß behandelt (Wien 1877—1878). Seine letzten in Wien gehaltenen Reden sind in den „Populär-wissenschaftlichen Monatsblättern" (Frankfurt a. Main 1893) unter dem Titel „Kleine Reden von Dr. Adolf Jellinek (S. 1, 25, 52, 77) abgedruckt, denen er als Ehrenmitglied des Mendelssohn-Vereins in Frankfurt a. M. stets ein Freund und Mitarbeiter gewesen. Am 31. December 1893 fand unter großer Betheiligung sein Leichenbegängniß in Wien statt und widmete ihm an der Stätte seiner Wirksamkeit im Tempel sein würdiger College, Herr Oberrabiner Dr. Güdemann, einen tiefempfundenen Nachruf. Adolf Brüll.

Jellinek: Herrmann J., Schriftsteller, geboren in Drslawitz bei Ung.-Brod in Mähren am 22. Januar 1822, kriegsgerichtlich erschossen am 23. November 1848 in Wien. Mit seinem um ein Jahr älteren Bruder Adolf, dem nachmals bekannten Kanzelredner, Orientalisten und Prediger der Wiener israelitischen Gemeinde († 1893 in Wien), erhielt er den ersten Unterricht in seinem Geburtsdorfe, dann in der Normalschule zu Ung.-Brod und zu Proßnitz. Sprachen, für die er eine große Begabung zeigte, eignete er sich durch eigenen Fleiß nur von seinem Bruder geleitet an. Als sein Bruder des Studiums wegen nach Prag gegangen war, folgte er ihm bald dahin nach und bildete sich in classischer Litteratur und Philosophie aus, sich von Anbeginn zu Kantschen Grundsätzen bekennend. Um sich in dieser Disciplin zu vervollkommnen, bezog er 1841 die Universität Leipzig und veranlaßte auch seinen Bruder dahin zu kommen. Außer Philosophie betrieb er gleichzeitig jüdische, protestantische und katholische Theologie, Nationalökonomie, Rechtswissenschaft, Sprachen und Litteratur, Naturwissenschaften, wie er denn überhaupt die universelle Verbindung der Disciplinen verfocht. Leider war er bei seiner großen Gelehrsamkeit excentrisch in seiner Denkungsweise und von einem unbändigen Freiheitsgefühl, das sich in seinen Broschüren und Schriften kundthat. Er veröffentlichte in dem einen Jahre 1847 „Uriel Acosta's Leben und Lehre. Ein Beitrag zur Kenntniß seiner Moral, wie zur Berichtigung der Gutzkowschen Fictionen über Acosta und zur Charakteristik der damaligen Juden", „Das Verhältniß der lutherischen Kirche zu den reformatorischen Bestrebungen Nicolaus Crell's und Christian's I. in seinen Wirkungen auf die neuesten Ereignisse. Nebst einem Abdrucke der Visitationsartikel", „Die gegenwärtige Krisis der Hegel'schen Philosophie", „Die religiösen, socialen und litterarischen Zustände der Gegenwart in ihren praktischen Folgen untersucht", „Die religiösen Zustände der Gegenwart oder Kritik der Religion der Liebe", „Die Täuschungen der aufgeklärten Juden und ihre Fähigkeit zur Emancipation mit Bezug auf die von der preußischen Regierung dem vereinigten Landtage über die Juden gemachten Propositionen" u. a. m.

Sein überaus freies Auftreten an der Universität und im öffentlichen

Leben bot der sächsischen Polizei den Vorwand, ihn auszuweisen. Er rächte sich durch die Veröffentlichung einer Broschüre „Das Denunciationssystem des sächsischen Liberalismus und das kritisch-nihilistische System Herrmann Jellineks" und ging nach Berlin, um seine Studien, aber auch seinen Kampf gegen die tonangebenden Ideen der vormärzlichen Zeit in Wort und Schrift fortzusetzen. Als er hier Vorlesungen über Nationalökonomie ankündigte, wies man ihn auch aus Berlin fort, worauf er sich noch im J. 1847 nach Wien begab. Mehr um seinen Lebenserwerb zu finden als aus innerer Zuneigung, wandte er sich der publicistischen Thätigkeit zu; er schrieb anfangs Leitartikel für die gemäßigtere „Allgemeine österreichische Zeitung", übernahm aber bald neben Becher als Chefredacteur die Leitung des gefürchteten Blattes „Der Radicale". Hier kämpfte er in der heftigsten Weise und mit ungezügelter Leidenschaft gegen alle politischen, kirchlichen und socialen Zustände, dagegen blieb er allen Demonstrationen in der Aula, im Reichstag und in den Vereinen vollkommen fern. Damals verfaßte er seine Broschüren „Kritischer Sprechsaal für die Hauptfragen der österreichischen Politik" (Wien 1848) und „Kritische Geschichte der Wiener Revolution vom 13. März bis zum Constituiren der Reichstage" (Wien 1848). Als er nach der Niederwerfung des Aufstandes fortfuhr zum äußersten Widerstande anzueifern, um die constitutionellen Freiheiten zu retten, wurde er am 5. November im Hause der Baronin Perin verhaftet, am 20. verhört und zum Tode durch den Strang verurtheilt. Wie er sich früher allen Rathschlägen aus Wien zu fliehen, widersetzt hatte, so verhielt er sich auch bei seinem kurzen Verhöre standhaft und trotzig. Seine Verurtheilung erfolgte wegen hochverrätherischer Aufwiegelung des Volkes, wiewol er sich an dem äußeren Kampfe nie betheiligt hatte. Am Abend vor seiner Justificirung durch Pulver und Blei, zu der er begnadigt wurde, rief er aus: „Meine gedruckten Ideen können nicht erschossen werden". Das Todesurtheil wurde an ihm und Dr. Becher gemeinsam im Stadtgraben vor dem Neuthor vollzogen.

B. Bretholz.

Jensen: Julius J., geboren am 30. Juli 1841 in Kiel, beendete 1866 als Assistent Esmarch's hier sein Studium und trat im September auf dem böhmischen Kriegsschauplatz als Arzt bei dem ostpreußischen Jägerbataillon ein und kam mit demselben nach Ostpreußen. Durch Kahlbaum's Abgang war die Stelle des 2. Arztes an der Irrenanstalt Allenberg freigeworden, welche J. auf seine Bewerbung erhielt. Eine kurze Zeit war er noch mit Kahlbaum zusammen, länger mit dessen Schüler Hecker, deren Lehren er sich später vielfach anschloß. Bald mußte er in Vertretung des kränklichen Directors die Anstalt längere Zeit thatsächlich leiten und führte in dieser Zeit mit Begeisterung die damals neue zwanglose Behandlung der Irren ein. Von 1868—1875 hat er unter der Direction des ihm befreundeten Wendt neben eifriger Thätigkeit als Anstaltsarzt in Allenberg zahlreiche wissenschaftliche Arbeiten geliefert. Mit dem Anatomen Pansch in Kiel begann er Studien der Gehirnanatomie, die für einige seiner weiteren Forschungen grundlegend geworden sind; in Allenberg sammelte er reiches Material, welches ihn bis an seine letzte Krankheit beschäftigt hat; besonders handelte es sich um Messungen und Zeichnungen der Gehirnoberfläche nach von ihm selbst ausgebildeten Methoden. Doch blieb der Verkehr mit den Kranken ihm Bedürfniß und gewährte ihm eine hohe Befriedigung. Von 1875—1885 war er Director in Allenberg; während dieser Zeit setzte er die unentgeltliche Behandlung der heilbaren Kranken durch, erreichte die Angliederung einer Irrencolonie an die Anstalt und leitete das Bauprogramm für die neue Anstalt Kortau. 1885 übernahm er die städtische Irrenanstalt Dalldorf bei Berlin, erkrankte aber

bald an einem Gehirnleiden und wurde im Frühjahr 1887 zur Disposition gestellt. Doch behielt er die Kraft zum wissenschaftlichen Arbeiten und zu Vorträgen. Am 24. April 1891 starb er in Charlottenburg.

Laehr, Gedenktage der Psychiatrie, S. 122 und 227. — Wendt, Nekrolog in Allgem. Zeitschrift f. Psychiatrie und psych. u. gerichtl. Medicin Bd. 48 (1892), S. 540—546, mit genauen Litteraturangaben.

Th. Kirchhoff.

Jessen: Karl Friedrich Wilhelm J., Botaniker, geboren zu Schleswig am 15. September 1821, † in Berlin am 27. Mai 1889. Nachdem J. in Kiel seine philosophischen und naturwissenschaftlichen Studien beendet hatte, wurde er daselbst auf Grund seiner Inauguraldissertation: „Prasiolae generis Algarum monographia“ 1848 zum Dr. phil. promovirt und bald darauf als Docent der Botanik an der landwirthschaftlichen Akademie in Eldena angestellt, während er sich gleichzeitig an der Universität Greifswald für Botanik habilitirte. Im J. 1871 nahm J. an einer vom preußischen Ministerium für Landwirthschaft zur naturwissenschaftlichen Erforschung der Ostsee ausgerüsteten Expedition theil, worüber er in dem von der Commission zur wissenschaftlichen Untersuchung der deutschen Meere herausgegebenen Berichte (Kiel, Jahrg. 1) kurz referirte. Die auf Grund jener Reise beabsichtigte Veröffentlichung einer Algenflora der Ostsee ist nicht erfolgt. Als 1877 die Akademie in Eldena aufgehoben wurde, siedelte J. nach Berlin über, wo er neben seiner schriftstellerischen Thätigkeit auch Vorlesungen an der Universität hielt. Hier ist er auch nach kurzer Krankheit im 68. Lebensjahre gestorben.

Nachdem sich J. unter dem Einflusse seines Freundes, des Algologen J. N. v. Suhr, dessen Andenken er seine Dissertation gewidmet hatte, zuerst mit dem Studium der Kryptogamen beschäftigt hatte, ging er später zur Behandlung der höheren Gewächse und zu Fragen allgemeinerer Natur über. So erschien 1855 eine von der Kaiserlich Leopoldinisch-Carolinischen Akademie, deren Mitglied er 1854 wurde, preisgekrönte und in den Verhandlungen der Leopoldina abgedruckte Schrift: „Ueber die Lebensdauer der Gewächse und die Ursache verheerender Pflanzenkrankheiten“, worin er nachzuweisen versuchte, daß die Pflanzen durch lange fortgesetzte ungeschlechtliche Vermehrung schädlichen Angriffen gegenüber widerstandsunfähiger werden. In erster Linie für die Zwecke der Landwirthschaft bestimmt, gab er 1863 das Werk „Deutschlands Gräser und Getreidearten“ heraus, das sich durch eingehende Analysen der behandelten schwierigen Pflanzenfamilie auszeichnet. Auch eine 1879 in Berlin veröffentlichte „Deutsche Excursionsflora“ war praktisch angelegt und dadurch bemerkenswerth, daß in ihr die geographische Verbreitung jeder selteneren Art auf einem beigedruckten schematischen Kärtchen übersichtlich dargestellt wurde. Mit besonderem Interesse hat J. von jeher die historische Seite der Naturwissenschaften gepflegt. Einer kleineren, 1858 in Greifswald erschienenen Abhandlung über die Pflanzenwerke des Aristoteles folgte 1864 ein größeres Werk: „Botanik der Gegenwart und Vorzeit in culturhistorischer Entwicklung. Ein Beitrag zur Geschichte der abendländischen Völker“, und 1867 die von E. Meyer und ihm besorgte Ausgabe von Albertus Magnus: De vegetabilibus libri VII. In jener größeren selbständigen Arbeit hat sich der Verfasser bezüglich der Neuzeit nicht frei von subjectiven Vorurtheilen gehalten, während ihm die Behandlung der Botanik des Alterthums und Mittelalters besser gelungen ist. Seine umfassenden philologischen Kenntnisse verwerthete J. bei der Herausgabe eines von dem 1874 verstorbenen Verfasser des Thesaurus litteraturae botanicae, Dr. G. Pritzel (s. A. D. B. XXVI, 612) nachgelassenen Manuscriptes über die deutschen Volksnamen der Pflanzen. Es kam 1884

heraus unter dem Titel: „Die deutschen Volksnamen der Pflanzen. Neuer Beitrag zum deutschen Sprachschatze. Aus allen Mundarten und Zeiten zusammengestellt von Dr. G. Pritzel und Dr. C. F. W. Jessen". Auch für die zweite Auflage des Thesaurus von 1872 besorgte J. den systematischen Theil. In späteren Jahren wandte sich J. immer ausschließlicher philosophisch-ästhetischen Fragen zu, für die er in Vorlesungen und Vorträgen auch weitere Kreise zu interessiren suchte. Er sprach unter anderem über „natürliche Grundgesetze der bildenden Kunst", „Aesthetik als Naturwissenschaft", „Physiologie der Seele" u. s. w. In einer Vorlesung über „Ursprung und Fortdauer der lebenden Wesen" nahm er Darwin's Lehre gegenüber eine schroff abweisende Stellung ein, die er auch vorher schon in einem 1855 veröffentlichten Buche: „Der lebenden Wesen Ursprung und Fortdauer nach Glauben und Wissen aller Zeiten" zu begründen unternommen hatte.

Nachruf von P. Magnus in Leopoldina XXV. 1889.

E. Wunschmann.

Jhering: Rudolf J. wurde am 22. August 1818 als Sohn des Rechtsanwalts und Secretärs der ostfriesischen Stände Georg Albrecht J. zu Aurich in Ostfriesland geboren. Die Familie, über deren Geschichte Ch. H. Gittermann in seiner Biographie des Herrn G. A. J. (Aurich 1865, auch im „Neuen Nekrolog der Deutschen", 3. Jahrg. 1825) ziemlich eingehende Nachrichten gibt, läßt sich weit zurückverfolgen. Nach den (vom Verf. nicht nachgeprüften) Mittheilungen Gittermann's stammt sie aus Franken, wo ihre Spuren bis ins 14. Jahrhundert nachzuweisen sind; im 15. Jahrhundert ist nennenswerth als directer Vorfahr Rudolf Jhering's der in Sachsen geborene Konrad J., welcher vom Kaiser Friedrich III. zum Pfalzgrafen ernannt wurde, mit der Bestimmung, daß diese Würde jederzeit auf den Erstgeborenen seiner Nachkommenschaft übergehen solle. Doch muß dieses Vorrecht sehr bald (angeblich schon in der ersten Generation) wieder verloren worden sein. Die Familie läßt sich in ziemlich reicher Verzweigung auch später noch verfolgen; der hier in Frage stehende Stamm zog sich schon im 16. Jahrhundert nach Ostfriesland. Ein Urgroßvater Rudolf Jhering's war Sebastian Eberhard J. (1700—1759); dieser, ein Urenkel von Hermann Conring, wirkte von 1735 als Kammerrath in Aurich. Ebenso lebten auch Jhering's Großvater und Vater daselbst als Verwaltungsbeamte und haben durch energisches und gemeinnütziges Wirken ein geachtetes Andenken hinterlassen.

Nach dem frühzeitig (1825) erfolgten Tod seines Vaters bezog Rudolf J. das Gymnasium zu Aurich, welches er zu Ostern 1836 verließ, um sich den juridischen Universitätsstudien zu widmen. Nachdem er ein Jahr zu Heidelberg, dann in München, Göttingen und Berlin studirt hatte, promovirte er 1842 zu Berlin mit der Dissertation „De hereditate possidente" und erlangte schon 1843 ebenda die Zulassung zur Privatdocentur. Von da ab verfloß sein Leben in ruhigem, wenngleich glänzendem akademischem Gang. 1845 wurde er als ordentlicher Professor nach Basel, 1846 nach Rostock, 1849 nach Kiel, 1852 nach Gießen berufen. Hier trat ein langer Stillstand in seiner akademischen Laufbahn ein; sechzehn Jahre blieb er in Gießen, wie es scheint nicht freiwillig; es liegt die Vermuthung nahe, daß die vielfach bestehende Opposition gegen die von ihm damals eingeschlagene wissenschaftliche Richtung hierbei mitgewirkt hat. In der langen Gießener Zeit hat J. eines seiner Hauptwerke geschaffen, den „Geist des Römischen Rechts", sowie zahlreiche Abhandlungen, die seinen Namen emporhoben; in dieser Zeit geschah es auch, daß er als Candidat für das norddeutsche Parlament aufgestellt wurde, jedoch, nicht zum Schaden der Wissenschaft und seiner eigenen Entwicklung, bei der

Stichwahl unterlag. Das Jahr 1868 brachte unter glänzenden äußeren Ehren und Bedingungen die Berufung an die Universität Wien, welche er jedoch, nachdem er im J. 1871 abgelehnt hatte, sich nach Straßburg berufen zu lassen, im J. 1872 wieder verließ, um sich in die Stille der Göttinger Arbeitsluft zurückzuziehen; damals wurde ihm der österreichische Adelstand verliehen. Der Universität in Göttingen ist J. dann treu geblieben bis zu seinem Ableben, obwol das Jahr 1874 ihm zwei Berufungen — nach Leipzig und Heidelberg — brachte.

Diese Lebensgeschichte ist, wenn man will, arm an äußeren spannenden Momenten; es ist das Bild eines Gelehrtenlebens, ohne die Zuthaten, welche für viele demselben erst seinen Reiz geben. Politischer Bethätigung ist J. immer fern geblieben, und nur damals, als er sich für das norddeutsche Parlament candidiren ließ, scheint die Versuchung, diese Laufbahn zu betreten, ihn überwältigt zu haben. Daß er an der Bewegung des Jahres 1848 theilgenommen hätte würde man eigentlich bei seinem lebhaften Naturell beinahe erwarten; aber es ist nichts davon bekannt geworden und es mag auch sein damaliger Aufenthaltsort (Rostock) nicht der richtige Boden für eine größere politische Bethätigung gewesen sein. Zudem scheint er trotz seines regen und nicht an die Studirstube gebannten Geistes keinen Zug zur Politik gehabt zu haben; wäre es der Fall gewesen, so würden sich in seinen Schriften die dazu vielfach Anlaß geben, politische und staatsrechtliche Bemerkungen in größerer Anzahl finden; auch würde ein Mann, der die Feder so gern zu einem actuellen Thema ergriff, schwerlich die Gelegenheit versäumt haben, sich litterarisch zu den Tagesfragen zu äußern. — Ebensowenig ist J. jemals als praktischer Jurist thätig gewesen, obwol er nach dieser Richtung sehr ausgesprochene Anlagen und Interessen an den Tag legt und als Gutachter über den Lucca-Pistoja-Actienstreit, den Berner Schießplatz und die Baseler Festungswerke, sowie auf Wunsch des Reichsjustizamts im J. 1887 über den Schutz der Inedita fungirt hat. So bildete für ihn die Wissenschaft den einzigen Inhalt des Lebens. Allerdings hat sie denselben gerade für ihn besonders reich ausgestattet und seinem Dasein zwar nicht die äußere Bewegung, aber doch all den Glanz verliehen, den bei weniger ungewöhnlichen Geistern nur eine erfolgreiche praktische Thätigkeit zu gewähren vermag. Den äußeren Höhepunkt seines Lebens bildet dabei unzweifelhaft seine Berufung an die Wiener Universität und die dort verlebte Zeit. Den inneren Culminationspunkt seines Schaffens hatte J. allerdings schon früher, in der Gießener Periode erreicht; aber hier wie gewöhnlich mußte der weltliche Erfolg den geistigen besiegeln, um die Bedeutung des Mannes den großen Massen zur Kenntniß zu bringen, wobei es freilich klar ist, daß eben auch nur für eine im Vollbesitz selbstbegründeter Autorität stehende Persönlichkeit jene Berufung ein solcher Triumph werden konnte wie sie es thatsächlich gewesen ist. Denn die auszeichnende Form, in welcher die österreichische Regierung diese von J. nicht ohne Bedenken angenommene Berufung durchzuführen wußte und die Erfolge, welche J. sofort bei seinem Auftreten in Wien fand, dürften im akademischen Leben selten sein. Dabei kam ihm noch die gerade auf sein impulsives und subjectivisches Wesen gestimmte Empfänglichkeit der Wiener Gesellschaft und der Umstand zu statten, daß sein Auftreten die Krönung des von Brinz, Unger, Glaser, Siegel, Arndts u. A. neugeschaffenen Gebäudes einer austriacistischen Rechtswissenschaft zu bedeuten schien. Welche Gründe J. bestimmt haben, diesen Wirkungskreis so bald wieder zu verlassen, steht dahin und es ist müssig danach zu fragen; ja es ist zweifelhaft, ob für J. selbst außer dem von ihm selber gewöhnlich angegebenen und auch unzweifelhaft zutreffenden Grunde der Ueberbürdung mit

akademischen Lasten und der großstädtischen Ruhelosigkeit nicht unbewußt noch weitere Empfindungen mitgespielt haben. Denn, ob er sich nun darüber klar war oder nicht, gewiß ist es, daß der intensive Erfolg seines ersten Auftretens im Lauf der Jahre sich naturgemäß hätte abschwächen müssen. Die Reibungen des Daseins würden auch hier nicht ausgeblieben sein, und wo andere sich in ihre Stellung erst hineinwachsen, hatte er nur zu gewärtigen, daß das Ungewöhnliche seines ersten Erfolges mit der Zeit der alltäglichen Gewohnheit erliegen mußte. Zudem ist das reichbegabte Naturell der Oesterreicher, und das hat J. sicher empfunden, mehr politisch als wissenschaftlich angelegt, und gerade in Wien wird die stille Thätigkeit des Gelehrten durch den, wenn auch nicht immer fruchtbringenden so doch stets lauten Gang der politischen Mühlen leicht übertönt. So hat J. einer gewiß richtigen Empfindung Folge geleistet und seiner eigenen Entwicklung einen unschätzbaren Dienst erwiesen als er sich auf der Höhe seines Erfolges in die Göttinger Stille zurückzog. Er hat damit, indem er auch fernerhin jeden größeren akademischen Wirkungskreis verschmähte und es vorzog, sich aufsuchen zu lassen, sich die glückliche Position eines auf sich selbst gestellten Denkers bis an sein Ende gesichert.

In Göttingen waren ihm noch zwanzig Jahre ernster und friedlicher Arbeit beschieden. Er lebte hier in einem vertrauten Kreis von Freunden und bildete, obwol er sich allen akademischen Würden entzog und sogar von der Verpflichtung dazu officiell entheben ließ, doch einen Mittelpunkt der Universität. An der Seite seiner zweiten Frau, im Kreise seiner heranwachsenden Kinder erster Ehe verbrachte er in unablässigem Schaffen die späten Mannesjahre. Das herannahende Alter fand ihn ungebeugt. Reiche Ehre und Anerkennung und die dankbare Anhänglichkeit hervorragender Genossen und zahlloser Schüler verschönten seinen Lebensabend. Am 8. August 1892 beging er unter großer Betheiligung der deutschen Juristenwelt sein fünfzigjähriges Doctorjubiläum. Dieses war sein letztes Fest. Schon damals machten sich die Spuren einer schweren organischen Erkrankung bemerkbar; das Leiden verschlimmerte sich rasch. Am 20. September verschied er in seinem Hause zu Göttingen.

Ihering's Stellung in der Geschichte der Rechtswissenschaft in einem auf die Dauer veranlagten Werk zu charakterisiren, ist eine dankbare Aufgabe; nachdem der große Strom, der zum größten Theil recht leichtflüssigen Elogien, die bei seinem Tod geschrieben worden sind, rasch abgeflossen ist, droht heute bei der Umwerthung aller juristischen Werthe, welche einerseits die Codification des deutschen Cilvilrechts, andererseits die ungeheure Entwicklung des öffentlichen Rechts und die im Zuge befindlichen Umwälzungen in der Strafrechtswissenschaft mit sich bringen, den Juristen des vorigen Jahrhunderts eine rasche Veraltung ihrer Schöpfungen, damit aber auch vielfach die Gefahr der Unterschätzung des Antheils, den sie fortdauernd an der heutigen Entwicklung besitzen. Zumal eine in beschleunigtem Tempo lebende und aus den alten engen Verhältnissen immer lebhafter hinausdrängende Zeit wie die heutige den an sich gewiß sehr berechtigten Zug hat, lieber in die Zukunft zu blicken als in die Vergangenheit und auch die Zeiten nicht mehr sind, wo bei dem völligen Mangel jedes politischen Lebens das Erscheinen eines Buchs als ein Ereigniß im Leben der Nation angesehen werden konnte, ist für den Heroencultus im Gebiet der Wissenschaften gegenwärtig wenig Stimmung vorhanden. Darunter haben von den Juristen des vorigen Jahrhunderts Verschiedene in verschiedenem Maß zu leiden; die Häupter der historischen Schule, Savigny und Puchta, fast gar nicht, theils deshalb, weil sie wahre Classiker sind, theils auch darum, weil ihre Stellung schon längst vor dem Beginn jener Umwandlungen eine unerschütterlich gefestigte war. Auch die reinen

Historiker unter den Juristen wie z. B. Bruns werden wenig berührt, weil die Rechtsgeschichte eine in sich abgeschlossene und von den juristischen Zeitströmungen unabhängige Wissenschaft bildet. Jene dagegen, deren Schwergewicht auf dem rein juristischen oder dem doppelt wandelbaren rechtsphilosophischen Plane liegt sind heut unverkennbar einem gewissen Undank ausgesetzt und ob die Zukunft von selbst zur richtigen Revindication ihrer Verdienste gelangen würde, ist zweifelhaft. Auch Ihering's Andenken ist dieser Möglichkeit zwar theilweise, aber keineswegs ganz entrückt, und es ist darum ein Gebot der Gerechtigkeit, es vor derselben zu schützen. Allerdings ist dabei von kritikloser Bewunderung durchaus abzusehen. Aber das Bleibende und vielleicht in späteren Zeiten zu neuer Keimkraft erwachende in vielen seiner Werke, darf nie vergessen werden.

Man kann aber an eine Würdigung seiner einzelnen Arbeiten nicht herantreten ohne die Persönlichkeit des Mannes an die Spitze zu stellen. Mehr als bei irgend einem der führenden Juristen des vorigen Jahrhunderts ist es bei J. die Gesammtpersönlichkeit, welche seine Bedeutung ausmacht. Vor allem liegt seine gewaltige Bedeutung in dem Leben, das er der Jurisprudenz seiner Tage eingehaucht hat; daß er durch den reißenden Zug seiner Ideen die Jurisprudenz mit einem einheitlichen, lebendigen Lufthauch erfüllte und wenigstens die Romanistik vor der ihr stellenweise sehr gefahrdrohenden Scholastik bewahrt hat, bleibt eine Thatsache, welche vor allem diejenigen zu schätzen wissen, die damals jung gewesen sind. Es hat unzweifelhaft zu jener Zeit zahlreiche Juristen gegeben, die ihm an rein wissenschaftlicher Bedeutung annähernd gleichkamen, daneben aber auch recht viel alexandrinisch Veranlagte. Diese Richtung unschädlich zu machen, ist Niemand besser gelungen als J. Die Belebung der Wissenschaft ist nicht bloß Sache der Erkenntniß sondern auch der Subjectivität. Daß die Rechtswissenschaft auch an äußerem Ansehen und Popularität mit den aufblühenden Naturwissenschaften gleichen Schritt halten konnte, daran hat J. von allen seinen Zeitgenossen wahrscheinlich den größten Antheil, und er hat ihn infolge des fast revolutionären Charakters seines wissenschaftlichen Auftretens. Durch alle seine Schriften zieht sich der Schwung eines rücksichtslosen, hohen Gesichtspunkten nachstrebenden Geistes hindurch. Zwar der specifisch-juristische Gesichtskreis selbst ist im Grunde bei J. kein allzuweiter; Schule und Rüstzeug ist ihm überall das Römische Recht und von modernen Gesetzbüchern weiß er wenig, von ausländischen so gut wie nichts, die juristische Praxis hat er kaum gesehen. Auch in der Römischen Geschichte ist seine Auffassung gebildet an Niebuhr, Rubino und Göttling und der ungeheuren Vertiefung und Erweiterung, die Mommsen's Auftreten hier mit sich brachte, ist er, wiewol er für das Alles die lebhafteste und gewiß aufrichtige Anerkennung besaß, ersichtlich nicht activ gefolgt. Manche seiner Schriften, wie „Scherz und Ernst in der Jurisprudenz" zeigen uns den richtigen Gesichtskreis des romanistischen Professors der 1850er Jahre — selbst in dem geistvollen Spott für unseren heutigen Geschmack ein zu lebendiges Interesse für Dinge, die schon damals etwas zum altväterischen Hausrath gehörten. Aber dieser Mangel seiner rein juristischen Interessenkreise — die philosophischen sind eine Sache für sich — sind bei J. mehr als wettgemacht durch die intensive Kraft, mit der er das Einzelne durchdringt und belebt und durch die Freiheit, mit der bei ihm der Gedanke mit einem beschränkten Stoff die höchsten Erzeugnisse wenn nicht herzustellen so doch anzudeuten vermag.

Im Einzelnen muß man bei Ihering's Arbeiten die philosophischen von den juristischen unterscheiden. Nur diese beiden Kategorien sind vorhanden; historische Arbeiten im strengen Sinn giebt es nicht. Denn die allerdings

zahlreichen historischen Betrachtungen, die sich im „Geist“ befinden, haben auf dieses Prädicat nur in beschränktem Umfang Anspruch. Sie sind nicht um der Geschichte, sondern um der Idee willen geschrieben; diese ist das Leitmotiv, welches mit historischen Excursen nur ausgeführt und auf solche nur gestützt wird. An der Idee darf es nun natürlich auch in einer historischen Darstellung nicht fehlen, wenn anders sie auf den Namen einer Darstellung Anspruch erheben und nicht als reine Materialiensammlung gelten will; aber die Idee quillt hier aus den Thatsachen hervor, während sie bei J. stets das Princip geblieben ist. Daß dabei auch die Objectivität der geschichtlichen Forschung im Einzelnen leicht leidet, ist klar: Ihering's historische Excurse sind sämmtlich mit großer Voreingenommenheit geschrieben und eine wahrhaft objective Würdigung der Thatsachen wird man vergeblich suchen, abgesehen davon, daß mitunter störende Versehen unterlaufen — so wird z. B. im Besitzwillen ein Rescript von Caracalla vom Jahre 214 beständig dem Antoninus Pius zugeschrieben — daß oft mit recht unvollständigem Material gearbeitet wird und vielfach auch mit einer weitgehenden Unkenntniß der Litteratur — so konnte J. in der Vorrede zur vierten Auflage des dritten Bands von Geist eine achtundzwanzig Seiten starke Ausführung darüber geben, daß die praedes und vades keinen Hauptschuldner voraussetzen und das als wichtigste originelle Entdeckung bezeichnen (p. XII), ohne zu wissen, daß Mommsen sechsunddreißig Jahre früher in den Stadtrechten, nur mit weniger Worten, dasselbe gesagt hatte. — Exacte Historiker waren über diese Arbeitsweise denn oft auch ganz entrüstet; die ersten Bände des „Geist“ sind von der historischen Schule mit nicht verhohlener Ablehnung empfangen worden. Wie J. dem Verfasser dieser Zeilen einmal selbst mitgetheilt hat, hat einer seiner Freunde, ein angesehener, damals noch junger Gelehrter, sich bei J. entschuldigt, daß er den ersten Band des Geist nicht besser hätte recensiren dürfen; er wäre persönlich sehr dafür eingenommen, getraue sich aber mit Rücksicht auf seine akademische Laufbahn nicht dies zu sagen. Noch nach vielen Jahren ist die verdrossene Art ganz unverkennbar mit der z. B. Pernice, freilich im Punkt der historischen Exactheit wie der Schwungkraft gerade der richtige Antipode von J., dessen Untersuchungen über das Schuldmoment citirt. In dieser Ablehnung durch die Historiker liegt nicht bloße Pedanterie sondern vor allem der gesunde Zug zum historisch Objectiven und das ehrbare Bewußtsein, daß in diesen Dingen die banalste wahre Thatsache immer unendlich mehr werth ist als die schimmerndste aber falsche „historische Idee“. Man kann dabei J. auch nicht die Entschuldigung zu theil werden lassen, daß er auf historische Untersuchung und auf den Namen eines Historikers keinen Anspruch gemacht hat; die geringschätzige Art, wie er sich öfters z. B. über Rudorff geäußert hat, zeigt deutlich, daß er seine Arbeitsweise auch für eine historisch berechtigte hielt, ganz abgesehen von der „Entwicklungsgeschichte der Indoeuropäer“, auf welche ich noch zu sprechen komme.

Man kann die historischen Excurse Ihering's also nur vom philosophischen Standpunkt aus betrachten; er ist eben ein Schüler und letzter Ausläufer der historisch-philosophischen Richtung, wie sie in der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts weitverbreitet war und ihren unzweifelhaft bedeutendsten Vertreter in Hegel gefunden hatte. Allerdings gilt aber der Einfluß der älteren auch nur für Ihering's Anfänge: der erste und die erste Hälfte des zweiten Bands von Geist: diese sind geschichtsphilosophische im alten Sinne und man muß wohl sagen, daß ihnen dies nicht zur Zierde gereicht. Wer heute diesen Theil des Werkes liest, ist weniger über die ihr vielfach zu Theil gewordene Ablehnung als darüber erstaunt, daß sie noch soviel Anerkennung gefunden hat;

nicht bloß die Methode, auch die Gedanken sind keineswegs durchaus originell, was über die älteste Organisation, gens, Königthum, Pontifex u. dgl. gesagt ist, ist lediglich bekanntes, schon vor fünfzig Jahren bekannt gewesenes und nur die über die damaligen Stilisten weit hinausreichende Art der Darstellung, der Reichthum der Ausgestaltung im Einzelnen und der jedenfalls großzügig angelegte Plan das ganze System des römischen Rechts in dieser Weise zu reconstruiren, vermögen den Erfolg zu erklären, den schon dieser Theil des Werkes bei Vielen gehabt hat. Uebrigens steht dabei der erste Theil des zweiten Bandes immerhin schon beträchtlich höher als der Anfang des Werkes.

Auf seine eigentliche Höhe hat sich der Geist erst erhoben als mit des zweiten Bandes zweitem Theil — erschienen 1858 — J. zur Darstellung der Rechtstechnik überging. Hier verläßt er die im Grunde doch ausgetretenen Bahnen der älteren allgemeinen Geschichtsphilosophie und schafft sich seinen specifischen Ideenkreis. Dieser charakterisirt sich gegenüber dem Vorhergehenden einerseits durch das stärkere Hervortreten des specifisch Juristischen, andererseits — in philosophischer Hinsicht — durch die deutliche Ueberleitung in die teleologische Auffassung, weshalb denn die späteren Theile des Geistes ganz von selbst in den Zweck im Recht übergegangen sind. Der teleologische Gedanke geht hier dahin, daß J. in der Rechtsentwicklung nicht die unbewußte Schöpfung eines nicht greifbaren in der unbestimmten Vielheit des Volkes lebenden Kraftsubstanz, sondern lediglich die bewußte und zweckmäßige Mit- und Nacheinanderarbeit Einzelner, allerdings ungezählter Einzelner annehmen will. In diesem Gedanken, der unzweifelhaft richtig und dessen Anwendung auf die römische Rechtsgeschichte ihm zuerst eigenthümlich ist, hat J. einen großen Fortschritt für die Romanistik herbeigeführt, der indirect auch durch Aufstellung des richtigen Musters für die Schwesterwissenschaften von Werth geworden ist. Allerdings ist der eigentliche Werth dabei in der juristischen Durchführung gelegen; der teleologische Gedanke war natürlich uralt. Die Durchführung aber bedeutet für J. die Untersuchung der juristischen Technik der Römer und die Theorie der Technik, welche er hierbei aufgestellt hat, ist ebenso glanzvoll als ergiebig. Insbesondere die Theorie der Wort- und Symbolformen, welche die Rechtsgeschäfte und Processe annehmen, bedeutet die Einführung einer neuen und sehr fruchtbaren Methode. Man wird natürlich nicht verkennen, daß auch bei älteren Schriftstellern gelegentliche Untersuchungen über den Inhalt und Ursprung der Formeln und Symbole vorkamen, aber für das Römische Recht doch weniger als für das deutsche und jedenfalls in mehr philologischer als juristischer Weise: die eigenthümlich-juristische Deutung der Formen und ihres Details, insbesondere die Beobachtung dieses Details und die Erkenntniß des ursprünglichen Lebens, das in vielen rudimentären, sinn- und zwecklos gewordenen und darum wenig beachteten Formen geherrscht hat, ist ein ganz eigenthümliches Verdienst jener Schrift. Auch die Theorie vom Scheingeschäft, von der juristischen Analyse und vieles Andere sind nicht zu vergessen; das sind Dinge, die auf die spätere Zeit tiefen Einfluß geübt und sie sind es unzweifelhaft auch, welche Ihering's Namen eigentlich begründet haben. Das heut langsam in Vergessenheit gerathen lassen zu wollen, wozu Einzelne neigen, und oft gerade diejenigen, welche J. bei seinen Lebzeiten am geschmacklosesten ihre Huldigungen darbrachten, ist wenig löblich und heißt die Entwicklungsgeschichte der romanistischen Wissenschaft entstellen.

Offenbar schon bei der Abfassung der späteren Bände des Geistes hatte J. die Empfindung, daß sein neuer Ideenkreis die Rahmen des Römischen Rechts überschreite und auf den Boden der abstracten Rechtswissenschaft hinüber-

führe und diesem Gedanken ist er mit seinem Zweck im Recht gefolgt. Der Geist wurde infolge dessen nicht fortgesetzt, wie es denn ein Charakteristikum von Ihering's Arbeitsweise war, daß seine Werke Torsos blieben — nicht aus einfacher Unlust an der Vollendung sondern weil die innere Entwicklung seiner Gedankenreihen die ursprüngliche Anlage immer sprengte. Ueber den Werth des Zwecks mögen Manche günstiger denken als ich; ich halte ihn trotz mancher glänzender Einzelheiten für ein in der Hauptsache schwaches Werk. Einerseits tritt hier wo die specielle Anwendung der Teleologie auf Ihering's Fachwissenschaft nicht mehr in Frage stand, und daher die gerade hier bahnbrechende Detailforschung entfiel, die mangelnde Originalität des teleologischen Grundgedankens stärker und störender hervor als im Geist, andererseits ist auch die Durchführung dieses rationalistischen Utilitarismus eine schwächliche und zeigt vor allem eine gewisse Enge des Gesichtskreises und dadurch bedingte Aermlichkeit der Ausführung. Ueberhaupt wirkt, sofern das Buch doch auch als ein sociologisches gelten will, der Vergleich mit der englisch-amerikanischen und selbst der deutschen Sociologie etwas beschämend. Zweihundert Jahre früher würde sich Ihering's teleologisches System beträchtlich stärker herausgehoben haben als es zur Zeit von Herbert Spencer einer- und Karl Marx andererseits noch der Fall sein konnte.

„Der Kampf ums Recht", eine kleine aus einem Abschiedsvortrag in Wien hervorgegangene Gelegenheitsschrift, betont in sehr ansprechender Weise den Gedanken, daß die Durchsetzung des subjectiven Rechts für dessen Träger ethische Pflicht sei und nur in der gemeinsamen consequenten Festhaltung dieses Pflichtgedankens das sittliche Zusammenleben gedeihen kann. Man muß dieses Schriftchen noch zu Ihering's philosophischen Schriften stellen, obwol es eigentlich, so wie es ist, keinem bestimmten System angehört; denn es ist eine seiner geistvollsten Leistungen und enthält eine noch weit größere Wahrheit, als man ihm gewöhnlich schon beilegt. Trotz der scheinbar paradoxen Schärfe, mit der der Kampf ums Recht als ethische Pflicht hingestellt wird, ist die Sache durchaus richtig, und es läßt sich darauf sogar ein System bauen. Freilich ist dies von jedem teleologischen weit verschieden und es ist eigentlich eine große Ironie der Litteraturgeschichte, daß ein so begeisterter Verfechter des utilitaristischen Gedankens gelegentlich eine so starke Anwandlung der ethischen Rechtsidee hat.

Ihering's eigentliche Kraft lag immer auf dem Gebiet des Juristischen. Wo immer er philosophisch gearbeitet hat ist er bei der Philosophie nur zu Gast gewesen, freilich mit Vorliebe, ein Beispiel mehr von der häufigen Erscheinung, daß Viele die schwächere Seite ihrer Begabung mit mehr Vorliebe cultiviren als deren eigentliche Stärken. Als Jurist sucht er durchaus seines gleichen; die juristische Intuition ist bei ihm mit einer Sicherheit und Urkraft vorhanden, die ihn zu den juristischen Phänomenen aller Zeiten stellen. Neben seiner Entdeckung der juristischen Technik in den beiden letzten Theilen des „Geist" sind es vor allem seine rein juristischen Schriften, die sein Ansehn unerschütterlich fundirt haben.

Es sind zum großen Theil Gelegenheitsschriften; gerade die allerschönsten und fruchtbarsten davon, wie die Theorie der culpa in contrahendo im 4. Bd. der „Dogmatischen Jahrbücher", die diversen Gutachten, die Schrift über das Nachbarrecht im 6. Bd. der Jahrbücher u. a. sind ersichtlich angeregt durch concrete Rechtsfälle oder durch zufällige litterarische Anregung. Bücher im eigentlichen Sinn nach lang vorgefaßtem Plan zu schreiben war Ihering's Art auf juristischem Gebiet nicht; nur der „Besitzwille" kann als lang ausgereifte Frucht bestimmter Arbeitspläne gelten. In jenen kleineren Schriften

aber ist die Fülle und vor allem die innere Triebkraft der Ideen eine so große, daß sie die ganze civilistische Litteratur mit treibenden Fermenten versehen haben.

Von der Dissertation „de hereditate possidente“ (1842) kann hier abgesehen werden — sie hat unzweifelhaft dem Verfasser Anlaß gegeben zu der dritten der in seinem ersten Büchlein gesammelten „Abhandlungen aus dem Römischen Recht“ (1844). Deutlicher als in diesen beiden Untersuchungen zeigt sich der künftige Meister in der ersten dieser Abhandlungen („Inwieweit muß der, welcher eine Sache zu leisten hat, den mit ihr gemachten Gewinn herausgeben“), wo die überaus feinen, fünfzehn Jahre später von Friedrich Mommsen in seinen Erörterungen aus dem R. R. und dann noch mit mehr oder weniger Glück von Anderen bearbeiteten Probleme der Restitution des Commodum eingehend untersucht werden und der Gegensatz des lucrum ex re und propter negotiationem perceptum schärfer als bis dahin geschehen war, hervorgehoben wird. J. hat hier Fragen ins Auge gefaßt, die ihn eigentlich nie mehr ganz losgelassen haben; insbesondere die auf S. 78—85 besprochene Frage, inwieweit der ehemalige Besitzer einer fremden Sache den von ihr erzielten Verkaufserlös dem Eigenthümer herauszugeben hat, hat J. gegen die bis dahin herrschende ältere Ansicht schon damals ganz richtig dahin formulirt, daß der gutgläubige Besitzer hierzu nur dann verpflichtet ist, wenn sein Besitztitel ein bloß putativer war und diesen vollkommen richtigen Satz gegen die durchaus grundlosen und im ganzen fast verwunderlichen Angriffe Windscheid's später noch (Jahrb. f. Dogm. 16, 230 f.) siegreich vertheidigt. Sehr anregend ist aber auch die zweite Abhandlung über die Consolidation der bonae fidei possessio und der jura in re aliena durch die Analogie des Eigenthums, ein Gesichtspunkt, der zwar gelegentlich schon berührt worden war (Glück, Pand. 8, S. 47 Anm. 30 u. a.), aber erst nach J., insbesondere von Brinz, der hier sicher auf Ihering's Schultern steht, zu einem freilich überspitzten systematischen Gedanken erhoben worden ist.

Zu Ihering's früheren Arbeiten gehört noch eine, die wie wenig andere eingeschlagen und auf die weitesten Kreise anregend gewirkt hat, seine „Civilrechtsfälle ohne Entscheidungen“. Wie er in späteren Jahren zu erzählen liebte, hat er sie als junger Professor um des mit einem solchen gangbaren Büchlein verbundenen materiellen Emoluments willen geschrieben; wenn irgendwo, so ist hier das Schriftstellerhonorar und vielleicht auch die Anregung des Verlegers der Sache zu gute gekommen. Uebrigens hat J. mit dieser Arbeit in erster Linie doch einem inneren Bedürfniß entsprochen; denn zu lehren und anzuregen war ihm Lebensluft und Daseinselement und er konnte nicht lehren ohne ins Plastische, Anschauliche, Lebendige hineinzukommen. Das Praktikum war für ihn aber nicht bloß eine Lehraufgabe, sondern auch eine Fundgrube juristischer Gedanken; die alte Quästionenmethode der römischen Juristen hat unter den Neuern vielleicht keinen so überzeugten Anhänger gefunden wie ihn. Die Civilrechtsfälle, zum Theil aus Spruchsammlungen, zum Theil aus eigenen Beobachtungen genommen, sind gleich meisterhaft in der spannenden, einleuchtenden und oft künstlerischen Darstellung wie in der stets präcisen, alles Wesentliche genau enthaltenden, nur eine einzige Entscheidung ermöglichenden Entwicklung des Thatbestands; Vorzüge, von denen nur der erfahrene Lehrer den letzteren, aber selbst das große Publicum den ersteren zu würdigen versteht. Heute noch unerreicht an Geist und Fülle der juristischen Gedanken, die in ihnen verborgen liegt, sind sie der Gefahr des Veraltens noch auf lange Zeit entrückt. Ein Nachtrag dazu, die „Jurisprudenz des täglichen Lebens“ (1870) wirft hunderte von kleinen Rechtsfragen

des täglichen Lebens auf und zeigt die rastlose Bethätigung des juristischen Denkens, die J. eigen war.

Schon bald nach der Gießener Berufung schritt J. im Verein mit Gerber an die Gründung der „Dogmatischen Jahrbücher“, welche sich alsbald zum ersten civilistischen Organ Deutschlands erhoben und diese Stellung zum großen Theil Jhering's eigener Mitarbeit verdankten. Nicht oft hat der Herausgeber einer Zeitschrift soviel für deren Blüthe gethan als J. für die Jahrbücher. Gleich die beiden ersten Jahrgänge brachten eine seiner bleibendsten Forschungen, über die Mitwirkung bei fremden Rechtsgeschäften. Die scharfe Trennung der directen von der indirecten Stellvertretung, heute zum sicheren Gemeingut der Wissenschaft geworden, vorher zwar nicht unbekannt aber mehr gestreift als fest entwickelt, ist dort zum ersten Mal in voller Kraft und Breite aus den juristischen Quellen herausentwickelt; insbesondere die erstmalige richtige Interpretation der schwierigen Stelle D. mend. 17, 1, 49 ist eine romanistische That, die freilich der jüngeren Generation kaum mehr bekannt ist und auch der älteren aus dem Gedächtniß zu schwinden droht, aber eben deswegen hier festgestellt werden soll. Der dritte und vierte Band brachten sodann die Beiträge zur Lehre von der Gefahr beim Kaufcontract; von ihnen ist namentlich der zweite Theil (Bd. IV), entwickelt an einem praktischen Rechtsfalle, fundamental geworden nicht bloß für die romanistische Theorie, sondern auch für das Bürgerliche Gesetzbuch, welches in § 243 II im wesentlichen die von J., im Gegensatz zu Thöl's Ausscheidungslehre, entwickelten Gedanken der „Lieferungstheorie“ angenommen hat. Daneben enthält aber der gleiche vierte Band — welcher infolge dessen für die moderne Rechtsentwicklung eine der bedeutsamsten litterarischen Erscheinungen des vorigen Jahrhunderts bildet — den Aufsatz über „Schadenersatz bei nichtigen Verträgen“. Die Frage, um die es sich dabei handelt, ist zu bekannt, um darauf einzugehen; ebenso bekannt, daß die äußere Schale, in welche J. seine Antwort auf die Frage einkleidete, die Theorie der culpa in contrahendo, nicht die zulängliche Formulirung ist; das Verdienst an der Hand von D. 18, 1, 62 1 die in der Sache voll befriedigende Lösung der Aufgabe gegeben zu haben, wird dadurch ebensowenig verkümmert, als durch die Thatsache, daß Ansätze zu dieser Lösung sich schon im Preuß. L. R. und Oest. G. B. fanden; weder hat J. diese gekannt — seine Aufrichtigkeit in diesen Dingen wird durch die Note Jahrb. II, 121 ins hellste Licht gesetzt — noch würden diese damals halb vergessenen Dinge auf die gemeinrechtliche Doctrin und damit auch auf das Bürgerliche Gesetzbuch jenen Einfluß gewonnen haben, den sie in der heut jedem Schüler geläufigen Theorie des ungleichen Vertragsinteresses gegenwärtig thatsächlich ausüben. Ebenso sind auch in der Abhandlung vom Nachbarrecht (Jahrb. VI) die allein maßgebenden Gesichtspunkte scharf erkannt; auch hier ist dem Forscher die Genugthuung widerfahren, daß das Bürgerliche Gesetzbuch seine Lehre in Paragraphen formulirt hat (bes. § 905 S. 2, 906).

Die mannichfaltigen Anregungen, welche die in den folgenden Bänden der Jahrbücher verstreuten Abhandlungen gebracht haben, im einzelnen aufzuführen, würde zu weit gehn; die Untersuchung über die Reflexwirkungen des Rechts im zehnten Band zeichnet sich hier durch feine Beobachtungen aus und enthält einen interessanten, wenngleich praktisch kaum jemals verkannten, so doch theoretisch bis dahin nicht formulirten Gesichtspunkt. Unter den nachfolgenden Aufsätzen ist der über Rechtsschutz bei injuriösen Rechtsverletzungen (Bd. 23) weitaus der anregendste, wenngleich ihm unmittelbarer praktischer Erfolg nur in geringem Maße zu Theil geworden ist.

Indessen ist von all diesen Untersuchungen keine so berühmt geworden,

wie die im 9. Band der Jahrb. enthaltene, später in zwei Auflagen als Separatabdruck erschienene Abhandlung über den Grund des Besitzschutzes. Wir berühren hiermit eine Seite in Ihering's juristischer Thätigkeit, wo er selbst in der zweiten Hälfte seines Lebens eine seiner Lebensaufgaben gefunden hat, nämlich sein Verhältniß zum Besitzrecht.

Der Grundgedanke dieser Abhandlung ist ein einheitlicher, der sich freilich in zwei Functionen zeigt. Er geht dahin, daß im Besitze der vermuthliche Eigenthümer geschützt wird; dies wird als eine unumgängliche Ergänzung des sonst unzulänglichen Eigenthumsschutzes betrachtet, als ein Vorwerk des Eigenthums. Daran schließt sich die Consequenz für den Begriff des Besitzthatbestands; er ist gegeben, so oft man sich zu einer Sache in dem Verhältniß befindet, in dem sich normaler Weise der Eigenthümer zu seiner Sache zu befinden pflegt.

Diese Idee, glänzend und durch ihre Einfachheit bestechend wie sie ist, hat wenigstens in ihren Anfängen lebhaften Anklang gefunden und J. konnte in der zweiten Auflage des Separatabdrucks O. Bülow, Otto Bähr und Josef Unger als deren erklärte Anhänger bezeichnen. Mehr und mehr hat sich dann die Opposition geregt, und wenn man die Schrift heute noch als eine allseits geschätzte und viel gelesene bezeichnen darf, so kann man doch nicht sagen, daß sie sich noch vieler überzeugter Gläubigen erfreut. In der That ist wenigstens für das Römische Recht eine Einwendung gegen Ihering's Grundposition gegeben, welche sehr einleuchtend scheint, nämlich die, daß gegen die Besitzinterdicte selbst die liquide petitorische Einrede nicht aufkommt. Freilich hat später Ubbelohde letzteren Satz zu bestreiten gesucht, schwerlich mit Glück; und daß jetzt das B.G.B. die urtheilsmäßige liquidirte exceptio petitoria zuläßt, kann natürlich für das R. R. nicht in Betracht kommen. Dessenungeachtet würde ich mit diesem Moment allein die Sache nicht für erledigt halten; doch kann auf diesen überaus schwierigen Punkt hier nicht eingetreten werden. Eine davon zu unterscheidende Frage ist es, ob die Voraussetzungen des Besitzwechsels wirklich mit der Herstellung der normalen Eigenthumslage zusammenfallen. Es läßt sich dagegen einwenden, daß diese Formel einen Zirkel enthalte: welches ist denn die normale Eigenthumslage? Doch eben die, daß der Eigenthümer besitzt; gerade in den Fällen, wo die Besitzlage schwer zu entscheiden ist, ist auch die Frage, ob noch die normale Eigenthumslage gegeben ist, kaum zu beantworten, oder ist das vom Windstoß in den Nachbargarten getragene Wäschestück in der normalen Eigenthumslage? Dennoch muß man sich wohl hüten vor der Meinung, als ob mit solcher Dialektik Ihering's Idee einfach aus der Welt geschafft sei; Thatsache ist, daß, bewußt oder unbewußt, die Entscheidungen der römischen Quellen doch von dem Vorbild des Eigenthümers in weitestem Umfange beherrscht sind und daß auch wir desselben uns instinctiv bedienen, um für gewöhnliche Besitzfragen einen Leitfaden zu haben. Dabei ist freilich richtig, was hervorgehoben zu haben ein Verdienst von Pininski ist, daß die rein zufällige Herstellung der eigenthumsmäßigen Situation zum Erwerb des Besitzes nicht schlechthin genügt, vielmehr, wenigstens nach römischem Recht, zum Erwerb des Besitzes ein besonderes Eingreifen, also die That erforderlich ist, und dies ist vielleicht das stärkste Bedenken gegen Ihering's Theorie. Aber trotz aller Einschränkungen, die sie sich etwa gefallen lassen muß, steckt in ihr doch ein sehr gesunder und lebensfähiger Kern, welchen nur der Scholastiker überschätzen kann, der eine alles umfassende aber dann auch meist todte Formel herauszudestilliren wünscht.

Noch weittragender als der Grund des Besitzschutzes ist Ihering's Besitzwille, 1889 in Buchform erschienen. Hier ist die Opposition gegen Savigny's

Besitzlehre, die im Grund d. B. Sch. sich auf das Corpus possessionis beschränkte, auf den Besitzwillen übertragen und sicher mit Glück. Die außerordentlich subjective, theils leidenschaftliche, theils emphatische Darstellung, in der J. ein förmliches wissenschaftliches Duett mit Savigny provocirt, haben anscheinend Manchen im ungünstigen Sinn beeinflußt und es haben sich auch hier alsbald polemische Stimmen vernehmen lassen; m. E. ist J. in allem Wesentlichen auf der richtigen Bahn. Der Grundgedanke ist: weder historisch noch dogmatisch ist die Grenze von Besitz und Innehabung durch das physische Element des Besitzwillens gegeben, sondern diese Grenzscheidung liegt im Rechtsgrund des Innehabens. Und das ist im wesentlichen zutreffend; historisch wird es durch die Geschichte des republikanischen Besitzrechts, die freilich J. weit entfernt war, genügend genau zu kennen und aufzuhellen, sicher bestätigt und auch dogmatisch ist der Gedanke, daß der Besitz z. B. des Pfandgläubigers, sich von dem des Miethers und Pächters im Punkt des Besitzwillens in nichts unterscheidet von unüberwindlicher Richtigkeit, mag man auch sonst einwenden können, daß J. den Gegensatz von Eigen- und Fremdbesitz etwas leichter nimmt als nothwendig war. Unleugbbar stehen denn auch die neuesten Forschungen über den Besitzerwerb durch Stellvertreter, z. B. von Lenel und Regelsberger unter dem Einfluß dieses Gedankens und dessen Weiterentwicklung hat die besten Resultate gebracht.

So kann man denn Ihering's langjährige, noch in einem Artikel im Handwörterbuch der Staatswissenschaften (= Jahrb. 32, 41 ff.) recapitulirte Thätigkeit auf dem Gebiet des Besitzrechts als eine fundamentale bezeichnen; wenn es ihm nicht gelungen ist die unverrückbaren Grundlagen von Savigny's Jugendwerk zu erschüttern, so hat er doch an diesem Werk selbst vieles neu- und umgebaut, was gleich jenem noch in einer fernen Zukunft bestehen wird.

Wenn mit dem Besitzwillen J. noch kurz vor seinem Tod ein Zeugniß seiner unerschöpflichen juristischen Divination abgelegt hat, so beweisen umgekehrt die aus seinem Nachlaß herausgegebenen Schriften „Vorgeschichte der Indoeuropäer“ und „Entwicklungsgeschichte des römischen Rechts“, daß er als Historiker unverändert geblieben war. Namentlich das erstgenannte Werk zeigt Lesefrüchte auf dem Gebiet der altarischen und altgriechischen Völkerkunde, über deren Verwendung die Fachmänner wenig günstig berichten; der Mangel eigener Sprach- und Sachkenntniß läßt sich eben auch durch die reichste und selbständige Gedankenbewegung in historischen Dingen nicht ersetzen und das Fragment der Entwicklungsgeschichte läßt trotz einzelner Gedankenblitze doch jede methodische Forschung und Selbstkritik allzusehr vermissen. Die Pietät der Angehörigen hat diese Arbeiten der Oeffentlichkeit überliefern zu sollen geglaubt und wol mit Recht; denn sie haben damit nur in Ihering's Sinne gehandelt, der mit solchen Publicationen nicht ängstlich war; die Aufrichtigkeit der Kritik darf demgegenüber nichtsdestoweniger nicht verstummen.

Mit um so größerer Freude gedenkt man danach einer kleinen aber höchst gehaltvollen Arbeit, welche J. im Jahre 1867 als Festschrift der Universität Gießen für den Kanzler Birnbaum verfaßt hat, des „Schuldmomentes im römischen Privatrecht“. Niemals ist im Gebiet des römischen Rechts der Gedanke, daß einerseits die ältere Zeit das subjective Moment in der Widerrechtlichkeit ignorirt und nur auf das objective Gewicht legt, und daß andererseits für eine ganze Reihe von obligatorischen Verhältnissen das pönale Element den Ausgangspunkt gebildet hat und erst allmählich dem reipersecutorischen gewichen ist, besser, reicher und schöner durchgeführt worden. Die den fünfziger Jahren angehörigen Forschungen über die Entwicklung der obligatorischen Contracte von Dernburg, Bekker, später Demelius u. A. haben hier einen Wider-

hall gefunden, der seinerseits für lange hinaus und noch für die heutige Forschung wenigstens eines der Leitmotive bildet und gebildet hat.

Es ist ein seltenes Gelehrtenbild, das sich aus der zusammenfassenden Betrachtung der einzelnen Züge in Ihering's litterarischer Erscheinung ergibt. Immer und immer wieder ist es die impetuose Genialität und die Kraft des Wollens und Empfindens, welche in den Vordergrund tritt. Der Eindruck der größten juristischen Potenz und einer sieghaften, alles mit sich fortreißenden Individualität ist der bleibende, dabei auch der einer substantiellen, jedem Formalismus abgeneigten, stets das Lebendige lebendig mitempfindenden Persönlichkeit. Wie wohlthätig berührt es, um das letztgesagte noch besonders zu betonen, in den Verhandlungen des Juristentags von 1862 über die Regelung der unehelichen Vaterschaft Ihering's Vertheidigung der Vaterschaftsklage zu lesen; welcher Abstand zwischen der eleganten, aber kühlen, eiskalten juristischen Logik seiner Gegner, welche die Frage vom Standpunkt der Solidarobligationen behandeln, und der warmen, das Lebendige in diesen Fragen empfindenden Vertheidigung Ihering's. Und nicht minder erfreulich, wenn im Lucca-Pistoja-Actienstreit J. den Standpunkt des zeichnenden Publicums vertritt gegenüber dem von L. Goldschmidt vertretenen Standpunkt des Bankiers über die Frage, ob gewisse Zusagen eines Emissionsprospects mit der bona fides zu vereinbaren seien. Da war es eine Weltanschauung, welche die Gutachter trennte; wie denn überhaupt von dem manchesterlichen Formalismus, der die Rechtswissenschaft der sechziger und siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts beherrscht hat, niemand sich so frei zu erhalten gewußt hat wie J. Manchesterthum und Scholastik — auch die letztere hat sehr einflußreiche Vertreter in der Jurisprudenz gehabt — gleich weit von sich entfernt haltend, hat J. die Bahnen für eine reiche und innerlich freie Entwicklung der Rechtswissenschaft offen gehalten wie kein zweiter.

Als Lehrer und als Mensch war er von unverwüstlicher Kraft und Frische und trotz ausgeprägten Selbstgefühles zur Anerkennung fremder Leistungen stets mit Freude bereit; er konnte überschwänglich werden, wo er eine bedeutende Leistung zu finden vermeinte. Durch seine persönliche Liebenswürdigkeit, die von jeder magistralen Steifheit frei war, hat er die meisten seiner Hörer dauernd an sich gefesselt. Und er hatte ein Bedürfniß nach großer Lehrthätigkeit. Daß an seinen Göttinger Sitz ihm schließlich nicht so viele gefolgt sind, als er bei seinem Weggang von Wien erwartet hatte, war für ihn ein Schmerz; er hatte eben vergessen, daß die große Menge den Lehrer zwar nimmt, wenn sie ihn findet, daß aber heutzutage ein einzelner Mann die Wahl des Studienorts nur für wenige auserlesene Studirende bestimmt. Solche hat J. natürlich immer anzuziehen gewußt, wiewol man sagen muß, daß er zum Lehrer für Gelehrte nicht berufen war; dazu war er viel zu viel Eigenpersönlichkeit und zu wenig methodisch. Darum hat er denn auch nie einen eigentlichen Schüler gehabt. Seine Art nachzuahmen haben zwar viele versucht; aber der große Faltenwurf hat ihnen stets übel gestanden.

So ist J. eine eigenartige und unvergängliche Erscheinung in der Geschichte der Jurisprudenz. Eine Persönlichkeit, die man sich heute, unter der Herrschaft des codificirten Rechts kaum mehr denken kann. Wie wenig würde er die Herrschaft der Paragraphen ertragen haben, es über sich gewonnen haben, auf den freien juristischen Gedankenflug zu verzichten und sich zu ergehen auf den wohlgepflegten aber schmalen Kieswegen, welche das Gesetz vorschreibt. Man meint, das Beste an ihm müßte verloren gegangen sein. Und umgekehrt ist es sehr fraglich, ob er für das ungeheuer Erziehliche, das die Codification für den Juristenstand mit sich bringt, genügend empfänglich

gewesen wäre. So wie er war, als einer der letzten aus der Zeit des frei wachsenden gemeinen Rechts, derer, welche unmittelbar aus der Bibel predigten, steht er in unserer Erinnerung und auch als einer der größten aller Zeiten. Er ist nicht der Gründer einer Schule geworden wie Savigny, aber unter denen, welche zur historischen Schule zu zählen sind, ist er unzweifelhaft derjenige, welcher neben dem Schulhaupt das stärkste und dauerndste eigene Licht ausgestrahlt hat. L. Mitteis.

Ihlee: Johann Jacob J., geboren am 8. October 1762 zu Elmarshausen, einem freiherrlich v. Malsburgischen Gute im Hessen-Kasselischen, gehörte dem Frankfurter Nationaltheater von 1792—1827 in den verschiedensten Stellungen an. Schließlich wurde er während der Regierungszeit des Großherzogs Karl in Gemeinschaft mit dem Capellmeister C. J. Schmitt Director der Frankfurter Bühne. Das Amt eines artistischen Leiters behielt J. auch nach dem Tode Schmitt's (1817) bis an sein am 11. Juli 1827 in Frankfurt a. Main erfolgtes Ende. Dennoch war Ihlee's Stellung unter den wechselnden finanziellen Oberdirectionen der Frankfurter Theater-Actiengesellschaft, die das Schauspielhaus gepachtet hatte, nicht immer die gleiche. Der Kreis seiner künstlerischen Thätigkeit hat sich bald verengt, bald erweitert. Den Höhepunkt von Ihlee's Wirken bilden die Jahre von 1806—1813. Damals wurde ihm und Schmitt der Betrieb der Frankfurter Bühne unter einem finanziellen Ueberwachungscomité zu gemeinschaftlichem Gewinn und Verlust überlassen. Während dieser Zeit leitete namentlich J. die Geschäfte so ausgezeichnet, daß alsbald neben dem künstlerischen auch ein finanzieller Erfolg eintrat. Zumeist dieser veranlaßte die Actionäre, die Führung des Frankfurter Theaters wieder selbst zu übernehmen, jedoch ohne die gleichen günstigen Ergebnisse zu erzielen.

J. gehört zu den Naturen, die sich durch ungewöhnliche Begabung, verbunden mit zielbewußtem Streben und eisernem Willen, auf eine höhere Lebensstufe zu schwingen vermochten. In dem Bruchstück einer Selbstbiographie, die Börne in der „Iris“ 1827 veröffentlichte, hat J. alle von früh an auf ihn einwirkenden Einflüsse bis zu seiner Ankunft in Frankfurt, 1787, liebevoll geschildert. Er wurde von dem in der Blüthe des Mannesalters verstorbenen Vater zum Studium bestimmt, mußte aber nach einer an Noth und Entbehrungen reichen Kindheit in Kassel das Posamentirhandwerk erlernen. Der sieben Jahre dauernde Aufenthalt dort hatte ihn nicht nur in seinem Beruf, sondern auch durch die mannichfachen, mit unermüdlichem Fleiß von ihm benutzten Bildungsgelegenheiten in seiner geistigen Entwicklung ungemein gefördert. Vor allem scheint er in den fremden Sprachen bedeutend weiter gekommen zu sein.

Von Kassel ging J. auf die Wanderschaft, eine Zeit der bittersten Erfahrungen für ihn. Mitte der achtziger Jahre kam er in die Nähe Frankfurts, wahrscheinlich nach Hanau, wo er damals schon mit dem Theater in Verbindung getreten sein soll. Wie der alte J. selbst sagt, begann in Frankfurt a. M. „die glücklichste Epoche seines Lebens“. Neben befriedigender Thätigkeit im Handwerk fand gleichfalls sein Talent und geistiges Streben von den verschiedensten Seiten die freundlichste Aufmunterung. Hier gewann er auch in Anna Magdalena Petsch, der Tochter seines Meisters, 1793 eine verständnißvolle Gattin. Zu jener Zeit war J. schon anderthalb Jahre Mitglied des 1792 gegründeten Frankfurter Nationaltheaters; dennoch machte er nach der Aufnahme in die Bürgerschaft und kurz vor seiner Verheirathung sein Meisterstück als Posamentier. Entweder konnte er also nur unter einem Deckmantel seine Stellung im Theater behaupten, oder die Eltern wünschten

bei der damaligen Unsicherheit der Bühnenverhältnisse für die Ehe der Tochter eine sichere bürgerliche Grundlage. Indessen gewann Ihlee's Stellung bei der Bühne mehr und mehr an Halt. Neben seiner künstlerischen Wirksamkeit schätzte man ihn auch als Mensch hoch. Männer wie Börne und Kirchner hoben dieses in ihren Berichten über das Frankfurter Nationaltheater zu Ihlee's Zeiten stets hervor und weisen auch mehrmals darauf hin, daß es ihm gelang, alle gegen sein Streben und Wollen gerichteten Angriffe ohne Schwierigkeit abzuwehren. Nach Börne suchte J. die praktische Seite des Bühnenbetriebs mit idealen Zielen zu vereinen. Daneben verstand er, „das Unmögliche, es Allen recht zu machen, dem Zunächstliegenden — die Mehrzahl zu befriedigen — in der rechten Weise nachzustellen.

Seit Ihlee's Verweilen in Frankfurt erschienen poetische und prosaische Leistungen von ihm in verschiedenen Blättern. Auch politische Flugschriften, sowie „Kriegslieder für Josephs Heer“ (1790) soll er verfaßt haben. Diese waren höchstwahrscheinlich Nachbildungen der Grenadierlieder des dem jungen J. wohlgesinnten Dichters Gleim. Im J. 1793 gab er sein erstes größeres Werk „Tagebuch von der Einnahme Frankfurts durch die Neufranken“ heraus. Dies Buch bekundet ungemein viel Gewandtheit im sprachlichen Ausdruck und ist zugleich ein Denkmal feurigster Vaterlandsliebe und warmer Anerkennung der „glücklichen Zustände in Frankfurt a. M.“. Ueber einen etwas einseitigen Franzosenhaß kommt der Verfasser aber nicht hinaus. Ob J. diese streng legitimen Gesinnungen bis an sein Lebensende bewahrte, kann wegen mangelnder Quellennachrichten nicht angegeben werden. Im J. 1797 veröffentlichte J. einen Band „Gedichte“. Sie zeigen ihn abhängig von Anakreontischen Mustern, verrathen aber auch da und dort eine anerkennenswerthe Ursprünglichkeit, zumal in der Begeisterung für die Natur.

Das deutsche Theater, in erster Linie die Frankfurter Bühne, verdanken J. eine große Anzahl mehr oder minder freier Uebersetzungen und Bearbeitungen von Operntexten und anderen Stücken aus dem Französischen und Italienischen. Für solche Arbeiten besaß er neben reichen Sprachkenntnissen ein nicht gewöhnliches Geschick, das durch die ihm innewohnende dichterische Kraft vor schablonenhafter Entartung bewahrt wurde. Von den durch J. bearbeiteten ausländischen Opern sollen hier nur drei namhaft gemacht werden: „Palmira“ von Salieri, der „Wasserträger“ von Cherubini und „Johann von Paris“ von Boieldieu. Von 1792 an bis zu seinem Tode 1827 hat J. auch eine Menge Prologe geschrieben, durch die er alle möglichen Vorkommnisse und Begebenheiten poetisch verherrlichen half.

Frankfurter Rathssupplikationen 1793, Bd. IV. — Acta, das Schauspielhaus betreffend. Ugb. A 12 Nr. 36 (Frkf. Stadtarchiv). — Zettelsammlungen des Frankfurter Theaters v. 1792—1828. — J. J. Willemer, Streitschriften über das Frankfurter Theater v. 1802—1823 (Stadtbibliothek). — Frankfurter Montagsblatt v. 14. Dec. 1801 bis 15. März 1802. — „Einige Worte über Theaterführung im Allgemeinen“ und „Abschied“, beide von Fr. Werdy, Frankf. 1817. — J. J. Ihlee, Audiatur et altera pars, Frankf. 1817. — A. Kirchner, Ansichten von Frankfurt a. M. Frankf. 1818. — „Iris“, herausg. von L. Börne, Frankf. 1827. — C. Heyner, Frankfurt im Jahre 1796, Frankf. 1796. — „Didaskalia“ des Frankf. Journals 1827. — Konversationsblatt, Beilage z. Frankf. Oberpostamts-Zeitung, 1827. — Schriften über das Frankfurter Theater von A. H. E. v. Oven, A. Bing und E. Mentzel. — E. Devrient, Geschichte d. deutschen Schauspielkunst III. Leipzig 1848. — E. Heyden, Gallerie berühmter und merkwürdiger Frankfurter, Frankf. 1861. — Die Briefe der Frau Rath

Goethe, hrsg. von Albert Köster, Leipzig 1904. — J. J. Ihlee's eigne Werke und Bearbeitungen fremder Bühnentexte, soweit sie erhältlich waren.

E. Mentzel.

Jireček: Josef J., böhmischer Litterarhistoriker, wurde am 9. October 1825 in Hohenmaut geboren, studirte in den Jahren 1843—1849 zuerst Philosophie, dann die Rechte in Prag, war schon während seines Studiums litterarisch und publicistisch thätig und hatte vielfache Beziehungen zu den politischen und gelehrten Kreisen der Stadt. Er strebte zunächst eine Professur für Statistik an der Prager Universität an, wurde aber schon 1850 vom Grafen Leo Thun als Concipist im Ministerium für Cultus und Unterricht angestellt. Im selben Jahre erschien seine „Ethnographische Uebersicht des Königreichs Böhmen mit Karte". Im Ministerium war er zufolge seiner reichen Kenntnisse der slawischen Sprachen eine überaus verwendbare Kraft, die sich insbesondere bei den Reformen des Unterrichtswesens und bei der Organisation des österreichischen Schulbücherverlags bewährte. Seine administrative Thätigkeit war begleitet von einer reichen litterarischen und publicistischen Arbeit. Nachdem er 1869 zum Ministerialrath aufgestiegen war, übernahm er 1871 im Ministerium Hohenwart die Leitung des Cultus- und Unterrichtsministeriums, trat aber noch im selben Jahre mit dem Cabinettschef zurück. Im J. 1874 übersiedelte er dauernd nach Prag und wurde alsbald zum Präsidenten der kgl. Gesellschaft der Wissenschaften gewählt, welche Ehrenstellung er bis an sein Lebensende beibehielt.

Fortan im öffentlichen Leben, in der Prager Gemeindevertretung, im Landtag und im Reichsrath (als Abgeordneter des Städtebezirkes Přibram) eifrig sich bethätigend, entwickelte er dabei eine außerordentlich fruchtbare Wirksamkeit auf dem Gebiete der böhmischen Litteratur und Geschichte. Er beschäftigte sich mit grammatischen und dialektologischen Studien, die er im J. 1863 mit einem Aufsatz über „Die Dialekte im östlichen Böhmen" begonnen hatte und bis 1887 „Ueber Eigenthümlichkeiten der čechischen Sprache in alten mährischen Handschriften" fortsetzte; er edirte zahlreiche litterarische, historische und rechtshistorische Denkmäler, u. a. „Die Denkwürdigkeiten des Grafen Wilhelm Slawata von 1608—1619", dessen „Geschichte des Königreichs Ungarn von 1526—1546", das „Rechtsbuch des Briccius" und „Die Landesordnungen von Böhmen" (letztere beiden gemeinsam mit seinem Bruder Hermenegild), „die Koldin'schen Stadtrechte", die „Reimchronik Dalimils" ꝛc. Ueberaus zahlreich sind seine Aufsätze zur böhmischen Litteraturgeschichte, wie er denn auch den Plan hatte, eine umfassende Geschichte der böhmischen Litteratur zu verfassen. Eine überaus werthvolle Vorarbeit hiezu bildet sein 1875—76 erschienenes „Handbuch zur Geschichte der böhmischen Litteratur bis zum Ende des 18. Jahrhunderts", wie die Mehrzahl seiner Veröffentlichungen in čechischer Sprache geschrieben. Lebhaft betheiligte sich J. an dem Kampf wegen der Königinhofer Handschrift, deren Echtheit er vertheidigte (zuerst 1858) und deren Text er auch in deutscher Uebersetzung herausgab (1879). — J., der mit einer Tochter P. J. Schafařik's verheirathet war, starb nach längerer Krankheit am 25. November 1888 in Prag.

B. Bretholz.

Ildibad, König der Ostgothen, a. 540—541. In dem fünften Jahre des Krieges der Byzantiner gegen das italische Gothenreich hatte Belisar durch arge Treulosigkeit König Witichis (s. den Artikel) und Ravenna in seine Gewalt gebracht, indem er vorgab, sich als Kaiser des Abendlands und König der Gothen gegen Justinian empören zu wollen: damit lockte er die Befehlshaber der meisten noch von den Gothen gehaltenen Vesten nach Ravenna, wo

sie Gefangenschaft erwartete. Nur J., der das feste Verona vertheidigte, war mißtrauisch geworden, da man ihm seine beiden in Ravenna vorgefundenen Söhne nicht herausgab; er ging nicht in die Falle. Als die lange getäuschten Gothen endlich den Verrath Belisar's durchschauten, forderten die nördlich des Po gelagerten des Witichis Oheim, den tüchtigen Kriegsmann Uraia zu Ticinum (Pavia) auf, sie als ihr König gegen den Feind zu führen; allein er verwies sie auf J., der als Neffe des spanischen Westgothenkönigs Theudis (s. den Artikel), dessen Waffenhülfe erlangen werde (was freilich nicht geschah). J., von Verona nach Pavia gerufen, nahm die Krone an, forderte aber nochmals Belisar auf, seine Versprechungen zu halten — ohne Erfolg. Nun unternahm J. das hoffnungsarme Werk, das fast zerstörte Reich wieder aufzurichten, er verfügte anfangs nur über Eine Tausendschaft und besaß von allen Vesten der Halbinsel nur jene beiden Städte. Allein ihm kam zu Hülfe die Uneinigkeit, Unfähigkeit, Unthätigkeit der zahlreichen Nachfolger Belisar's in der Feldherrnschaft, die durch Bedrückung und Aussaugung der Italier deren Hinneigung zu Byzanz in das Gegentheil verkehrten; Vitalius, der einzige dieser Führer, der, in richtiger Würdigung der drohend wachsenden Gefahr, etwas gegen J. unternahm, zumal im Vertrauen auf seine starken herulischen Söldnerscharen, ward von J. bei Treviso aufs Haupt geschlagen, sehr viele Heruler mit ihrem tapfern Führer Wisand fielen. Jedoch nun hemmten Neid, Haß und Mord unter den Häuptern der Gothen weitere Fortschritte: die Gattin Uraia's, reich geschmückt, traf auf dem Wege zum Bade Ildibad's Königin in gar unscheinbarem Gewande — den Königsschatz der Gothen hatte ja Belisar mit nach Byzanz genommen! — und kränkte sie durch den Hohn unehrerbietigen Grußes. Die Thränen seines Weibes zu rächen, verdächtigte nun J. Uraia des Verrathes und ließ ihn bald darauf ermorden. Die Entrüstung der Gothen ermuthigte einen Privatfeind des Königs zur Rache: ein junger Gothe, Wila, in dessen Abwesenheit J. die Braut einem Andern vermählt hatte, schlug ihm, wie er mit den Vornehmen beim Mahle saß, mit Einem Schwertstreich das Haupt vom Rumpf, daß es auf den Tisch flog. Nach kurzer Zwischenherrschaft des Rugiers Erarich wählten die Gothen Ildibad's Neffen Totila (s. die beiden Artikel) zum König, der noch einmal das Reich zu Glück und Glanz erhob.

Quellen und Litteratur: Dahn, Die Könige der Germanen I. München 1861, S. 223; — Urgeschichte der germanischen und romanischen Völker I, 2. Aufl. Berlin 1899, S. 266. Dahn.

Illig: Moritz Friedrich J. (1777—1845), Erfinder der Papierleimung mit Harz. — Schon der Großvater des J., Johannes J., wird im Kirchenbuche der evangelischen Gemeinde zu Nieder-Ramstadt als „Papierfabrikant auf der hiesigen Papiermühle" erwähnt; er starb dort am 17. Februar 1806 im Alter von 86 Jahren. Sein Sohn, der auch Johannes hieß, starb ebenda und wird im Kirchenbuche als „gewesener Papierfabrikant zu Amorbach" (geboren am 2. October 1748 zu Niederramstadt, † ebenda am 10. December 1813) verzeichnet. Dieser Johann J. hatte zehn Kinder, davon war das zweite unser Moritz Friedrich J. Er wurde am 30. October 1777 zu Erbach geboren. Am 17. April 1813 ward er als Bürger und Uhrmacher zu Darmstadt aufgenommen. In dem Anfang der 20er Jahre erschienenen Schriftchen „G. A. Pauli, Topographisches Gemälde von Darmstadt" heißt es auf S. 205 unter den Künstlern Darmstadts: „Illig, tiefdenkender Mechanikus, wissenschaftlicher Uhrmacher, verfertigt physicalische und mathematische Instrumente." Er war mit Elisabeth Pfeil aus Darmstadt verheirathet und hatte zwei Kinder, Johann Wilhelm und Jakobine Florentine Theodore. Im J. 1807 hatte J. seine epoche=

machende Schrift: „Anleitung auf eine sichere, einfache und wohlfeile Art Papier in der Masse zu leimen“ herausgegeben. Unter der Vorrede heißt es: „Erbach, im Januar 1806, M. F. Illig“. Seine darin niedergelegte Erfindung, Papier mit Harz u. s. w. zu leimen, muß er in jungen Jahren, gemäß einer Bemerkung auf S. 65 seiner Schrift, bereits auf der väterlichen Papiermühle gemacht haben. Schnell verdrängte die Illig'sche Harzleimung die alte Leimung des Papiers mit thierischer Gallerte und wurde für die Massenfabrikation des Papiers unentbehrlich. Am 26. Juli 1845 starb J. in Darmstadt.

Die Familie J. soll nach dem 30jährigen Krieg aus der Schweiz nach Deutschland eingewandert sein. Ein Zweig ließ sich in Ober-Ramstadt bei Darmstadt nieder. Einer dieser Illigs gründete eine Papiermühle in Unter-Schmitten in Oberhessen. Von hier aus kamen sie nach Büdingen, Gelnhausen, Gedern, Kloster Klarental und Ober-Wesel. Die Familie J. erhielt in mehreren westdeutschen Staaten Papiermacherprivilegien und Monopole zum Lumpensammeln. Bekannt sind Papiere mit Wasserzeichen von Christian J. (1680—1720), Heinrich J. (1720—1780), Johann Georg J. (1780—1830). J. erhielt für seine Erfindung der Harzleimung von der französischen Regierung 200 000 Frcs.

C. Hofmann, Handbuch d. Papierfabrikation, II. Aufl., I. Theil, S. 292. — Stammbaum der Familie Scriba, Darmstadt 1824, S. 223. — Mittheilungen des Herrn Prof. Th. Beck in Darmstadt. — Papier-Zeitung, Berlin 1905, Nr. 5, S. 146. F. M. Feldhaus.

Ineichen: Josef J., Professor der Physik und Mathematik am Lyceum in Luzern, wurde geboren am 12. Februar 1792 in Hochdorf (Kanton Luzern). Nach dem Besuche des Gymnasiums und Lyceums in Luzern war er 1816—18 Privatlehrer in Genf, studirte dann, mit einem Staatsstipendium versehen, von 1819—1823 Mathematik und Naturwissenschaften in Göttingen und Paris, und war von 1823 ab bis zu seiner Pensionirung im Sommer 1870 Professor der Physik und Algebra (oder Mathematik) am Lyceum der Kantonsschule in Luzern. Er war ein vorzüglicher und pflichttreuer Lehrer und hat sich um die Fortentwicklung des Lyceums verdient gemacht, u. a. durch die Schöpfung des physikalischen Cabinetts. Auch in der Verwaltung des Lyceums war er seit 1826 als Mitglied der Schulcommission, seit 1830 als Mitglied des Erziehungsrathes, seit 1833 als Mitglied und seit 1840 als Präsident der Bibliothekcommission thätig. Bei der Verfassungsänderung im J. 1841 aus diesen Aemtern entfernt, wurde er nach dem Sturz des Sonderbundes wieder 1848 in den Erziehungsrath, 1852 in die Studiendirection und zum Inspector des Gymnasiums, 1859/60 zum Inspector der Realschule gewählt, bis er freiwillig 1862 aus dem Erziehungsrath ausschied.

Im politischen Leben Luzerns trat er in entschieden liberalem Sinne hervor; er war von 1828 ab unmittelbar gewähltes Mitglied und von 1883 bis 1848 mittelbares, vom Kantonswahlcollegium gewähltes Mitglied des Großen Rathes. Auch gehörte er von 1832—1869 lange Zeit dem Großen Stadtrath von Luzern an. Von 1843—1862 war er Mitglied des Sanitätscollegiums, von 1833—1881 Mitglied und seit 1848 Präsident der Maaß- und Gewichtscommission des Kantons, endlich von 1852—1862 Mitglied der topographischen Commission desselben. Namentlich hat ihn die Regelung der Maaß- und Gewichtsverhältnisse des Kantons andauernd beschäftigt, wozu er u. a. im J. 1837 seine Maaß- und Gewichtstabellen (gedruckt auf Staatskosten, mit einer historischen Einleitung) und 1851 bei Einführung des neuen Münzsystems die Luzerner amtlichen Münzreductionstabellen ausarbeitete; er half dann auch noch 1874—1878 bei der Einführung

des metrischen Maaßes mit, trotzdem er sich 1864 dagegen ausgesprochen hatte. Auch die naturwissenschaftlichen Beobachtungen Luzerns lagen ihm viele Jahre hindurch ob.

In der Geschichte der Stenographie ist J. durch seine Vertretung der geometrischen Methode von Horstig bekannt, die er 1813 erlernt hatte und ständig anwandte. Sein ganzer Nachlaß, namentlich die Hefte, nach denen er am Lyceum docirte, waren stenographisch geführt. Er ertheilte auch zu Anfang der dreißiger Jahre am Lyceum Unterricht in der Stenographie und verfaßte dazu eine Anleitung („Stenographisches Alphabet nach Horstig", 1831, 2. Aufl. 1850). In den Jahren 1830—1840 stenographirte er mehrere Verhandlungen des Luzerner Großen Rathes sowie die Debatte desselben über die Jesuitenberufung vom 9. September 1842, die in zwei Auflagen im Druck erschien.

J. gab 1823 das Lehrbuch der organischen Chemie von Gmelin in französischer Uebersetzung heraus (Paris 1823) und schrieb selbst: „Grundlehren der Algebra" (Luzern 1827), ein bis Anfang der siebziger Jahre am Gymnasium in Luzern gebrauchtes Schulbuch, „Entwicklungsgang der Ansichten über das Weltsystem" (Schulcatalog 1865/1866), veröffentlichte auch Aufsätze über den Einfluß des Mondes auf die Witterung (Luzerner Hauskalender 1857), über den Papinischen Topf (Dingler, Polytechn. Journal, Bd. 205, 1872), und über Knallgasexperimente (Pogg. Annalen Bd. 95, 1855).

Er war seit 1831 verheirathet und starb in Luzern am 22. April 1881 im 90. Lebensjahre.

Biographie von Prof. Arnet im Jahresbericht der höheren Lehranstalt Luzern 1880/1881. — Illustr. schweizerisches Unterhaltungsblatt f. Stolze'sche Stenographen, 4. Jahrg., Wetzikon 1881, S. 84—87 mit Bild.

Johnen.

Ingersleben: Karl Heinrich Ludwig von J., preußischer Verwaltungsbeamter, geboren am 1. April 1753, † zu Coblenz als Staatsminister und Oberpräsident der Rheinprovinz am 13. Mai 1831, war der Sohn des bei Kolin schwerverwundeten und in der Schlacht bei Breslau am 22. November 1757 zu Tode getroffenen, von Friedrich dem Großen mit Ehren überhäuften Generalmajors Johann Ludwig v. J. und der Charlotte Luise Dorothea v. J., geb. v. Herold, einer Tochter des am 18. Mai 1720 in den Adelstand erhobenen, um die preußische Verwaltung sehr verdienten Geheimen Finanz-, Kriegs- und Domänenraths Dr. Christian Herold, der ohne männliche Leibeserben am 10. Februar 1744 gestorben ist. Auch die Mutter Ingersleben's starb früh. Die Familie v. J. gehörte zum alten magdeburgischen Adel. Der General Joh. Ludwig besaß die Güter Königerode, Friedrichrode und Willerode im Mansfeld'schen. Auch der Kriegs- und Domänenrath v. Herold war ansehnlich begütert. Zur Zeit der Geburt Karl Heinrich Ludwig's stand der Vater in Potsdam in Garnison. Außer vier Schwestern, von denen sich die eine mit dem General v. Borstell, dem Vater des späteren commandirenden Generals des 8. Armeecorps verheirathete, hatte Karl Heinrich Ludwig einen älteren Bruder, Friedrich Wilhelm Heinrich Ferdinand, der später Oberst wurde und durch seine Uebergabe von Küstrin im J. 1806 eine traurige Berühmtheit erlangte. Karl Heinrich Ludwig bezog am 17. April 1764 die Ritterakademie zu Brandenburg, wo er bis zum Jahre 1765 blieb. Von dort kam er auf die école militaire nach Berlin, die er in den Jahren 1766 und 1767 besuchte. Am 15. October 1768 trat er als Fahnenjunker in das Manstein'sche Cürassierregiment ein, am 11. Juni 1769 wurde er zum Cornett, am 13. August 1777 zum Lieutenant befördert.

Während des bairischen Erbfolgekrieges war er Inspectionsadjutant beim General v. d. Marwitz. Im J. 1783 verheirathete er sich mit Albertine Sophie Ulrike v. Brause, Tochter des Generalmajors v. Brause. Das langsame Avancement verleidete ihm die militärische Laufbahn. Er kam daher um seinen Abschied ein, der ihm unter dem 6. August 1786 gewährt wurde. Beim Regierungsantritt König Friedrich Wilhelm's II. erhielt er den Charakter als Rittmeister. Am 30. October 1787 wählte ihn die Ritterschaft der Altmark zum Landrath des Tangermünder und Arneburger Kreises. Von da wurde er 1795 nach Halberstadt als Präsident der dortigen Kriegs- und Domänenkammer versetzt und von dort bereits unter dem 15. Mai 1798 an Stelle des am 8. Mai verstorbenen Geheimen Finanzraths und Kammerpräsidenten v. Schütz als Präsident der Kriegs- und Domänenkammer nach Stettin. In den drei Jahren seiner Thätigkeit in Halberstadt hatte er es verstanden, sich dort sehr beliebt zu machen. Ein Ausdruck davon war es, daß die Kammer daselbst aus Anlaß seines Scheidens eine goldene Medaille mit seinem Brustbilde prägen ließ, ebenso zeigt seine Beliebtheit ein ihm und seiner Familie im Göttinger Musenalmanach gewidmetes Lebewohl.

In Stettin sollte J. in achtjähriger Thätigkeit eine außerordentlich segensreiche Wirksamkeit entfalten, indem er dort das große Werk der Befreiung der pommerschen Domänenbauern mit außerordentlichem Erfolge durchführte. Er hat dies nicht etwa durch seine Organe erledigen lassen, sondern augenscheinlich die Hauptarbeit selbst gethan, wie die verschiedenen von ihm in dieser Sache unternommenen Dienstreisen durch die ganze Provinz vermuthen lassen. Er hat ferner nicht nur die vom Staatsminister v. Voß auf Veranlassung des Königs in Gang gebrachte Aufhebung der Dienste bei den pommerschen Domänenbauen durchgeführt, sondern vor allem das Verdienst der Idee, den Bauern, welche die Verdienste abzulösen bereit seien, die persönliche Freiheit zuzugestehen (1799). Am 19. Juni 1799 legte er einen Plan vor, nach dem die Ablösungen vorgenommen werden sollten. Er sah dabei darauf, daß die fiscalischen Interessen nicht litten. Zunächst faßte er nur die Ablösung der Spanndienste ins Auge. Der Plan fand die Zustimmung des Königs. Dieser ließ J. unter dem 16. Juli seinen „ganzen Beifall“ für seine „zweckmäßigen Bemühungen“ aussprechen, namentlich wegen des „sehr gründlichen“ Planes, die Dienstaufhebung „ohne alles Geräusch“ zu Stande zu bringen. Am 21. September 1799 entwarf J. eine Instruction, nach der der Plan ausgeführt werden sollte. Darin hieß es: „Die Verwandlung der Dienste in eine Geld- oder Körnerabgabe genügt noch nicht: der Bauer muß auch Eigenthümer werden, was er bis jetzt noch nicht ist.“ Um die Bauern zur Annahme des Eigenthums zu bestimmen, übte er geradezu einen Druck aus, indem er dafür auch Erlaß der verhaßten Handdienste in Aussicht stellte. Doch galt dies nur für die Bauern. Bei den Kossäten machte J. Halt. Er meinte, daß es deren eigentliche Bestimmung sei, Handdienste zu leisten; was sollten diese Leute mit ihrer frei gewordenen Zeit anfangen, da ihr Landbesitz so gering wäre, daß sie von besserer Cultur doch nur wenig Vortheil haben würden. Auch bei den Bauern selbst hatte er im wesentlichen nur die größeren im Auge. Landabtretungen zur Entschädigung der Domänenpächter betrachtete er als Ausnahme. Auch sonst verfuhr er sehr sparsam bei der Gewährung von Entschädigungen. Viele Domänenpächter wußte er zum Verzicht auf die ihnen zustehende Entschädigung zu veranlassen, da sie durch sonstige bei den Regulirungen eintretende Vergünstigungen hinreichend anderweitige Vortheile empfingen. Dabei ließ J. die Bauern an den Staat herankommen, indem er von dem klugen Grundsatze ausging: „nur so lange der gemeine Mann der

bittende Theil ist, kann man Bedingungen machen." Das ganze Regulirungswerk in Pommern ging mit einer auffälligen Schnelligkeit vor sich. Am 12. Mai 1804 waren auf den 40 pommerschen Aemtern bei den 5000 Domänenbauern 173075 Spanndiensttage und 204534 Handdiensttage aufgehoben. In 25 Aemtern war damals die Arbeit bereits vollendet, weitere 12 Aemter sollten bis Trinitatis 1806 fertig sein. Dabei schnitt der Staat noch gut ab, indem er einen jährlichen Ueberschuß von 23011 Thalern zu verzeichnen hatte. Verstand doch J. selbst die Landwirtschaft aus dem Grunde, wie seine Verwaltung des großen, durch ihn im J. 1801 von den Erben F. Gotthilf's v. Enckevort für 58000 Thaler erworbenen Güterkomplexes Vietzow, Wutzow, Lazenz, Neuhof, Grünewiese und Dieck im Kreise Belgard zeigt, wo er in den Jahren 1802 und 1803 das schwierige Geschäft der Gemeinheitstheilung mit seinen Bauern schnell und glücklich durchführte. Niemand war vergnügter über das von J. auf den Domänen erzielte günstige Ergebniß als der König selbst, der am 18. Mai 1804 in einer Cabinettsordre an Voß anordnete, daß J. und seine Räthe eine besondere Belohnung erhalten sollten. Schon vorher hatte er J. (am 14. März 1804) eine namhafte persönliche Gehaltszulage verliehen.

J. besaß überhaupt die vollste Gunst König Friedrich Wilhelm's III. Schon im Frühjahr 1803 hatte dieser daran gedacht, ihm einen Ministerposten zu übertragen, nämlich die Verwaltung des niedersächsisch-westfälischen Departements, statt des ihm dafür vorgeschlagenen Freiherrn v. Stein. Doch rieth ihm Graf Schulenburg-Kehnert davon ab, weil Stein, dessen Vorgesetzter J. dadurch geworden wäre, nicht geneigt sein würde, sich J. zu fügen. Das deutet darauf hin, daß Ingersleben's Natur dem Freiherrn nicht kraftvoll genug erschien. Als das Werk der Befreiung der Domänenbauern in Pommern fast beendet war, machte Friedrich Wilhelm einen neuen, weiteren Wirkungskreis für J. ausfindig, indem er ihn, zunächst unter Belassung in seiner Stellung als Kammerpräsident, am 24. Januar 1806 dem mit der Verwaltung von Hannover betrauten General Grafen Schulenburg als Civilcommissar beiordnete. J. erhielt bei der Organisation der hannoverschen Administrationscommission, während Schulenburg etwa die Stellung eines Generalgouverneurs einnahm, am 15. Februar 1806 den Vorsitz in der Commission, deren heikle Aufgabe es war, für die Neutralität Hannovers in dem Kriege zwischen Frankreich und England zu sorgen und dem Lande die Lasten möglichst zu erleichtern. Als Schulenburg im Sommer zurücktrat, rückte J. in dessen Stellung (am 11. August). Schon vorher hatte er die Geschäfte hauptsächlich erledigt und u. a. am 19. Mai 1806 eine umfassende Instruction für die aus Eingesessenen gebildete Verwaltungsbehörde entworfen. Schulenburg konnte ihm umsomehr die Geschäfte überlassen, als er, wie aus einem von ihm an den König unter dem 14. Juli erstatteten Berichte hervorgeht, sein Verwaltungstalent und seine Arbeitsamkeit erkannt hatte. Freilich, so meinte er, ginge ihm noch etwas die Erfahrung ab. Außerdem vermißte er einigermaßen Selbständigkeit und Initiative bei ihm. Durch die Umstände sah sich J. gezwungen, die ihm ursprünglich gesteckte Aufgabe zu verlassen. So mußte er den preußischen Münzfuß einführen, was zu heftigen Recriminationen der Hannoveraner führte. Noch mißlicher war es, als J. Ende September auf Befehl des Königs auch dazu schreiten mußte, das preußische Heer aus hannoverschem Material zu ergänzen. Am 2. October erhielt er außerdem Anweisung, das Land zu den Kriegskosten heranzuziehen. Obwol J. sich im dauernden Besitze des Vertrauens seines Königs und dessen Berathers, Beyme, wußte, wofür seine am 16. September erfolgte Ernennung zum Staatsminister ein neuer Beweis war,

konnte er sich nicht verhehlen, daß seine Mission sowol bei der bestehenden Abneigung der Hannoveraner als auch bei der schwachen Stellung Preußens ganz hoffnungslos war. Schon am 24. August berichtete er in diesem Sinne an den König. So versöhnlich und schonend er auch auftrat, die Verhältnisse und der Gang der Dinge gestatteten es nicht, daß daraus auch nur der geringste Nutzen für Preußen erwuchs. Selbst die Ordnung, die J. in die Finanzen des Kurfürstenthums brachte, und sogar die Thatsache, daß er die hannoversche Besatzung von Hameln aus preußischen Mitteln besolden ließ, erwarb den Preußen nicht Sympathien im Lande. Zwar bewies König Georg IV. noch nach 15 Jahren J. seine Erkenntlichkeit für die von ihm geübte humane und uneigennützige Verwaltung, indem er ihm in Erinnerung daran das Großkreuz des Guelfenordens verlieh, die Hannoveraner hielten es 1806 aber mehr mit den sie mit großer Härte behandelnden Franzosen. Sofort nach der Schlacht bei Jena übernahmen die alten Minister trotz Ingersleben's Anwesenheit wieder die Geschäfte in Hannover (am 20. October). Gleich darauf zog die preußische Garnison ab, und alsbald riß man vor den Augen Ingersleben's die preußischen Adler herunter. Daß J. hiergegen nicht einmal zu protestiren wagte, ist ein schlagender Beweis dafür, daß er, wie Stein wol richtig erkannt hatte, nicht aus kräftigem Holze geschnitzt war. Am 22. October verließ J. selbst Hannover.

In Salzwedel erfuhr er, daß das Generaldirectorium von Berlin nach Stettin verlegt sei. Infolge dessen begab er sich dorthin und traf daselbst am 27. October ein. Da er an seinem Wagen eine Ausbesserung vornehmen lassen mußte, konnte er sich an diesem Tage nicht den gerade von Stettin nach Danzig aufbrechenden Ministern Schulenburg, Voß und Stein anschließen und wurde so in die Capitulation von Stettin verwickelt. Der Magistrat und die Bürgerschaft bestürmten ihn am 28. unter dem Eindrucke der Nachrichten von der Waffenstreckung Hohenlohe's bei Prenzlau, sie nicht zu verlassen, sondern die Leitung der Civilangelegenheiten zu übernehmen. J. sträubte sich anfangs dagegen, „weil er als Diener des Staats sich keine Bestimmung selbst zueignen könne“. Durch seine Ernennung zum Staatsminister im September war er zwar aus der pommerschen Kammer ausgeschieden. Wehmüthige Abschiedsschreiben, die er mit der Kammer und den pommerschen Ständen gewechselt hatte und die bekunden, wie sehr er sich mit Pommern verwachsen fühlte, hatten diese Trennung noch besonders betont. Seit dem 1. October 1806 war Stettiner Kammerpräsident Schuckmann geworden. Dieser war jetzt aber nicht anwesend und auch sonst scheint die Verwaltung hilflos gewesen zu sein. Angesichts einer solchen Lage war es wohl zweckdienlich, wenn J. selbständig eingriff. Daß er zauderte, entspricht der Auffassung Schulenburg's, J. besäße wenig Initiative. Man fand jedoch einen Ausweg in dieser Verlegenheit, indem eine Stafette des Königs Befehl hierzu einholen sollte; währenddessen übernahm J. einstweilig die Verwaltungsgeschäfte und traf alsbald die zweckmäßige Anordnung, daß die in Stettin befindliche Kriegscasse mit einem Inhalte von 253 000 Thalern über Swinemünde zur See nach Danzig geschafft wurde. Am Mittage des 29. veranlaßte er den altersschwachen Gouverneur v. Romberg zur Abweisung einer ersten Aufforderung zur Uebergabe der Festung. Als am Nachmittag abermals ein Parlamentär mit dem Verlangen der Capitulation erschien, bewirkte er, um den fassungslosen Romberg moralisch zu stärken, eine Berathung der höheren Officiere zusammen mit dem Gouverneur und dem Commandanten, während er selbst, weil er diese Berathung für rein militärisch ansah und seine Anwesenheit dabei für weniger angebracht hielt, mit dem französischen Parlamentär in seine Wohnung ging. Als er zurück-

kehrte, fand er, wie er angibt, „zu seinem Erstaunen“ den Beschluß der Officiere vor, die stark armirte Festung Stettin an die Franzosen, die nur mit einem kleinen Reitertrupp vor den Thoren standen, zu übergeben. Im Bewußtsein, an der Thatsache nichts mehr ändern zu können, verließ er nach Ueberreichung einer von ihm vorher im Beisein des Parlamentärs entworfenen, auf eine milde Behandlung der Stadt hinzielenden Civilcapitulation voller Aufregung das Zimmer und ließ den Dingen ihren Gang. Es sind ihm wegen dieses seines Verhaltens von vielen seiner Zeitgenossen und auch neuerdings von Granier heftige Vorwürfe gemacht worden; und in der That hat er in jener Krisis nicht kraftvoll, ja schwach gehandelt; auch sein Benehmen dem französischen Officier gegenüber ist nach Ausweis der Acten nicht gerade energisch zu nennen. Richtiger wäre es gewesen, die muthlosen Militärs, deren Handlungsweise ihn erschreckte, von ihrem unseligen Entschlusse zurückzubringen oder doch vorher auf sie stärkend einzuwirken und sich nicht zu entfernen, als über Stettin das Loos geworfen werden sollte. So hätten Minister wie Stein und Bismarck und auch wol noch mancher andere gehandelt. J. aber nahm den kläglich „correcten“ Standpunkt ein, daß er sich nicht in die militärischen Dinge einzumischen habe, auch wo das Vaterland in Gefahr war. Es ist aber hervorzuheben, daß J. nicht ausdrücklich der Capitulation zugestimmt hat, wie noch Lettow-Vorbeck berichtet, sondern dagegen gewesen ist, wenn er auch seiner Meinung nicht Geltung verschafft hat. Er kann also nicht direct mit verantwortlich gemacht werden für die schimpfliche Uebergabe und Granier urtheilt sicher etwas zu scharf über ihn. J. gehörte eben nicht zu den kraftvollen Naturen, die in so schwerer Stunde dem Vaterlande zu wünschen sind.

Einstweilen sollte sein Ruf aufs schwerste unter dem Vorgefallenen leiden. Wie es besonders in so stürmischen Zeiten zu gehen pflegt, wurden ungenaue Angaben über sein Verhalten verbreitet, wozu die schimpfliche Handlungsweise seines Bruders in Küstrin, des einzigen der sieben Festungscommandanten, dessen Todesurtheil Friedrich Wilhelm III. bestätigte, einiges beigetragen haben mag. Selbst Männer, die unterrichtet hätten sein können, wie Gneisenau, lebten noch nach Jahren des Glaubens, daß J. sich der Forderung der Franzosen gefügt und Napoleon einen compromittirenden Eid geschworen hätte, während J. gerade dies Ansinnen entschieden ablehnte, obwol er dadurch in pecuniäre Schwierigkeiten kam. Unter dem Drucke der vielfach gegen ihn erhobenen Anklagen wandte sich J. am 16. August 1807 von Berlin aus, wohin er nach der Stettiner Katastrophe gegangen war, da man ihm französischerseits Pässe nach Preußen verweigert hatte, mit einer ausführlichen Rechtfertigungsschrift an den König, den man auch gegen ihn einzunehmen gesucht hatte, und bat wiederholt, wenn angängig, um Weiterverwendung im Dienste oder um eine Verabschiedung in Gnaden. Friedrich Wilhelm beschied ihn am 27. August sehr kühl: „muß mein Urtheil bis dahin suspendiren, daß dieser Vorgang gründlich und strenge, wie es dessen Wichtigkeit erfordert, untersucht sein wird“. Die veränderte Lage gestatte zur Zeit nicht eine weitere dienstliche Verwendung Ingersleben's. Diese Inactivirung zwang J. dazu auf der Zurückzahlung eines Darlehens von 5000 Thalern, das er am 29. October der Stadt Stettin bis zum Friedensschluß zinslos gewährt hatte, zu beharren. Am 30. August theilte er der Stadt, die sich anfänglich nicht in der Lage zeigte, ihrer Verpflichtung nachzukommen, mit: „Mehrere Gründe legen mir die eiserne Nothwendigkeit auf, meinen Antrag zu erneuern.“ Nach einigem Hin und Her brachte die Stadt die Summe denn auch auf. Die ganze

Haltung der Bürgerschaft dabei zeigt, daß J. bei ihr sehr beliebt war. Später hat die vom Könige angekündigte Untersuchung stattgefunden. Die Acten darüber sind nicht bekannt geworden. Aber kein Geringerer als der Staatskanzler Fürst Hardenberg bezeugt in einem Schreiben an Gneisenau vom 15. März 1816, daß J. „völlig von aller Beschuldigung freigesprochen worden ist“. So wurde ihm die Bahn wieder eröffnet und er konnte bei nächster Gelegenheit aufs neue im Staatsdienste verwendet werden. Auf die Bitte der pommerschen Stände ernannte ihn der König unter dem 25. Juni 1812 an Stelle des Geheimen Oberfinanzraths Hering zum Präsidenten der kurz vorher organisirten pommerschen Regierung mit dem Sitze in Stargard.

In dieser Eigenschaft hat J. im J. 1812 Sammlungen für die während des Feldzuges in Rußland verwundeten Truppen des preußischen Hilfscorps und im J. 1813 mit großem Eifer und Geschick die Bildung der Landwehr und die Ausrüstung und Verpflegung der Truppen organisirt. Vor allem trat er bei der Bildung des pommerschen Nationalcavallerieregiments hervor, in das sein einziger Sohn als Lieutenant trat. Was der Vater am 29. October 1806 durch Schwäche gefehlt hatte, ward überreich dadurch gesühnt, daß ihm dieser Jüngling am 23. August bei Großbeeren fast sechsundzwanzigjährig durch den Tod entrissen wurde. Es war der einzige Officier des Regiments, der in jener Schlacht fiel. Auf den von J. unter dem 21. November 1813 gestellten Antrag wurde die pommersche Regierung im Frühjahr 1814 von Stargard nach Stettin verlegt. Im J. 1814 verlieh der König ihm in Anerkennung seiner Verdienste um die Kriegsrüstungen das eiserne Kreuz am weißen Bande. Im Juli 1815 mit der neugeschaffenen Würde des Oberpräsidenten von Pommern bekleidet, erhielt er bald darauf (19. October) den Auftrag, in des Königs Namen die Uebernahme von Schwedisch-Pommern zu bewerkstelligen, dessen er sich im October und November 1815 mit Tact und Geschick entledigte. Sein König verlieh ihm dafür den Kronenorden 1. Classe, und der König von Schweden sah sich veranlaßt, ihm das Commandeurkreuz des Nordsternordens zu verleihen. Nicht lange darauf (am 10. Januar 1816) wurde er an Stelle des nach Pommern versetzten Generalgouverneurs der Rheinlande Sack, dessen Abberufung Hardenberg für nöthig hielt, zum Oberpräsidenten am Rhein bestellt und zwar erhielt er die Verwaltung des die Regierungsbezirke Coblenz, Trier und Aachen umfassenden Großherzogthums Niederrhein mit dem Sitz in Coblenz. Diese Ernennung verstimmte Gneisenau, den commandirenden General des rheinischen Armeecorps, der mit Sack befreundet war, und er brachte unmuthig die alten Anklagen gegen J. bei Hardenberg an. Der aber vertheidigte J. auf das energischste. Er sagte Gneisenau offen: „Gegen J. haben Sie ein ungerechtes Vorurtheil. Sie wußten gewiß nicht, daß eine Untersuchung seines Benehmens von 1806 verhängt wurde.“ Nach der Mittheilung, daß J. aus dieser Untersuchung schuldlos hervorgegangen sei, empfahl er ihn mit den Worten: „Ich glaube, daß er sich vollkommen in die dortigen Provinzen paßt; er ist ein Mann von angenehmem Aeußern, hat sehr gefällige Formen und hat in seinem bisherigen Posten und bei der Uebernahme von Schwedisch-Pommern sehr gute Geschäftskenntnisse gezeigt, auch sich Liebe und Zutrauen erworben.“ Auch Boyen empfahl J. bei Gneisenau.

Diese Empfehlungen sollten sich rechtfertigen. J., damals schon ein Mann von 64 Jahren, dem man das Alter sehr ansah, fand sich mit großem Geschick in die überaus schwierige Aufgabe, die Rheinlande zu verwalten. Gerade weil er nicht viel regierte, sondern die Dinge sich mehr entwickeln ließ und stets Milde und Freundlichkeit zeigte, hat er hier gute Erfolge erzielt. Harden-

berg hatte das mit richtigem Blick vorausgesehen und einen glücklichen Griff mit dieser Ernennung gethan. Auch Stein überzeugte sich bald durch den Augenschein, daß das sanfte und verständnißvolle Scepter des „guten Ingersleben" treffliche Früchte zeitigte. Am 23. März 1816 übernahm J. die Geschäfte. Wie im Halberstädtischen und in Pommern so erfreute er sich auch am Rheine großer Beliebtheit, und Mißhelligkeiten, die er mit dem Regierungspräsidenten v. Schmitz-Grollenburg hatte, übten hierauf keinen wesentlichen Einfluß. Auch die Unterzeichnung der bekannten ungeschickten Adresse an den König im J. 1817 durch einige seiner besten Freunde, wie den Präsidenten v. Meusebach und den Schulrath Johannes Schulze, brachte keine dauernde Verstimmung. Viel trug das gastlich-heitere Haus, das er mit seiner Gemahlin ausmachte, dazu bei, ihn beliebt zu machen. Er übte die Verwaltung durchaus im Geiste des Liberalismus, nicht ohne daß dabei Unklarheiten und politische Unklugheiten unterliefen, wie die oppositionelle Rolle zeigt, die er, in gewisser Beziehung als Stimmführer, mit den Oberpräsidenten Sack, Schön, Auerswald, Vincke, Solms und Merkel im J. 1817 bei Gelegenheit der Berathung der Entwürfe zur Heeresverfassung spielte. Er befürwortete dabei fast förmlich die Einrichtung eines Milizsystems und zeigte sich wenig einer straffen Centralisation geneigt. Viel Schwierigkeiten erwuchsen ihm bei Einführung der sonntäglichen Landwehrübungen. Dabei wußte er sich mit dem Grafen Solms-Laubach in Köln, dem Oberpräsidenten der die Regierungsbezirke Köln, Düsseldorf und Kleve umfassenden Provinz Jülich-Kleve-Berg, und mit dem commandirenden General v. Hake, dem Nachfolger Gneisenau's, gut zu verständigen. Als Solms (24. Februar 1822) gestorben war, wurde dessen Oberpräsidialbezirk mit dem Ingersleben's verschmolzen, sodaß J. seitdem die gesammten preußischen Rheinlande verwaltete. Nach Thielmann's, des Nachfolgers von Hake, im October 1824 erfolgtem Tode kam Ingersleben's Neffe Borstell als commandirender General an den Rhein. Besonders günstige Ergebnisse erzielte seine Verwaltung des Schulwesens, bei der er von tüchtigen Männern wie Johannes Schulze, Gerd Eilers und Lange wirksam unterstützt wurde. Im wesentlichen ließ er sie gewähren, nur hier und da freundlich eingreifend. Durch sein väterlich-wohlwollendes Wesen fühlten sich Eilers und Schulze auf das angenehmste berührt. Auch mit der katholischen Geistlichkeit kam J. gut aus. Es waren ja auch glückliche Zeiten. Konnte J. doch im Juli 1817 noch davon berichten, daß die Bibelgesellschaften zu Kreuznach und Neuwied auch von vielen katholischen Geistlichen des Bisthums Trier lebhaft unterstützt wurden. Mit dem Erzbischof Spiegel verband ihn nahe Freundschaft. Unter seiner Verwaltung wurde die Dampfschiffahrt auf dem Rheine eingerichtet. Er interessirte sich lebhaft für die Erneuerung des Kölner Doms. Auch seiner Leitung der landständischen Versammlungen in Düsseldorf wurde Geschicklichkeit nachgerühmt. Hansemann's Plänen zur Gründung der Aachener Feuerversicherungsgesellschaft bewies er ein verständnißvolles Entgegenkommen. Sowol bei seinem 50-, als bei seinem 60jährigen Jubiläum in den Jahren 1818 und 1828 entzog er sich den persönlichen Huldigungen. Beide Male wurde er durch des Königs Huld ausgezeichnet, das erste Mal durch ein Handschreiben, 1828 durch die Verleihung des Schwarzen Adler-Ordens. Zu Beginn des Jahres 1831 stellte sich bei ihm eine Fußwunde ein und Augenschwäche ließ das Eintreten des schwarzen Staars befürchten. Trotzdem fuhr er fort, sich eingehend den Geschäften zu widmen. Noch am 13. Mai that er dies. In der 12. Abendstunde desselben Tages raffte ihn ein Lungenschlag aus dem Leben. Sein Leichenbegängniß gestaltete sich zu einer großen Huldigung der rheinischen Bevölkerung für ihn. Seine Witwe starb am 28. April 1846 in Berlin.

Außer ihr hinterließ er eine Tochter Luise, die an den Oberlandesgerichtspräsidenten v. der Recke verheirathet war. Recke übernahm die pommerschen Güter seines Schwiegervaters.

Nicht gerade eine glänzende Erscheinung in der preußischen Geschichte, hat sich J. doch mannichfache Verdienste erworben, namentlich durch seine Thätigkeit als Bauernbefreier in Pommern, die ihn auf der Höhe seines Schaffens zeigt, und als liebenswürdiger und milder Verwalter der Rheinlande.

Nekrologe in der Allgem. preuß. Staatszeitung 1831, Nr. 149, der Vossischen Zeitung 1831, Nr. 124 u. der Spener'schen Zeitung 1831, Nr. 125, im Neuen Nekrolog der Deutschen. 9. Jahrg., I. Theil. Ilmenau 1833, S. 415—418, u. im Neuen Rheinischen Conversationslexikon, Bd. 6, Köln 1833, S. 1050—1052. — Acten des Kgl. Staatsarchivs zu Stettin und der Gesellschaft für pommersche Geschichte und Alterthumskunde daselbst, ferner der Geh. Kriegskanzlei und der Ritterakademie zu Brandenburg. — Pauli, Leben großer Helden. 2. Theil, Halle 1758, S. 91 ff. (der Vater). — Hörschelmann, Stammtafeln. Coburg 1774, S. 36. — Arnold, Geschichte d. Ritterakademie zu Brandenburg. Brandenburg 1805, S. 121. — Göttinger Musenalmanach 1799, S. 235. — Knapp, Bauernbefreiung. — Lehmann, Stein, Bd. I, S. 310. — Thimme, Die inneren Zustände des Kurfürstenthums Hannover unter der französisch-westfäl. Herrschaft. Hannover u. Leipzig 1893 u. 1895. — Nachlaß Ludwig's v. Ompteda. Abth. 1, Jena 1869, S. 135. — Granier, Die Kapitulation von Stettin 1806 und der Staatsminister v. Ingersleben, Baltische Studien, Neue Folge, Bd. IV, S. 1—15. — Carl Friedrich Meyer, Aus der Franzosenzeit Stettins. Neue Stettiner Zeitung 1890 December, 1891 Januar. — Stettiner Zeitung 1806, 1812—1815. — Sonnenschmidt, Sammlung der für Neuvorpommern u. Rügen in den Jahren 1802—1817 ergangenen Gesetze &c., Band 2, Stralsund 1847. — Pertz-Delbrück, Gneisenau, Bd. 5, insbesondere S. 31. — Treitschke, Deutsche Geschichte, Bd. 2. — Fr. Meinecke, Boyen, Bd. 2. Pertz, Stein, Bd. 5 u. 6. — Varrentrapp, Johannes Schulze. — Rheinischer Antiquarius II, 2, S. 69 ff. — Gerd Eilers, Meine Wanderung durchs Leben, 2. Theil, Leipzig 1857. — Freiherr v. Meusebach, Eintagsschönchen 1818 (auf der Berliner Bibliothek), S. 35. — Gedichte auf Frau v. Ingersleben 1818 u. auf Ingersleben's Tod 1831 auf der Bibliothek des Coblenzer Staatsarchivs.

H. v. Petersdorff.

Jocham: Magnus J., katholischer Theologe, geboren am 23. März 1808 in Rieder bei Immenstadt im Allgäu, † am 4. März 1893 in Freising. Er besuchte seit Herbst 1821 das Gymnasium zu Kempten, nachdem er vorher einigen Privatunterricht im Lateinischen erhalten hatte, und absolvirte dasselbe im Sommer 1827. Im Herbst 1827 bezog er die Universität München, wo er im ersten Jahre Studien aus dem Kreise der philosophischen Facultät betrieb (bei Thiersch, Görres, Schubert) und im Herbst 1828 das Studium der Theologie begann, unter Allioli, Döllinger, Alois Buchner und Ammann. In München kam er auch in Beziehungen zu pietistischen Kreisen, ohne von denselben anderweitig beeinflußt zu werden, als daß ihm der Verkehr mit denselben die Ueberwindung der im Gymnasium aufgenommenen rationalistischen Einflüsse und die Rückkehr zu einem lebendigen Christenthum erleichterte. Mit Unrecht wurde er dagegen noch lange nachher mit den damaligen separatistischen Aftermystikern in innere Verbindung gebracht. Am 30. October 1831 wurde er zum Priester geweiht, feierte am 7. November seine Primiz in seiner Heimath und wurde dann zuerst Kaplan zu Altdorf im Allgäu, in der Nähe von Kauf-

beuren; im Januar 1833 wurde ihm die von Altdorf aus zu besorgende Vicarierung der Pfarrei Ebenhofen übertragen. Im Mai 1833 wurde er exponirter Kaplan in dem zur Pfarrei Hindelang gehörenden Dorfe Hinterstein, im October 1835 Pfarrer in Frankenhofen, im März 1838 Pfarrer in Pfronten. Großen und wohlthätigen Einfluß hatten auf ihn während dieser Jahre die ehrwürdigen Priester aus Sailer's Schule, mit denen er in nähere Verbindung kam, sein Lehrer Prof. Al. Buchner in München, Pfarrer und Decan Jos. Kirchhofer in Immenstadt, der mit Buchner befreundete Pfarrer Jos. Fuchs in Altdorf, und Pfarrer Franz Jos. Wankmüller in Hindelang. Im November 1841 erhielt J. die Professur der Moraltheologie am Lyceum in Freising, die er bis 1878 versah; nach Permaneder's Abgang vertrat er auch zwei Jahre lang, 1847—49, die Kirchengeschichte. 1854 wurde er Dr. theol., am 12. März 1860 erzbischöflicher geistlicher Rath. 1878 trat er als Professor in Ruhestand. Alle seine Ersparnisse hatte er während seines ganzen Priesterlebens wohlthätigen Anstalten und Stiftungen gewidmet. J. war, wie er sich mit ungezwungenster Aufrichtigkeit in seiner Selbstbiographie präsentirt und von seinen Freunden geschildert wird, ein durchaus gerader und offener Charakter, nicht ohne Eigenheiten und Ecken, „der Urtypus des Allgäuers“ (Weinhart).

Von der ebenso ausgedehnten als verdienstvollen schriftstellerischen Thätigkeit Jocham's seien zuerst die eigentlich fachwissenschaftlichen Schriften hervorgehoben: „Vom Besitzthum der Geistlichen; ein Fragment aus der Priester-Moral“ (Regensburg 1845); „Moraltheologie oder die Lehre vom christlichen Leben nach den Grundsätzen der katholischen Kirche“ (3 Theile, Sulzbach 1852 bis 54); „Anleitung zum Gebrauche der biblischen Geschichte beim Religionsunterrichte“ (München 1860; 3. Aufl. 1883); „Die kirchlichen Knaben-Seminarien“ (Augsburg 1862); „Aphorismen über Charakter und Charakterbildung“ (Jahresbericht des Lyceums zu Freising, 1863); dazu unter den in Zeitschriften erschienenen Arbeiten, außer verschiedenen kleineren: „Die Armenpflege“ (Pastoralblatt für die Erzdiöcese München-Freising, 6. Jahrg., 1865, Nr. 14—28); „Studien über den zweiten Theil des neuen Rituale (Die kirchlichen Segnungen)“ (Münchener Pastoralblatt 1865, Nr. 23—25, 30—32). Im Pastoralblatt veröffentlichte er außerdem verschiedene kleinere Artikel. Einige kleinere katechetische Arbeiten erschienen in Heim's Quartalschrift für praktisches Schulwesen (1839—41); ein Artikel: „Unwandelbares und Wandelbares in der Kirche Gottes, mit specieller Beziehung auf die zeitlichen Güter der Kirche“, im Archiv für kath. Kirchenrecht Bd. I (1857), S. 162—173. Mit Sighart zusammen gab er neu heraus: „Raimundi de Sabunde Theologia naturalis seu liber creaturarum“ (Sulzbach 1852). Aus dem Lateinischen übersetzte er das Buch von Joseph Kugler: „Der Priester nach dem Geiste der katholischen Kirche oder Anweisung zu einem priesterlichen Leben und Wirken für Candidaten des Priesterthums und jeden Geistlichen“ (Regensburg 1844). Einen großen Theil seiner gesammten schriftstellerischen Thätigkeit bilden ferner die Uebersetzungen ascetischer Schriften: Aus dem Griechischen: „Sämmtliche Schriften des heiligen Makarius des Großen“ (2 Bde., Sulzbach 1839; und wieder in 1 Bd., Kempten 1878, in der Bibliothek der Kirchenväter). Aus dem Lateinischen: „Ausgewählte Schriften des ehrwürdigen Abtes Ludwig Blosius“ (9 Bdchen., Sulzbach 1835—46; 2. Aufl. 1840—61); „Lichtstrahlen aus den Schriften des ehrw. Abtes L. Blosius“ (Münch. 1876). Aus dem Spanischen: „Ludwig de Ponte, Der geistliche Führer, oder Unterricht über das Gebet, die Betrachtung und Beschauung“ (4 Bde., Sulzbach 1841; vorher erschien: „Leben des ehrwürdigen Ludwig de Ponte, nach der lateinischen von H. Lamparter verfaßten

Lebensgeschichte frei bearbeitet", 2 Thle., ebd. 1840); „Die sämmtlichen Schriften der heiligen Theresia von Jesu" (5 Bde., als 2. Aufl. der Uebers. von Gallus Schwab, Sulzbach 1851—53; 3. Aufl. 1868—70); „Die sämmtlichen Schriften des heiligen Johannes vom Kreuz" (2 Bde., als 2. Aufl. der Uebers. von G. Schwab, Regensburg 1858 f.); „Uebung der christlichen Vollkommenheit und Tugend von Alphons Rodriguez" (3 Thle., Regensburg 1862; 4. Aufl. 1894); „Lichtstrahlen aus den Schriften des ehrw. Ludwig de Ponte" (München 1876). Aus dem Französischen: „Geistesübungen vom heiligen Franz von Sales" (Regensburg 1881; 2. Aufl. unter dem Titel: „Betrachtungen für die jährliche Geisteserneuerung", ebd. 1893). Aus dem Französischen übersetzte er ferner: „Sinnbilder der Schöpfung; aus dem Werk des Bischofs de la Bouillerie von Carcassonne" (München 1865); „Das Testament des P. Lacordaire, eine Selbstbiographie herausg. von Graf Montalembert" (Freiburg 1872). In modernisirter Sprache gab er heraus die „Predigten auf alle Sonn- und Festtage des katholischen Kirchenjahres" von Johannes Wild (4 Thle., Regensburg 1841 f.); eine Probe davon vorher in den Conferenzarbeiten der Augsburgischen Diöcesan-Geistlichkeit, Bd. IV, H. 1 (1837), S. 145—185. Populär belehrenden und erbauenden Charakter tragen die Schriften: „Das kirchliche Leben des katholischen Christen" (München 1859); „Bavaria sancta. Leben der Heiligen und Seligen des Bayerlandes zur Belehrung und Erbauung für das christliche Volk" (2 Bde., München 1861 f.); „Geschichte des Lebens und der Verehrung des seligen Papstes Eugenius III." (Augsburg 1873); daran schließen sich einige Gebet- und Erbauungsbücher, unter denen neben der Bearbeitung des „Christkatholischen Unterrichts-Buches" von Goffine (München 1858; 2. Aufl. 1866) zu nennen ist das „Vollständige Gebetbuch für katholische Christen, größtentheils aus den Schriften des gottseligen Abtes Ludovicus Blosius übersetzt und zusammengestellt" (Sulzbach 1837; 9. Aufl. 1877). Ferner die Unterhaltungsschriften: „Katholische Parabeln und Erzählungen" (Sulzbach 1852); „Schildereien aus altfränkischen Häusern von Johannes Clericus" und „Schildereien aus dem Pfarrerleben von Joh. Clericus" (5. u. 8. Bändchen der „Katholischen Trösteinsamkeit", herausg. von Joh. Laicus" Mainz 1854 f.); „Schildereien aus dem Tagebuch des Johannes Clericus, (München 1857). Eine letzte, aber sehr werthvolle Gruppe unter Jocham's Schriften bilden endlich seine zahlreichen biographischen Arbeiten, meist über befreundete Geistliche, von denen hier nur die größeren und selbständig erschienenen genannt werden können: „Franz Joseph Wankmüller, bischöflich geistlicher Rath, Decan des Landcapitels Kempten und Pfarrer in Hindelang" (Kempten 1860); „Franz Seraph Mayr" (vor dem I. Bd. von dessen „Ausgewählten Predigten", Regensburg 1861); „Kurze Lebensgeschichte des hochw. Herrn Directors und Domcapitulars Dr. Georg Friedrich Wiedemann" (Augsburg 1864; zuerst in der „Sion" 1864, Nr. 27—37); „Joseph Anton Geyr, Domcapitular in Augsburg" (Augsburg 1867; zuerst in der „Sion" 1867, Nr. 71—104); „Dr. Joachim Sighart" (Katholik 1868, I, S. 309 bis 337); „Dr. Alois Buchner, ehedem Professor der Theologie in Dillingen, Würzburg und München, zuletzt Domcapitular in Passau. Ein Lebensbild zur Verständigung über J. M. Sailer's Priesterschule" (Augsburg 1870; zuerst in der „Sion" 1870, Nr. 14—50); „Daniel Bonifacius v. Haneberg, Bischof von Speyer" (Würzburg 1874); dazu die zahlreichen kleineren Nekrologe, die besonders im Sulzbacher „Kalender für kath. Christen" (1869—82), im „Pastoralblatt für die Erzdiöcese München-Freising" (1861—68), in der „Sion" (1864—74), im „Sendboten für Pius-Vereine" (1865—68) und an anderen Orten erschienen. Jocham's letzte litterarische Arbeit ist seine hochinteressante,

für die Kenntniß des religiösen Lebens in Baiern, besonders in Schwaben, in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts wichtige Selbstbiographie, die bis zum Jahre 1883 geht und nach seinem Tode mit kurzer Ergänzung unter dem Titel: „Memoiren eines Obskuranten“ von P. Magnus Sattler herausgegeben wurde (Kempten 1896).

„Memoiren eines Obskuranten“ (Kempten 1896 mit Porträt). — [Weinhart], Dr. Magnus Jocham, im Amtsblatt für die Erzdiöcese München u. Freising, 1893, Beilage 4, S. 49—72. — Historisch-politische Blätter, Bd. 118 (1896), S. 554—562.

Lauchert.

Joel: Dr. Manuel J., hervorragender Religionsphilosoph und Prediger, geboren am 19. October 1826 in Birnbaum, † am 3. November 1890 in Breslau. Er wurde durch seinen Vater, der Rabbiner war, frühzeitig in die hebräische Litteratur eingeführt und erhielt nebstdem gründlichen Unterricht in den Gymnasialfächern. Nach dem Tode seines Vaters trat J. 1845 in die Secunda des Friedrich-Wilhelm Gymnasiums in Posen, wo er besonders durch seine stilistische Begabung auffiel. Nach Absolvirung des Gymnasiums bezog er die Universität in Berlin und widmete sich dort mit Eifer dem Studium der classischen Philologie und Philosophie, während er durch Michael Sachs, den damaligen Rabbinatsassessor daselbst, und Leopold Zunz reiche Anregung für seine jüdischen Studien erhielt. 1852 bestand H. das Oberlehrerexamen mit ausgezeichnetem Erfolge und erlangte in Halle a. d. S. die philosophische Doctorwürde. Da J. als Jude keine Aussicht auf die Erlangung eines höheren Lehramts hatte, nahm er eine Hauslehrerstelle in Nakel an und wandte sich, nachdem er die Autorisation als Rabbiner erlangt, mit Eifer jüdisch-wissenschaftlichen Studien zu. 1855 wurde J. als Hilfslehrer an das neubegründete jüdisch-theologische Seminar nach Breslau berufen, dem Dr. Zacharias Fränkel vorstand, um bald als ordentlicher Lehrer an demselben beschäftigt zu werden. Er lehrte an demselben bis 1863 classische Philologie, deutsche Sprache und Litteratur, Geschichte und Geographie, Religionsphilosophie und Homiletik und versah nebstdem in der mit dem Seminar verbundenen Synagoge das Predigtamt. Daselbst erschienen von J. werthvolle Biographien über R. Akiba, R. Meïr, R. Simon ben Jochai, R. Jose ben Chalafta, Juda ben Ilai in Frankel's Monatsschrift für Geschichte und Wissenschaft des Judenthums (Jahrg. 1855, 1856, 1857). Hervorragendes leistete J. als Religionsphilosoph und sind seine Arbeiten auf diesem Gebiete bahnbrechend. Er behandelte die classischen Hauptvertreter der jüdischen Philosophie in der ihm eigenen lichtvollen Weise und wies deren Einfluß auf die christlichen Scholastiker nach. Er brachte durch seine Arbeiten, die von bleibendem Werthe für die Geschichte der jüdischen Religionsphilosophie sind, die bis dahin nur wenig gewürdigte Bedeutung jüdischer Denker zur Geltung, indem er den Nachweis führte, daß Juden und Judenthum zu keiner Zeit blos müßige Empfänger der fremden Cultur waren, sondern daß ihnen die Wissenschaft vielmehr als redlichen Mitarbeitern zu Dank verpflichtet ist. 1858 erschien: „Ibn Gebirol's Bedeutung für die Geschichte der Philosophie“, 1859 „Die Religionsphilosephie des Moses ben Maimon“, 1862 „Levi ben Gerson als Religionsphilosoph“, 1863 „Verhältniß Albert des Großen zu Maimonides“, 1866 „Don Chasdai Cresca's religionsphilosophische Lehren in ihrem geschichtlichen Einflusse dargestellt“. 1863, als Abraham Geiger von Breslau nach Frankfurt a. M. als Rabbiner berufen wurde, wählte die jüdische Gemeinde in Breslau J. einstimmig zu seinem Nachfolger und trat er sein Amt am 1. Januar 1864 an. Er stand, was seine persönliche theologische Richtung anlangt, auf historischem Stand-

punkte, und trat nur dann für Reformen ein, wenn sie den Zusammenhang mit dem Ueberkommenen nicht vermissen ließen und gleichsam aus dem Boden der geschichtlichen Entwicklung des Judenthums herauswuchsen. Seine Ideen über Fragen des Cultus und Ritus hatte er Gelegenheit, in der Rabbinerversammlung in Cassel (1868) und in der Synode zu Leipzig (1869) darzulegen und schaffte er denselben weitere Verbreitung und praktische Bedeutung durch seine Schriften: „Zur Orientirung in der Cultusfrage" (Breslau 1867), „Zum ‚Schutz' gegen ‚Trutz'" (Breslau 1867) und „Israels Gebetbuch für die öffentliche Andacht des ganzen Jahres" (3. Aufl., 2 Theile, Breslau 1893). Diese Arbeiten, wenn auch aus localen gelegentlichen Veranlassungen hervorgegangen, eröffnen doch allgemeine historische Perspectiven. Seine gediegenen, tief angelegten, durch Klarheit und formvollendete Sprache ausgezeichneten Predigten waren das Spiegelbild seines Geistes und er wirkte besonders auf die Kreise überzeugend, welche für die Wahrheiten der Religion und des Judenthums nur auf dem Wege des Denkens zu gewinnen waren. 1867 erschien von J. ein Band Festpredigten, 1872 „Predigt, gehalten bei der Einweihung der neuen Synagoge in Breslau am 29. September 1872", 1898 „Sabbatreden" und später aus seinem Nachlasse die von seinen Schwiegersöhnen Herrn Dr. Eckstein und Dr. Ziemlich herausgegebenen „Fest- und Gelegenheitsreden" (Breslau 1892—1898). Die in Berlin an der Bahre Meyerbeer's, Dr. Moritz Veit und Dr. Michael Sachs gehaltenen Leichenreden, die im Drucke erschienen sind, waren wohl mit Veranlassung gewesen, daß ihm zwei Mal die Rabbinerstelle in Berlin angetragen wurde, die er aber ausschlug. Von großer Bedeutung sind die von J. erschienenen Arbeiten über Spinoza. J. gab der Forschung über den großen jüdischen Weisen eine neue Richtung, indem er den Nachweis führte, daß die jüdisch-mittelalterliche Philosophie in Spinoza münde und sich dann durch ihn in den Strom der modernen Gedankenrichtung ergieße. Näheres hierüber in seinen Schriften: „Spinoza's theologisch-politischer Tractat" (1870), „Zur Genesis der Lehre Spinoza's, mit besonderer Berücksichtigung des kurzen Tractates von Gott, dem Menschen und dessen Glückseeligkeit" 1871. Hervorzuheben sind noch Joel's Schriften: „Vortrag über das Buch Daniel" (1873), „Etwas über die Bücher Sefra und Sifre" (1873), „Religionsgeschichtliche Zeitfragen" (1876), „Beiträge zur Geschichte der Philosophie" (1876), „Mein aus Veranlassung eines Processes abgegebenes Gutachten über den Talmud in erweiterter Form herausgegeben" (1877), „Juden und Christen in den ersten Jahrhunderten der römischen Caesaren" (1879), „Blicke in die Religionsgeschichte. I. und II. Abtheilung" (1880—83), welche auch wichtige Materialien zur neutestamentlichen Zeitgeschichte enthalten. Sein Leichenbegängniß fand am 6. November 1890 unter ungemein großer Betheiligung statt und hat auch bei demselben der 1884 in Deutschland ins Leben gerufene Rabbinerverband der Trauer um seinen ersten verdienstvollen Vorsitzenden würdigen Ausdruck gegeben.

Adolf Brüll.

Joest: Wilhelm J., Forschungsreisender und Ethnolog, wurde am 15. März 1852 zu Köln a. Rh. als Sohn des Geheimen Commerzienrathes Eduard J. geboren. Er besuchte das Friedrich-Wilhelm-Gymnasium seiner Vaterstadt, nahm als Freiwilliger im Königs-Husarenregiment am Feldzuge gegen Frankreich theil und studirte dann bis 1872 Naturwissenschaften und Sprachen auf den Universitäten Bonn, Heidelberg und Berlin. Ein starker Trieb, fremde Länder und Völker kennen zu lernen, bestimmte ihn, sich in den folgenden Jahren systematisch auf den Beruf des Forschungsreisenden vorzubereiten. Begünstigt durch glückliche Vermögensverhältnisse und einen wider-

standsfähigen Körper durchwanderte er 1874—75 den Orient, Aegypten und die afrikanischen Mittelmeerländer, namentlich Marokko. Seit 1876 bereiste er Canada und die Vereinigten Staaten, besuchte die westindischen Inseln, durchquerte Mexiko von einem Ocean zum andern, zog dann durch die central-amerikanischen Republiken und das nordwestliche Südamerika bis Peru, hielt sich einige Zeit am Titicaca-See und in Bolivien auf, überstieg die Cordilleren, berührte die Wüste Atacama und fuhr von Valparaiso durch die Magellan-Straße nach Buenos-Aires. Von hier aus unternahm er Ausflüge bis weit hinein nach Patagonien, um die dortigen Indianerstämme kennen zu lernen, gelangte über den Paß von Uspallata nach Chile, kehrte dann über die Cordillere nach Argentinien zurück, durchstreifte die weiten Grassteppen dieses Landes nördlich bis Tucuman, hielt sich darauf mehrere Wochen in Uruguay auf, fuhr den La Plata und Parana aufwärts bis Asuncion, der Hauptstadt von Paraguay, und erreichte nach einem beschwerlichen Ritt durch das ehemalige Missionsgebiet der Jesuiten die brasilianische Provinz Rio Grande do Sul, wo er sich längere Zeit niederließ, um die Verhältnisse in den dortigen deutschen Siedelungen gründlich zu studiren. Dann reiste er längs der Küste nordwärts über Rio de Janeiro bis Pernambuco. Hier schiffte er sich 1878 nach Senegambien und von dort nach Deutschland ein. Nachdem er einige Monate mit der Ordnung seiner reichhaltigen ethnographischen, anthropologischen und zoologischen Sammlungen verbracht hatte, begab er sich im Herbst des folgenden Jahres nach Britisch-Indien. Zunächst durchzog er das Land von Ceylon bis an den Südfuß des Himalaya. Dann schloß er sich einem englischen Truppentheile an, der nach Afghanistan marschirte, um dort verschiedene Aufstände niederzuschlagen. Nach Beendigung des Feldzuges kehrte er nach Calcutta zurück, besuchte von hier aus Birma, wo ihn der durch seine Menschenschlächtereien berüchtigte König Thibo in Mandalay in feierlicher Audienz empfing, verweilte einige Zeit in Siam und bereiste darauf fast ein Jahr lang den malaiischen Archipel, namentlich Ceram, Borneo, Celebes und die Molukken. Hier beschäftigte er sich hauptsächlich mit den Sprachen und Sitten einiger wenig bekannter Naturvölker. Später hielt er sich längere Zeit an der Grenze von Atjeh auf Sumatra auf, um die dortigen Kämpfe der Holländer mit den Eingebornen als Zuschauer zu beobachten. Weiterhin besuchte er Singapur, Kambodscha, die großen Küstenstädte des südlichen China, die Philippinen und Formosa, verweilte vorübergehend in Peking und mehrere Monate in Japan, untersuchte die Urbewohner der Insel Yesso, schiffte sich dann von Nagasaki nach Wladiwostok ein, durchzog die Mandschurei bis an den Amur und fuhr im Reisewagen quer durch ganz Sibirien bis an den Ural. Nachdem er im Herbst 1882 nach Deutschland zurückgekehrt war, ordnete er wiederum seine unterwegs erworbenen reichen Sammlungen und Aufzeichnungen, ließ sich an der Berliner Universität immatriculiren und vertiefte unter Leitung der Professoren Bastian, Virchow und Kiepert seine ethnologischen, anthropologischen und geographischen Kenntnisse. 1883 erwarb er in Leipzig durch eine Dissertation über die Holontalo-Sprache auf Celebes den philosophischen Doctortitel. Noch im Herbst desselben Jahres trat er seine dritte große Reise an. Er fuhr von England nach der Capstadt, hielt sich unterwegs einige Zeit in Madeira und St. Helena auf, drang dann von Port Elizabeth aus nach Norden zu ins Binnenland ein, besuchte die Diamantminen von Kimberley, durchquerte den Oranjefreistaat, ritt dann durch Basutoland, Kaffraria, Natal und Sululand, wo er die noch unbeerdigte Leiche des kürzlich verstorbenen Königs Ketschwayo sah, fuhr darauf nordwärts an der Ostküste Afrikas hin und verweilte überall kurze Zeit in den großen Hafen-

orten. In Aden wurde er von einem heftigen Fieber ergriffen, das nicht weichen wollte und ihn zwang, seine Absicht, nach Australien und den Südseeinseln zu reisen, vorläufig aufzugeben und durch den Suezcanal nach der Heimath zurückzukehren. Da sich seine gesundheitlichen Verhältnisse nur langsam wieder besserten, beschloß er sich einige Jahre der Ruhe zu gönnen. Im März 1885 heirathete er, schlug seinen Wohnsitz in Berlin auf und errichtete sich ein prächtiges Heim, das er mit den künstlerisch werthvollsten Stücken seiner Sammlungen in überaus origineller Weise ausstattete und in ein höchst sehenswerthes Museum verwandelte. Auch widmete er sich der litterarischen Bearbeitung seiner mitgebrachten Schätze und entfaltete in den wissenschaftlichen Vereinen und Instituten Berlins eine rege Thätigkeit. Doch sollte er sich nicht lange der erhofften Ruhe erfreuen. Seine Ehe befriedigte ihn nicht, so daß sie später getrennt wurde, und sein Wandertrieb führte ihn bald wieder durch die verschiedensten Staaten Europas. Zu Anfang des Jahres 1889 unternahm er abermals eine größere Reise, diesmal nach Südamerika und zwar hauptsächlich in das venezolanische, britische, holländische und französische Guayana zwischen den Flüssen Orinoco und Maroni, wo er die verschiedenen Bevölkerungstypen eingehend studirte. Nachdem er sich wieder einige Jahre in Europa, besonders in Berlin aufgehalten hatte, trat er im Mai 1897 seine letzte Reise an, die ihn nach Australien und den Südseeinseln führte, wo er namentlich die Tätowirungsmethoden der Eingebornen zu erforschen gedachte. Leider war sein geschwächter Gesundheitszustand den Strapazen, die er sich zumuthete, nicht mehr gewachsen, und so erlag er bei einem Besuche der zu Melanesien gehörigen Santa-Cruz-Inseln am 25. November 1897 noch im rüstigsten Mannesalter einem Herzschlag.

J. war ein gewandter Weltmann und zugleich ein vielseitig gebildeter Gelehrter von seltener Vorurtheilslosigkeit. Sein Vaterland liebte er über alles, und auch im Auslande kehrte er stets seine deutsche Gesinnung hervor, doch hielt er sich frei von jedem Chauvinismus. Seine reichen und werthvollen Sammlungen verschenkte er zum großen Theil in liberalster Weise an öffentliche Sammlungen. Namentlich die Museen von Berlin, Dresden, Karlsruhe, Braunschweig, Leiden und Kopenhagen verdanken ihm viel. Auch seine sehr beträchtlichen Geldmittel verwendete er gern zur Förderung wissenschaftlicher Unternehmungen. Dafür fehlte es ihm nicht an Ehren und Auszeichnungen. Er war Inhaber zahlreicher Orden und wurde 1890 vom König von Preußen zum Titularprofessor ernannt.

Als Schriftsteller ist er vielfach hervorgetreten. Zahlreiche Reisebriefe hat er in der Kölnischen Zeitung veröffentlicht. Andere Aufsätze finden sich im „Globus", im „Ausland", in den Verhandlungen der Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte, in der Zeitschrift für Ethnologie und im Internationalen Archiv für Ethnographie, vereinzelt auch in den Verhandlungen der Berliner Gesellschaft für Erdkunde, in der Revue coloniale internationale, sowie in den Zeitschriften „Nord und Süd" und „Die Zukunft". An selbständigen Werken Joest's sind folgende zu nennen: „Ein Besuch beim Könige von Birma", Köln 1883; „Aus Japan nach Deutschland durch Sibirien", Köln 1883, 2. Aufl. 1887; „Das Holontalo. Glossar und grammatische Skizze. Ein Beitrag zur Kenntniß der Sprachen von Celebes", Berlin 1883; „Um Afrika", Köln 1885, ein Buch, das namentlich durch seine ungünstige Beurtheilung des Burenvolkes Aufsehen erregte; „Tätowiren, Narbenzeichnen und Körperbemalen, ein Beitrag zur vergleichenden Ethnologie", Berlin 1887, ein großes Prachtwerk von dauerndem Werthe, mit vielen Tafeln und Abbildungen; „Die außereuropäische Presse nebst einem Verzeichniß sämmtlicher

außerhalb Europas erscheinenden deutschen Zeitungen und Zeitschriften", Köln 1888, eine Frucht des andauernden Interesses, das er an den Verhältnissen des Deutschthums im Auslande nahm; „Spanische Stiergefechte, eine culturgeschichtliche Skizze", Berlin 1889, das durch seine grellen Schilderungen spanischer Mißstände großes Aufsehen erregte und auch ins Englische übersetzt wurde; „Ethnographisches und Verwandtes aus Guayana", Leiden 1893, das sich namentlich mit den Verhältnissen der Buschneger befaßt; endlich seine letzte größere Arbeit: „Weltfahrten, Beiträge zur Länder- und Völkerkunde", Berlin 1895, 3 Bände, eine Sammlung von bereits früher veröffentlichten Aufsätzen mit guten Abbildungen. In allen diesen Werken zeigt sich J. als trefflicher Stilist, der es versteht, fesselnd und auch für weitere Kreise der Gebildeten verständlich zu schreiben. Liebenswürdiger Humor und scharfe Ironie, diese namentlich gegenüber dem Clerikalismus und der Bureaukratie, stehen ihm gleichermaßen zur Verfügung. Seine Ueberzeugung spricht er als unabhängiger Mann überall ungescheut und nicht selten in schroffer Form aus. So hält er die Aufhebung der Sklaverei für einen schweren Mißgriff und bekämpft jene vielverbreitete Meinung, welche in den Verbrechern beklagenswerthe Opfer unglücklicher Verhältnisse sieht. In seinem vielbesprochenen Aufsatz über Sibirien (Zukunft IV, 1893, S. 151—166) weist er die entstellenden Schilderungen Georg Kennan's aus dem sibirischen Gefängnißleben entschieden zurück und billigt die Maßnahmen der russischen Regierung. Dieses unerschrockene öffentliche Eintreten für seine Ueberzeugungen erweckte ihm mancherlei Gegner, deren Angriffe er indeß mit der größten Seelenruhe über sich ergehen ließ.

Selbstbiographie als Anhang zu seiner Dissertation über die Holontalo-Sprache, Berlin 1883. — Globus, Bd. 73, 1898, S. 46—48 (m. Bildn.). — Internationales Archiv für Ethnographie, Bd. 11, 1898, S. 38—40 (m. Bildn.). — Leopoldina, Heft 34, 1898, S. 53. — Biogr. Jahrbuch, Bd. 2, 1898, S. 293—294. — Geogr. Jahrbuch, Bd. 20, 1898, S. 472.

Viktor Hantzsch.

Johann Egolf von Knöringen, der Sprößling einer alten, angesehenen schwäbischen Adelsfamilie, wurde 1537, in demselben Jahre, in welchem der katholische Clerus von Augsburg vertrieben wurde, geboren. Nach kaum zurückgelegtem 13. Lebensjahre ging er auf die Universität Ingolstadt, unmittelbar nachdem die Jesuiten dort ihren Einzug gehalten, und dann auf die ebenfalls streng katholische Universität Freiburg, wo er durch den Humanisten Glareanus vortreffliche Unterweisung in der „Poesie", durch den hervorragenden Gräcisten Johann Hartung in der griechischen Sprache erhielt. Von Ersterem kaufte er dessen kostbare Bibliothek, die den Grundstock zu seinen spätern reichen Bücherschätzen bildete.

Mit Kenntnissen wohl ausgestattet, mit echter Liebe zur Wissenschaft erfüllt, zog er schon früh die Aufmerksamkeit weiterer Kreise auf sich, gelangte zu reichen Pfründen in Würzburg, Freising und Augsburg und trat im Jahre 1553 in das Collegiatstift zu Ellwangen ein. Durch Reisen nach Rom, nach Wien, nach Norddeutschland und den Niederlanden erwarb er sich zu seinen wissenschaftlichen Kenntnissen weltmännischen Blick und feine Umgangsformen und kehrte als ein mit mannichfaltigen Auszeichnungen und Ehren ausgestatteter Mann in die Heimath zurück.

Von seinem Wohlwollen für die Wissenschaft, das er auf vielerlei Weise bethätigte, gab vor allem eine großartige Stiftung Zeugniß, mit der er im J. 1573 die Universität Ingolstadt bedachte. Er schenkte ihr nämlich laut Testament vom 2. April dieses Jahres seine aus mehr als 6000 Bänden bestehende Bibliothek, die in einer neu hergestellten Räumlichkeit aufgestellt und

von einem eigenen Bibliothekar verwaltet werden sollte, ferner seine Handschriften- und Münzsammlung, seine „Kunstkammer", sowie eine Anzahl kostbarer Kirchenornate, Kelche, Sculpturen u. s. w., die er in seiner Capelle in Augsburg verwahrt hatte.

An dem gleichen Tage, an welchem er diese Stiftung ausfertigte, starb der Bischof von Augsburg, der bekannte Cardinal Otto Truchseß von Waldburg, und Knöringen, der außer seinen geistlichen Würden auch die eines Comes Palatinus und eines herzoglich bairischen Hofrathes innehatte, wurde auf Empfehlung des Papstes, des Kaisers und einer Reihe katholischer und protestantischer Fürsten von dem ihm ohnehin schon gewogenen Domcapitel durch Wahl am 18. Mai auf den Stuhl des heiligen Ulrich erhoben. Im großen und ganzen ging er als Bischof im Geleise seines Vorgängers weiter, nahm eine schroffe Haltung gegenüber den Lutheranern und Calvinisten ein, vertrieb die Juden aus dem Hochstift und den Besitzungen des Domcapitels und suchte durch eindringliche Mahnungen und Androhungen schwerer Strafen für die Ungehorsamen das dem Clerus seines Bisthums im hohen Grade fehlende Bewußtsein der ihm durch die priesterliche Würde auferlegten sittlichen und beruflichen Verpflichtungen zu wecken und zu heben.

Im übrigen wurde fast die ganze Zeit seiner kurzen Regierung ausgefüllt durch einen überaus heftigen Kampf mit der Begehrlichkeit der Jesuiten, die damals in Augsburg ein Collegium zu begründen bemüht waren. Eine ihnen gewogene mächtige Partei unter der katholischen Bürgerschaft ging darauf aus, ihnen durch eine Vorstellung beim Papste (vom Mai 1573) das Kloster zum hl. Kreuz zu verschaffen, indem sie sich darauf berief, daß bei der notorischen Unfähigkeit und Zuchtlosigkeit des Augsburger Diöcesanclerus nur durch die Herbeirufung der Jesuiten der „fast gänzlich verfallenen Religion" wieder aufgeholfen werden könnte. Der Bischof und das ihm in diesem Falle treu zur Seite stehende Domcapitel suchten unter Zurückweisung der gegen die Geistlichkeit erhobenen Vorwürfe die Nothwendigkeit eines Jesuitencollegiums in Augsburg zu bestreiten und wußten, trotzdem der Papst, der Herzog Albrecht V. von Baiern und sein Sohn Wilhelm, selbst Kaiser Maximilian II. den Jesuiten und ihrer Partei mit allem Nachdruck Beistand leisteten, die Sache mit Erfolg in die Länge zu ziehen, sodaß sie erst im J. 1580 zum Abschluß kam, als die Anhänger der Jesuiten selbst für einen Platz zu dem Collegium und für die Dotation desselben sorgten. Der Bischof erlebte das Ende des Streites nicht; schon am 5. Juni 1575 erlag er einer schleichenden Krankheit, die ihn nach kaum zweijähriger Regierung im besten Alter dahinraffte. Er ist bestattet in der Domkirche zu Augsburg, nahe der Agnescapelle.

Ign. Dom. Cyr. Schmid, Paneg. in laudem J. Eg. a Knöringen (Ingolstadt 1745). — Ad. Weishaupt, Oratio panegyrica in laudem Eg. a Knöringen (Ingolstadt 1768). — Mederer, Annal. Academ. Ingolst. Tom. II, p. 19 u. 42. — Veith, Bibliotheca Augustana, Alphabetum IV (Aug. Vind. 1788). — Braun, Gesch. der Bischöfe von Augsburg, IV. Bd. (Augsburg 1815), S. 1 ff. — Prantl, Gesch. der Maximilians-Universität, Bd. I (München 1872), S. 345. — Ueber den Streit wegen des Jesuitencollegiums s. hauptsächlich Braun, Geschichte des Kollegiums der Jesuiten in Augsburg (München 1822), S. 12 ff. — Schellhaß, Nuntiaturberichte aus Deutschland, Bd. III, 3, S. 173. — Sugenheim, Baierns Kirchen- und Volkszustände (Gießen 1842), S. 322 ff.

Fr. Roth.

Johann Adolph, Herzog zu Schleswig-Holstein-Plön, von 1634 bis 1704, kaiserlicher Feldmarschall, wurde als ältester Sohn des Herzogs

Joachim Ernst am 8. April 1634 auf dem Schlosse Ahrensböck geboren. Von seinem 15. bis 20. Lebensjahre machte er die sogenannte Fürstenschule durch, die sein Vater in Reinfeld gegründet hatte und reiste dann, um das Kriegshandwerk praktisch zu erlernen, zuerst nach den spanischen Niederlanden und später nach Ungarn, wo er schon 1664 als kaiserlicher Oberst an dem Feldzuge wider die Türken theilnahm. Am 18. Juli 1664 wurde er in Würdigung seiner tapferen Dienstleistung zum Generalmajor befördert. Am 10. Januar 1668 zum Inhaber des Cürassierregiments Pfalz-Sulzbach (1679 aufgelöst) ernannt und am 31. December 1668 zum Feldmarschalllieutenant befördert, blieb er bis 1670 mit seinem Regimente, welches zum Unterschiede von jenem des Philipp Ludwig Herzog zu Holstein „Jung-Holstein“ genannt wurde, in Ungarn und rückte mit letzterem 1670 nach Schlesien ab. Nach dem Tode seines Vaters im J. 1671 wurde er Souverän der holsteinischen Besitzungen seiner Linie mit Plön als Hauptstadt. Er überließ einstweilen seiner Mutter die Regierung und verblieb selbst in Schlesien. Als im J. 1674 die braunschweigischen Herzoge ein Contingent zu dem gegen die Franzosen ausziehenden Reichsheere stellten, wurde ihm als Feldmarschall und Commandirenden des braunschweigischen Corps der gemeinsame Oberbefehl über die Truppen von Wolfenbüttel und Celle übertragen. Bei Frankfurt vereinigte er sein Corps mit den Kaiserlichen und den anderen deutschen Landestruppen, woselbst auch sein kaiserliches Regiment bereits eingetroffen war. Schon in der Schlacht bei Entzheim am 4. October 1674 kämpften die Braunschweiger mit größter Tapferkeit und Zähigkeit, angefeuert durch das glänzende Beispiel ihres Führers, des Herzogs von Holstein. Es gelang ihnen, die Dragoner- und Musketier-Peloton's aus dem Walde bei Entzheim hinauszuwerfen und dadurch einen günstigen Ausgang der Schlacht herbeizuführen. Noch im October desselben Jahres erhielt J. A. ein Dankschreiben des Kaisers für sein und seines Regimentes Wohlverhalten in dem Treffen bei Entzheim, sowie die Anerkennung, daß er ihn und sein Regiment auch nach der Annahme des Commandos über die braunschweigischen Truppen in wirklichen kaiserlichen Diensten belasse. Ebenso zeichnete sich der Herzog mit seinem Corps im Feldzuge 1675, insbesondere in der Schlacht an der Conzer Brücke am 11. August und 1676 bei der Belagerung von Philippsburg aus. In Würdigung seiner tapfer und treu geleisteten Kriegsdienste und seiner steten Anhänglichkeit an das Kaiserhaus beförderte ihn der Kaiser noch am 3. März 1676 zum kaiserlichen Feldmarschall. Am 17. März desselben Jahres resignirte J. A. als Inhaber seines kaiserlichen Regiments. Er lehnte jedoch nie, wie behauptet wird, die Ernennung zum kaiserlichen Feldmarschall ab, sondern wurde im Gegentheil, wie viele Acten aus den Jahren 1674 und 1675 beweisen, wiederholt um sein Avancement in kaiserlichen Diensten bittlich. — Als sich im J. 1676 auch Dänemark an dem Kriege betheiligte, wurde J. A. von dem Könige Christian V. zum Oberfeldmarschall in dänischen Diensten ernannt, eine Charge, die niemand als er je bekleidet hat; gleichzeitig wurde er Chef des Regiments, das sein eben verstorbener Bruder Bernhard innegehabt hatte. Mit der ihm eigenen Energie und seinem großen administrativen Talent nahm sich J. A. der Kriegsbereitschaften in Dänemark an und galt bald als erster Berather des Königs. Nachdem die dänische Flotte ausgelaufen war und sich mit der holländischen Hülfsflotte vereinigt hatte, wurde der größte Theil von Schonen in kurzer Zeit erobert. Helsingborg fiel am 4. Juli, Landskrona am 11. Juli, Christianstadt am 15. August. 1677 kehrte der Herzog wieder nach Plön zurück, blieb jedoch nach wie vor ein treuer militärischer und politischer Berather des Königs von Dänemark. Erst im J. 1684, als J. A. als General-

feldmarschall und Gouverneur in Maastricht in die Dienste der Generalstaaten trat, löste er sein Verhältniß zu Dänemark. Als eine seiner Thaten mag hier die Eroberung von Huy 1694 genannt werden; der Friede von Ryswick 1697 beschloß seine kriegerische Laufbahn.

Die innere Regierung seines kleinen Fürstenthums war in hohem Maße Gegenstand der eifrigen und verständigen Fürsorge des Herzogs. Er bemühte sich, der Industrie vorwärts zu helfen und trat aus handelspolitischen Gründen als eine Art Protector seines Nachbars Lübeck auf. Seine Hauptstadt vergrößerte er durch die sogenannte Neustadt und baute viele Kirchen, Armen- und Waisenhäuser. Am 2. Juli 1704 beschloß er auf dem Landsitz Ruheleben sein wirksames Leben.

J. A. hatte am 4. April 1673 Dorothea Sophie von Braunschweig-Wolfenbüttel (geboren am 17. Januar 1653), Tochter des Herzogs Rudolf August, geheirathet. Aus dieser Ehe entsprossen drei Söhne, von denen der letzte drei Monate nach des Vaters Tode starb; die Gemahlin Joh. Adolph's überlebte ihn bis 21. März 1722. Die männlichen Nachkommen sind mit seinem Enkel und Nachfolger Leopold August (geboren am 11. August 1702, † am 4. November 1706) ausgestorben, worauf die plönischen Lande Joachim Friedrich von Norburg zufielen.

Acten des k. u. k. Kriegs-Archivs. — O. Elster, Geschichte d. Truppen im Herzogthum Brauschweig-Wolfenbüttel. — Dansk biografisk Lexikon redg. of C. F. Bricka Bd. 8, S. 498.

Sommeregger.

Johann von Hildesheim, Carmeliter, trat in das 1316 gestiftete Kloster Marienau bei Koppenbrügge (Provinz Hannover), erhielt seine wissenschaftliche Ausbildung hauptsächlich in Avignon unter dem späteren lateinischen Patriarchen von Constantinopel Petrus Thomas; er blieb dort mindestens bis 1351, wahrscheinlich aber bis 1359, nachdem er selbst als Lehrer an der Carmeliterschule in Avignon thätig gewesen war. In der Heimath scheint er, wie sein Briefwechsel und seine Vermittlung in einem Streite zwischen dem Bischofe von Hildesheim und den Herzögen von Braunschweig beweist, eine bedeutende Stellung eingenommen zu haben. 1367 war er, wol in Angelegenheiten seines Ordens, in Rom, übernahm dann als dritter Prior die Leitung seines Klosters und starb nach den Angaben auf seinem nicht mehr vorhandenen Leichensteine am 5. Mai 1375. Außer seinen Prosaschriften De fonte vitae, De Antichristo, Contra Judaeos, Contra quendam turpia pingentem und den Versen de modernis monstruosis abusionibus, welche nur theilweise gedruckt sind, hat er die Vita trium Regum, die „Legende von den heiligen drei Königen“ verfaßt, welche s. Z. Goethe's Aufmerksamkeit erregte und von Schwab und Simrock übersetzt und bearbeitet wurde, nachdem sie schon im 15. Jahrhundert mehrfach gedruckt und übersetzt war. Die Schrift ist gewidmet an Florenz von Wevelinghoven, Bischof von Münster (1364—1379), welcher früher Unterdechant in Köln gewesen war, und daher wol auch den Johannes v. H. zu der Zusammenstellung der Schrift veranlaßt hatte. Goethe urtheilte darüber: „ich meine nicht, daß irgend etwas Anmuthigeres und Zierlicheres dieser Art mir in die Hände gekommen. Weder Pfaffenthum, noch Philisterei, noch Beschränktheit ist zu spüren“.

H. Usener, Religionsgeschichtliche Untersuchungen II. Bonn 1889, S. 7 bis 15. — G. Schwab, Die Legende von den heiligen Drei Königen von Johann von Hildesheim. Stuttgart 1822. — Nordhoff, Denkwürdigkeiten aus dem Münsterschen Humanismus, S. 29 Anmerkung.

Philippi.

Johannsen: Peter Hinrich J., der „Lehrer der Batta", hervorragender Missionar und Schriftsteller in der Battasprache, ist am 9. November 1839 zu Weddingstedt in Holstein geboren. Bei sehr schwierigen häuslichen Verhältnissen hat er sein Joch in der Jugend tragen müssen. Schon in dem zehnjährigen Knaben wurde durch die wöchentlichen Missionsstunden seines Lehrers Johnsen der Wunsch geweckt, Missionar zu werden. Johnsen war es auch, der für eine gute Ausbildung seines Schülers, dessen Gaben er erkannte, sorgte. Mit achtzehn Jahren bekleidete er eine Lehrerstelle in Schleswig. Von dort aus meldete er sich zum Eintritt ins Barmer Missionshaus, war dann noch zwei Jahre in Elberfeld als Lehrer thätig und wurde im J. 1861 ins Missionshaus aufgenommen. Da er eine gute Vorbildung mitbrachte, hat er den sechsjährigen Seminarcursus in vier Jahren absolvirt. Im J. 1865 wurde er als Missionar im Dienst der rheinischen Missionsgesellschaft nach Sumatra abgeordnet. Dort hatte Missionar Nommensen, auch ein Holsteiner, unter unglaublichen Schwierigkeiten im J. 1864 die Arbeit an den braunen Battas begonnen. J. trat ihm nun zur Seite und lernte ein Jahr lang auf Nommensen's Station Huta Dame (Friedensdorf) die Battasprache, bis er zu Beginn des Jahres 1867 in Pansurnapitu, in einem der Verehrung der Geister geweihten heiligen Hain, seine eigene Station gründete. Pansurnapitu war ein harter Boden. Nach zehn Jahren zählte die Gemeinde erst 140 Glieder. Aber der Missionar verlor nicht den Muth. Durch treue Arbeit in Predigt, Seelsorge, Unterricht und medicinischer Hülfeleistung, in der er sich eine besondere Geschicklichkeit angeeignet hatte, hat er in einer mehr als dreißigjährigen Thätigkeit auf derselben Station — er ist in der ganzen Zeit nur einmal auf vier Monate in der Heimath gewesen — eine Gemeinde von ca. 2500 Seelen gesammelt. Aber J. sollte noch eine besondere Bedeutung für die ganze Battamission gewinnen. Man hatte nämlich schon seit längerer Zeit begonnen, eingeborene Lehrer heranzubilden. Diese Arbeit wurde J. im J. 1877 übertragen. Als früherer Lehrer griff er sie mit herzlicher Freude und der ihm eigenen Energie an. Nun war er in seinem Element! Ein vierjähriger Cursus wurde eingerichtet und der Unterricht frisch begonnen. Von vornherein legte er Gewicht darauf, daß die Schüler für ihren Unterricht selbst aufkommen mußten, ein pädagogischer Grundsatz, der sich sehr bewährt hat. Außerdem war es ihm darum zu thun, die Zöglinge um keinen Preis dem battaschen Volksthum zu entfremden und sie nicht an Lebensverhältnisse zu gewöhnen, die sie von Haus aus nicht kannten. Vielmehr suchte er selbst möglichst den Batta ein Batta zu werden. Der beständige Verkehr mit seinen Schülern that ihm darin große Dienste. In die Sprache drang er immer tiefer ein, sodaß die Eingeborenen von ihm sagten, er könne besser battasch, als sie selbst. Die genaue Kenntniß der Sprache mit ihren eigenthümlichen Feinheiten war für ihn der Schlüssel zum Verständniß des battaschen Volksthums. „Er kannte seine Battas durch und durch." Das ist das einstimmige Urtheil seiner Mitarbeiter. Leider hat er nie etwas über sein geliebtes Volk veröffentlicht. Er pflegte wol zu sagen, Deutsch könnten auch Andere schreiben, er schriebe am liebsten nur für seine Battas. Und das hat er treulich gethan, galt es doch, für die Schüler die gänzlich fehlende Litteratur zu schaffen. Aus seiner Feder stammen: die biblischen Geschichten nach Zahn, eine Weltgeschichte, ein Spruchbuch, eine Erklärung zu diesem, eine Dogmatik, ein Katechismus der Kirchengeschichte, Zeittafeln zur Kirchengeschichte, ein Büchlein über die Unterscheidungslehren, eine Pädagogik, ein Werk über Seelsorge und eine Homiletik, alles in Batta. Dazu kommen viele Dictate für die Seminaristen, die Uebersetzung von vielen Kirchenliedern, die Herausgabe des battaschen

Monatsblattes „Immanuel" und eines Kalenders. Sein größtes Werk ist die Uebersetzung des Alten Testaments, woran er zwölf Jahre lang gearbeitet hat. Dabei kam ihm sehr zu statten, daß er nie aufhörte, hebräisch zu treiben. Er sprach es wol scherzend aus, daß er es darin mit allen jungen Missionaren ruhig aufnähme. Seit dem Jahr 1886 erweiterte sich das Feld seiner Thätigkeit noch mehr. Es wurden nämlich die sittlich und geistig gefördertsten Lehrer, wenn sie sich einige Jahre gut bewährt hatten, noch einmal nach Pansurnapitu berufen, um zu eingeborenen Pastoren ausgebildet zu werden. So kam zum Lehrerseminar auch noch ein Predigerseminar. Da die Arbeit J. allmählich über den Kopf wuchs, stellte man ihm seit 1883 den Missionar Meerwaldt und nachher den Missionar Warneck, den Sohn des Missionsforschers, an die Seite. Sein College und Nachfolger Warneck schrieb bei seinem Tode, der ihn, wie er es sich immer gewünscht hatte, am 11. Januar 1898 plötzlich aus seiner Arbeit — er schrieb gerade Passionsbetrachtungen für seine Battas — herausriß: „Ich stehe staunend davor, was dieser eine Mann als Gemeindemissionar, als Seminarleiter und als Schriftsteller geleistet hat". Inspector Dr. Schreiber sagt von ihm: „Er war ein unermüdlicher Seelsorger, ein von Gott gelehrter Lehrer und Prediger, ein liebenswürdiger Kamerad und Mitarbeiter, für die anderen, meist viel jüngeren Missionare jederzeit ein freundlicher Berather. Seine Schüler auf dem Seminar hatten an ihm nicht nur einen strengen Lehrer, sondern auch einen trefflichen Seelsorger". J. war zwei Mal verheirathet und hatte acht Kinder. Es war eine besonders freundliche Fügung Gottes, daß er die beiden Männer, Nommensen und J., zusammengespannt hat. Nommensen, „ein Missionsgenie", wie D. Warneck sagt, der mit weitem Blick die Pläne für die Christianisirung des Battavolkes entwarf und neben ihm J., der ihm die Hülfskräfte stellte, zur Verwirklichung seiner Pläne. Von den über 200 Lehrern und 25 eingeborenen Pastoren verdanken weitaus die meisten ihm ihre geistige und geistliche Bildung, sodaß man wol mit Recht J. den „Lehrer der Batta" nennen kann.

Johannsen-Dhünn.

John: Dr. Richard Eduard J., Geheimer Justizrath und Professor der Rechte in Göttingen, wurde am 17. Juli 1827 in Marienwerder (Westpr.) als ältester Sohn des Justizrathes Eduard J. und seiner Frau, Luise geb. Reichenau, geboren. Er besuchte das Gymnasium in Marienwerder und studirte dann in Leipzig, wo er zunächst chemische und landwirthschaftliche Vorlesungen besuchte, da er anfänglich dazu geneigt war, das väterliche Gut Watkowitz zu übernehmen. Doch bald wandte er sein Interesse mehr der Jurisprudenz zu und wechselte deshalb, durch Albrecht in Leipzig (s. A. D. B. XLV, 743 ff.) dazu angeregt, den Gegenstand seines Studiums. Er studirte dann in Berlin, promovirte im März 1852 in Göttingen und habilitirte sich 1853 in Königsberg hauptsächlich für strafrechtliche Fächer. 1856 wurde er zum außerordentlichen Professor ernannt und heirathete 1857 die Tochter Hanna des Justizrathes Hasse in Liegnitz. Dieser glücklichen Ehe entsprossen ein in jungen Jahren verstorbener Sohn und eine jetzt mit Medicinalrath Dr. Willemer in Ludwigslust verheirathete Tochter. Er fand in Königsberg im Kreise junger Professoren und Aerzte den anregendsten Verkehr, dessen er noch in späteren Jahren stets mit Freude und Liebe gedachte. 1860 wurde er zum ordentlichen Professor befördert und vertrat 1862—66, gleichzeitig neben seinem Vater, im preußischen Abgeordnetenhause den Kreis Labiau-Tapiau-Wehlau als eifriges Mitglied der Fortschrittspartei in der Conflictszeit. Nach 1866 wandte er sich der national-liberalen Partei als Mitbegründer und treues Mitglied zu. Im Jahre 1868 wurde er ordentlicher

Professor der Rechtswissenschaft in Kiel, 1869 in Göttingen, 1870 Mitglied des Oberappellationsgerichts in Lübeck, wo er auch als Mitglied der dortigen Bürgerschaft thätig war, 1876 endlich wieder nach Göttingen berufen, das er als seine eigentliche Heimath betrachtete. Von großem Interesse erfüllt für städtische Angelegenheiten, war er als Bürgervorsteher praktisch sehr thätig: ihm ist die Einrichtung eines Orchesters für Symphonieconcerte sowie der Neubau des Theaters zu verdanken. Ein offener liebenswürdiger Charakter, hatte er Freude an allem Guten und Schönen; Reisen nach Italien, England, Belgien brachten ihm hohe Genüsse. Er unterstützte gern strebsame Jünglinge, war ein Freund der Jugend und heiterer Geselligkeit, ein liebevoller Familienvater. 1881 bekleidete er das Prorectorat der Universität (vergl. Zeitschrift von v. Liszt I, 223). Einem Schlaganfall erlag er am 7. August 1889.

Als feinsinniger Criminalist — wie ihn die Rectoratsrede von H. Hartmann vom Jahre 1890 nennt — hat er auf dem Gebiete der Strafrechtswissenschaft vieles geleistet und namentlich auf die Gestaltung des deutschen Strafgesetzbuches eingewirkt. Als wissenschaftliche Arbeiten sind hier zu nennen „Ueber Landzwang und widerrechtliche Drohungen", Göttingen 1852 (Albrecht gewidmet); „Das Strafrecht in Norddeutschland seit den Rechtsbüchern", Bd. 1, Leipzig 1858; „Die Lehre vom fortgesetzten Verbrechen und von der Verbrechensconcurrenz", Berlin 1860; „Kritik des preußischen Gesetzentwurfs über die Verantwortlichkeit der Minister", Lpz. 1863; „Kritiken strafrechtlicher Entscheidungen des preußischen Obertribunals", Berlin 1866, ursprünglich anonym in v. Holtzendorff's Allg. Dtsch. Strafrechtszeitung, nunmehr etwas erweitert, namentlich um den allbekannten Beschluß des kgl. Obertribunals vom 29. Januar 1866 über Auslegung des Artikel 84 der preußischen Verfassung, den auch Zachariä in Göttingen (1866) heftig kritisirt hatte; dann der besonders werthvolle „Entwurf nebst Motiven zu einem Strafgesetzbuch für den Norddeutschen Bund", Berlin 1868, und „Das Strafrecht in Norddeutschland. Beurtheilung des Entwurfs eines Strafgesetzbuchs für den Norddeutschen Bund, in Form eines revidirten Entwurfs", Göttingen 1870. Viele Beiträge lieferte er für v. Holtzendorff's Allgem. Dtsch. Strafrechtszeitung, für dessen Encyklopädie und Rechtslexikon (Civil-, dann speciell Strafproceß), für dessen Handbuch des deutschen Strafrechts III, 3—212 (Verbrechen gegen den Staat), für Goltdammer's Archiv III, 58—67, 497 ff., 620 ff.; IV, 471—484; IX, 305—315, 361—369, 505—513; XXV, 393—431, auch kleinere Arbeiten wie „Ueber Strafanstalten", Berlin 1865; „Ueber die Todesstrafe", Berlin 1867 (Samml. gemeinverst. wiss. Vorträge Heft 36), 2. Abdruck 1871; „Ueber Geschwornengerichte und Schöffengerichte", Berlin 1872, und das Königsberger Programm über die „nemede" des altdithmarsischen Rechts (1860). Für „die Gesetzgebung des Deutschen Reichs mit Erläuterungen" veröffentlichte er seit 1881 ein tief gründliches, viele neue Ideen enthaltendes Werk „Strafproceßordnung für das Deutsche Reich nebst Einführungsgesetz", Bd. I Erlangen 1884, Bd. II 1888, das er jedoch nur bis zu § 270 durchführen konnte (Bd. III 1889, fortgesetzt von v. Lilienthal). Größere Arbeiten lieferte er in der Zeitschrift von v. Liszt I, 222 bis 308; IV, 1—93; VI, 1—87.

Nach gefl. Mittheilungen des Herrn Medicinalrathes Dr. Willemer in Ludwigslust und des Herrn Geh. Justizrathes Prof. Dr. L. von Bar in Göttingen. — Richter's Krit. Jahrbücher I, 309 ff. — Allg. Dtsch. Strafrechtsztg. 1869, Sp. 113—148, 353—380, 409—432. — Goltdammer's

Archiv VIII, 343 ff., 433 ff., XVII, 148. — Gerichtssaal 1868, S. 401 bis 434; 1872, S. 488—492. — Ztschr. f. d. ges. StRWiss. I, 368, III, 191, VIII, 119—129, XI, 266—271. — Kukula, Allg. Dtsch. Hochschulen-almanach, Wien 1888, S. 389, 390. — Brunner, Die Entstehung der Schwurgerichte, Berlin 1872, S. 14. — H. Hetzel, Die Todesstrafe in ihrer kulturgeschichtlichen Entwicklung, Berlin 1870, S. 392, 514. — Dr. Georg Maas, Verzeichniß d. wissenschaftlichen Aufsätze im Archiv für Strafrecht u. Strafprozeß, Berlin 1903, S. 5, 12, 17, 21, 23, 32.

A. Teichmann.

Jolly: Julius August Isaak J., badischer Staatsmann, der in der nationalen Politik eine große, erfolgreiche Thätigkeit entfaltet hat. Er entstammte einer wegen ihres reformirten Bekenntnisses aus Frankreich geflüchteten Familie, die seit Anfang des 18. Jahrhunderts in Mannheim nachweisbar ist. Sein Vater Louis J., seit 1809 in Mannheim, hatte sich mühsam im Kaufmannsstande emporgearbeitet; dann gelangte er in bessere Verhältnisse und zu verdientem Ansehen. Er wurde Präsident der Handelskammer und 1836 erster Bürgermeister, in welcher Stellung er auch 1848 noch seines Amtes waltete. Als achtes Kind wurde ihm am 21. Februar 1823 der Sohn Julius geboren, der im Vaterhause schon in früher Jugend durch den Verkehr des Vaters mit angesehenen Politikern reiche Anregung erfuhr. Treffliche Ausbildung fand er auf dem Mannheimer Lyceum unter dessen tüchtigem Director Nüßlin, der in dem Jüngling die Begeisterung für das classische Alterthum erweckte. Er bezog 1840 die Universität Heidelberg, wo er namentlich Vangerow hörte, ging nach vier Semestern nach Berlin, wo ihn besonders Homeyer anzog, und bestand Ende Mai 1845 die Staatsprüfung mit großer Auszeichnung, wofür sein Onkel Isaak, der damalige Justizminister, die Mutter, eine Tochter des Bamberger Archivars Alt, herzlich beglückwünschte. Unmittelbar nach dem Examen schritt er zur Promotion, für die er eine Abhandlung „Ueber das Beweisverfahren nach dem Rechte des Sachsenspiegels" geschrieben hatte; am 10. Juli bestand er das Colloquium summa cum laude. Um das damals vor der Habilitation vorgeschriebene Biennium auszufüllen, trat J. bei dem Bezirksamt seiner Vaterstadt als Rechtspraktikant ein. Mit der Revision der von den Stadtgeistlichen geführten Standes- und Kirchenbücher betraut, entledigte er sich dieser Aufgabe durch tiefgründliche Prüfung der vielfach mangelhaften Einträge zu größter Zufriedenheit des Justizministers. Schon damals verrieth er körperlich den Gelehrten; der charaktervolle, vorgeneigte Kopf saß etwas tief zwischen den breiten Schultern; das Gesicht war nach Windscheid's Ausdruck ein Dürer'sches Holzschnittgesicht. Ihm, wie seinem älteren Bruder Philipp, dem Professor der Physik in Heidelberg, war dunkle Hautfarbe eigen; strahlend blaue Augen zeigten zuverlässigen Charakter und Klarheit. Sein Onkel Isaak hätte gewünscht, daß der Neffe sich in Leipzig oder Bonn habilitirte; letzterer ging auch an beide Orte, wurde dann aber von Philipp nach Heidelberg gezogen. Am 1. Juni 1847 richtete er an das großherzogliche Ministerium das Gesuch um Gestattung der Habilitation, die am 10. Juli ihren Abschluß durch öffentliche Disputation fand. Im darauffolgenden Winter wurden die Vorlesungen eröffnet — in einer für ruhige Arbeit allerdings recht ungünstigen Zeit. Der den jungen Docenten umgebende Kreis war der seines älteren Bruders; geistiges Haupt desselben war Gervinus, der im Hause des emeritirten preußischen Geheimrathes Fallenstein, dem Heidelberger Schlosse gegenüber, neben Scheffel's „Waldhorn ob der Bruck" lebte, wo die gemäßigt Liberalen (später sog. Gothaer) verkehrten. Julius wurde, nachdem er kurze Zeit für die Abendzeitung von Struve geschrieben, Glied des politischen Kreises, der soeben die „Deutsche

Zeitung" gegründet hatte (Programm vom 8. Mai 1847), während Karl Mathy seine vielgelesene Landtagszeitung und seine Correspondenz für die Allgemeine Zeitung einstellte. Bei Ausbruch der Revolution kamen für Vater wie Sohn schwere Tage. Jener erfuhr für seinen ebenso kühnen wie tapferen Widerstand gegen die Mannheimer Erhebung schnöden Undank: seitdem kränkelte er, um bald von einem ernsten Leiden heimgesucht zu werden. Unter den Kindern forderten Krankheit und Tod schwere Opfer. Julius selbst, der auf seiner akademischen Laufbahn anfangs großen Erfolg gehabt hatte, sah sich mehr und mehr vereinsamt und zurückgesetzt. Durch seinen Wirth, einen Goldarbeiter, zugleich Gemeinderath, dem er einmal eine goldene Kette abgekauft hatte, gewarnt, konnte er sich nach der Vaterstadt (wohin die erste badische Eisenbahn führte) und von dort auf einem holländischen Dampfer nach Mainz retten vor Pressung zum Dienst in republikanischem Heer. Von dort folgte er dem Zuge seines Herzens und stahl sich nach Auerbach, das damals noch hessisch, hart an der badischen Grenze lag. Dort traf er die Fallenstein'sche Familie, außerdem Roggenbach und Gervinus, der aber bald nach Frankfurt abging; es kam dazu Lamey, damals Assessor beim Hofgericht in Mannheim, dann der in Heidelberg überflüssig gewordene befreundete v. Preen mit seinem Praktikanten, dem 23jährigen Victor Josef Scheffel, der sich auch der Conscription entzogen hatte und endlich Häusser. Während er kurzen Liebesfrühling feierte, erlitten die Aufständischen am 30. Mai 1849 ihre erste Niederlage. Es kamen weitere. Nach dem 16. Juni war der Weg nach Mannheim frei. Beim Einzug der preußischen Heerescolonne entblößte der alte Fallenstein sein Haupt vor den Fahnen, unter denen er 1813/14 gefochten hatte. Jetzt wurde Julius des Segens inne — wie er später seinem Sohne im August 1884 schrieb —, „den die Zugehörigkeit zu einem großen Staat für jeden einzelnen einschließe". Die Familie Fallenstein ging zu Verwandten nach England. Als sie zurückgekehrt, erbat Julius die Hand der Tochter Elisabeth (3. März 1851). Der Vater war nicht in der Lage, den Sohn selbständig zu stellen. Unerschütterlicher Muth der Braut und Großherzigkeit der Eltern, welche die Aeußerlichkeiten des Lebens gering schätzten, ermöglichten das Wagniß einer Heirath, die am 18. December 1852 erfolgte. Mehrere in Aussicht gestandene Berufungen nach auswärts hatten sich zerschlagen, so nach Würzburg, Gießen, Tübingen, Königsberg. Am 8. December 1853 erlag der Vater seiner Krankheit, den noch rüstigen Geheimrath Fallenstein traf nach Weihnachten ein Schlaganfall. Ein neuer Freund wenigstens wurde in Goldschmidt gewonnen, der im Sommer 1850 bei J. deutsches Privatrecht gehört hatte und sich dann 1855 in Heidelberg habilitirte. Zwischen ihnen und ihren Frauen hat dann ein erst durch Jolly's Tod gelöstes enges Freundschaftsverhältniß bestanden. Ein anderer Freund wurde der von Gervinus herbeigezogene Historiker Hermann Baumgarten. In akademischen Kreisen sank — neben gefährlichen Concurrenten, wie Zöpfl für deutsche Rechtsgeschichte und dem feurigen Virtuos des akademischen Vortrags Achilles Renaud für Privatrecht — Jolly's Einfluß. Eine Berufung nach Bern, auf die man 1854/5 rechnete, kam auch nicht zu Stande. Am 5. Januar 1856 wurde Ludwig Friedrich Julius J. geboren — gesteigerte Sorge um die Zukunft warf ihre Schatten auf die Freude. Wissenschaftlich hatte sich J. schon öfters glänzend bewährt. Gleich seine erste Arbeit „Das Recht der Actiengesellschaften" (Ztsch. f. deutsches Recht und deutsche Rechtswissenschaft, Bd. XI, 1847, 317—419) hatte große kritische Schärfe gezeigt. Eine zweite Monographie „Die Lehre vom Nachdruck, nach den Beschlüssen des deutschen Bundes dargestellt", Heidelb. 1852 (auch Beilageheft zum Archiv für die civilistische Praxis, Bd. 35), stellt eine der bedeutendsten

Leistungen der einschlägigen deutschen Litteratur auf lange Zeit hinaus dar. Treffliche Arbeiten waren seine Abhandlungen über Fragen des Wechselrechts und der Werthpapiere im Archiv für Wechselrecht von Siebenhaar und Tauchnitz Bd. II (1852), 163—186; III (1853), 1—57, 241—296; IV (1855), 1—48, 374—400; V (1857), 37—112; Ztsch. f. d. ges. Handelsrecht von Goldschmidt I (1858), 177—194, 333—359; krit. Vierteljahresschrift von Pözl Bd. II (1860), 537—577; Bd. III (1861), 207—240; Krit. Ueberschau Bd. VI (1859); dann der Art. „Eike von Repgow" im Staatswörterbuch von Bluntschli und Brater III, 322—334, dazu später der über „Staatsministerium" (IX, 1865), 732—734. Alles das hinderte nicht, daß er seiner politischen Gesinnung wegen zehn Jahre lang Privatdocent, dann 1857—61 außerordentlicher Professor, d. h. titulirter Privatdocent, gewesen ist. Er mußte seine Blicke nach anderer Seite lenken.

Schwer hatte Baden unter der Reaction gelitten; die badische Revolution war durch Preußen niedergeworfen worden; Oesterreich erntete die Frucht des Sieges. Die Karlsruher Regierung bewegte sich im österreichischen Fahrwasser, trotzdem der junge Großherzog Friedrich durch seine Vermählung mit einer preußischen Prinzessin eine entgegengesetzte Tendenz kundgab. Da kam es 1859 zu einem Abkommen mit der römischen Curie, das der katholischen Kirche eine große Herrschaft einräumte. Dieses Concordat des Ministeriums Meysenbug-Stengel rief im Großherzogthum ungeheure Aufregung hervor. Es wurde dem Landtage nur zur Kenntnißnahme vorgelegt. Die Zweite Kammer richtete an den Landesherrn die Bitte (mit Dreiviertelmehrheit), es nicht in Wirksamkeit treten zu lassen. Ehe sich die Erste Kammer geäußert, fiel das Ministerium. Es kam ein Ministerium Stabel-Lamey unter Hinzutritt von Roggenbach und Mathey. Zur Regelung des Verhältnisses zwischen Staat und Kirche wurden sechs Gesetzentwürfe eingebracht, denen zufolge die Kirche in ihren eigenen Angelegenheiten volle Selbständigkeit besitzen, im übrigen aber dem Staate unterworfen sein sollte. Zustimmung wie Widerspruch gegenüber den Ansichten Lamey's in dieser Richtung hat J. in einer Schrift „Die badischen Gesetzentwürfe über die kirchlichen Verhältnisse", Heidelb. 1860, bekundet. Er begründete darin in einzelnen Punkten abweichende Abschauungen, die er zu Entwürfen zusammenfaßte, und in einem Begleitschreiben an Lamey und Roggenbach erörterte. Ein Exemplar der Schrift sandte er dem Großherzog, worauf dieser seine Anerkennung über die sorgfältige Untersuchung ausdrückte. In den beanstandeten Punkten hat Lamey jedenfalls, wie sich später im preußischen Conflicte zeigte, richtiger geurtheilt, wenn er das Regieren eine Kunst, aber keine Wissenschaft nannte. War J. in juristischer Schärfe Lamey überlegen, so waren doch manche Vorschläge Jolly's praktisch undurchführbar. Bedenklich war freilich die im Entwurfe gebrachte Nothcivilehe. Die Regierung war damit auf J. aufmerksam geworden und übertrug ihm die Widerlegung der Denkschrift, die die Curie veröffentlicht hatte und berief ihn im April 1861 zum Regierungsrath in das Ministerium des Innern; am 7. Juli 1862 wurde er zum Ministerialrath mit erhöhtem Gehalt ernannt. Sein Einfluß stieg schnell. Die Universität Heidelberg wählte ihn zu ihrem Vertreter in der Ersten Kammer; auf dem Fürstentage in Frankfurt, wo der Großherzog von Baden allein von allen deutschen Fürsten die Unzulänglichkeit der österreichischen Vorschläge darlegte, arbeitete er neben Roggenbach Tag und Nacht. Mehr und mehr beschäftigte er sich mit den Fragen der hohen Politik und erkannte bald die eminente Begabung und patriotische Gesinnung Bismarck's. Lange freilich hielt er an der Neutralität Badens für den Fall eines ausbrechenden Krieges fest. Dem nationalen Gedanken wurde in der Rede vom

7. Juni 1866 vollster Ausdruck gegeben. Neutralität zu beobachten war inzwischen unmöglich geworden. Das hinderten die Gelüste Baierns und Oesterreichs, während auch Frankreich leise sondiren ließ, ob in Karlsruhe nicht etwa Boden für eine neue Rheinbundspolitik zu ebnen wäre! J. suchte seine Entlassung nach und wurde am 25. Juni 1866 zum Mitglied des Verwaltungsgerichtshofs ernannt. Auch Mathy schied aus dem Ministerium; doch schon am 27. Juli 1866 wurde er mit der Neubildung des Ministeriums betraut und J. Präsident des Ministeriums des Innern, mit Leitung auch des Justizministeriums, bis dieses 1867 von Dr. Stabel wieder übernommen wurde. Es schied v. Edelsheim aus (geboren am 24. October 1823 zu Karlsruhe, † am 23. Februar 1872 zu Constanz) — von Niemandem vermißt; dagegen wurde im Lande sehr bedauert, daß der volksthümliche Lamey fehlte. Bis zu Mathy's Tode blieb auch Kriegsminister Ludwig. Gleich zu Anfang hatte J. mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen. In bisher ungewöhnlicher Form wandte er sich in einem Rundschreiben an die Beamten seines Ressorts, um sich über seine Absichten auszusprechen. Man solle die erregten Gemüther beruhigen, aber eingerissener Zuchtlosigkeit mit aller Strenge entgegentreten. Den Kirchen sei, wie bisher, in ihren Angelegenheiten Selbständigkeit zu gewähren, doch in gesetzlicher Unterordnung unter den Staat. Das geistliche Amt dürfe kein Deckmantel für gewissenlose Wühlerei sein; den ultramontanen und demokratischen Hetzblättern sei Anwendung scharfer Polizeimaßregeln anzudrohen. Parteilose Gerechtigkeit und gewissenhafte Pflege des allgemeinen Wohls wurden als erste Pflichten bezeichnet. Die wichtigste Vorlage für den Anfangs October versammelten Landtag war der Friedensvertrag vom 17. August, der Baden eine Kriegskostenentschädigung von 6 Millionen Gulden und die Anerkennung der Nikolsburger Friedenspräliminarien auferlegte. Letzteren war allerdings die Spitze abgebrochen durch die vor der Hand geheim gehaltenen Schutz- und Trutzbündnisse der drei süddeutschen Staaten mit Preußen, wonach ihre Truppen im Kriege dem Befehle des Königs von Preußen unterstellt würden. Als Programm des neuen Ministeriums ergab sich, daß man dem Eintritt in den norddeutschen Bund durch die Annahme norddeutscher Einrichtungen, namentlich der Preußischen Wehrgesetzgebung, und durch weitere Ausbildung des Zollvereins vorarbeiten wolle, während man die Theilnahme an einem Südbunde unbedingt verwarf. Um die Bekämpfung dieses Südbundes erwarb sich J. gegenüber seinem eher dafür geneigten Collegen v. Freydorf große Verdienste. So verhinderten denn auch Mathy und J. auf den Februarconferenzen 1867 die Schaffung eines süddeutschen Oberbefehls. Freilich war dieser Plan in Süddeutschland populär und man konnte nicht hoffen, demselben dauernd Widerstand leisten zu können, wenn nicht Preußen die Aussicht auf Aufnahme Badens in den norddeutschen Bund in nicht allzuferner Zeit eröffnete. Diese Anträge Mathy's, begleitet von einer Denkschrift Jolly's, wies aber Bismarck ab! Nach den bei den anderen süddeutschen Staaten gemachten Erfahrungen entwickelte man die militärische Verbindung mit dem Norden nach eigenem Ermessen. Man brachte Gesetzentwürfe auf Einführung der allgemeinen Wehrpflicht mit dreijähriger Dienstzeit, mit der im Norden angenommenen Friedensstärke von einem Procent der Bevölkerung und den übrigen preußischen Einrichtungen ein. Auf das Zustandekommen des Contingentsgesetzes legte J. den Hauptnachdruck und sprach in der entscheidenden Verhandlung des Plenums der zweiten Kammer am 24. Januar 1868 dafür mit einer Wärme und Lebhaftigkeit, die zeigten, welchen Werth er darauf lege. Man einigte sich dann schließlich auf Annahme des Gesetzes für zwei (anstatt der von der Commission vorgeschlagenen drei) Jahre; ebenso gingen die anderen Militärgesetze durch und hatte damit Baden im

Militärwesen, der nationalen Pflicht des Landes entsprechend, einen Vorsprung vor Baiern und Württemberg gewonnen, der auch anderwärts gute Dienste leistete. Wichtig war neben dieser militärischen Verbindung mit dem Norden auch die Erzielung einer wirthschaftlichen. Nach Kündigung des Zollvereins durch Preußen im Juni 1867 kam es am 8. Juli bei den mit den süddeutschen Staaten eingeleiteten Verhandlungen zu einem Vertrage, der dem Zollverein neben dem Zollwesen die Besteuerung des Zuckers, Salzes und Tabaks überwies, wobei die Beschlußfassung über Zölle und die genannten Steuern dem durch Vertreter der süddeutschen Regierungen verstärkten Bundesrathe und dem durch Abgeordnete der süddeutschen Wähler verstärkten Zollparlamente übertragen wurde. Im J. 1866 nicht zum Abschluß gelangte Vorlagen — in denen J. mit Recht zum Theil liberale Steckenpferde und parlamentarische Kinderspielzeuge sah — wurden unverändert oder noch freisinniger gestaltet den Kammern vorgelegt. Hierher gehört ein Gesetz über Ministerverantwortlichkeit, ein solches über Vereine und Versammlungen, ein andres über parlamentarische Redefreiheit, ein liberales Preßgesetz, eine Erweiterung der Wählbarkeit in die zweite Kammer. Eine Umgestaltung erfuhr das Unterrichtswesen. Im J. 1860 war der öffentliche Unterricht der Staatsleitung untergeben worden. Unter Mitwirkung Jolly's hatte das Ministerium Lamey Orts- und Kreisschulräthe geschaffen; an Stelle der confessionellen Centralbehörden den staatlichen Oberschulrath für Volks- und Mittelschulen gebildet. Das Gesetz vom 8. März 1868 bewahrte den confessionellen Charakter der Volksschule, gestattete aber den Gemeinden, confessionell gemischte Schulen zu errichten, wovon man vielfach Gebrauch machte, bis 1876 die gemischte Schule gesetzlich eingeführt wurde. Der Lehrplan der Mittelschulen wurde nach den Anschauungen Jolly's umgestaltet; breiterer Raum wurde dem Griechischen gegeben, besser für Unterricht in deutscher Geschichte und Litteratur gesorgt, die mathematisch-naturwissenschaftliche Bildung auf größere Höhe gebracht.

Mit alledem hatte J. seinen Gegnern bewiesen, daß ihre Befürchtung, „es stehe eine preußische Reaction vor der Thür" ganz unbegründet war. Bis hierher war seine Verwaltung erfolgreich und dankenswerth. Nun griff er aber die Frage der Vorbildung der Geistlichkeit auf. Das Gesetz vom 9. October 1860 hatte den Kirchen die theologischen Prüfungen überlassen, die Zulassung zu einem Kirchenamt von dem Besitze einer allgemeinen wissenschaftlichen Bildung abhängig gemacht, deren Nachweis und Umfang durch eine staatliche Verordnung bestimmt werden sollte. Einen solchen Entwurf hatte J. als Ministerialrath ausgearbeitet. Gegenüber Einspruch des Ordinariats ließ Lamey die Sache fallen. Jetzt erließ J. am 6. September 1867 eine Verordnung, die von den Pfarrcandidaten beider Kirchen das sog. Culturexamen (beide alte Sprachen, badisches Staatskirchenrecht, Weltgeschichte, Geschichte der Philosophie und Litteratur) forderte. Er wollte alle leidenschaftlichen Kämpfe, wie sie früher geführt worden waren, beschwichtigen; für eine gebildete katholische Geistlichkeit sorgen, die von selbst zum Staate in ein freundliches Verhältniß treten würde! Dies schien ihm — der aus einer gemischten glücklichen Ehe hervorgegangen war und dessen Jugend noch in die Zeit der Josephiner gefallen — möglich; denn er hatte in seiner Vaterstadt nur Priester der Wessenbergischen Richtung mit humaner, toleranter Gesinnung und litterarischer Bildung kennen gelernt! Für diese seine ideale Auffassung fand er leider eigentlich in keinem Lager Anhänger, vielmehr heftigste Opposition, die seine Stellung auf die Länge bei starrem Festhalten an seiner Idee gefährden mußte. Aehnliche Streitigkeiten ergaben sich bei den klösterlichen und klosterähnlichen Erziehungsanstalten, die das Schulgesetz verbot — wo er

zwar schließlich siegte —, dann bei der Frage, wie weit das Recht der Regierung zur Streichung auf Präsentationslisten gehe (wo er unterlag), bei der Lesebuchfrage der Volksschulen und der Katechismusfrage. Da kam ein weiterer Schlag, der Tod Mathy's am 4. Februar 1868! Der Großherzog übertrug die Neubildung des Cabinets Jolly, „weil er Mathy am nächsten gestanden und ihn am erfolgreichsten unterstützt habe". Damit war J. vor eine sehr schwere Aufgabe gestellt. Lamey und Bluntschli glaubten als Hauptredner der zweiten bezw. ersten Kammer zu Mathy's Erbschaft berufen zu sein. J. aber dachte keinen Augenblick daran, in einem Ministerium mit Lamey, dem Mann der laxen Praxis, zu sitzen. Für Bluntschli aber — der für den 27. Juli 1866 in seinen Denkwürdigkeiten geschrieben „ich wäre damals eher als früher bereit gewesen" — fand sich keine Stützung. Hindernisse bereiteten auch Stabel und Ludwig, die im J. 1866 auf österreichischer Seite gestanden hatten. Nach einjähriger Wirksamkeit wurde Stabel entfernt, was der um das Land vielfach Verdiente niemals verziehen hat! Ebenso konnte sich von dem ihn treffenden Schlag Ludwig († am 8. Novbr. 1871) nicht erholen. Ganz besonders aber überraschten die Ernennungen, indem das Handelsministerium dem aristokratisch gesinnten v. Dusch, das Finanzministerium dem einst Mathy zunächst gestandenen Rathe Elstätter (einem Schüler Hansemann's, den Liberalen als Jude verdächtigt) übertragen wurde. Und an Stelle Ludwig's wurde — zum allgemeinen Schrecken — der preußische Militärbevollmächtigte General v. Beyer ernannt, der 1866 die badische Division an der Tauber über ihre Fehler belehrt hatte! Noch in letzter Stunde vor Kammerschluß stellte sich das neue Cabinet den Ständen vor; die betreffende Botschaft wurde in der zweiten Kammer mit eisigem Schweigen aufgenommen. Auf dem nach alter Sitte auf der Karlsburg in Durlach abgehaltenen Abschiedsessen der Stände wurde dem nicht erschienenen Lamey unter großer Begeisterung ein Toast gebracht. J. blieb kühl dabei, „jedenfalls sind wir sie nun auf längere Zeit los, und das ist das Beste an der Sache" äußerte er gegenüber dem aus Heidelberg herübergekommenen Adolf Hausrath. Die Situation verschlimmerte sich durch den Tod des greisen Erzbischofs v. Vikari (14. April 1868), für den (bei seinem hohen Alter) Hofcaplan Strehle und Kanzleidirector Maas das Regiment geführt hatten. Man wollte Bischof Ketteler von Mainz zum Nachfolger wählen; J. empfahl dagegen Cardinal Hohenlohe. Die diesem geneigte Partei ließ sich aber bei Aufstellung der Wahlliste einschüchtern, man wählte durchweg Zelanti. J. lehnte alle diese Namen, mit einer Ausnahme, als weniger genehm ab und verlangte neue Vorschläge, was der Papst untersagte. Man gab dem Capitelvicar die Vollmacht zur Verwaltung der Diöcese und wurde schließlich nur durch Eingreifen von Harry v. Arnim (für das wegen Hohenzollerns an der Erzdiöcese betheiligte Preußen) an einseitiger Einsetzung eines Erzbischofs gehindert. Glatter wickelte sich die Frage der Leitung des Schenkel'schen Predigerseminars ab. Die Unterwühlung der neuen Regierung betrieb Bluntschli mit den Gepflogenheiten schweizerischer Parteikämpfe. Nach Uebergehung Bluntschli's bei Besetzung des Justizministeriums (das Oberkircher übertragen wurde) traten am 8. November 1868 die bedeutendsten Mitglieder der zweiten Kammer in Offenburg zusammen, um sich über den Sturz des „Kabaleministeriums" zu berathen. Vierzehn Abgeordnete unterzeichneten ein Parteiprogramm, was J. veranlaßte, den Ministerialrath Kiefer, der sich zur Entgegennahme von Unterschriften bereit erklärt hatte, zu versetzen und in der Karlsruher Zeitung die Erklärung abzugeben, daß der mit der Bildung eines Ministeriums Beauftragte in Baden gar nicht das Recht habe, über diesen Allerhöchsten Auftrag

mit den Kammerparteien zu verhandeln. Die angekündigte Action in Sachen des Militärbudgets werde die Regierung bekämpfen; die 1867 geschaffene Militärverfassung könne man nicht 1868 wieder zerstören; der Vorwurf Mühler'scher Tendenzen in der Cultusverwaltung sei eine durch nichts begründete bedauerliche Verdächtigung. Allem nach müsse man fragen: „Woher die Opposition?" Mit diesem Titel erschien im December eine Rechtfertigung der im Offenburger Programm erhobenen Vorwürfe. Die badische Presse neigte zu Lamey und Kiefer, der aus dem Staatsdienst ausgeschieden und Rechtsanwalt in Offenburg geworden war. J. fand Unterstützung nur bei Sybel, Baumgarten, Goldschmidt und Heinrich v. Treitschke, der in den Preußischen Jahrbüchern die Lamey'sche Schrift: „Woher die Opposition?" jenen norddeutschen Kreisen zur Lectüre empfahl, die von den politischen Kräften des badischen Liberalismus eine glänzende Vorstellung hätten. Man kam bald zur Einsicht, daß man falsch gehandelt habe. Auf einer zweiten Offenburger Versammlung wiegelte man ab. Als aber die Regierung in mehreren Fällen die Rechte des Staates gegenüber der Kirche streng durchführte, gründeten die Demokraten eine Wahlreformliga, die Ultramontanen eine katholische Volkspartei. Die „Landeszeitung" warf dem Ministerium ungenügendes Verständniß des Volkes vor; es wurde eine neue Versammlung nach Offenburg auf den 23. Mai 1869 berufen „zu Einigung der Partei und Berathung der schwebenden Fragen". Vor Zusammentritt dieser Versammlung liefen tausende von Adressen der Angehörigen der liberalen Partei ein, die dem Ministerium ihr Vertrauen aussprachen. In der sehr zahlreich besuchten Versammlung führten die Verhandlungen zu einem vollständigen Ausgleich. Die Politik der Regierung wurde gebilligt, eine auch Anhänger der Regierung in sich fassende Parteileitung bestellt, die Forderung des directen Wahlrechts und der Kammerauflösung abgelehnt, eine Adresse an den Großherzog beschlossen, die ihn der Ergebenheit der versammelten Liberalen versicherte. Daraufhin reichte J. die Hand zur Versöhnung; er bot Lamey und Kiefer die Wiederaufnahme in den Staatsdienst an. Diese wollten sich aber während des nächsten Landtags nicht binden. Erst im Frühjahr 1870 ließ sich Kiefer als Oberstaatsanwalt wieder anstellen, während Lamey auch aus dem Landtag austrat. Das feste Auftreten Jolly's in dieser schwierigen Zeit hatte ihm viele Freunde verschafft. Nachdem er schon im Januar durch eine Ordensverleihung ausgezeichnet worden war, fand er für erlittene Angriffe Genugthuung, als ihn die Stadt Pforzheim im Juli zu einem Festmahl lud, auf dem er gefeiert wurde. Im August wurde er von dem Bezirk Kork in die zweite Kammer gewählt, nachdem er zu diesem Zwecke die Wiederwahl der Universität Heidelberg in die erste Kammer abgelehnt hatte. Der Heidelberger Senat sprach sein großes Bedauern, zugleich aber auch wärmste Anerkennung seines achtjährigen Wirkens als Vertreters der Universität aus. Von dem in Heidelberg tagenden deutschen Juristentage wurde die an ihn im Namen des Großherzogs gerichtete Ansprache mit Beifall beantwortet und der treffliche Redner von der Versammlung zu ihrem Ehrenpräsidenten ernannt. Vor großen Gesetzgebungsarbeiten stehend widmete J. der Erholung vierzehn Tage, die er im August mit seiner Gattin in der Schweiz verlebte, wie er bald nach Amtsantritt als Staatsminister kurze Zeit bei seinem als Autorität verehrten, 14 Jahre älteren Bruder Philipp in München zugebracht hatte; von ihm, der das Land genau kennen gelernt, hatte er die Antipathie gegen Oesterreich überkommen.

Der Landtag wurde am 24. September 1869 vom Großherzog selbst eröffnet. Die ihm gemachten Vorlagen waren zahlreich und wichtig. Es handelte sich um Einführung der auf dem metrischen System beruhenden Maaß- und

Gewichtsordnung des norddeutschen Bundes, um das Gesetz über die Consum-, Credit- und Vorschußvereine und die Productivgenossenschaften, um das die Personalhaft in bürgerlichen Rechtssachen aufhebende Gesetz, dann um Einführung des Rechtshülfegesetzes in Baden und Leistung der Militärpflicht durch die Angehörigen beider Staaten im anderen Staate nach ihrer Wahl. Man erzielte Verlängerung des Contingentsgesetzes und Erweiterung des Wahlrechts für die zweite Kammer auf alle Staatsbürger, geheime Abstimmung, Initiativrecht der Stände, freie Präsidentenwahl für die zweite Kammer, größere Freiheit bei Feststellung der Geschäftsordnung, Heruntersetzung der Wahlperiode auf 4 Jahre. Die Forderung einjähriger Budgetperioden lehnte das Ministerium ab. Auch die Gemeindeverfassung erlitt verschiedene Abänderungen, wobei Kiefer der Regierung die besondere Zufriedenheit der liberalen Partei mit dem Gemeindegesetz und ihr Vertrauen zum Ministerium ausdrückte. Reformirt wurde auch die öffentliche Armenpflege und im Zusammenhang damit die Eheschließung erleichtert. Besonders wichtig war auch das Stiftungsgesetz, das erst nach einer längeren Auseinandersetzung mit dem Heidelberger Kirchenrechtslehrer Herrmann und nachdem vor der Schlußabstimmung der zweiten Kammer das sog. Festungsviereck demonstrativ den Saal verlassen hatte, zur Annahme gelangte. Weitere Arbeit verursachte der Entwurf über Einführung der Civilehe, der auch durchgebracht wurde. Als der von den Ständen angenommene Rechtshülfevertrag im norddeutschen Reichstag vorgelegt wurde, schilderte Lasker begeistert die Politik Badens während der letzten Jahre und hielt die ablehnende Haltung des Bundeskanzlers in der Frage der Aufnahme Badens in den Norddeutschen Bund für ein Räthsel. Letzterer nahm an, daß der Lasker'sche Antrag, der Regierung und dem Volke von Baden für die nationalen Bestrebungen zu danken und sich mit dem möglichst raschen Eintritte Badens einverstanden zu erklären, von Baden bestellt sei und nahm daraus Anlaß zu einer zornigen Auslassung über solches Verhalten, während er „nicht den Topf absahnen und den Rest sauer werden lassen wolle". In der Karlsruher Zeitung gab J. in Bismarck's barschem Tone die Erklärung ab, daß die Regierung dem Antrage Lasker's völlig fern stehe; Baden mache nationale Politik, nicht um des Wohlgefallens des Grafen Bismarck willen, sondern weil es diese in seinem Interesse für zweckdienlich erachte. Darauf hin zog Bismarck seinen Vorwurf zurück. Der Landtag wurde am 7. April 1870 nach mehr als halbjähriger Dauer mit einer Thronrede geschlossen, in welcher der Großherzog erklärte, mit stolzer Freudigkeit auf die Entwicklung seines Landes sehen zu können, die durch die hingebende Thätigkeit der Volksvertretung so wesentlich gefördert worden sei, wofür er seinen Dank ausspreche.

Für den nun losbrechenden Krieg mit Frankreich war Baden finanziell gerüstet, da eben ein großes Anlehen für Eisenbahnbauten aufgenommen worden war. Die äußerst exponirte Lage des Landes brachte schwere Besorgnisse und trieb zu schnellem Handeln. So glaubte man die Kehler Brücke sprengen zu müssen und that dies. Bald überzeugte man sich, daß man die Verhältnisse in der französischen Armee falsch beurtheilt hatte. Siegeszuversicht stellte sich ein, die Regierung fand vielfache Anerkennung und Lob. Die Aussicht auf Erfüllung des lange gehegten Wunsches bezüglich Eintrittes Badens in den Bund besserte sich. Am 2. October eröffnete der preußische Gesandte dem Staatsminister, daß ein solcher Antrag jetzt dem Kanzler sehr erwünscht sei, worauf am 3. October J. diesen mit Genehmigung des Landesherrn stellte. Am 12. October lud der Kanzler die badische Regierung ein, Unterhändler zur Feststellung der Einzelheiten in das Hauptquartier nach

Versailles zu senden. Der Großherzog beauftragte J. und v. Freydorf mit diesen Unterhandlungen, zu denen Legationsrath Hardeck und ein Secretär mitgenommen wurden. Fast gleichzeitig mit den Baiern trafen die Badenser in Versailles ein, später kamen die Württemberger und Dalwigk. Ueber die Reise und die Vorgänge berichtete J. an seine Gattin (vgl. Baumgarten u. Jolly S. 178—203, Hausrath S. 209—272). Am 30. November traf J. in Karlsruhe wieder ein, auf das freudigste empfangen. Der Landtag wurde von J. am 13. December eröffnet. Die Verträge fanden hier die freudigste Aufnahme. Schon am 21. December konnte der Landtag entlassen werden. J. schloß ihn mit einer glänzenden, aus dem Grunde des Herzens kommenden Rede, die in den weitesten Kreisen tiefen Eindruck machte. Bei dem gemeinschaftlichen Mahl der Stände wurde neben dem Landesherrn und dem Kaiser besonders J. gefeiert; er antwortete mit einer glänzenden Improvisation auf Bismarck, den er ja jetzt aus der Nähe kennen gelernt hatte. Es kamen weitere Huldigungen, so namentlich ein Brief von L. K. Aegidi aus Bonn als Neujahrsgruß (vgl. Baumgarten u. Jolly S. 207). Zu den Friedensverhandlungen reiste J. nochmals mit Hardeck nach Versailles (22. Februar 1871). Hierüber berichten wieder Briefe an die Gattin (ebd. 208—219, bez. Hausrath 253—272). Die Reise wurde in gedrückter Stimmung angetreten zufolge der Nachricht, daß der einzige Sohn der Schwiegermutter, Eduard Fallenstein, bei La Chartre den Strapazen des Feldzuges erlegen sei.

Wiederum kam eine arbeitsreiche, aber durch mannichfache Mißhelligkeiten getrübte Zeit. Besonders lästig fiel J. die Betheiligung an den Bundesrathssitzungen, die der Großherzog forderte. Von diesem Organ war er gar nicht erbaut. Aber auch in seiner Umgebung fand er manche Bekämpfung, die ihn schwer bedrückte. Mit großem Eifer ließ er sich die Reorganisation des Schulwesens angelegen sein, berief mehrere norddeutsche Schulmänner, darunter für Karlsruhe den Director des Gymnasiums in Hamm, Wendt, der sich allmählich große Anerkennung errang, sodaß sein siebzigster Geburtstag wie ein öffentliches Fest begangen und eine Straße ihm zu Ehren benannt wurde. Sein warmes Interesse für die gründliche Bildung des weiblichen Geschlechts bewies er durch die Errichtung einer höheren Mädchenschule in Karlsruhe, förderte auch die Kunstpflege durch den Staat. Sehr fatal war dann der akademische Streit der Heidelberger Collegenschaft und die Herabdrückung der Universität durch das Aufblühen derer in Berlin, Leipzig und Straßburg, wohin er leider 1872 Baumgarten ziehen lassen mußte. Nur mit großer Umsicht ließen sich geeignete Kräfte gewinnen. Auch die Militärconvention trug in ihrer Festhaltung und Durchführung manchen Stein zur Erschütterung von Jolly's Stellung bei und drohender gestaltete sich wieder die Kirchenfrage. Katholischerseits fügte man sich nach siebenjährigem Streit, indem man den Pfarrern den Eintritt in den Ortsschulrath befahl — angesichts der Ausbreitung des Altkatholicismus, der eine Stützung durch die Regierung fand, wenn sich diese auch nicht auf die dogmatische Streitfrage einließ. Das Ministerium wich einem Kampfe gegen die Lehrinstitute unter geistlicher Leitung aus und glaubte mit einigen Abschwächungen beim Culturexamen eine friedlichere Stellung der katholischen Partei errungen zu haben, als plötzlich die Curie wieder zurückzog. Frühere Nachgiebigkeit bezüglich des landesherrlichen Patronats zeitigte üble Früchte, und der in Preußen aufgetauchte Culturkampf riß Baden mit. Bismarck ersuchte um Mittheilung der badischen Kirchengesetze und Darlegung der damit gemachten Erfahrungen. Die mit großem Eifer ausgearbeitete Denkschrift vertrat die Anschauungen Jolly's; man ahmte in Preußen die badischen Vorschriften nach, freilich unter Ver=

schärfung. Leider ließ sich J. zu gleichem Schritte für Baden herbei, da selbst Pfarrverweser, die nicht das Culturexamen abgelegt hatten, nicht sollten verwendet werden dürfen. Es kam über diese und jene Punkte zu Verfolgungen und Verurtheilungen, die natürlich nur Märtyrer schufen. In Rom wollte man Preußen isoliren und zeigte sich deshalb Baden gefälliger. Der erzbischöfliche Stuhl sollte wieder besetzt werden, aber die Verhandlungen zerschlugen sich, während Debatten über ein Altkatholikengesetz zu schroffen Auftritten führten. In anderer Richtung traten weitere Conflicte ein. Man verfiel auf den Gedanken der Nothwendigkeit der Revision der badischen Verfassung. Er ging von Bluntschli als Mitglied der zweiten Kammer aus. Nach seiner Ablehnung griff Kiefer wieder andere Streitpunkte heraus, Abschaffung der Ersten Kammer und Einführung einjähriger Budgetperioden, wofür natürlich die Regierung nicht zu gewinnen war! Die vorgelegte Steuerrevision auf Grund einer Einkommensteuer fiel in der ersten Kammer; ein positiver Erfolg war nur die Einführung der Einwohnergemeinde in die sieben großen Städte Badens. Ein neuer Zwischenfall wegen eines Reichseisenbahngesetzes brachte wieder neue Verstimmung. Man warf dem Staatsminister vor, daß er, nicht genug durch Auslieferung der Armee und der Post die badische Selbständigkeit geschädigt zu haben, nunmehr auch die badischen Eisenbahnen an Preußen ausliefern wolle. Er fand hierin auch Bekämpfung beim Handelsminister Turban. Mit knapper Noth erzielte man eine Reform der Oberrechnungskammer, wobei die Competenz der Volksvertretung erweitert wurde.

Besonders schlimm gestaltete sich die Sache bei Einführung der gemischten Volksschule. Im Grunde war J. ein Gegner der gemischten Schule. Doch ging er einen Mittelweg, für den die Kammer aber nicht zu haben war. Als J. selbst diese Lösung annahm, stand man vor seinem Sturz. Eine Vorlage über Aufbesserung der Gehälter der Geistlichen, welche dafür durch einen Revers zu Gehorsam gegen die Staatsgesetze verpflichtet werden sollten, bekämpfte Kiefer, indem er beide Kirchen auf Kirchensteuern zur Aufbringung ihrer Bedürfnisse verweisen wollte. Der Minister griff zur Vertheidigung seiner Vorlage in der Presse, mußte aber in der Kammer die Vertrauensfrage stellen, um das Gesetz durchzubringen. Man bewilligte das Dotationsgesetz für sechs Jahre und ersetzte den Revers der einzelnen Geistlichen durch einen solchen des Kirchenoberhauptes. Die vom Landtag genehmigten Gesetze wurden dem Großherzog, der seine Sommerresidenz am Bodensee aufgesucht, zur Sanction gesandt. Alle, bis auf das Schulgesetz, kamen rasch vollzogen zurück: endlich kam auch das Schulgesetz, zugleich aber schrieb der Großherzog am 19. September, daß er eine Aenderung in der Leitung des Staatsministeriums infolge der Vorkommnisse auf dem Landtag für nothwendig erachte. J. erbat danach sofort seine Entlassung; sie wurde ihm am 21. September unter Verleihung eines Ordens ertheilt und Handelsminister Turban zum Nachfolger ernannt. Mit J. nahm auch v. Freydorf seinen Abschied.

Die Entlassung in diesem Augenblicke bestürzte J. tief, wenn sie ja auch schon lange gedroht hatte. Denn damit war er in der Blüthe der Kraft zur Unthätigkeit oder doch einer seinen Fähigkeiten nicht entsprechenden Thätigkeit verurtheilt. Es mußte ihm genug sein, daß er sich von Schuld frei wußte; seine Absichten waren stets die reinsten gewesen. Er war mit dem Großherzog in Meinungsverschiedenheiten gerathen, was er beklagen, aber doch nicht als Fehler sich vorwerfen konnte. Auch in seinem Verhalten zum Landtag trug jedenfalls nicht er allein die Schuld an den Mißhelligkeiten. Dies sah man auch allmählich ein. So fügte er sich ohne Verbitterung und Klage in sein

Schicksal. Wenige Tage nach seiner Entlassung wurde er zum Präsidenten der Oberrechnungskammer ernannt in Nachfolge des am 5. November 1875 verstorbenen Robert v. Mohl. Er nahm das Amt gern an, da er damit dem Staatsdienst erhalten wurde, was er als Gunstbeweis des Großherzogs ansah. Doch war diese Beschäftigung, wie er bald einsah, nur wenig befriedigend und konnte ihm nicht genügen. So begrüßte er es, als der nationale Wahlausschuß in Pforzheim ihn einlud, bei den im December 1876 stattfindenden Reichstagswahlen als Candidat aufzutreten. Nach einigem Schwanken nahm er das Anerbieten an, während er eine Breslauer Candidatur abgelehnt hatte. Er stellte sich in Pforzheim einer großen Wählerversammlung vor. Sein Sieg über den conservativen Gegencandidaten, einen Holzhändler aus Gernsbach, schien sicher; da erhielten in letzter Stunde die Socialdemokraten die Weisung, „jedenfalls gegen den Minister“ zu stimmen. Es siegte also der conservativ-pietistische Candidat mit den Stimmen der Socialdemokraten. Seinen Ansichten über die Stellung der Parlamente in Deutschland hat J. in der Schrift „Der Reichstag und die Parteien“, Berlin 1880, Ausdruck gegeben. Er bereitete noch eine andere vor, als er über den Ausgang des Streites mit der Kirche tief erbittert war. Hatte sich doch der Staat, wo die Situation in Baden ganz günstig lag, schließlich dazu verstanden, ohne alle Controlle die Ausbildung der Priester dem Bischof zu überlassen — freilich wesentlich unter dem Eindrucke der Vorgänge in Preußen. Aber er sah schließlich davon ab, da weitere Spaltungen in der liberalen Partei doch nur den Ultramontanen genützt hätten. Dagegen gab er sein Befremden über Bismarck's Rückzug kund im Augustheft (1882) der Preußischen Jahrbücher (separat bei G. Reimer erschienen u. d. T.: „Der Kirchenstreit in Preußen“ von Dr. Jolly. Berlin 1882). Sehr ruhig setzte er auseinander, daß Bismarck allerdings im Kirchenstreit nur einen politischen Streit sehe, wie andere, in dem auch vorübergehend einmal nachgegeben werden könne, während er ein Compromiß mit ultramontanem System eben absolut für unmöglich erklärte. Man muß diese treffliche Auseinandersetzung lesen, um ihren vollen Werth kennen zu lernen. Aber derer, die lernen wollen, sind gar wenige! Sehr richtig scheint sein Freund Hausrath zu urtheilen, wenn er sagt: „Einen Doctrinär nannten Jolly nur die, die selbst nicht wissen, was sie wollen und leider auch nicht wollen, was sie wissen“. Da er für seine Auffassung in weiteren Kreisen, als denen seiner nächsten Freunde kein Verständniß fand, blieb ihm nichts anderes übrig, als seiner Familie zu leben und denen, die an ihm festhielten, wie Wendt, Eisenlohr und Nokk, die Hardecks, Kuno Fischer, Leszcynski und Baumgarten, Theaterintendant G. zu Putlitz und Gattin, und natürlich Roggenbach. Im Jahre 1877 feierte man die silberne Hochzeit, wobei die treue Gattin nach längerem Leiden wieder zum ersten Mal in größerem Kreis erschien. Frohe Tage waren es, wenn die Söhne von der Universität heimkamen und von dem Vater sich belehren ließen; Genuß brachten ab und zu der Besuch von Lustspielvorstellungen, namentlich die Beschäftigung mit der Kunst, die Lectüre der Freunde („Die Ahnen“, „Deutsche Geschichte“ u. a.). Sehr erfreulich war die Ehrung, die ihm beim Universitätsjubiläum 1886 durch die medicinische Facultät in Heidelberg zu Theil wurde, wo man ihn zum Ehrendoctor proclamirte, zum Dank für die großen, trefflich eingerichteten Institute, die 1866 bis 1876 für ihre Zwecke auf Jolly's Anregung hin ausgeführt worden waren. Schwere Schläge waren dagegen der Tod des Kaisers Wilhelm, der 1874 persönlich ihm einen hohen Orden überreicht hatte, den er seines alten Kaisers stets gedenkend tragen solle; dann der Tod seines Bruders Philipp (24. Dec. 1884) und Bismarck's Entlassung (März 1890). Eine Belohnung für seine

Dienste in der nationalen Sache war ihm nicht beschieden gewesen — aus Rücksicht auf die Nachbarstaaten. War ihm 1889 der erste Enkel geboren worden, so verlor er fast gleichzeitig die Jugendfreundin, seine Schwester Johanna. Auch stellte sich Gebrechlichkeit ein. Ende September 1891 erkrankte er, erholte sich aber scheinbar bald wieder. Als er am 14. October vom ersten Ausgange heimkehrte, erfuhr er von der Absicht, ihn wieder im Staatsdienste anzustellen. Man stieß bei Tisch auf diese frohe Botschaft an — kurz darauf sank er von einem Herzschlage getroffen zu Boden. — Man wird des großen Patrioten in Baden wie im Reich stets gedenken, wie auch seines im Tode ihm bald gefolgten Sohnes Julius August († 20. Febr. 1898).

Verfaßt im engen Anschluß an „Staatsminister Jolly. Ein Lebensbild von Hermann Baumgarten, weiland Professor in Straßburg und Ludwig Jolly, Professor in Tübingen“, Tübingen 1897. — Zur Erinnerung an Julius Jolly von Adolf Hausrath, Leipzig 1899 („Alte Bekannte. Gedächtnißblätter“ I). — Dr. Robert Goldschmit in den Badischen Biographien V, 325—352; — Derselbe, Die politische Errungenschaft Badens unter der Regierung Großherzog Friedrichs, Karlsruhe 1896, S. 20. — Zur Geschichte der liberalen Partei Badens, Konstanz 1880, S. 6, 8, 16—18, 21, 29, 30, 34. — G. Meyer, Die Reichsgründung und das Großherzogthum Baden (in der Festgabe zur Feier des 70. Geburtstages Sr. königl. Hoheit des Großherzogs Friedrich von Baden, dargebracht von den Mitgliedern der juristischen Fakultät der Universität Heidelberg), 1896. — Friedberg, Der Staat und die katholische Kirche im Großherzogthum Baden seit dem Jahre 1860, 2. Aufl., Leipzig 1874. — Verhandlungen des achten deutschen Juristentages II, 5, 6. — Ueber den Sohn Julius vergleiche Archivrath Dr. Obser in Bettelheim's Biogr. Jahrbuch III, 312 und Badische Biographien V, 352 ff.

A. Teichmann.

Josenhans: Joseph J., Inspector der Basler Mission 1849—1879; geboren am 9. Februar 1812 zu Stuttgart, † am 25. December 1884 zu Leonberg, Württemberg. Joseph J. war ein Sohn Schwabens, das elfte Kind einer Kaufmannsfamilie in Leonberg, in deren pietistischem Kreis die Basler Mission schon in ihren frühesten Anfängen einen ihrer bedeutendsten Herde Württembergs hatte. Der Sohn durchlief von 1825—1829 die Klosterschule zu Blaubeuren und bezog im Herbst 1829 die Universität Tübingen, wo er mit seinen Studienfreunden W. Hofacker, Kapff, Knapp, Oehler, Gundert u. a. im theologischen Stift einen pietistischen Kreis mit regelmäßigen Erbauungsstunden und lebhaften Missionsinteressen bildete, zur Zeit, als David Friedrich Strauß als Repetent am Stift wirkte. Nach seiner theologischen Prüfung wurde J. Lehrer an einer Privaterziehungsanstalt zu Stetten, wo er als Pädagog mit kraftvoller Hand die Disciplin zu heben und das religiöse Leben neu zu entflammen suchte. Hierauf unternahm er 1836 eine halbjährige Studienreise durch Deutschland, wodurch er aus der bisherigen Einseitigkeit und Subjectivität des Pietismus heraus zu einem entschiedeneren kirchlichen Bewußtsein geführt wurde. Nach seiner Rückkehr war er kurze Zeit als Hilfsprediger in Stuttgart, dann als Vicar in Backnang thätig, wo er seine spätere Gattin Marie Geß, die Schwester des bekannten Theologen, kennen lernte. 1838 wurde er neben Landerer, Palmer, Lechler und Oehler Repetent am Tübinger Stift und von 1839—1849 Oberhelfer in Winnenden, wo er zugleich die dortige unter Dr. Zeller stehende Irrenanstalt bediente. Während dieser Amtsperiode, in welcher er sich 1840 verehelichte, veröffentlichte er eine „Sammlung biblischer Betrachtungen“, eine Schrift über „Die psychischen Bedürfnisse

einer Irrengemeinde“ und eine solche über „Frauenvereine zu leiblicher und geistiger Versorgung armer, verlassener und berufsloser Jungfrauen und Wittwen“.

Sein Lebenswerk fand J. indes als Leiter des Basler Missionswerks, dem er als Regent und Organisator während seines 30jährigen Inspectorats seine innere feste Gestalt sowie sein äußeres Gepräge gegeben hat. Er wurde zunächst als Mitarbeiter des bisherigen Inspectors Wilhelm Hoffmann nach Basel berufen, dem er im März 1849 zur Seite trat, und übernahm nach dessen Abgang nach Tübingen (1850) die alleinige Leitung der Basler Mission mit ihren damaligen Arbeitsfeldern auf der Goldküste (Westafrika), in Südindien und in der chinesischen Kanton-Provinz. Diesem seinem Amt brachte er von Anfang an sein ganzes Herz entgegen und opferte ihm jede andere Thätigkeit und Liebhaberei. Mit scharfem Blicke erkannte er, worauf es beim Missionsbetrieb vor allem ankam, besonders in der indischen Mission, die sich damals in einer ernsten Krisis befand; durch unbeugsame Willenskraft und weise Maßregeln verstand er es, das vielseitige Werk in geordnete, gedeihliche Bahnen zu lenken.

Zu diesem Behuf begab er sich im Herbst 1851 als Visitator auf das indische Missionsgebiet, wodurch er eine auf eigener Anschauung und Prüfung beruhende allseitige Kenntniß des Missionsbetriebs gewann, persönliche Beziehungen zu den dortigen Missionaren anknüpfte und sich ein Verständniß für ihre Auffassungen, Bedürfnisse und Wünsche erwarb. Durch seine indische Missionsreise wurde aber auch der Grund zu seiner ganzen Wirksamkeit gelegt und die dabei gemachten Erfahrungen und Ergebnisse wurden ihm im wesentlichen zu Richtlinien auch für die übrigen Missionsgebiete in Westafrika und China. Er schuf demzufolge im Lauf der Jahre die auf den verschiedenen Missionsgebieten geltenden „Ordnungen“ und gab dem ganzen Missionsorganismus daheim und draußen eine auf stricten Verordnungen beruhende Verfassung, wobei er mit weitsichtigem Blick bereits die Phasen künftiger Entwicklung berücksichtigte. So hat er z. B. das Verhältniß der einzelnen Missionare, Stationen und Missionsdistricte zu einander wie auch zum Comité der Gesellschaft aufs weiseste geregelt, Liturgie und Gemeindeordnung eingeführt, das Schulwesen stufenmäßig organisirt, die Erziehung eingeborener Prediger systematisch in die Hand genommen, eine Kirchensteuer angeordnet, das Rechnungswesen bis ins kleinste hinein geregelt, Oekonomie, Handel und Industrie sowie überhaupt die Erziehung der eingeborenen Christen zur Arbeit und ihre ökonomische Hebung oder Versorgung eingeführt und nach festen Grundsätzen geordnet, auch in der Heimath alles zu festem Abschluß und zur Concentration gebracht. Für die Kinder der Missionare errichtete er in Basel zwei Kinderheime, gründete eine Invaliden- und Wittwenkasse, stellte zur Belebung des Missionsinteresses in der Heimath Reiseprediger an und rief Conferenzen ins Leben, die seitdem von der Missionsgesellschaft regelmäßig beschickt wurden. Die Missionsanstalt in Basel erhielt unter ihm dadurch eine nennenswerthe Erweiterung, daß im Jahr 1860 ein neues, zur Aufnahme von 100 Zöglingen berechnetes Missionshaus erbaut wurde. — Das alles geschah zwar unter der officiellen Controlle und im Einverständniß des Comités, aber J. war dessen treibende und ausschlaggebende Kraft, wie er denn auch mit Recht der Gesetzgeber und Organisator der Basler Mission genannt worden ist.

Seine kraftvolle, stets auf ein bestimmtes Ziel hinwirkende Persönlichkeit kam auch im engeren Kreise der Missionsanstalt auf dem Gebiet der Erziehung und Ausbildung der angehenden Missionare zum deutlichen Ausdruck. Es mögen im ganzen etwa 700 junge Männer während seiner Amtsperiode durch

seine Hände gegangen sein, bei deren Erziehung ihm vor allem daran lag, völlige Drangabe des eigenen Willens, unweigerlichen Gehorsam gegen die Vorgesetzten, Hintansetzen aller persönlichen Interessen hinter die Berufspflicht, mannhaftes Verhalten in den schwierigsten Verhältnissen, treues Aushalten auf dem angewiesenen Posten zu erzielen. Bei der Behandlung seiner vielen Zöglinge, die nach Nationalität, Charakter und Begabung außerordentlich verschieden waren und vielfach ein schwieriges Problem für seine pädagogische Aufgabe bildeten, kam ihm in den meisten Fällen eine wunderbare, durchdringende Menschenkenntniß zu Hilfe, die ihn selten täuschte. Freilich hatte auch seine gebietende Herrschernatur für seine Untergebenen nicht selten etwas Einschüchterndes und Niederdrückendes, aber nichtsdestoweniger wurde ihm allseitig die höchste Achtung und Liebe gezollt. Noch mehr aber als seine Zeitgenossen wird die Nachwelt die Bedeutung dieses Mannes und seiner Wirksamkeit auf dem Gebiet der Basler Mission im vollen Umfang erkennen.

Da ihm vor allem am gründlichen Ausbau und an der organischen Entwicklung des bestehenden Missionswerkes in Indien, China und Westafrika lag, so enthielt er sich aller neuen Unternehmungen, die etwa sonst der Missionsgesellschaft nahe gelegen hätten. Dafür war aber auch der Erfolg seiner zielbewußten Leitung ein stetiges Wachthum und eine schrittweise vor sich gehende gleichmäßige Ausdehnung des gesammten Werkes, ohne daß dasselbe je durch schwere Krisen oder Rückschläge gefährdet und geschädigt worden wäre. Wie ein kundiger, kriegsgeübter Feldherr, und im Bewußtsein der ihm von Gott gestellten Aufgabe und verliehenen Autorität entwarf er seine Operationspläne und führte sie unbeirrt mit voller Energie und Beharrlichkeit aus. Am 17. März 1874 war es ihm vergönnt, sein 25jähriges Amtsjubiläum im Kreise der Missionsfamilie zu feiern. Aber schon neigte sich seine Kraft zu Ende. Zwar wäre er gern bis zu seinem Abschiede von dieser Welt in seinem Amte geblieben, aber im Gefühl seiner abnehmenden geistigen Frische und gemüthlichen Tragkraft hielt er 1879 seinen Rücktritt für nöthig. Am 1. Juni 1879 siedelte er nach Stuttgart über, wo er bis Frühling 1884 als Invalide lebte und sich dann in seiner Vaterstadt Leonberg niederließ. Hier hat er, von mehreren Schlaganfällen betroffen, am 25. December 1884 sein arbeitsreiches Leben beschlossen. Unter den fünf Missionsinspectoren, die die Basler Mission seit ihrem Bestand (1815) bis jetzt gehabt hat, ist er unstreitig der Größte gewesen.

Hesse, Joseph Josenhans, Ein Lebensbild. — D. W. Bornemann, Einführung in die evang. Missionskunde. — Eigene Erinnerungen.

P. Steiner.

Joseph Anton Johann, Erzherzog von Oesterreich, Ritter des goldenen Vließes, des Großkreuzes des königlich-ungarischen St. Stefan-Ordens in Brillanten, Palatin, königlicher Statthalter und Generalcapitän des Königreiches Ungarn, Comes et Judex Jazygum et Cumanorum, k. k. Feldmarschall, Inhaber des Husarenregiments Nr. 2 und des Palatinal-Husarenregiments Nr. 12, war als der siebente Sohn Kaiser Leopold's II. am 9. März 1776 zu Florenz geboren. Mit großer Vorliebe widmete sich der Erzherzog in seiner Jugend dem Studium der kriegs- und diplomatischen Wissenschaften. Er nahm bereits 1785 den Rang eines Feldmarschallieutenants in der kaiserlichen Armee ein. Als am 12. Juli 1795 der Erzherzog Palatin Leopold, des Erzherzogs J. älterer Bruder, starb, wurde der 19jährige Erzherzog J. von seinem Bruder, dem Kaiser Franz, zum Reichsstatthalter ernannt, von den Ungarn freudig in Ofen aufgenommen und von dem Cardinal-Primas eingesetzt. In dieser Stellung erwarb er sich so schnell das Vertrauen und die Liebe der Ungarn,

daß auf dem Reichstage 1796 auf den Antrag des Primas die Entsiegelung der königlichen Propositionen gar nicht vorgenommen, sondern der Erzherzog J. (12. November) mit einhelligen Stimmen zum Palatin ausgerufen und durch eine Deputation die Bestätigung dieser Wahl erbeten wurde, welche der Monarch sofort gewährte. Ueber 50 Jahre stand der Erzherzog diesem schwierigen und wichtigen Amte vor, gewissenhafte Treue gegen die Regierung und die Constitution, Liebe für Volk und Land, weise Mäßigung und Besonnenheit in allem seinem Handeln vereinigend und bethätigend. Im J. 1801 zum General der Cavallerie und 1808 zum Feldmarschall befördert, half der Erzherzog in den verhängnißvollen Kriegsjahren von 1805 und 1809 durch außerordentliche Rekrutirungen und durch Kriegsbeiträge und stellte sich selbst an die Spitze der Insurrection. Nicht minder hilfreich und um Beistellung entsprechender Vorkehrungen besorgt zeigte sich der Palatin, als 1831 die Cholera ausbrach und die Bevölkerung in große Angst versetzt wurde. Kaiser Ferdinand bestätigte bei seiner Thronbesteigung den Erzherzog durch ein sehr liebevolles Handschreiben in seiner hohen Würde. Unter dem Erzherzog und durch seine thätige Mitwirkung blühten die wissenschaftlichen Anstalten in Budapest, die ungarische Akademie der Wissenschaften, das Museum, deren Protector der Palatin wurde; auch hob sich die bisher wenig gepflegte ungarische Sprache und bildete eine für die kurze Zeit bemerkenswerthe Litteratur. Nicht weniger lag ihm die Förderung des materiellen Wohles Ungarns am Herzen. Durch Anlage gebahnter Fahrstraßen und Kanäle sowie durch Trockenlegung vieler Sümpfe wurden große Strecken Landes dem Ackerbau gewonnen; in diesen brachliegenden, doch fruchtbaren Gegenden unterstützte er eifrigst die Anlage von Colonien und begründete auch die Tabakpflanzeransiedlungen. Er sorgte für die Veredlung der einheimischen Pferdezucht und Schafzucht und brachte die Seidenzucht zu einem großen Aufschwung.

Zu seinen Verdiensten gehörten auch die zahllosen den Flor des Handels und der Gewerbe fördernden Einrichtungen und Schöpfungen, insbesondere die überraschende Entwicklung der Dampfschiffahrt und des Eisenbahnwesens in Ungarn. Für die Auffindung und Erhaltung der alten historischen Denkmäler war er ernstlich bedacht; ein Lieblingsgegenstand seiner Thätigkeit war die Vergrößerung und Verschönerung der Stadt Pest, welche ihm die Erhebung zu einer blühenden europäischen Stadt verdankt. — Einer der ausgezeichnetsten Kenner der Gesetze und Rechtsgelehrten im Lande wandte er, über den Parteien stehend, seine Weisheit und seinen Takt in der Regierung zur Mäßigung der Heftigkeit des Kampfes, zur Dämpfung der Parteileidenschaft an und erwies hierdurch seinem Lande überaus wichtige Dienste. Der 22. September 1845, wo es 50 Jahre waren, daß der Erzherzog, seinen bleibenden Sitz in Ungarns Hauptstadt aufschlagend, den Posten eines königlichen Statthalters angetreten hatte, wurde im ganzen Lande mit Jubel gefeiert. Noch festlicher und glänzender sollte auf ausdrücklichen Befehl des Kaisers der 12. November 1846 begangen werden, wo vor einem halben Jahrhundert die einstimmigen Wünsche der Nation sich den Erzherzog zum Palatin erkoren hatten. Da erkrankte der Palatin; am 13. Januar 1847 entriß der Tod den geliebten Fürsten dem Lande, dessen Trauer eine allgemeine war. Sein Leichnam wurde in der Hofcapelle der Königsburg zu Ofen beigesetzt. Die Liebe des Volkes hat das Andenken des Palatins im J. 1860 durch Aufstellung eines Denkmals auf dem Hauptplatze in Pest geehrt.

Erzherzog J. war drei Mal vermählt: zuerst mit der Großfürstin Alexandrina Pawlowna von Rußland, dann mit der Prinzessin Hermine von Anhalt-Bernburg, zuletzt mit der Prinzessin Maria Dorothea von Württemberg.

Von seinen Kindern überlebten ihn Erzherzog Stefan, welcher ihm in der Palatinswürde folgte, Erzherzogin Elisabeth, Erzherzog Joseph und Erzherzogin Maria.

Acten des k. u. k. Kriegsarchivs. — Horváth, Geschichte Ungarns, 1867. — Hirtenfeld, Oesterreichisches Militär-Conversationslexikon. — Wiener Zeitung 1847, Nr. 24. Sommeregger.

Josel: Josef J. von (d. h. aus) Witzenhausen, c. 1616—1686, A. D. B. XLIII, 663 unter letzterem Stichwort W., muß nun, zufolge Dr. Schüler i. „Ztschr. f. hebräische Bibliograph." VIII (1904), 117/23, 145/8, 179/80, unter ‚Josel' stehen; ebenda reiche Litteratur u. a. Material über diesen jüdisch-deutschen Litteraten. Vgl. L. Uhlands Gedichte, hrsg. von E. Schmidt und J. Hartmann (1898) II, 159. L. Fränkel.

Jovanović: Stephan Freiherr von J., k. k. Feldmarschalllieutenant, geboren als Officierssohn am 5. Januar 1828 zu Pazarište bei Ottočac, trat im 15. Lebensjahre als Regimentscadett in das Infanterieregiment Nr. 40, erhielt seine militärische Erziehung in der Cadettencompagnie zu Graz und begann im September 1845 seine Dienstleistung als Cadett des Infanterieregiments Nr. 27. Am 7. September 1846 zum Lieutenant befördert, machte er den Feldzug 1848/49 in Italien mit und zwar die Erstürmung von Castelnuovo am 11. April, die Kämpfe bei Pastrengo am 28., 29. und 30. April die Einnahme von Verona am 10. Juni 1848. Am 1. März 1849 zum Oberlieutenant befördert, wurde er noch in demselben Jahre dem Generalquartiermeisterstabe der II. Armee zugetheilt und 1850 definitiv beim VIII. Corps zum Generalquartiermeisterstab übersetzt. 1851 machte er als Generalstabsofficier bei der mobilen Colonne deren Expedition in die römischen Legationen, dann die Occupation von S. Marino mit.

Am 28. Januar 1852 zum Hauptmann befördert, wurde er nach Wien versetzt, 1853 dem mit einer militärisch-diplomatischen Mission betrauten Generaladjutanten Sr. Majestät in Cattaro zugetheilt und während des türkisch-montenegrinischen Krieges in das Hauptquartier Omer Paschas bei Spuć, sodann in jenes des Fürsten Danilo von Montenegro bei Kčevo entsendet. Auch nach seiner hierauf erfolgten Zutheilung beim Landesgeneralcommando in Zara wurde er wiederholt in militärisch-diplomatischen Missionen an die türkischen Gouverneure der Hercegovina und Albaniens, an den Fürsten Danilo von Montenegro und 1855 behufs einer Recognoscirung durch Nordalbanien bis Novibazar entsendet. — Vom Juli 1858 an als Vertreter Oesterreichs bei der internationalen Commission für die Grenzregulirung zwischen der Türkei und Montenegro und zu den diesbezüglichen Conferenzen in Constantinopel bestimmt, erhielt er für die in dieser Mission bewiesene Umsicht den Ausdruck der Allerhöchsten Zufriedenheit. Am 9. Juli 1859 zum Major im Adjutantencorps befördert, wurde er während des Feldzuges 1859 dem Generalmajor Rodich in Süddalmatien als Generalstabschef zugetheilt, wofür er am 7. Mai 1860 infolge seiner sehr guten Dienstleistungen mit dem Orden der eisernen Krone III. Classe ausgezeichnet wurde.

Im Juni 1860 wurde J. zum Flügeladjutanten des Banus von Croatien, Feldmarschalllieutenants von Sokčevic, ernannt und am 5. April 1862 unter gleichzeitiger Beförderung zum Oberstlieutenant im Broder-Grenzinfanterieregiment Nr. 7 zum Leiter des k. k. Generalconsulats für Bosnien und die Hercegovina ernannt. — Auf diesem Posten leitete er auch die Recognoscirung und Landesbeschreibung und wurde am 22. October 1863 zum Obersten befördert. — Als solcher übernahm er 1865 das Commando seines Broder-Grenzinfanterieregiments Nr. 7 und machte an der Spitze desselben den Feld-

zug 1866 in Italien mit. Am Schlachttage von Custozza machte er einen gelungenen Ausfall aus Mantua, wobei er verwundet wurde; für dieses erfolgreiche Unternehmen wurde er mit dem Militärverdienstkreuz mit der Kriegsdecoration ausgezeichnet. — Anläßlich der Bekämpfung des Aufstandes in Süddalmatien im J. 1869 wurde er zum Brigadier bei den Truppen in den Bocche di Cattaro ernannt; als solcher commandirte er die zweite Expedition behufs Verproviantirung des Forts Dragalj und wurde in dem Gefechte bei dem Defilé von Han am 26. October schwer verwundet und für die tapfere und energische Leitung dieser Expedition mit dem Ritterkreuz des Leopoldordens ausgezeichnet. Am 29. October 1871 zum Generalmajor befördert, wurde er 1875 bei Gelegenheit der Reise des Kaisers in Dalmatien in den Freiherrnstand erhoben. Nach seiner Ernennung zum Commandanten der 28. Infanterietruppendivision und Beförderung zum Feldmarschalllieutenant am 27. October 1876 wurde er am 21. Juni 1877 Commandant der 18. Infanterietruppendivision in Spalato, mit welcher er im J. 1878 betraut wurde, die Hercegovina zu besetzen. Auf Grund seiner langjährigen genauen Kenntniß der Verhältnisse dieser Gegend hatte J. bald mit sehr geringem Verluste Mostar und die Narentalinie gewonnen und hierauf trotz der enormen Terrainhindernisse und Schwierigkeiten der Verpflegung die ganze Hercegovina occupirt. Schon während des Feldzuges mit dem Orden der eisernen Krone I. Classe ausgezeichnet, wurde er auf Grund dieser Waffenthat kraft Promotion CLXX vom 2. Mai 1879 durch Verleihung des Kleinkreuzes zum Ritter des Maria-Theresien-Ordens promovirt. Am 12. December 1878 mit der Würde eines Geheimen Rathes bekleidet, wurde J. zum Stellvertreter des Militärgouverneurs und Chefs der Landesregierung von Bosnien und Hercegovina in Sarajevo, am 29. August 1879 jedoch zum Commandanten der 2. Infanterietruppendivision und des Stabsofficierscurses in Wien ernannt. — Am 12. November 1881 zum Militärcommandanten in Zara und Statthalter von Dalmatien ernannt, warf er den Aufstand der Krivošijaner nieder und sicherte die bedingungslose Unterwerfung derselben unter die Staatshoheit der Monarchie für alle Zeiten. Hierfür wurde ihm am 29. Juni 1882 das Großkreuz des Leopoldordens mit der Kriegsdecoration verliehen; außerdem wurde er am 28. December desselben Jahres zum Oberstinhaber des Infanterieregiments Nr. 43 ernannt. In activer Dienstleistung ereilte ihn am 8. December 1885 jählings der Tod.

Acten des k. u. k. Kriegsarchivs. — Lukeš, Militärischer Maria-Theresien-Orden. Sommeregger.

Isfordink: Johann Nepomuk J., Edler von Kostnitz, k. k. Hofrath und oberster Feldarzt, geboren zu Constanz 1776, † zu Wien am 5. Juni 1841, Sohn des k. k. (am 31. März 1809 verstorbenen) Kreis- und Oberamtsrathes Ludwig J. zu Bregenz. Johann studirte an der Hochschule zu Freiburg und trat am 1. Februar 1802 als Oberarzt in das Tiroler Kaiser-Jägerregiment. Schon als solcher wirkte er in Tirol wesentlich für die Hebung der Impfung und gab zu diesem Zwecke auf eigene Kosten eine belehrende Volksschrift heraus. 1806 erwarb er an der Josephs-Akademie die Doctorwürde und avancirte am 17. November 1809 zum Regimentsarzte. 1804 wurde er zum Stabsarzt, k. k. Rath und Professor der allgemeinen Pathologie und Arzneimittellehre an der Josephs-Akademie ernannt und verblieb in dieser Stellung bis zum November 1822, worauf er zum k. k. Hofrath, obersten Feldarzt der Armee und Director dieser Akademie in Wien befördert wurde; gleichzeitig wurde er Präses der permanenten Feld-Sanitätscommission und Inspector der Militär-Medicamentenregie. — J. war einer der ausgezeichnetsten prak-

tischen Aerzte; im Kriege wie im Frieden durch lange Dienstjahre mit dem Militärleben vertraut, hat er sich namentlich um die Feldarzneikunst und als Reorganisator des Militär-Sanitätswesens große Verdienste erworben; er entwarf auch die neuen Statuten der medicinisch-chirurgischen Josephs-Akademie, welche der Kaiser unterm 27. October 1822 den Universitäten des Reiches in Bezug auf die medicinisch-chirurgischen Studien gleichstellte, und begründete in der Akademie selbst das naturhistorische Museum. Auch auf wissenschaftlichem Gebiete war J. thätig. Als Präses des Pest-Comités entwarf er das Regulativ dafür und lieferte amtlich eine Bearbeitung des Militär-Medicamentenwesens. In der von Schels herausgegebenen „Oesterreichische Militärische Zeitschrift" 1820 befindet sich seine Abhandlung „Ueber den Einfluß der militärischen Gesundheitspolizei auf den Zustand der Heere" (Heft 8—10); selbständig erschien seine „Naturlehre für angehende Aerzte und Wundärzte, als Einleitung in das Studium der Heilkunst" (Wien 1814, Schaumburg) und sein Hauptwerk: „Militärische Gesundheitspolizei mit besonderer Beziehung auf die k. k. österreichische Armee", 2 Bde. (Wien 1825, Heubner). — Seine großen Verdienste wurden nicht nur in Oesterreich, sondern auch von den übrigen Staaten gewürdigt. 1814 wurde ihm das Ritterkreuz des badischen Militär-Karl-Friedrichs-Verdienst-Ordens, 1825 das Commandeurkreuz des kgl. sicilianischen St. Georgs-Ordens der Wiedervereinigung verliehen, 1827 wurde er correspondirendes Mitglied der königl. preußischen Akademie der gemeinnützigen Wissenschaften zu Erfurt und der medicinisch-chirurgischen Gesellschaft zu Berlin, 1828 Ehrenmitglied der kaiserlich russischen medicinisch-chirurgischen Akademie zu Petersburg und der Gesellschaft für Naturwissenschaft und Heilkunde zu Heidelberg, der physikalisch-medicinischen Gesellschaft zu Erlangen und der Gesellschaft für Naturwissenschaft und Heilkunde zu Dresden correspondirendes Mitglied, 1831 Mitglied der medicinischen Facultät zu Pest und correspondirendes Mitglied der medicinisch-chirurgischen Akademie zu Neapel und 1835 Mitglied der königl. schwedischen Akademie der Kriegswissenschaften zu Stockholm.

Der Kaiser verlieh ihm am 19. September 1835 den österreichischen Adelstand mit dem Prädicate „Edler von Kostnitz" in Erinnerung an seine Herkunft aus den Vorlanden. J. starb jählings an einem Schlagflusse.

Acten des k. u. k. Kriegsarchivs. — Wurzbach, Biographisches Lexikon. — Hirtenfeld, Oesterreichisches Militär-Conversations-Lexikon.

Sommeregger.

Jucho: Friedrich Siegmund J. wurde am 4. November 1805 in Frankfurt a. M. als Sohn eines dortigen Advocaten geboren und erhielt seine Schulbildung auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt. 1823 bezog er die Universität Halle zum Studium der Rechtswissenschaft, siedelte aber 1824, wegen Theilnahme an burschenschaftlichen Bestrebungen mit dem consilium abeundi belegt, nach Jena und 1826 nach Gießen über. Hier beschloß er seine Studienzeit im Juni 1827 mit der Promotion als Dr. jur. Am 5. December 1827 trat er in die Zahl der Frankfurter Advocaten ein, im J. 1829 wurde er Notar. Mit dem Beginn der 30er Jahre betheiligte er sich lebhaft an den freiheitlichen Bestrebungen und wurde bald einer ihrer Führer für Frankfurt und Umgegend, in engster Verbindung mit seinen Jugendfreunden Funck und Sauerwein; während diese litterarisch und agitatorisch wirkten, arbeitete J. mehr für die Organisation der radicalen Partei. Am Hambacher Fest 1832 und anderen Zusammenkünften seiner Gesinnungsgenossen nahm er theil, ohne dabei activ hervorzutreten; er wurde Mitglied des Preß- oder Vaterlandsvereins, dessen Filiale in Frankfurt das Mittwochs-Colleg war. Als sich dieses Colleg trotz des Verbotes der politischen Verbindungen am

2. Juli 1832 versammelte, erhielt J. mit anderen Theilnehmern eine Geldstrafe; gegen die zur Einziehung der Strafe vorgenommene Pfändung und Versteigerung legte er Protest ein, wegen gewaltthätiger Störung der Auction seiner gepfändeten Effecten wurde er in eine Arreststrafe verurtheilt, die nach langwierigem Processiren durch alle Instanzen in eine Geldstrafe umgewandelt wurde. Nach der Unterdrückung der politischen Vereine entfaltete J. im geheimen eine umfassende Thätigkeit; in einer Versammlung hervorragender Mitglieder des Preßvereins schlug er eine andere Organisation vor und scheint jetzt Leiter des Vereins für Frankfurt und Umgegend geworden zu sein, er unterstützte aus Vereinsmitteln politisch Verfolgte, er bemühte sich um die Drucklegung revolutionärer Schriften, er war zeitweilig Vorsteher des Brückenaucollegs, eines Vereinigungspunktes der radicalen Führer in Frankfurt, er stand in engster Verbindung mit den Gesinnungsgenossen der Umgegend, wie Weidig in Hessen und Leisler in Nassau. Am Frankfurter Attentat vom 3. April 1833 war er nicht betheiligt, anscheinend auch nicht am Männerbund, dessen Zweck der Umsturz der bestehenden Regierungen und die Einführung einer republikanischen Verfassung in Deutschland war, und nicht an der Befreiung der politischen Gefangenen am 2. Mai 1834 in Frankfurt; er hat vielmehr, nach seinen Angaben in späteren Jahren, von solchen gewaltthätigen Schritten entschieden abgerathen. Anläßlich der Untersuchung gegen den Buchhändler Meidinger wegen Verbreitung revolutionärer Schriften fand am 6. November 1834 eine Haussuchung bei J. statt; sie förderte so viel gravirendes Material zu Tage, daß er verhaftet und in Untersuchungshaft behalten wurde. Das mehrjährige Verfahren beschränkte sich nicht auf die J. vorgeworfene Verbreitung verbotener Schriften, es wurde auf sein ganzes Verhalten ausgedehnt, wofür die Verhöre seiner vielen Parteifreunde ein reiches Material geliefert hatten. Die Untersuchung dauerte über 40 Monate; sie wurde nicht nur dadurch in die Länge gezogen, daß die Untersuchungsbehörde aus den Verhören der anderen Inquisiten, der Gesinnungsgenossen Jucho's, welche infolge des Attentats in Untersuchung gekommen waren, und aus den Verhören bei Gerichten der Nachbarstaaten ihr Anklagematerial immer mehr zu vervollständigen suchte, sondern auch dadurch, daß der Angeschuldigte vielfach mit Rechtsverwahrungen und Beschwerden beim Oberappellationsgericht in Lübeck und bei den Frankfurter politischen Körperschaften in den Gang der Untersuchung eingriff; über die criminalistisch und politisch sehr interessanten Einzelheiten des Verfahrens vgl. Weißler's untengenannte Arbeit, welche auf Jucho's Papieren beruht und der Ergänzung durch die Acten des Frankfurter Archivs bedarf. Am 16. September 1838, nachdem J. beinahe vier Jahre in Untersuchungshaft (zuerst in Frankfurt, vom 28. Februar 1837 ab in Fort Hartenberg bei Mainz) verbracht hatte, wurde das Urtheil des Frankfurter Appellationsgerichtes gefällt: es sprach den Angeklagten des versuchten Hochverrathes schuldig, der in der Theilnahme am Preß- und Vaterlandsverein, an revolutionären Zusammenkünften, an der Drucklegung und Verbreitung revolutionärer Schriften, an der Vorbereitung eines Aufstandes, an der Beförderung der Flucht politischer Gefangener gefunden wurde, und verurtheilte ihn zu 6 Monaten Zuchthaus und Entsetzung vom Notariat. Jucho's Berufung an das Oberappellationsgericht der vier Freien Städte in Lübeck hatte den Erfolg, daß dieses sein Verbrechen auf Aufreizung zur Widersetzlichkeit gegen rechtmäßige obrigkeitliche Verfügungen reducirte, ihm die Untersuchungshaft als Strafe anrechnete und die Entsetzung vom Notariat aufhob. Am 25. Mai 1839 wurde J. entlassen und begann in Frankfurt von neuem seine Praxis, die sein Stellvertreter während der langjährigen Haft in gewissenloser Weise vernachlässigt hatte.

Hat sich auch J. in den 40er Jahren nicht mehr activ am politischen und communalen Leben in Frankfurt betheiligt, so blieb er doch in regem Verkehr mit seinen Gesinnungsgenossen, wie Itzstein, Welcker u. A.; an den Berathungen auf des Ersteren Landgut Hallgarten hat er mehrfach Theil genommen. Erst 1848 trat er wieder in der Oeffentlichkeit hervor. Am 3. März war er Schriftführer der Bürgerversammlung, mit der die freiheitliche Bewegung in der Bundeshauptstadt begann, am 5. März nahm er an der Versammlung liberaler Parteihäupter in Heidelberg Theil, welche über die dringendsten Maßnahmen zur Besserung der deutschen Verhältnisse berieth, und dann am sogenannten Vorparlament, welches infolge der Heidelberger Beschlüsse am 31. März in Frankfurt zusammentrat und für welches er mit seinem politischen Freund und Landsmann Dr. Binding I die localen Vorbereitungen traf; J. besorgte die officielle Ausgabe der Verhandlungen des Vorparlamentes und des von diesem niedergesetzten 50er-Ausschusses und schrieb eine einleitende Vorrede dazu. Am 28. April wurde er mit großer Mehrheit zum Abgeordneten für Frankfurt in der Nationalversammlung gewählt; am 31. Mai übertrug ihm das Parlament bei der definitiven Bureauwahl das Amt des Schriftführers. Er war Mitglied der nach Wien entsandten Deputation, welche den Erzherzog Johann um die Annahme der Würde des Reichsverwesers begrüßen sollte. Als Redner ist J. in der Versammlung wenig hervorgetreten; seinen Abstimmungen nach hielt er sich zum linken Centrum, der „Westendhalle“, er stimmte für die Uebertragung der Kaiserwürde an den König von Preußen und gegen die Verlegung des Parlamentes nach Stuttgart; er war also von den früheren Gesinnungsgenossen Itzstein und Welcker dem letzteren gefolgt und hatte sich damit auch von dem radicalen Theil seiner Freunde aus den 30er Jahren geschieden, mit denen er noch bis in die 40er Jahre das Ideal einer deutschen Verfassung nur in der republikanischen gesehen hatte. Sein Jugendfreund Funck beantragte bei der localen verfassunggebenden Versammlung J. wegen „Pflichtverletzung“ — weil er nicht nach Stuttgart ging — das Mandat zum Parlament zu entziehen. Zum Aerger der Frankfurter Demokraten nahm J., der nach der Vertagung des Parlamentes sein Amt als Schriftführer niedergelegt hatte, auch an der Tagung der Kaiserpartei, dem sogenannten Nachparlament, am 25.—28. Juni 1849 in Gotha Theil; aber seine und seiner Parteifreunde Versuche, die Stadt Frankfurt zur Theilnahme am Dreikönigsbündniß von 1849 und am Erfurter Reichstag von 1850 zu veranlassen, blieben erfolglos. Als das Parlament nach Stuttgart übersiedelte, wurde J. beauftragt, das Eigenthum der Versammlung, insbesondere ihr Archiv in Verwahrung zu nehmen, von Bern aus wurde er vom letzten Präsidenten Loewe angewiesen, die ihm anvertrauten Gegenstände dem Senate der Freien Stadt Frankfurt zu übergeben. Während er aber noch mit den städtischen Behörden verhandelte, reclamirte der Deutsche Bund das Eigenthum des Parlamentes. J. übergab dem Bunde alles mit Ausnahme des Archivs; dieses wurde ihm 1852 von den städtischen Behörden mit Gewalt abgenommen und dem Bunde übergeben. Das wichtigste Stück, das Original der Reichsverfassung vom 28. März 1849, war aber inzwischen verschwunden; J. hatte es nach England geflüchtet, um es nicht in die Hände des Bundes fallen zu lassen. Auf Veranlassung des Bundes wurde J. wegen Untreue gerichtlich zur Verantwortung gezogen; die Untersuchung wurde aber auf Beschwerde Jucho's vom Oberappellationsgericht in Lübeck aufgehoben. Im März 1870 überschickte J. die Urkunde an Simson, den Präsidenten des Reichstages des Norddeutschen Bundes; sie befindet sich jetzt im Archiv des Deutschen Reichstags.

Jucho's politisches Wirken beschränkte sich von 1849 ab auf seine Vater=

stadt. 1848—49 war er Mitglied der Verfassunggebenden Versammlung des Freistaates Frankfurt; er stimmte gegen den radicalen Verfassungsentwurf der demokratischen Mehrheit und trat mit seinen Gesinnungsgenossen Ende 1849 aus der Versammlung aus. 1850—1865 war er Mitglied der Gesetzgebenden Versammlung und als solcher der Führer der Gothaischen Partei in dieser wichtigsten Bürgervertretung der Freien Stadt. An den Arbeiten für die zeitgemäße Abänderung der freistädtischen Verfassung (1856) war J., dessen Partei 1851—57 die Mehrheit in der Versammlung hatte, lebhaft betheiligt. Vom Jahre 1857 ab war er auch Mitglied der Ständigen Bürgerrepräsentation. In den Jahren nach 1848 hat sich J. auch sehr eifrig für die Unterstützung der vertriebenen Schleswig-Holsteiner durch Geldsammlungen und durch Zuweisung von Arbeits- und Berufsstellungen bemüht, wie er schon in der Paulskirche mehrfach für die Sache Schleswig-Holsteins eingetreten war. An der 1859 in Frankfurt erfolgten Constituirung des Nationalvereins hat er sich nicht betheiligt, stand auch später dessen politischem Wirken skeptisch gegenüber.

Nach der Einverleibung der Stadt Frankfurt in die preußische Monarchie gehörte J. nicht zu denen, die verbittert auf dem Standpunkt unfruchtbarer Negation verharrten, und dieses damals muthige Bekennen seiner Gesinnung hat ihm die Herzen vieler Landsleute und ehemaliger Parteigenossen entfremdet; auch seine Thätigkeit bei den Anfängen der Auseinandersetzung zwischen Stadt und Staat hat ihm viele Anfeindungen zugezogen, da er nach Ansicht der Mehrheit seiner Landsleute den staatlichen Forderungen gegenüber allzu nachgiebig war. J. hat aber trotz der schlimmen Behandlung, die seine Vaterstadt 1866 erfuhr, seinen alten gothaischen Standpunkt unverbittert festgehalten und nur im Anschluß an Preußen das Heil gesehen; bei der Reichstagswahl 1867 hat er diese Ansicht öffentlich und unerschrocken vertreten. Damit hat J. seine politische Thätigkeit beschlossen. Das Jahr 1870 hat seinen Jugendtraum erfüllt; er sah das erreicht, was er in den 30er Jahren und in der Paulskirche erstrebt hatte: die Einheit Deutschlands auf freiheitlicher Grundlage. Bei Ausbruch des Krieges gründete er den Verein zur Unterstützung der Familien von im Felde stehenden Kriegern und begleitete mit hoher Begeisterung die Erfolge der deutschen Waffen und die Wiedererrichtung des Deutschen Reiches. In dieser Gesinnung suchte er 1871 die localen, auf nationalem Boden stehenden Parteien in einem „Wahlverein“ zu sammeln, der sich aber von 1873 ab auf die nationalliberale Partei beschränken mußte. J. ist späterhin weder im politischen noch im communalen Leben seiner Vaterstadt besonders hervorgetreten; in ersterer Beziehung war er, wie aus seiner ganzen Vergangenheit erhellt, ein treuer Anhänger der nationalliberalen Partei. 1871 wurde er Justizrath, 1877 bei seinem 50jährigen Doctorjubiläum Geheimer Justizrath; von 1872 führte er den Vorsitz im deutschen Notarverein. Er starb am 24. August 1884. — In allen seinen Kämpfen hat sich J. als ein gerader, fester Charakter erwiesen, unerschrocken und unbeugsam in der Vertretung dessen, was er für das Recht und das Richtige hielt, den Behörden wie der Volksmeinung gegenüber.

Vgl. Weißler, Ein Kampf ums Recht, in der Zeitschrift des deutschen Notarvereins, Jahrg. III, Heft 9 (1903). — Jung, Das Archiv der deutschen konstituirenden Nationalversammlung 1848—1849, im Korrespondenz-Blatt der deutschen Geschichtsvereine 1901. — Acten des Frankfurter Stadtarchivs. — Mittheilungen der Familie.

R. Jung.

Judeich: Johann Friedrich J., Dr. phil. h. c., Forstmann; geboren am 27. Januar 1828 in Dresden, † am 28. März 1894 in Tharand an Durchbrechung der Magenwand infolge einer Verwachsung von Leber und

Magen. Er war der Sohn des Hauptstaatscassirers zu Dresden und erwarb sich seine Vorbildung auf dem Gymnasium zum heiligen Kreuz (der sogenannten Kreuzschule) daselbst. 1845 verließ er die Anstalt mit dem Zeugniß der Reife für Prima, um sich dem forstlichen Berufe zu widmen. Die im Königreich Sachsen für den Staatsforstdienst vorgeschriebene einjährige praktische Lehrzeit absolvirte er im Altenberger Staatsforstrevier (Erzgebirge), welches Oberförster Kunze, ein tüchtiger Praktiker, verwaltete. Von Ostern 1846 bis dahin 1848 studirte er auf der Forstakademie Tharand. Nach bestandener Abgangsprüfung begab er sich ein Jahr auf die Universität Leipzig, um Nationalökonomie und verwandte cameralistische Fächer bei dem berühmten Professor Wilhelm Roscher zu hören. Die von diesem Gelehrten empfangenen Anregungen übten auf seine ganze spätere Richtung, insbesondere auf seine schriftstellerischen Arbeiten, einen unverkennbaren Einfluß aus. 1849 trat er bei der sächsischen Forstvermessungs-Anstalt (jetzt Forsteinrichtungs-Anstalt) als Hülfsarbeiter ein, in welcher Stellung er bis zum Sommer 1857 verblieb. Während dieser Zeit legte er auch die Prüfung für den höheren Staatsforstdienst in Sachsen ab.

Das Bedürfniß, seine Kraft einem größeren Wirkungskreise als praktischer Verwalter zu widmen, veranlaßte ihn 1857, als Forstmeister in die Dienste des Grafen Morzin einzutreten. Hier übernahm er die Verwaltung und forstliche Einrichtung der 12 000 Joch großen Waldherrschaft Hohenelbe im böhmischen Riesengebirge. Schon aus dieser Zeit stammen seine ersten schriftstellerischen Arbeiten: „Vergleichende Untersuchungen über verschiedene Kubirungsmethoden“ (Allgemeine Forst- und Jagd-Zeitung, 1861, S. 117) und „Beitrag zur Kenntniß der im Königreich Sachsen üblichen Methode der Waldertrags-Regelung“ (Supplemente zur Allgemeinen Forst- und Jagd-Zeitung, 3. Band, 1861, S. 29 und Allgemeine Forst- und Jagd-Zeitung, 1861, S. 343).

Im J. 1862 folgte er — im Alter von erst 34 Jahren — einem Rufe als Director an die (1855) vom böhmischen Forstverein gegründete und später vom böhmischen Forstschulverein wieder reactivirte Forstlehranstalt zu Weißwasser. Während dieser Zeit nahm er lebhaften Antheil an den Sitzungen und Arbeiten des Böhmischen Forstvereins. Der von ihm in das 48. Heft der Vereinsschrift desselben (1864, S. 3) gelieferte vortreffliche Artikel „Intensität der Forstwirthschaft“ verschaffte ihm Bekanntwerden und Anerkennung in weiteren Kreisen. Vier Jahre später (1. April 1866) berief ihn die königlich sächsische Regierung, unter Verleihung des Prädicats „Oberforstrath“, als Nachfolger Edmund v. Berg's (s. A. D. B. II, 360) zum Director der Forstakademie Tharand. In dieser Eigenschaft wirkte er 28 Jahre bis an sein Lebensende. 1876 wurde er zum „Geheimen Forstrath“ ernannt; 1878 erhielt er das Prädicat „Geheimer Oberforstrath“. Einem 1872 an ihn ergangenen Ruf zum Leiter der österreichischen Staatsforstverwaltung in Wien gab er aus Anhänglichkeit für sein Heimathland keine Folge. Ebenso lehnte er 1875 das Anerbieten ab, als Nachfolger v. Kirchbach's an die Spitze der sächsischen Forstverwaltung zu treten, und zwar aus Vorliebe für seine Lehrthätigkeit, sowie mit Rücksicht auf die mit seiner Stellung als akademischer Docent verknüpfte Freiheit und Unabhängigkeit.

Seine hervorragende Thätigkeit als Lehrer und Schriftsteller verschaffte ihm zahlreiche Anerkennungen von Seiten gelehrter Körperschaften und forstlicher Vereine. 1866 wurde er von der philosophischen Facultät der Universität Leipzig zum Dr. phil. honoris causa promovirt. Im Sommer 1881 wurde er zum Ehrenmitglied der kaiserlich russischen Petrowsky'schen Agrar- und Forstakademie ernannt, ferner zum Ehrenmitglied des kroato-slavonischen

Forstvereins. Im December 1886 wählte ihn die kaiserlich russische Gesellschaft der Naturforscher zu Moskau zum wirklichen Mitglied; im September 1887 erfolgte seine Ernennung zum Ehrenmitglied des Mährisch-Schlesischen Forstvereins. Zahlreiche in- und ausländische Orden (auch Comthurkreuze) schmückten seine Brust. Die Stadt Tharand ehrte ihn durch Verleihung des Ehrenbürgerrechts. Neben seiner Stellung als Director bekleidete er viele Jahre lang das Amt als Vorsitzender der Prüfungscommission für den höheren Staatsforstdienst in Sachsen. Er war ferner Mitglied des sächsischen Landesculturs- und des Eisenbahnraths, Delegirter zum deutschen Landwirthschaftsrath, Vorsitzender der Commission für das forstliche Versuchswesen in Sachsen und nahezu ein Vierteljahrhundert Präsident des sächsischen Forstvereins, der sich unter seiner trefflichen Leitung zu hoher Blüthe entwickelte. Es ist geradezu erstaunlich, daß ein in seinem Fache so ausgezeichneter Gelehrter zugleich auch nach so vielen anderen Richtungen hin anregend und fruchtbringend gewirkt hat. Die Anerkennung hierfür wurde ihm namentlich bei seinem 25jährigen Jubiläum als Director der Forstakademie zu Theil, welches er am 1. April 1891 unter großartiger Theilnahme feierte.

J., ein Schüler von Max Robert Preßler (s. A. D. B. XXVI, 573), gehört mit zu den hervorragendsten Vertretern und eifrigsten Förderern der principiell allein richtigen Preßler'schen Reinertragstheorie, welche weder den größten Holzmassenertrag, noch den höchsten Waldreinertrag als Ziel eines rationellen forstwirthschaftlichen Betriebes erstrebt, sondern die Erzielung der Maximal-Bodenrente oder — was dasselbe bedeutet — den größten Unternehmergewinn oder die größte durchschnittlich-jährliche Verzinsung des Productionskostencapitales als Leitstern der Wirthschaft betrachtet. Zu letzterem gehört auch der Werth des auf dem Stocke befindlichen Holzvorrathscapitales, welches die Waldreinerträgler als aus der früheren Wirthschaft überkommen betrachten, weshalb sie dessen Zinseszinsen als Kostensatz rechnerisch nicht mit in Ansatz bringen. J. war für das Princip der Wirthschaft des größten Bodenreinertrags bereits in der 1865er Versammlung der deutschen Forst- und Landwirthe (zu Dresden) mit durchschlagenden Gründen gegen eine große Anzahl von Gegnern aus den ersten und damals maßgebenden forstlichen Kreisen aufgetreten und hatte hierdurch die Aufmerksamkeit des Königs Johann von Sachsen, der dieser Versammlung beigewohnt hatte, auf sich gezogen. Auch in seinen Lehrvorträgen und späteren Abhandlungen, welche größtentheils in dem von ihm redigirten Tharander Forstlichen Jahrbuch erschienen sind, vertheidigte er dieses System in meisterhafter, außerordentlich klarer Weise. Wohlthuend berührt in allen seinen Publicationen neben dem „fortiter in re“ das „suaviter in modo“ seinen Gegnern gegenüber, welche in dem dieserhalb entbrannten Kampfe mitunter recht derb wurden.

Sein einziges größeres Werk ist die „Forsteinrichtung“ (1871). In diesem führte er aus, in welcher Weise das Reinertragsprincip im praktischen Betriebe zu verwirklichen sei. Das von ihm als „Bestandswirthschaft“ bezeichnete und bis ins kleinste fein durchgearbeitete System sucht das Princip des größten Bodenreinertrags oder der größten Verzinsung des Productionskostencapitals auf jeden einzelnen Bestand anzuwenden. Der periodische oder jährliche Hiebssatz wird bei diesem Verfahren nicht — wie bei den anderen Methoden — im ganzen ermittelt und dann auf die zur Fällung in Betracht kommenden Bestände vertheilt, sondern der umgekehrte Weg wird betreten. Man untersucht zunächst (im schlagweisen Hochwald) für eine Anzahl charakteristischer Bestände die Bodenrenten und Weiserprocente, um die finanzielle Umtriebszeit innerhalb gewisser Grenzen festzustellen. Hiebsreif nach diesem System sind vor

allem diejenigen Bestände, deren Weiserprocent unter den der Wirthschaft unterstellten Zinsfuß herabgesunken ist. Hierzu kommen die Bestände, deren Abtrieb eine wirthschaftliche Nothwendigkeit ist (z. B. Führung von Loshieben), sowie die Abtheilungen, welche aus Gründen der Hiebsfolge geopfert werden müssen. Die Zusammenstellung aller dieser Hiebsorte mit ihren Erträgen liefert das Hiebsquantum für die nächsten 10—20 Jahre inbezug auf Fläche und Masse, woraus der jährliche Hiebssatz hergeleitet wird.

Für kleine, im aussetzenden Betrieb stehende Waldungen bedarf dieser Hiebssatz keiner Modification. Für größere, im jährlichen Nachhaltbetrieb bewirthschaftete Forsten ist aber ein modificirender Regulator geboten. J. findet denselben bei normalem Altersclassenverhältniß in dem der finanziellen Umtriebszeit entsprechenden normalen Jahresschlag, während bei Abnormität der Altersclassen eine dem Grade der Abweichung Rechnung tragende Hiebsfläche ermittelt werden soll. Die Anbahnung und Fortführung der Ordnung des Hiebsganges wird durch einen allgemeinen Wirthschaftsplan vermittelt. Das Buch erlebte noch vier Auflagen (1874, 1880, 1885 und 1893). Eine sechste ist von seinem Nachfolger in Tharand, Dr. Max Neumeister, 1904 herausgegeben worden. Es ist noch heute als eine classische — wenn nicht als die erste — Leistung auf dem Gebiete der Forsteinrichtung zu bezeichnen und vielen hundert Forstmännern ein zuverlässiger Führer und treuer Berather geworden. J. hat auch den im gleichen Sinne gearbeiteten Abschnitt XII „Forsteinrichtung" in Lorey's Handbuch der Forstwissenschaft (II. Band, 1887, S. 237 bis 346) verfaßt. Die Aufzählung sämmtlicher einschlagenden Abhandlungen in forstlichen Zeitschriften würde zu weit führen; jedoch sollen nachstehend wenigstens folgende Arbeiten als die wichtigsten genannt werden: „Die Forstfinanzrechnung in ihrer Beziehung zur Waldertragsregelung und Forsteinrichtung" (Tharander Forstliches Jahrbuch, 17. Bd., 1866, S. 3); „Ueber den Werth der Periodeneintheilung" (daselbst, 18. Bd., 1868, S. 48 und 20. Bd., 1870, S. 81); „Ueber den Werth der Periodenbildung" (daselbst, 23. Bd., 1873, S. 207); „Zur Theorie des forstlichen Reinertrags" (daselbst, 19. Bd., 1869, S. 1; 20. Bd., 1870, S. 1 u. 163; 23. Bd., 1873, S. 45; 24. Bd., 1874, S. 1 und 25. Bd., 1875, S. 61); „Antwort an Herrn Hofrath Dr. Helferich in München" (daselbst, 22. Bd., 1872, S. 131); „Das Waldkapital" (daselbst, 29. Bd., 1879, S. 1); „Geschichtliche Betrachtungen über die Fachwerksmethoden" (daselbst, 29. Bd., 1879, S. 97); „Hiebszüge und Bestandswirthschaft" (daselbst, 34. Bd., 1884, S. 44).

Außer auf dem forstmathematischen Gebiete war aber J. auch noch in anderen Zweigen der Wissenschaft schriftstellerisch thätig. Eine Anzahl seiner Abhandlungen im Tharander Forstlichen Jahrbuch zeugt von seinem gereiften Verständniß für volkswirthschaftliche Probleme und seiner Vertiefung in die einschlagenden Materien. Als Belege hierfür sollen angeführt werden: „Die Besteuerung der Waldwirthschaft mit besonderer Beziehung auf das sächsische Einkommensteuer-Gesetz vom 22. December 1874" (27. Bd., 1877, S. 53); „Die Frage eines Waldschutzgesetzes in Sachsen" (31. Bd., 1881, S. 1); „Die Anwendung der Einkommensteuer auf die Waldwirthschaft mit besonderer Beziehung auf die im Königreich Sachsen geltenden Steuergesetze" (38. Bd., 1888, S. 88); „Beitrag zur Beurtheilung der durch die Forstwirthschaft verwertheten Arbeitsmenge" (40. Bd., 1890, S. 54). — Ein sehr werthvoller Beitrag zur forstlichen Unterrichtsfrage ist die ausführliche Abhandlung: „Zur Geschichte der Forstakademie Tharand während der 25 Jahre vom Sommerhalbjahr 1866 bis zum Schluß des Winterhalbjahres 1890/91" (41. Bd., 1891, S. 1).

Auch auf dem Gebiete der forstlichen Insectenkunde war er — obgleich er diesen Wissenszweig als Lehrer nicht zu behandeln hatte — ganz ausgezeichnet bewandert. Er besaß eine bedeutende Insectensammlung und so eingehende entomologische Kenntnisse, daß Ratzeburg erklärte, er könne sich mit vollem Recht zu den Entomologen von Fach zählen. Im Tharander Forstlichen Jahrbuch schrieb er namentlich über die Borkenkäfer (25. Bd., 1875, S. 74; 26. Bd., 1876, S. 254; 30. Bd., 1880, S. 150; 36. Bd., 1886, S. 63 ꝛc.). Eine ausführliche Besprechung des W. Eichhoff'schen Werks „Die europäischen Borkenkäfer", in welcher höchst bemerkenswerthe Gesichtspunkte enthalten sind, veröffentlichte er in der Allgemeinen Forst- und Jagd-Zeitung (1881, S. 228). Wir verdanken ihm ferner auch treffliche forstzoologische Werke, zunächst eine Umarbeitung des Ratzeburg'schen Werkes „Die Waldverderber und ihre Feinde", welches 1876 als 7. Auflage in völlig neuer Bearbeitung erschien. Es folgte das großartig angelegte und durchgeführte „Lehrbuch der Mitteleuropäischen Forstinsektenkunde" in zwei starken Bänden (1885—1895), welches er in Gemeinschaft mit dem Professor der Zoologie zu Tharand, Dr. H. Nitsche, als 8. Auflage der „Waldverderber" herausgab. Dieses ausgezeichnete Buch ist noch heute entschieden als das hervorragendste Werk auf forstentomologischem Gebiete zu bezeichnen.

Die Redaction des Tharander Forstlichen Jahrbuchs lag von 1868 bis 1887 in seiner Hand. Endlich gab er von 1873 ab bis 1881 den Deutschen Forstkalender heraus und von 1882 ab bis zu seinem Ableben gemeinschaftlich mit dem Rechnungsrath H. Behm den Forst- und Jagd-Kalender für das Deutsche Reich. Daß J. neben den ihm obliegenden Directorialgeschäften und sonstigen amtlichen Verpflichtungen noch eine so umfassende und vielseitige litterarische Thätigkeit entfaltet hat, zeugt von einer ganz enormen Arbeitskraft. Seine Hauptleistung ist und bleibt aber die früher genannte „Forsteinrichtung". Keinem Schriftsteller ist die Darstellung der praktischen Anwendung der Reinertragslehre in einer für das größere forstliche Publicum genießbaren Form in einer so vorzüglichen Weise gelungen, wie ihm. Dieses Werk würde allein hingereicht haben, seinen Namen mit ehernem Griffel in die Tafel der Forstwissenschaft einzuzeichnen.

Judeich's ganze Persönlichkeit machte überall, wo er sich zeigte, einen ungemein sympathischen Eindruck. Sein Auftreten bekundete den schlichten, anspruchslosen, wohlwollenden, vornehm denkenden Mann von großem Tact und edlem Charakter. Ein wohlthuender Zug in seinem Wesen war große Bescheidenheit. Er drängte Niemand seine Ansicht auf; dabei war ihm die Sucht, Alles wissen zu wollen, fremd. Ueber rein praktische, ihm weniger geläufige Dinge zog er bewährte Praktiker zu Rathe, wie er denn überhaupt die Praxis stets hoch schätzte. Seine Zuhörer regte er durch Gediegenheit und dabei doch Einfachheit und Klarheit seiner Vorträge, welche sich auf Geschichte und Litteratur der Forstwissenschaft, Forstbenutzung, Forsteinrichtung und Forstpolizei erstreckten, mächtig an. Er half ihnen auch später, wo er konnte, war ihnen daher thatsächlich ein väterlicher Freund. In seinen Schriften blieb er stets streng sachlich und objectiv, was selbst von seinen wissenschaftlichen Gegnern anerkannt wurde. Er war auch ein gläubiger Christ und warmer Patriot von echt nationaler Gesinnung, mit feinem Gefühl für Recht und Wahrheit.

Obschon er seine Erholung vornehmlich im Kreise seiner Familie suchte, bewegte er sich doch auch gern in harmloser Fröhlichkeit im Freundeskreise. Sein ganzes Leben und Wirken verlief im allgemeinen durchaus harmonisch. Das Glück begünstigte ihn in allen seinen Unternehmungen in auffallender

Weise. Eine Trübung seiner Häuslichkeit verursachte nur der schon im Kindesalter erfolgte Tod seines ältesten Sohnes. Von sonstigen Schicksalsschlägen blieb er verschont. Es war, als wenn ihn die göttliche Vorsehung schon hienieden für sein Erdenwallen belohnen wollte.

Ein äußeres Merkzeichen, sein Andenken für alle Zeiten festzuhalten, bildet das ihm in Tharand auf dem Bergabhange gegenüber der Forstakademie errichtete Denkmal, eine Broncebüste auf einer Säule von Meißener Granit. Die Enthüllung desselben hat am 26. October 1899 in feierlicher Weise stattgefunden. Selbst ohne dieses Monument würde aber diesem ausgezeichneten Manne wegen seiner Verdienste um die Förderung der Forstwissenschaft und Forstwirthschaft und wegen seiner vortrefflichen Charaktereigenschaften ein Ehrenplatz im Herzen aller Forstmänner gesichert sein für alle Zeiten.

G. von Schwarzer, Biographieen 2c., S. 16. — Fr. von Löffelholz-Colberg, Forstliche Chrestomathie, II. S. 312, Nr. 624, S. 358, Nr. 660; IV. S. 105, Nr. 2546, S. 237, Nr. 2861, S. 288, Nr. 2991, Anmerkung 958c, S. 359; V. 1. S. 46, Nr. 158, S. 90t[1], S. 106 (Anmerkung), S. 107 (Anmerkung), S. 111 (Anmerkung), S. 117 (Anmerkung 18), S. 135, Nr. 13 und S. 137, Nr. 15. — Bernhardt, Geschichte des Waldeigenthums 2e. III. S. 283, 300 und 310. — Ratzeburg, Forstwissenschaftliches Schriftsteller-Lexikon, S. 273. — Schwappach, Handbuch der Forst- und Jagdgeschichte Deutschlands, 2. Band, S. 754 und 755. — Allgemeine Forst- und Jagd-Zeitung, 1881, S. 33 (kurze Biographie); 1891, S. 144 und 216 (Jubiläum), 1894, S. 192 (Todesnachricht und Begräbniß), S. 342 (ausführliche Biographie von S.); 1895, S. 356 (Aufruf zur Errichtung eines Denkmals). — Tharander Forstliches Jahrbuch, 37. Band, 1887, S. 309 (Ordensverleihung und sonstige Ehrungen); 39. Band, 1889, S. 224 (Ordensverleihung); 44. Band, 1894, Vorblatt (kurzer Nekrolog, von Kunze), S. 241 (ausführlicher Nekrolog, von Neumeister; hier befindet sich ein ausführliches Verzeichniß seiner selbständigen Schriften und Abhandlungen) und 49. Band, 1899, S. 291 (Enthüllung des Judeich-Denkmals, von Nmstr.). — Zeitschrift für Forst- und Jagdwesen, 1891, S. 302 (Jubiläumsfeier, von Runnebaum); 1894, S. 299 (Nekrolog, von Danckelmann); 1895, S. 558 (Aufruf 2c.). — Centralblatt für das gesammte Forstwesen, 1891, S. 182 (Biographie und Jubiläumsfeier, von N.); 1894, S. 191 (Todesnachricht) und S. 227 (Nekrolog, von Josef Friedrich); 1895, S. 460 (Aufruf 2c.); 1900, S. 84 (Enthüllung des Denkmals). — Forstwissenschaftliches Centralblatt, 1894, S. 349 (Nekrolog); 1895, S. 570 (Aufruf 2c.); 1900, S. 62 (Enthüllung des Denkmals). — Mündener Forstliche Hefte, 6. Heft, 1894, S. 1 (Nekrolog, von Weise). — Wochenschrift Aus dem Walde 1894, S. 59. — Handelsblatt für Walderzeugnisse, Nr. 15 vom 14. April 1894 (Kurzer Nekrolog, von Laris). — Oesterreichische Forst- und Jagd-Zeitung, 1894, S. 87. — Verhandlungen der Forstwirthe von Mähren und Schlesien, 1894, S. 205 (Nekrolog, von A. Groß); 1895, S. 425 (Aufruf 2c.); 1900, S. 226 (Enthüllung des Denkmals, von Nmstr.). — Schweizerische Zeitschrift für das Forstwesen, 1894, S. 131 (Nekrolog, von F.). R. Heß.

Jühlke: Karl Ludwig J., deutscher Colonialpolitiker, wurde am 6. September 1856 in Eldena bei Greifswald als Sohn des durch eine Reihe einschlägiger Schriften ausgezeichneten Lehrers an der dortigen Landwirthschaftlichen Akademie, späteren Directors der Königlichen Hofgärten Preußens, Ferdinand J., geboren. Er genoß seinen ersten Unterricht in Erfurt, dann im Gymnasium zu Potsdam und seit 1874 im kgl. Pädagogium zu Ilfeld,

wo er Ostern 1877 das Abiturientenexamen bestand. In Tübingen, Leipzig, Heidelberg und Berlin studirte er Rechtswissenschaft, promovirte in Heidelberg zum Dr. iur. und bestand im Frühjahr 1881 die Referendarprüfung. Nach beendeter militärischer Dienstzeit bei den Gardejägern wurde er Reserveofficier bei dem brandenburgischen Infanterieregimente Nr. 20. Dann wurde er bei den Gerichten in Werder und Potsdam, später in Potsdam bei der Regierung beschäftigt. 1884 ward seine Laufbahn plötzlich und in entscheidender Weise durch die in jenem Jahre in Berlin erfolgte Gründung der Gesellschaft für deutsche Colonisation unterbrochen. Sie, deren Seele Karl Peters war, wollte durch kühnes Vorgehen dem deutschen Vaterlande Colonien verschaffen. Neben Peters betheiligte sich als Schriftführer jener Vereinigung auch J., sein alter Schulfreund vom Pädagogium zu Ilfeld, eifrigst an seinen Bestrebungen und hat neben Peters das meiste zur Erwerbung Deutsch-Ostafrikas beigetragen.

Am 24. September 1884 traten Peters, J., Graf Pfeil und Kaufmann Otto unter falschem Namen und in größter Heimlichkeit die erste abenteuerliche Expedition nach Ostafrika an. Am 4. November landeten sie in Sansibar, sechs Tage später fuhren sie nach Vollendung ihrer Ausrüstung zum Festland hinüber und brachen am 12. November mit einer von einem indischen Kaufmann gemieteten Karawane nach Saadani landeinwärts auf. Dem Wamifluß folgend, erreichten sie in Eilmärschen die Landschaft Usagara, worauf Peters und J. in mühevoller Wanderung zur Küste zurückkehrten. In der überraschend kurzen Zeit von sechs Wochen wurden trotz geringer Mittel, mangelhafter Ausrüstungen und sonstiger Schwierigkeiten durch zwölf Verträge mit zehn unabhängigen Häuptlingen die küstennahen Festlandslandschaften Useguha, Ukami, Unguru und Usagara, zusammen ein Gebiet von 150 000 qkm, für die Gesellschaft für deutsche Colonisation erworben und später durch Kaiserlichen Schutzbrief unter den Schutz des Reiches gestellt. J., der in Sansibar als Generalvertreter der Gesellschaft zurückgeblieben war, wurde vom Reiche mit der Ausübung der Gerichtsbarkeit in den neu erworbenen Gebieten betraut und dem Kaiserlichen Generalconsulat in Sansibar unterstellt.

Da Peters und die andern Leiter der inzwischen aus der Gesellschaft für deutsche Colonisation hervorgegangenen Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft erkannten, daß man es bei den bisherigen Erwerbungen nicht bewenden lassen dürfe, wurden zahlreiche neue Expeditionen ausgesandt, deren eine infolge telegraphischen Auftrages J. zum Kilimandscharo führen sollte. Mit Premierlieutenant Weiß brach er am 10. Mai 1885 von Pangani auf, um einer dasselbe Ziel aufsuchenden Expedition des Sultans von Sansibar unter Leitung des englischen Generals Matthews zuvorzukommen. Beide Expeditionen trafen am Kilimandscharo zusammen, zogen aber schweigend aneinander vorüber. Längs des Panganiflusses ging es rasch durch das fruchtbare Usambara und die öde Steppe nach Taveta im Vorland des Kilimandscharogebietes und schließlich nach Moschi, dem Hauptorte Mandaras, des mächtigsten und völlig unabhängigen Sultans in dem am Südhange des Kilimandscharo gelegenen Dschaggaland. Mit Mandara ward feierlich Blutsfreundschaft geschlossen. Nach viertägigem Aufenthalt wurde der Rückweg angetreten, der in Eilmärschen längs der Südseite des Paregebirges, durch Usambara und schließlich in rascher Bootfahrt den Pangani abwärts nach Pangani führte, wo J. am 5. Juli ankam, um am nächsten Tage in Sansibar einzutreffen. Die auf dieser Expedition geschlossenen Verträge führten zur Anerkennung der Oberhoheit der D. O. A. G. und später zur Erwerbung des gesammten Landes von Pangani bis zum Kilimandscharo einschließlich an Deutschland.

Abgesehen von einer Reise nach Usagara vertrat J. die Interessen der

D. O. A. G. in Sansibar. Im März 1886 zu einer längeren Erholungsreise nach Deutschland zurückgekehrt, trat er schon im August desselben Jahres eine neue Expedition in das wegen seiner fanatischen Bewohner berüchtigte Somaliland an, wo kurz zuvor Hörnecke und v. Anderten für die D. O. A. G. thätig gewesen waren. Er sollte durch Erwerbung der Benadirküste eine Verbindung zwischen den Besitzungen der D. O. A. G. an der Suaheli- und Somaliküste herstellen. Doch wurden die hier erworbenen Besitztitel von der Reichsregierung nicht anerkannt und im Sansibarvertrage 1890 sämmtlich wieder aufgegeben.

Auf dem Dampfer „Isolde" fuhr J. mit Lieutenant Güntter und Kaufmann Janke am 6. August von Hamburg ab und landete zunächst in Halule im nördlichen Somaliland. Da die Einfahrt in den Djubfluß wegen der starken Küstenbrandung unmöglich war, so wurde in Sansibar erst ein tüchtiges Walboot beschafft, das aber in der wüthenden Brandung vor der Djubmündung umschlug. Lieutenant Güntter und zwei Matrosen fanden hierbei den Tod. Dennoch gelang es J., bis zum 29. October mit den unabhängigen Häuptlingen längs der Benadirküste von Warschekh und Makadischu bis nach Witu Verträge abzuschließen und an der Wubuschimündung die Station Hohenzollernhafen (Port Durnford) anzulegen. Eine größere Sendung von Ausrüstungsgegenständen war dorthin bereits unterwegs, als J. in Kismaju, einem dem Sultan von Sansibar gehörenden Küstenplatze, wo er seit Anfang November weilte, nach anfangs freundlicher Aufnahme am 1. December 1886 von den Somalis, wie es scheint, im Auftrage des Sultans von Sansibar, erst 30 Jahre alt, heimtückisch ermordet wurde, nachdem er inzwischen zum Generalbevollmächtigten der D. O. A. G. für die Somaliküste ernannt worden war. Die Gesellschaft verlor in dem verdienstvollen, mit seltener Energie ausgestatteten Manne einen ihrer bedeutendsten Pioniere, die deutsche coloniale Sache einen ihrer begeistertsten Verfechter.

K. Jühlke, Die Erwerbung des Kilimandscharogebietes. Kölnische Ztg. 1886, auch selbständig, Berlin 1886. — K. Jühlke, Meine Wanderung nach dem Kilimandscharo. Ebd. 1886, Nr. 152—160. — Weiß, Meine Reise nach dem Kilimandscharogebiet. Berlin 1886. Kurt Hassert.

Jung: Jacob Friedrich Alexander J., Publicist, Dichter, Litterarhistoriker und Kritiker von allgemein anerkannter Bedeutung, geboren am 28. März 1799 zu Rastenburg in Ostpreußen, † zu Königsberg i. Pr. am 20. August 1884. Der Vater, ein Magdeburger, war Doctor der Medicin und Regimentsarzt im Regiment von Dierke, das später nach Braunschweig verlegt wurde. Er war ein Mann von hellem Verstande und trotz aller Weichheit seines Gemüthes eine durchaus realistische Persönlichkeit, seiner religiösen Auffassung nach ein Deist und voll Enthusiasmus für den Freimaurerorden, dem er angehörte. Er sammelte mit Verständniß Gemälde, Bücher und Kleinodien. Die Mutter, eine geborene Lieders, stammte aus Potsdam, sie war ein ätherisches Wesen, ausgezeichnet durch Schönheit und Liebenswürdigkeit. Unter den Herrnhutern erzogen, lebte sie in inniger Frömmigkeit ausschließlich ihrer Pflicht, beschäftigte sich gerne mit Musik und Poesie und dichtete fromme Lieder. Sie starb aus Anlaß einer Zwillingsgeburt, bei der Alexander der ältere war, der jüngere Bruder folgte gleich nach der Geburt der Mutter. Die Eigenart der Eltern lebte im Sohne fort. Vom Vater erbte er die Entschiedenheit und Hartnäckigkeit, mit der er was er wollte, erfaßte und durchführte, von der Mutter die Zartheit und Weichheit der Empfindung und die Liebe den Menschen gegenüber. Hätte er nur einen kräftigeren, widerstandsfähigeren Körper erhalten! Bis in sein achtes Jahr mit der englischen Krankheit

behaftet, entwickelte er sich physisch recht langsam. Seine ganze Kindheit hindurch war er leidend und bildete schon früh in sich das Talent aus, durch trübe Vorstellungen sich Seelenqualen zu bereiten. Bis in sein zwölftes Jahr wurde er zu Hause unterrichtet, zu Braunsberg besuchte er die Elementarschule und darauf das katholische Gymnasium, obgleich er evangelischer Confession war. Der Schulbesuch wurde durch häufige Krankheiten, besonders durch ein früh sich einstellendes Augenübel unterbrochen. Da der Vater des Krieges wegen meistens abwesend war, wuchs der Sohn in fast klösterlicher Einsamkeit auf, die reichen Sammlungen seines Vaters entzündeten früh seine Phantasie. Auf dem Gymnasium verdankte er das meiste dem Leiter der Anstalt, dem Geistlichen Schmülling, der nicht blos ausgezeichneten Unterricht in Mathematik und in den classischen Sprachen ertheilte, sondern dem jungen Grübler, der sich früh mit religiösen Zweifeln plagte, ein einsichtsvoller Seelenleiter wurde. Durch ihn lernte J. die Wissenschaft um ihrer selbst willen lieben und seinem Leben durch die Beschäftigung mit der schönen deutschen Litteratur eine höhere Weihe geben. J. feierte ihn später im „Rosmarin“ als Cölestin und in dem unten aufgeführten Aufsatze. Da J. sich in seiner übergroßen Gewissenhaftigkeit noch nicht für reif hielt, verließ er die Oberprima, ohne sich der Abgangsprüfung zu unterziehen. Da das Augenleiden sich verschlimmerte, steigerte sich auch seine Hypochondrie. Der Selbstmord eines überaus begabten Freundes, Hermann Jannert, † am 1. September 1822, der auf seine geistige Entwicklung den günstigsten Einfluß geübt, versenkte seinen Geist in trübe Melancholie, und warf ihn in immer stärkere religiöse Zweifel, aus denen er sich nur mit Schmülling's Hülfe herausarbeiten konnte. Als er um den Freund trauerte, lernte er seine spätere Braut, Johanna Heubach, unter recht traurigen Umständen kennen, gerade als man ihren Bruder, der beim Baden vom Schlage betroffen worden, todt in ihr elterliches Haus trug. Jung's Vater war unterdessen heimgekehrt, nahm seinen Wohnsitz in Danzig und hoffte, daß der Sohn sich der Landwirtschaft widmen und eine reiche Erbin, die er ihm schon ausgesucht hatte, heirathen werde. Er war wenig zufrieden, als er hörte, daß sein Sohn nur an Johanna dachte und Theologie studiren wollte. So verlebte J. einige sehr trübe Jahre, von seelischen und körperlichen Leiden gequält, in Danzig. Dann übernahm er eine Hauslehrerstelle auf dem Lande in der vortrefflichen Familie des Gutsbesitzers, Oberamtmanns Siegfried, dessen Frau, „eine der hervorragendsten Erscheinungen ihres Geschlechtes“, ihm eine wahre Mutter wurde, der er außerordentliches verdankte.

Durch Schleiermacher's Monologe aufs lebhafteste für diesen eingenommen, begab J. sich Michaelis 1826 nach Berlin. Er brauchte noch einige Zeit, sich auf die Abiturientenprüfung vorzubereiten, er bestand sie dort Michaelis 1827 mit dem Zeugniß Nr. 2. Darauf ließ er sich in Berlin immatriculiren, um Theologie und Philosophie zu studiren, hörte u. a. bei Marheineke, Neander, Schleiermacher, Lachmann, Boeckh, Ritter, Al. v. Humboldt, Hegel. Der letzte machte den tiefsten und nachhaltigsten Eindruck auf ihn. Ostern 1828 ging J. nach Königsberg, wo er noch acht Semester unter der Leitung von Lehnerdt, Olshausen und Herbart seine Studien fortsetzte und zum Abschluß brachte. Erhaltene Zeugnisse rühmen seine große Pflichttreue und seinen außerordentlichen Fleiß im Besuch der Vorlesungen.

Nachdem J. seine theologischen Prüfungen glücklich bestanden, predigte er mehrere Mal mit großem Erfolg. Er kannte damals nichts höheres, als an heiliger Stätte der Gemeinde das Heil zu verkünden. Er predigte beredt, warm und überzeugend. Einmal versagte ihm aber die Sprache so völlig, daß er auf den Rath des Arztes, zu seinem Leidwesen, der Kanzel entsagen mußte.

Es war in Wirklichkeit ein Glück für ihn: das Predigtamt hätte ihn in kürzester Zeit, besonders damals, zu argen Conflicten geführt, da er sich bei seiner wirklichen Freisinnigkeit nicht an die herrschenden Formen halten konnte, sondern eine immer größere Verinnerlichung und Vertiefung in den wahren Geist des Christenthums anstrebte. Das war J. selbst klar, wie sich aus dem Gespräche Rosmarin's mit dem Prediger Wilmsen im vierten Bande des „Rosmarin“ ergibt. — J. nahm nun wieder einen längeren Aufenthalt in Danzig. Sobald er sich einigermaßen erholt hatte, kehrte er nach Königsberg zurück, wo er im Herbst 1833 Karl Rosenkranz kennen lernte, der damals gerade als Nachfolger Herbart's dorthin gekommen. Die beiden so verschiedenen und doch so geistesverwandten Männer, verband bald die innigste Freundschaft, die ohne jede Trübung bis zum Tode von Rosenkranz fortdauerte und beide über alle Maßen beglückte. Ueber den Lebenscultus der beiden, ihre regelmäßigen Sonnabendspaziergänge hat J. ausführlich in dem unten angeführten Aufsatze über Rosenkranz berichtet. Ebenso begeistert spricht sich Rosenkranz in seinen Briefen an J. über diesen aus. So am 30. Januar 1836: „Wir sind nur zu Zweien ganz für uns; ein Dritter ist ein Mißton, weil wir zu harmonisch sind, uns zu schnell verstehen und nur sprechen, was uns interessirt, nicht die Welt. Ich habe vor Ihnen eine ungeheure Activität voraus, Sie haben vor mir den Zaubergarten einer still schaffenden Phantasie voraus, die Ihnen zum Dämon geworden.“ Im J. 1838 machten die Beiden eine größere Reise nach Dresden, Prag, Wien, Salzburg, München und Nürnberg, die bei J. unvergeßliche Eindrücke hinterließ. Sie brachte ihn mit einer Menge bedeutender Menschen zusammen, in Dresden mit L. Tieck und J. Grimm, in Wien mit L. Uhland, Ferd. Wolf, Endlicher, J. E. Veith, in München mit v. Schelling, v. Baader, J. Görres, Schubert, in Leipzig mit H. Marggraff, in Berlin mit Bettina von Arnim und Varnhagen von Ense. Der beste Freund blieb Rosenkranz. Als dieser in den vierziger Jahren ins Ministerium nach Berlin berufen worden, war es für ihn „der härteste Verlust, der herbste Schmerz seines Scheidens von Königsberg“, mit J. nicht mehr allwöchentlich verkehren zu können. Er fühlte dort die innigste, schmerzlichste Sehnsucht nach dem Freunde. Er freute sich darauf, wieder mit ihm zusammen zu sein, „um das Füllhorn seiner Blumen und Früchte“, die er in Berlin sammle, auszuschütten, dann werde auch J. einen großen Gewinn haben, tausend Dinge anders verstehen lernen und seine Phantasie, seine Vernunft mit neuen Anschauungen befruchten. Gerade J. werde ihm dann Dank wissen für sein Märtyrerthum in Berlin. Am 3. Mai 1849 schrieb er: „Wenn Gott mir die Wohlthat erzeigte, einst, recht bald, mit Ihnen alles, was ich seit dem 11. Juli 1848 erlebt, im Spiegel der Idee durchzudenken und recht zu erkennen, welche Wonne würde mir das sein!“ Auch später bewährte sich Rosenkranz J. gegenüber als wahrer Freund. Er verwandte sich 1859 mit bestem Erfolge für ihn bei dem Comité der Schillerstiftung zu Dresden. Er glaubte damit eine Pflicht gegen die Humanität und Litteratur, eine Pflicht gegen die Manen Schiller's zu erfüllen, der für J. gewiß eine besondere Sympathie gefühlt haben würde. Dieser verdienstvolle und merkwürdige Mann habe eine Reihe von Jahren durch vielfaches Mißgeschick in einer äußerst kümmerlichen Lage verbracht. Die Stadt Königsberg wie die Provinz habe zeitweise versucht, sie ihm zu erleichtern, allein die Länge der Dauer und das Maß des Leidens habe es unmöglich gemacht, ein für allemal zu helfen. Das Schiller-Comité werde durch Gewährung einer Unterstützung an J. seine Gunst gewiß einem der Würdigsten unter den deutschen Schriftstellern zuwenden. Eine solche Unterstützung sei nicht bloß ein Act der Wohlthätigkeit, sondern nicht minder eine Auszeichnung für den

Empfangenden. J. erhielt infolge dessen die erbetene Unterstützung bis an sein Lebensende. Kehren wir zu den Lebensereignissen Jung's zurück.

Im Frühjahr 1834 führte er seine Johanna heim, sie brachte ihm unsagbares Glück und Freude, aber auch schwere Krankheit ins Haus. Sie verstand ihn durchaus und würdigte sein Denken und Wirken in der rechten Weise. Fünf Kinder schenkte sie ihm, 1835 Ottilie, 1836 Arthur (später Lieblingsschüler von K. Lehrs, als Gymnasialoberlehrer 1890 gestorben), 1838 Elvira, 1842 Ida (nach fast lebenslangem schweren Leiden 1889 gestorben). Die Mutter selbst mußte oft und lange krank liegen, † 1868 ebenfalls nach schweren Leiden. Die älteste Tochter, die zur Lehrerin ausgebildet worden, mußte das Unterrichten infolge eines Halsleidens einstellen, das sie sich in der Schule und als Vorleserin ihres Vaters, dem die Augen oft den Dienst versagten, zugezogen hatte. Sie war der Engel des Hauses, pflegte mit unermüdlicher Geduld Mutter und Schwester, sowie den Vater, der oft durch Kränklichkeit aller Art niedergedrückt wurde.

Am 21. März 1836 erhielt J. von Jena den philosophischen Doctor, etwas später wurde er auf den Vorschlag des Regierungsschulrathes Dr. Lucas Mitglied der Deutschen Gesellschaft zu Königsberg. Er trat in eine Lehrerstelle an der französischen höheren Töchterschule, die unter der Leitung des Predigers Detroit stand, ertheilte Privatunterricht in deutscher Litteraturgeschichte und hielt häufig mit reichem Beifall öffentliche Vorlesungen, die sich eines zahlreichen Besuches erfreuten. So entdeckte er allmählich seinen Beruf als Schriftsteller. Rosenkranz hatte ihn auf seine zweifelloseste Anlage zur Ironie, zur Satire, zum Humor und zum schärfsten Sarkasmus aufmerksam gemacht. Mit glühendem Eifer und höchster Begeisterung wirkte J. bis zu seinem Lebensende, trotz innerer und äußerer Bedrängnisse, unentwegt in diesem Berufe, der ihm bei seiner echten Religiosität als ein heiliger erschien, als ein Priesterthum ohne gleichen.

Geleitet von einem unwiderstehlichen Rechtlichkeitsgefühl trat er offen und entschieden auf gegen jedweden Zwang in Staat und in Kirche. Er war ein erklärter Gegner des Preßzwangs, des Pfaffenthums und des litterarischen Parteiwesens, ein unermüdlicher Vorkämpfer für Denk- und Gewissensfreiheit und der eifrigste Vertreter schriftstellerischer Originalität. So bekämpfte er unerschrocken die Verirrungen des Pietismus und deckte schonungslos verschiedene sociale Schäden und Mißbräuche auf. Mit Einsicht und Verständniß trat er als einer der ersten für K. Gutzkow und für Ch. Sealsfield auf. Seine zahlreichen Schriften athmen sämmtlich, von der ersten bis zur letzten, einen Idealismus, der keine Schranken kannte, den Rosenkranz passend als gigantisch bezeichnete, wie er auch Jung's Sprache ekstatisch nannte. Leider gestattete J. den Freunden keinerlei Einwirkung auf seine Schriftstellerei. Er wollte lieber auf eigene Weise geistlos sein, als sich mit fremden Federn schmücken. Besonders zu beklagen ist, daß er ihnen kein Gehör schenkte, wenn sie ihn immer aufs neue mahnten, seine Bücher mehr für die größere Lesewelt einzurichten, den Vortrag leutseliger und allgemeinverständlicher zu gestalten, knapp und präcise zu schreiben. Er ließ sich weder durch die Mahnungen der Freunde bestimmen, noch durch die Wahrnehmung, daß selbst seine besten Bücher geringen Absatz fanden, und mehrere Verleger, die früher seinen Wünschen aufs liebenswürdigste entgegengekommen waren, seine neuen Verlagsanträge entschieden ablehnten. Es mag eine Folge der häufigen öffentlichen Vorlesungen gewesen sein, daß J. über das Erlaubte hinaus in der Fülle des Ausdrucks, in einer wahren Fluth von Pleonasmen, allen möglichen Zwischenschiebungen, Berichtigungen, Beschränkungen und Erweiterungen in derselben

Periode schwelgte. Er fühlte sich mit Recht als Meister der Sprache, aber er kannte kein Maß, keine Beschränkung. Seine kleineren Aufsätze, die sich in bestimmten Schranken halten mußten, sind meist vorzüglich. Mit liebevoller Hand und feinstem Verständniß schrieb er seine zahllosen litterarischen Kritiken, immer vom Einzelnen ins Ganze gehend. Nach Verdienst lobt Rosenkranz die Briefe Jung's, die ihm das glänzendste Denkmal setzen würden. Ein andres Mal redet er von den geistberauschenden Briefen Jung's.

Drei Jahre redigirte J. das Königsberger Literaturblatt, unterstützt von seinen Freunden, besonders von Rosenkranz, der ihm gleich anfangs strenges Maßhalten zur Pflicht gemacht hatte mit den Worten: „freimüthig muß man sein, aber Maß halten, nicht im Verletzen ein point d'honneur, einen unzeitigen Heroismus suchen". Varnhagen von Ense erkannte, „ungeachtet der sichtbar ungünstigen Umstände", mit denen J. zu kämpfen hatte, „den unzweifelhaft edlen und hohen Sinn", der seine „Zeitschrift im Gewühl der Zeitschriften unterschied". Später, 25. März 1845, freute er sich, daß J. die Qual des Litteraturblattes los wurde. Er rieth ihm, das Blatt getrost aufzugeben, und fuhr fort: „Daß wir in Deutschland keines haben, das demselben an reinem Eifer, an edler Haltung und Gewissenhaftigkeit gleichzusetzen wäre, muß Ihnen zum Trost gereichen. Ich glaube, in unsern aufgelösten, verwirrten Zuständen wird noch lange der Boden fehlen, auf dem eine Zeitschrift für ehrliche, gediegene und dabei doch lebhafte Kritik gedeihen könnte". Schon vorher hatte J. für die Königsberger Zeitungen, für die Blätter für literarische Unterhaltung, für das Magazin für die Literatur des Auslandes u. a. geschrieben, was er bis in sein hohes Alter mit seltener Geistesfrische fortsetzte. Für seine Gedichte, weder für die lyrischen, unter denen viele von schönstem poetischen Gehalte sind, noch für sein Epos „Don Alonso", konnte er trotz der eifrigsten Bemühungen seiner Freunde einen Verleger finden. Seine Novelle „Der Bettler von James Park", 1850, las Varnhagen von Ense mit wärmstem Antheil. Er schloß eine längere Beurtheilung im Briefe vom 2. October 1850 mit den Worten: „Ihr erster Versuch ist in jedem Fall ein höchst werthvoller, prächtiger, in jedem Fall eines der edelsten und gediegensten Erzeugnisse der heutigen Litteratur!" Ohne Grund nannte J. Romane seinen „Rosmarin oder Die Schule des Lebens. Roman in fünf Theilen", 1862, der als Autobiographie ausgezeichnet ist, und seinen „Darwin. Ein komisch-tragischer Roman in Briefen an einen Pessimisten. In drei Bänden", 1873, der besser den ursprünglichen Titel: „Rücksichtslose Briefe" behalten hätte. Die litterarhistorischen Werke sind die besten Arbeiten Jung's, sie zeugen für die wissenschaftlichen Fortschritte ihres Urhebers: 1837 „Briefe über die neueste Literatur", 1842 „Vorlesungen über die moderne Literatur der Deutschen", 1848 „Charaktere, Charakteristiken und vermischte Schriften", zwei Bände, „Friedrich Hölderlin und seine Werke. Mit besonderer Beziehung auf die Gegenwart", 1854 „Goethes Wanderjahre und die wichtigsten Fragen des 19. Jahrhunderts", 1856 „Briefe über Gutzkow's Ritter vom Geiste", 1864 „Fr. W. Joseph von Schelling und eine Unterredung mit demselben zu München". Von seinen übrigen Werken, die mit Vorliebe sociale Fragen behandeln, verdienen noch heute besondere Beachtung: 1840 „Königsberg in Preußen und die Extreme des dortigen Pietismus", 1844 „Vorlesungen über sociales Leben und höhere Geselligkeit", 1845 „Ueber Freisinnigkeit innerhalb des Gesetzes", 1846 „Königsberg und die Königsberger", 1847 „Frauen und Männer oder über Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft der beiden Geschlechter, ein Seitenstück zu den Vorlesungen über sociales Leben und höhere

Geselligkeit", 1858 „Das Geheimniß der Lebenskunst. Ein Wanderbuch für alle Freunde des Nachdenkens und der Erhebung", zwei Theile, 1875 „Panacee und Theodicee. Illustrationen, Caricaturen der Gegenwart und Grundlinien einer neuen Weltanschauung", zwei Theile, 1880 „Moderne Zustände".

Das Aeußere Jung's beschreibt Rosenkranz am Ende des Manuscriptes seiner Charakteristik Jung's, von der die Illustrirte Zeitung nur einen Auszug gebracht: „In seinem Gesicht spiegeln Nase, Mund und Kinn die Güte, Milde Weichheit seiner Seele. Seine Augen haben etwas Schwimmendes, wie in eine unermeßliche Ferne Versinkendes. Seine Stirn aber ist ein riesiges Gewölbe, in welcher die machtvollste Gedankenarbeit ausreichendsten Raum findet; und sein Scheitel, dem des Paracelsus ähnlich, zeigt die Tendenz zur Andacht, zum Enthusiasmus."

Reiche Mittheilungen aus Jung's litterarischem Nachlaß durch die Güte des Fräulein Ottilie Jung zu Königsberg, u. A. Briefe von H. Brockhaus, B. Goltz, K. Gutzkow, Fr. Hebbel, K. Rosenkranz, Varnhagen von Ense. — Selbstbiographie in N. Pr. Prov.-Bll. XII, 2. u. 3. Heft. — (Marggraff) Unsere Zeit VIII, 652—654. — (K. Rosenkranz) Illustrirte Zeitung, 1872, Nr. 1497 (Geillustreerde Nieuws, 1872, Nr. 31) mit Porträt. Das ausführliche Manuscript dieses Artikels von der Hand K. Rosenkranz'. — (R. v. Gottschall) Blätter f. literar. Unterhaltg., 1884, Nr. 36. — Reiches biographisches Detail in den Nachrufen, die Jung geschrieben: Schmülling, Pastoralblatt für die Diöcese Ermland 1877, IX, 79—82. — K. Rosenkranz, Gegenwart 1879, XVI, 53—56, 72—76, vor allem in dem autobiographischen Werke: „Rosmarin" (Coelestin = Schmülling, Abelard = Schleiermacher, Parmenides = Hegel, Mörike = Marheinecke, Bernhard = Neander, Ernestine = Frau Oberamtmann Siegfried, Armin = H. Jannert u. s. w.) Al. Reifferscheid.

Jungmann: Bernard J., katholischer Theologe, geboren am 1. März 1833 zu Münster i. W., † am 6. Januar 1895 zu Löwen. Er machte seine Gymnasialstudien in Münster, die theologischen Studien theils an der Akademie daselbst, theils im Collegium Germanicum zu Rom, wo er am 6. Juni 1857 die Priesterweihe empfing und Dr. phil. et theol. wurde. 1859 wurde er Kaplan an der St. Aldegundis-Kirche zu Emmerich, im Herbst 1861 Lehrer der Philosophie in Roulers in der Diöcese Brügge, Herbst 1865 Professor der Dogmatik im Priesterseminar zu Brügge, Ehrendomherr von Brügge, 1871 Professor der Kirchengeschichte und Patrologie an der katholischen Universität zu Löwen. — Werke: „Institutiones theologiae dogmaticae specialis" („Tractatus de gratia", Brüssel 1868, 6. Aufl. Regensburg 1896; „Tractatus de Deo uno et trino", Regensburg 1870, 5. Aufl. 1899; „Tractatus de Deo creatore", ebd. 1871, 5. Aufl. 1900; „Tractatus de novissimis", ebd. 1871, 4. Aufl. 1898; „Tractatus de Verbo incarnato" ebd. 1872, 5. Aufl. 1897); „Brevis analysis tractatus de Deo uno et trino" (Regensburg 1874); „Brevis analysis tractatus de novissimis" (ebd. 1874); „Brevis analysis tractatus de Deo creatore" (ebd. 1875); „Institutiones theologiae dogmaticae generalis. Tractatus de vera religione" (ebd. 1874, 4. Aufl. 1895); „Dissertationes selectae in historiam ecclesiasticam" (7 Bde., ebd. 1880—1887). Ferner gab J. in 2. Aufl. heraus: „Josephi Fessler quondam episcopi S. Hippolyti Institutiones Patrologiae quas denuo recensuit, auxit, edidit Bernardus Jungmann" (2 Bände in 3 Theilen, Innsbruck 1890—1896). In der Zeitschrift für katholische Theologie erschien die Arbeit: „Clemens V. und die Aufhebung des Templerordens" (5. Jahrg. 1881, S. 1—33, 389—452, 581—613). Kleinere Aufsätze im Katholik 1870, 1871, 1893. Für die

2. Auflage des Kirchenlexikons von Wetzer und Welte (1882 ff.) schrieb J. eine größere Zahl von meist biographischen Artikeln.

E. Raßmann, Nachrichten von dem Leben und den Schriften Münsterländischer Schriftsteller, Neue Folge (Münster 1881), S. 113.

Lauchert.

Jungmann: Joseph J., Jesuit, Bruder des Vorigen, geboren am 12. November 1830 zu Münster i. W., † am 25. November 1885 zu Innsbruck. Er absolvirte die Gymnasialstudien und die philosophischen Studien in Münster, die theologischen Studien 1850—1856 im Collegium Germanicum in Rom und wurde in Rom 1855 zum Priester geweiht. Am 15. Mai 1857 trat er in die Gesellschaft Jesu ein. 1858 wurde er ordentlicher Professor für geistliche Beredsamkeit und Katechetik an der Universität und Professor der Liturgik im theologischen Convict zu Innsbruck. — Sein erstes Hauptwerk erschien zuerst unter dem Titel: „Die Schönheit und die schöne Kunst. Nach den Anschauungen der sokratischen und der christlichen Philosophie in ihrem Wesen dargestellt“ (Innsbruck 1866; ins Spanische übersetzt von Orti y Lara: „La belleza y las bellas artes“, Madrid 1874); die beiden weiteren Auflagen tragen den Titel: „Aesthetik“ (2., vollständig umgearbeitete und wesentlich erweiterte Auflage des Buchs: „Die Schönheit und die schöne Kunst“, Freiburg i. Br. 1884; 3. Aufl. in 2 Bdn., 1886). Sein zweites Hauptwerk: „Theorie der geistlichen Beredsamkeit. Akademische Vorlesungen“ (2 Bde., Freiburg i. Br. 1877—78; 2. Aufl. 1883; 3. Aufl. 1895; bildet einen Bestandtheil der Herder'schen Theologischen Bibliothek). Weitere Schriften: „Das Gemüth und das Gefühlsvermögen der neueren Psychologie“ (Innsbruck 1868; 2. Aufl. 1885); „Die Jesuiten in Tirol und ihre Gegner“ (Freiburg i. Br. 1869); „Fünf Sätze zur Erklärung und wissenschaftlichen Begründung der Andacht zum heiligsten Herzen Jesu und zum reinsten Herzen Mariä“ (Freiburg i. Br. 1869); „Die Andacht zum heiligsten Herzen Jesu und die Bedenken gegen dieselbe“ (Innsbruck 1871, 3. Aufl. Freiburg i. Br. 1885); „Gefahren belletristischer Lectüre“ (Innsbruck 1872, 2. Aufl. Freiburg i. Br. 1884); ferner mehrere Gebet- und Andachtsbücher.

E. Raßmann a. a. O., Neue Folge (Münster 1881), S. 113 f. — Sommervogel, Bibliothèque de la Compagnie de Jésus, T. IV (1893), 884 s.

Lauchert.

Junker: Johann Wilhelm J., Afrikaforscher, wurde am 18. April 1840 in Moskau von deutschen Eltern geboren. Sein Vater, Inhaber eines bedeutenden Bankhauses, ein weitgereister Mann von regem und vielseitigem Geiste, stammte aus Göttingen, die zur Schwermuth neigende Mutter aus Schwarzburg. Im Sommer 1840 siedelte die Familie nach St. Petersburg, im August 1844 nach Göttingen über, wo der Vater, der seinen Kindern eine deutsche Erziehung zu geben wünschte, bereits nach drei Jahren starb. Der vortrefflich beanlagte Knabe wurde anfangs durch Hauslehrer unterrichtet, 1851 aber nach Wiesbaden, später nach Lausanne in eine Erziehungsanstalt gebracht. In den Ferien unternahm er wiederholt größere Fußreisen in die Alpen und durch Mitteldeutschland. 1855 kehrte die Mutter mit den Kindern zu ihren Verwandten nach St. Petersburg zurück. Nachdem der Sohn das dortige deutsche Gymnasium absolvirt hatte, studirte er seit 1860 zunächst in Dorpat, dann in Göttingen Medicin. Obwol er ein sehr gesetzter Jüngling von großer Ordnungsliebe und regem wissenschaftlichen Sinn war, betrieb er das Studium doch nur mit mäßigem Erfolge, sodaß es ihm nicht gelang, die erste akademische Prüfung zu bestehen. Deshalb kehrte er Göttingen verdrießlich den Rücken und begab sich nach Prag, wo er ernsthafter als bisher zu arbeiten

begann. Dabei entstand in ihm nach und nach der Wunsch, nicht den ärztlichen Beruf, sondern den des Forschungsreisenden zu ergreifen, da ihm die Sehnsucht nach fremden Ländern und Völkern als väterliches Erbtheil im Blute lag und da ihm günstige Vermögensverhältnisse erlaubten, ganz seinen Neigungen zu leben. Er begab sich deshalb wieder nach St. Petersburg und eignete sich hier die für wissenschaftliche Reisen nöthigen Vorkenntnisse namentlich auf sprachlichem und naturkundlichem Gebiete an. 1869 glaubte er sich soweit gefördert, um versuchsweise seine erste Forschungsreise antreten zu können. Angeregt durch die Berichte Kane's, Nordenskiöld's und anderer Polarfahrer reiste er im Mai zur See von St. Petersburg nach Stockholm, durchquerte Scandinavien und begab sich dann über Kopenhagen nach Island, wo er sich hauptsächlich ornithologischen Studien widmete. Er durchzog die Insel von der Hauptstadt Reykjavik bis zu dem nördlichen Hafen Akreyri, doch nöthigten ihn sein Heimweh und die unvorhergesehenen schweren Strapazen der Reise schon nach wenigen Wochen zur Umkehr. Nachdem er auf der Rückreise die Färöer und Schottland besucht hatte, ließ er sich wiederum in Göttingen nieder, um seine medicinischen Studien fortzusetzen und zu promoviren, was ihm diesmal auch glücklich gelang. Da seine Angehörigen wünschten, daß er auch in Rußland den Formen genügen und die medicinische Staatsprüfung bestehen sollte, ging er abermals nach Dorpat, doch wurden seine Prüfungsarbeiten für ungenügend befunden, sodaß er den festen Vorsatz faßte, sich niemals wieder irgend einem Examen zu unterziehen. Vielmehr beschloß er nun, sich noch weit gründlicher als bisher zum Forschungsreisenden auszubilden. Da ihn seine Erlebnisse in Island nicht zu einer zweiten Nordfahrt ermuthigten, erwählte er sich Afrika zum Forschungsgebiete. Um dort mit Erfolg auf unbetretenen Pfaden wandeln zu können, mußte er sich eine genaue Kenntniß des Arabischen, sowie eine ausreichende Vertrautheit mit den Sitten, Lebensgewohnheiten und religiösen Vorstellungen der dem Islam angehörigen Völker aneignen. Zu diesem Zwecke reiste er 1873 nach einem längeren Sommeraufenthalte in Unteritalien, wo er sich an das afrikanische Klima gewöhnen wollte, über Malta nach Tunis. Er hielt sich zunächst mehrere Monate hindurch in der Stadt selbst auf und durchzog dann auf vielen Kreuz- und Querfahrten den größten Theil der Regentschaft. Als er auch das benachbarte Algier kennen zu lernen wünschte, gerieth er in den Verdacht, ein deutscher Spion zu sein, weshalb er von den französischen Grenzbehörden zur Umkehr gezwungen wurde. Nachdem er sich eine genügende Kenntniß der arabischen Sprache und afrikanischer Sitten und Gebräuche angeeignet hatte, kehrte er Ende 1874 nach Hause zurück. Doch wirkten die gesammelten Eindrücke so mächtig in ihm nach, daß er beschloß, sobald als möglich eine große Reise nach dem unbekannten Innern Afrikas anzutreten.

Als er im August 1875 an dem internationalen Geographencongreß in Paris theilnahm, traf er mit dem glänzenden Dreigestirn der damaligen deutschen Afrikaforschung, mit Gustav Nachtigal, Gerhard Rohlfs und Georg Schweinfurth zusammen, die seine Pläne günstig aufnahmen und ihn mit werthvollen Rathschlägen unterstützten. Vor allem lenkten sie seine Aufmerksamkeit auf die Ursprungsländer des Nil, die sie ihm als ein aussichtsreiches, wenn auch gefahrvolles Forschungsgebiet bezeichneten. Da er keine Furcht vor Gefahren kannte, entschloß er sich, nach diesen Gegenden vorzudringen. Nachdem er sich in Berlin eine zweckmäßige Tropenausrüstung zusammengestellt hatte, begab er sich Anfang October 1875 über Triest nach Alexandria. Von hier aus trat er auf Gerhard Rohlfs' Veranlassung zunächst während der Monate November und December eine Reise in die Libysche Wüste an, um zu unter-

suchen, ob an der Küste entlang ein alter längst versandeter Nilarm nachzuweisen sei und um die räumliche Ausdehnung der noch niemals wissenschaftlich näher erforschten großen Bodensenkung unter den Meeresspiegel zu ermitteln, die Rohlfs früher dort festgestellt hatte. Mit Empfehlungsbriefen der ägyptischen Regierung an die Beduinenstämme versehen, zog er zunächst in westlicher Richtung längs der Meeresküste hin, ohne den vermutheten Nilarm entdecken zu können, wendete sich dann in Zickzackmärschen nach Südosten, erreichte die Oase des Jupiter Ammon, besuchte die koptischen Klöster des Natronthals, in denen er sich vergeblich bemühte, Handschriften für die Petersburger Bibliothek zu erwerben, erforschte die elf kleinen Natronseen und gelangte endlich nach mühseligen Wüstenmärschen in die Oase Fajjum, von wo aus er mit der Bahn nach Kairo fuhr. Hier traf er mit Theodor von Heuglin und Georg Schweinfurth zusammen. Der erstere machte ihn darauf aufmerksam, daß es ein verdienstliches Unternehmen sein würde, das von Suakin am Rothen Meere nach Süden ziehende bisher unerforschte Chor Baraka gründlich zu untersuchen. J. erklärte sich sofort bereit, diese dankbare Aufgabe zu lösen. Im Februar 1876 fuhr er, begleitet von dem württembergischen Forstgehilfen Kopp, zu Schiffe von Suez nach Suakin, stellte hier eine Karawane zusammen und zog dann in südlicher Richtung durch das Chor Baraka in seiner ganzen Längenausdehnung bis Bela Genda südlich vom 16. Breitengrad, bis wohin Werner Munzinger vor wenigen Jahren vorgedrungen war. Dann wendete er sich nach Westen, erreichte am 29. März Kassala, überschritt den Atbara und den Blauen Nil und traf am 6. Mai in Chartum, der Hauptstadt des ägyptischen Sudan ein. Nachdem er hier seine ethnographischen und naturwissenschaftlichen Sammlungen geordnet und ergänzt hatte, gedachte er die Landschaften Kordofan und Darfur zu besuchen. Der Gouverneur von Chartum, Ismail Pascha, verweigerte ihm aber unter allerhand nichtigen Vorwänden die Erlaubniß zu dieser Reise, da er nicht wünschte, daß ein scharf beobachtender unabhängiger Reisender Einblicke in die verworrenen Verhältnisse dieser Gegenden gewinnen und die schweren Mißstände in ihrer Verwaltung zur öffentlichen Kenntniß bringen möchte. J. gab deshalb diesen Plan auf und schloß sich dem bald darauf in Chartum eintreffenden italienischen Reisenden Romolo Gessi an, mit dem er den Blauen Nil aufwärts bis Sennaar und den unteren Sobat bis zur Seriba Nasser befuhr. Unterdessen war Ismail Pascha nach Aegypten zurückgekehrt, um der Regierung über seine Eroberungszüge Bericht abzustatten. J. hätte nun ungehindert nach Darfur vordringen können, doch hörte er, daß daselbst eine Hungersnoth ausgebrochen sei. Deshalb beschloß er eine Reise in die heidnischen Negerländer im Gebiete der Zuflüsse des Weißen Nil anzutreten. Am 22. October verließ er Chartum und fuhr den Weißen Nil aufwärts. Bald nach der Abfahrt traf er auf einem entgegenkommenden Dampfer den Gouverneur der Aequatorialprovinz, General Gordon, der sich sehr für ihn interessirte und ihm ein Empfehlungsschreiben an die Befehlshaber und Beamten sämmtlicher ihm unterstellter Militärstationen mitgab, durch welches diese angewiesen wurden, dem Reisenden unentgeltlich Träger und Lebensbedürfnisse zur Verfügung zu stellen. Am 17. November kam J. fieberkrank in Lado an, wo er Gordon's Brief dem Regierungsarzte Emin Effendi (dem späteren Emin Pascha) übergab, der ihm gegenüber seine deutsche Abstammung verleugnete und sich für einen Türken ausgab. Um seine Gesundheit möglichst bald wiederherzustellen, blieb J. zwei Monate in Lado, legte umfangreiche wissenschaftliche Sammlungen an und studirte Sprache und Lebensweise der umwohnenden Bari-Neger. Am 22. Januar 1877 brach er im Gefolge einer Karawane auf und zog in westlicher Richtung durch die Landschaft Maka-

raka bis zur Militärstation Kabajendi, wo er nun länger als ein Jahr hindurch, vom Februar 1877 bis zum März 1878, sein Standquartier aufschlug. Auf zahlreichen Kreuz- und Querzügen, die sich zum Theil an militärische Expeditionen gegen arabische Sclavenhändler oder unbotmäßige Negerstämme anschlossen, drang er, oft unter großen Entbehrungen und Beschwerden, in die umliegenden Landschaften vor, erforschte die Gebiete der Flüsse Jei, Rohl, Tondj und Wau, sowie die Wasserscheide zwischen dem Bahr el Gebel und dem Quellgebiete des Uelle-Makua, besuchte die Mittu- und Kalika-Länder und kehrte dann am 29. März 1878 nach Lado zurück, wo er zum zweiten Male mit Emin zusammentraf, der ihm aus dem Schatze seiner reichen Erfahrung wichtige Mittheilungen und Rathschläge zu Theil werden ließ. Nachdem er seine mitgebrachten Sammlungen verpackt hatte, fuhr er den Nil abwärts nach Chartum und verkehrte hier längere Zeit in freundschaftlicher Weise mit Gordon. Da ihn aber Sehnsucht nach der Heimath erfaßte, trat er am 29. Juli die Rückreise an. Diese ging so schnell und glücklich von Statten, daß er bereits Ende September wieder in St. Petersburg war. Den Winter verbrachte er im Kreise seiner Angehörigen mit der Ordnung seiner Sammlungen und Aufzeichnungen. Seine Routenaufnahmen übersandte er der geographischen Anstalt von Justus Perthes in Gotha zur Bearbeitung. Sie bildeten die Grundlage für mehrere Karten, die später in Petermann's Mittheilungen erschienen (1879, Tafel 23 und S. 445; 1880, T. 4 und S. 81, T. 9 und S. 179; 1881, T. 20 und S. 411). Im Frühjahr 1879 begab er sich nach Deutschland, erstattete der Berliner Gesellschaft für Erdkunde Bericht über seine Forschungen (Verhandlungen 1879, VI, 204—217), besuchte Göttingen und andere Orte, an denen seine Jugenderinnerungen hafteten und rüstete sich dann für eine neue große Reise aus, die ihn abermals nach der ägyptischen Aequatorialprovinz führen sollte.

Im Herbst fuhr er über Triest nach Alexandrien. Am 16. October betrat er zum dritten Male den Boden Afrikas. Gemeinsam mit dem Präparator Friedrich Bohndorff, der ihm beim Sammeln von Naturgegenständen behilflich sein sollte, begab er sich über Suakin und Berber zunächst nach Chartum, wo er am 4. Januar 1880 eintraf. Dann fuhr er den Weißen Nil und den Bahr el Ghasal aufwärts bis zur Meschra-er-Rek. Von hier aus zog er zu Lande, zahlreiche südliche Zuflüsse des Djur überschreitend, bis zum Militärposten Dem Soliman, wo er seinem Freunde Gessi begegnete. Dann drang er nach Süden in das Gebiet der unabhängigen Niam-Niam-Stämme vor und richtete nahe bei dem Wohnorte des Fürsten Ndoruma eine neue Station Namens Lacrima ein, von wo aus er weite und ergebnißreiche Rundreisen unternahm. Die erste vom August bis zum December 1880 führte ihn in das Gebiet des Uelle-Makua, den er für den Oberlauf des Schari hielt. In den Jahren 1881 und 1882 erforschte er die Grenzländer der A-Madi- und A-Barmbo-Stämme am großen Uelle-Bogen, erreichte seinen südlichsten Punkt bei Teli am Nepoko und hielt sich dann bis zum November 1883 im Gebiete des Niam-Niam-Fürsten Semio auf. Da er das Uelle-Problem gelöst zu haben glaubte, wollte er nun seinen Rückmarsch antreten, fand aber den Weg nach dem Bahr el Ghasal durch einen Aufstand der Dinka-Stämme verlegt. Er wendete sich deshalb nach Osten und traf am 21. Januar 1884 bei Emin in Lado ein. Hier erfuhr er, daß der Mahdisten-Aufstand rasch um sich gegriffen und die Europäer in Lado vom Verkehr mit der Außenwelt abgeschnitten habe. Auch seine Sammlungen, die er nilabwärts vorausgeschickt hatte, waren in die Hände der Aufständischen gefallen. Ueberdies traf die Nachricht ein, daß der König von Uganda den Ausweg nach Süden verschlossen hätte. J.,

der sich großen Einfluß auf die unabhängigen Negerstämme zutraute, wollte trotzdem einen Durchbruchsversuch nach Süden wagen, um wenigstens seine Aufzeichnungen zu retten. Er fuhr deshalb im Januar 1885 den Bahr el Gebel aufwärts und begab sich zu dem Häuptling Anfina, der am Somerset-Nil oberhalb der Murchison-Fälle wohnte und sich bisher als Freund Emin's erwiesen hatte. Da er aber erklärte, den Weißen nicht helfen zu können, kehrte J. nach zehn Monaten zu Emin zurück, der sich unterdessen auf das Gerücht vom Falle Chartum's vor den Mahdisten nach Wadelai zurückgezogen hatte. Da Emin den ihm anvertrauten Posten auch jetzt noch nicht verlassen wollte, trennte sich J. am 2. Januar 1886 von ihm, drang abermals, da der Durchbruch nach Norden völlig aussichtslos erschien, nach Süden vor, fuhr über den Albert-See und kam zu Kabrega, dem Könige von Unyoro, der ihn unfreundlich behandelte. Glücklicherweise gelang es ihm, sich durch einen Boten in Verbindung mit den englischen Missionaren in Uganda zu setzen. Diese übersandten ihm Briefe und Zeitungen, aus denen er authentische Nachrichten über die Vorgänge im ägyptischen Sudan, über den Fall Chartum's, den Tod Gordon's und den Rückzug der Engländer erhielt. Zugleich erfuhr er, daß sein Bruder Ernst Friedrich eine Expedition unter der Leitung Gustav Adolf Fischer's zu seiner Rettung ausgesandt habe, die von Sansibar aus nach Lado vordringen sollte, der aber der Marsch durch Uganda verwehrt worden war. Er selbst erhielt nur mit vieler Mühe vom König Muanga die Erlaubniß, das Land zu betreten, das er ohne ausreichende Lebensmittel, dazu infolge eines Sturzes vom Reitthier an einer schmerzhaften Verletzung der Hüfte leidend und überdies durch einen Krieg zwischen den Wanyoro und Waganda gefährdet, unter großen Beschwerden durchzog. Im Juni traf er endlich am Victoria-See ein, über den er im Ruderboot fuhr. Anfang September kam er nach Tabora. Hier schloß er sich einer Karawane des arabischen Händlers Tippo Tipp an und erreichte glücklich am 29. November 1886 bei Bagamoyo die Küste, nachdem er reichlich sieben Jahre ununterbrochen im dunkelsten Afrika zugebracht hatte. Ueber Sansibar begab er sich nach Suez, wo ihn eine Abordnung seiner Angehörigen und Georg Schweinfurth empfingen. In Kairo wurde er von Stanley besucht, der eben eine Expedition zum Entsatze Emin Pascha's ausrüstete. Nach einem kurzen Aufenthalt in Deutschland sah er im April 1887 seine Heimath St. Petersburg wieder, wo man ihn längst für verloren gehalten hatte.

Die Nachricht von der Rückkehr des kühnen Reisenden erregte in der ganzen gebildeten Welt lebhafte Theilnahme. Zahlreiche angesehene geographische Gesellschaften ehrten ihn durch Veranstaltung von Festsitzungen, durch Ernennung zum Ehrenmitglied oder durch Verleihung einer Medaille. Um die ihm zugedachten Ehrungen persönlich in Empfang zu nehmen, trat er eine Rundreise durch Europa an, die ihn von St. Petersburg nach Berlin, Wien, Paris, London, Edinburg, Brüssel, Stockholm und anderen Hauptstädten führte. Ein Angebot des Königs Leopold von Belgien, ihm eine leitende politische Stellung in dem neu errichteten Congostaat zu übertragen, lehnte er mit Rücksicht auf sein Ruhebedürfniß und auf seine litterarischen Verpflichtungen ab. Nachdem er sich einigermaßen erholt hatte, begann er mit der Bearbeitung seiner glücklicherweise vollständig geretteten Tagebücher und sonstigen Reiseaufzeichnungen. Da er in Rußland nicht die nöthigen Hilfsquellen fand, begab er sich nach Deutschland. Zunächst verweilte er, um Justus Perthes' geographischer Anstalt in Gotha nahe zu sein, mehrere Wochen in Friedrichroda und Tabarz in Thüringen, wo er seine Routenaufnahmen revidirte, die unter der Leitung Bruno Hassenstein's zu trefflichen Karten der bereisten Gebiete verarbeitet

wurden. Dann ließ er sich in Wien nieder, wo er in Richard Buchta einen verständnißvollen Mitarbeiter und an dem Buchhändler Hugo Hölzel einen entgegenkommenden Verleger für sein geplantes großes Reisewerk gefunden hatte. Die wichtigsten wissenschaftlichen Ergebnisse seiner Reisen legte er in zwei Ergänzungsheften zu Petermann's Mittheilungen dar (Nr. 92—93, Gotha 1888—1889). Darin berichtet er zunächst über die Hydrographie, Orographie und Ethnographie des Uelle-Makua-Gebietes. Dann folgen seine Höhenbestimmungen und meteorologischen Beobachtungen, bearbeitet von Adolf Schmidt, endlich Berichte über seine kartographischen Arbeiten von Bruno Hassenstein. Beigegeben ist die werthvolle, nach Junker's Aufnahmen und anderen Quellen von Hassenstein entworfene Vierblattkarte von Centralafrika im Maßstabe 1 : 750 000. Kurz nach dem Abschluß dieser streng wissenschaftlichen Arbeit erschien der erste Band des Junker'schen Reisewerkes, dem sich in den beiden folgenden Jahren noch zwei weitere Bände anschlossen. Es ist betitelt: „Dr. Wilhelm Junker's Reisen in Afrika 1875—1886. Nach seinen Tagebüchern bearbeitet und herausgegeben von dem Reisenden“ (Wien 1889—1891). Das Werk fand allgemeinen Beifall und gilt noch heute als eins der besten Bücher der deutschen Afrikalitteratur. Der dritte Band wurde ins Englische übersetzt (Travels in Africa during the years 1882 — 1886. Translated by A. H. Keane. London 1892). Eine russische Bearbeitung gab Professor Petri in St. Petersburg heraus. Der Text ist in Tagebuchform gegeben und durch zahlreiche Karten und Abbildungen erläutert. Außer den persönlichen Erfahrungen und Erlebnissen des Reisenden findet der Leser eine Menge interessanter Beobachtungen über Land und Leute in Centralafrika, Mittheilungen aus dem Thier- und Pflanzenleben, stimmungsvolle Naturschilderungen, Charakteristiken merkwürdiger Persönlichkeiten weißer und schwarzer Rasse, Darlegungen der politischen Verhältnisse und Vorgänge während des Mahdisten-Aufstandes, aber auch Berichte über aufregende Abenteuer und blutige Greuel. Die jahrelange angestrengte Arbeit an diesem Lebenswerke hatte Junker's ohnehin durch die Strapazen der Reise sehr geschwächte Gesundheit weiter verschlechtert, und er gelangte allmählich zu der Ueberzeugung, daß er nicht alt werden würde. Seine Ahnung sollte sich bald erfüllen. Nach der Vollendung des Druckes im October 1891 reiste er zu seinen Verwandten nach Rußland. Während des Winters wurde er von der Influenza befallen, deren Folgen er in St. Petersburg im Hause seiner Schwester am 13. Februar 1892 nach schweren Leiden erlag.

J. war ein Mann von mittelgroßem, kräftigem Körperbau. Seine Züge gibt das Bild wieder, das den ersten Band seines Reisewerkes schmückt. Seine Erfolge als Forscher verdankt er hauptsächlich seinen persönlichen Eigenschaften: seiner unerschütterlichen Ruhe und Besonnenheit, die ihn auch in Gefahren und scheinbar verzweifelten Lagen nicht verließ, seiner ungewöhnlichen Genügsamkeit und Bedürfnißlosigkeit, seiner körperlichen Widerstandsfähigkeit gegen Unbilden aller Art, seiner Gründlichkeit und Genauigkeit im Beobachten, seiner Geschicklichkeit in praktischen und technischen Dingen, die ihm über manche Schwierigkeiten hinweghalf, an denen andere Reisende scheiterten, seiner unerschöpflichen Geduld und seinem feinen Takt im Verkehr mit den Eingeborenen, mit denen er sich stets ohne Gewalt und Blutvergießen zu verständigen vermochte, sodaß sie ihn als ihren Freund, Berather, Vertrauensmann, Arzt und Wunderthäter schätzten. Er betrachtete den Neger als ein großes Kind, mit dem man durch Ruhe, Geduld und Freundlichkeit am besten auskommen kann. Er achtete ihn als Menschen, und so gelang es ihm, selbst bei den wildesten Menschenfressern durchzukommen, ohne je einen Schuß zu seiner Vertheidigung abgeben zu müssen.

Dabei war er frei von übertriebener Humanität und wollte nichts von der Aufhebung der Haussklaverei und von der Einführung theologischer Vorstellungen durch die Missionare wissen. Trotzdem war er kein grundsätzlicher Gegner der Mission, aber er wünschte, daß sie sich begnügen möchte, die Eingeborenen zur Arbeit und Ordnung zu erziehen. Seine Tagebücher befinden sich im Archiv der geographischen Anstalt von Justus Perthes in Gotha, seine naturwissenschaftlichen und ethnographischen Sammlungen, soweit er sie nicht in Afrika zurücklassen mußte, im Museum der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften in St. Petersburg und im Museum für Völkerkunde in Berlin. Seine Wörterverzeichnisse aus zehn centralafrikanischen Negersprachen gab C. G. Büttner in der Zeitschrift für afrikanische Sprachen 2, 35—108 heraus, und Friedrich Müller verarbeitete diesen Stoff in seiner Abhandlung über die äquatoriale Sprachfamilie in Centralafrika (Sitzungsberichte der kais. Akademie der Wissenschaften in Wien, philos.-hist. Classe 119 [1889] II).

Ludwig Hevesi, Wilhelm Junker, Lebensbild eines Afrikaforschers, Berlin 1896 (mit Bild). — Richard Buchta, Der Sudan unter ägyptischer Herrschaft, Leipzig 1888. — Petermann's Mittheilungen 38 (1892), S. 66 bis 67 (H. Wichmann). — Ausland 65 (1892), S. 225—228 (W. Wolkenhauer). — Mittheilungen der k. k. geographischen Gesellschaft in Wien. N. F. 25 (1892), S. 169—175 (L. Hevesi). — Westermann's illustrirte deutsche Monatshefte 74 (1893), S. 91—105 (H. Frobenius). — Geographisches Jahrbuch 16 (1893), S. 483. — Mancherlei Nachrichten über J. enthalten auch die verschiedenen Werke und Aufsätze über Gordon, Emin, Lupton, Gessi und Casati, sowie über den Mahdisten-Aufstand. Berichte über seine Reisen finden sich in fast sämmtlichen geographischen Zeitschriften des In- und Auslandes, am ausführlichsten in Petermann's Mittheilungen.

Viktor Hantzsch.

Jürgen, angeblich der Erfinder des Spinnrades im Jahr 1530. Die älteste Nachricht über ihn findet sich aber erst 1722 in der Braunschweig-lüneburg. Chronika von Ph. J. Rehtmeier (II, 879): „Eben dazumal (1530) sollen auch die Spinnräder, deren sich jetzo das Frauenvolk bedient, von einem Bürger und kunstreichen Steinmetzer und Bildschnitzer mit Namen Meister Jürgen erdacht und hierher gebracht seyn, welcher Meister in einem Kruge jenseits Oelper damals gewohnt, wovon derselbe Krug noch jetzo den Namen hat, daß er zum Spinnrade genannt wird. Dieser Meister hat auch das Epitaphium des alten berühmten Patricii Gerhardi Pauls in der St. Martinikirche gegen die Kanzel über gemacht und sein eigen Bildniß darunter eingehauen." Die gemeinte Wirtschaft zum Spinnrad besteht noch in Watenbüttel. Schon Görges (Vaterländ. Geschichten 1843, I, 269) bezweifelte die Zuverlässigkeit der Jahreszahl 1530, im Hinweis auf die sogenannte Glockendon-Bibel der Großh. Bibliothek zu Wolfenbüttel von 1524. Auf S. 1963 des zweiten Bandes zeigt nämlich das untere Bild eine Hausfrau mit ihren Mägden spinnend; während diese noch die alte Spindel führen, sitzt jene an einem Handspinnrade. Genau sind die Einzelheiten an der Spindel dieses Apparates nicht in der Malerei wiedergegeben, doch stimmt der Typ des Spinnrades mit einer genauen Zeichnung überein, die ich kürzlich fand. Sie steht in der Bilderhandschrift der Familie Waldburg-Wolfegg, die Essenwein 1887 unter dem Titel „Mittelalterliches Hausbuch" reproducirte. Sicherlich stammt diese Handschrift aus dem letzten Drittel des 15. Jahrhunderts. Das Spinnrad findet sich reproducirt in der Textil-Zeitung 1904, S. 1212. Als Erfinder des Spinnrades oder auch des Spinnflügels kann J. hinfort nicht mehr auf 1530 angesetzt werden. Wie schon lange angenommen wurde, kann

er der Erfinder des Tretrades sein. Beglaubigt ist J. durch das noch bestehende, schon erwähnte Epitaphium.

Vgl. Andree im „Braunschweiger Magazin“ 1896, S. 103. — Feldhaus ebenda, 1905, S. 14. F. M. Feldhaus.

Just: Leopold J., Botaniker, geboren zu Filehne am 27. Mai 1841, † in Baden-Baden am 30. August 1891. Bis zum elften Lebensjahre besuchte J. das Beheim-Schwarzbach'sche Pädagogium in der Nähe seiner Vaterstadt und später das Gymnasium in Thorn, das er Ostern 1860 mit dem Reifezeugniß verließ. In der Absicht, sich dem Bergfach zu widmen, arbeitete er zunächst zwei Jahre lang praktisch in verschiedenen Bergwerken und Hütten Oberschlesiens, gab aber dann aus Rücksicht auf seine Gesundheit diesen Plan auf und bezog 1862 die Universität Breslau. Hier studirte er Naturwissenschaften, hörte Botanik bei Göppert, Zoologie bei Grube und Mineralogie bei Römer und war alsdann drei Semester lang in Zürich im chemischen Laboratorium von Städler thätig. Im Herbste 1866 nach Breslau zurückgekehrt, trat J. in das soeben von Ferd. Cohn begründete pflanzenphysiologische Institut als Praktikant ein. Auf Grund seiner Dissertation: „Keimung und erste Entwicklung von Sevale cereale unter dem Einfluß des Lichtes“ wurde er am 12. Februar 1870 zum Dr. phil. promovirt. Noch in demselben Jahre folgte er einem Ruf an die polytechnische Schule in Karlsruhe als Hilfslehrer für Agriculturchemie und physiologische Botanik, habilitirte sich, als 1873 der bis dahin vereinigte Lehrstuhl für Zoologie und Botanik getheilt wurde, als Privatdocent für Botanik, rückte ein Jahr darauf zum außerordentlichen und 1877 zum ordentlichen Professor an der inzwischen zur technischen Hochschule ernannten Anstalt auf. Diese Stelle bekleidete er bis zu seinem Tode. Seine schwankende Gesundheit nöthigte ihn wiederholt zu Unterbrechungen seiner Studien und seiner Lehrthätigkeit. So mußte er den ganzen Winter 1882/83 in Italien zubringen. Doch konnte diese Ausspannung die Entwicklung eines Herzleidens nicht aufhalten und ein Schlaganfall während eines Erholungsaufenthaltes in Baden-Baden setzte seinem Leben im Alter von wenig mehr als 50 Jahren ein frühes und plötzliches Ziel.

J. besaß ein mit starker Energie gepaartes bedeutendes Organisationstalent, wobei ihm seine große persönliche Beliebtheit in den maßgebenden Kreisen sehr zu statten kam. Ihm verdankt die Karlsruher Hochschule die Gründung und Ausgestaltung eines botanischen Instituts für die Zwecke der reinen und angewandten Botanik, sowie die Schaffung eines botanischen Gartens und Museums. Durch die Angliederung einer landwirthschaftlichen Samenprüfungsanstalt und später einer Prüfungsanstalt für Lebensmittel, mit welcher 1889 noch eine bacteriologische Station verbunden wurde, wußte J. mit großem Erfolge seine Schöpfungen auch den praktischen Zwecken der Landwirthschaft dienstbar zu machen. Die Samenprüfungsanstalt wurde 1885 mit erweiterter Aufgabe unter der Bezeichnung einer landwirthschaftlich-botanischen Versuchsanstalt als selbständiges Institut vom Staate übernommen. Das Interesse für Fragen der Land- und Volkswirthschaft trat bei J. auch in seinen Vorlesungen und in seiner wissenschaftlichen Thätigkeit zu Tage. Die ersteren suchte er durch Anknüpfen der speciellen Thatsachen an allgemeinere Fragen der Naturwissenschaften besonders anziehend zu machen und seine Publicationen, deren Zahl allerdings nur gering ist, sind ihrer praktischen Richtung entsprechend meist in landwirthschaftlichen Fachblättern erschienen. Im Anschluß an seine Inauguraldissertation schrieb er eine Untersuchung über „Die Keimung von Triticum vulgare, ein Beitrag zur Lehre von der Stoffwanderung in den Pflanzen“ (Annalen der Oenologie, Bd. III, Heft 4) und in den von E. Wollny herausgegebenen „Forschungen

auf dem Gebiete der Agriculturphysik" (Bd. V, Heft 1, 2) eine Arbeit: „Ueber die Möglichkeit, die unter gewöhnlichen Verhältnissen durch grüne belaubte Pflanzen verarbeitete Kohlensäure durch Kohlenoxydgas zu ersetzen." 1882 veröffentlichte er in der Botanischen Zeitung den Artikel: „Ueber Phyllosiphon Arisari" und 1889 in den von Nobbe herausgegebenen „Landwirthschaftlichen Versuchsstationen" (Band XXXVI) zusammen mit Heine Aufsätze über Vegetationsschäden durch saure Gase und über glasige und mehlige Gerste. Um die Förderung der rein wissenschaftlichen Botanik hat sich J. dadurch verdient gemacht, daß er 1874 den „Botanischen Jahresbericht" ins Leben rief. Das nach wohldurchdachtem Plane begründete und trefflich redigirte Unternehmen hat sich, als J. 1885 die Redaction niederlegte, auch unter seinen Nachfolgern als lebensfähig erwiesen und bildet unter dem Namen seines ersten Herausgebers noch heute ein unentbehrliches Hilfsmittel für wissenschaftliche botanische Forschungen. Fünf Jahre lang, von 1881—86, führte J. noch gleichzeitig mit de Bary die Redaction der Botanischen Zeitung.

Ferd. Cohn, Nekrolog in Berichte d. deutschen Bot. Gesellsch. X, 1892.

E. Wunschmann.

Jütting: Wübbe Ulrichs J., Schulmann, † am 21. Juli 1890. Geboren am 9. November 1825 als Sohn bäuerlicher Eltern in Holte (Ostfriesland), hatte er es bei der Ungunst seiner häuslichen Lage und dem damals noch recht primitiven Zustande des ländlichen Schulwesens in Ostfriesland schwer, sich zu der Bildungsstufe emporzuringen, die dem begabten Knaben bald als unbedingt zu erreichendes Ziel vorschwebte. Diese Erfahrung weckte früh den staunenswerthen Fleiß des Mannes und war zugleich der Keim zu seinem späteren, warmherzigen Eintreten für Verbesserung der Verhältnisse der deutschen Volksschule und ihrer Lehrer. Die Schule seines Heimathdorfes bot ihm bis zum zehnten Lebensjahre kaum die nothdürftigste Nahrung, und selbst die dann besuchte Kirchspielschule zu Rhaude führte ihn nicht einmal bis zu leidlicher Fertigkeit im Hochdeutschen. Dennoch gelang es ihm, durch Selbststudium sich einige grundlegende Kenntnisse in der Mathematik zu erwerben, und die dankbar benutzte Gelegenheit, am Privatunterrichte zweier Candidaten der Theologie theilzunehmen, ermöglichte ihm, in die Elemente der französischen und lateinischen Sprache einzudringen. Mit sechzehn Jahren trat er nach vorläufiger Prüfung als Schulgehülfe in Pogum am Dollart ein und wurde 1843 Nebenlehrer in Schatteburg mit Reihetisch und 20 Thalern jährlichem Gehalte. Von hier aus ging er 1846 an die Taubstummenanstalt zu Emden und bildete sich dort als Taubstummenlehrer aus. Als solcher wirkte er im Privatverhältnisse zu Esens bis 1848. In diesem Jahre wurde er zum Hauptlehrer, Organisten und Küster in Marienhafe erwählt und arbeitete auch dort rastlos an seiner Fortbildung. Das hannoverische Oberschulcollegium berief ihn 1853 von da nach vorangegangener Prüfung als Elementarlehrer an das Gymnasium zu Aurich, wo er nach abermaliger Prüfung seit 1858 auch fremdsprachlichen Unterricht an den Realclassen ertheilen durfte. Der Drang nach wissenschaftlicher Vertiefung ließ jedoch den verheiratheten, fast vierzigjährigen Mann, dessen äußere Verhältnisse sich inzwischen günstig gestaltet hatten, diese Stelle aufgeben und 1864 mit Gattin und Pflegetochter noch die Universität Göttingen beziehen, wo er 1865 den philosophischen Doctorgrad erwarb und 1866 die Prüfung pro facultate docendi in Englisch, Französisch, Geschichte und Religion bestand. Alsbald nach der Prüfung wurde er Director der höheren Bürgerschule zu Einbeck und übernahm nebenamtlich 1868 auch die Oberleitung der dortigen Volksschulen. Von da berief der Minister Falk ihn 1873 als ersten Seminarlehrer nach Eisleben und übertrug ihm

1876 die Directorstelle am Seminar zu Erfurt. Aber die Kraft des körperlich zarten Mannes hatte sich in den Mühen des meist autodidactischen Emporringens, neben denen ihn mehr und mehr umfangreiches litterarisches Arbeiten gefangen nahm, erschöpft. Des kühnen Vorkämpfers des Volksschullehrerstandes, als der J. besonders seit 1870 hervorgetreten war, bemächtigte sich im engeren Kreise des Wirkens, besonders seit dem Tode seiner trefflichen Frau, nervöse Scheu vor allen festen Entschlüssen. Mehr und mehr entglitten die Zügel der Anstalt seinen Händen. Mißstände verschiedener Art mehrten sich an der Anstalt, und der in weiten Kreisen verehrte Schulmann mußte 1884 in Ruhestand treten, ohne daß er in der letzten amtlichen Stellung, in die er mit besonderer Freudigkeit eingetreten war, und in der man nach seinem ganzen Vorleben Ausgezeichnetes von ihm erwartete, seinem eigenen Ideale hatte entsprechen können. Noch sechs Jahre durfte er in stillem Fleiße seinen litterarischen Interessen leben und starb in Burg bei Magdeburg am 21. Juli 1890.

Wie bereits angedeutet, hat J. sich mit entschiedener Offenheit des deutschen und besonders preußischen Volksschullehrerstandes in dessen Kampfe um würdigere Stellung im öffentlichen Leben und um bessere Dotation angenommen. Dies verdient doppelte Anerkennung, da er selbst zwar die Noth des Standes aus seiner Jugenderfahrung und bleibenden Verbindung mit jenem genau kannte, aber selbst durch günstige Wendung des eigenen Geschickes ihr enthoben war. An dem, was seither erreicht worden, fällt zweifellos ihm ein ehrenwerther Antheil zu. Die von J. veranlaßte Petition der 19 236 Volksschullehrer vom December 1871 hat ihrer Zeit ebensowenig den Eindruck verfehlt wie seine Schriften über diesen Gegenstand: „Geschichte des Rückschrittes in der Dotation der preußischen Volksschule“ (1870); „Zur Dotation der preußischen Volksschule“ (1871); „Die ungenügende Besoldung der preußischen Volksschullehrer“ (1871); „Die Küsterfrage“ (1872). Die übrige, fast unabsehbare Schriftstellerei Jütting's bezieht sich beinahe ausschließlich auf den Unterricht im Deutschen für die verschiedenen Stufen der Volks- und Fortbildungsschule. Seine Lehrbücher werden zum Theile noch heute gebraucht und neu aufgelegt. Besonders wirksam war sein Eintreten für einen verständigen, sachliche und sprachliche Interessen verbindenden grundlegenden Schreibleseunterricht, und auch sonst ist manche dankenswerthe Anregung von ihm für dies Gebiet ausgegangen. Indeß, da sich seine Schriften über deutsche Sprache, seine Lehrbücher, Leitfäden &c. innerhalb der engeren Schullitteratur halten, wird hier auf deren Aufzählung verzichtet. Hervorzuheben ist jedoch, daß J. seit den Tagen der schleswig-holsteinischen Erhebung, für die er noch 1851 mit einer dringenden Flugschrift („Vom barmherzigen Samariter“) eintrat, stets der deutschen Frage im nationalen Sinne warmen Antheil widmete und daneben als treuer Sohn der heimischen Landschaft von 1860—64 ein Ostfriesisches Schulblatt sowie ein „Ostfriesisches Wörterbuch“ (1857) und „Bilder aus der jüngsten Vergangenheit der ostfriesischen Volksschule“ (1885) erscheinen ließ.

Vgl. außer anderen s. Z. zahlreich erschienenen Nekrologen: „Dr. W. U. Jütting“ (in Kehr-Schöppa's Pädagogischen Blättern, 1890, S. 588 ff.) von Hübner und: Meis, Dr. Jüttings Leben, Wirken und Schaffen (Lpz. 1894).

Sander.

Jaffé *): Theodor Julius J., Schauspieler, wurde in Berlin am 17. August 1823 als Sohn eines jüdischen, vermuthlich aus Marienwerder

*) Zu S. 621.

dahin übergesiedelten Kaufmanns geboren. Nach dem Willen seines Vaters sollte er Jurist werden. Da er aber eine schöne Baßstimme besaß, entschloß er sich Sänger zu werden und zur Bühne überzugehen. Er nahm in Berlin bei Kugler und Joseph Elßler Gesangsunterricht und setzte seine Studien später in Wien bei Gentiluomo fort. Im J. 1844 trat er in Troppau zum ersten Mal auf der Bühne auf. Auch in Lübeck, Halle, Magdeburg und Köln, wohin er der Reihe nach verschlagen wurde, wirkte er hauptsächlich als Bassist, aber obwol er dem Publicum gefiel, so erkannte er doch mehr und mehr, daß ihn seine Begabung auf das recitirende Drama hinwies. Im J. 1848 wurde er an das Hoftheater in Weimar engagirt, wo er sich allmählich zu einem bedeutenden Schauspieler entwickelte. In den Jahren 1853 bis 1858 finden wir ihn als ersten Charakterspieler und Regisseur am Theater in Breslau thätig. Die nächsten sieben Jahre verbrachte er am Hoftheater in Braunschweig, von wo er am 1. Juni 1864 als Nachfolger Dawison's an das Dresdener Hoftheater berufen wurde, dem er bis zu seiner Pensionirung am 3. December 1894, also volle dreißig Jahre lang, als ein zwar nicht besonders genialer, aber äußerst brauchbarer, gewissenhafter und fleißiger Künstler angehörte, gleich tüchtig in ernsten wie in heiteren Charakterrollen, ebenso als Mensch wie als Schauspieler geachtet. Nach seiner Pensionierung setzte er seine Thätigkeit als Lehrer der Schauspielkunst am königl. Conservatorium in Dresden noch fort, zu der ihn seine gründliche wissenschaftliche Bildung besonders befähigte. Er starb am 11. April 1898 nach schweren, körperlichen Leiden.

Illustrirte Zeitung. Leipzig 1870, Bd. 54, Nr. 1388, S. 102. — Dresdensia. Dresden 1893, Nr. 33, S. 1. — Dresdener Rundschau 1894, Nr. 49, S. 7; 1898, Nr. 16, S. 1. — A. Kohut, Das Dresdner Hoftheater in der Gegenwart. Dresden und Leipzig 1888, S. 154—156. — Neuer Theater-Almanach. Berlin 1899, S. 169. — Tagebuch der königl. sächsischen Hoftheater vom Jahre 1898. 82. Jahrg. Dresden 1899, S. 110 bis 112. — Ludwig Eisenberg, Großes Biographisches Lexikon der deutschen Bühne im XIX. Jahrhundert. Leipzig 1903, S. 469—470.

H. A. Lier.

Janssen*): Johannes J., Geschichtschreiber, geboren am 10. April 1829 zu Xanten am Niederrhein, † am 2. December 1891 zu Frankfurt am Main, entstammte einer kleinbürgerlichen, streng katholischen Familie, die sich durch Biederkeit und große Wohlthätigkeit auszeichnete. Schon sehr früh zeigte sich bei ihm der Lehr- und Priesterberuf und die Neigung zur Schriftstellerei; trotzdem sollte er nach dem frühen Tode seiner Mutter (1841) gemäß dem Willen seines Vaters ein Handwerk lernen: er kam bei einem Verwandten als Kupferschmied in die Lehre. Da er hierzu durchaus nicht taugte (er hatte stets unter dem blauen Schurzleinen Bücher), erlaubte ihm der Vater zu Ostern 1844 wiederum den Besuch der Xantener Rectoratsschule. Durch angestrengtes Studium, bei dem der von Natur aus schwächliche Körper schwer litt, brachte er es dahin, daß er Herbst 1846 auf die Obersecunda des Gymnasiums zu Recklinghausen kommen konnte; drei Jahre später bestand er dort das Abiturientenexamen. Er bezog nun zunächst die Universität Münster i. Westf., um Theologie zu studiren. Ostern 1850 ging er nach Löwen in Belgien, wo er neben seinem eigentlichen Studium gründlich Französisch und Englisch lernen wollte. Der Aufenthalt in dem rein katholischen Lande und der Verkehr mit bedeutenden Professoren, wie dem Philosophen Laforêt, dem Kanonisten Feije

*) Zu S. 631.

und den Historikern Möller und Arendt behagte ihm ungemein. In seinen Plänen vollzog sich allmählich eine wichtige Wandlung. Infolge andauernder Kränklichkeit und übertriebener Gewissenhaftigkeit entsagte er dem Gedanken, Seelsorger zu werden und entschied sich, die geschichtliche Forschung als seinen eigentlichen Lebensberuf zu erwählen. Historische Neigungen hatten sich bei ihm schon im zartesten Knabenalter gezeigt; auch die großen geschichtlichen Erinnerungen und die bedeutenden mittelalterlichen Kunstwerke seiner durch die deutsche Heldensage verklärten Vaterstadt wirkten nachhaltig auf sein empfängliches Gemüth ein; in Münster war er Professor Grauert, dem Biographen der Königin Christine von Schweden, nähergetreten, Prof. Feije veranlaßte ihn in Löwen, sich eingehender mit den gerade damals in reicher Fülle erscheinenden Quellen zur Geschichte des Abfalls der Niederlande zu beschäftigen. Aus diesen Studien gingen die Aufsätze über „die erste Periode der niederländischen Revolution des 16. Jahrhunderts“ hervor (abgedruckt in der deutschen Ausgabe der Civiltà cattolica, Münster 1855). Im Herbst 1851 kehrte J. in die rheinische Heimath zurück und bezog die Universität Bonn, wo neben dem Philosophen Clemens die Historiker Aschbach und Dahlmann, später auch Julius Ficker und Heinrich Joseph Floß nachhaltig auf ihn einwirkten. In den Osterferien 1853 besuchte er mit einer Empfehlung Aschbach's versehen Johann Friedrich Böhmer in Frankfurt am Main. Die Besprechung mit diesem hervorragenden Gelehrten und edlen Menschen ward entscheidend für seine ganze Zukunft. Auf der Mainbrücke bemerkte ihm Böhmer vor dem Standbilde Karl's des Großen: „Dieses Bild sagt uns was uns fehlt: eine Geschichte des deutschen Volkes aus der Feder eines katholischen Historikers, denn was wir als deutsche Geschichte haben und kennen ist nur eine Farce; man nennt Euch Katholiken mit Recht Kreuzköpfe, weil Ihr das Kreuz verdient, welches man Euch auferlegt“. Diese Worte zündeten in der Seele des Jünglings, der damals bereits den Vorsatz faßte, nach Vollendung seiner Dissertation eine Geschichte des deutschen Volkes als Hauptarbeit seines Lebens in Angriff zu nehmen.

Im Herbst 1853 promovirte J. mit einer Abhandlung über den als Abt, Staatsmann und Gelehrten gleich ausgezeichneten Wibald von Stablo und Corvey („De Wibaldo abbate“, Bonnae 1853), die er Aschbach widmete. Im folgenden Winter arbeitete er die Dissertation zu einer deutschen Monographie um („Wibald von Stablo und Corvey“, Münster 1854). Die von edlem patriotischem Geiste durchwehte Arbeit fand bei Aschbach und Böhmer die beste Aufnahme; das preußische Unterrichtsministerium verlieh dem jungen Gelehrten, dessen Mittel äußerst beschränkt waren, ein Stipendium, welches demselben einen mehrmonatlichen Studienaufenthalt in Berlin ermöglichte.

Anfang August 1854 habilitirte sich J. zu Münster als Privatdocent für Geschichte; für das Wintersemester kündigte er eine Vorlesung über das 16. Jahrhundert an. Allein bereits im September wurde ihm, nicht ohne Zuthun Böhmer's, welcher den hoffnungsvollen Gelehrten nicht aus den Augen verloren hatte, der Antrag gemacht, an Stelle des plötzlich verstorbenen Dr. Steingaß, eines Schwiegersohnes von Görres, die Geschichtsprofessur für die katholischen Schüler des Gymnasiums zu Frankfurt am Main zu übernehmen. Obgleich J. Münster und „die treuen Bewohner der rothen Erde“ sehr lieb gewonnen hatte, nahm er doch den verlockenden Antrag an; die Aussicht, in die Nähe Böhmer's zu kommen, und statt der unsicheren akademischen Laufbahn sofort eine gesicherte Lebensstellung zu erhalten, war entscheidend. Ende October 1854 siedelte er nach der alten Kaiserstadt über, wo fortan sein ganzes Leben verlaufen sollte.

In Frankfurt, das damals noch die geräuschvolle Residenz des deutschen Bundestages war, trat J. bald in einen Kreis geistig hoch angeregter Männer und Frauen ein (hervorgehoben seien Johann David Passavant, Karl Passavant, Maler Steinle, Professor Wedewer, Stadtpfarrer Thissen, Staatsrath v. Linde, Herr und Frau v. Sydow, Frau Rath Johanna Schlosser, Professor Stumpf-Brentano), die er durch seine kindlich harmlose Natur, sein fröhlich freies Wesen („Es lebe die Freiheit" war damals sein Wahlspruch) und seine hinreißende Liebenswürdigkeit entzückte. Wie mannichfaltig auch Lebensstellung und Beruf, wie verschieden oft die politischen und religiösen Ansichten seiner Freunde waren, alle schätzten, ja liebten den jugendlichen Gymnasialprofessor in gleicher Weise. Auch mit seinen protestantischen Collegen am Gymnasium, besonders mit Professor Creizenach und Director Classen stand J. in den allerbesten Beziehungen; am engsten gestaltete sich sein Verkehr mit Böhmer, der am 4. April 1858 schrieb: „Janssen ist mir ein immer lieberer Freund geworden, einen größeren wissenschaftlichen Ernst, eine tiefere Empfänglichkeit für alles Schöne in Natur und Kunst, gepaart mit so vieler Bescheidenheit und Gemüthstreue wird man nicht leicht bei einem jüngeren Manne antreffen".

Die Studien Janssen's in seinen ersten Frankfurter Jahren bewegten sich vorwiegend auf dem Gebiet der mittelalterlichen Geschichte. Er besorgte in Verbindung mit Junkmann die Herausgabe der von seinem Landsmann Scholten unvollendet hinterlassenen Geschichte Ludwig's des Heiligen (Bd. 2, Münster 1855), veröffentlichte Studien über die Kölner Geschichtsquellen im Mittelalter (Annalen f. d. historischen Verein des Niederrheins, Bd. I, 1855) und publicirte als dritten Band der Geschichtsquellen des Bisthums Münster die Chroniken von Röchell, Stevermann und Corfey (Münster 1855—56). Letztere Publication führte ihn wieder auf das Gebiet der neueren Geschichte, der er sich seit 1857 in steigendem Maße zuwandte, im Hinblick auf das allmählich auf die Periode seit dem 15. Jahrhundert eingeschränkte Unternehmen einer deutschen Geschichte, zu dem Böhmer die Anregung gegeben hatte. Böhmer war es auch, der J. auf den Schatz ungedruckter Actenstücke aufmerksam machte, welchen das Frankfurter Stadtarchiv birgt. Hieraus ging die wichtige Publication „Frankfurts Reichscorrespondenz" hervor, von welcher 1863 der erste Band erschien, welcher die Zeit von 1376 bis 1439 umfaßt. Weech begrüßte dieselbe als eine „Quellensammlung ersten Ranges" und als ein Werk, durch welches der Schüler dem Meister Böhmer sich ebenbürtig an die Seite stelle (Augsburger Allg. Zeitung 1863, Nr. 196 u. 214, Beilage).

Alle diese Arbeiten entstanden unter großen körperlichen Schmerzen; neben einem Augenleiden war es vor allem die Neigung zu heftigem Nasenbluten, das bis zum Blutsturze ausarten konnte, welche J. wiederholt in Lebensgefahr brachte; seine zähe Natur überwand jedoch Alles, kaum genesen widmete er sich wieder mit größtem Eifer seinen Arbeiten. So konnte er 1861 eine historisch-politische Abhandlung „Frankreich's Rheingelüste und deutschfeindliche Politik in früheren Jahrhunderten" (2. Auflage 1883) und 1863 die Schrift „Schiller als Historiker" (2. Auflage 1879) veröffentlichen. Die erstgenannte Arbeit stand in engen Beziehungen zu den Zeitereignissen, an welchen J. den lebhaftesten Antheil nahm: sie ist ein leuchtendes Denkmal seiner echt deutschen Gesinnung. Mit Meisterhand wird in derselben Frankreichs traditionelle Politik gegen Deutschland und deren Streben zur Erwerbung der Rheingrenze nachgewiesen. Die Schrift ist „den deutschen Diplomaten" gewidmet, in Wahrheit aber an das deutsche Volk gerichtet. In den herrlichen Schlußworten gibt J. seiner Hoffnung auf das Wiedererstehen von Kaiser und Reich begeisterten

Ausdruck. „Niemand", bemerkte ein streng protestantischer Kritiker, „wird dem Verfasser seinen katholischen Stand- und Gesichtspunkt zum Vorwurfe machen wollen, jeder sich vielmehr freuen können, denselben mit soviel Milde gegen Andersgläubige, mit soviel Unbefangenheit und Freimuth der eigenen Kirche gegenüber verfochten zu sehen". Dieser Freimuth war gepaart mit einer tief innerlichen glühenden Liebe zur Kirche seiner Väter. Wer J. näher kannte, den konnte es nicht überraschen, daß derselbe den bereits in früher Jugend gefaßten Plan, Priester zu werden, am 26. März 1860 ausführte. Ganz in der Stille hatte er sich durch geistliche Uebungen bei den Capuzinern in Aschaffenburg und während eines Urlaubes durch theologische Studien in Tübingen zu dem Schritte vorbereitet. Von großem Einfluß auf den Entschluß Janssen's war die Geistesnoth seines Freundes Böhmer, der durch seine historischen Studien ein feuriger Verehrer der katholischen Kirche geworden, dennoch außerhalb ihres Verbandes blieb und dadurch ungemein litt; entscheidend waren Janssen's Liebe zur Kirche und die Ueberzeugung von der Kraft ihrer Gnaden, deren er als Priester doppelt theilhaftig zu werden hoffte. Bezeichnend für die großen und weiten Anschauungen, denen J. auf religiösem Gebiete huldigte, ist seine Rede über „die Kirche und die Freiheit der Völker" (Frankfurt 1863), die vielfach an Lacordaire und Montalembert's Ideen erinnert, und seine begeisterte Abhandlung „Das Papstthum in der Geschichte" (Frankfurt 1867).

Der Tod Böhmer's (22. October 1863), durch den J. „das Beste ward, was er je empfangen", war ein schwerer Schlag; sich in Frankfurt vereinsamt fühlend, nahm J. einen fünfmonatlichen Urlaub zu einer Reise nach Italien, während welcher er vom December 1863 bis April 1864 als Gast des Cardinals Reisach in Rom weilte. Neben archivalischen Forschungen im vaticanischen Archiv widmete er sich eifrig dem Studium der Kunstwerke und trat auch vielen hervorragenden Persönlichkeiten näher. Pius IX. und besonders Cardinal Reisach befragten ihn wiederholt wegen der kirchlichen Verhältnisse Deutschlands, wo sich damals der Altkatholicismus vorbereitete; sie lernten den maßvollen und gelehrten deutschen Professor so hochschätzen, daß sie ihm den Antrag machten, in den diplomatischen Dienst der Curie zu treten. Allein J., der vor allem seine persönliche Freiheit hochschätzte, lehnte dieses ehrenvolle Anerbieten ebenso ab, wie später dasjenige eines preußischen Diplomaten, seine gewandte Feder in den Dienst politischer Publicistik zu stellen. Er bat auch Pius IX., der ihm eine geistliche Auszeichnung zugedacht hatte, hiervon Abstand zu nehmen: als einfacher Gymnasialprofessor traf er im Juni 1864 wieder in seinem „lieben Frankfurt" ein, wo er in der folgenden Zeit eine weitverzweigte schriftstellerische Thätigkeit auf dem Gebiet der Geschichte, der Biographie und des Essay entfaltete. Neben kleinen historischen Vorträgen („Rußland und Polen vor 100 Jahren"; „Gustav Adolf in Deutschland"; „Karl der Große"; „Erinnerungen an den Kapuziner P. Borgias") gehören der folgenden Zeit drei größere Arbeiten an: die 1865 als Frucht seiner römischen Quellenstudien erschienene Schrift „Zur Genesis der ersten Theilung Polens", die erste Abtheilung des zweiten Bandes von Frankfurts Reichscorrespondenz, Acten aus der Zeit Kaiser Friedrich's III. bis zur Wahl König Maximilian's enthaltend (die zweite Abtheilung mit den Documenten zur Zeit Maximilian's I. erschien 1872, die erste 1866) und endlich das große Werk „Johann Friedrich Böhmer's Leben, Briefe und kleinere Schriften" (3 Bände, Freiburg 1868). Die durch peinlichste Objectivität und Genauigkeit, ungemeine Reichhaltigkeit und künstlerische Form ausgezeichnete Böhmer-Biographie, von welcher J. 1869 unter dem Titel „Böhmer's Leben und Anschauungen" einen Auszug

veröffentlichte, fand allgemeine Anerkennung; kein geringerer als Ranke hob die Bedeutung der Publication für die Geschichte der deutschen Studien hervor (siehe Ranke's Werke 51—52, S. 535), während August Reichensperger die Wichtigkeit der Arbeit für die nationale Kunst eingehend würdigte (Organ für christliche Kunst 1863, Nr. 13). In den mit „heldenmüthiger Rücksichtslosigkeit" (so urtheilt Wattenbach in den Heidelberger Jahrbüchern 1868, Nr. 36) herausgegebenen Briefen sind „wahre Goldkörner ausgestreut für historische Forschung und deren Methode, für Kunst und Litteratur" (Norddeutsche Allg. Zeitung 1868, Nr. 161).

Neben diesen größeren und schwierigeren Arbeiten gingen gewissermaßen zur Erleichterung von Geist und Gemüth kleinere und leichtere her, welche in Zeitschriften veröffentlicht wurden. Bei diesen Essays bevorzugte J. Briefsammlungen und biographische Aufzeichnungen. Eine Auswahl seiner Essays veröffentlichte er 1875 unter dem Titel „Zeit- und Lebensbilder" (4. Auflage 1889, 2 Bde.). Er widmete diese „Beiträge zur vergleichenden Culturgeschichte", welche fast das ganze 19. Jahrhundert umspannen, seinem Freunde August Reichensperger. An die „Zeit- und Lebensbilder" reihte sich eine auf dem meist ungedruckten Nachlaß beruhende künstlerisch abgerundete Biographie des Grafen Friedrich Leopold zu Stolberg (2 Bde., Freiburg 1877 ff., dritte Auflage des ersten Bandes 1882).

In demselben Jahre 1876, in welchem J. mit der Stolberg-Biographie hervortrat, begann er auch die Herausgabe seiner großen „Geschichte des Deutschen Volkes seit dem Ausgang des Mittelalters". Dieses Werk war unter dem Eindruck der gewaltigen Ereignisse des Jahres 1870, an welchen J. als echter deutscher Patriot begeisterten Antheil nahm, in den Vordergrund seiner Studien getreten: es sollte ihn fortan in erster Linie bis zu seinem letzten Augenblicke beschäftigen. Eine gewisse Ablenkung brachte allerdings der auf den deutsch-französischen Krieg folgende „Culturkampf" mit sich. J. hatte, hier gänzlich von seinem Lehrer Böhmer, der Preußen für den „Pfahl in deutschem Fleische" erklärte, wie von den meisten seiner Glaubensgenossen, abweichend schon in den sechziger Jahren eine entschieden preußenfreundliche Haltung eingenommen. In Frankfurt stand er vor und noch lange nach dem Jahre 1866 in dieser Hinsicht unter hervorragenden Katholiken wie Protestanten fast völlig isolirt da. Es kümmerte ihn auch nicht, daß das Berliner Unterrichtsministerium ihn trotz seiner hervorragenden wissenschaftlichen Leistungen hartnäckig ignorirte und nicht daran dachte, ihn für eine Universität zu gewinnen. Die Erhebung König Wilhelm's zum Deutschen Kaiser begrüßte er in einem schwungvollen Gedicht, auf das neue Reich setzte er die größten Hoffnungen. Um so schmerzlicher war seine Enttäuschung, daß der alte religiöse Zwiespalt wieder entbrannte und der leitende Staatsmann „in der alten Kirche heiliger Macht den Erbfeind deutscher Größe wähnte". Was die Ignorirung nicht erreicht hatte, das bewirkten jetzt die Schlag auf Schlag folgenden Maßregeln gegen die katholische Kirche. J. trat in eine entschiedene Opposition gegen die preußische Politik, die mit dem Fortschreiten des Culturkampfes an Schärfe zunahm. Er wurde ein eifriger Mitarbeiter der katholischen Presse, besonders der Kölnischen Volkszeitung, verfaßte die scharfe Schrift „Berlins sittliche und sociale Zustände nach Berliner Berichten dargestellt" (Freiburg 1872) und ließ sich an Stelle seines am 11. Februar 1875 verstorbenen Freundes Karl Friedrich v. Savigny für den Wahlkreis Montjoie-Schleiden-Malmedy zum Mitglied des preußischen Abgeordnetenhauses wählen; daß er dem Centrum beitrat, war selbstverständlich. Ueber seinen Berliner Aufenthalt

liegen ausführliche Tagebücher vor, aus welchen Auszüge in der „Kölnischen Volkszeitung“ (1896, Nr. 491, 493, 495, 497) veröffentlicht wurden. Der gemüthvolle stille Gelehrte war indessen für das unruhige und aufgeregte parlamentarische Leben nicht geschaffen; er erkannte dies bald selbst; im Herbst 1876 lehnte er die Wiederannahme eines Mandates ab, um sich fortan ungestört dem Geschichtsunterricht der katholischen Schüler des Frankfurter Gymnasiums und vor allem seinem großen Lebenswerke, der „Geschichte des deutschen Volkes seit dem Ausgange des Mittelalters“ widmen zu können. Der erste Halbband derselben hatte 1876 innerhalb weniger Monate vier Auflagen erlebt; Anfang 1878 lag der ganze erste Band mit dem Sondertitel „Die allgemeinen Zustände des Deutschen Volkes beim Ausgang des Mittelalters“ im Drucke vor. Auf Grund einer staunenswerthen Quellen- und Litteraturkenntniß war hier in leicht lesbarer Form ein mit patriotischer Begeisterung entworfenes umfassendes Culturbild der deutschen Zustände am Vorabend der Kirchenspaltung gezeichnet. Das Ganze gestaltete sich zu einer glänzenden Ehrenrettung des vielverlästerten, wenig gekannten 15. Jahrhunderts. An Anerkennung der hochbedeutenden Leistung, welche tiefe Forschung mit feinsinniger und doch stets populärer Darstellung verbindet, fehlte es auch auf protestantischer Seite nicht. Georg Waitz urtheilte, „J. ist der erste jetzt lebende Historiker“. „Hier ist einmal wieder eine That des Katholicismus“, schrieb die Deutsche Reichspost (1877, Nr. 286). „Wie hohe Wellen auch Möhler's Symbolik einst über dem todten Meere der deutschen Gelehrsamkeit erregte, ebenso hohe erregt nun dies Buch, und vielleicht in noch weitere Kreise fortschreitende. Tiefe Gelehrsamkeit, eminenter Ueberblick über die meisten wissenschaftlichen Gebiete, reichliche, treffliche Combinationen finden wir gepaart mit besonderen Autoreigenschaften, einem ungewöhnlichen Talente geschickter Uebergänge, einem kräftigen Stil. Keine Polemik im Buche. Ein religiös-idealer und patriotischer Grundton zieht stark und warm durch das Ganze“. Die wichtigsten und glänzendsten Partien des Bandes sind jene, welche die socialen Verhältnisse behandeln; die Berliner Jahresberichte der Geschichtswissenschaft (1877, S. 606) bezeichneten dieselben geradezu als eine „Musterschöpfung wissenschaftlicher Arbeit“.

Bereits 1879 erschien der zweite Band der Geschichte des Deutschen Volkes, der „vom Beginn der kirchlich-politischen Revolution bis zum Ausgang der socialen Revolution von 1525“ reicht. — „Das Werk ist eine sehr bedeutende Erscheinung“, heißt es in den Berliner Jahresberichten der Geschichtswissenschaft (II. Jahrgang, 1879, S. 11 u. 260), „und hat Anspruch auf eingehende Beachtung. Sehr überzeugend ist der zum Theil störende Einfluß der Reformation auf das wissenschaftliche Leben, wie der Verfall der Universitäten bewiesen, der der Heranbildung des rüden Prädicantenthums günstig war. In der Darstellung der socialen Revolution entfaltet J. seine ganze Meisterschaft, besonders in der Klarlegung der bäuerlichen Verhältnisse“.

Aehnliche anerkennende Urtheile von protestantischer Seite wurden seit dem Erscheinen des dritten Bandes, welcher „die politisch-kirchliche Revolution der Fürsten und Städte und ihre Folgen für Volk und Reich bis zum sogenannten Augsburger Religionsfrieden von 1555“ schildert (Freiburg 1881), immer seltener, während sich die Angriffe mehrten. Letzteres kann nicht überraschen, denn J. hatte in scharfer Weise die Kehrseite der politisch-religiösen Umwälzung des 16. Jahrhunderts hervorgehoben. Wundern muß man sich dagegen, daß ein Theil der Kritiker einen Mann von so bewährter deutsch-patriotischer Gesinnung wie J. der Vaterlandslosigkeit und der Reichsfeindschaft beschuldigte. Ebenso bedauerlich ist es, daß viele Kritiker statt in eine sachliche

Discussion einzutreten, sich in den heftigsten Schmähungen und Verdächtigungen ergingen. J. hatte sich in seinem Geschichtswerk nicht bloß von jeder Leidenschaftlichkeit, sondern auch von jeglicher Polemik ferngehalten, auch theologische und politische Discussionen ausgeschlossen; er brachte nur Thatsachen und zeitgenössische Urtheile. So sehr die Angriffe, namentlich auf seinen patriotischen Sinn, auch J. schmerzten, so bewahrte er doch seine Ruhe. Zeuge davon sind die beiden Vertheidigungsschriften „An meine Kritiker“ (erstes Wort 1882, das „zweite Wort an meine Kritiker“, 1883). Es gibt wenig Streitschriften von so vollendeter Ruhe, Noblesse und Sachlichkeit; nur in ganz besonders schweren Fällen kommt ein scharfes Wort zur Verwendung, sonst äußert sich nur Bedauern, zuweilen mit Humor gemischt; im allgemeinen ist die Vertheidigung so eingerichtet, daß die in Anführungszeichen mitgetheilten Ausfälle der Gegner von selbst auf dieselben zurückfallen. Einen Kritiker, der ihn dem Teufel übergeben, „übergiebt“ J. „lediglich dem Urtheil der Leser“. Das Ende war, daß J. nach dem Urtheile vieler (vgl. Paul Förster, Deutsches Litteraturblatt 1881, S. 171) aus dem Streite „unzweifelhaft als Sieger hervorging“. Von dem Interesse, welches der Streit erregte, zeugt die Thatsache, daß von den Schriften an die Kritiker 19 000 und 11 000 Exemplare verkauft wurden. Gleichzeitig stieg auch die Verbreitung des Janssen'schen Geschichtswerkes, von dessen erstem Bande 25 000 Exemplare abgesetzt wurden. Der im Frühling 1885 unter dem Sondertitel „Allgemeine Zustände des deutschen Volkes seit dem Augsburger Religionsfrieden vom Jahre 1555 bis zur Verkündigung der Concordienformel im Jahre 1580“ zur Ausgabe gelangte vierte Band mußte sofort in der Höhe von zwölf Auflagen erscheinen. Dasselbe war der Fall bei dem 1886 publicirten fünften Bande, welcher die „Vorbereitung des dreißigjährigen Krieges“ behandelte. Mit dem 1888 erschienenen sechsten Bande unterbrach J. die politische Geschichte, um ein großes Bild der Culturzustände Deutschlands seit dem Ausgang des Mittelalters bis zum Beginne des dreißigjährigen Krieges zu entwerfen. Es war jedoch J. nur vergönnt noch den sechsten Band, welcher Kunst- und Volkslitteratur behandelte, herauszugeben. Ueber der Vollendung des siebenten und achten Bandes ist er nach mehrwöchentlichem Krankenlager am 24. December 1891 gestorben. Sein litterarischer Erbe hat die Vollendung und Herausgabe dieser Bände in engem Anschlusse an seinen Lehrer besorgt. Ungemein eingehend wird in denselben das Hexenwesen und der Hexenwahn des 16. Jahrhunderts behandelt; es ist die ausführlichste Darstellung dieses Gegenstandes, welche existirt, so eingehend, daß sie zum Theil aus dem Rahmen der Gesammtdarstellung herausfällt.

Unbestrittene Vorzüge des Janssen'schen Geschichtswerkes sind die sorgsame Verwerthung eines riesigen Quellenmaterials (darunter auch zahlreiche ungedruckte Acten besonders aus dem Frankfurter Stadtarchiv), sehr vollständige Heranziehung der gesammten neueren Litteratur, klare und einfache Darstellung, endlich Bevorzugung des culturhistorischen Elementes in einem bisher nicht bekannten Umfange, sodaß eine eigentliche Volksgeschichte entstand. Während Döllinger die theologische Seite, Ranke die politisch-internationalen Beziehungen besonders berücksichtigte, stellte J. die social-politischen, culturgeschichtlichen Verhältnisse im weitesten Umfang in den Vordergrund. Eine besondere Eigenthümlichkeit des Werkes von J. ist, daß derselbe mit Vorliebe die Zeitgenossen redend einführt und das Endurtheil dem Leser überläßt. Auf die Auswahl und Verwerthung dieser Zeugnisse beziehen sich die Angriffe wegen Geschichtsfälschung, die jedoch nicht bewiesen sind; die Berliner Kreuzzeitung trat denn auch trotz ihres abweichenden Standpunktes dem Vorwurf entgegen, daß J. mit Tendenz und Bewußtsein geschichtliche Ereignisse verfälscht oder zu Gunsten

seines katholischen Bekenntnisses entstellt habe (Kreuzzeitung 1885, S. 39, Beil.). Was die oft angegriffene Objectivität Janssen's anbelangt, so muß zugegeben werden, daß er trotz ehrlichen Strebens nach möglichster Objectivität die feine Linie derselben nicht überall eingehalten hat. Es gilt dies namentlich von dem ersten Bande, in welchem die kirchlichen Mißstände viel zu kurz behandelt waren; diesem von J. selbst empfundenen Mangel hat jedoch sein litterarischer Erbe bei Veranstaltung der 18. Auflage des ersten Bandes (Freiburg 1897) durch Einschiebung eines mehr als hundert Seiten füllenden Abschnitts abzuhelfen gesucht. — Ueber verschiedene Momente und Factoren, welche bei der Entstehung und Ausbreitung der Kirchenspaltung maßgebend waren, wird man gleichfalls im einzelnen anderer Ansicht sein dürfen als J. Neben dem von ihm sehr in den Vordergrund gestellten jüngeren Humanismus waren noch zahlreiche andere Factoren mächtig wirksam, welche in Janssen's Darstellung nicht genügend in Anschlag gebracht sind. Die Schattenseiten im katholischen Lager wurden übrigens von J. im dritten, vierten und fünften Band scharf betont: die Politik Clemens' VII. sowie diejenige Paul's III. wurden mit Freimuth getadelt, ebenso der verweltlichte deutsche Episcopat des 16. Jahrhunderts.

An Einfluß und Verbreitung steht Janssen's Geschichte des Deutschen Volkes unerreicht da: von jedem der drei ersten Bände sind 18 Auflagen, von den fünf folgenden 16 Auflagen ausgegeben worden. Daneben erschien eine französische Uebersetzung, deren erster Band bereits in zweiter Auflage vorliegt; eine englische Uebertragung ist in Angriff genommen. Aehnliche Erfolge hat kein Historiker des 19. Jahrhunderts aufzuweisen; unter den katholischen Geschichtsschreibern hat seit Baronius, Raynald und Pallavicini keiner Janssen's Ruhm erreicht. Die Bedeutung Janssen's für die protestantische Geschichtsschreibung betonte L. Freytag im Berliner Central-Organ für die Interessen des Realschulwesens (1885, S. 39). Derselbe hebt hervor, daß J. „auch uns Protestanten einen großen Dienst erwiesen hat: sein Werk mag oft empfindlich treffen, mag auch in Einzelheiten anzufechten sein, die landläufige populär protestantische Geschichtsschreibung über das Reformationszeitalter ist jedenfalls von jetzt ab unmöglich geworden". In ähnlicher Weise meinte auch Professor Paulsen: „sicherlich ist Janssen's Geschichte des deutschen Volkes nicht die letzte Darstellung dieses Volkslebens, aber gerade die Protestanten können und müssen von ihm lernen." Der Verfasser von „Rembrandt als Erzieher", bemerkt in der neuesten Auflage über J. folgendes: „Der Unparteiische wird es als ein Verdienst Johannes Janssen's anerkennen, daß er auch einmal die Kehrseite des Reformationszeitalters aufgezeigt hat, der Vernünftige wird seine wie der protestantischen Geschichtsschreiber Darstellungen gegen einander abwägen und sich selbst ein Urtheil bilden; nur der Träge und Voreingenommene wird bei ihm zu kurz kommen. Wie der Grieche seine homerischen Rhapsoden, so sollte der Deutsche seine nationalen Geschichtsschreiber anhören, empfangend und zugleich mitschaffend" (S. 73 der 10. Aufl. 1892).

Trotz seiner großen litterarischen Erfolge und des ausgedehnten Ruhmes, der ihm zu theil wurde, blieb J. persönlich so einfach und bescheiden wie vorher. Papst Leo XIII., der hochherzige Beförderer geschichtlicher Studien, hatte bereits 1880 seine Verdienste durch Ernennung zum apostolischen Protonotar ad instar participantium anerkannt; mehrmals hat der Papst auch daran gedacht, J. an die Spitze des vaticanischen Archivs zu stellen; noch im Herbst 1890 wollte er ihm die Cardinalswürde verleihen, J. aber bat dringend, ihn seinem stillen Frankfurter Kreise nicht zu entziehen, nur dort könne er sein Lebenswerk zu Ende führen. Nach höheren Ehren hatte sein Sinn niemals gestanden. Aus dem Volk hervorgegangen blieb er stets ein Mann des Volkes,

Demokrat in seinen Anschauungen, Aristokrat in seinem Wesen und Auftreten. Für sich selbst überaus sparsam, verwandte er seine reichen, litterarischen Einkünfte zur Förderung historischer Arbeiten, zu Kirchenbauten und zur Milderung der socialen Noth, namentlich zum Besten armer Kinder. Die Rettungsanstalt Johannesstift in Oberursel bei Frankfurt am Main verdankt ihm ihre Gründung. Seine Stellung zu den Protestanten hat er im J. 1882 also gekennzeichnet: „Was ich im J. 1861 am Schluß einer Schrift, in der ich den von Frankreich geschürten confessionellen Hader der Deutschen zu schildern hatte, ausgesprochen habe, daran halte ich noch heute fest: es handle sich für uns vor allem darum, keine religiöse Feindschaft neu zu erwecken, sondern treu zu pflegen mit der Kirche, was bei den einzelnen Parteien vom Christenthum noch auf lebendiger Wurzel grünt. Von Herzen befürworte ich ein einheitliches Zusammengehen mit den von uns getrennten Confessionen auf allen Gebieten, wo ein solches erreichbar ist, namentlich gegenüber dem Unglauben und Materialismus, gegenüber den Feinden einer jeden Kirche".

Geboren in einer Stadt des Rheinlandes nicht weit von der westfälischen Grenze, vereinigte J. in sich die guten Eigenschaften beider Volksstämme: die Zähigkeit und den Fleiß des Westfalen mit der Lebhaftigkeit und Vielseitigkeit des Rheinländers. Es hatten jedoch die rheinischen Elemente in seinem Wesen das entschiedene Uebergewicht: seine bezaubernde Liebenswürdigkeit und die sonnenhelle Heiterkeit seines Gemüthes waren echt rheinisch. In Frankfurt war J. völlig heimisch geworden und bei Angehörigen der verschiedensten Parteien und Confessionen so beliebt, daß die Frankfurter Zeitung in ihrem Nekrolog schreiben konnte: „J. als Mensch besaß keinen Feind unter denen, die ihn kannten."

Janssen's litterarischer Nachlaß (Tagebücher u. Briefe). — Eigene Erinnerungen. — Böhmer's Leben und Briefe. Freiburg 1868. — F. Hülskamp im Litterarischen Handweiser 1891. — H. Wedewer im Mainzer Katholik 1892, I. — Akademische Monatsblätter 1892. — A. v. Steinle, Janssen's Frankfurter Freundeskreis, in d. Historisch-polit. Blättern, Bd. 109. — Edward v. Steinle's Briefwechsel mit seinen Freunden. 2 Bde., Freiburg 1898. — Meister, Erinnerungen an Janssen. Frankfurt 1896. — L. Pastor, J. Janssen. Ein Lebensbild vornehmlich nach den ungedruckten Briefen u. Tagebüchern desselben. Neue, verbesserte Auflage. Freiburg 1894.

L. Pastor.

Jeep *): Justus Wilhelm Linde J., Philologe und Schulmann, † 1884, wurde am 25. September 1799 in Holzminden geboren, wo sein Vater Joh. Friedr. J. das Amt eines Stadtkämmerers versah; seine Mutter, Sab. Karoline geb. Seidensticker, war die Tochter eines Bergbeamten aus Klausthal. Er besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt und bezog Michaelis 1818 die Universität Göttingen, um sich dem Studium der Philologie und Theologie zu widmen. Er schloß sich hier besonders den Professoren Mitscherlich, Dissen und Karl Otfr. Müller an, an deren Seminarübungen er sich auch als Mitglied betheiligte. Zu Ostern 1821 verließ er Göttingen, und noch in demselben Jahre wurde er am Gymnasium zu Holzminden als Collaborator angestellt; 1828 wurde er Subconrector. An das Gymnasium zu Wolfenbüttel berufen, wurde er hier am 12. Juli 1833 als Conrector und zweiter Lehrer der ersten Classe eingeführt und 1838 zum Director ernannt; 1853 erhielt er den Titel eines Professors, 1866 den eines Schulraths; 1857 wurde er außerordentliches, 1861 ordentliches Mitglied der Prüfungscommission für die

*) Zu S. 643.

Candidaten des höheren Schulamts. Ein Augenübel, das sich mit der Zeit herausgebildet hatte, veranlaßte ihn wiederholt um seine Entlassung zu bitten, die ihm zu Ende des Jahres 1869 ungern ertheilt wurde. Eine Augenoperation, der er sich im Sommer 1872 zu Hannover unterwarf, hatte besten Erfolg und gestattete ihm die Wiederaufnahme seiner wissenschaftlichen Arbeiten. Diese waren ganz der classischen Philologie gewidmet, unter deren Gelehrten er sich einen sehr geachteten Namen errang. Sein Hauptwerk war die Ausgabe des Justin, die 1859 als Theil der Bibliotheca Scriptorum Graecorum et Romanorum Teubneriana erschien. Außerdem veröffentlichte er eine große Anzahl von Gymnasialprogrammen und Aufsätzen in wissenschaftlichen Zeitschriften, die sich besonders auf die Werke von Cicero, Curtius Rufus, Horaz u. a. bezogen. Weit wichtiger aber als die wissenschaftliche Arbeit, der eigentlich nur die knapp bemessene Mußezeit galt, war für J. die Thätigkeit an seiner Schule, der er sich mit ganzer Kraft und vollem Herzen hingab. Er besaß das Vertrauen, die Liebe und Achtung seiner Schüler in ungewöhnlichem Maaße. Was ihn aber vorzüglich befähigte, die Jugend an sich heranzuziehen, zu lehren und auf den richtigen Weg zu leiten, das war nicht so sehr die Fülle der Gelehrsamkeit, über die er gebot, und die er in schlichter, eindringlicher Weise mitzutheilen verstand, als der volle Einklang seiner Persönlichkeit, die hohen sittlichen Ernst, tiefe Religiosität, strenge Gerechtigkeit mit kindlichem Vertrauen und wohlwollender Milde in sich vereinigte. Lehre und Leben standen bei ihm in seltener Uebereinstimmung. Die angeborene Würde seines Auftretens, die ruhige Sachlichkeit und einfache Herzlichkeit seiner Rede, die stets der unmittelbare Ausdruck einer inneren festen Ueberzeugung war, verfehlten niemals ihre Wirkung. Weder in der Schulzucht noch beim Unterricht. Sie äußerte sich besonders auch in den Religionsstunden, die er in der Prima selbst ertheilte, und die für manche spätere Theologen von bestimmendem Einflusse gewesen sind. Er zeigte und weckte Vertrauen und konnte so stets mit Sicherheit auf das Ehrgefühl seiner älteren Schüler rechnen. Als er die Leitung des Wolfenbüttler Gymnasiums übernahm, wurde ihm nahe gelegt, die an der Schule bestehende Turngemeinde, die sich ohne Mitwirkung der Lehrer frei verwaltete, aufzuheben, da sie eine Pflanzstätte des Demagogenthums sei. J. aber konnte sich von der Schädlichkeit des Turnens nicht überzeugen, er sah darin vielmehr nur eine gesunde Leibesübung und in der Turngemeinde eine für den Geist der ganzen Schule nützliche Einrichtung. Wie er nichts ohne Ueberzeugung thun konnte, so blieb er jenem Winke gegenüber vollkommen taub und ermöglichte so das Fortbestehen der Turngemeinde, die jetzt unseres Wissens die älteste Schulturngemeinde Deutschlands ist. Auch sonst ging er im Leben, unbekümmert um Lob oder Tadel der Menge, ruhig und aufrecht seinen Weg; im J. 1848 gehörte er zu den Wenigen, die frei von aller Parteischablone am schlichten Rechtsstandpunkte festhielten. Selten trat er mit seinen Ansichten in die Oeffentlichkeit. Wenn es aber geschah, sprach er sich offen und furchtlos vor der Parteien Leidenschaft aus. So war es nur natürlich, daß er sich bei seinen Mitbürgern eben so sehr der größten Hochachtung erfreute, wie bei seinen alten Schülern unvergänglicher Anhänglichkeit und Dankbarkeit. Bis in sein hohes Alter hinauf bewahrte er sich die körperliche und geistige Gesundheit; erst am 15. Januar 1884 machte ein sanfter Tod seinem Leben ein plötzliches Ende. Seine Gattin, Emilie geb. Kloz, die Tochter des früh verstorbenen Bergassessors Justus Kloz aus Halle a. S., die er am 8. Juni 1829 heimgeführt hatte, war ihm schon am 25. Mai 1876 im Tode vorausgegangen. Zwei Töchter bildeten fortan die treue Stütze seines Alters. Ihn

überlebten sechs Söhne, die sämmtlich vom Vater lernten, in Kirchen- und Schuldienst wie im praktischen Berufe ihre Stelle in tüchtiger Weise auszufüllen.

Vgl. Koldewey, Album des Herzoglichen Gymnasiums zu Wolfenbüttel (1877), S. 19 ff. und in Schmidt's Biogr. Jahrbuch 1884, wo auch die Schriften Jeep's verzeichnet stehen. — Aufsatz des Unterzeichneten in der Festzeitung zur Feier des 75jähr. Bestehens d. Gymnasialturngemeinde zu Wolfenbüttel (1903) S. 3—6 und die hier verzeichnete Litteratur.

P. Zimmermann.

Jencke*): Johann Friedrich J., Taubstummenlehrer, wurde am 27. Juli 1812 in Diehsa in der Oberlausitz als Sohn eines Bauernpaars geboren, das sich zu der Herrnhuter Brüdergemeine hielt. Er erhielt seine Elementarbildung zu Uhyst an der Spree und bezog, da er Lehrer werden wollte, im J. 1825 das freiherrlich v. Fletcher'sche Seminar in Dresden. Hier hatte er, erst 16 Jahre alt, Gelegenheit, seine Kenntniß der Gebärdensprache, die er sich schon zu Hause im Umgang mit einer taubstummen Magd angeeignet hatte, an einem taubstummen Knaben Namens Moritz Großmann, der in der Nähe wohnte, zu verwerthen und ihn zum Sprechen leichter Worte zu veranlassen. Er übernahm dann am 14. October 1828 feierlich die weitere Ausbildung dieses Knaben und legte so den Grund für die Dresdner Taubstummenlehranstalt, die er schon im J. 1833 durch Lostrennung von dem Seminar selbständig machte und in ihrem bedrohten Zustande durch Veranstaltung einer Landescollecte im J. 1835 so kräftigte, daß er schon im Jahre darauf 28 Zöglinge um sich versammeln konnte. Nachdem ihm die sächsische Staatsregierung eine namhafte jährliche Unterstützung zugesagt hatte, errichtete er im J. 1838 ein eigenes Gebäude für seine Anstalt, die immer erweitert und noch durch das Asyl für erwachsene taubstumme Mädchen vergrößert wurde. Im J. 1872 mußte eine Filialanstalt in Plauen bei Dresden ins Leben gerufen werden, aus der sich die heutige Taubstummenvorschule entwickelt hat, und im J. 1880 erhielt das segensreiche Unternehmen seine gegenwärtige Gestalt. J. schloß sich in seinem Lehrgang und Zielen der von Heinicke begründeten Methode an und ließ es sich besonders angelegen sein, für die Unterstützung erwachsener Taubstummen zu sorgen. Seine Bestrebungen wurden im In- und Auslande verdientermaßen anerkannt. Er wurde von König Albert zum Hofrath ernannt und erhielt, als er am 31. October 1890 sein Amt niederlegte, das Comthurkreuz 2. Classe des Albrechtsordens. Er starb plötzlich ohne Krankenlager und Todeskampf am 4. August 1893.

Vgl. H. E. Stötzner in: Bunte Bilder aus dem Sachsenlande, II. Bd. 2. Aufl. Leipzig 1895, S. 495—499. — Dresdner Anzeiger vom 5. Aug. 1893, Nr. 217, S. 3 und Nr. 220, S. 4.

H. A. Lier.

Ilberg**): Friedrich Theodor Hugo J., † am 30. November 1883, angesehener Gymnasialpädagog, zuletzt in Dresden. Hugo J. wurde am 24. Juli 1828 in Hohenmölsen, Kreis Weißenfels, geboren, wo der Vater, später Kreisrichter in Kölleda und Belgern, damals Gerichtsamtmann war. Bis dahin von einem Hauslehrer vorbereitet, trat der Jüngling 1843 in die seiner Heimath benachbarte, berühmte Schule zu Schulpforta ein, der er bis zur rühmlich bestandenen Reifeprüfung, Ostern 1849, angehörte. Tiefen Eindruck machten ihm die Lehrer Kirchner (Rector), Steinhart, der Platoniker,

*) Zu S. 650.
**) Zu S. 666.

Koberstein, der Litterarhistoriker, Karl Keil, der Epigraphiker; dieser zugleich sein besonderer Tutor. Der Jüngling entschied sich unter ihrem Einflusse für das Studium der Philologie, dem er zunächst drei Semester in Halle unter Bernhardy und dem jugendlichen Privatdocenten Heinrich Keil oblag. Herbst 1850 begab er sich nach Bonn, wo er Friedrich Ritschl, Fr. Gottlieb Welcker, Brandis, Dahlmann und wiederum zwei damals junge Docenten, Karl Schaarschmidt und Jakob Bernays, als Lehrer und Führer hatte. Zusammen mit seinem Schweizer Freunde Theodor Hug, späterem Professor zu Schaffhausen, errang er den zweiten akademischen Preis für Bearbeitung der Preisaufgabe: „Q. Ennii Annalium fragmenta praemissa de poëtae vita scriptis et arte disputatione disponantur emendentur illustrentur“. Den ersten Preis hatten die rüstigen Nebenbuhler dem jungen Johannes Vahlen lassen müssen. Bald darauf schloß J. das akademische Studium mit der Oberlehrerprüfung in Bonn (Herbst 1852) und begab sich über die neue Heimath Belgern a. d. Elbe nach Berlin, um im Januar 1853 unter Ferdinand Ranke am Friedrich-Wilhelmsgymnasium sein Probejahr anzutreten. Schon nach einem Vierteljahre folgte er jedoch dem Rufe an das Mariengymnasium zu Stettin und erwarb hier unter den Directoren Hasselbach und Karl Peter inmitten eines lebendigen und bedeutenden Lehrercollegiums, dem u. a. Hermann Rassow, Gustav Wendt, Franz Kern, Richard Volkmann gleichzeitig mit ihm angehörten, in vierjähriger Wirksamkeit den Ruf eines begabten und anregenden Lehrers, wie eines besonders glücklichen Lenkers der Jugend. In Stettin gründete er auch seinen Hausstand durch die Heirath mit Klara Weißwang, Tochter eines verstorbenen Gerichtsamtmannes zu Schwarzenberg im Erzgebirge, die ihn überleben und ihm die Augen zudrücken sollte (1. October 1855). Im J. 1857 führte das junge Paar ein neuer Ruf nach Magdeburg an Gymnasium und Convict des Klosters U. L. Fr.; und von da nach abermals vier Jahren holte ihn Rassow, inzwischen als Director an Sauppe's Stelle von Stettin nach Weimar übergesiedelt, dorthin als Conrector. Wie sehr sich der junge Schulmann schon damals Ruf in weiteren Kreisen erworben hatte, obwol die Ansprüche der Praxis und der öftere Wechsel des Arbeitsfeldes hier wie später die lebhaft erfaßten litterarischen Pläne — die sich besonders um Plautus bewegten — immer wieder zurückdrängten, beweist der überraschende Ruf, den ihm wenige Monate später der kgl. sächsische Geheime Schulrath Gilbert persönlich brachte, und der ihn schon im April 1862 als Director von Weimar nach Zwickau entführte. Daß die Eltern nach dem Uebertritte des Vaters in den Ruhestand gleichzeitig nach dem Zwickau benachbarten Schwarzenberger Drahthammer, dem Wohnsitze von Hugo Ilberg's älterer, dort verheiratheter Schwester, übersiedelten, wurde beiderseits als erfreuliche Fügung dankbar empfunden. Aber auch im sächsischen Schuldienste war J. noch mehrfacher Wechsel beschieden. In Zwickau wirkte er neun, in Meißen an St. Afra drei, in Dresden am königlichen Gymnasium der Neustadt wieder neun Jahre. In Zwickau durchlebte er die beiden großen Kriegsjahre, das für ihn als Preußen in Sachsen besonders schwere 1866, das erhebende 1870/71. In Dresden erweiterte sich 1879 sein Wirkenskreis noch durch die ehrenvolle Ernennung zum Geheimen Schulrathe im königlichen Ministerium des Cultus und des öffentlichen Unterrichtes. Aber recht froh konnte er dieser Ehre nicht mehr werden. Bald nachher überfiel ihn ein Gelenkrheumatismus, und die nachbleibende Schwäche des gesammten Organismus machte die starke Anspannung durch das Doppelamt, besonders in der österlichen Prüfungszeit nur noch beschwerlicher und gefährlicher. Seit 1880 kränkelte er mehrfach; nach der schweren Prüfungszeit 1883, am 24. März, dem Tage vor Ostern, traf ihn ein Gehirnschlag, und fortan siechte er. Nach

anscheinender Besserung wiederholte sich der Anfall Ende Juli zu St. Blasien im Schwarzwalde. An Wiederaufnahme der Berufsarbeiten war nicht mehr zu denken. Ein zweiter Rückfall ließ ihn daheim am 30. November sanft entschlummern. Der Ruf eines tüchtigen Gelehrten und Schulmannes, eines warmherzigen, frommen und patriotischen Erziehers der Jugend im Sinne des alten protestantischen Humanismus überlebte ihn in Sachsen, in dem er ganz eingewurzelt war, wie in den Kreisen seines früheren Wirkens.

Vgl. Friedrich Theodor Hugo Ilberg. Erinnerungen an sein Leben und Wirken, für seine Freunde und Schüler zusammengestellt von Johannes Ilberg. Leipzig 1885. (In den Beilagen Proben deutscher und lateinischer Schulreden, sowie lateinischer Poesie von Hugo Ilberg.)

Sander.

Jochmus*): August Freiherr J. von Cotignola, geboren am 27. Februar 1808 in Hamburg, konnte dem Handelsstande, zu welchem ihn sein Vater bestimmte, kein Interesse abgewinnen und reiste nach Paris, wo er eifrig militärischen Studien oblag. 19 Jahre alt, schloß er sich dem griechischen Freiheitskampfe an und machte die Feldzüge der Jahre 1827 bis Ende 1829 mit. Im J. 1828 war er Hauptmann und Adjutant des Oberbefehlshabers der griechischen Landmacht, Generals Sir Richard Church, wurde 1832 als Hauptmann des Generalstabes im griechischen Kriegsministerium angestellt und zu verschiedenen Missionen verwendet. Durch die Ränke der nationalen Partei aus Griechenland vertrieben, begab J. sich im J. 1835 nach England, um auf Empfehlung des britischen Gesandten in Athen, Sir Lyons, in die englisch-spanische Legion zu treten, in welcher er die bedeutendsten Schlachten in Spanien unter Sir Evans mitmachte und im Verlauf der beiden Kriegsjahre zum Brigadegeneral emporstieg. Nachdem er noch zwei Jahre als Chef des spanischen Armeecorps von Cantabrien gedient hatte, kehrte J. Ende 1838 nach England zurück, wurde jedoch sofort nach Constantinopel gesendet, um dort einen Feldzugsplan für den voraussichtlichen Krieg in Syrien zu entwerfen. Mitte Juli 1840 zum Chef des Generalstabes der englisch-österreichisch-türkischen Armee im Libanon und, auf Vorschlag der englischen Regierung, zum türkischen Divisionsgeneral und Pascha von zwei Roßschweifen ernannt, war J. bei der Beschießung und Einnahme von St. Jean d'Acre thätig und wurde nach Beendigung des Feldzuges bis zum Jahre 1848 im Kriegsministerium in Constantinopel verwendet. Die Märzrevolution veranlaßte J. zur Rückkehr nach Deutschland. Am 17. März 1849 verlieh ihm der Reichsverweser Erzherzog Johann das Portefeuille des Aeußeren und der Marine, die er nach dem Rücktritt des Erzherzogs im December 1849 niederlegte. Die folgenden Jahre benutzte J. zu Reisen durch Europa, dann nach Aegypten, Arabien, Indien, China und Amerika, während des Winters der Jahre 1856 bis 1859 aber verweilte er, da sein Sohn Karl die Cadettenschule in Hainburg, dann die Theresianische Militärakademie in Wiener Neustadt besuchte, in Wien. Hier trat er dann auch in Berührung mit FZM. Frhrn. v. Heß, dem er, vor und während des Krieges gegen Frankreich und Italien, verschiedene militärisch-politische Denkschriften vorlegte und durch dessen Vermittlung er als Feldmarschalllieutenant in die kaiserliche Armee aufgenommen zu werden hoffte. Dieser Wunsch blieb unerfüllt, da es nicht zur definitiven Aufstellung des deutschen Bundesheeres kam, doch wurde J. Ende December in den erblichen österreichischen Freiherrnstand mit dem Prädicate „von Cotignola“ erhoben. Bei Beginn des Krieges gegen Preußen und Italien

*) Zu S. 679.

1866 strebte J. abermals eine Verwendung in der kaiserlichen Armee an, doch verzögerte sich die Ernennung. Erst am 19. Juli 1866 wurde ihm der Titel eines Feldmarschalllieutenants verliehen, ohne daß J. zu irgend einer Thätigkeit im Felde gelangte. Nach dem Frieden von Nikolsburg zog sich J. in das Privatleben zurück, unternahm in den Jahren 1870 und 1871 noch eine Weltreise, nach deren Beendigung er in Bamberg dauernden Aufenthalt nahm, wo er am 14. September 1881 starb. Seine militärischen und politischen Aufsätze, Denkschriften und Briefe hat G. M. Thomas in vier Bänden herausgegeben.

Acten des k. u. k. Kriegs-Archivs. — Die Wehrzeitung. Jahrg. 1881. — Aug. v. Jochmus' gesammelte Schriften. Hsg. von Dr. G. M. Thomas. Berlin 1883—1884.

Criste.

K.

Kahler: Otto K., hervorragender Kliniker zu Wien, 1849 in Prag geboren, studirte auch dort, war Assistent an der Klinik von Halla, wurde 1871 promovirt, 1878 Docent an der deutschen Universität in Prag, 1882 Professor e. o., 1886 ord. Professor für specielle Pathologie und Therapie und Vorstand der II. medicinischen Klinik an der deutschen Universität und war schließlich seit 1889 als Nachfolger Bamberger's in gleicher Eigenschaft in Wien thätig, wo er jedoch bereits am 24. Januar 1893 starb. Trotz seines frühen Todes hat K. durch seine litterarische und Lehrthätigkeit sich den Ruf eines der bedeutendsten Kliniker der Neuzeit begründet. Er hat in verschiedenen Archiven und Zeitschriften zahlreiche Arbeiten aus verschiedenen Gebieten der inneren Medicin, vor allem aus dem der Neurologie, klinischen, anatomischen und experimentellen Inhaltes verfaßt, das Capitel „Centralnervensystem“ in dem Lehrbuche der Histologie von C. Toldt (3. Auflage Stuttgart 1888) bearbeitet und war Redacteur der Prager Medicinischen Wochenschrift seit 1878. Namentlich verdankt ihm die Lehre von der Tabes und von den combinirten Systemerkrankungen des Rückenmarks wesentliche Förderung. Ebenso hat K. Studien über die Basedow'sche Krankheit, über Rückenmarksverletzungen, über die acute, aufsteigende Paralyse, perniciöse Anämie, Darmverschluß, Venenpuls, Pleurapunction &c. gemacht resp. veröffentlicht. Am 2. Juli 1904 wurde Kahler's Büste in den Arkaden der Wiener Universität feierlich enthüllt, wobei Professor Kraus (Berlin) die Rede hielt.

Vgl. Biogr. Lexikon ed. Pagel, S. 835. Pagel.

Kaehler: Otto K., königlich preußischer Generalmajor z. D., kaiserlich ottomanischer Generallieutenant und Generaladjutant des Sultans, der Sohn eines Predigers, am 16. Juni 1830 zu Neuhausen bei Königsberg i. Pr. geboren, trat am 1. November 1848, wissenschaftlich gut vorgebildet, als Einjährig-Freiwilliger bei der 1. Pionierabtheilung zu Königsberg i. Pr. in den Dienst, ging aber bald zur Cavallerie über, wurde am 13. April 1852 zum Secondlieutenant bei dem in Tilsit stehenden 1. Dragonerregimente befördert, besuchte von 1856 bis 1859 die Allgemeine Kriegsschule (jetzt Kriegsakademie), war dann Regimentsadjutant, wurde 1861 zum Topographischen Bureau des Großen Generalstabes commandirt und Ende 1864 zum Adjutanten der 12. Division in Neisse ernannt. In dieser Stellung machte er, bei der Mobilmachung zum Rittmeister aufgerückt, auf dem böhmischen Kriegsschauplatze den Feldzug

vom Jahre 1866 mit, der für ihn fast thatenlos verlief. Nach Friedensschluß kam er als Escadronchef in das 2. Schles. Dragonerregiment nach Oels. Hier widmete er der Truppe, aus welcher er hervorgegangen war, ein Prachtwerk „Einhundertundfünfzig Jahre aus der Geschichte des Königlich Preußischen Litthauischen Dragoner-Regiments Nr. 1 (Prinz Albrecht von Preußen) seit seiner Errichtung am 1. Mai 1717 bis zur Gegenwart" (Berlin 1867), welchem er 1869 einen Nachtrag über die „Erlebnisse des Regiments im Feldzuge von 1866 gegen Oesterreich" folgen ließ. — Der Ausbruch des Krieges mit Frankreich berief ihn in einen ganz anderen Wirkungskreis. Er wurde als Generalstabsofficier der 2. Cavalleriedivision zugetheilt, welche Generallieutenant Graf Wilhelm zu Stolberg-Wernigerode befehligte. Mit dieser hat er an den Ereignissen des Feldzuges, namentlich an der Bekämpfung der Heere der Republik im Westen des Landes vollen Antheil gehabt. Die Thaten und die Schicksale der Division hat er, im 4. Beihefte des Militär-Wochenblattes vom Jahre 1871, geschildert.

Als Major im Generalstabe aus dem Felde zurückgekehrt und dem Großen Generalstabe überwiesen, trat er, auf die im Kriege gemachten Wahrnehmungen und eigenen Erfahrungen gestützt, als eifriger und beredter Vertreter einer Richtung hervor, welche danach trachtete, der Reiterwaffe, trotz der durch die gesteigerte Feuerwirkung der Infanterie und der Artillerie veränderten Gefechtsverhältnisse, den früher von ihr eingenommenen Rang und Platz wieder zu verschaffen. Mit dem Prinzen Friedrich Karl von Preußen (s. A. D. B. XLIX, 118), General v. Schmidt (ebd. XXXII, 1), war er der Hauptverfechter dieses Strebens. In der periodischen Presse sowol wie in selbstständigen Werken brachte er es zum Ausdrucke. Die letzteren waren: „Die Reiterei in der Schlacht von Vionville und Mars-la-Tour am 16. August 1870" (3. Aufl. Berlin 1874); „Seydlitz in seiner Bedeutung für die Reiterei von sonst und jetzt" (3. Beiheft zum Militär-Wochenblatt, Berlin 1871), an die Heranbildung von Führern für die Waffe mahnend; „Die preußische Reiterei von 1806 bis 1876 in ihrer inneren Entwickelung" (Berlin 1879), ein Buch, in welchem aber nicht der Gang dieser Entwickelung einheitlich geschildert ist, sondern nur die Dienstbefehle abgedruckt sind, durch die sie beeinflußt wurde; ferner übersetzte er aus dem Englischen unter dem Titel: „Zwei Jahre im Sattel und am Feinde" (3. Aufl. Berlin 1897), die Erinnerungen aus dem nordamerikanischen Bürgerkriege von Heros v. Borcke, Stabschef des südstaatlichen Reitergenerals Stuart. Durch Vorträge an der Kriegsakademie, die ihm übertragen waren, erhielt er Gelegenheit seine Lehren in weitere Kreise des Heeres zu verbreiten. Auch hatte er mittelbar großen Einfluß auf die Bearbeitung des Exercierreglements für die Cavallerie vom 5. Juli 1876. Kurz vor dem Erscheinen des letzteren war er zum Commandeur des 2. Schlesischen Husarenregiments Nr. 6 ernannt. Er siedelte nun von Berlin nach Neustadt in Oberschlesien über. Hier veranlaßte ihn eine die Leistungen der Cavallerie im Kriege gegen Frankreich herabsetzende und den Werth der Waffe bestreitende Schrift eines als R. U. zeichnenden, unbekannten Urhebers zu einer Erwiderung, welche als „Anti R. U." im 11. und 12. Beihefte des Militär-Wochenblattes vom Jahre 1881 abgedruckt ist. Im Sommer 1882 schied er von Europa und, mit dem Charakter als Generalmajor, aus dem Heere, um im Dienste des Sultans mit drei seiner Kameraden zu arbeiten an dem unfruchtbaren Bemühen das türkische Heer zu reorganisiren, aber schon am 8. November 1885 starb er zu Constantinopel nach kurzer Krankheit.

Militär-Wochenblatt Nr. 97, Berlin, 2. Dec. 1885. B. v. Poten.

Kahnis: Karl Friedrich August K., lutherischer Theologe, Professor in Leipzig, wurde am 22. December 1814 zu Greiz als Sohn des Schneiders Joh. Friedr. Kanes (so laut Kirchenbuch) geboren. Ueber seinen Familiennamen bemerkt er gelegentlich: „ein geborener Voigtländer trage ich einen alten voigtländischen Familiennamen. Eine voigtländische Familie meines Namens, die Familie Kanis, hat nach dem pirnaischen Mönch (Mencken, Script. rer. germ. II, 1595) und urkundlichen Nachrichten (Limmer, Vogtland I, 401) im Jahre 1226 das Dominikanerkloster in Plauen hauptsächlich gegründet. Der Name ist sorbischen Ursprungs und wohl in dem böhmischen Kanecz (Kancze: Eber) erhalten, woher innerhalb derselben Familie die Formen Kanes und Kanz sich erklären" (Zeugniß S. 7 f.). Bis zum 17. Jahre besuchte er die Schulen seiner Vaterstadt, 1835 noch ein halbes Jahr die Lateinschule der Francke'schen Stiftungen in Halle, wo er die Reifeprüfung ablegte. Im Herbste desselben Jahres bezog er die dortige Universität, zunächst um Philologie zu studiren. Mit Eifer wandte er sich der antiken Philosophie, besonders Plato, zu. Zugleich aber ließ er sich durch die Hegel'sche Philosophie, die Erdmann in anziehender Weise vertrat, imponiren. „Frühe mit dem Kirchenglauben zerfallen, ja nicht ohne schwere Zweifel an der Wahrheit aller Religion überhaupt, hoffte er von jener Philosophie die Lösung des großen Weltzwiespaltes zwischen Sein und Wissen." „Aber im dritten Jahr meiner Universitätsstudien", so erzählt er, „ging mir die klare Erkenntniß auf, daß diese Schule das Recht des unmittelbaren Lebens, der Persönlichkeit, der geschichtlichen Mächte, des christlichen Glaubens verkümmere". Dazu verhalfen ihm der naturwüchsige Historiker Heinrich Leo und der Theologe Tholuck. Seine Wandlung documentirte der 24jährige Student durch seine temperamentvolle Erstlingsschrift „Dr. Ruge und Hegel. Ein Beitrag zur Würdigung Hegel'scher Tendenzen", Quedlinburg 1838, in der er gegen die Junghegelsche Richtung protestirt, vor allem im Namen der deutschen Jugend. Im Zusammenhang damit steht die Wendung zur Theologie. In einem geheimnißvollen Erlebnisse kam das neue Glaubensleben des Jünglings entscheidend zum Durchbruch. 1840 siedelte K. nach Berlin über, wo er Neander, Marheineke, Twesten und den Naturphilosophen Steffens hörte, besonders aber bei Hengstenberg vielseitige Förderung fand. Zugleich empfing er Anregungen in dem Kreise Jüngerer, der sich um Ludwig v. Gerlach scharte. 1842 habilitirte er sich für die historische Theologie mit einer Schrift über die Entwickelung der griechischen Philosophie in ihrem Verhältniß zum Christenthum. 1844 erhielt er einen Ruf als außerordentlicher Professor nach Breslau, um zugleich mit anderen neu Berufenen gegen den dort herrschenden Rationalismus anzukämpfen. Er trat seine Professur mit einer Disputation De spiritus sancti persona capp. II an (Breslau 1845), die wegen mancher kritischen Ansichten als Vorspiel seiner Aufsehen erregenden „Dogmatik" angesehen werden kann. Am 27. September 1845 führte er Elisabeth v. Schenkendorf, die Tochter des Landrathes auf Wulkow, eines Verwandten des gleichnamigen Dichters, als seine Gattin heim und gewann in ihr die geistig ebenbürtige, treue Gefährtin, die ihn noch länger überlebte. War seine akademische Wirksamkeit schon an sich durch die herrschenden Verhältnisse gehemmt, so sah er sie völlig lahmgelegt, als er im November 1848 nach längerem Bedenken sich Gewissens halber entschloß, mit seiner Gattin aus der unirten Kirche zu den separirten Lutheranern, deren Mittelpunkt Breslau war, überzutreten. K. that diesen Schritt unter den Eindrücken der Revolution von dem Gesichtspunkte aus, daß dem kirchlichen Bekenntnisse in der Union der klare Rechtstitel fehle, und mit der vollen Erkenntniß, daß er seine akademische Zukunft in Preußen als Opfer

einsetze. Aber unbegreiflich wird sein Charakter und seine spätere Entwicklung, wenn man ihn für einen beschränkten, engherzigen Vertreter lutherischer Orthodoxie hält. Das war er nie. Das eigentlich lutherische Bekenntniß war ihm jederzeit nur die Confessio Augustana. Und mehr gedrängt durch die Gegner als aus eigenstem Antriebe hat er 1853/54 gegen die Union und ihre Vertreter, besonders K. J. Nitzsch, die Feder ergriffen, wenngleich er zeitlebens principiell sich gegen diese kirchliche Neubildung erklärte, weil sie entgegen den Grundsätzen der evangelischen Kirche die Einheit nicht im Bekenntnisse, sondern in der Verfassung suche.

Aus den drückend gewordenen Verhältnissen, die nur häusliches Glück und wissenschaftliche Arbeit erträglich machten, befreite ihn 1850 ein Ruf nach Leipzig. Als Harleß' Nachfolger sollte er Dogmatik und zugleich für Niedner Kirchengeschichte lesen. 1851 erhielt er von Erlangen die Würde eines D. theol. Hier in Leipzig fand er den Boden, auf dem sein Leben und Wirken sich zu reicher Frucht entfalten sollte, zumal seit E. Luthardt (von 1856) und Franz Delitzsch (von 1867 an) neben und mit ihm zusammen wirkten. Einen weitreichenden Einfluß gewann er dadurch, daß er nicht bloß fesselnde und belehrende Vorlesungen hielt, sondern auch dem kirchlichen Leben zunächst Sachsens seine rege und thätige Theilnahme zuwandte durch Predigten, Vorträge, Zeitungsredaction (Sächs. Kirchen- und Schulblatt 1853—57), Besuch von Conferenzen u. s. w. In der Facultät rückte er allmählich zum Senior auf, 1860 wurde er Domherr des Hochstiftes Meißen, 1864/65 Rector der Universität. Einen bedeutsamen Markstein in seinem Leben bezeichnet das Erscheinen des ersten Bandes seiner „Dogmatik" 1861. Seine Absicht war, das Dogma aus seinem geschichtlichen Werdeproceß heraus zu reconstruiren. Das konnte aber für ihn keine bloße Wiederholung des Alten sein. Zum mindesten bedurfte auch das Alte gemäß den Fortschritten der Wissenschaft neuer theologischer Begründung. So wich denn K. in der Lehre von der Trinität und vom Abendmahl von der altorthodoxen Form ab, besonders aber bekannte er sich offen, im ganzen wie im einzelnen, zu der neueren geschichtlichen Betrachtungsweise der Bibel. Es war durchaus verkehrt, wenn frühere Gesinnungsgenossen K. des Abfalls bezichtigten (so besonders Hengstenberg und Dieckhoff). Es trat nur unter veränderten Gegensätzen eine Seite von ihm stärker hervor, die er schon in früheren Schriften zeigt, nämlich die verständige Reflexion, der Sinn für das Natürliche und Einfache, zugleich aber auch die historisirende, unsystematische Weise seines Denkens. Seine kritischen Sätze sind nicht mit einer wirklichen Neugestaltung des Dogmas verknüpft. So kraftvoll er daher in seinem „Zeugniß von den Grundwahrheiten des Protestantismus" 1862 das Schwert protestantischen Geistes gegen D. Hengstenberg geschwungen hat, so hat die Fehde doch weniger geschichtliche als persönliche Bedeutung, und man hat nicht Ursache es zu beklagen, daß K., wenn er auch seine „Dogmatik" vollendete, doch seit jener Zeit der Kirchengeschichte als seinem eigentlichen Fache sich fast ausschließlich zuwandte. Hier erstrahlte seine besondere Begabung, nämlich die Fähigkeit, aufzufassen, zu combiniren und darzustellen. Ging er auch auf die Quellen zurück, so war er doch kein Bahnbrecher historischer Forschung. Sein Streben war vielmehr, sich mit liebevoller Hingabe in Zeiten und Personen zu versenken, um sie in ihrem eigenthümlichen Wesen und im Zusammenhange der gesammtkirchlichen Entwicklung zu erfassen. Für diese aber bot ihm seine kirchlich-dogmatische Ansicht ein gewisses Schema, mittelst dessen die Masse lichtvoll gegliedert wurde. Seine lebensvolle Anschauung endlich, gepaart mit poetischem Empfinden, ermöglichte ihm eine geschmackvolle Darstellung, und das kräftige Mitklingen

persönlicher Accente verleiht seinen historischen Arbeiten eine erquickende Frische. Unter ihnen sind hervorzuheben sein „Innerer Gang des deutschen Protestantismus seit Mitte des vorigen (= 18.) Jahrhunderts", 1854, 2. Aufl. 1860, 3. Aufl., bis zur Reformation rückwärts erweitert, daher im Titel ohne die zeitliche Näherbestimmung; ferner: „Die deutsche Reformation" (1. u. einziger Band), 1872, „Der Gang der Kirche in Lebensbildern", 1887. Wenn er aber selbst urtheilt: „unsere besten Bücher sind die, welche wir in die Seelen unserer Zuhörer schreiben", so entspricht dem, daß stärker als seine Schriften die Vorlesungen von K. auf zahlreiche Generationen von Hörern eingewirkt haben, einerseits durch das, was er bot und wie er es bot — in netten zugespitzten und leicht einzuprägenden Formeln —, andererseits durch die Persönlichkeit, die hinter dem Gebotenen stand oder vielmehr sich selbst in alles hineinlegte. K. war ein echt christlicher und weil aus dem Grunde erneuert, darum ein lauterer, demüthiger und wahrhaft natürlicher Charakter. Zugleich besaß er einen reichen, für alles Schöne und Gute auch in der natürlichen Welt empfänglichen Geist, ein tiefes Gemüth und einen tapferen Mannesmuth, in dem zugleich jederzeit etwas von dem Feuer jugendlicher Begeisterung glühte. Seine Lieblingsgestalt aus der Kirchengeschichte war Luther, und nicht zum wenigsten auch deshalb, weil er von ihm schreiben konnte: „wie in keinem Kirchenlehrer vor und nach ihm hat sich in Luther der evangelische und der deutsche Geist vereint". Als deutsche Eigenart aber bezeichnete er das im Gemüthe wurzelnde Personleben, den Individualismus, der freilich nach ihm nur dann nicht auflösend wirkt, wenn er in der persönlichen Gemeinschaft mit Gott Halt und Gehalt erlangt. Sein echter Patriotismus verleugnete sich nie und fand gelegentlich einen sehr wirkungsvollen Ausdruck, wie in der 1870 nach der Schlacht bei Wörth gehaltenen Predigt (2. Sammlung Nr. 18).

In der letzten Zeit seines Wirkens gingen seine Kräfte sehr zurück, schon kündete sich das Gehirnleiden an, das ihn 1885 nöthigte, seine Lehrthätigkeit aufzugeben. Nach schweren Jahren mit viel inneren Anfechtungen erlöste ihn der Tod am 20. Juni 1888. Von Schriften sind außer den oben angeführten noch zu nennen bezw. genauer anzugeben: „Die Lehre vom heiligen Geist", Theil 1 (nicht mehr erschienen), Halle 1847; „Die Lehre vom Abendmahle", Leipzig 1851; „Die lutherische Dogmatik, historisch-genetisch dargestellt", 3 Bde., Leipzig 1861—68; 2., umgearb. Ausgabe in 2 Bdn. 1874. 75; „Christenthum und Lutherthum", 1871; „Die Sache der lutherischen Kirche gegenüber der Union", Leipzig 1855; „Ueber das Verhältniß der alten Philosophie zum Christenthum", Leipzig 1875. 1883; „Predigten", drei Sammlungen, Leipzig 1866. 1871. 1877.

Vgl. Fr. Jul. Winter, D. K. Fr. Aug. Kahnis, Leipzig 1896. — Der Unterzeichnete in Herzog-Hauck's Realencyklopädie IX, 692—98.

Johannes Kunze.

Kaiserfeld: Moritz von K., Staatsmann und Parlamentarier. K. wurde am 24. Januar 1811 auf dem Schlosse Mannsberg (Monsberg) bei Pettau in der unteren Steiermark geboren, studirte 1820—1832 am akademischen Gymnasium, an den philosophischen Jahrgängen und an der juridischen Facultät der Universität Graz, legte die praktische politisch-judicielle Prüfung bei dem k. k. Appellationsgerichte zu Klagenfurt ab, wurde 1835 Justitiär der Gutsherrschaft Thannhausen in der östlichen Steiermark und 1837 Verwalter der Herrschaft Birkenstein bei Birkfeld im Feistritzthale der Oststeiermark; schon im folgenden Jahre (16. April 1838) vermählte er sich mit der Besitzerin dieses Gutes, der verwittweten Gräfin Marie Klementine von Manneville, lebte mit ihr bis zu ihrem 1871 erfolgten Tode in ungemein glücklicher Ehe, der ein

Sohn Moritz (geb. 1839) entsproß. 1844 machte er mit Familie eine große Reise durch Deutschland, Belgien, Frankreich, in der er, wie seine Tagebuchfragmente beweisen, Land und Leute kennen lernte, seinen Gesichtskreis namhaft erweiterte und Grund legte zu den tiefen und umfassenden Kenntnissen, die bei seiner späteren Laufbahn zu Tage traten.

Als der Märzsturm des Jahres 1848 Oesterreich durchbrauste und das alte Reich bis in seine Grundfesten erschütterte, war K. ein reifer, erfahrungsreicher Mann, der sich durch Reisen und durch Studien auf dem Gebiete der Staatswissenschaften und der Geschichte, namentlich der Großbritanniens so herangebildet hatte, daß er berufen war, eine hervorragende Rolle im Staatsleben seines Vaterlandes zu spielen. So trat er schon in dem von den alten Landständen der Steiermark einberufenen provisorischen durch Vertreter des Bürger- und Bauernstandes verstärkten Landtage, in den er als einer der Abgeordneten des nichtlandständischen Gutsbesitzes gewählt worden war, maßgebend hervor. In der Sitzung vom 27. Juli 1848 stellte er den Antrag, den eben zusammentretenden constituirenden österreichischen Reichstag durch eine Adresse zu begrüßen und zu erklären, daß der provisorische Landtag „das Fortbestehen oder das Neuauftauchen jeder Körperschaft, die sich neben oder über die Regierung stellt und Beschlüsse faßt und durchführt, welche als Ausdruck des wirklichen Volkswillens von nun an nur im Schoße des Reichstages ihren Ursprung haben müssen, als inconstitutionell das Selbstgefühl der Provinzen verletzend und weil Mißtrauen und möglicherweise Widerstand erzeugend, als gefährlich bezeichnen müsse“. — Dieser Antrag war gegen den sogenannten Sicherheitsausschuß, das Hauptorgan des Wiener Radicalismus, gerichtet und wurde vom Landtage fast einstimmig angenommen. In demselben Landtage sprach er sich für die Aufhebung der Urbariallasten (Zehent, Robot u. s. w.) der gutsunterthänigen Bauern aus, jedoch gegen entsprechende Entschädigung der berechtigten Gutsbesitzer und machte in der Sitzung vom 27. Juli treffliche Bemerkungen über die Pflege der Forstwirtschaft.

Schon bei diesem seinem ersten parlamentarischen Auftreten, sowie in verschiedenen Artikeln, welche er für die Tagesblätter schrieb, zeigte er sich als das, was er bisher war und sein Leben lang blieb: als ein conservativer Liberaler; er knüpfte an die bestehenden Verhältnisse an, wollte diese durch Reformen, nicht durch Umsturz geändert und fortgebildet wissen und war ein entschiedener Gegner des im dritten Drittel des Jahres 1848 immer drohender hervortretenden Wiener Radicalismus, kurz er bewies schon damals, daß er auch in der Zeit der heftigsten politischen Stürme ein echter wahrer Staatsmann war, dessen klares, ruhiges Urtheil erkannte, daß nicht durch revolutionäres Vorgehen, sondern nur auf dem Wege des Rechtes und der Gesetze Oesterreich einer besseren Zukunft entgegengehen könne. Er war auch ein Vertreter der Autonomie der Provinzen, ein Gegner der straffen Centralisation des Staates, wie sie z. B. Frankreich darbot; als Löhner im österreichischen Reichstage die Aufhebung der Eintheilung des Reiches in Provinzen und die Errichtung von Departements beantragte, trat K. diesem Ansinnen in Zeitungsartikeln auf das entschiedenste entgegen. Hingegen war er ein kräftiger Verfechter des constitutionellen Princips und als nach der Niederwerfung des October-Aufstandes 1848 Marschall Fürst Windischgrätz eine Proclamation erließ, durch welche der Belagerungszustand über die Residenz im Umkreise von zwei Meilen verhängt, das Standrecht eingeführt, alle politischen Vereine geschlossen, alle Versammlungen untersagt wurden und als gleichzeitig Verhaftungen aus politischen Gründen vorkamen, ebensolche Processe und Verurtheilungen stattfanden, begründete K. in der Sitzung des steiermärkischen Landtages vom

8. November 1848 den Antrag, gegen die an die Bewohner von Nieder- und Oberösterreich gerichtete Proclamation des Fürsten Windischgrätz vom 1. November zur Wahrung des constitutionellen Princips bei dem k. k. Ministerium Verwahrung einzulegen.

Nachdem Dr. Josef Potpeschnigg, der Abgeordnete der Stadt Graz in der Frankfurter Nationalversammlung, Januar 1849 sein Mandat niedergelegt hatte, trat K. als dessen Ersatzmann in dieses Parlament ein. Er schrieb von Frankfurt, er sei sich dessen bewußt, er werde dort keine bedeutende Rolle spielen, denn einerseits sei es schon zu spät dazu, andererseits könne er, der einfache schlichte Mann aus den Bergen mit den hervorragenden Größen, welche dort wirkten, sich nicht messen und endlich sei der Versuch, Deutschland auf diesem Wege zu einigen, schon als gescheitert zu betrachten. Nach der Wahl des Königs von Preußen zum deutschen Kaiser, legte K. mit sechs anderen österreichischen Abgeordneten das Mandat (16. April 1849) nieder und kehrte nach Birkenstein zurück.

Während seines Aufenthaltes in Frankfurt hatte er eine kurze Reise nach Paris in Familienangelegenheiten unternommen; auch verfaßte er damals und noch in den Jahren 1849, 1850, 1851 zahlreiche Artikel, welche in Grazer Blättern erschienen und seine Anschauungen über die politischen Verhältnisse in Deutschland und Oesterreich zum Gegenstande hatten.

In der Zeit der Reaction von 1850—1860, in der Periode, in der die Völker Oesterreichs unter der bureaukratischen, militärischen und kirchlichen Gewaltherrschaft schmachteten, verblieb K. gleich den anderen politischen Köpfen der Steiermark, Dr. Karl Rechbauer, Moritz Ritter v. Franck, Dr. Karl v. Stremayr, Graf Karl Gleispach, Dr. Anton v. Wasserfall, Professor Dr. Gustav Franz Schreiner u. a. in voller Zurückgezogenheit, in der Erkenntniß, daß gegenüber den Machthabern jener Zeit jedes öffentliche Auftreten, jede Bethätigung durch Wort oder Schrift vollkommen fruchtlos, ja geradezu für den einzelnen und für die Allgemeinheit nachtheilig wirken würde.

Erst nachdem die Staatsmänner des Kaiserstaats nach dem unglücklichen Kriege von 1859 und nach dem Bankrott des Absolutismus im Innern sich genöthigt sahen, das Staatsschiff allmählich in das Fahrwasser des Constitutionalismus zu lenken, was durch das Diplom vom 20. October 1860, durch die Verfassung vom 26. Februar 1861 und durch die gleichzeitig erschienenen Landesordnungen für die cisleithanischen Königreiche und Länder erfolgte, war wieder Raum geschaffen für die öffentliche politische Bethätigung Kaiserfeld's. Die Landgemeindenbezirke Weiz, Gleisdorf und Birkfeld wählten ihn zu ihrem Vertreter im steirischen Landtag und die Regierung (Ministerium Schmerling) ließ ihn durch den Kaiser, neben Graf Gleispach als Landeshauptmann, zu dessen Stellvertreter ernennen. Der Landtag sowol, sowie die gesammte öffentliche Meinung begrüßten jubelnd die Berufung dieses erleuchteten und lauteren Patrioten zu der hohen Stelle. In der ersten Session des steiermärkischen Landtags (6. bis 20. April 1861) begründete K. in einer inhaltlich und formell vollendeten Rede den Erlaß einer Adresse an den Kaiser, in derselben Session wurde er vom Landtage in den Landesausschuß und zum Abgeordneten in den Reichsrath gewählt. Als Mitglied des Landesausschusses waren ihm als Arbeitsgebiet die Landesunterrichtsanstalten, die Leistungen des Landes für Unterrichtszwecke, die Museen und Institute des Joanneums, die Landeshumanitätsanstalten, Landesausstellungen, Agenden des Gemeindewesens, Schulpatronat, Bezirksvertretungen, Sanitäts- und Straßenwesen zugewiesen.

Am 20. April 1861 wurde der erste constitutionelle Reichsrath Oesterreichs eröffnet. K. gehörte in ihm der Partei der Autonomisten an und gelangte bald an ihre Spitze. Im Plenum des Reichsrathes trat er in trefflicher Rede gegen die Freigebung der Advocatur auf, sprach in gründlicher Weise über den Staatsvoranschlag für 1863 sowie über Steuerfragen und bekämpfte damals schon, da die Ungarn den Reichsrath nicht beschickten und die Tschechen ihn verlassen hatten, wenn auch anfangs nur leise und vorsichtig die zögernde, die Zuwartungspolitik Schmerling's. In der Session des steiermärkischen Landtags vom Januar bis März 1863 that sich K. besonders hervor durch die große Rede, welche er zur Befürwortung der Vervollständigung der Universität Graz durch Errichtung der medicinischen Facultät hielt, welche auch bald darnach erfolgte. Die juridische Facultät dieser Universität erhob ihn für die Verdienste, die er um sie sich erworben zum Doctor honoris causa. — In der Session des Reichsrathes von 1864 trat K. als entschiedener Gegner der Politik Rechberg's in der schleswig-holsteinischen Frage auf, im steiermärkischen Landtag desselben Jahres begründete er die Erhebung der technischen Lehranstalt am Joanneum zu Graz zu einer Hochschule und erwirkte die Annahme ihres organischen Statuts.

Schmerling's Zuwartungspolitik Ungarn gegenüber hatte nun auch K. trotz seiner gemäßigten Gesinnung in die Opposition getrieben und in der Adreßdebatte des Reichsrathes hielt er am 1. December 1864 eine Rede, die einen wuchtigen Angriff auf den Minister enthielt. Diese Rede, welche Kaiserfeld's Namen in der öffentlichen Meinung lauter und dauernder begründete, als dies bei seiner ganzen früheren gedeihlichen Thätigkeit der Fall gewesen, war wohldurchdacht, sorgfältig gegliedert und bei all der tiefen Erregtheit, welche in den Worten pulsirte, maßvoll und vornehm. In einer zweiten, noch entschiedeneren Rede (31. März 1865) trat er abermals gegen Schmerling's Staatskunst auf. Er sah keinen andern Ausweg aus dem dreijährigen Verfassungsstreite und aus dem politischen Zwiste mit Ungarn, als sich mit diesem Reichstheile auf der Basis der 1848er Gesetze, also auf der von Deák und seiner Partei unverrückt festgehaltenen Grundlage zu vergleichen und für die Einheit Oesterreichs nach außen eine dualistische Gestaltung der Monarchie im Innern als Kostenpreis zu zahlen. Hierzu drängte ihn die Sorge für den Bestand der Februar-Verfassung angesichts der föderalistisch-slavischen Gegenstrebungen und vor der Möglichkeit, daß die weitere Verbitterung der Deutschösterreicher über die unerquickliche verworrene Sachlage ihr nationales Bewußtsein in Conflict mit dem österreichischen Staatsgedanken bringen könne.

Ende Juni 1865 demissionirte das Ministerium Schmerling und am 27. Juli erfolgte die Ernennung Belcredi's zum Ministerpräsidenten. Als dieser durch das Patent vom 20. September Verfassung und Reichsrath sistirte, um, wie er verkündete, einem allgemeinen Ausgleich freie Bahn zu bereiten, in der That aber um in Oesterreich den Föderalismus und Slavismus zum Siege zu bringen, erhob sich dagegen die heftigste Opposition bei den Deutschen und an ihrer Spitze stand K. — In der Rede, welche er im steiermärkischen Landtag am 2. December 1865 hielt, der gediegensten, die er bisher gesprochen, erfüllt von allen Schätzen eines reichen Geistes und strahlend in der ganzen Kraft seiner glänzenden Beredsamkeit wirft er den Principien der Regierung Belcredi den Fehdehandschuh hin („rechtlos, verfassungslos, als Bettler schickt man uns nach Pest") und verficht die Rechtsbeständigkeit des Reichsraths. Nicht blos in der Landstube zu Graz und innerhalb der Grenzen der Steiermark, auch in Wien und selbst jenseits der Leitha machte diese

oratorische Leistung Kaiserfeld's starken Eindruck und eröffnete den Adressensturm der sämmtlichen deutschen Landtage gegen Belcredi's Sistirungspolitik.

In der ersten Hälfte des für Oesterreich verhängnißvollen und für Deutschland und Preußen folgereichen Jahres 1866 hielt K. den Faden der Verständigung mit der Deákpartei fest; die Bundesgenossenschaft mit ihr erschien ihm als die einzige Bürgschaft des cisleithanischen Constitutionalismus und des Bestandes der deutschen Staatsführung, deren Wichtigkeit und Bedeutung ihm immer mehr hervortrat. „Es war bis jetzt ein Fehler der Deutschen in Oesterreich", so schreibt er am 25. Februar 1866, „daß sie sich nur als Oesterreicher, nicht als Deutsche fühlten. Die Politik des Grafen Belcredi hat uns von diesem Fehler geheilt. Wir werden daher keine Constituirung der cisleithanischen Länder zugeben, welche aus altem historischen Plunder das Rüstzeug herholt, um unsere Brüder in Böhmen und Mähren durch eine andere Nationalität zu unterdrücken. Wir haben keine Lust, uns einzeln aufspeisen zu lassen, wie wir auch keine Lust haben, auf den Constitutionalismus zu verzichten, der nun einmal in den Landtagen und zwar im galizischen und böhmischen so wenig wie im steirischen seine Stätte aufschlagen kann. Diese Wandlung hat aber noch den weiteren Vortheil, daß wir den Werth erkennen gelernt haben, der darin liegt, einer großen Nation anzugehören. Wir werden daher niemals auf das Band verzichten, das uns und die Länder, die wir bewohnen, an Deutschland knüpft. Würde unsere Stellung in Oesterreich unerträglich gemacht, von dorther müßte uns Erlösung kommen".

Die Niederlage der österreichischen Waffen auf den böhmischen Schlachtfeldern, der Ausschluß seines Vaterlandes aus Deutschland übten auf Kaiserfeld's Herz einen erschütternden und lähmenden Einfluß. Doch bald hatte er sich wieder gefaßt und griff energisch in die innere Politik. Am 9. und 10. September 1866 fand zu Aussee eine Begegnung der bedeutendsten österreichischen Parlamentarier, K., Rechbauer, Franck, Stremayr, Giskra, Sturm, Groß statt, welche das für sie und ihre politischen Freunde maßgebende Ausseer Autonomistenprogramm, vorwaltend eine Arbeit Kaiserfeld's entwarfen: Wir stehen auf dem Boden der gegebenen Verfassung für die Länder diesseits der Leitha, anerkennen die selbständige Verfassung Ungarns, jedoch begrenzt durch die für die beiden Reichshälften als gemeinsam zu erklärenden Angelegenheiten; in beiden Reichstheilen, sowie bei den gemeinsamen Angelegenheiten sollen die Grundsätze des Constitutionalismus zur Verwirklichung kommen.

In der Sitzung des steiermärkischen Landtags vom 10. December 1866 hielt K. abermals eine feurige, gediegene Rede gegen Belcredi's Politik: „Nur ein constitutionelles Oesterreich oder keines mehr! . . . in diesem Satze gipfelt sich die ganze Zukunft Oesterreichs . . . Die Garantien der politischen Freiheit und einer parlamentarischen Regierung liegen . . . in Oesterreich . . . im engeren Reichsrath diesseits der Leitha und in dem Landtage für die Länder der ungarischen Krone". Damit spricht er sich deutlich und entschieden für den Dualismus aus und hinweisend auf die äußersten Consequenzen der Belcredi'schen Sistirungspolitik sagte er: „dann würde uns der Zerfall des Reiches mit Gleichgültigkeit erfüllen; doch, was sage ich, mehr mit Freuden würden wir ihn begrüßen, denn wir würden in einer solchen Katastrophe den Moment erblicken, der uns die Bleisohlen von den Füßen streifte, die uns an jeder Bewegung hindern, wir würden in einer solchen Katastrophe den Moment erblicken, der uns befreite aus einer Lage, die unerträglich ward."

Am 7. Februar 1867 fiel das Ministerium Belcredi, Beust wurde Ministerpräsident, Deák (8. Februar) in die Hofburg entboten. Beust's Rund-

schreiben an die Landeschefs betonte den Ausgleich mit Ungarn als Frucht der Sistirung und in dem Erlasse, mit dem die Landtage auf den 18. Februar einberufen wurden, hieß es, daß nicht der außerordentliche, sondern der verfassungsmäßige Reichsrath zum 18. März einberufen sei, um die Regierungsvorlage über die rücksichtlich des Ausgleichs mit Ungarn nothwendigen Verfassungsänderungen entgegenzunehmen. In diesen Reichstag wurde K. wieder durch den steiermärkischen Landtag (25. Februar 1867) gewählt. In diesem war er viel beschäftigt; er saß im Adreßausschuß, in dem für die Vorberathung der die Verfassung betreffenden Regierungsvorlagen eingesetzten Ausschuß, im kleinen Comité der Ausgleichsdeputation für die Ausarbeitung der Vorlagen, im Ausschuß für den finanziellen Ausgleich mit Ungarn als Obmann, schließlich in der ersten Delegation, war Berichterstatter über das Staatsgrundgesetz betreffend die Reichsvertretung und vertheidigte in einer wahrhaft staatsmännisch gehaltenen Rede den Dualismus und die Realunion als die unter den gegebenen Verhältnissen einzig mögliche Verfassungsform von Oesterreich-Ungarn.

Die sechs Staatsgrundgesetze, welche der Reichsrath in den beiden Häusern berathen und beschlossen hatte, erhielten am 21. December 1867 die Sanction der Krone; sie bilden die staatsrechtlichen Grundlagen der im Reichsrathe vertretenen Königreiche und Länder und am 31. December wurde das erste verantwortliche Ministerium (Gesetz vom 25. Juli 1867 über die Verantwortlichkeit der Minister) Fürst Carlos Auersperg Präsident, Taaffe für Landesvertheidigung, Giskra für Inneres, Herbst für Justiz, Brestel für Finanzen, Hasner für Cultus und Unterricht, Plener für Handel, Potocki für Ackerbau, Berger ohne Portefeuille, das sogenannte Bürgerministerium, ernannt.

Am 18. Februar 1868 wurde K. die höchste erreichbare parlamentarische Ehre zu theil, er wurde vom Abgeordnetenhaus zu seinem Präsidenten gewählt, kurz vorher schon hatte der Kaiser ihm (6. Januar 1868) das Ritterkreuz des Leopoldordens verliehen. Mit Umsicht, Ausdauer und Gewissenhaftigkeit versah er jenes Amt bis 1870, denn am 16. August 1871 wurde er vom Kaiser zum Landeshauptmann von Steiermark und am 22. December zum lebenslänglichen Mitgliede des Herrenhauses des Reichsrathes ernannt.

Am 26. Januar 1871 starb Kaiserfeld's Gattin, von ihm tief betrauert.

Nachdem das sogenannte Bürgerministerium an Zwiespalt im eigenen Schoße gefallen war, wurden von den leitenden Kreisen föderalistische Versuche unternommen; gegen diese Ausgleichspolitik der Ministerien Potocki und Hohenwart, sowie gegen des letzteren Fundamentalartikel machte K. entschieden Front und bekämpfte sie in kraftvoller Weise in Wählerversammlungen und in Tischreden. Kurz war das Leben dieser Regierungen. Dem Ansturme der Deutschen in Oesterreich, der Ungarn unter Andrassy und dem Memoire Beust's (vom 13. October 1871) an den Kaiser erlag Hohenwart und am 25. November war die Bildung des Cabinetts Adolf Auersperg-Lasser eine Thatsache.

Als Mitglied des Herrenhauses war es K. nicht möglich, eine so bedeutende Wirksamkeit zu entfalten wie vordem in der zweiten Kammer; von den Reden, die er als Pair hielt, verzeichnen wir die vom 18. Mai 1878 über den Ausgleich anläßlich der Verhandlung über das Bankstatut, in der er für die Annahme der Regierungsvorlage eintrat und sich gegen jene Wortführer wendete, welche den bestehenden Dualismus zwischen Oesterreich und Ungarn bekämpften und auf eine Personalunion hinwiesen, und die vom 31. Mai 1881, über das Gesetz, betreffend die Grundsteuerhauptsumme, in der er gegen die Ueberlastung der Steiermark im Verhältniß zu Böhmen, Krain und anderen Ländern auf das energischste protestirte. Umsomehr wendete er seine ganze

fruchtbringende Thätigkeit der autonomen Verwaltung der Steiermark als ihr Landeshauptmann zu.

Anerkannt wurden Kaiserfeld's hohe Verdienste um das Land Steiermark und um das Reich durch die Verleihung des Comthurkreuzes des Leopoldordens (12. September 1883) und durch die schon am 6. September 1878 erfolgte Erhebung zum wirklichen Geheimen Rath mit dem Titel Excellenz.

Hoch an Jahren und leidend legte K. am 26. August 1884 die Landeshauptmannstelle nieder, schied aus dem öffentlichen Leben und zog sich in das seiner Stieftochter Anna, gebornen Gräfin Manneville, verehelichten Gräfin Wurmbrand gehörige Schloß Birkenstein zurück.

Am 2. September 1884 begab sich der steiermärkische Landesausschuß in seiner Gesammtheit nach Birkfeld, um seinem langjährigen hochverdienten Landeshauptmann eine Dankadresse zu überreichen und am 29. September votirte ihm der Landtag den Dank des Landes. Zahlreiche andere Körperschaften und Gemeinden erließen Kundgebungen der höchsten Anerkennung für den Patrioten und des tiefsten Beileids über sein Scheiden aus dem Wirkungskreise, in dem er so großes geleistet.

Nicht lange war es K. gegönnt, der Ruhe und des ländlichen Friedens, in dem er weilte, zu genießen. Das tückische Leiden, das ihn zum Rücktritte vom Amte gezwungen, nahm rasch fortschreitend überhand und am 14. Februar 1885 schied er aus dem Leben. Das Leichenbegängniß von Schloß Birkenstein durch den Markt Birkfeld zum Friedhofe an der Kirche war ein großartiges. Man kann sagen ganz Steiermark in seinen hervorragendsten Vertretern war anwesend und begleitete die irdische Hülle des Hingeschiedenen zur letzten Ruhestätte. Sein Nachfolger als Landeshauptmann, Gundaker Graf Wurmbrand, hielt die den Verblichenen hochehrende, ergreifende Grabrede. Sein Bildniß hängt im Abgeordnetenhause in Wien, seine Büste steht im Landhause zu Graz, der langjährigen Stätte seines Wirkens. In der ersten Sitzung des steiermärkischen Landtages im J. 1885 berichtet Landeshauptmann Graf Wurmbrand über Kaiserfeld's Tod und hielt ihm eine die Verdienste des Verblichenen würdig hervorhebende Gedenkrede.

K. war keine glänzend begabte, keine genial angelegte Persönlichkeit, die im Fluge alles erwirbt, alles beherrscht, auch kein Mann rascher That; er ersetzte dies durch Tiefe und Feinfühligkeit des Seelenlebens, durch eifrige geistige Arbeit, sittlichen Ernst, Ueberzeugungstreue, Beharrlichkeit und durch die ihm eigene glänzende Beredsamkeit. Er war kein schöpferischer Staatsmann, aber der überzeugungstreue Wortführer einer großen parlamentarischen Partei, er war einer der reinsten politischen Charaktere Oesterreichs und seit 1848, mit der alleinigen Unterbrechung von 1850—1860, auf das innigste mit den Geschicken der Steiermark und mit denen des ganzen Kaiserstaats verwachsen; er war von einer unbegrenzten Selbstlosigkeit, die sich in all seinem Wirken, in seinem ganzen Leben kundthat; er war der treueste Sohn seines Landes, der unermüdliche Anwalt der Interessen und Aufgaben Oesterreichs, der beharrliche Vorkämpfer des Verfassungsgedankens Oesterreichs; er hielt stets in seinen Händen das Banner der politischen und gemeinmenschlichen Ideale fest und hoch bis zum letzten Athemzuge, in der Mittagshöhe so gut wie am Abende seines Lebens. Er konnte an der Zeit, an den Verhältnissen und Menschen, an den eigenen Kräften und Hoffnungen irre werden, jene Ideale jedoch waren stets der Leitstern seines Lebens und Wirkens.

Die stenographischen Protokolle des österreichischen Reichsraths und des steiermärkischen Landtags. — v. Krones, Moritz von Kaiserfeld. Leipzig 1888. — Ilwof, Nachruf in den Mittheilungen des historischen Vereins für

Steiermark, 33. Heft, Graz 1888. — v. Krones, Moritz von Kaiserfeld. Ebenda, 36. Heft, Gedenkbuch, S. 109—149. — Ilwof, Der provisorische Landtag des Herzogthums Steiermark im Jahre 1848. Graz 1901.

Franz Ilwof.

Kalchberg: Franz Freiherr von K., Staatsmann. Der Stammvater der Familie der Ritter, später Freiherren v. K. ist Joseph Erhard Kalchegger, der im Mürzthale der oberen Steiermark Güter besaß und erwarb, 1760 mit dem Prädicate „v. K." in den Adelstand erhoben und infolge dessen unter die Stände des Herzogthums Steiermark aufgenommen wurde. Von seinem Sohne Franz stammen Joseph und Franz v. K., von seinem Sohne Alois stammt Wilhelm v. K. und sein jüngster Sohn war Johann Ritter v. K., der Dichter und Schriftsteller (s. A. D. B. XV, 14—15).

Franz Ritter v. K. wurde am 8. Februar 1807 im Schlosse Herbersdorf bei Wildon s. von Graz geboren, studirte am Gymnasium zu Marburg an der Drau und an der Universität zu Graz, wurde 1821 Erzieher im Hause des Prinzen Ernst v. Hohenlohe-Langenburg in Graz und später in dem des Grafen Colloredo in Wien; gleichzeitig vollendete er die juristischen Studien; 1831 trat er als Concepts-Practikant beim Hofkriegsrathe in den Staatsdienst und wurde dem Generalcommando zu Budapest zugetheilt. Dort vermählte er sich mit Rosine, der Tochter des Pariser Banquiers Gabriel Schmidt am 17. Juni 1834, welche ihm bald nach der Geburt einer Tochter (4. October 1835) durch den Tod entrissen wurde. — Durch diesen Trauerfall wurde ihm der Aufenthalt in Ungarn verleidet, er kaufte 1838 die Herrschaft Neudegg und das Gut Pepensfeld in Krain an und ließ sich dort nieder. Am 16. November 1839 vermählte er sich wieder und zwar mit Franziska Alexandrine, der Tochter des Josef Camillo Freiherrn v. Schmidburg, Gouverneurs von Illyrien.

Da K. von seinem Vater die Würde eines erblichen Landstands in Steiermark besaß, wohnte er den Verhandlungen des steiermärkischen Landtages in Graz bei und wurde 1838 in diesem vom Ritterstande zum Ausschußrathe und 1840 zum Verordneten gewählt. Der Ausschuß bildete den permanenten kleineren Landtag und handelte im Namen des großen Landtags, wenn dieser nicht versammelt war; die Verordnetenstelle war jene Körperschaft, welcher die Verwaltung des Vermögens der Stände oblag und die als ausführendes Organ aller Beschlüsse des Landtages und des Ausschusses zu fungiren hatte.

In diesen Körperschaften wirkte K. in ausgezeichneter Weise, seine umfassenden und tiefgehenden Kenntnisse, die gründliche Kunde, welche er über alle Verhältnisse von Land und Leuten besaß, die Klarheit seiner Auffassung und Darstellung machten ihn bald zu dem hervorragendsten und einflußreichsten Kopfe in der ständischen Vertretung des Landes. Besonders in finanz- und wirthschaftlichen Angelegenheiten gab er durch seine lichtvollen Erörterungen und zweckentsprechenden Anträge stets den Ausschlag.

Als Ende der dreißiger und Anfang der vierziger Jahre des 19. Jahrhunderts an die Erbauung der Eisenbahnen geschritten wurde, und es sich um die Herstellung der Bahn von Wien nach Triest handelte, fürchtete man, es werde nie gelingen, den Semmering mit Dampfkraft zu überwinden, und projectirte, die Bahn Wien-Triest um die Ausläufer der Ostalpen durch Ungarn zu führen. Dadurch würde der Steiermark schwerer Schaden zugefügt worden sein, und die Stände faßten daher den Beschluß, für den Fall, wenn die von Wien nach Triest zu erbauende Eisenbahn das Herzogthum Steiermark von seiner Nordgrenze gegen Niederösterreich mit Berührung der Hauptstadt Graz bis an die Südgrenze durchschneiden würde, die Kosten der Grundablösung für die Schienenbahn aus eigenen, ständischen Mitteln bestreiten zu wollen. Die

Regierung nahm diesen Antrag gerne an und genehmigte den Bau der Bahn von Mürzzuschlag bis Steinbrück. Zur Durchführung des schwierigen und umfangreichen Geschäftes der Grundeinlösung stellten die Stände eine Commission zusammen und erwählten K. zum Leiter derselben. K. führte dieses schwierige und anstrengende Geschäft in der kurzen Zeit von drei Jahren durch zur vollsten Zufriedenheit des Staates, der Stände und der durch die Expropriation und Ablösung getroffenen Parteien; in der Strecke der Staatseisenbahn von Mürzzuschlag bis an die Grenze Krains waren dabei in der Ausdehnung von 34 Meilen und 3760 Klaftern 4 Kreise mit 48 politischen Bezirken, 152 Gemeinden, 2440 Besitzer mit 6827 Grundparcellen betheiligt gewesen; die für Grundstücke und Gebäude nachgewiesene, mit dreizehn Vierzehntheilen im gütlichen Wege ausgeglichene und von den Ständen geleistete Entschädigungssumme belief sich auf 638 299 fl. $48^{2}/_{4}$ kr. CM. — K. erhielt vom Landtage ein verbindliches Dankschreiben und der Kaiser verlieh ihm am 18. September 1847 das Ritterkreuz des Leopold-Ordens.

Eine Angelegenheit von noch viel größerer Bedeutung sowol in politischer als wirthschaftlicher Beziehung wurde fast gleichzeitig von K. in Angriff genommen. Am 15. August 1846 überreichte er dem ständischen Ausschusse „einen Antrag über die allmähliche Fixation und Ablösung der Urbarial- und Zehentverhältnisse in Steiermark zur geneigten Vorlage an die nächste Landtagsversammlung“. Dieser Vortrag ist eine umfangreiche Denkschrift, in der er zunächst von der hohen Bedeutung, ja Nothwendigkeit der Ablösung der Urbariallasten (Zehent, Robot, Laudemium u. s. w.), welche die gutsunterthänigen Bauern an die Herrschaftsbesitzer zu leisten hatten, spricht, von dem außerordentlichen Nutzen einer solchen Ablösung sowol für die berechtigten Herrschaftsbesitzer als für die verpflichteten Unterthanen und endlich den unberechenbaren Vortheil darlegt, den eine so tiefgreifende und großartige Operation dem ganzen Lande, allen seinen Bewohnern, namentlich dem Landmanne und der Landwirthschaft gewähren wird. Dieser Denkschrift, welche wahrhaft staatsmännischen Geist athmet, legte er einen vollständig ausgearbeiteten Gesetzentwurf „über die Fixation und Ablösung der Urbarial- und Zehentbezüge im Herzogthum Steiermark“ bei. Damit war also K. der kais. Entschließung vom 14. December 1846, durch welche die freiwillige Ablösung der Urbariallasten empfohlen wurde, und dem von Hans Kudlich am 8. August 1848 gestellten und vom constituirenden österreichischen Reichstage angenommenen Antrage auf Lösung des Unterthansverbandes und Ablösung der Robot- und Zehentpflicht, letzterem um fast zwei Jahre zuvorgekommen. K. kann daher mit Recht als der geistige Urheber jener großen Operation, welche man die Grundentlastung nennt und welche in allen Provinzen des Kaiserthums Oesterreich in den Jahren von 1848/49 an vollzogen wurde, bezeichnet werden. Sein Antrag wurde auch in dem steirischen Landtage in den Sitzungen der Jahre 1846 und 1847 eingehend berathen; bevor es jedoch hierüber zu Beschlüssen kam, war die Märzrevolution von 1848 zum Ausbruch gelangt. Die wichtigste Folge derselben war, daß der ständische Landtag, der aus den privilegirten Ständen (Adel, Geistlichkeit und zehn Vertretern der landesfürstlichen Städte) bestand, den Beschluß faßte, einen provisorischen Landtag, in dem alle Classen der Bevölkerung vertreten sein sollten, einzuberufen, welcher über drei Angelegenheiten: über eine Gemeindeordnung, über die Ablösung der Grundlasten und über die definitive Organisirung des steiermärkischen Landtages (Verfassung oder Landesordnung für Steiermark) berathen und Beschlüsse fassen sollte. K. wurde als Vertreter des Herren- und Ritterstandes in diesen Landtag, der vom 13. Juni bis 17. August und am 6., 7. und 8. November 1848 tagte, gewählt. Jedoch

vorher schon hatte ihn die Wahl als Vertreter der Stadt Graz in der deutschen Nationalversammlung zu Frankfurt am Main getroffen. Er nahm dieses Mandat mit dem Vorbehalte an, wieder nach Graz zurückkehren zu wollen, wenn seine Anwesenheit daselbst, besonders wegen der Urbarialfrage im Landtage, erwünscht sein sollte. Dies war in der That bald der Fall; er war, wie er selbst schreibt, „der erste Abgeordnete, welcher die Nationalversammlung (am 13. Juni) verließ, in welcher 150 gelehrte Professoren mit ihren ausgezeichneten Reden über die Grundrechte die Anwesenheit meiner praktisch angelegten Natur wirklich ganz unnütz machten" und kehrte nach Graz zurück.

Um so folgenreicher wirkte er im provisorischen Landtag für Steiermark. Auch in diesem war er kein Vielredner; das Hauptgebiet seiner Thätigkeit war das Comité zur Vorberathung und Entwerfung eines Gesetzes, betr. die Ablösung der Grundlasten, welches man ganz als Kalchberg's Arbeit betrachten muß. Wenn er im Plenum des Landtages das Wort ergriff, bestimmten ihn hierzu immer sachliche Gründe und da er reiche politische Bildung besaß und die Verhältnisse des Landes gründlich kannte, so waren seine Reden und Anträge so wohl begründet, daß sie stets Beifall, die letzteren fast immer Annahme fanden. Als das vorzüglichste Gebrechen der Volksschule bezeichnete er den überwiegenden Einfluß der Geistlichkeit, trat gegen die Zuweisung der Schule an die Kirche auf und erklärte, „daß mit der Staatshoheit auch das Recht der Aufsicht und des Schutzes über die Schulen verbunden" sei — Grundsätze, welche erst zwanzig Jahre später in Oesterreich durch die Hasner'schen Volksschulgesetze zur Verwirklichung gelangten; er bekämpfte das Aufkaufen der Bauerngründe durch die Großgrundbesitzer, forderte Maßregeln gegen Grundzerstückung, hielt eine wahrhaft staatsmännische Rede gegen die Beibehaltung der erblichen Stände im Landtage, als dem Geiste der Zeit widersprechend, und legte schließlich eine Denkschrift vor, in welcher er die Grundzüge einer österreichischen Reichsverfassung nach dem Principe der festen Vereinigung aller österreichischen Länder in einen Föderativstaat entwickelte.

Am 2. December 1848 wurde K. von dem Ministerium Schwarzenberg-Stadion nach Wien berufen und am 7. Januar 1849 zum Ministerialrath im Ministerium für Handel, Gewerbe und öffentliche Bauten ernannt. Kalchberg's reiche Erfahrungen, gründliche Kenntnisse und bis dahin schon umfassende Arbeiten auf dem Gebiete der Grundentlastung veranlaßten das Ministerium, ihn mittelst eines von dem Kaiser genehmigten Beschlusses am 2. October 1849 zum Präsidenten der Grundentlastungscommission für Steiermark zu ernennen. Nachdem er diese organisirt und die ganze großartige Arbeit in Gang gebracht, kehrte er wieder in das Handelsministerium zurück, wo er die Leitung der III. Section (Eisenbahnen, Post und Telegraphen) übernahm, der er so trefflich vorstand, daß er (9. December 1852) zum Sectionschef und Generaldirector des Communicationswesens ernannt wurde. Die Jahre 1853—1856 mußte er krankheitshalber in zeitlichem Ruhestand verbringen. Genesen wurde er (15. Juli 1856) wieder in den öffentlichen Staatsdienst als Sectionschef im Finanzministerium und Generaldirector des Grundsteuercatasters aufgenommen. Als solcher präsidirte er einer Commission zur Entwerfung eines neuen Steuergesetzes; dieses beruhte auf dem Principe der Contingentirung der Steuerschuldigkeit nach den verschiedenen Provinzen und der Vertheilung des Contingentes durch autonome Organe; die bestehenden Steuern sollten durch gleichmäßigere Vertheilung erleichtert, allmählich vermindert und das zur Bedeckung des Staatserfordernisses mangelnde durch eine über den damaligen Ertragssteuern stehende Personaleinkommensteuer aufgebracht werden. Dieser Gesetz-

entwurf wurde in den folgenden Jahren langwierigen weiteren commissionellen Berathungen unterzogen, ohne verwirklicht zu werden. Aber die Steuervorlagen, welche die Regierung im J. 1878 im Reichsrathe vorlegte und das Gesetz betreffend die directen Personalsteuern vom 25. October 1896 basiren in wesentlichen Punkten auf jenem Entwurfe, welcher Jahre vorher von der unter Kalchberg's Präsidium tagenden Commission war verfaßt worden.

Am 8. Januar 1861 wurde er zum Unterstaatssecretär im Finanzministerium ernannt und wirkte durch drei Jahre in dieser Stelle, bis ihn schweres Leiden nöthigte, um die Versetzung in den Ruhestand einzuschreiten, welche am 24. Februar 1864 gewährt wurde. Die letzten Jahre seiner amtlichen Thätigkeit waren reich an Ehren und Auszeichnungen. Am 28. Mai 1859 wurde K. Wirklicher kaiserlicher Geheimer Rath (Titel Excellenz); am 19. April 1861 erhielt er das Commandeurkreuz des Leopoldordens, dessen Ritterkreuz er schon seit 1847 besaß, am 4. October 1861 wurde er in den erblichen Freiherrnstand erhoben. Es wird sehr selten vorkommen, daß im Laufe von nur zwölf Jahren drei Mitgliedern derselben Familie unabhängig von einander ob ihrer Verdienste auf dem Schlachtfelde und im Dienste des Staates der Freiherrnstand zuerkannt wird, wie dies bei der Familie K. der Fall war: Wilhelm 1849 als Ritter des Maria-Theresien-Ordens, Josef 1857 als Statthalterei-Vicepräsident in Galizien und Franz als Sectionschef und Unterstaatssecretär in den Ministerien für Handel und für Finanzen. Auch eine Anzahl ausländischer Orden waren ihm verliehen worden.

Wo immer K. in seinem Berufsleben thätig war, wirkte er in reformatorischer Weise, gebar neue Ideen und führte sie zum Wohle seines Heimathlandes, der Steiermark und zum Besten des Staates durch. Er war eine edle vornehme Natur, geistreich, dabei voll Bescheidenheit und Liebenswürdigkeit im Umgang, Fernerstehenden schien er in seinem ernsten zurückhaltenden Wesen eher kalt und stolz, seiner Familie und seinen Freunden war er aber stets unerschütterlich treu ergeben. Nach seinem Rücktritte vom Amte war es ihm noch gegönnt, sich durch 26 Jahre der wohlverdienten Muße zu erfreuen. Doch hinderte ihn Kränklichkeit und Alter dem steiermärkischen Landtage als Vertreter des Großgrundbesitzes länger als eine Session (1865) anzugehören und veranlaßte ihn auch, den Ruf in das Herrenhaus des Reichsrathes abzulehnen.

Er starb 83½ Jahre alt zu Graz am 12. Juli 1890 und hinterließ eine Wittwe, eine Tochter erster Ehe, Rosine, zwei Söhne zweiter Ehe, Adolf, Inspector der k. k. Staatsbahnen und Victor, Sectionschef im Handelsministerium und Präsident des österreichischen Lloyd in Triest, der mithin im Dienste des Staates treu der Bahn des Vaters gefolgt ist.

Ilwof, Franz Freiherr v. K. (1807—1890). Sein Leben und Wirken im Ständewesen der Steiermark und im Dienste des Staates. Graz 1897. — Ilwof, Zur Geschichte der Steiermark im J. 1848. 1. Franz Ritter v. Kalchberg's Entwurf einer Verfassung für den österreichischen Kaiserstaat. (In den Mittheilungen des historischen Vereins für Steiermark, 1897, XLV. Heft, S. 1—12.) — Ilwof, Der provisorische Landtag des Herzogthums Steiermark im J. 1848. Graz 1901.

Franz Ilwof.

Kalchberg: Josef Freiherr von K., Staatsmann, geboren zu Graz in Steiermark am 27. März 1801, älterer Bruder des Vorigen, studirte an den Gymnasien zu Marburg und Graz und begann die juridischen Studien am Lyceum (später Universität) der letztgenannten Stadt, wo er einen Stiftungsplatz in dem von den Benedictinern des Stiftes Admont geleiteten k. k. Convicte

erhielt. Dieser seiner Erzieher und Lehrer gedenkt er in späten Jahren noch mit höchster Anerkennung. Am Lyceum begeisterten ihn besonders die Vorträge des geistreichen, jedoch etwas excentrischen Professors der Geschichte Julius Franz Schneller (s. A. D. B. XXXII, 165—167). — August 1821 trat er als Lehrer und Erzieher in das von seinem Schwager Johann Blasko v. Blaskowitsch geleitete Institut für adelige Jünglinge zu Plankenberg im Wiener Walde ein, wo er drei Jahre verblieb, vollendete dann die juridischen Studien in Wien und wurde zum Doctor juris promovirt. Damals schon muß er die Aufmerksamkeit maßgebender Autoritäten auf sich gezogen haben, denn er wurde unmittelbar darnach mit der Supplentur des österreichischen Civilrechts an der Universität betraut und 1828 zum Präfecten des Ritter v. Mannagetta'schen Convicts ernannt. Hier lernte er Anton v. Schmerling, den späteren Staatsminister und Urheber der Verfassung vom 21. Februar 1861 kennen und schloß mit ihm innige Freundschaft.

Kalchberg's Leistungen als Supplent an der juridischen Facultät der Wiener Universität wurden am entscheidenden Orte als so zufriedenstellend erkannt, daß er im Februar 1835 zum Professor der Staatswissenschaften an der Theresianischen Ritterakademie ernannt wurde und ihm gleichzeitig der Unterricht in diesen Fächern bei den Erzherzogen Albrecht und Karl Ferdinand, den Söhnen des Erzherzogs Karl, anvertraut wurde. Durch seinen biederen Charakter und durch seine hervorragenden Fähigkeiten hatte K. im erzherzoglichen Hause derart Neigung und Zutrauen gewonnen, daß der Erzherzog ihm 1839 den Antrag stellte, als Director seines großen Güterbesitzes in Schlesien und Galizien in seine Dienste zu treten. Das in K. lebende Verlangen, nicht blos theoretisch auf dem Katheder und in der Studierstube zu arbeiten, sondern auch im praktischen Leben sich zu bethätigen einerseits und andererseits die Einschränkungen und Unannehmlichkeiten, welchen im Polizeistaate Metternich's und Sedlnitzky's selbst Hochschullehrer unterlagen, bewogen ihn, des Erzherzogs Rufe zu folgen. Von 1839—1849 wirkte K. als Güterdirector des großartigen Gütercomplexes des Erzherzogs. März 1839 begab er sich mit seiner ihm 1835 angetrauten Gemahlin, der Tochter des allgemein hochgeachteten Superintendenten A. C. Johann Wächter in Wien nach Teschen in Oesterreichisch-Schlesien, dem Sitze der erzherzoglichen Centraldirection, an deren Spitze er nun stand. Ihm unterstanden vier politische Oberämter, fünf gemischte Bezirksämter, mehrere Justiziarate, ein politisches Waisenamt in Teschen und drei auswärts, ein centralisirtes Grundbuchsamt für das Lehen „Kammer Teschen" und die dazu gehörigen Allodialgüter; zudem lagen der Güterdirection die Steuergeschäfte und der politische Dienst ob. Dem Erzherzog als Lehensherrn unterstand auch ein selbständiges Landrecht (Gericht zweiter Instanz) sammt Landtafel für die landtäflichen Güter, dessen vom Erzherzog ernannter Präsident zugleich Landeshauptmann war. Diese Vorrechte und Pflichten des großen Patrimonial- und Lehensherrn erforderten große Kosten. — Eine der ersten Aufgaben, welche sich K. setzte, war die dem Geiste des modernen Staatsrechtes entsprechende Trennung der Justiz von der Verwaltung. Obwol Patrimonialherrschaft über Gutsunterthanen und freies Gemeindewesen an sich unverträglich sind, so suchte K. dennoch die Gemeinden und die Gemeinderichter soweit es möglich war, von der Herrschaft frei und unabhängig zu stellen, um dadurch der modernen Entwicklung vorzuarbeiten. Auch das Volksschulwesen wurde nach Kräften gefördert und der kirchliche Frieden in den von Katholiken, Protestanten und Juden bewohnten Gebieten dem wohlwollenden und toleranten Geiste der damals noch herrschenden josefinischen Gesetzgebung entsprechend aufrechterhalten. Die großen Kosten für diese umfassenden

Leistungen mußten gedeckt werden durch die Erträgnisse der Forste, der landwirtschaftlichen Güter, durch das Propinationsregal in Bier und Branntwein, durch die Gewinnste aus dem Bergbau und Hüttenbetriebe. Ein regelmäßiges und constant zunehmendes Einkommen lieferten die Forsten, welche einen Flächenraum von 150 000 niederösterreichischen Jochen oder 10 Quadratmeilen Boden bedeckten. Schwieriger war der Betrieb der Landwirtschaft (30 000 Joch Aecker und Wiesen); wo anders möglich, suchte K. hierbei die Lehren Thaer's und Liebig's in Anwendung zu bringen. Schwere Sorgen bereiteten ihm die Reorganisation und Erweiterung der Eisenwerke infolge des Uebergangs von Holzkohle zur Steinkohle als Brennstoff und die Errichtung von Guß- und Raffinirwerken, sowie der Verkauf der großen Menge auf diesem riesigen Wirthschaftsgebiete erzeugter Waren.

Eine schwere Zeit für Galizien und Schlesien und auch für K. waren die Jahre 1844—1848. Die Kartoffelfäule brach aus und griff derart um sich, daß sie Hungertyphus, ja sogar Hungersnoth im Gefolge hatte. Und als 1846 der Aufstand in Galizien emporloderte, war er nicht ohne Rückwirkung auf das benachbarte Schlesien, was Kalchberg's Stellung als Director des großen erzherzoglichen Grundbesitzes zu einer besonders schwierigen und verantwortlichen machte.

Als die Märzbewegung des Jahres 1848 ausbrach, trat K. derselben nicht feindlich entgegen, sondern suchte zu ihrer berechtigten Entwicklung mitzuhelfen. Er hielt fest an dem österreichischen Staatsgedanken und bekämpfte die föderalistischen und separatistischen Bestrebungen der slavischen Propaganda, welche bald auch in Schlesien thätig zu sein sich bemühte. — Als in Teschen die Wahl für die deutsche Nationalversammlung ausgeschrieben wurde, wollte die slavische Partei dieselbe hintertreiben; K. setzte sie durch sein Auftreten in der Wählerversammlung durch und wurde einstimmig zum Abgeordneten gewählt. Er begab sich nach Frankfurt, legte jedoch schon im September 1848 sein Mandat zurück und kehrte nach Teschen heim.

Bei der Reorganisation des österreichischen Kaiserstaates nach den Stürmen von 1848 wurde K. im Juli 1849 zum Ministerialrath im Ministerium des Innern, sodann zum Präsidenten der Grundentlastungs-Landescommission für Schlesien und am 9. December 1849 zum Statthalter dieses Kronlandes ernannt. In dieser Stellung führte er die Grundentlastung in Schlesien in der kurzen Frist von zwei Jahren durch, reorganisirte die Gemeinden nach dem neuen Gemeindegesetze vom 17. März 1849 und förderte trefflichst das Volksschulwesen.

Trotz dieser Leistungen und Erfolge blickte man im Ministerium, an dessen Spitze damals schon Alexander v. Bach stand, und in den Hofkreisen mit Mißgunst auf K.; er war diesen Herren zu wenig „stramm“, zu sehr noch von den Ideen des Freisinns angekränkelt, nahm sich zu sehr der Bauern, der Bürger, der Beamten gegen die Uebergriffe der Gensdarmerie und des Militärs an und die Folge dessen war, daß er am 23. Januar 1853 von seiner Stelle abberufen, zum Vicepräsidenten der Statthalterei in Lemberg ernannt und dem Statthalter Agenor Graf Goluchowski zur Seite gestellt wurde. Dieser empfing K. mit Mißtrauen, denn er hatte ihn weder verlangt noch gewünscht, mag gefürchtet haben, er werde seinen nationalen und politischen Bestrebungen entgegentreten und betrachtete ihn als einen Sendling Bach's, mit dem der stolze polnische Graf nicht am besten stand. In Galizien führte K. in weniger als zwei Jahren die Grundentlastung durch, beschäftigte sich dann intensiv und erfolgreich mit der Servitutenablösung, der Organisation der Armenunterstützung und der Regelung der Propination. Diese ausgezeichneten Leistungen wurden

dadurch anerkannt, daß ihm 1857 der Orden der eisernen Krone II. Classe verliehen und er in den Freiherrenstand erhoben wurde.

Am 27. August 1859 stürzte das Ministerium Bach und Goluchowski wurde zum Minister des Innern ernannt. Eine der ersten denkwürdigen Thaten dieses polnischen Grafen war die Pensionierung Kalchberg's, welche am 1. December 1859 ohne Sang und Klang erfolgte.

Die unfreiwillige Muße, die ihm nun vergönnt war, benutzte K. zur Abfassung einer Schrift: „Kleine Beiträge zu großen Fragen in Oesterreich“, welche 1860 in zwei Auflagen bei Brockhaus in Leipzig erschien. Er nennt sie „Bausteine und Bauriß für einen einheitlichen Gesammtbau Oesterreichs“ und sie enthält Betrachtungen und Vorschläge, wie und in welcher Weise Oesterreich aus einem absoluten zu einem constitutionellen Staate umgestaltet werden könne.

Kalchberg's Kaltstellung währte nicht lange; als im December 1860 nach Goluchowski's Rücktritt Schmerling Staatsminister wurde und am 4. Februar 1861 Erzherzog Rainer das Präsidium des Ministerrathes übernahm, wurde K. als Sectionschef in das Handelsministerium berufen. Und Schmerling nahm ihn in das kleine Comité auf, welches aus dem Staatsminister, K., Lasser, Plener und Perthaler bestand und dem die Schlußberathung über den Verfassungsentwurf zugewiesen wurde, der am 21. Februar 1861 als Staatsgrundgesetz veröffentlicht wurde. K. war also einer der Geburtshelfer von Oesterreichs Februarverfassung. Der erste Act dieser neuen Aera war die Vornahme der Wahlen für die Landtage nach den gleichzeitig mit der Februarverfassung erschienenen Landesordnungen. K. wurde von dem Landbezirke Klosterneuburg in den niederösterreichischen und von den drei Wahlbezirken Schlesiens, Freiwaldau, Friedek und Teschen in den schlesischen Landtag und von diesem in den Reichsrath gewählt. Auch in diesem bewährte er sich trefflich, indem er bei mehreren wichtigen Verhandlungen (Gemeindegesetz, Gewerbeordnung, Grundertragscataster) erfolgreich das Wort ergriff.

Als der Handelsminister Mathias Constantin Graf Wickenburg (siehe A. D. B. XLII, 320—325) das Portefeuille niederlegte, wurde K. zum Leiter des Handelsministeriums ernannt; er erhielt dadurch Sitz und Stimme im Ministerrath und wurde zum wirklichen kaiserlichen Geheimen Rath (Titel Excellenz) erhoben.

Am 27. Juni 1865 demissionirte das Ministerium Erzherzog Rainer-Schmerling, um dem unheilvollen Ministerium Belcredi Platz zu machen; da trat K. in den definitiven Ruhestand und wurde bei dieser Gelegenheit durch das Großkreuz des Franz-Josef-Ordens ausgezeichnet.

Die Jahre der Ruhe verlebte er bis 1875 in Wien, von da an in seiner Vaterstadt Graz. Geistig thätig und productiv war er ununterbrochen; im J. 1866 hielt er im niederösterreichischen Gewerbevereine zu Wien zwei Vorträge volkswirthschaftlichen Inhalts (gedruckt Wien 1866 unter dem Titel: „Die Aufgabe des niederösterreichischen Gewerbevereins gegenüber den volkswirthschaftlichen Tagesfragen“); der erste enthält eine kurze Skizze der Geschichte der Nationalökonomik mit besonderer Hervorhebung des Adam Smith'schen Systems und den Versuch, die gegen dasselbe von Friedrich List geltend gemachten Gründe zu bekämpfen, und der zweite Vortrag handelt von Schutzzoll und Freihandel mit Befürwortung des letzteren und von den Mitteln und Wegen, den Uebergang von diesem zu jenem zu finden.

Im J. 1874 veröffentlichte er, jedoch anonym, eine philosophisch-politische Schrift unter dem Titel: „Alt oder neu: die politische Entscheidungsfrage. Aus der Mappe eines Wiener Bureaukraten“. Leipzig und Wien, F. A. Brockhaus

1874 (X und 220 Seiten). Den Titel erklärt er damit, daß er sagt, jetzt müssen wir uns entscheiden, ob wir vorwärts wollen zum Culturstaat, oder rückwärts zum alten geschichtlichen, in dessen Trümmern wir wühlen; er bekennt sich zur Fahne des Culturstaats, denn nur in diesem sei wahrer Patriotismus, ungeheuchelte Vaterlandsliebe möglich. Seine Schrift nennt er halb ein Gedenkbuch an vergangene Zeiten, halb eine Studie über den modernen Staat und seine Entwicklung im Vaterlande. Der Culturstaat sei ein Gebot der Vernunft, er ist die Freiheit, die Bildung, die Wohlfahrt, der Friede, sein Ziel ist der Bund aller Culturstaaten, seine wichtigste Institution die Schule. Er anerkennt vor allem anderen das Recht der Persönlichkeit als ein gleiches und unantastbares; die Arbeit muß frei sein; er ist nur auf dem Boden des Sittengesetzes möglich; er muß confessionslos sein, aber ein Aufsichtsrecht über die in ihm vorhandenen Religionsgenossenschaften wahren. K. wirft schließlich einen Rückblick auf die Entwicklung Oesterreichs seit 1848 und legt dar, daß auch diese Monarchie nur auf dem Wege des Fortschritts und der Freiheit sich zu einem Culturstaate ausbildend einer glücklichen Zukunft entgegengehen könne.

In den letzten Jahren seines Lebens schritt K. zur Abfassung eines Werkes, welches man seine Memoiren nennen könnte; es ist aber mehr, als das, es ist nicht nur die Schilderung seines Lebensganges und Wirkens, es ist auch eine Darstellung seiner politischen, ethischen, Rechts- und gesellschaftlichen Anschauungen und Ueberzeugungen mit stetem Hinblick auf die staatlichen Verhältnisse und auf die geschichtliche Entwicklung der habsburgischen Monarchie. Er gab dem Werke, welches einen stattlichen Band bildet, den Titel: „Mein politisches Glaubensbekenntniß in Gedenkblättern einer achtzigjährigen Pilgerfahrt" (Leipzig 1881), und nennt es selbst eine Suite von politischen Essays, ein Stück Zeitgeschichte, eine Kritik unseres gesellschaftlichen Lebens.

Nach dem Rücktritt vom öffentlichen Dienste (1865) waren K. noch 17 Jahre friedlicher, ruhiger Muße gegönnt; diesen Jahren verdanken wir die bedeutungsvolle, inhaltreiche Leistung, welche er als sein politisches Glaubensbekenntniß bezeichnet. Er starb am 27. April 1882 in seiner Heimath Graz in Steiermark.

Wurzbach, Biographisches Lexikon des Kaiserthums Oesterreich. Wien 1863. X, 384—386. — Josef Freiherr v. Kalchberg, Mein politisches Glaubensbekenntniß in Gedenkblättern einer achtzigjährigen Pilgerfahrt. Leipzig 1881. — Ilwof, Josef Freiherr v. Kalchberg. Sein Leben und seine Schriften. Innsbruck 1902. Franz Ilwof.

Kalchberg: Wilhelm Freiherr von K., k. k. Major, Ritter des Maria-Theresien-Ordens, der beiden vorigen Brudersohn, wurde geboren am 6. Januar 1807 zu Sümeg in Ungarn. 1823 trat er als Cadett in das 10. Infanterieregiment, avancirte in der damaligen Friedenszeit langsam bis zum Hauptmann und trat 1842 in den Ruhestand. Die kriegerischen Ereignisse des Jahres 1848 bewogen ihn, wieder in die Reihen des Heeres zu treten. Er wurde als Hauptmann in das Infanterieregiment Prohaska Nr. 7 aufgenommen, welches dem Armeecorps des Feldmarschallieutenants Graf Schlick zugetheilt war. Im Treffen bei Hatván am 2. April 1849 zeichnete er sich bei der Vertheidigung der Brücke über die Zagyva in hervorragender Weise aus. Das dritte Corps unter Schlick befand sich auf dem Rückzuge vor dem übermächtigen Feinde und hatte das Defilé von Hatván und die Brücke über die Zagyva zu passiren. Schlick ertheilte dem Hauptmann K. den Befehl, die Brücke mit seiner Compagnie solange zu halten, bis das Armeecorps sie passirt habe, sie dann zu zerstören und den Rückzug des Corps gegen Gödöllö zu decken. In

richtiger Erkenntniß der Gefahr, welche dem Corps drohen würde, wenn es dem Feinde gelänge, mit seiner ganzen Macht in das offene Terrain vorzubrechen und den Rückzug zu stören, traf K. die zweckmäßigsten Anordnungen. Nachdem das Corps die Brücke passirt hatte, schritt er mit einer kleinen Pionierabtheilung und sechs Mann Prohaskainfanterie zum Abbruch der Brücke. Da begannen die feindlichen Abtheilungen — die polnische Legion mit einem Stabsofficier und einer rothen Fahne an der Spitze — vorzudringen, um den Uebergang zu forciren. K. hatte den ihm ertheilten Befehl vollzogen, er hätte also den Rückzug antreten können. Er erkannte jedoch die Wichtigkeit seines Postens und hielt trotz heftigen Kugelregens und Kartätschenfeuers stand. „Er hatte die besten Schützen seiner Compagnie möglichst günstig aufgestellt und jedem derselben drei Mann zum fortwährenden Laden der Gewehre beigegeben. Mit dieser kleinen tapferen Schaar empfing er den Feind mit einem fast ununterbrochenen und sehr wirksamen Bataillefeuer. Der feindliche Stabsofficier fiel gleich als einer der Ersten getroffen vom Pferde; die gut gezielten Schüsse seiner braven Mannschaft, die zweckmäßige Aufstellung und treffliche Leitung verfehlten die beabsichtigte Wirkung nicht, sodaß alle Versuche der Insurgenten, die Compagnie aus Hatván zu verdrängen, scheiterten, obschon sie durch ihre zahlreiche Artillerie ein furchtbares Kreuzfeuer gegen die Stellung derselben eröffnen ließen und in dichten Massen und Colonnen vor Hatván aufgestellt waren. Die letzten Abtheilungen des Armeecorps waren schon gegen 2000 Schritte vom Orte entfernt; der tapfere Hauptmann K. hatte mit seiner braven Compagnie durch anderthalb Stunden den Feind aufgehalten und durch ein wohlgerichtetes Feuer dem an dem jenseitigen Ufer in dicht gedrängten Massen stehenden Gegner großen Schaden zugefügt, auch waren beinahe alle Patronen verfeuert, als er den Befehl zum Rückzuge erhielt. Er zog sich anfangs nur mit zwei Zügen und einem Officier unter dem heftigsten Feuer auf 600 Schritt zurück und formierte daselbst eine Masse, begab sich hierauf mitten im Kugelregen nochmals ganz allein an die Brücke, nahm die andern zwei Züge nebst fünf Blessirten mit und eilte zurück. Schritt für Schritt kampfbereit zog er sich gegen die Stellung des Armeecorps, ohne ferner beunruhigt zu werden, da mittlerweile auch die Nacht eingebrochen war, und brachte seine Compagnie in Sicherheit."

K. hatte durch diese tapfere That die ganze Macht des Feindes, 20 000 Mann, durch Stunden in Schach gehalten, den allsogleichen Uebergang derselben über die Zagyva aufgehalten, den Rückzug des Corps Schlick gedeckt und dessen Verfolgung durch den Feind hintangehalten.

In dem Capitel des Maria-Theresien-Ordens vom 29. Juni 1849 wurde K. für diese Heldenthat das Ritterkreuz dieses Ordens verliehen und den Statuten desselben gemäß wurde er am 6. Juni 1850 in den Freiherrnstand erhoben.

Am 1. Mai 1850 übernahm er das Commando des Grazer Schloßberges, veröffentlichte das für die Geschichte der Steiermark und der Stadt Graz recht beachtenswerthe, verdienstvolle Werk „Der Grazer Schloßberg und seine Umgebung", Graz 1856, wurde 1857 in die Arcièrenleibgarde eingetheilt, trat 1860 als Major in den Ruhestand und starb am 16. December 1883 zu Graz.

Hirtenfeld, Der Militär-Maria-Theresien-Orden und seine Mitglieder. Wien 1857, IV. Abtheilung, S. 1666—1668 und S. 1753. — Lukeš, Militärischer Maria-Theresien-Orden. Wien 1890, S. 37 u. 525.

Franz Ilwof.

Hoff*): Karl H., Maler, wurde am 8. September 1838 als Sohn eines Conditors zu Mannheim geboren. Er empfing seine künstlerische Ausbildung auf der Kunstschule zu Karlsruhe, wo er im October 1855 als Schüler in die Antikenclasse aufgenommen wurde und im October 1857 in die Figurenclasse aufrückte. Als seine hauptsächlichsten Lehrer in Karlsruhe werden J. W. Schirmer und Ludwig des Coudres genannt. Im Sommer 1858 verließ er Karlsruhe und wandte sich nach Düsseldorf, um dort unter Vautier's Anleitung seine Studien fortzusetzen. Im J. 1862 hielt er sich ein halbes Jahr in Paris auf. Eine Reihe von Studienreisen in Deutschland, Frankreich, Italien, Griechenland, Dalmatien und Montenegro erweiterten seinen Gesichtskreis und dienten dazu, daß er sich, nachdem er sich in Düsseldorf selbständig gemacht hatte, bald durch eine Anzahl ernster und heiterer Genrebilder einen geachteten Namen machte. Im Laufe des Sommers 1878 wurde er als Professor an die Kunstschule nach Karlsruhe berufen, wo er am 13. Mai 1890 nach nur kurzer Krankheit im Alter von 51 Jahren an der Lungenschwindsucht starb. Unter seinen Gemälden sind „Die Taufe des Nachgeborenen" (1875, Berliner Nationalgalerie), „Des Sohnes letzter Gruß" (1878, Dresdner Galerie) und „Zwischen Leben und Tod" (1885, Kunsthalle in Karlsruhe) am bekanntesten geworden. H. gehörte zu denjenigen Künstlern, die nicht blos mit dem Pinsel, sondern auch mit der Feder umzugehen verstehen. Eine Anzahl Dichtungen, von denen wir das für das Kaiserfest im Malkasten zu Düsseldorf im J. 1877 geschriebene „Festspiel" und sein Hauptwerk „Schein, ein Skizzenbuch in Versen" nennen (Stuttgart 1878) wollen, legten Zeugniß für diese Seite seiner Begabung ab. Großes Aufsehen erregte bei ihrem Erscheinen seine Streitschrift: „Künstler und Kunstschreiber" (München 1882). Sie gab Anlaß zu einer erneuten heftigen Polemik über die alte Frage, wer am meisten berufen sei über die Kunst abzuurtheilen, ob die Künstler oder die Kunsthistoriker und Kritiker, konnte sie aber selbstverständlich nicht zur Entscheidung bringen, obwol sie in mancher Hinsicht klärend wirkte. Als ein Arrangeur von großem Geschick zeichnete er sich aus, als er im J. 1886 den großen geschichtlichen Festzug zur fünfhundertjährigen Jubelfeier der Universität Heidelberg anordnete.

Vgl. Kunstchronik. Neue Folge, 1. Jahrg., Leipzig 1890, Sp. 463. — Kunst für Alle. Hrsg. von Friedrich Pecht. 5. Jahrg. 1889—1890. München 1890, S. 285. — Friedrich v. Böttticher, Malerwerke des neunzehnten Jahrhunderts. 1. Bd., Dresden 1891, S. 550—552. — A. v. Oechelhäuser, Geschichte der Großherz.-badisch. Akademie der bildenden Künste. Karlsruhe 1904, S. 86 (Porträt). — Chronik der Haupt- und Residenzstadt Karlsruhe für das Jahr 1890. 11. Jahrg., Karlsruhe 1891, S. 94. — Badische Biographien, hrsg. von F. v. Weech. IV. Theil, Karlsruhe 1891, S. 188—183. — Universum. Dresden und Wien 1890. VI, 2637—2640. — Ruperto-Carola. Illustrirte Festschrift der Universität Heidelberg. Heidelberg 1886, S. 216. H. A. Lier.

Hoff**): Konrad H., Architekturmaler, geboren am 19. November 1816 zu Schwerin, † am 19. Februar 1883 in München, erhielt als armer Leute Kind den ersten Kunstunterricht in der Feiertagsschule seiner Heimat, erlernte mit Weißquast die Tüncherei, ging von dieser zu Decorationsmalerei über, begab sich im Drange nach weiterer Ausbildung auf die Wanderschaft, kam nach Dresden, wo er zwar die Akademie frequentirte, dieselbe aber aus Mangel

*) Zu S. 393.
**) Zu S. 393.

an Mitteln bald wieder verlassen mußte. Seines Fortkommens wegen immer gewerblich und auch im Theaterfache beschäftigt, gelangte H. über Breslau, Krakau, Warschau und Wien im Herbst 1840 nach München. Hier trat er bei Jos. A. Schwarzmann (A. D. B. XXXIII, 315) in „Condition“ und arbeitete als Geselle an den Decorationsmalereien in der kgl. Residenz, der Basilika, wodurch H. ebenso wie Hauschild und Schwoiser die Mittel zum Besuche der Akademie erübrigte. Er oblag insbesondere dem Studium der Perspective unter Franz Heindl und später bei Seeberger (A. D. B. XXXIII, 566), dessen Vorbild als Maler von Intérieurs anregend auf H. wirkte. Noch mehr förderte ihn der Verkehr mit gleichstrebenden Freunden, wie Lichtenheld, Langko, Hanno Rhomberg, mit Fr. Bischof, dem Kupferstecher Brennhäuser, Joseph Miller u. A. Dann copirte er fleißig nach älteren Meistern in der Pinakothek und im Schlosse zu Schleißheim, dessen Rococo-Gemächer zu praktischen Studien in der Architektur- und Perspectivmalerei einluden. H. begann mit Genrebildern, bei welchen allmählich der architektonische Hintergrund hervortrat: 1849 brachte er zuerst „Die Wiedergenesende“, eine „Beichte“ in den Kunstverein und einen „Bestraften Katzenfreund“ (nachmals als „Der Antiquar mit den Katzen“ lithographirt von A. v. Ramberg im sog. König-Ludwig-Album); 1850 ein „Hausarchiv“ und die „Dem Einzug von Soldaten zuschauende Familie“; 1851 das häufig wiederholte „Zimmer eines Cardinals“ und 1852 den „Saal eines fürstlichen Jagdschlosses“ (angekauft um die damals ansehnliche Summe von 40 Louis d'or). Bahnbrechend erwies sich H. als wahrer Künstler mit seinem „Morgen nach dem Bankett“ (angekauft 1853 um 660 Gulden); es war ein sorgfältig durchgeführtes, nur mit einem die Neigen ausschlürfenden Mohren staffirtes Stilleben. Der damit gewonnene Beifall veranlaßte den Maler, dasselbe Bild in späterer Mittagsbeleuchtung „Nach der Mahlzeit“ zu wiederholen. Mit dem behaglichen Gefühle des Gelingens legte sich nun der fleißige H. auf dem gerade nicht allzugroßen Stilwechsel bietenden architektonischen Répertoire seiner goldverschnörkelten Zopf- und Rococogemächer mit den schweren Seidentapeten, glitzernden Glaslustern, blitzenden Spiegeln und glatteisigen Parquetten, seine Staffagen zurecht: rothe Cardinäle, sammtschleppende Edelfrauen oder leichte Kammerkätzchen — hierin ein Vorläufer von Körle und Lossow. Zu der großen Reihe von ähnlichen Bildern gehören die „Dämmerstunde“ (1854) mit dem am Fenster sitzenden träumerischen Mädchen, die „Toilette“ (1855), „Zimmer aus einem Schlosse“ (zu Pölnitz bei Neustadt), 1858 das „Musikzimmer“ mit einer singenden Dame, 1859 der „Einzug in eine Stadt“, 1860 eine „Partie aus dem Chor der Münchener Frauenkirche“ (vor ihrer Restauration), ein „Renaissance-Gemach“ mit einem schreibenden Dämchen, 1861 abermals ein Cardinalzimmer, das „Treppenhaus im Schlosse zu Schleißheim“ u. s. w. Das letztgenannte Jahr führte unseren Künstler nach Verona und Venedig; alsbald war der Maler im Bann dieser Zauberwelt, welche mit Ausnahme des Dichters Oskar v. Redwitz noch jeden echten Musensohn umstrickte und beglückte. Nun kommen allerlei Erinnerungen aus „S. Zeno in Verona“ (1862) und vom dortigen Marktplatz, welcher ebenso A. Menzel's Bravour herausforderte, und den am 25. Decbr. 1904 in Jerusalem verstorbenen G. Bauernfeind zu seinem ersten, eminent gemalten Bilde (1879) reizte: dieses im glühendsten Morgenschein sich abspiegelnde Menschengewimmel mit der vielstimmigen Symphonie der Käufer und Verkäuferinnen und dem frischen Duft der Obstsorten und Blumen. Darauf folgten Erinnerungen aus der „Scuola di S. Rocco“ und der Kirche „S. Sebastiano“ (1863), diesem echt venetianischen Schatzkästchen von Farben, aus der altehrwürdigen „Basilika von Torcello“, aus „S. Miracoli“, aus den Höfen der palastreichen Lagunenstadt (1865) mit

„S. Maria Salute“, kurz aus dem poesiereichen Winkelwerk dieser Kirchen, aus dem Dogenpalast, dem Canale Grande und dem Schiffbauplatz (1871), bald in wabernder Mittagsglut oder im träumerischen Mondlichte, kurz in allen Stadien der Beleuchtung. Hier bewährt sich ja in bestrickendster Weise das Wort vom Hineingreifen ins volle Menschenleben! Eine große „Ansicht von Venedig“ (Preis 2500 Gulden) erschien 1872. Darüber vergaß er freilich nicht seine „Ahnensäle“ und Zopfgallerien aus Schleißheim oder dem Würzburger Schlosse, welche mit prinzeßlichen Damen, Aerzten, Bettelmönchen oder Ordensmännern staffirt wurden. Ein solches „Frühstück“ betiteltes Prunkgemach, wo für die noch unsichtbare Herrin der Morgenkaffee servirt wird, kaufte König Ludwig II. für die Neue Pinakothek. Die meisten von Hoff's Bildern kamen gleich in feste Hand, nach Schwerin, in den Besitz des Königs von Hannover, der Königin von Preußen, des Prinzen Karl von Baiern; außer den ziemlich zahlreich nach auswärts gehenden Bildern erwarb fast alljährlich der Münchener Kunstverein ein Erzeugniß Hoff's. Seinen rastlosen Bemühungen und seinem organisatorischen Talent gelang die Gründung der Münchener Künstlergenossenschaft und ihrer alljährigen Sommerausstellung; 1872—80 bekleidete H. das nicht immer glatte und neidenswerthe Amt eines Vorstandes dieser Genossenschaft.

Noch vor fünfzig Jahren begnügte man sich aus rohbehobelten, grün oder grau mit Leimfarbe getünchten Bretterwänden in den Münchner Glaspalast kleine Säle und schwimmcabinenhafte Cabinette einzubauen, in welchen die Bilder hart an einander, nach landsmannschaftlicher Fühlung aufgehängt wurden. Dazu kam das störrige Getrampel auf den weitklaffenden Bohlen, deren Spalten des Bretterbodens einen sicheren Aufbewahrungsort für verlorene Gegenstände gaben; an Ruheplätze und Sitze dachte niemand, nur der seine Becken bisweilen übersprühende Brunnen im Mittelraume spendete sommerliche Kühlung auch im Herbste; schnell vergilbte Tannenstämmchen bildeten einzig die landschaftliche Unterbrechung: an Blumenschmuck und andere Zier dachte niemand. Anregungen von jüngerer Seite nach einer freundlich anheimelnden Umgebung, nach einem menschenwürdigeren Dasein wurden von der älteren Generation in Ungnade abgeschlagen, wobei im vorberathenden Plenum dem Vorstande — die Promotion zum „Präsidenten“ erfolgte erst später — die halbweg gewiß nicht unrichtigen Worte entfuhren: „Wir brauchen gute Bilder und Kunstwerke und keine solchen Allotria.“ Hoff's Wort fuhr wie eine Fanfare in die jüngeren, die nun ihre frisch constituirte Künstlerkneipe im oppositionellen Jubel auf „Allotria“ tauften, sodaß H. der intellectuelle Urheber dieser Vereinigung wurde, aus welcher sich eine Unmasse von Witz, Geist, Talent nebst anderen (freilich auch sehr alltäglichen) Zugaben entwickelten, welche rasch die Oberführung erreichten, dann aber von der „Secession“ und anderen naturnothwendigen Eventualitäten abgelöst wurden, die im unermüdlichen Kreislauf jeglicher Entwicklung wieder weitere Knospen, Blüthen, Früchte und Herbstzeitlosen im organischen Proceß nachzogen: Das Alte fällt, es ändert sich die Zeit und neues Leben grünt aus den Ruinen. Die ganze Genesis vollzieht sich sachlichst unter Leid, Kummer, Verdruß und Schmerzen zu neuen Hoffnungen, Enttäuschungen und Freuden im ewigen Kreislauf, wobei jede neue Generation sich als die einzig lebensfähige und berechtigte erklärt. Ob nun das Ganze Kunst-, Litteratur-, Cultur- oder Weltgeschichte genannt wird, bleibt homogene Wurstigkeit. Daß von jeder neuen Evolution das Heil der Welt abhängt, ist ebenso wahr wie Gellert's „Fabel von dem Hut“, der in immer verjüngter Form doch derselbe alte Filz bleibt.

H. hat die ehrenvolle, hervorragende Stellung, welche er in der Kunst und im Leben einnahm, auf rauhen, mühe- und dornenvollen Wegen aus eigener Kraft errungen. Was anderen Glückskindern von selbst zufällt, mußte er durch wahre, schwerverdiente Ausdauer und Geradheit erkämpfen. Mit eiserner Energie, unterstützt durch klaren Verstand und hohe Ehrenhaftigkeit erzwang H. was den in wohlgeordneten Verhältnissen geborenen und erzogenen Menschenkindern vom blauen Himmel herab bescheert wird. Wenn sein Auftreten in manchen Fällen nicht die glatte Form und glänzende Oberfläche seiner Salonbilder zeigte, so leistete doch der von Natur aus derb angelegte Mann reichen Ersatz durch die edle Gesinnung, den festen Willen und die aufopfernde Hingebung, womit er die materiellen Interessen der Kunst und der Künstler selbstlos vertrat. Ihm galt nur das Princip und nie die Person; erlittenen Kränkungen trat er nie in gleicher Weise entgegen, übte auch niemals Vergeltung. Infolge seiner Bemühungen in den Kriegsjahren, insbesondere bei Veranstaltung der großen Kunstausstellung und Verloosung zum Besten der Invalidenstiftung erhielt H. das „Verdienstkreuz für die Jahre 1870 und 1871“ und den königl. preußischen Kronenorden III. Classe; der Veteranenverein ernannte ihn zum Ehrenmitglied und gab ihm auch, gleich einem alten Kriegskameraden, mit der ganzen Münchener Künstlerschaft das letzte feierliche Geleit. Als Jury-Mitglied bei den verschiedenen internationalen Kunstausstellungen erhielt H. das Officierkreuz der franz. Ehrenlegion, den k. k. österr. Franz-Joseph-Orden (1873) und 1879 den Verdienstorden vom hl. Michael I. Classe, zugleich mit einer Staatspension. Sein sechzigster Geburtstag wurde mit einem glänzenden Feste und der Uebergabe eines silbernen Pocals gefeiert. Zunehmende Kränklichkeit und sichtliche Ermüdung veranlaßten den Künstler, das Vorstandsamt der Kunstgenossenschaft in jüngere Hände niederzulegen (1880). Eine lange, schmerzhafte Krankheit schloß sein Leben. Wer den Besten seiner Zeit Genüge geleistet, hat vollen Anspruch auf die Dankbarkeit der Nachwelt.

Sein Vermögen und den Ertrag seiner Ateliersammlungen (welche durch J. Steuber am 13. Juni 1883 versteigert wurden) vermachte H. dem Münchener Künstler-Unterstützungsverein.

Vgl. Nekrolog in Beilage 72 d. Allgem. Ztg. vom 13. März 1883. — Regnet in Lützow's Zeitschrift XVIII, 386. — Kunstvereinsbericht für 1883, S. 71. — Fr. v. Bötticher, 1895. I, 552.

Hyac. Holland.

Hoffmann*): Theodor H., verdienter hamburgischer Schulmann, † am 28. Juni 1890. Geboren am 2. August 1807 in Hamburg, verlor der Knabe bereits mit sieben Jahren den Vater, wurde aber von der verwittweten Mutter sorgfältig erzogen und durch ihr Vorbild, da sie zum Unterhalte der zahlreichen Familie eine Mädchenschule errichtete und leitete, für den Lehrerberuf gewonnen. Er selbst besuchte von 1815—1822 die Schule der deutschreformirten Gemeinde seiner Vaterstadt und wirkte dann, damaliger Praxis gemäß, sofort nach seiner Confirmation drei Jahre lang als „Gehilfslehrer“ an Privatschulen (1822—25). Erst hierauf trat er für einige Zeit in eine der damals das fehlende Seminar nothdürftig ersetzenden Vereinsanstalten für Lehrerbildung ein, in der er sich vorzugsweise dem Studium der neueren Sprachen widmete, um so gerüstet weiter sein Heil als Privatlehrer zu versuchen. In dieser Thätigkeit erwarb er sich bald solches Vertrauen, daß das Presbyterium der reformirten Kirche den Achtundzwanzig-

*) Zu S. 424.

jährigen 1835 zum Leiter seiner Gemeindeschule erkor. Neben seinem Hauptamte betheiligte er sich eifrig und erfolgreich an dem jungen Vereinswesen und besonders an dem damals noch durch keine staatlichen Ansprüche beengten und ebensowenig durch staatliche Anstalten unterstützten Bildungsstreben der hamburgischen Lehrer, vertrat aber in den Bewegungen von 1842 und 1848 mit Nachdruck die Nothwendigkeit staatlicher Organisation des Schul- und besonders des Volksschulwesens. Als Mitglied der Reformdeputation arbeitete er 1848 den Entwurf eines Schulgesetzes aus, der damals noch nicht zur Annahme gelangte, aber bei der nachmaligen gesetzlichen Regelung des Schulwesens wesentliche Dienste geleistet hat. Inzwischen betheiligte sich H. auch an der Gründung und den öffentlichen Versammlungen des „Allgemeinen Deutschen Lehrervereines". In einer langen Reihe dieser Versammlungen fungirte er mit großem Geschick und anerkannter Autorität als leitender Vorsitzer und war dadurch bereits zu hohem Ansehen in der gesammten deutschen Lehrerschaft gelangt, als 1859 durch die neue Verfassung in Hamburg die Schulfrage in neuen Fluß kam. Gleich 1859 in die Bürgerschaft gewählt, trat H. nun mit Nachdruck in die Arbeit an der Lösung dieses wichtigen Problemes ein. Von der Bürgerschaft in die 1862 ins Leben tretende provisorische Schulbehörde deputirt, hatte er in dieser den neuen Schulgesetzentwurf vorzubereiten, was er mit Benutzung seiner Vorarbeiten derart leistete, daß seine Vorschläge mindestens für das Volksschulwesen in allen Hauptsachen durchgingen und demnach durch Erlaß des Gesetzes für das Unterrichtswesen vom 11. November 1870 ins Leben traten. Da sich bald herausstellte, daß der bereits 1869 eingesetzte eine Schulrath (Lorenz Harms) für das vorhandene Bedürfniß nicht genügte, wurde diesem 1873 H. als zweiter, besonders für Volksschulen und Seminar berufener Schulrath zur Seite gestellt. Was er durch Jahrzehnte ersehnt und erstrebt hatte, war nun erreicht und ihm die schöne Aufgabe zugefallen, seine eigenen Ideen in ruhigerer Arbeit praktisch durchzuführen. Noch neun Jahre konnte der Alternde mit milder Besonnenheit sich dieser Aufgabe widmen. Im J. 1882 entschloß er sich, den wohlverdienten Ruhestand aufzusuchen, in dem er noch acht Jahre — zuletzt von mancherlei Leiden heimgesucht — verbrachte. Mit der ersten Geschichte des modernen Hamburger Schulwesens bleibt das Bild des kleinen, freundlichen Mannes, dem man äußerlich kaum anmerkte, welche zähe Thatkraft ihm innewohnte, für alle Zeiten ehrenvoll verbunden. H. starb am 28. Juni 1890 in seiner Vaterstadt, der sein ganzes Leben gewidmet war.

Sander.

Hofmann *): Julius H., Baumeister, geboren am 20. Februar 1840 in Triest, † am 5. August 1896 zu München als k. bair. Hof-Oberbaurath. Er erhielt bei seinem Vater, dem Bildhauer Franz H., und in der Realschule seiner Heimath die erste Anregung und gründlichste Schulung, welche während seines Aufenthaltes in Wien 1854—1857 die weiteste Ausbildung gewann, indeß H. das Geschäft seines Vaters zu Triest fortsetzte. Seine originellen Leistungen gewannen die Aufmerksamkeit des Erzherzogs Maximilian, welcher den vielbegabten jungen Meister 1857—1860 bei Ausschmückung des herrlichen bei Triest erbauten Schlosses Miramare vollauf in Anspruch nahm. Nach einer längeren, über München nach Paris und London unternommenen Studienreise sendete ihn sein edler, großsinniger Mäcen bei seiner Erhebung zum Kaiser von Mexiko in die neue Welt voraus, dort alles zum Empfang des Monarchen vorzubereiten und die von Maximilian geplanten baulichen Unternehmungen in Stand zu setzen. Als Hofarchitekt des mit großartigen Plänen

*) Zu S. 436.

und Projecten vollauf beschäftigten Herrschers, wozu auch die Restaurationsarbeiten am ehemaligen Kloster zu Lacroma bei Ragusa gehörten, war H. gerade auf der Reise nach Europa, als die traurige Katastrophe in Mexiko erfolgte. Dadurch wieder genöthigt ins Privatleben zurückzutreten und eine neue Wirksamkeit zu suchen, begab sich H. nach München, zeichnete 1867 eine Zeitlang für Swertskoff's Glasmalerei in Schleißheim und die Mayer'sche Kunstanstalt in München und übernahm durch ein ganzes Decennium die Stelle eines technischen Leiters an der kgl. Hofglasmalerei von F. X. Zettler. Hierdurch kam er in Fühlung mit Hofbaudirector v. Dollmann (s. A. D. B. XLVIII, 70), der ein so vielseitiges Talent zu würdigen und vollauf bei Ausschmückung der königlichen Schloßbauten in Linderhof, in Neuschwanstein und auf Herrenchiemsee in Anspruch nahm. Nach Dollmann's Abgang trat H. an seine Stelle; ihm wurden nach dem Tode des Königs die Gebäude der kgl. Civilliste und die Privatschlösser Linderhof, Herrenchiemsee und Neuschwanstein, woselbst noch ein kleiner Seitenflügel abgeschlossen wurde, unterstellt. Die nächsten Arbeiten waren dem Andenken des unglücklichen Monarchen gewidmet. H. lieferte die im edelsten Renaissancestile gehaltenen Entwürfe zu dem mit Emblemen und heraldischem Schmuck gezierten, zwanzig Centner schweren, durch Oxydation harmonisch abgetönten Zinn-Sarkophag in der Gruft der S. Michael-Hofkirche, ebenso die Zeichnungen zu jener an der Unglücksstelle bei Schloß Berg aufgestellten fünf Meter hohen, mit einer Laterne gekrönten Seesäule aus schwedischem Syenit (vgl. Nr. 10 Ueber Land und Meer 1889, S. 222), worüber sich später die im romanischen Stile erbaute mit Marmor, Mosaik- und Freskobildern reich geschmückte Votivkirche erhob, welche indessen erst nach Hofmann's Tod durch dessen Sohn Rudolf H. vollendet wurde (vgl. Nr. 38 Ueber Land und Meer 1899). Vorerst hatte Julius H. viele Restaurationen in der Residenz besorgt, darunter den Neubau der Schatzkammer. Ein entzückendes Werk der Kleinkunst leistete H. mit einer in Silber, Elfenbein und Email ausgestatteten Miniaturcopie des Latonabrunnens (auf Herrenchiemsee), welche der Prinzregent als Anerkennung für die Regelung der Nachlaßmasse weiland König Ludwig's dem Finanzminister Dr. Freiherrn v. Riedel widmete. Noch einmal ergab sich für H. die neidenswerthe Gelegenheit zu einem originellen Schloßbau mit der zwischen Leoni und Ammerland imposant gelegenen „Seeburg", welche der mit den kühnsten Plänen sich tragende Gutsbesitzer Höch († 8. April 1905) an der Ostseite des Starnbergersees unternahm: ein durchweg im nibelungenhaften Rundbogen gehaltenes Bauwerk, von überraschender Schönheit und Wirkung: Ein ausgedehntes Conglomerat von massiven Säulen und Gemächern, von Säulengängen, Terrassen und Thürmen, Pracht-, Zier- und Nutzbauten, ein hochherrschaftlicher Sommersitz (vgl. Nr. 195 d. Allg. Ztg., 15. Juli 1892). Als weitere Probe von Hofmann's Genialität in Beherrschung und Schöpfung neuer decorativer Stilformen erschien das Prachtwerk „Romanische Wandmalereien der kgl. bair. Burg Neuschwanstein" (München 1896 bei Jos. Albert mit 30 Tafeln in Lichtdruck), als glänzendes Zeugniß, wie H. alte Vorbilder mustergültig neu zu beleben und effectvoll zu verarbeiten und ebenso neue Vorbilder zu schaffen im Stande war. Der vielseitigst mit ausgezeichneten Eigenschaften hochbegabte dabei höchst anspruchslose Mann, Charakter und Künstler harrt immer noch einer längst verdienten biographischen Würdigung.

Vgl. Nr. 363 d. Münchener Neuesten Nachrichten, 7. Aug. 1896 und Louise v. Kobell, König Ludwig II. und d. Kunst, 1898, S. 290 ff.

Hyac. Holland.

Holzhausen*): Karl Friedrich Adolf H., Buchdrucker, † 1892, ist am 3. Januar 1827 in Braunschweig geboren. Sein Vater Karl Frdr. Otto H. war Lieutenant im Lützow'schen Freicorps, dann anscheinend ohne Erfolg Landwirth gewesen und erhielt im Herbste 1828 eine kleine Anstellung im Acciseamte zu Helmstedt; 1831 wurde er nach Braunschweig, 1835 nach Wolfenbüttel versetzt, wo er am 7. April 1848 als Hauptzollamtscontrolleur gestorben ist; seine Gattin Joh. Kasimire Wilh. Karoline war eine Zwillingsschwester des Hamburger Buchhändlers Julius Campe und Nichte des bekannten Schulraths J. H. Campe († am 8. August 1850). Der Sohn besuchte die Bürgerschule in Wolfenbüttel und trat nach seiner Confirmation zu Pfingsten 1842 in der Buchdruckerei von Heinr. Meyer in Braunschweig als Lehrling ein. Die Lehrzeit fiel dem gut begabten und dichterisch veranlagten Jünglinge nicht leicht, aber er hielt sie aus und wurde 1847 als Gehülfe „ausgeschrieben". Nachdem er sich dann in verschiedenen Druckereien in Braunschweig, bei Gebr. Jänecke in Hannover, bei H. G. Voigt in Hamburg umgesehen hatte, kam er 1850 zu L. Holle nach Wolfenbüttel, wo er namentlich den Typennotendruck gründlich kennen lernte. Dann ging er zu Brockhaus nach Leipzig, darauf wieder nach Hamburg zu Voigt, mit dessen ältester Tochter Marie er sich am 15. Mai 1853 verheirathete. Im J. 1858 kaufte er in Gemeinschaft mit Herm. Jacob die Universitätsdruckerei von J. G. Manz in Wien. War hier der Anfang auch schwer, so verstand es doch H. in kurzer Zeit sein Geschäft durch Fleiß, Sachkenntniß und Thatkraft auf eine hohe Stufe der Leistungsfähigkeit zu erheben. Die Agentur der englischen Bibelgesellschaft, die 1864 in Wien entstand, übertrug ihm die Herstellung ihres großartigen Bedarfs. Noch im December desselben Jahres löste er das Gesellschaftsverhältniß mit H. Jacob. Er erwarb sich großen Ruf durch die Anfertigung vielsprachiger Drucke, durch seinen Originalsatz für slavische Sprachen u. a. In vorzüglicher Weise führte er, getreu seinem Wahlspruche: Ars in litteris, Kunstdrucke aus. Zahlreiche Festschriften, die Prachtwerke des k. k. Oberstkämmereramtes u. s. w. legen davon ein deutliches Zeugniß ab. Auch fremde Verleger im deutschen Reiche, wie in Frankreich nahmen für schwierige Aufgaben seine Dienste häufig in Anspruch. Im Kreise seiner Fachgenossen erfreute sich H. hohen Ansehens; 1871—74 und 1877—83 war er Vorstand des Wiener Gremiums der Buch- und Steindrucker. Doch verleideten ihm später gewisse Vorfälle eine öffentliche Thätigkeit; er zog sich von ihr zurück und fand seine Freude in der Arbeit, seine Erholung im eigenen trauten Familienkreise. Trotzdem hat es ihm an öffentlichen Anerkennungen nicht gefehlt. Er wurde zum k. k. Hof- und Universitätsdrucker, 1884 zum Ritter des Franz Josephordens, 1892 zum kaiserlichen Rath ernannt; er erhielt die goldene Medaille für Kunst und Wissenschaft; in Paris erwählte man ihn zum Officier de l'Académie de l'Instruction publique. Konnte er auch mit berechtigtem Stolze auf die durch eigene Kraft errungenen Erfolge blicken, so blieb er doch nach wie vor der schlichte Mann in Gesinnung und Lebensführung. Am 15. Mai 1892 feierte er unter großer allseitiger Theilnahme sein 50jähriges Buchdruckerjubiläum und nahm seinen Sohn als Theilhaber in das Geschäft auf, das dieser bald allein fortführen sollte. Denn schon im Spätsommer des Jahres erkrankte der Vater in Salzburg an einem Nierenleiden, das am 30. September 1892 seinem Leben ein Ende machte. In Ober-St. Veit bei Wien, wo er in den Sommermonaten eine eigene Villa bewohnte, ist er bestattet worden.

---

*) Zu S. 456.

Vgl. Oesterreichisch-Ungarische Buchdrucker-Zeitung. 20. Jahrgang, Nr. 19, 20 und 40. — Brunonia, 1899, Nr. 11 und 12.

P. Zimmermann.

Howaldt*): Hermann H. (1852—1899), Ingenieur. Am 26. November 1852 wurde H. als Sohn des Fabrikbesitzers Howaldt zu Kiel geboren. Er besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt und erwarb sich, nachdem er wegen Kränklichkeit längere Zeit den Schulbesuch hatte aussetzen müssen, die Berechtigung zum einjährig-freiwilligen Militärdienst vor der Prüfungscommission zu Schleswig.

Dem Brauche seiner Familie folgend, arbeitete er von 1869 bis 1873 praktisch als Lehrling des Maschinenbaues, in der Fabrik seines Vaters. Nachdem er ein Semester auf dem Polytechnikum zu Hannover studirt hatte, genügte er seiner Militärpflicht beim Feldartillerieregiment Nr. 10. Vom Jahre 1874 bis 1877 besuchte er die damalige Gewerbeakademie zu Berlin, um seine angefangenen Studien im Schiffsmaschinenbau fortzusetzen. Hieran anschließend hörte er noch ein Semester die Vorträge von Professor Grashof in Karlsruhe und trat dann in die Fabrik seines Vaters ein. Seine praktische Thätigkeit begann er mit dem Bau von Schwimmdocks, indem er das erste Amsterdamer Composite-Schwimmdock construirte, welches auf einer holländischen Werft unter seiner persönlichen Leitung ausgeführt wurde.

Inzwischen war aus der Firma Schweffel & Howaldt die Maschinenfabrik Gebr. Howaldt hervorgegangen, deren Leitung der Verstorbene in Gemeinschaft mit seinem Bruder im J. 1879 übernahm. Nach Austritt des letzteren aus der Firma leitete Hermann H. die Fabrik allein, bis dieselbe im J. 1889 mit der Kieler Schiffswerft von G. Howaldt unter dem Namen „Howaldtswerke" vereinigt wurde. Als Mitglied des Directoriums dieser Werke nahm er in seinen letzten Lebensjahren thätigsten Antheil an dem Neubau und der Entwicklung derselben zu einer großen modernen Anlage. Seine Hauptaufgabe erblickte der Verstorbene von jeher in constructiver Thätigkeit, auf welchem Gebiete er auch schöne Erfolge erzielte. Von übergroßer Pflichttreue erfüllt, gönnte er sich keine Erholung, und dieser rücksichtslosen Anspannung seiner Arbeitskraft konnte sein Körper auf die Dauer nicht widerstehen. Im Begriffe, zur Wiederherstellung seiner geschwächten Gesundheit den Süden aufzusuchen, ereilte ihn im besten Mannesalter der Tod (17. Mai 1899) und endete ein emsigster Arbeit und ernstlichem Vorwärtsstreben gewidmetes Leben.

Nach Mittheilungen der Howaldtswerke. F. M. Feldhaus.

Hübner**): Rudolf Julius Benno H., Maler, wurde am 27. Januar 1806 zu Oels in Schlesien als jüngster Sohn des dortigen Stadtdirectors Ernst August H. und seiner zweiten Gattin Christiane Raedler geboren. Er besuchte das unter der Leitung Carl Ehrenfried Günther's stehende Gymnasium seiner Vaterstadt und verrieth schon damals einen lebhaften Drang zum Zeichnen, der durch den Unterricht seines Lehrers Sander, der „ein ganz geschickter Kupferstecher" gewesen sein soll, noch bestärkt wurde. Nach dem Wunsche seines Vaters sollte H. Theologie studiren, wußte es aber nach dem frühen Verluste seiner Eltern durchzusetzen, daß er Maler werden durfte, nachdem der Landschaftsmaler Professor Siegert in Breslau sich über seine Begabung günstig ausgesprochen hatte. Noch vor Ostern 1821 verließ er das Gymnasium zu Oels und arbeitete zunächst kurze Zeit in Breslau unter Siegert's Leitung. Dann begab er sich, erst fünfzehnjährig, mit seinem ältesten Bruder August H., der

*) Zu S. 492.
**) Zu S. 501.

Jurisprudenz studiren sollte, nach Berlin und ließ sich dort durch Gottfried Schadow in die Gypsclasse der Kunstakademie aufnehmen. Hier lernte er den späteren Düsseldorfer Historienmaler und Professor an der Akademie Theodor Hildebrandt kennen und schloß mit ihm einen Freundschaftsbund fürs Leben. Bald darauf wurde er Schüler Wilhelm Schadow's und folgte ihm im J. 1826 nach Düsseldorf, wo Schadow die Leitung der dortigen Akademie übernahm. Im gleichen Jahre erschien Hübner's erstes historisches Bild „Boas und Ruth", sechs Figuren in halber Lebensgröße gemalt, für das er längere Studien gemacht hatte, auf der Berliner Kunstausstellung. Es fand u. a. den Beifall des älteren Schadow und wurde von König Friedrich Wilhelm III. angekauft. Das fröhliche rheinische Leben und der Umgang mit zahlreichen gleichgesinnten und gleichstrebenden Jünglingen in Düsseldorf sagte H. ungemein zu, und noch im Alter sprach er mit Begeisterung von dieser „schaffenden Jugendzeit", die ihm „ein unverlierbares Paradies der Erinnerung" geworden war. Während dieses ersten Düsseldorfer Aufenthaltes schuf H. eines seiner bekanntesten Bilder, den nach Goethe's Gedicht gemalten „Fischerknaben und die Nixe", das gleichfalls vom König von Preußen angekauft wurde, und das sich heute in dem Besitz Sr. M. des Königs und Kaisers befindet. Es machte seinen Namen namentlich in seiner schlesischen Heimath berühmt, und er durfte sich bei einem kurzen Besuch in Breslau des herzlichsten Empfanges bei allen geistig hervorragenden Männern, die damals in der Hauptstadt Schlesiens lebten, erfreuen. Im J. 1829 vermählte er sich mit Pauline Bendemann, der Schwester seines Freundes, des Malers Eduard Bendemann, und der Tochter eines reichen Bankiers. Die Hochzeitsreise, die er unter den glücklichsten Verhältnissen unternehmen durfte, führte ihn nach Rom, wo er im November 1829 eintraf und bis zum Sommer 1831 blieb, in regem Verkehr mit den nachgekommenen Düsseldorfer Freunden und anderen hervorragenden Deutschen, unter denen der Bildhauer Ernst Rietschel und Felix Mendelssohn-Bartholdy von H. in seiner kurzen Lebensskizze besonders erwähnt werden. In Rom entstand ein zweites, einen Stoff aus dem Buche Ruth darstellendes Bild „Ruth und Naemi", heute im Besitz der Nationalgalerie in Berlin. Nach seiner Rückkehr nach Deutschland ließ sich H. in Berlin nieder, siedelte aber im Jahre 1834 zum zweiten Male nach Düsseldorf über. In Berlin schuf er außer einer Reihe in Lebensgröße ausgeführter Bildnisse einen von Wilhelm v. Humboldt hoch geschätzten „Simson" und seine erste, später in den Besitz des Leipziger Museums gelangte „Heilige Familie". In die Zeit des zweiten Düsseldorfer Aufenthaltes, die durch den Umgang mit Immermann und Mendelssohn neue geistige Anregungen bot, fällt die Entstehung des Altarbildes für die Kirche zu Meseritz, das Christus und die Apostel darstellt, ferner der „trauernde Hiob mit seinen Freunden", den H. für das Städel'sche Institut in Frankfurt a. M. malte, und ein „Christus an der Säule lehnend" („Ecce homo"), der für die Düsseldorfer Andreaskirche bestimmt war. Während des Winters von 1838 auf 1839 lebte H. wieder in Berlin, wo er durch die Verleihung des Professorentitels ausgezeichnet wurde. Im Herbste desselben Jahres folgte er einem Ruf als Professor der königlich-sächsischen Kunstakademie und als Mitglied der Galleriecommission nach Dresden, wohin sein Schwager Bendemann schon im Jahre 1836 verzogen war. Er blieb seitdem über zweiundvierzig Jahre bis zu seinem Tode, der am 7. November 1882 erfolgte, in dieser Stellung und bekleidete außerdem noch seit 1871 als Nachfolger Julius Schnorr's v. Carolsfeld das Amt eines Directors der königlichen Gemäldegallerie, über deren Bestand er schon im J. 1856 ein „für seine Zeit und in seiner Art sehr anerkennenswerthes" Verzeichniß bearbeitet hatte. Unermüdlich thätig, schuf er

Jahr um Jahr eine kaum zu übersehende Menge von Gemälden, deren Stoffe er dem alten und neuen Testament, der romantischen, theilweise auch der classischen Poesie, gelegentlich auch der Geschichte entnahm. Am bekanntesten unter ihnen ist das im J. 1848 vollendete „goldene Zeitalter", das für die Dresdner Gallerie angekauft wurde und dem Künstler reichen Beifall eintrug. Neben dem Frankfurter „Hiob" wird es von den Freunden des Malers wegen der Vortrefflichkeit der Durchführung als das gelungenste unter seinen Werken angesehen. Die gleiche Anerkennung fand sein Theatervorhang für das alte Semper'sche Hoftheater in Dresden. Das Hauptbild stellte die Romanze auf weißem Zelter, die den Dichter in den Wald der Poesie geleitet hat, nach Ludwig Tieck's Vorspiel zum „Kaiser Octavianus" dar. An dem landschaftlichen Hintergrunde und an dem ornamentalen Theile hatten Ludwig Richter, der ältere Oehme, Metz, Ernecke, v. Oer und Wagner mitgearbeitet. „Die geschmackvolle Eintheilung des ganzen Raumes, der reiche, geistige Inhalt der Darstellungen und eine schöne und reiche Ornamentik brachten einen vollkommenen und fesselnden Eindruck hervor." Als das Theater im J. 1869 abbrannte, wurde der Vorhang durch das Feuer vernichtet. Doch konnte er nach den vorhandenen Zeichnungen und Studien durch den Sohn des Künstlers, Eduard H., wiederhergestellt werden. In dieser Gestalt schmückt er seit dem Jahre 1882 das neue Leipziger Stadttheater. Als Lehrer der Kunst hatte sich H. bei seinen Schülern einer großen Beliebtheit zu erfreuen, da er sich ihrer eifrig annahm und nach Kräften für ihr Fortkommen sorgte. Besonders verdienstvoll war es, daß er niemanden eine eigene Richtung aufzwang und die verschiedensten Bestrebungen in der Malerei, sogar die Landschaft und das Thierstück, förderte. Unter anderen gehörte z. B. der bekannte Thiermaler Guido Hammer zu seinen Schülern. Unter den übrigen verdienen wenigstens v. Ramberg, Scholtz, Schönherr und Thumann genannt zu werden. Poetisch veranlagt, hat H. seit dem Ausgang der dreißiger Jahre eine Menge dichterische Arbeiten hervorgebracht, von denen die zweibändige Sammlung von Gedichten, die in den Jahren 1871—1876 in Braunschweig und Dresden unter dem Titel: „Helldunkel" erschienen, die wichtigsten enthält. H. galt endlich auch als ein tüchtiger Redner und wußte bei gegebener Gelegenheit die Zuhörer zu fesseln und zu begeistern. So lange er lebte, war sein Einfluß auf seine Umgebung groß. Nach seinem Tode fing man bald an einzusehen, daß seine Bedeutung nach jeder Richtung hin überschätzt worden war. Er theilt dieses Loos mit den meisten übrigen Düsseldorfer Malern, deren gerechte Würdigung vorerst der Zukunft überlassen bleiben muß.

Julius Hübner, Aus meinem Leben. Liegnitz 1872 (Separatabdruck aus der Zeitschrift „Rübezahl"). — A. Ehrhardt, Julius Hübner. Separatabdruck aus der Zeitschrift für Museologie und Antiquitätenkunde, Dresden 1882. — Ausstellung des Vereins Berliner Künstler zu Berlin. Werke von Julius Hübner 1806—1882. Berlin 1883. — C. Gurlitt, Die deutsche Kunst des XIX. Jahrhunderts. Berlin 1899 (Register). — Illustr. Zeitung. Leipzig 1845, Nr. 110, S. 92, 93. — Kunst-Chronik. Beiblatt zur Zeitschrift für bildende Kunst. 18. Jahrgang, Leipzig 1883, Sp. 242 bis 243. — F. v. Bötticher, Malerwerke des 19. Jahrhunderts. Dresden 1891, Bd. 1, S. 582—586. — Kunstblatt. 22. Jahrgang 1841, herausgegeben von L. v. Schorn. Stuttgart und Tübingen 1841, S. 265—267. — Wolfgang Müller von Königswinter, Düsseldorfer Künstler. Leipzig 1854, S. 22—28. — R. Wiegmann, Die königliche Kunstakademie zu Düsseldorf. Düsseldorf 1856 (Register). — A. Rosenberg, Geschichte der

modernen Kunst. Leipzig 1887, Bd. II, S. 386—388. — F. Schaarschmidt, Zur Geschichte der Düsseldorfer Kunst, insbesondere im 19. Jahrhundert. Düsseldorf 1902 (Register). — Zur Beurtheilung von Hübner's Charakter, dem sein College Hähnel „Hochmuth" vorwarf (vergl. Ernst Julius Hähnel, Litterarische Reliquien, herausgegeben von Julius Große. Berlin 1893, S. 107), geben zahlreiche Aufzeichnungen in „Julius Schnorr's Tagebüchern" (abgedruckt in den Dresdner Geschichtsblättern, Bd. 1—3, Dresden 1893—1905, vgl. das Register) wichtige Fingerzeige.

H. A. Lier.

Verzeichniß

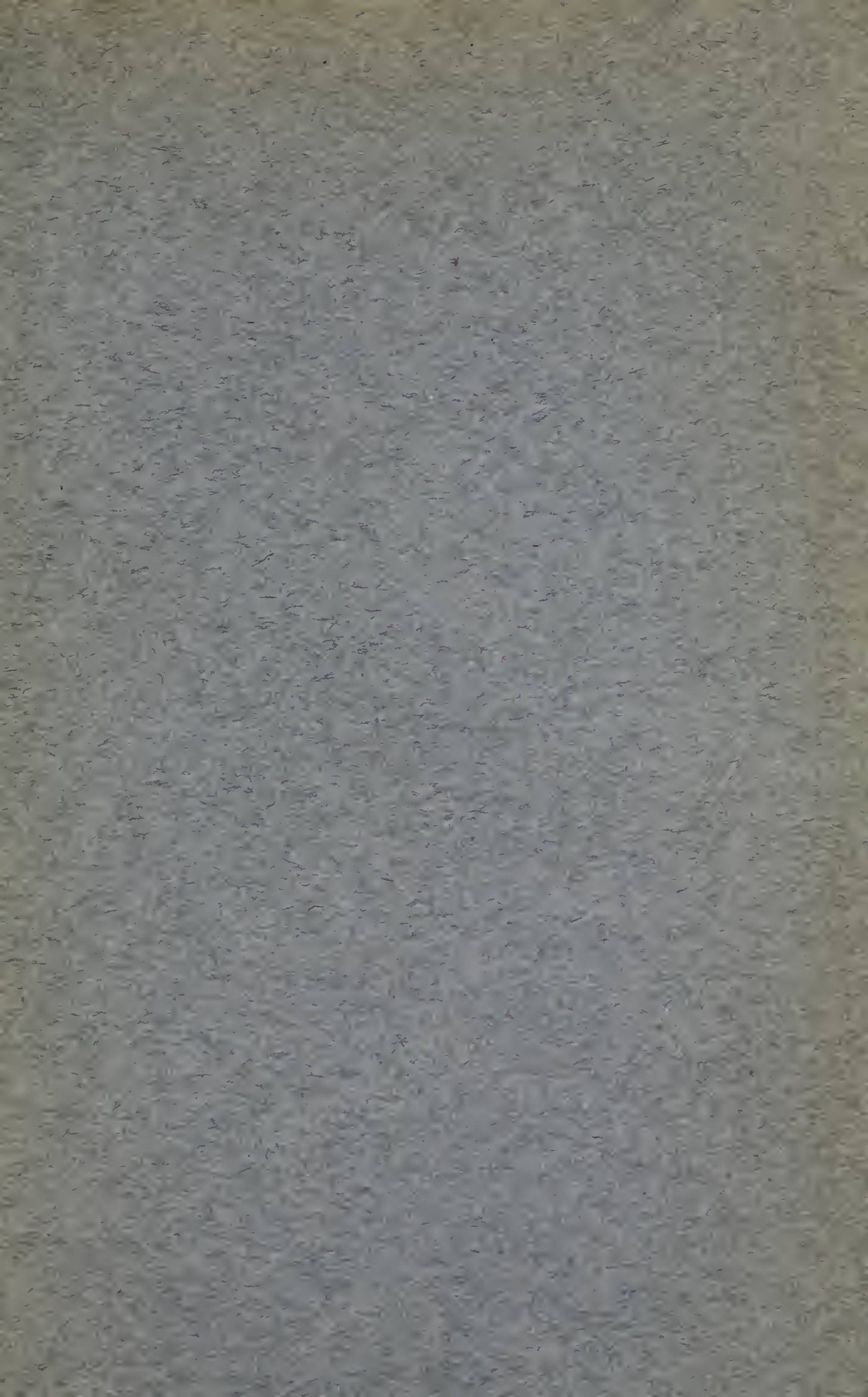
der im 50. Bande der Allgem. Deutschen Biographie enthaltenen Artikel.

(Die beigesetzten Zahlen sind die Seitenzahlen des Bandes.)

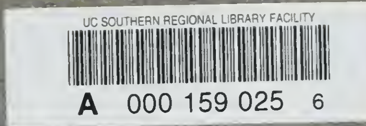
Berichtigung.

S. 594 Z. 2 v. u. lies: Harvey-Torpedos.

Piererſche Hofbuchdruckerei Stephan Geibel & Co. in Altenburg.







SOUTHERN BRANCH,
UNIVERSITY OF CALIFORNIA,
LIBRARY,
LOS ANGELES, CALIF.

